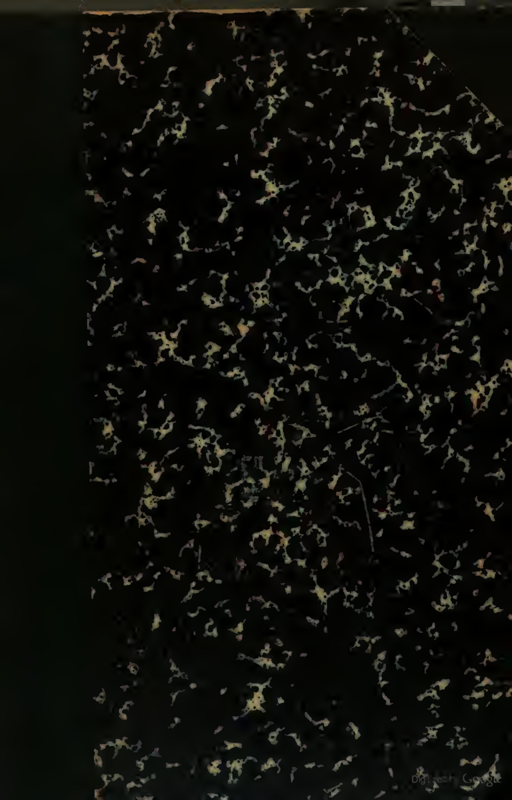



ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG
SIGILLVM
CHRISTO ET ECCLESIAE
VE RI TAS



Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von * * * * *

Richard Fleischer

Neunundzwanzigster Jahrgang. Erster Band

Januar bis März 1904



Stuttgart und Leipzig 1904 Deutsche Verlags-Anstalt

Inhalt

des

Ersten Quartal-Bandes des Jahrgangs XXIX

(Januar bis März 1904)

Berichte aus allen Wissenschaften

Kleine Revuen

Neunundzwanzigster Jahrgang | Januar 1904 | Preis vierteljährlich 6 Mark
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart, Leipzig und Berlin
1904

Preis des Jahrgangs 24 Mark

Anzeigen.

Aus den Jugendbriefen Rudolf v. Bennigsens.

Mitgeteilt von

Hermann Oncken.

I.

In dem Hingang der Männer, die sich um die Einigung und den Ausbau unsers neuen Reiches verdient gemacht haben, haben wir während des letzten Jahrzehntes immer lebhafter empfunden, daß jenes große Zeitalter unsrer Volksgeschichte bereits wie eine abgeschlossene Periode hinter uns liegt. Und während wir selber in den neuen Aufgaben einer verwandelten Zeit leben, erlangen wir die Fähigkeit, auf jene abgeschlossene Periode zurückzublicken mit dem nachdenklichen Urteil des Historikers. Wir empfinden zugleich das Bedürfnis, das Bild der großen Bewegungen, aus denen das Reich erwuchs, festzuhalten, insbesondere auch den Anteil der führenden Männer an dem Geschaffenen zu erkennen, um die Dankesschuld der nachkommenden Generation an dem, was für uns jetzt Geschichte geworden ist, zu betätigen.

Heute sind wir in der glücklichen Lage, einiges aus den Papieren Rudolf v. Bennigsens bekanntzugeben. Seine Familie hat den Entschluß gefaßt, der nicht nur von der Geschichtschreibung, sondern auch von weiten Kreisen des deutschen Volkes mit herzlichem Anteil begrüßt werden wird, die gesamten hinterlassenen Papiere des Verstorbenen der Oeffentlichkeit zugänglich zu machen. Dieser ganze Nachlaß ist dem Verfasser dieser Zeilen übergeben worden zu dem Zwecke der Verarbeitung und Veröffentlichung in einer eindringenden Biographie, die voraussichtlich in zwei Jahren im Umfange von zwei Bänden erscheinen wird. Es versteht sich, daß die Biographie eines Mannes, der mit bedeutsamem Anteil inmitten einer großen allgemeinen Bewegung gestanden hat, nicht als die bloße Darstellung eines im Persönlichen aufgehenden Lebenslaufes aufgefaßt werden kann, sondern eines breiten historischen Hintergrundes bedarf: es handelt sich um die Geschichte des deutschen und hannoverschen Liberalismus in den Jahren der Reaktionszeit und dann vor allem um die Geschichte des preußisch-deutschen Liberalismus im Zeitalter der Reichsgründung und in den ersten Jahrzehnten des neuen Reiches: um die historische Würdigung derjenigen politischen Tendenzen, die zwar das Reich nicht geschaffen haben, aber bei seiner Vorbereitung und

Gestaltung einen der stärksten Einschläge abgegeben und in der Persönlichkeit Rudolf v. Bennigsens vielleicht den vornehmsten Führer gefunden haben.

In den Tageszeitungen ist kürzlich die Aufforderung ergangen an alle diejenigen, die im Besitze von Briefen Bennigsens und anderweitigem biographischen Materiale sind, unsern Plan durch leihweise Hergabe der Originale oder Mitteilung getreuer Abschriften [1]) freundlichst unterstützen zu wollen. Diese Bitte erlauben wir uns an dieser Stelle zu wiederholen; zumal an die Parteifreunde sowohl aus den Zeiten des Nationalvereins als innerhalb der nationalliberalen Fraktionen des Abgeordnetenhauses und Reichstags, in deren Händen Aufzeichnungen von oder über Bennigsen sich befinden, sei sie gerichtet.

*

Einzelne Proben aus dem Nachlasse gedenken wir bereits an dieser Stelle in Abständen mitzuteilen. Die folgenden betreffen nicht den fertigen, sondern den werdenden Politiker; sie führen in die Frühzeit seiner selbständigen Entwicklung hinein, zu dem Moment zurück, wo der Jüngling sich zum ersten Male über die Richtung seiner Neigungen bewußt wird. Er war mit 18 Jahren, Oktober 1842, zur Universität gekommen und nach zwei Semestern in Göttingen nach Heidelberg übergesiedelt, in einem „wilden und leidenschaftlichen Studentenleben", wie er es selbst nennt, umgetrieben. Um Ostern 1846 bestand er in Hannover sein erstes Examen und wurde alsbald als Amtsauditor dem Amte Lüchow, im hannoverschen Wendlande, zur weiteren Ausbildung überwiesen. Das hannoversche Beamtentum, die ganze Verwaltung und auch die Spitzen des richterlichen Standes, war fast eine Domäne der 70 bis 80 Familien des eingesessenen Adels, der herrschenden Klasse im Staate; schon als ihrem Angehörigen stand dem jungen Bennigsen bei dem Grade seiner Fähigkeiten eine gesicherte Laufbahn in Aussicht. Aber hören wir nun, wie rasch, schon nach wenigen Monaten, er dieser ganzen Beschäftigung und aller mit ihr verbundenen Aussichten satt wird, weil schon in seinen Studienjahren sich andre Einflüsse seiner bemächtigt haben, die ihn auf eine ganz andre Bahn zu treiben versuchen: er schlägt seinem Vater, der damals als Oberst die Geschäfte des hannoverschen Bevollmächtigten bei der Bundesmilitärkommission in Frankfurt versah, einen Uebergang zu einem andern Berufe vor.

Lüchow, 28. September 1846. [2])

„Mein teurer Vater!

Lange, sehr lange habe ich Dich und Mutter auf Nachrichten von mir warten lassen. Unbegreiflich werdet Ihr mein Schweigen gefunden haben; in dem Zwiespalte und inneren Kampfe, in dem ich diese ganze Zeit zugebracht

---

[1]) Durch Uebersendung entweder an mich, Charlottenburg, Knesebeckstraße 4 oder an Herrn Hauptmann Alexander v. Bennigsen, Berlin SW., Friesenstraße 14.

[2]) Im Original scheint 1847 zu stehen, doch ist, wie sich aus allen Zusammenhängen ergibt, 1846 zu lesen.

habe, war es mir aber täglich schwerer geworden, ehe ich zu einem bestimmten Resultate, einem festen Entschlusse gekommen war, von dem, was mich bewegte, Dir die rohen Bruchstücke mitzuteilen. Eine Darstellung meines äußeren Lebens Dir zu geben, ganz schweigend von dem, was mich unruhig umhertrieb, war mir aber ganz unmöglich. Ehe ich Dir meinen Entschluß oder Plan, zu dem ich nach reiflicher Ueberlegung und einem qualvollen ernsten Ringen nach Klarheit über mich und über das heutige Leben gekommen bin, und zu dem ich jetzt um Deine Zustimmung bitte, mitteile, erlaubst Du wohl, daß ich etwas weiter aushole.

Unsre ganze Zeit treibt, von einem geheimnisvollen, unwiderstehlichen, unbewußten Drange getrieben, einem Ziele zu, das kaum einer der jetzt lebenden Menschen in klarer Anschauung in seiner Seele trägt, während die Wege zu demselben in den vielfachsten Durchkreuzungen verwirrt, halbverschleiert und gänzlich ungebahnt sind. Jeder Mensch, nach seiner Individualität schwächer oder stärker, vor allem aber die junge Generation, die, wenn auch nicht die Lösung, so doch die Krisis gewiß noch schauen wird, fühlt sich von dem allgemeinen Stoße mit fortgerissen. Daher die Haltlosigkeit, das Wankendwerden der anscheinend festesten Verhältnisse, diese qualvolle Unruhe, die, wie vom Fieberwahn oder von einer schweren Gewitterluft beängstigt, jeden Menschen — sei ihm die Entwicklung bewußt oder unbewußt — kaum irgendwo noch eine sichere Stätte finden läßt, diese Ratlosigkeit von Regierungen und Regierten, das fortwährende Wechseln, Stärker- und Schwächerwerden im Feldgeschrei der Parteien, allen diesen allgemeinen Systemen gegenüber, die wie Pilze aus der Erde schießen und sich alle als den endlich gefundenen Stein der Weisen, als das Universalheilmittel aller der tausend Leiden der heutigen Menschheit mit lautem Ungestüm antünden, um ebenso rasch wieder von der Oberfläche zu verschwinden und andern Platz zu machen. Und doch muß der Ausweg aus diesen unglückseligen Irrsalen sich finden lassen und die Pforte zu der lachenden Landschaft, die bis jetzt nur Poeten und Weise im nebelhaften Traume erblickten, von der ganzen Menschheit sinnlich wahrgenommen und körperlich durchschritten werden, soll nicht die menschliche Geschichte der bitterste Hohn und die Idee einer Zivilisation ein Traumbild sein, das uns ein Dämon vorgaukelte und, wenn wir armen Menschen es endlich zu fassen glauben, als Staub und Moder uns an die Köpfe schleudert. Und friedlich muß die Lösung sein, wenn nur endlich der große Genius erscheint, den schon so viele falsche und wahre Johannes' gepredigt haben; oder sollte der menschliche Boden zu ausgemergelt sein, um eine solche hochwüchsige Eiche noch hervortreiben zu können, auch dann noch, wenn nur erst hundert und wieder hundert Menschen und zuletzt die ganze Masse in ernster und ausdauernder Anstrengung — ein jeder nach seinen Gaben — die Steine herbeitragen und den Bau beginnen hilft. Fehlt dann auch der Messias, die zwölf Apostel müssen sich doch finden.

Will man aber [statt] der Menschheit zunächst unserm deutschen Vaterlande von Nutzen sein, so ist vor allen Dingen nötig, daß man seine eignen Fähigkeiten mit Ernst und Ausdauer entwickelt und sich dann einen Wirkungskreis sucht, wo

man nach seiner eigentümlichen Richtung sich auf dem geeigneten Platze befindet, um das Fach, das man erwählt hat, mit Lust und Liebe und mit ganzer Seele zu erfassen, da nur dann allein es möglich ist, wenn auch nicht das Ausgezeichnete, aber doch das den Kräften Entsprechende zu leisten. Mit der Entwicklung meiner Fähigkeiten ist es mir nun zunächst eigen gegangen. Was meinen Beruf anbelangt, hattest Du, mein Vater, mir freie Wahl gelassen, und da der Soldatenstand in Friedenszeiten mich nicht sehr anzog, wählte ich das juristische Studium, auch nicht aus Vorliebe — ich kannte ja gar nicht, was ich wählte —, sondern vielmehr, weil der juristische Staatsdienst mir als Adeliger fast als das einzige andre Fach erscheinen mußte. Auf der Schule begnügte ich — da unsre ganze Schulmethode in Hannover mehr wie geisttötend war — begünstigt von einer außerordentlich leichten Fassungsgabe, die mir Fleiß und Urteil ersetzte und mich in meinen eignen Augen, verleitet durch den allgemeinen Beifall, für ein Genie erscheinen ließ — mich mit einer glänzenden Oberflächlichkeit in den meisten Schulfächern und las dafür ohne Auswahl, allmählich ohne alles Urteil über das Gelesene, eine Unmasse von Schriften aller Art. Vollgepfropft von fragmentarischen unverdauten Kenntnissen, ohne Klarheit über mich und über die Welt, körperlich mich nur allmählich erholend, bezog ich die Universität, von meinem Studium mir nicht gerade gewaltig viel versprechend, von der pedantischen, jämmerlichen Weise der Lehrer, denen ich in die Hände fiel, aber bald ganz zurückgestoßen. Zu einer bestimmten Richtung, der ich schon als Knabe nachgehangen hatte, fühlte ich mich freilich wohl hingezogen, mehr aber aus einem theoretisch-idealen Anfluge als im vollen Bewußtsein der Gründe weshalb. Meinen allgemeinen Wissensdurst fuhr ich fort zu befriedigen, ohne Konzentration auf bestimmte Gegenstände; und für einen Drang nach äußerer Tätigkeit fand ich in dem studentischen Verbindungsleben, in das ich mich nach fast halbjähriger Ueberlegung aufnehmen ließ, ein nicht ungeeignetes Feld. Die drei schönen Studentenjahre verstrichen, während ich allmählich durch Umgang mit mir überlegenen Altersgenossen, durch eignes Nachdenken und durch weniger konfuses Lesen, bei den ewigen freundschaftlichen und feindlichen Reibungen mit den verschiedenartigsten Charakteren, sowie durch unser exzentrisches deutsches Studentenleben fortwährend auf dem ‚qui vive‘ erhalten, zu gesunderen Ansichten und größerer Klarheit und Urteilsfähigkeit gelangte. Mein juristisches Studium betrieb ich höchst lässig und verließ mich, was speziell das Examen anbelangte, auf meine Gewandtheit, in kurzer Zeit über alles mögliche einen Ueberblick zu gewinnen, und auf die Hunderte von Beispielen eines ähnlichen glücklich abgelaufenen Verfahrens. Ich lernte sodann auch noch glücklich so viel, um mein Examen nicht schlecht zu bestehen und in den praktischen Dienst treten zu können. In dem letzten Jahre bin ich durch vieles Nachdenken, durch das Nachwirken aller vorher erfahrenen Eindrücke einen bedeutenden Schritt weitergekommen. Ich halte mich jetzt nicht entfernt mehr für ein Genie, glaube aber, die Anlage zu haben, einmal mehr als das Mittelmäßige zu leisten, habe diese Anlagen, wenn auch nicht in eine große Tiefe, doch in eine ziemlich bedeutende

Breite entwickelt, bin überzeugt, die ersten so nötigen sicheren Anhaltspunkte gewonnen zu haben, und vertraue fest darauf, daß ich die Ausdauer besitze, alle diese Blütchen zur Frucht zu treiben.

Dazu bedarf es aber einer konzentrierten Anstrengung, von der ich bis jetzt kaum eine Spur entwickelt habe. In unsrer Beamtenkarriere fehlt es mir aber dazu an aller Gelegenheit. Teils nimmt das Geschäft eines Beamten, wenn man es als Lebensberuf betreiben will und auch nur das Mittelmäßige darin zu leisten denkt, zu viel Zeit in Anspruch, teils fehlt es, sollte man auch die Zeit erübrigen, bei dem Wechsel in den Wohnorten und dem Aufenthalte in kleinen Orten häufig an aller Anregung durch ein größeres Leben, durch bedeutende Menschen oder an allem Hilfsmittel zum Studieren. Nun fragt es sich, ob die Aussichten eines hannoverschen Beamten auf seine Zukunft genug Annehmlichkeiten bieten, um das Aufgeben dieser Aussichten, solange es noch Zeit ist, ganz unratsam zu machen. Begeisterung kann diese ganze Tätigkeit wohl gar nicht erregen. Dies jahrelange Einerlei eines ewigen Schreibens, von dem man im Grunde für wenige Menschen einen erheblichen Nutzen ersieht, muß, in Verbindung mit dem gerade in Hannover sehr fühlbaren Mangel an aller geistigen Regung, keinem Menschen ein sehr großes Interesse einflößen können. Ich behauptete geradezu und habe es aus mehrerer Beamten Munde, daß nur die Notwendigkeit leben zu müssen, und die Schwierigkeit für viele aus unsern Verhältnissen in andern Bahnen die Subsistenzmittel sich zu verschaffen, den bei weitem größten Teil in diese Beschäftigung, die im Grunde nicht viel besser als eine Anstellung in einer Tretmühle ist, hineingestoßen hat. Dafür nun, daß man sich, seine ganze geistige Kraft, häufig auch noch Charakter und Ehre der Regierung verkauft, sieht man sich im Besitze der Hoffnung, nach einer ganzen Reihe von Jahren eine unbedeutende Besoldung zu erhalten, die an und für sich, abgesehen von einzelnen seltenen Glücksfällen, die Möglichkeit der Begründung eines eignen Familienhaushalts, wenn man Lust dazu hat, auf eine Zeit hinausschiebt, wo nach einem natürlichen Laufe der Dinge diese Lust eigentlich schon vergangen sein sollte. Was nun speziell meine Aussichten in dieser Laufbahn betrifft, so ist das in Kürze: eine größtenteils geistlose Beschäftigung ohne inneren Beruf, ohne Liebe, also wahrscheinlich lässig treiben, zehn bis zwölf Jahre oder, habe ich Glück, sieben bis neun Jahre fast ganz auf Deinen Geldbeutel angewiesen zu sein, und am Ende in einer Sache, die man nicht mit ganzer Seele treibt — treiben kann — es allenfalls bis zur Mittelmäßigkeit zu bringen, während ich vielleicht, entweder wenn ich jetzt, wo ich mitten in meiner besten geistigen Entwicklung bin, einige Zeit Muße und Ruhe habe, diese Entwicklung zu fördern, oder wenn ich rasch, solange es noch Zeit ist, ein andres Fach ergreife, der Welt von einigem Nutzen hätte sein können.

Ich möchte Dir nun zwei Vorschläge machen, die freilich in einem möglichen Falle auf einen hinauslaufen: entweder mir zu erlauben, daß ich jetzt gleich meinen Abschied fordere — der mir nicht versagt werden kann — und mich ohne weiteres auf die akademische Laufbahn vorbereite, oder aber daß ich um einen

einjährigen Urlaub einkomme behufs eines fernern Studiums. Dieser letzte Weg wäre vielleicht der sicherste. Ich habe noch diesen Winter gesehen, wie viel man in ganz kurzer Zeit in irgend einem Fache lernen kann, nun gar wenn man seinen Neigungen folgen darf, und ich glaube, daß mir ein Jahr bei wirklicher Anstrengung ausreichen würde, um meinen jetzigen Ansichten und Grundsätzen eine feste wissenschaftliche Gestalt und eine bestimmte praktische Richtung geben zu können. Am liebsten würde ich in diesem Jahre Heidelberg zu meinem Aufenthalt wählen, weil ich dann ganz in Eurer Nähe wäre, einen Teil des Jahres mit Leichtigkeit bei Euch zubringen könnte, auch für das Studium der Staatswissenschaften an Gervinus, Mittermayer, Schlosser, Morstadt u. s. w., reichlich so viel Anregung finden würde als auf einer andern Universität; dafür aber verhältnismäßig weniger Abhaltung als in Berlin haben würde, weil mir dieses noch in jeder Weise fremd ist, ich das Heidelberger Leben aber bereits bis auf die Hefen genossen habe. (Eine etwaige Befürchtung Mutters, daß ich Duellgefahren mich aussetzen würde, bedarf wohl kaum der Versicherung, daß ich das Leben jetzt ganz anders als zu der Zeit ansehe, wo ich Student war; eine Vermeidung aller studentischen Reibungen ist aber schon für einen älteren Studenten eine äußerst leichte Sache, wie viel mehr für mich, da ich doch kaum als Student leben würde.) Nach Verlauf dieses Jahres könnte ich mich dann, was ich freilich nicht mehr glaube zu bedürfen, überzeugt haben, ob ich gegen das hannoversche Beamtenleben einen entschiedenen Widerwillen besitze, oder ob ich zu einem zunächst rein theoretischen Fache Anlage, Ausdauer und Lust genug besitze. Ist eins von diesen nicht der Fall, so könnte ich sodann in meine verlassene Laufbahn wieder zurücktreten, ohne Zeit verloren zu haben, während ich einen inneren sicheren Fonds mitbrächte, der mir gestattete, was mir jetzt unmöglich ist, auch bei geringer äußerer Anregung in mir selbst die Elemente allein zu finden und zu nähren zu einer meinen Kräften entsprechenden Entwicklung. Der Urlaub könnte mir von meinem Amtmann nicht gut allein erteilt werden. Einer Anzeige bei der Landdrostei, wahrscheinlich einer Bewilligung des Landdrosten wird es dazu noch bedürfen. Doch sollte ich kaum glauben, daß, besonders wenn Du an Torney, den Du ja gut kennst, selbst schreibst, es einen vernünftigen Grund geben kann, mir einen Urlaub zu einer weiteren staatswissenschaftlichen Ausbildung abzuschlagen. Sollte mir jedoch wider Erwarten, dieser Urlaub abgeschlagen werden oder nur unter der Bedingung bewilligt werden, daß mir dieses Jahr in dem Staatsdienst nicht angerechnet würde, so bitte ich Dich, mir zu gestatten, um meinen Abschied anzuhalten. Was meine Absichten in diesem Falle anbelangt, so würde ich zunächst nach Heidelberg gehen und dort anfangen Staatswissenschaften gründlich zu betreiben, um nach einigen Jahren als Dozent mein Heil versuchen zu können. Ich habe diesen Schritt lange überlegt und weiß, was sich alles dagegen einwenden läßt. Ein Vorurteil gegen diesen Stand, vermute ich, hast weder Du noch Mutter. Eine gesicherte Zukunft gebe ich auf der einen Seite nicht auf, finde sie freilich auf der andern Seite auch nicht vor; sollte es mir aber eines Tages obliegen, für meine jüngeren

Geschwister mitsorgen zu helfen, so bin ich überzeugt, daß mir das in der Lage, wo ich allein auf meine Fähigkeiten angewiesen, aber selbständig stehe, leichter möglich sein wird als in einer hannoverschen Beamtenlaufbahn, wo meine etwaigen Konnektionen vielleicht durch [meine] von den am Ruder stehenden verschiedene[n] Grundsätze paralysiert werden und überhaupt, in einem solchen Falle aber ganz vorzugsweise, das Talent immer nur mittels Anciennetät vorwärts kommen kann. Die beiden Hauptgründe, die Du meinem Plan entgegensetzen kannst, sind meiner Meinung nach nur, zunächst daß ich die zu einer akademischen Laufbahn nötigen Talente oder die zu der Ausbildung derselben erforderliche Ausdauer nicht besitze, und ferner, daß ich am Ende zu einer solchen rein theoretischen Wirksamkeit den inneren Beruf nicht hätte und mich mittels meines auffallenden Schrittes nur unglücklich machen würde. Ueber meine Talente kann ich mich allerdings täuschen, an meine Ausdauer glaube ich aber mit Festigkeit. Ausdauer und Freiheit der Entwicklung müßte aber doch auch geringe Talente fördern können, und wenn ich auch zu einem praktischen Staatsdienste mehr Anlagen haben sollte als zu einer theoretischen Wirksamkeit als akademischer Lehrer, so werden gewiß nicht immer die Grenzen zwischen Schule und Praxis so streng gezogen sein wie in unserm heutigen deutschen Staatsleben.

Die Wissenschaft muß sich vom Schulstaube immer mehr befreien und nur in einer höheren Auffassung und Gestaltung des Lebens ihr Ziel suchen, dann hört sie aber von selbst auf, reine Theorie zu sein und wird gewiß in edlerem Sinne „eine praktische" genannt werden können als die gesamte Beamtenschreiberei. Und sollte einmal eine größere Zeit für Deutschland kommen, sollte der Sturm, der alle europäischen Verhältnisse aufzuwühlen droht, wirklich heraufziehen, so werden die Männer, die an dem allgemeinen Werke mitarbeiten helfen werden, einerseits zwar aus den von unsrer sogenannten Zivilisation nicht depravierten, noch kräftigen und gesunden Teilen des Volks, auf der andern Seite aber auch zum großen Teile aus der in den Wissenschaften eine neue Gestaltung für das Leben suchenden Klasse, aus den in der Wissenschaft sich mit Bewußtsein für das Leben Ausbildenden hervorgehen. Unsre Beamtenhierarchie, die bis jetzt im Vergleich mit England und selbst mit Frankreich wohl Minister, aber keine Staatsmänner hervorgebracht hat, deren Praxis, die — als Beamtenstube — vom Leben wenigstens ebensoweit als die Stube des Gelehrten abstehend, nicht nur den Geist, sondern auch Freiheit und Charakter tötet, trägt zu einer künftigen Größe Deutschlands, zu einer glücklichen Bewältigung des furchtbaren Gespenstes, an dem die Kultur im 19. Jahrhundert abermals zu scheitern droht, wohl die wenigsten tauglichen Elemente in sich. Soll nicht zum zweiten Male in Europa eine jahrhundertlange Barbarei, folgend auf eine ebenso lange dauernde Umwälzung, an die Stelle einer dem Untergange nahen Kulturepoche treten, so ist das nur durch eine Vereinigung der im Volke liegenden schöpferischen Kraft und noch ungebrochenen Leidenschaft und dem wärmsten, aufopferndsten, wissenschaftlichen Eifer aller derer aus unsern sogenannten gebildeten Klassen möglich, die für das Wohl der Menschheit noch einer Begeisterung fähig sind und die an

einer glücklichen Entwicklung zu einer besseren Epoche noch nicht verzweifelt haben.

Diesem Werke alle meine Kräfte, und wären sie auch noch so schwach, mein ganzes Leben zu widmen, bin ich fest entschlossen und bitte Dich jetzt um Deine Zustimmung zu dem deshalb von mir zunächst eingeschlagenen Wege.

— — — Ich schicke diesen Brief aber doch lieber heute weg, weil ich jetzt, wo ich fest entschlossen bin, keine Ruhe habe und weil, was geschehen soll, rasch geschehen muß. — — — Ich fühle, wie schwer es war, schriftlich Dir alles, was ich wollte, auseinanderzusetzen, und weiß nicht, ob es mir gelungen ist, Dich für meine Pläne zu überzeugen, ich hoffe aber, daß, wie unklar und schlecht ich mich auch ausgedrückt haben mag, Du überzeugt bist, daß ich selbst von der Wohltätigkeit derselben nach einer ernsten und langen Ueberlegung versichert bin. — — — Leb wohl, mein teuerster Vater, und erfreue bald mit einer, wie ich hoffe, zustimmenden Antwort

Deinen getreuen Sohn Rudolf."

Es ist das Schreiben eines Zweiundzwanzigjährigen, der vielleicht zum ersten Male zum Bewußtsein seiner Lebensaufgabe gelangt: das empfindet man vielleicht bei der etwas pathetischen Färbung der vielen von dringlichster Ueberredungskunst eingegebenen Worte. Aber mehr als von dem noch Unfertigen und Ringenden, nach Ausdruck und Inhalt Suchenden in diesem Briefe wird man doch angezogen und ergriffen von dem, was auf die Vollendung in dem fertigen Manne gleichsam prophetisch hindeutet. Seine bisherige Entwicklung wird von ihm selber ohne Beschönigung und Weichlichkeit angeschaut. Alle Motive seiner Abneigung gegen die hannoversche Beamtenlaufbahn kann man nicht mit den Händen greifen, sondern nur vermuten; nach der reichlich genossenen Freiheit seiner Studentenjahre und seines geistigen Lebens mochte das Mechanische und Kleinliche des Dienstes, Zwang und Disziplin auch zu der sofortigen Reaktion beitragen und die Sehnsucht nach einer ungebundeneren Existenz in ihm wachrufen. Dazu aber kommen politische Gründe; eine Abneigung etwa gegen die kleinen Verhältnisse des hannoverschen Mittelstaates kommt zwar nicht ausdrücklich zu Worte und konnte auch dem Vater, dem hannoverschen Offizier, gegenüber nicht geäußert werden; aber man fühlt überall heraus, daß sein politischer Sinn in diesen Verhältnissen keine völlige Befriedigung findet, sondern ihn auf einen größeren Schauplatz, das deutsche Vaterland hinausdrängt. Auch eine positive Darlegung seiner politischen Ueberzeugungen vermißt man vielleicht nur deshalb, weil gegen den Vater nicht alles herausgesagt werden konnte, auch wohl, weil in ihm noch nicht alles zu fester Anschauung gereift war; aber in welches Lager der Jüngling hineinstrebt, zeigt nicht nur der Hinweis auf „seine von den am Ruder stehenden verschiedenen Grundsätze", sondern auch die Erwähnung der liberalen Heidelberger Professoren deutlich genug. Es ist kein partikularstaatlicher, sondern allgemein deutscher Liberalismus etwa von der Farbe, wie er in der wenige Monate später in Heidelberg durch Gervinus und

seine Freunde begründeten „Deutschen Zeitung" seinen Ausdruck findet; gerade in der Enge und Abgeschiedenheit seiner Tätigkeit mochte Bennigsen die gewaltige Anziehungskraft dieser Bewegung auf das stärkste an sich erfahren. Die drückende und schwüle Luft der Zeit, anderthalb Jahre vor dem Ausbruch der Revolution, weht uns fast aus jeder Zeile dieses jungen Mannes entgegen. Je unbestimmter das Kommende sich seinem geistigen Auge darstellte, um so mehr suchte er eine Stelle, von der aus er mitwirken konnte.

Vergegenwärtigen wir uns auf der einen Seite den Widerwillen gegen die gering eingeschätzte Beamtentätigkeit und auf der andern den Drang zur politischen Wirksamkeit als das doppelte Motiv seines Schrittes, so werden wir, ohne nach einem Vergleich zu suchen, von selbst an den berühmt gewordenen Brief erinnert, in dem ein andrer Zweiundzwanzigjähriger, Otto v. Bismarck (an seine Cousine, die Komtesse Bismarck-Bohlen 1837) mit ähnlicher Rechenschaft über sich selber die Gründe vortrug, weshalb er, trotz aller glänzenden Anlage, die Staatslaufbahn verläßt, um zunächst in die Unabhängigkeit des Gutsbesitzers hinüberzutreten. Manche Aehnlichkeiten des Gedankenganges hier wie dort drängen sich förmlich auf, aber auch die tiefgreifenden Unterschiede — Unterschiede, die für die ganze Entwicklung beider Männer charakteristisch sind — lassen sich aus der äußerlichen Gleichheit des Vorganges herauslesen. Was bei Bismarck die blutvolle Farbe des Lebens trägt, realistisch gedacht ist, erscheint bei Bennigsen eher idealistisch geformt und vom theoretischen Nachdenken geleitet; auch der beiden gemeinsame politische Ehrgeiz erscheint bei dem einen als der Machttrieb einer Natur, die auf die Länge nur an erster Stelle stehen kann, und bei dem andern als das schwungvolle Streben, die Summe seiner Fähigkeiten für ein Ideal einzusetzen. Dementsprechend zieht der bereits reifere Bismarck sich in das Landleben zurück, zunächst auf Politik und jede öffentliche Betätigung verzichtend, bis seine Stunde schlägt, während Bennigsen, bezeichnend genug, den Weg über die Wissenschaft wählen will, um von ihr aus auf die Politik der Gegenwart einzuwirken. Gerade aus seinen Worten über den Zusammenhang der Wissenschaft und Politik spricht die Ansicht des damaligen Liberalismus; soeben hatte sie auf dem ersten deutschen Germanistentage einen begeisterten Ausdruck gefunden, und auch die nächstfolgende Generation, der Bennigsen selber angehörte, hat in den fünfziger und sechziger Jahren besonders auf dem Gebiete der Geschichtschreibung der gleichen Tendenz nachgelebt.

Am 5. Oktober antwortete der Vater in einem ausführlichen Schreiben. Zwar dachte er skeptisch über den idealistischen Eifer seines Sohnes: „Du leidest an den Gebrechen unsrer Zeit, an Ueberreiztheit, Ueberspannung, und gleich andern jungen Leuten an dem Glauben, zu Reformen berufen zu sein. Unsre Zeit ist die Zeit der Reformen, sie ist eine wunderbare, rätselhafte; aber es scheint mir, als ob Du — und mancher andre — mehr Gift daraus aufsaugtest, als darin liegt." Zwar warnte er vor den Schwierigkeiten der akademischen Laufbahn und ging auf das liebevollste alle Einwände gegen die Pläne seines Sohnes durch. Aber er wollte dadurch keinen Einfluß auf dessen Entschließung

ausüben, sondern schloß: „Du selbst magst über Dich entscheiden. Bleibst Du fest bei Deinem Enschlusse, so mag er in Ausführung kommen, nach meiner Ansicht so bald als möglich." So gab er seine Erlaubnis zur Einreichung des Urlaubsgesuches und fügte nur den guten Rat hinzu: „In dem Gesuche kamst Du vermeiden, Heidelberg zu nennen, denn schwerlich wird der Urlaub in Lüneburg entschieden; sollte er aber Sr. Majestät vorgelegt werden, so ist es möglich, daß er mehr an die Badenschen Verhältnisse[1]) als an die Nähe von Frankfurt denkt."

Den weiteren Verlauf der Angelegenheit erfahren wir aus folgendem Briefe Rudolf v. Bennigsens.

Lüne, 27. Dezember 1846.

„Mein teurer Vater!

Wie mein Urlaubsgesuch wider alles Erwarten abschlägig beantwortet worden ist, wirst Du jetzt wohl schon erfahren haben. Ich hatte sogleich denselben Tag, an dem ich Dein so väterlich mildes Eingehen auf meine Pläne aus Deinem Briefe gesehen hatte, mein Urlaubsgesuch aufgesetzt, das sodann am folgenden Morgen mit dem zustimmenden Berichte meines Amtmanns nach Lüneburg abgegangen ist, und sodann an Hammerstein geschrieben, und ihn um seine Verwendung und seinen Rat gebeten, in diesem Briefe auch, was ich in dem offiziellen Gesuche, ohne vorgreifen zu wollen, nicht gut erwähnen konnte, einfließen lassen, daß ich mir dieses Jahr auch in meiner Karriere abrechnen lassen wolle, obgleich es von Interesse für mich sei, daß es mir angerechnet würde. Wie es nach den Verordnungen über den Urlaub der Beamten vorauszusehen war, hat die Landdrostei mein Gesuch an das Ministerium des Innern geschickt, und dessen Antwort ging mir denn auch nach fünf Wochen in indirekter Rede von der Landdrostei zu, ohne daß die Sache weiter dem Kabinett oder dem Könige vorgelegt war. In dem Schreiben hieß es, daß meinem Wunsche nicht nachgegeben werden könne, denn nach den Verordnungen müsse ein junger Mensch zu der Zeit, wo er sein Staatsexamen mache, seine theoretische Bildung schon vollständig erlangt haben, diese drei Jahre seien dazu gemacht, sich auf den praktischen Staatsdienst vorzubereiten, und gemachten Erfahrungen nach reiche dieser Zeitraum dazu nicht einmal immer aus! Punktum! Mir den Urlaub zu erteilen und das Jahr abzurechnen, diesen Ausweg, der ihre Deduktion ganz niederschlug, hatten sie ganz unberücksichtigt gelassen. Einige Tage darauf antwortete mir Hammerstein freundlich aber abratend, der König liebe das fernere Studieren nicht — in diesem Falle war er aber gar nicht um seine Entscheidung gefragt —, wollte ich später in eine höhere Behörde eintreten, so könnte ich mich dazu durch eignes Studium neben meinem Beamtendienste auch füglich vorbereiten, ohne daß es eines Aufenthalts auf einer Akademie bedürfte. Diese Briefe erhielt ich am 9. und 12. November. Für diesen Winter war somit ein ferneres Nachsuchen also nicht mehr ratsam.

[1]) Es wird auf die Abneigung des Königs Ernst August gegen den badischen Liberalismus angespielt.

Meine Ansichten — Grundsätze darf ich die noch vagen Ideen eines 22jährigen Menschen wohl nicht nennen — sind dieselben geblieben. Hältst Du nun das, was ich Dir im Oktober schrieb, nicht für bloß launenhafte phantastische Träume, sondern für die Grundlage meiner einstigen Ueberzeugung und Handlungsweise, und hast Du so viel Nachsicht und Vertrauen zu mir, daß Du mich meinen Weg, auf dem ich hoffe noch einmal ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft zu werden, so eigenwillig und sonderbar er auf den ersten Blick zu sein scheint, gehen lassen willst, so möchte ich Dich bitten, mir bis zu nächsten Ostern Bedenkzeit zu geben und mittlerweile — vielleicht Ende Februar oder Anfang März — Dich direkt ans Kabinett zu wenden und um einen einjährigen Urlaub, von nächstem Ostern an gerechnet, auch auf die Gefahr hin, daß dies Jahr mir nicht angerechnet würde, anzuhalten. Erfolgt eine zustimmende Antwort, gut! wird es abgeschlagen, so habe ich sodann definitiv mich zu entscheiden, ob ich im Lande bleiben und mich ehrlich nähren oder eine andre Karriere ergreifen will. Du hast, mein Vater, wofür ich Dir nicht genug danken kann, meiner Entwicklung von jeher volle Freiheit gestattet, mehr auf meine Neigung als vielleicht auf Deine gesehen, und Dein letzter Brief ist wieder ein solcher Beweis von Güte und Vertrauen, wie ich beides noch nicht verdiene, daß ich die Hoffnung hege, Du würdest auch jetzt meinen Wünschen nachgeben, und auch Ostern mir nicht zuwider sein, für den Fall, daß unser Gesuch abgeschlagen werden sollte und ich Fähigkeit und Ernst genug zu fühlen glaubte, um eine andre Laufbahn einzuschlagen. Eitelkeit und Ehrgeiz ist es wahrlich nicht, was mich dazu bewegen würde, für deren Befriedigung hätte ich, falls mir jeder Weg recht wäre, hier in Hannover am Ende weit günstigere Chancen. Ueberhaupt würde ich auf dem Wege, den ich vielleicht gehen könnte, vielleicht mehr Dornen und Disteln als Rosen und Feigen finden, und nach der Art, wie ich meine letzten vier Jahre verlebt habe, hältst Du [mich] wohl einer augenblicklichen Aufwallung, aber vielleicht keiner Ausdauer und namentlich keiner Reihe von Opfern für fähig. Doch möchte ich Dich bitten, noch einige Zeit Geduld mit mir zu haben — Du hast deren ja schon so viele gehabt. Ich habe mich in den letzten zwei Jahren sehr verändert und durch günstige Umstände Gelegenheit gehabt, mich rasch zu entwickeln. Und sollten unsre Grundsätze vielleicht einmal verschieden sein, so hoffe ich doch, daß Du glauben wirst, es seien schwer errungene Ueberzeugungen, die mir meinen Lebensweg und meine Handlungsweise vorschreiben ...

Dein treuer Sohn Rudolf."

Der Vater antwortete ihm am 19. Januar 1847:

„Daß Dein Wunsch eines einjährigen Urlaubs nicht in Erfüllung ging, habe ich sehr bedauert; aber auch nicht anders erwartet. Ich bin selbst der Ansicht, daß dem Könige Dein Gesuch vorgelegt ist, und daß, wie dieses in ähnlichen Fällen wohl gebräuchlich sein wird, das Ministerium nicht in des Königs, sondern im eignen Namen antwortete. Nun halte ich eine Erneuerung

des Gesuchs von meiner Seite — auch unter Aufführung, daß Du Dir das Jahr abrechnen lassen wolltest — für völlig erfolglos, und für Dich und für mich sehr nachteilig, denn es würde den Minister, vielleicht den König selbst beleidigen. Dieses könnte für mich um so schlimmere Folgen haben, wenn ich hartnäckig für Dich eine Laufbahn in Anspruch nähme, in der Du — was mir nicht recht klar geworden ist — vielleicht einige grelle, selbst gegen unsre Regierung gerichtete Tendenzen verfolgen wolltest. Ich muß dieses leider aus einigen Deiner Aeußerungen schließen, in der Du voraussetzest, daß wir in manchen Dingen nicht gleicher Ansicht sein würden. Ich hoffe, Du kennst mich soweit, daß Du mich zu keiner der Ultraparteien, sondern zu der des gemäßigten Fortschritts rechnest, und somit wirst Du Dich gewiß nicht wundern, wenn ich unsre hin und wieder etwas strenge Regierung in jetziger Zeit für durchaus heilsam halte, da ich die schwache Regierung vor der Thronbesteigung unsers Königs, die sich durch elende Schreier wie Christiani [1]) und Konsorten ins Bockshorn jagen ließ, wahrlich nicht für rühmenswert gehalten habe. Nach meiner Ansicht kann für Dich kein Mittelweg mehr eingeschlagen werden, und Du mußt Dich vor Ostern entschließen, ob Du den Staatsdienst verlassen willst oder nicht."

Maßvoll und klug erneuerte er dann alle Bedenken gegen die Pläne seines Sohnes und verband sie mit neuen, schließlich wiederum dem Sohn das letzte und entscheidende Wort lassend. Dieser aber entschloß sich, fürs erste seine Laufbahn fortzusetzen.

So blieb der mit so viel Ernst und Feuer ergriffene Plan nur ein Intermezzo in diesem Lebenslauf, ohne unmittelbare Folgen. Dem Rate seines Vaters folgend, ging Bennigsen bald von der Verwaltung zur Justiz über; in den Jahren in Osnabrück, Aurich, Hannover, Göttingen vertiefte er in Theorie und Praxis, in Umgang mit Freunden und im Anteil an den Ereignissen der Revolutionsjahre seine liberalen Ueberzeugungen. Der Bruch mit der hannoverschen Beamtenlaufbahn blieb ihm jedoch nicht erspart, er sollte nur unter ganz andern Umständen zustande kommen. Als er im Jahre 1855 für Aurich in die zweite Kammer gewählt wurde, versagte ihm die Regierung die Erlaubnis des Eintritts, schon wegen seiner politischen Anschauungen, und zwang ihn dadurch, seinen Abschied aus dem Staatsdienst zu nehmen. So trat er als unabhängiger Mann, der nunmehr sein Familiengut Bennigsen übernahm, in die politische Laufbahn ein, nicht auf dem Wege der Theorie, wie er es sich gedacht hatte, sondern von der im juristischen Staatsdienst vorbereiteten parlamentarischen Praxis seiner engeren Heimat aus, aber in der Richtung auf die Ziele, die er schon 1846 in unbestimmten Umrissen vor sich sah.

[1]) Der Advokat Christiani in Lüneburg war bei der Beratung des Staatsgrundgesetzes von 1832 im Landtage der am weitesten gehende Redner der Liberalen; ein Freund Heines, der ihn scherzend den Mirabeau der Lüneburger Heide nannte.



Mitteilungen über die internationalen wissenschaftlichen Organisationen.

Von

Prof. Wilhelm Foerster (Berlin).

Anknüpfend an die Schilderung, die ich im Juliheft 1901 dieser Zeitschrift von der durch den Pariser Metervertrag vom 20. Mai 1875 begründeten internationalen Organisation des Maß- und Gewichtswesens und insbesondere von dem Anteil des früheren Reichskanzlers Fürsten zu Hohenlohe-Schillingsfürst an dem Abschlusse dieses Vertrages gegeben habe, werde ich mir nun, wie ich damals vorbehielt, erlauben, einiges über die Ergebnisse solcher internationaler wissenschaftlicher Organisationen zu berichten.

Und zwar werde ich, nachdem in dem vorerwähnten Artikel bereits das Wesentliche über die Bedürfnisse des Maß- und Gewichtswesens nach einer solchen Organisation und über die besonderen Einrichtungen der letzteren mitgeteilt worden ist, heute in entsprechender Weise mit einer kurzen Schilderung der Entwicklung der sogenannten internationalen Erdmessung beginnen und dann sogleich die Leistungen dieser Organisation in einem eindrucksvollen Beispiele veranschaulichen.

In einem folgenden Artikel werde ich von den bisherigen Ergebnissen des internationalen Maß- und Gewichtsdienstes eingehender berichten und weiterhin auch von der Entwicklung und der Bedeutung der internationalen astronomischen Gesellschaft erzählen.

*

Im Jahre 1863 hatte der preußische Generalleutnant Baeyer, der bis dahin mit der Leitung der Landesvermessungsabteilung des Generalstabes der Armee betraut gewesen war, gemeinsam mit dem ausgezeichneten Astronomen und Geodäten Wilhelm Struve, Direktor der Sternwarte zu Pulkowa bei St. Petersburg, das Projekt aufgestellt, die Ergebnisse der Landesvermessungen der mitteleuropäischen Länder durch eine internationale wissenschaftliche Organisation zu einer mitteleuropäischen Gradmessung zu verbinden und dadurch für die Bestimmung der Gestalt der Erde nutzbarer zu machen. Zugleich wurde von ihm hervorgehoben, daß durch eine solche umfassende und verbindende Bearbeitung auch die gegenseitige Kontrollierung der Landesvermessungen und die Sicherheit ihrer praktischen Verwertung gewinnen werde, z. B. durch eine systematischer geordnete Vergleichung der bei den verschiedenen Landesvermessungen benutzten Maßeinheiten und Messungsmittel und durch eine gemeinsame Verfeinerung der Arbeitsmethoden, sowie der mathematisch-rechnerischen Grundlagen und Hilfsmittel u. s. w.

General Baeyer war wider seinen Willen durch das bekannte Anciennitätsprinzip, infolge der Ernennung des Generalleutnants v. Moltke zum Chef des Großen Generalstabes, genötigt gewesen, von der Leitung der preußischen Landesvermessung zurückzutreten. Er hatte als Chef der letzteren, nachdem er durch den großen Astronomen Bessel bei der ostpreußischen Gradmessung in die größten Feinheiten des astronomisch-geodätischen Vermessungswesens eingeführt worden war, bereits Treffliches geleistet, und er glaubte damals befürchten zu müssen, daß nach seinem widerwilligen Rücktritte und seinem Ersatz durch weniger kompetente und erfahrene Nachfolger die von ihm erreichten Verbesserungen der Messungsarbeiten des Generalstabes sehr leicht wieder hinfällig werden könnten. Auch aus diesem Grunde wollte er eine Art von gemeinsamer internationaler Kontrolle schaffen, der sich alsdann die sonst fachmäßig unkontrollierten Spitzen des militärischen Vermessungswesens der einzelnen Länder sehr wohl als einer höheren wissenschaftlichen Instanz unterordnen könnten.

Zugleich gedachte General Baeyer jetzt an der Spitze einer internationalen Gemeinschaft eine Stellung außerhalb der Landesinstitutionen zu erlangen, von der aus er die ihm entzogene Oberleitung des geliebten vaterländischen Vermessungswesens vielleicht noch sicherer handhaben könne, als er es in seiner früheren militärischen Stellung vermocht hatte, die immerhin noch unter der Oberherrschaft der höchsten militärischen Vorgesetzten stand.

Es gelang dem hochgemuten Manne im Jahre 1864, die leitenden Autoritäten der Landesvermessungen fast aller mitteleuropäischen Staaten, einschließlich Italiens und der skandinavischen Länder, sowie Rußlands, zu einer Konferenz in Berlin zu vereinigen und dort die gewünschte internationale Organisation unter dem Namen „Mitteleuropäische Gradmessung“ zustande zu bringen. Es wurde unter anderm eine permanente Kommission der Gradmessung eingesetzt, der die Aufgabe übertragen wurde, alles zu fördern, was zur Erhöhung der Einheitlichkeit, sowie gleichzeitig der Oekonomie und der Sicherheit der Landesvermessungs- und Gradmessungsarbeiten geodätischen und astronomischen Charakters dienlich sein könnte, und zugleich wurde diese permanente Kommission zu einer Art von oberster wissenschaftlicher Instanz für die Prüfung nicht bloß der Anschlüsse der verschiedenen Landesvermessungen aneinander, sondern auch der inneren Güte und Zweckmäßigkeit der einzelnen Landesvermessungsarbeiten erklärt.

Schon nach kurzer Zeit ließ sich erkennen, welchen belebenden Einfluß diese Institution, obwohl sie nur auf freiwilliger Mitarbeiterschaft der einzelnen Kommissionsmitglieder beruhte und der vertragsmäßigen Fundierung noch entbehrte, auf die geodätischen Arbeiten in den einzelnen Ländern, einschließlich Preußens ausübte.

Durch die Organisationsbestimmungen war eine dreijährige Wiederkehr von Generalkonferenzen der mitteleuropäischen Gradmessung festgesetzt worden. Die hiernach im Jahre 1867 zusammengetretene zweite Generalkonferenz, die wieder in Berlin stattfand, brachte nicht nur den allgemeinen Eindruck von der Wohl-

tätigkeit jener Wirkungen der Organisation zu einer lebhaften Anerkennung, sondern sie bekundete auch einen weiteren großen Fortschritt in der Vervollkommnung der Einheitlichkeit der Methoden und Hilfsmittel, und sie war es zugleich, die in entscheidender Weise die Forderung aufstellte, daß die bunte Verschiedenartigkeit der in den verschiedenen Ländern auch noch bei den wissenschaftlichen Messungen geltenden Einheiten und Messungsmittel endlich aufhören und durch eine volle Einheitlichkeit auf der Grundlage des metrischen Systems ersetzt werden solle, und daß zugleich eine internationale Instanz geschaffen werden möge, die die Grundlagen des metrischen Systems zentral und einheitlich verwalte und der Vergleichung der in den verschiedenen Ländern benutzten Messungsmittel mit jenen gemeinsamen Grundlagen ständig in der kompetentesten Weise zu dienen habe. Aus dieser Forderung ist dann auch, wie ich in dem oben erwähnten Aufsatze geschildert habe, der entscheidende Antrieb zu der Begründung des internationalen Maß- und Gewichtsinstitutes hervorgegangen. Auf Grund von Beschlüssen und Anregungen der Generalkonferenz von 1867 erfuhr aber auch die zentrale Organisation der Gradmessung selber einen großen Fortschritt. In Verbindung mit dem Zentralbureau der Gradmessung wurde von seiten der preußischen Regierung ein ständiges geodätisches Institut geschaffen, das von da ab ein höchst wirksames Arbeitsorgan für die gemeinsamen wissenschaftlichen und praktischen Interessen der in der Gradmessungsorganisation verbundenen Landesvermessungen wurde. An der Spitze dieses Königlich preußischen geodätischen Institutes und des mit ihm fortan verbundenen internationalen Zentralbureaus der Gradmessung stand natürlich General Baeyer, und er blieb an der Spitze des Ganzen über sein 90. Lebensjahr hinaus bis zum Jahre 1886.

Inzwischen war Spanien und Portugal der Gemeinschaft beigetreten und 1874 auch Frankreich, so daß alsdann die Benennung „Mitteleuropäische Gradmessung" aufgegeben und die Vereinigung als „Europäische Gradmessung" bezeichnet wurde.

Auch weiterhin entwickelte sich der belebende Einfluß dieses Zusammenwirkens in den wissenschaftlichen und praktischen Leistungen des Vermessungswesens in der erfreulichsten Weise, nicht nur erkennbar in den Ergebnissen der Verhandlungen der periodischen Generalkonferenzen, sondern auch in der Wirksamkeit der alljährlichen Zusammenkünfte der permanenten Kommission.

Der im Jahre 1886 erfolgte Tod des Begründers und Leiters der ganzen Organisation bedeutete natürlich eine ernste Krisis, um so mehr, als es für das Zusammenwirken der einzelnen Länder noch an einer vertragsmäßigen Grundlage fehlte, die bis dahin einigermaßen durch die überragende persönliche Autorität des Generals Baeyer ersetzt worden war.

Der hochbetagte, bis an sein Lebensende intensiv tätige Mann konnte an der immer lebensvolleren Entwicklung der von ihm geschaffenen Arbeitsgemeinschaft seine höchste Freude haben. Auch im eignen Lande entfaltete sich das Vermessungswesen, insbesondere die wissenschaftliche und praktische Messungsarbeit

des Generalstabes der Armee, zu hoher Blüte, so daß General Baeyer auch die unmittelbaren Ziele, die ihm bei der Begründung der mitteleuropäischen Gradmessung vorgeschwebt hatten, in so vollem Maße erreicht sah, wie es nur selten menschlichem Streben bei Lebzeiten zuteil wird. Seine Stimmung und sein Verhalten gegenüber der Entwicklung der preußischen Landesvermessung blieb trotzdem von Befriedigung weit entfernt, war vielmehr bis zuletzt von bitterer Kritik und Feindseligkeit erfüllt.

Sei es mir gestattet, über diese, psychologisch und kulturgeschichtlich höchst merkwürdige Seite der Lebenstätigkeit des eminenten Mannes an dieser Stelle einiges Nähere mitzuteilen. Ich habe hierzu einige Kompetenz, da ich von 1863 ab in den wichtigsten Zeiten der Entwicklung seiner leitenden internationalen Stellung und seines Verhältnisses zum preußischen Generalstabe einer seiner intimsten Helfer und Vertrauten gewesen bin, mich dann im Jahre 1868 auf Grund tiefer Meinungsverschiedenheiten in betreff seines Verhaltens zu den Arbeiten des Generalstabes von ihm getrennt habe, und von da ab bis zu seinem Lebensende als wissenschaftlicher Helfer der Generalstabsarbeiten (wozu ich als Direktor der Berliner Sternwarte und in meiner Eigenschaft als damaliger Leiter des neuen Maß- und Gewichtswesens des Reiches berufen war) seiner intensiven Gegnerschaft gewürdigt worden bin. Ich habe hierdurch, ebenso als eifriger Helfer wie als ehrlicher Gegner, genaueste Kenntnis von allen Einzelheiten dieser merkwürdigen Entwicklung erlangt.

Hoffentlich findet das Lebens- und Charakterbild dieses bedeutenden Mannes, an den ich selber nicht ohne tiefe Rührung denken kann, noch beizeiten eine volle Darstellung von berufenster Seite.

An dieser Stelle muß ich mich darauf beschränken, diejenigen charakteristischen Züge hervorzuheben, die die nächste Beziehung zu der vorliegenden Darstellung seiner wissenschaftlichen Wirksamkeit haben.

General Joh. Jak. Baeyer, einer märkischen Bauernfamilie entsprossen, war nach den Feldzügen der Befreiungskriege sehr schnell in leitende militärische Stellungen aufgestiegen. Als er dann in dem oben erwähnten Zeitpunkt infolge der vielfach so ungünstig wirkenden Tradition oder Einrichtung, die den Staat nicht selten vorzeitig der Mitwirkung der besten Kräfte in militärischen Stellungen beraubt, durch die Uebergehung beim Avancement gezwungen wurde, eine Tätigkeit und eine Stellung aufzugeben, für die er sich mit Recht als höchst geeignet und kompetent und noch in vollstem Maße leistungsfähig fühlte, war in der energischen Seele ein tiefer Groll gegen die ganze Einrichtung entstanden. Zunächst hatte er bei der Erzielung einer leitenden Stellung in einer internationalen Organisation des Messungswesens gewiß nur daran gedacht, hierdurch zum Besten des Vaterlandes aufs neue einen starken Einfluß auf das preußische Vermessungswesen zu gewinnen, aber mehr und mehr war in der überragenden persönlichen Stellung, die er sich nun errungen hatte, der Gedanke emporgekommen, das ganze wissenschaftliche Vermessungswesen aus den Händen der Militärorganisation, innerhalb deren eine Kraft, wie die seinige, mit einem Federstrich

hatte beseitigt werden können, zu „erretten“ und selbständig unter rein wissenschaftlicher Oberleitung zu organisieren.

Es ist auch unzweifelhaft, daß überhaupt seine kritisch abgeneigte Stellung gegen die preußische Militärorganisation des Vermessungswesens seine Erfolge auf internationalem Gebiete damals erleichterte. In jenen sechziger Jahren war bekanntlich die preußische Militärorganisation bei den andern Ländern und nun gar bei den Generalstabsmännern der meisten andern Länder, gerade infolge der auf den eigensten Gebieten dieser Organisation so höchst wirksamen Vorzüge des preußischen Wesens, sehr unbeliebt, und man half daher sehr gern dazu, dem Kritiker und Gegner der Schwächen, die jenes stramme preußische Wesen auf wissenschaftlichem Gebiete hatte, einen internationalen Thron zu bauen.

Als nun der General mit Hilfe dieser Erfolge auch die Begründung eines zentralen geodätischen Institutes in Preußen erreicht hatte, richtete sich seine ganze Politik darauf, den Generalstab gänzlich von der Leitung des Vermessungswesens in Preußen zu depossedieren. Er übersah hierbei, daß für den großen praktischen Vermessungsdienst im Lande eine bloß von Gelehrten geleitete wissenschaftliche Institution nicht ausreichend war, und daß für die eigentliche massenhafte Ausführungsarbeit auf Grund von wissenschaftlichen Methoden und Gesichtspunkten in der Tat eine militaristische Organisation jedenfalls zunächst, vielleicht dauernd unerläßlich war, wobei es sich natürlich um die rationellste Entwicklung eines Zusammenwirkens dieser Praxis mit der Wissenschaft handelte, wie sie auch in den übrigen Ländern im wesentlichen beibehalten wurde.

General Baeyer hätte trotz allem, nachdem es ihm schon gelungen war, ein wissenschaftliches Verdikt über gewisse Vermessungsarbeiten des preußischen Generalstabes bei der internationalen permanenten Kommission der mitteleuropäischen Gradmessung durchzusetzen, mit der Zeit seine Absicht erreicht, wenn es dem preußischen Generalstabe, unter Führung des großen Schlachtendenkers, nicht gelungen wäre, mit dem Elan, der damals diese Institution beseelte, eine Kraft ersten Ranges für diese militärischen Arbeiten zu gewinnen, nämlich den späteren General Schreiber, einen Mann, der in gleicher Weise wissenschaftlich und organisatorisch begabt, diesen Arbeiten sehr bald einen außerordentlichen Aufschwung gab, so daß die wissenschaftliche Kritik die Fortführung des Feldzuges des General Baeyer gegen die Generalstabsarbeiten nicht länger billigen konnte.

General Schreiber erwies sich sehr bald als der Repräsentant einer neuen und eigenartigen Entwicklung des Vermessungswesens, zumal in der rationellen Durchbildung der Anwendung wissenschaftlicher Gesichtspunkte und Methoden auf sehr umfangreiche Vermessungsarbeiten. Er ging auf diesem Wege in mancher Beziehung über die Leistungen der klassischen Epoche von Bessel hinaus, während General Baeyer, dessen Wissen und Können aus dieser klassischen Epoche stammte, in seinen alten Tagen solcher Neubildungen nicht mehr fähig war.

Natürlich trug dieser Sachverhalt viel dazu bei, die Gegnerschaften zu steigern, und so war denn insbesondere das letzte Jahrzehnt der Tätigkeit von General Baeyer so stark von überwiegend polemischen Betätigungen erfüllt, daß

die wissenschaftlichen Leistungen des geodätischen Institutes selber und die zentrale Fürsorge für die Fortschritte der internationalen Arbeit leider etwas in den Hintergrund traten. Dieser Anblick war für diejenigen, die das Recht und den Wert der beiden Seiten zu würdigen vermochten, ein tief schmerzlicher, nur gemildert durch den fesselnden Eindruck der merkwürdigen Energie, die in dem greisen General offenkundig durch den unablässigen Kampf nicht bloß erhalten, sondern geradezu gesteigert wurde.

Die oben erwähnte kritische Situation, die nun eintrat, nachdem diese gewaltige Willenskraft zur Ruhe gegangen war, wurde in gewissem Grade dadurch erleichtert, daß alle Beteiligten nach dem vorangegangenen, fast ruhelosen Kampfzustand wahrhaft aufatmeten. Der entschlafene Held hatte neue und große Kräfte emporgerufen, deren Wirken aber zum Teil durch seine eigne trotzige Kraft noch gehemmt wurde. Jetzt sollte sich nun die Produktivität des Zusammenwirkens dieser neuen Kräfte nach der Ueberwindung jener Anfangszustände entwickeln. Zunächst kam endlich eine vertragsmäßige Organisation auf der Berliner Generalkonferenz im Jahre 1886 zu stande unter der hauptsächlichsten Mitwirkung der beiden ausgezeichneten Männer, die bis dahin schon dem General Baeyer in der Gestaltung der internationalen Einrichtungen lebhaft zur Seite gestanden hatten, nämlich des Chefs der spanischen Vermessungen, General Ibañez, und des Leiters der Sternwarte zu Neuchâtel, Professor Hirsch, die beide auch schon bei der Begründung der internationalen Organisation des Maß- und Gewichtswesens in den Jahren 1872 bis 1875 eminent beteiligt gewesen waren.

Die bis 1886 geltende Organisation hatte einen Kernpunkt in dem ständigen internationalen Zentralbureau gehabt, das von der preußischen Regierung zugleich mit dem geodätischen Institute in Berlin unterhalten wurde. An die Spitze dieses Zentralbureaus und des geodätischen Institutes trat jetzt eine auf dem Gebiete der geodätischen Forschung bereits bewährte wissenschaftliche Kraft hohen Ranges, Professor Helmert, der bis dahin Professor der Geodäsie an der Technischen Hochschule zu Aachen gewesen war. Zugleich aber wurde vertragsmäßig auch der internationalen permanenten Kommission, die bis dahin rein ehrenamtlich aufopferungsvoll gearbeitet hatte, eine Jahresdotation von 16 000 Mark zur Verfügung gestellt, von seiten der sämtlichen beteiligten Staaten durch Jahresbeiträge aufgebracht, die nach gewissen Gruppen der Bevölkerungszahl abgestuft waren.

Mit Hilfe dieser Dotation wurde auch das ständige Amt eines Sekretärs der permanenten Kommission begründet, der in Gemeinschaft mit dem auch ferner ehrenamtlich fungierenden Präsidenten dieser Kommission und dem Direktor des Zentralbureaus die Geschäfte und Korrespondenzen zu führen und seinerseits die Berichte über die Versammlungen zu redigieren hatte, während der Direktor des Zentralbureaus die für die wissenschaftliche Verwertung der Ergebnisse der einzelnen Landesvermessungen erforderlichen Arbeiten und Unternehmungen leitete.

Die ganze Organisation erhielt jetzt den Namen „Internationale Erdmessung“, der sich dadurch völlig rechtfertigte, daß auch Nordamerika der Gemeinschaft

beitrat, und daß späterhin auch Großbritannien mit allen seinen Kolonien hinzutrat.

Anfangs wurde diese vertragsmäßige Organisation nur auf zehn Jahre abgeschlossen, aber im Jahre 1895 wurde sie auf einer neuen Generalkonferenz in Berlin auf weitere zehn Jahre in solcher Gestalt erneuert, daß die Jahresdotation erheblich, nämlich auf 60000 Mark vergrößert und daß grundsätzlich die ganze Organisation zu einer ständigen erklärt wurde, die nur am Ende des nächsten Jahrzehnts einer Bestätigung oder Neuordnung der Höhe der Dotation von seiten der beteiligten Staaten bedürfen solle.

In den 17 Jahren, die seit der Berliner Konferenz von 1886 verflossen sind, hat sich diese Organisation nun in hohem Grade bewährt. Zum ständigen Sekretär der permanenten Kommission wurde damals der vorgenannte Professor Hirsch erwählt, der schon seit 1864 als Schriftführer des Gradmessungsunternehmens mit großer Aufopferung tätig gewesen war, und der nun erst recht bis zu seinem im Jahre 1901 erfolgten Tode sein großes Geschick in der internationalen Aktion bewähren konnte. Das geodätische Institut und Zentralbureau erfuhr von seiten der preußischen Regierung damals auch eine bedeutende Vergrößerung seiner Dotation und wurde auf dem Telegraphenberge zu Potsdam neben dem astrophysikalischen Observatorium mit einem trefflichen wissenschaftlichen Personal und mit ausgezeichneten experimentellen und Messungseinrichtungen ausgestattet. Der Mann an seiner Spitze, Professor Helmert, bewährte und erhöhte seinen bereits erlangten wissenschaftlichen Ruf durch die erfolgreiche Oberleitung von immer umfassenderen Arbeiten und Unternehmungen, sowie durch die Erhaltung und Vervollkommnung des hochwissenschaftlichen Charakters, der das ganze Unternehmen durchdringt. Und die preußische Landesvermessung, die wesentlich in den Händen des Generalstabes verblieben ist, stellt sich unter der Aegide der wissenschaftlichen Arbeiten, die von dem geodätischen Institut und Zentralbureau ausgehen, mindestens ebenbürtig neben die Landesvermessungen der andern Länder.

Unter der Leitung von Professor Helmert ergaben sich insbesondere immer gesichertere Resultate für die Gestaltverhältnisse der Erde, einschließlich der besonderen Anomalien, die diese Gestaltverhältnisse in gewissen Regionen erkennen lassen. Hierzu werden von sämtlichen europäischen Staaten und jetzt auch von den Vereinigten Staaten Nordamerikas immer vollständigere Ergebnisse ihrer Landesvermessungen beigesteuert, ebenso von Großbritannien die Messungen in Ostindien und Südafrika, während jetzt schon eine Erweiterung der letzteren durch ein internationales Zusammenwirken von Südafrika bis nach Aegypten, den Nillauf entlang, geplant wird, und die mittel- und südamerikanischen Staaten ebenfalls nahe daran sind, durch größere Landesvermessungen auch die Grundlagen für die Bestimmung der Erdgestalt zu vervollständigen.

Ueber weite Regionen — neuerdings auch durch eine von dem Zentralbureau in Potsdam organisierte Messungsreihe auf dem Atlantischen Ozean — werden sodann mit übereinstimmenden und zentral kontrollierten Messungsmitteln

und Methoden die Werte der Intensität der Schwere bestimmt, die so wichtige Beiträge zu der Kenntnis der Erdgestalt enthalten, und auch die Ergebnisse der Nivellements der einzelnen Länder werden durch immer umfassendere Unternehmungen miteinander verbunden.

Seit dem Jahre 1888 hat sich die internationale Erdmessung auch mit dem großen Problem der Lagenänderungen der Drehungsachse im Erdkörper systematisch zu beschäftigen begonnen, nachdem auf der Berliner Sternwarte die Spuren solcher Lagenänderungen in den Jahren 1882 bis 1886 zum ersten Male in erheblicherem Betrage nachgewiesen worden waren. Durch die Messungsarbeiten, die zur Erforschung dieser für das ganze Erdenleben der Vergangenheit und Zukunft höchst wichtigen Erscheinungsgruppe von der Erdmessung allmählich in steigendem Umfange und mit immer höherer Zweckmäßigkeit organisiert wurden, ist in neuester Zeit der Wert aller solcher Gemeinschaftsunternehmungen allen Beteiligten besonders klar vor Augen gebracht worden. Um auch weiteren Kreisen hiervon eine Vorstellung zu geben, möge es mir jetzt gestattet sein, von dieser wissenschaftlichen Unternehmung einiges Nähere zu berichten.

Das Zentralbureau der internationalen Erdmessung hat vor kurzem die vollständige Bearbeitung der zur Bestimmung der Lagenänderungen der Erdachse im Erdkörper dienenden Beobachtungen veröffentlicht, die im Jahre 1900 und 1901 auf Veranlassung und unter der Aegide dieser internationalen Vereinigung ausgeführt worden sind.

Zu diesem Zwecke sind sechs Beobachtungsstationen eingerichtet worden, die ausschließlich und unablässig mit dieser Aufgabe beschäftigt sind. Und zwar sind sie, um ihre Resultate von anderweitigen Voraussetzungen möglichst unabhängig zu machen, derartig angeordnet worden, daß sie möglichst nahe, nämlich innerhalb eines Kilometers, auf einem und demselben Parallelkreise in der geographischen Breite 39° 8′ Nord liegen und innerhalb der dafür verfügbaren Landflächen in möglichst geeigneten Abständen verteilt sind. Diese Stationen sind die folgenden:

Carloforte, Italien	in 8°	östl. Länge von Greenwich
Tschardjui, Zentralasien . .	„ 63°	„ „ „ „
Mizusawa, Japan	„ 141°	„ „ „ „
Ukiah, Kalifornien	„ 237°	„ „ „ „
Cincinnati, Ohio	„ 276°	„ „ „ „
Gaithersburg, Pennsylvanien	„ 283°	„ „ „ „

Alle diese Stationen sind mit möglichst gleichartig eingerichteten Instrumenten versehen, die von dem genannten auf dem Telegraphenberge zu Potsdam domizilierten Zentralbureau sorgfältig verglichen und approbiert worden sind. Die Beobachter auf diesen Stationen sind verpflichtet, an jedem hellen Abende mit diesen Instrumenten ganz bestimmte Arten von Messungen an bestimmten hierfür ausgewählten Fixsternen auszuführen, und die Ergebnisse dieser Messungen in regelmäßigen Zeitintervallen an das Zentralbureau zur definitiven Bearbeitung einzusenden.

Bevor ich nun über diese Bearbeitung und ihre Ergebnisse berichte, möchte ich einiges über die Vorgeschichte dieser Unternehmung sowie der ganzen Erscheinung der Lagenänderungen der Erdachse mitteilen.

Es handelt sich bei den in Rede stehenden Beobachtungen nicht um diejenigen Aenderungen der Lage der Erdachse, die schon aus uralten Zeiten bekannt, in neuerer Zeit immer genauer bestimmt und durch die Theorie immer vollständiger erklärt worden sind. Diese letzteren Lagenänderungen treten in den Ortsveränderungen hervor, die die beiden Pole oder Ruhepunkte der täglichen scheinbaren Umdrehung des Himmelsgewölbes ganz allmählich von Sternbild zu Sternbild erfahren, und zwar in einer großen Umlaufsperiode von nahezu 26000 Jahren, in der sie wieder an dieselbe Stelle des Sternenhimmels oder vielmehr mit der Drehungsachse in dieselbe Lage im Himmelsraume zurückkehren. Diese Lagenänderungen der Erdachse, die durch die Anziehungswirkungen der Sonne und des Mondes auf den abgeplatteten Erdkörper hervorgebracht werden, sind zwar auch mit kleinen Bewegungen der Achse im Erdkörper selber verbunden, aber die durch Anziehungswirkungen von außen hervorgebrachten Lagenänderungen der Achse verursachen nur so kleine Aenderungen ihrer Lage im Erdkörper, daß diese nur durch die Theorie gefunden werden konnten. Es beschreibt nämlich, infolge jener großen im Raume stattfindenden Lagenänderungen, die Erdachse im Erdkörper in täglicher Periode Winkelbewegungen von nur 0,009 Bogensekunden Spannweite, wodurch entsprechende Bewegungen der beiden Pole an der Erdoberfläche in kleinen Kreisen von nicht mehr als 28 Zentimetern Halbmesser bedingt werden. Man kann daher fast in strengem Sinne sagen, daß die Lage der Drehungsachse im Erdkörper von jenen Lagenänderungen im Raume nicht merklich beeinflußt wird.

Anders verhält es sich mit solchen Lagenänderungen der Erdachse, die durch Veränderung der Massenverteilung in dem drehenden System selber, also durch sogenannte innere Drehungsstörungen, verursacht werden.

Schon im 18. Jahrhundert kamen die Mathematiker und Astronomen ins klare darüber, daß durch jede Veränderung der Massenverteilung im Erdkörper auf der Erdoberfläche und in den über der letzteren lagernden und auf sie drückenden Schichten Veränderungen der Lage der Drehungsachse im Erdkörper und auch, wenngleich in viel kleinerem Maße, Veränderungen der Drehungsgeschwindigkeiten eintreten müßten. Aber diese Lagenänderungen, wie sie durch Veränderungen der Massenverteilung innerhalb des in Drehung begriffenen Systems selber verursacht würden, könnten im allgemeinen nur mit unmerklich kleinen Lagenänderungen der Achse im Raume verbunden sein. Mit andern Worten: die Achse könnte im Raume nahezu parallel mit sich bleiben, während sie im Erdkörper mehr oder minder große Ortsveränderungen erführe.

Es wurden auch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts schon Berechnungen angestellt, von welcher Größe die vorerwähnten Veränderungen der Massenverteilung sein müßten, um überhaupt merkliche Bewegungen der Achse im Erdkörper veranlassen zu können. Eine solche Untersuchung hatte z. B. Bessel

ausgeführt, aus der hervorging, daß alle vom Menschengeschlechte zu bewirkenden Massentransporte keinen merklichen Einfluß auf die Lage der Achse im Erdkörper, geschweige denn auf die Drehungsgeschwindigkeiten gewinnen könnten.

Die Theorie wies aber zugleich folgendes nach: Sobald durch größere natürliche Veränderungen der Massenverteilung die Lage der durch die Erfüllung bestimmter mathematischer Forderungen hinsichtlich der Gesetze der Massenverteilung charakterisierten Hauptträgheitsachsen des Erdkörpers verändert werde, müsse die durch den Schwerpunkt gehende Drehungsachse, die in einer Art von Ruhe- oder Idealzustand mit einer der Hauptträgheitsachsen andauernd zusammenfalle, beginnen, eine kegelförmige Bewegung um die benachbarte Hauptträgheitsachse auszuführen, mit der sie vorher auch dadurch nahe zusammengefallen sei, daß eben die Drehung selber eine gewisse formende Wirkung auf die Massenverteilung des ganzen drehenden Systems in größtem Maße gehabt habe. Ferner, daß sie eine solche Wirkung besonders in der Vergangenheit vor der Festwerdung eines erheblichen Teiles der Erdmasse ausgeübt haben müsse.

Bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts nahm die Theorie zugleich an, daß nach einer etwaigen Lagenänderung des Hauptträgheitsachsensystems, die Drehungsachse ihre kegelförmige Bewegung um jene Hauptträgheitsachse in einer nahezu zehnmonatlichen Periode beschreiben müsse, und daß hierdurch innerhalb einer solchen Periode die geographische Lage aller Oerter auf der Erdoberfläche, ausgedrückt durch die Winkel, die ihre Lotrichtungen mit einer Parallele zur Erdachse machen, veränderlich werden müßte. Insbesondere mußten nach diesen Schlußfolgerungen die geographischen Breiten aller Beobachtungsörter auf der Erdoberfläche, zugleich aber durch die in einem und demselben Zeitpunkte stattfindende Verschiedenheit jener Einwirkungen auf verschieden gelegene Oerter auch die geographischen Längendifferenzen in zehnmonatlichen Perioden veränderlich sein.

Bis zum Jahre 1886 hatten verschiedene Untersuchungen, die von den Astronomen auf der Grundlage dieser Theorie ausgeführt worden waren, keinen deutlichen Nachweis von solchen Veränderungen der geographischen Breiten ergeben. Man war aber in der Zwischenzeit immer mehr zu der Ansicht gelangt, daß, während durch künstliche Massentransporte keine merklichen Wirkungen solcher Art zu erzielen seien, diese sehr wohl aus gewissen natürlichen Veränderungen der Massenverteilung, insbesondere aus den großen, von der Wärmeverteilung und ihren jährlichen Perioden abhängenden Zirkulationsbewegungen in den Ozeanen und in der Atmosphäre, hervorgehen könnten.

Außerdem hatte schon um 1876 einer der größten englischen Forscher auf dem Gebiete der kosmischen Physik, Sir William Thomson, darauf aufmerksam gemacht, daß die bezüglichen Störungen der Lage der Drehungsachse im Erdkörper vergrößert und überhaupt kompliziert werden könnten dadurch, daß die alljährlichen natürlichen Veränderungen der Massenverteilung zunächst Aenderungen der Lage der Hauptträgheitsachsen hervorbringen müßten, und daß dann die periodische kegelförmige Bewegung der Drehungsachse um die, selber

in ihrer Lage veränderliche, benachbarte Hauptträgheitsachse ein ganz andres Gesicht annehmen könnte, als man bisher erwartet hatte.

Bei diesem Sachverhalt wurde es von epochemachender Bedeutung, daß um das Jahr 1887 der damalige Assistent der Berliner Sternwarte, Herr Dr. Küstner (jetzt Direktor der Sternwarte zu Bonn), mit einem gerade für Beobachtungen solcher Art neu errichteten Instrumente der Berliner Sternwarte den Nachweis einiger in der geographischen Breite von Berlin während seiner besonders genauen Beobachtungsreihen vorgekommenen Veränderungen führte, für die keine andre Erklärung als eine Lagenänderung der Erdachse im Erdkörper vorzuliegen schien.

Hierdurch wurde die internationale Erdmessung veranlaßt, nunmehr ein Zusammenwirken der Sternwarten zu Berlin, zu Straßburg, zu Prag und des Observatoriums des geodätischen Instituts in Potsdam zu organisieren, um eine längere Reihe von unablässigen Bestimmungen der geographischen Breiten in Mitteleuropa zu erlangen.

Es muß hierbei erwähnt werden, daß ungefähr um dieselbe Zeit ein amerikanischer Astronom, Mr. Chandler (zu Cambridge bei Boston), sich auch mit Untersuchungen ähnlicher Art zu beschäftigen begonnen hatte, die er späterhin durch sehr verdienstvolle rechnerisch-theoretische Untersuchungen einer großen Reihe von fortlaufenden älteren Bestimmungen der geographischen Breiten einer Reihe von Sternwarten vervollständigte. Die eigentliche Auffindung von wirklichen stetigen Lagenänderungen der Drehungsachse im Erdkörper erfolgte aber nun in den Jahren 1889 und 1890 durch das vorerwähnte Zusammenwirken der vier mitteleuropäischen Beobachtungsstationen. Sie ergaben bei der Bearbeitung etwas mehr als ein Jahr nach dem Beginn dieser Beobachtungsreihen eine ganze unverkennbare stetige Veränderung der geographischen Breiten, an die man diesmal nicht mehr die Anforderung stellte, daß sie der theoretisch erwarteten zehnmonatlichen Periode genügen sollte, sondern die man nun ohne weitere theoretische Voraussetzungen in möglichst umfassender Weise von seiten der Erdmessung fortzusetzen beschloß. Um eine völlig zweifellose Entscheidung zu gewinnen, daß man es bei den beobachteten Veränderungen der Lage des Poles am Himmel gegen die Scheitelpunkte der einzelnen Stationen nicht etwa mit einer nur über Mitteleuropa stattfindenden Veränderlichkeit der Lage der atmosphärischen Niveauflächen und einer dadurch bedingten gesetzmäßigen Schwankung der Brechungswirkungen zu tun hatte, die die Strahlen der Gestirne beim Durchgang durch unsre Atmosphäre erfahren, wurde jetzt beschlossen, einen Beobachter nach der entgegengesetzten Seite der Erde, nämlich nach der zu den Sandwichinseln gehörenden Insel Honolulu zu entsenden und dort nunmehr, korrespondierend mit den vorgenannten mitteleuropäischen Beobachtungsstationen, insbesondere mit der Berliner Sternwarte, Bestimmungen der geographischen Breite während mindestens eines Jahres ausführen zu lassen. Die Beobachtungen in Honolulu wurden einem Mitarbeiter der Berliner Sternwarte, Dr. Marcuse, in den Jahren 1891 und 1892 anvertraut, und schon bald nach

seiner Rückkehr konnte durch die Vergleichung seiner Ergebnisse mit den gleichzeitig auf der Berliner Sternwarte von Dr. Battermann angestellten Beobachtungen mit Sicherheit festgestellt werden, daß in Honolulu Veränderungen der geographischen Breite stattgefunden hatten, die den in Berlin gleichzeitig beobachteten gerade entgegengesetzt waren. Dieser Nachweis wurde allgemein als entscheidend dafür betrachtet, daß in der Tat die ganze Veränderungserscheinung durch eine Lagenänderung der Erdachse und nicht durch atmosphärische Verhältnisse bedingt sein konnte; denn gerade eine Bewegung der Erdachse im Erdkörper mußte auf der gegenüberliegenden Seite der Erde den Effekt einer entgegengesetzten Veränderung des Abstandes zwischen dem Drehungspol am Himmel und den Scheitelpunkten der Beobachtungsörter hervorbringen.

Auf Grund aller dieser Ergebnisse wurde alsdann bei der zehnjährigen Erneuerung der vertragsmäßigen Organisation der internationalen Erdmessung im Jahre 1895 das Budget dieser Vereinigung um 44000 Mark erhöht, um auf dieser neuen Grundlage einen internationalen Dienst für die Ueberwachung der Lagenänderungen der Drehungsachse im Erdkörper einzurichten. Die entscheidenden Beschlüsse über die Details dieses internationalen Dienstes wurden dann von der nächsten, im Jahre 1898 zu Stuttgart abgehaltenen Generalkonferenz der Erdmessung getroffen, und seit dem Ende des Jahres 1899 ist auf den im Eingang erwähnten Stationen die Beobachtung in vollen Gang gesetzt worden.

Inzwischen war von seiten des oben erwähnten amerikanischen Fachgenossen, Mr. Chandler, aus den in neuerer und älterer Zeit von den einzelnen Sternwarten erlangten Ergebnissen über die Veränderlichkeit der geographischen Breite mit immer größerer Wahrscheinlichkeit gefolgert werden, daß die früher auf Grund der Theorie angenommene zehnmonatliche Periode jener Achsenbewegung im Erdkörper ganz aufgegeben werden müsse, daß vielmehr die Annahme einer Periode von etwa 14 Monaten den Beobachtungen am besten genüge. Zugleich hatte der große amerikanische Astronom S. Newcomb in entscheidender Weise darauf aufmerksam gemacht, daß die Annahme einer zehnmonatlichen Periode nur dann zutreffend sein würde, wenn die Anordnung und der Aggregatzustand der Bestandteile des Erdkörpers derart wäre, daß Aenderungen der Lage sowie der Gestaltverhältnisse dieser Bestandteile während der Drehung ganz ausgeschlossen wären, mit andern Worten, wenn man es beim Erdkörper wesentlich mit einem absolut starren Massensystem zu tun hätte. Nun kann dies von den Ozeanen, von der Atmosphäre und von den zunächst unter der festen Rinde liegenden Regionen des Erdinnern keinesfalls gesagt werden. Auch von der sogenannten festen Erdrinde selber darf die Möglichkeit gewisser elastischer Formänderungen in sehr engen Grenzen behauptet werden, und nur von dem glutheißen Erdkern, der allerdings wohl den größten Teil der Erdmasse ausmacht, darf infolge seiner enormen Verdichtung durch Druckwirkungen angenommen werden, daß er fast absolut starr ist.

Professor Newcomb hat danach die Annahme zur Geltung gebracht, daß

die nahezu vierzehnmonatliche Periode, in der sich die Drehungsachse der Erde um die ihr benachbarte Hauptträgheitsachse bewegt, wesentlich durch jene Abweichung der Beschaffenheit erheblicher Teile der Erdmasse von einem absolut starren Zustande bedingt sei. Ferner hat Mr. Chandler auch immer deutlicher erwiesen, daß in der Tat die Lagenänderung der Drehungsachse im Erdkörper sich aus einer alljährlichen periodischen Lagenänderung des Hauptträgheitsachsensystems und einer vierzehnmonatlichen periodischen Bewegung der Drehungsachse um die benachbarte Hauptträgheitsachse zusammensetzt.

Oben wurde bereits darauf hingewiesen, daß eine alljährliche Lagenänderung des Hauptträgheitsachsensystems sehr wohl durch die alljährlichen Schwankungen der Lage der großen Zirkulationsströmungen in den Ozeanen und in der Atmosphäre erklärt werden könne. Man denkt dabei auch an die jährlichen Schwankungen des Luftdruckes über ganzen Erdteilen sowie an die jährlichen Schwankungen und Ungleichmäßigkeiten der Vereisung und Schneebedeckung, insbesondere auf den festen Oberflächenteilen der polaren und gemäßigten Zonen der Erde.

Bei einer periodischen Erscheinung, die sich aus zwei andern Perioden, nämlich einer jährlichen Periode der Lagenänderung der Hauptträgheitsachsen und einer vierzehnmonatlichen Periode der Bewegung der Drehungsachse um die ihr benachbarte Hauptträgheitsachse zusammensetzt, ist es aber völlig erklärlich, daß etwa alle sieben Jahre, nach deren Verlauf gewisse Phasen der beiden Perioden immer wieder nahe zusammentreffen, eine Zeit der größten Schwankungen und dazwischen eine Zeit relativ kleiner Schwankungen der Lage der Drehungsachse im Erdkörper eintreten muß. Dies hat sich im Laufe der letzten 13 Jahre schon deutlichst erkennen lassen: In den etwa alle sieben Jahre wiederkehrenden Zeiten der Minima schrumpft die Schwankung auf wenige Hundertstel der Bogensekunde zusammen, während sie in den Maximalzeiten, die ungefähr ebenso alle sieben Jahre wiederkehren, etwas mehr als eine halbe Bogensekunde beträgt. Dieser ganze Sachverhalt trägt zu der Erklärung bei, weshalb in früheren Zeiten, vor dem Beginne der systematischen Organisation dieser Beobachtungen, in manchen Jahren selbst mit sehr feinen Messungen keine deutlichen Spuren einer Veränderlichkeit der geographischen Breite wahrgenommen worden sind. Die oben erwähnten Beobachtungen von Professor Küstner, die für den Beginn dieser Beobachtungsorganisation den entscheidenden Anstoß gaben, trafen auch nahezu in eine Zeit, in der gerade eine Maximalschwankung der Erdachse stattfand, ebenso wie die um das Jahr 1890 zuerst korrespondierend angestellten Beobachtungen der drei mitteleuropäischen Sternwarten.

Die oben schon erwähnten Beobachtungsreihen von 1900 und 1901 lassen auch deutlich erkennen, daß um das Jahr 1900 eine Art von Minimum stattfand, wogegen im Jahre 1901 bereits eine Erweiterung der Größe der Schwankung ersichtlich ist. Noch viel deutlicher läßt sich diese Erweiterung erkennen in der soeben zu unsrer Kenntnis gelangten vorläufigen Bearbeitung der Beobachtungen des Jahres 1902. Wir nähern uns also aufs neue einem Maximum, das wohl

um die Zeit der Jahre 1903 und 1904 eintreffen wird. Alle diese Ergebnisse sind aber nicht nur an sich von sehr hoher kosmischer Bedeutung, sondern sie sind auch von eminentester Wichtigkeit für den astronomischen Dienst aller Sternwarten sowie für alle geodätischen und geographischen Untersuchungen und Maßbestimmungen, einschließlich der Landesvermessungen; denn die frühere Annahme von der Unveränderlichkeit der geographischen Breiten oder Polhöhen war eine wesentliche Grundlage aller dieser Messungsdienste.

Gegenwärtig tritt nun überall in diesen Arbeiten an die Stelle der konstanten Polhöhe ihr veränderlicher Betrag, der uns jetzt regelmäßig und zwar genau bis auf das Hundertstel der Bogensekunde von dem internationalen Erdachsendienste durch das Zentralbureau der Erdmessung in Potsdam, und zwar für die ganze Erde gültig, dargeboten wird.

In den ersten drei Jahrgängen 1900, 1901, 1902, für die wir jetzt diese schönen Ergebnisse internationaler Kulturgemeinschaft besitzen, ist außerdem schon eine nur auf diesem Wege auffindbare, bisher noch gar nicht geahnte Erscheinung zutage getreten, deren Erklärung zurzeit noch problematisch ist: nämlich eine sehr kleine, aber völlig sicher erwiesene alljährliche Schwankung der geographischen Breiten auf dem Parallel unsrer Stationen in einem und demselben Sinne und in einem und demselben Betrage. Es steht noch dahin, ob hier eine kleine alljährliche Schwankung der Niveauflächen der Atmosphäre in der bezüglichen Zone zu erkennen ist, durch die die entsprechende gesetzmäßige Schwankung der Brechungswirkungen für die Strahlen der Gestirne verursacht wird, oder ob wir es mit einer Wirkung sehr kleiner jährlicher Schwankungen der Lage des Schwerpunktes unseres Erdkörpers in der Richtung nach den Polen hin zu tun haben. Das Gesetz dieser ganzen Erscheinung wird erst dann vollständig hervortreten können, wenn wir noch einige ähnliche Beobachtungsreihen von mehreren Stationen auf der südlichen Halbkugel erlangt haben werden. Natürlich wird die Entscheidung über die wahre Ursache dieser Erscheinung, der wir auf solche Weise näher kommen würden, überhaupt eine sehr große Bedeutung haben.

Die wichtigste Frucht aber werden diese Organisationen zur Bewachung der Lage der Drehungsachse im Erdkörper in weiterer Zukunft für fundamentale geologische und geodätische Fragen der fernsten Vergangenheit und der Zukunft uns bringen. Sie werden uns mit der Zeit die Beantwortung der Frage liefern, ob auch gegenwärtig noch außer den in sehr engen Grenzen eingeschlossenen, nämlich eine Bogensekunde nicht erreichenden periodischen Aenderungen der Lage der Drehungsachse im Erdkörper, die mit Polbewegungen von etwa 20 Meter verbunden sind, kleine fortschreitende Aenderungen ihrer Lage stattfinden, und von welcher Größe sie eventuell sind, sowie in welcher Richtung sie zurzeit vor sich gehen. Solche fortschreitende Lagenänderungen müßten natürlich gewisse entsprechend kleine und langsame Veränderungen der Flüssigkeitsstände an den Küsten, ja sogar langsame Formänderungen der relativ festen Bestandteile der Erde hervorbringen und würden unbedingt für eine Reihe von geologischen Fragen und Erklärungen überaus wertvolles Material liefern.

Einstweilen dürfen wir jedenfalls, auch abgesehen von solchen hochwichtigen Ausblicken, an den oben dargelegten, in der internationalen Erdmessung dauernd organisierten Anfängen von gemeinsamen erdumfassenden Messungen schon unsre große Freude haben.



Aus Carl Twestens Nachlaß.

Eine biographische Skizze.

Von

Wilhelm Cahn.

I.

Im Januarheft der Deutschen Revue, Jahrgang 1900, hatte der Reichstagsabgeordnete Rickert eine Episode aus Carl Twestens politischem Leben mitgeteilt, die dessen 1867 in Danzig stattgehabte Wahl als Landtagsabgeordneten zum Gegenstande hatte.

Rickert beabsichtigte, mit diesem Artikel eine Gesamtschilderung des Lebens und Wirkens von Carl Twesten einzuleiten. Leider hat der Tod jenem unerschütterlichen Kämpen für Freiheit und Recht nicht vergönnt, das von ihm geplante Vorhaben auszuführen; auch der Wunsch Rickerts, daß diejenigen, die sich im Besitze von Briefen und sonstigem Material aus dem schriftlichen Nachlasse von Carl Twesten befinden sollten, ihn bei seiner Arbeit unterstützen möchten, hat nur wenig Berücksichtigung gefunden.

Nur von der verwitweten Frau Professor Klara Schaum, geb. Jaques,[1]) die mit dem Hause Twesten innig befreundet war, ist einiges Material zur Verfügung gestellt worden; es besteht aus einigen Briefen, die später in einem

[1]) Klara Jaques, geboren zu Hannover am 15. Januar 1825, Witwe des im Jahre 1865 verstorbenen Dr. Hermann Rudolph Schaum, Professor der Entomologie an der Friedrich Wilhelm-Universität zu Berlin, verkehrte als Jugendfreundin der Lucie Twesten, später verehelichten Wilkinson, viel in dem Twestenschen Hause. Das Eheglück beider Freundinnen war nur von kurzer Dauer. Lucie Wilkinson war bereits nach fünf Jahren, Klara Schaum nach neunjähriger Ehe verwitwet. Durch dieses gleiche Schicksal gestaltete sich das Freundschaftsverhältnis der beiden Frauen nur um so inniger.

Als Ende der sechziger Jahre das Lungenleiden Carl Twestens, das schon 1848 ihn zu längerem Aufenthalt im Süden genötigt hatte, mit erneuter Heftigkeit ausbrach, fand die nimmer ermüdende Sorgfalt der Schwester in der Freundin eine stets bereite und willkommene Hilfe. Stundenlang verweilte „Kläre" bei dem Leidenden, dem sie durch Lektüre und Aufzeichnungen nach seinem Diktate stets angenehmste Gesellschaft bot. Die in dem folgenden Artikel erscheinende Aufzeichnung der Frau Professor Schaum über Twestens Todesstunde bekundet, wie geistig nahe sie diesem Mann gestanden hat.

Artikel: „Twesten als Politiker“ zur Veröffentlichung kommen werden, und aus zwei Manuskripten aus den Jahren 1844 und 1845.

Diese Manuskripte haben nichts mit der Politik gemein, aber sie geben ein beredtes Zeugnis von dem Geiste freier Forschung, der, ein elterliches Erbteil, den Verfasser vom Beginn seiner wissenschaftlichen Laufbahn an bis zu seinem Lebensende beseelte.

Die bisherigen Veröffentlichungen über Carl Twesten beschränken sich auf zwei in der Deutschen Revue erschienene Artikel. Außer dem oben erwähnten Rickertschen ist nämlich im Januarheft, Jahrgang 1880, ein gleichfalls hochinteressanter Artikel Gustav Lipkes[1]) erschienen: „Bismarck und Twesten“. Lipke schildert darin auf Grund der an ihn gerichteten Briefe Twestens dessen Beziehungen zum damaligen Bundeskanzler. Beide Artikel brachten jedoch nur wenig Biographisches.

Da aber unsre durch Elektrizität sehr verwöhnte, schnellebige Generation noch weit schneller vergißt als sie lebt, so darf man einen Namen, auch wenn er ein Jahrzehnt hindurch zu den gefeiertsten gehört hat, nicht mehr als allgemein bekannt voraussetzen, wenn eine Generation über ihn hinweggegangen ist; dies ist bei Carl Twesten der Fall.

Ein Menschenalter ist dahingeschwunden, seitdem dieser wackere Vorkämpe der deutschen Einheit von uns geschieden ist, und wenn er auch im Gedächtnis der immer seltener werdenden Zeitgenossen noch treu fortlebt, dem der jüngeren Generation angehörenden Leserkreise wird es nicht unwillkommen sein, wenn den beiden Manuskripten, die hier zur Veröffentlichung gelangen, eine kleine biographische Notiz vorangeht.

Carl Twesten ist am 22. April 1820 zu Kiel geboren.

Sein Vater, August Detlev Christian Twesten, geboren zu Glückstadt (Holstein) am 11. April 1789, gestorben zu Berlin am 8. Januar 1876, dozierte als Professor der Philosophie und Theologie von 1814 bis 1835 in Kiel und von da ab, als Nachfolger Schleiermachers, bis zu seinem Lebensende als Professor der Theologie in Berlin. Seine Mutter, Katharina (Tine) Behrens, war die Tochter des Landvogts Dr. jur. Behrens in Husum; sie lernte bei ihrer Tante, der verwitweten Frau Doktor Dore Hensler, deren Haus den Mittelpunkt einer geistig ausgezeichneten Gesellschaft in Kiel bildete, den jungen Dozenten Twesten kennen und wertschätzen.[2])

---

[1]) Lipke, Gustav, Alters- und Studiengenosse Carl Twestens, gehörte zu dessen intimsten Freunden; geboren zu Berlin am 21. März 1820, besuchte er mit Twesten das Werdersche Gymnasium und bezog auch gleichzeitig mit ihm die Universitäten Berlin und Heidelberg. Außer ihrem Berufsstudium der Rechtswissenschaft hörten beide in Heidelberg auch Philosophie und Geschichte. Lipke war Rechtsanwalt in Danzig. Als er 1874 in das preußische Abgeordnetenhaus gewählt wurde, siedelte er nach Berlin über; seit 1880 war er auch Mitglied des Reichstags. Lipke gehörte der nationalliberalen, später sezessionistischen Partei an und war in den Kommissionen ein fleißiger und sehr geschätzter Mitarbeiter.

[2]) Die Notizen über Carl Twestens Eltern sind entnommen aus dem sehr anregenden, für die theologische Zeitgeschichte und Literatur der Jahre 1820 bis 1850 besonders lehr-

In einem Brief an Brandis [1]) schreibt Dore Hensler am 18. September 1815 [2]):

„Twesten ist über allen Ausdruck beglückt. Er hat seit vorgestern abend von Tine Behrens die Zusage, daß sie die Seinige werden wolle. Tine ist ein Mädchen von reinem und wahrem Sinn, von tiefem Gefühl und kräftigem Willen. Dies sind die besten Grundlagen in dem Charakter einer Frau und die sichersten Bürgen für Twestens Glück."

Was die Tante mit richtigem, verständnisvollem Blick vorausgesehen hatte, das bestätigte bald nach der Hochzeit (4. Juli 1816) auch Twesten in einem liebevollen Briefe an seine Schwiegermutter. [3])

„Die Natur des Glückes bringt es mit sich, beste, geliebteste Mutter, daß man nicht viel davon reden kann, mag dies nun in der Zaghaftigkeit des menschlichen Herzens seinen Grund haben (als wenn das zum Bewußtsein gekommene Gute auch schon dem Verblühen nahe sei und dem Reifen der Untergang folgen müsse — was freilich in unserm Falle undenkbar ist, wenn Gott nicht Krankheit oder Tod verhängt) oder in der Anmaßung derselben, welche macht, daß man das Gute hinnimmt, als gehöre es sich so, und daß man den Schmerz mehr empfindet als die Freude. Doch auch dieses ist bei mir nicht der Fall; ich bin nicht nur ganz glücklich durch meine Tine, sondern ich bin mir auch mit Freude und Dankbarkeit bewußt, daß ich es bin. Mit Dankbarkeit, nicht bloß gegen Gott, sondern auch gegen Dich, durch deren Sorgfalt und Liebe meine Tine geworden ist, was sie mir ist, die Quelle eines so innigen, reichen, gleichmäßigen Wohlseins, wie ich es noch nie genossen habe. Auch trägt es die Bürgschaft seiner ungeschwächten Dauer in sich: es wird nie zwischen uns anders werden, soweit es von uns abhängt, und wenn wir das Unsere tun, dürfen wir ja mit Vertrauen auch auf den fortdauernden Segen des Himmels warten.

„Manche kleine Vorsätze gemeinschaftlichen Lesens und Arbeitens sind noch nicht ausgeführt; zum Teil deshalb nicht, weil keine Art von Leere uns das Bedürfnis fühlbar machte; sie sind aber nicht aufgegeben, denn ich betrachte meine Tine nicht bloß als die Quelle meines Glückes, ich weiß auch, daß ihr Fortschritt zu höherer Bildung zum Teil in meine Hand gelegt ist, so wie der meinige zum Teil von ihr abhängt!"

Was in diesem Briefe gesagt wird, ist wörtlich eingetroffen. Fast sechzig Jahre eines innigen Ineinander- und Füreinanderlebens waren dieser idealen Ehe beschieden, und wie das Ehepaar in sich glücklich und zufrieden war und gottergeben die schwersten Schicksalsschläge [4]) ertrug, so verbreitete es auch um sich Glück und Zufriedenheit. Wie wenig andre zeichnete sich das Haus Twesten durch eine Herz und Geist gleich anregende Geselligkeit aus. Den von Freunden

---

reichen Buche Heinricis: „Dr. August Twesten, nach Tagebüchern und Briefen". Berlin, Verlag Wilhelm Hertz 1889.

[1]) Brandis, Christian August, 1790—1867, Professor der Philosophie in Bonn.

[2]) S. Heinrici a. a. O. S. 277.

[3]) Heinrici a. a. O. S. 283.

[4]) Von fünf Kindern überlebte nur ein einziges, Lucie, das Elternpaar.

dem Hause zugeführten Gast fragte man nicht nach Glauben, Amt oder Stellung: es kam nur darauf an, daß er sich in den ethisch-wissenschaftlichen Rahmen des Kreises der alten wie der jungen Freunde einzupassen verstand, und daß ihn jener Lessingsche Trieb nach Wahrheit beseelte, der dem Hause als oberstes Gesetz galt.

Interessant ist der Brief, in dem August Twesten seinem Freunde Schleiermacher die Geburt des Sohnes mitteilt.[1])

„Vorgestern morgen den 22. ist meine Tine unerwartet, aber Gott sei Dank, glücklich von einem gesunden Knaben entbunden worden. Auch verheißt uns das seitherige Befinden von Mutter und Kind ein besseres Gedeihen, als dessen sich anfangs meine Agnes[2]) erfreute.

„Nicht nur weil ich weiß, daß Sie an dem, was mir und den Meinigen Frohes begegnet, Anteil nehmen, eile ich, Ihnen diese Vermehrung meines häuslichen Glückes zu melden, sondern noch, weil ich Sie bitten wollte, bei dem kleinen Ankömmling Patenstelle zu übernehmen. Leider wird es ihm ja schwerlich vergönnt sein, in Ihrer Nähe aufzuwachsen; möge es ihm aber auch in der Ferne ein Antrieb sein, denjenigen zu lieben und zu ehren, dem sein Vater so viel verdankt ..."

Schleiermacher erwidert darauf am 6. Mai 1820:

„Von meiner herzlichen Freude über die Vermehrung Ihres häuslichen Glückes, lieber Freund, brauche ich wohl nicht viel Worte zu machen, und wie es mich bewegt, daß Sie mir einen näheren Anteil daran gönnen wollen, das werden Sie sich im allgemeinen auch wohl denken. Aber es ist mir doch noch ganz besonders dabei zu mute, wenn ich auf eine geistige Weise an eine Generation gebunden werde, deren volles Jugendleben ich menschlichem Ansehen nach nicht mehr teilen werde.[3]) Der Ruhm und besonders der wissenschaftliche und schriftstellerische, ist mir immer ein lächerlicher Gedanke gewesen. Der erste, weil es dabei auf die Person gar nicht ankommt, und der andre, weil die Schichten der papierenen Lava sich so dick anhäufen, daß, was unter zweien liegt, schon ganz vergraben ist und unerreichbar. Aber durch die Tradition der Liebe noch wenigstens dem dritten Geschlechte — denn Sie rechne ich billig schon zu meinem Sohnsgeschlecht — zugeführt zu werden, mit welchem, nach Benzenberg, das Menschengedenken abschließt, das ist für mich eine reizende und rührende Aussicht, und so freue ich mich innig dieser Sicherheit dafür, daß in unmittelbar geistiger Beziehung auf ihn selbst Sie mit Ihrem Sohne von Ihrer Freundschaft für mich reden werden. Und wenn es mir so gut wird, ihn wenigstens als Knaben noch einmal in meine Arme zu schließen und ihm meinen Segen zu geben, so

[1]) S. Heinrici a. a. O. S. 361 u. ff.

[2]) Agnes Twesten, geboren am 15. April 1818, gestorben im Frühjahre 1847 infolge eines Lungenleidens.

[3]) Schleiermacher, am 21. November 1768 in Breslau geboren, war damals erst im 52. Lebensjahre.

hoffe ich, können wir in die Periode, der er angehören wird, mit froher Zuversicht und etwas festerem Blicke hinsehen, als jetzt ..."

Die Hoffnung Twestens, daß sein Sohn Carl sich kräftiger entwickeln würde als Agnes, hat sich nicht verwirklicht. In einem Briefe an Schleiermacher vom 29. Oktober 1821 [1]) schreibt er, daß Carl schwach und kränklich sei, und in einem späteren Briefe an denselben vom 24. Juli 1826 [2]) heißt es:

„Es wäre doch nachgerade wieder einmal Zeit, uns zu besuchen und Ihren Paten zu sehen, der, ein guter und talentvoller Junge, aber leider nach einer vor zwei Jahren überstandenen gefährlichen Bronchitis noch immer so schwach ist, daß man nur auf sein physisches Gedeihen achten muß! ..."

„Lassen Sie sich das Patchen nur erst recht erholen," erwidert Schleiermacher, „ehe Sie es in geistige Spannung nehmen."

Im Sommer 1834 erhielt August Twesten die Aufforderung, als Nachfolger Schleiermachers, der am 12. Februar 1834 gestorben war, die Professur für Dogmatik und Exegese des Neuen Testaments an der Friedrich Wilhelm-Universität zu übernehmen. Twesten folgte erst nach langem Bedenken diesem Rufe. Anfang des Jahres 1835 siedelte er mit seiner Familie nach Berlin über. — Carl kam in die Obersekunda des Werderschen Gymnasiums, wo er sich bald als einer der begabtesten Schüler auszeichnete. — Am 26. September 1838 erhielt er als primus omnium das Zeugnis der Reife. — Der mit der Prüfung betraute Schulrat gab seiner Verwunderung über die ausgedehnten und gediegenen Kenntnisse des Abiturienten Ausdruck.

Aus dem Briefe, den der in Teplitz zur Kur verweilende Vater seinem Sohne schrieb,[3]) möge der Schluß hier mitgeteilt werden, weil er am besten das innige geistige Verhältnis schildert, das schon damals zwischen Vater und Sohn bestand und trotz aller Verschiedenheit der Glaubensauffassung auch für die Zukunft bestehen blieb.

„Eine neue Lebensperiode beginnt für Dich insofern, als es bisher Deinem Alter und Deiner geistigen Entwicklung gemäß war, Dich zu älteren Personen, und namentlich auch zu Deinem Vater, mehr empfänglich zu verhalten; jetzt kommt die Zeit, wo Du in reicherem Maße auch eigne Erfahrungen machen sollst, Deine Ansicht vom Leben ausbilden, Dich an der Lösung der Rätsel, die uns dasselbe aufgibt, versuchen, die Erscheinungen außer und in Dir beobachten, prüfen, Dir zurecht legen wirst! So wie ich mich nun der Aussicht freue, daß mir in Dir, geliebter Carl, aus dem Kinde ein Freund — noch mehr als ein Freund, ich will damit nur den bezeichnen, mit welchem ein inniger Verkehr der Gedankenmitteilung stattfinden kann — heranwächst, so wünsche ich auch, daß Du Dir vornehmest, in Deinem Vater denjenigen zu sehen, dem Du gern und ohne Rückhalt mitteilst, was Dich beschäftigt, bewegt, beunruhigt, erfreut. Wohl

[1]) S. Heinrici a. a. O. S. 367.
[2]) S. Heinrici a. a. O. S. 387 u. 389.
[3]) S. Heinrici a. a. O. S. 434.

sehe ich voraus, daß Du davor dann und wann eine kleine Scheu empfinden wirst, die die natürliche Folge der Verschiedenheit des Alters, der Bildung und der kindlichen Achtung ist. Du mußt aber suchen überhaupt und auch in unsrem Verhältnis, diese zu überwinden. Ich habe mehr als einmal die Erfahrung gemacht, daß Scheu vor freier Mitteilung uns leicht der schönsten Früchte eines innigen Zusammenlebens verlustig macht."

Carl Twesten ließ sich im Oktober 1838 zusammen mit seinem Freunde Gustav Lipke an der Friedrich Wilhelm-Universität immatrikulieren und bezog im Jahre 1840 die Universität Heidelberg, wo er einer der ersten Schüler Vangerows war. Von Heidelberg aus führte Karl einen lebhaften Briefwechsel mit den Eltern. Ihrem Wunsche entsprechend gibt er, wie Heinrici schreibt, über Studieneindrücke und Erlebnisse sorgfältig und genau Rechenschaft.[1])

Carl Twesten studierte gerade in Heidelberg, als auch in Baden, das sich bisher durch seine freiheitliche Entwicklung und konstitutionelle Verfassung vor allen andern Bundesstaaten ausgezeichnet hatte, die Reaktion eingezogen war. v. Blittersdorf, der nach dem Tode des liberalen Ministers Winter, Ministerpräsident geworden war, suchte allmählich Metternichs System einzuführen und den freiheitlichen Geist der Beamten durch Disziplinierungen, Versetzungen und Urlaubsverweigerungen einzuschüchtern. Dank den charakterfesten Männern wie Itzstein, Welcker, Mathy und andern, die mit schärfster Opposition gegen das korrumpierende System Blittersdorfs ankämpften, hielt der Rückschritt im Großherzogtum nur wenige Jahre vor. Der norddeutsche Student verfolgte diese in der badischen Kammer zum Austrag kommende Opposition mit lebhaftester Teilnahme! —

Im Jahre 1841 bestand Carl Twesten sein erstes juristisches Examen und erledigte in Schwedt, Naumburg und am Kammergericht die üblichen Vorstufen zum Richteramt. In dieser Zeit versäumte er jedoch nicht, neben seinen theoretischen und praktischen Rechtsstudien sich eingehend auf philosophischem und kulturgeschichtlichem Gebiete wissenschaftlich zu betätigen.

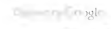
Das Manuskript, das der Herausgeber dieser Zeitschrift als der Veröffentlichung für wert befunden hat, ist aus Naumburg datiert; es möge ohne weiteren Kommentar hier folgen:

Naumburg, den 2. Februar 1844.

Glaube und Verstand als Prinzipien des antiken und modernen Staates.

Durch die ganze Weltgeschichte hin zieht sich der Kampf zwischen dem Glauben und Verstande. „Du Dummkopf" und „du Gottloser", das sind die Stichworte des im wesentlichen stets auf dieselbe Weise geführten Kampfes. Im

[1]) Professor Heinrici in Leipzig, dessen erste, im Jahre 1881 zu Marburg verstorbene Gattin, Ellen Wilkinson, die Enkelin August Twestens war, ist im Besitze des Twestenschen Familienarchivs, und auch der von Carl Twesten während seiner Studienzeit rc. geschriebenen Briefe. Ihre Veröffentlichung würde nicht nur von allen Freunden des freien Gedankens, sondern auch von den Kulturhistorikern mit Freuden begrüßt werden!



Laufe der Zeit erringt der Verstand immer den Sieg, soweit er wahrhaft Verstand ist, das heißt wirklich versteht, und nicht bloß zu verstehen meint. Ist letzteres der Fall, so kann dieser nur scheinbare Verstand eine Niederlage erleiden, und wenn er siegt, tritt nur ein neuer, wenn man so will, verständigerer Glaube an die Stelle des alten, der dann nach seiner Verdrängung Aberglaube genannt wird. Dieser Kampf muß auf allen Gebieten dauern, bis der Verstand gänzlich durchgedrungen ist, das heißt, bis nichts mehr geglaubt zu werden braucht, sondern alles verstanden und begriffen ist. Die Gesetze der Vernunft sind stets wirksam gewesen, wo sie es nicht wären, müßte Vernichtung eintreten; der unendliche Fortschritt vom bewußtlosen Beherrschtwerden durch die Vernunftgesetze zum erkennenden Vollziehen derselben, bildet die Geschichte der menschlichen Entwicklung.

Das Fortschreiten von dem Glauben zum Verstande läßt sich im Staatsrecht deutlich nachweisen. Die Grundlage des antiken Staates bildet durchaus der Glaube, wenn schon im Fortgange der Kultur mehr und mehr durch den Verstand modifiziert.

Ohne Kenntnis seiner selbst und der Dinge um ihn her fühlte sich der Mensch anfangs überall von höheren Gewalten umgeben und abhängig. Ihnen schrieb er, wie die äußeren Dinge, auch seine eignen Willensbestimmungen zu; bei ihnen suchte er die Entscheidungen, die er dem eignen Verstande nicht zutraute. Das Gefühl der Unfreiheit erklärt das Streben aller alten Völker, den Willen ihrer Götter aus Orakeln, Träumen, Bewegungen von Tieren u. s. w. zu erkennen. So konnten auch die Stiftungen und Einrichtungen der ältesten Staaten nicht von menschlicher Willkür ausgehen. Den Göttern verdankten sie ihren Ursprung, unmittelbar (Indien, Aegypten) oder durch gottberufene Heroen (Israeliten, Rom), — mochten nun die ältesten Staatengründer im Gefühle ihrer Ueberlegenheit und in der Ueberzeugung von der Notwendigkeit und Erhabenheit ihrer Einrichtungen sich selbst als Abgesandte der Gottheit ansehen, oder den vorhandenen Glauben benutzen, sich als solche darzustellen.

Staat und Religion hängen unzertrennlich zusammen.

Jedes Volk betrachtete sich als das auserwählte seiner Gottheit; daher ist der Krieg zweier Völker zugleich ein Kampf der Götter; das besiegte forscht nach der Ursache des Zornes seiner Gottheit, und sucht sie zu versöhnen; jedes hält seine Götter für die mächtigeren, spricht aber denen des andern keineswegs Existenz und Gewalt ab. Diese Ansicht findet sich sehr häufig bei den Israeliten: „Unser Gott ist der Stärkere", so schon bei dem Auszuge aus Aegypten, wo die ägyptischen Zauberer es den Wundern des Moses nicht gleichtun können. So behandeln auch die Römer, die von ihren Göttern sich zu Beherrschern der Welt berufen glauben, die Götter der überwundenen Feinde mit Achtung und suchen sie für sich zu gewinnen, da sie sich sonst rächen könnten. Bei den Orientalen führt der unbedingte Glaube an die göttliche Notwendigkeit zum Erstarren der Staatsformen, die jeder Bewegung und Fortbildung unfähig sind; — keine Macht kann den Menschen aus der Kaste befreien, in die er durch seine Geburt gehört. Einrichtungen und Gesetze sind nicht, weil sie gut oder nützlich sind, sondern

weil die Gottheit sie will; so wird in der Bibel häufig der Grund für dieses oder jenes Verbot hinzugefügt: „Denn wer solches tut, ist dem Herrn ein Greuel“ (Deuteronomos 22, 25).

Ganz anders gestaltet es sich bei den Griechen. Hier ist nicht mehr Willkür der Götter, sondern eine höhere Notwendigkeit, die Idee des an sich Sittlichen, das sittliche Prinzip, das über Göttern und Menschen steht; aber durch Vermittlung der Götter ist den Menschen das sittliche Prinzip bekannt geworden, zu den tierisch lebenden sendet Zeus den Hermes, um sie zu lehren, wie Protagoras erzählt. Sprößlinge oder Gesandte der Götter stiften die Staaten. Diese sind nicht um der Bürger, noch um dieses oder jenes Endzwecks willen da, sondern weil das sittliche Prinzip sie fordert, diesem, dem an sich Sittlichen und Schönen sollen sie entsprechen. Die Vollendung der griechischen Weltanschauung, scheint mir, ist im Plato zu finden. Nach ihm (siehe Timäus) ist das ewig, wahrhaft Seiende die Idee; die erscheinende Welt ist nur ein Bild und Abglanz der Idee; ihr zu entsprechen ist Aufgabe des Staates, wobei das Wohl des einzelnen nicht in Betracht kommt. Der Mensch an sich hat keinen Wert und kein Recht, sondern nur insofern er Bürger dieses oder jenes Staates ist. Nicht nur die Fremden, sondern auch die Handwerker und Sklaven sind vom Staate ausgeschlossen, dieser besteht eigentlich nur aus den durch die Idee berufenen Herrschern und Beschützern. Aristoteles definiert zwar den Staat als die Vereinigung der Menschen zum selbstgenügenden, vollkommenen Leben, und stellt die Bedingungen des politischen Bestehens dar, aber auch er nimmt den Staat als gegeben, auch bei ihm sind die einen geboren, um frei, die andern, um Sklaven zu sein. In den einzelnen griechischen Staaten war die Macht des Glaubens verschieden, je größer sie war, desto fester hielt man an den alten Einrichtungen; daher der Haß zwischen Sparta und Athen, dem religiösesten und dem irreligiösesten Staate Griechenlands. Nachdem Solon und Kleisthenes die geborene Aristokratie der alten Geschlechter vernichtet hatten, wurde der Staat ohne Scheu vor dem Hergebrachten rein nach dem Verstande geordnet, und die Demokratie, in der jeder sich mit dem Staate identifizierte, gab, wie Herodot beim Abschaffen der königlichen Würde bemerkt, dem Volke die Kraft, die es über ganz Griechenland erhob, und die Energie, die seine Feinde zu der bewundernden Anerkennung zwangen. „Seitdem hat man sich nur durch die notwendigen Bedürfnisse leiten lassen“ (Thucydides I 70). Aber auch die Athener wendeten sich in wichtigen Angelegenheiten stets an die Orakel ihrer Götter, mit denen ihre großen Staatsmänner in genauer Verbindung standen, wie Themistokles ihnen in Delphi den Rat erteilen läßt, „ihr Heil hölzernen Mauern anzuvertrauen“; so war trotz aller Willkür innerhalb des Staates der Glaube an die Götter, an das Prinzip der Sittlichkeit, an den Staat selbst derart, daß er nicht angetastet werden durfte. Wegen Gottlosigkeit wurden Anaxagoras und Aristoteles angeklagt! Als Protagoras ein Buch schrieb, ob die Götter seien? und manches für, aber auch vieles gegen diese Annahme vorbrachte, mußte er die Stadt verlassen, und sein Buch ward durch den Henker verbrannt,

das erste Autodafé, von dem die Geschichte weiß. Sonst ließ man den Sophisten ihre Skepsis hingehen, weil sie spielend und äußerlich, den Kern der griechischen Welt unangetastet zu lassen schien; einen Sokrates aber, der den Glauben als Grundlage des Sittlichen in seiner Totalität verwarf, und nur im Verstande das Prinzip des Guten, Schönen und Gerechten suchte, konnte der Staat nicht ertragen. Auch im Kriegsfalle unterscheiden die Griechen, wessen Glaube der bekämpfende ist; die Barbaren sind durchweg Feinde der Götter Griechenlands; als ihren Rächer betrachtet sich Alexander der Große auf seinem Perserzuge, und als Sühnopfer für die zerstörten Tempel Athens verbrennt er Persepolis. In den Kriegen untereinander dagegen haben die Hellenen kein Vernichtungs- und Unterjochungsrecht, ausgenommen in dem heiligen Kriege, wo wiederum die Gesamtheit als Rächer der Gottheit gegen die Beleidiger auftritt; als aber Theben nach dem peloponnesischen Kriege die Vernichtung Athens verlangt, weisen die Spartaner dies mit den Worten zurück: „Die Athener hätten zwar den Untergang verdient, es wäre aber ein Frevel gegen die gemeinsamen Götter, durch deren Willen der athenische Staat gegründet und gefördert sei."

Mit dem Glauben fielen die griechischen Staaten, und wenn sie sich noch 200 Jahre erhielten, so war doch ihre eigentliche Macht und Lebenskraft schon vor Alexander dem Großen dahin. Agis und Kleomenes suchten vergebens das alte Sparta ohne den alten Glauben zu regenerieren.

Wie der griechische, beruht der römische Staat auf dem Glauben. Die Götter haben ihn zur Weltherrschaft berufen, nach ihrem Willen geschieht alles. Der einzelne verschwindet gegen den Staat, nur zum Staate und um des Staates willen reden die Götter, nicht zum einzelnen Bürger. Wenn dem römischen Bürger daher etwas begegnet, worin er eine Willensäußerung der Götter oder ein merkwürdiges Omen zu erkennen glaubt, so bezieht er dies nicht auf sich, sondern auf den Staat. Alle Wunderzeichen werden den Magistraten angezeigt. Der Glaube an den göttlichen Beruf hielt die Römer aufrecht in den anscheinend hoffnungslosen Kämpfen gegen die Gallier und Hannibal; er verhinderte das Aufgeben des Vaterlandes (Camillus, Scipio). Anfänglich durchdringt der Glaube alle Einrichtungen des Staates. Der Kampf der Plebejer gegen die Patrizier ist der Kampf des Verstandes gegen das göttliche Recht. Jede moderne Aristokratie ist eine Lumperei gegen die antike. Diese ist von den Göttern auserwählt, ein Uebergang zu ihr ist unmöglich; sie ist ein ganz andres Geschlecht, daher die Ehe zwischen Patriziern und Plebejern so wenig möglich, wie zwischen Menschen und Tieren. Das Argument der echten Aristokraten zur Wahrung ihrer Rechte, der Grund der Mäßigung und Ehrfurcht auf seiten der Plebejer, selbst in ihren Kämpfen, ist der Glaube an das göttliche Recht des Bestehenden, der Zweifel: „reden die Götter auch zu den nicht von ihnen berufenen Plebejern?" [1]) Beim

[1]) In seinem Trauerspiel „Ein Patrizier" (Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig 1848) läßt Twesten den Konsul Appius Claudius sagen: „Sie (die Plebejer) werden nicht die Priesterwürden und die Augurien uns lassen, gleich als wenn die Götter der Geschlechter, die den

Uebergange der Staatsämter an die Plebejer werden daher die früher damit verbundenen priesterlichen Würden davon getrennt, und das letzte, was die Plebejer erringen, ist das Pontifikat. Die Würde der Flamines blieb bis ans Ende patrizisch, sie mußten aus konfarreïerter [1]) Ehe entsprossen sein, daher die Besetzung ihrer Stellen schon unter Tiberius Schwierigkeit machte (Tac. ann. IV 16). Als der Verstand in der inneren Einrichtung des Staates bereits den Sieg errungen hatte, blieb der Glaube an den Staat selbst, die begeisterte Unterordnung des einzelnen dem Staate gegenüber noch bestehen. Daher konnte man zur Zeit der punischen Kriege, wie Livius bemerkt, herausgreifen, wen man wollte, jeder leitete den Staat gleich gut. In der Philosophie der griechischen Gesandten,[2]) namentlich dem Skeptizismus des Neuakademikers Karneades erkannten Cato und die Altgläubigen das Prinzip, das den Staat umstürzen mußte. Aber die Aufklärung ließ sich nicht unterdrücken, und der antike Staat unterlag ihr, während sie den modernen begründet hat. Seit der Glaube an den Staat schwand, waren es nur noch einzelne, die in Gedanken von Nationalgröße, Nacheiferung oder Ehrgeiz den Staat vergrößerten (Pompejus, Cäsar, Augustus), und der Staat ward ihnen zur Beute. Wer den Glauben an den alten Staat nicht aufgeben konnte, dem blieb nur Catonis nobile letum (stoische Enthaltsamkeit). Nicht nur die große Menge wendete sich gleichgültig vom Staate ab, auch die Besseren klagten über die schlechte Zeit und zogen sich in die stoische Enthaltsamkeit zurück. Der geistverlassene Staat fiel trotz der ungeheuren materiellen Kräfte.

Das Christentum trat dem Staate feindlich gegenüber, soweit dieser auf dem Glauben an die alten Götter basiert war. Das Christentum war keine Nationalreligion wie alle früheren, sondern machte Anspruch auf allgemeine Geltung und duldete die alten Götter nicht neben sich; der Staat konnte aber diese nicht aufgeben, ohne sich selbst aufzugeben, daher die Christenverfolgungen bei der sonstigen Toleranz der Römer, und gerade unter den besseren Kaisern (z. B. Trajan, Decius), weil in diesen das Prinzip des alten Staates am lebendigsten war. Unmittelbar greift das Christentum den Staat keineswegs an, es kennt aber keinen von Gott berufenen oder ausersehenen Staat, sondern „aus allerlei Volk“. „Wer Gott fürchtet und recht tut, der ist dem Herrn angenehm,“ das Wahre und Wesentliche wird in das Ueberirdische gesetzt, „das ewige Reich

Staat gegründet haben, auch zu den Plebejern redeten.“ — Daß ein Plebejer den Verkehr mit den Göttern vermitteln könnte, erschien jedem Patrizier undenkbar.

[1]) Konfarreïerte Ehe: Die feierliche Vermählungsweise unter den Patriziern, wobei Speltbrot (panis farreus) von den Neuvermählten gegessen wurde, nachdem die Ehe in Gegenwart des Oberpriesters — flamen dialis — und zehn Zeugen und unter ganz besonderen Feierlichkeiten geschlossen worden war.

[2]) Griechischen Gesandten: Im Jahre 155 v. Chr. war den Athenern wegen Plünderung der Stadt Oropos vom römischen Senate eine Geldstrafe auferlegt worden. Um eine Milderung der Geldbuße zu erwirken, waren von Athen der Stoiker Diogenes, der Peripatetiker Kritolaos und der Neuakademiker Karneades nach Rom gesandt worden. Auf Betreiben Catos wurden die drei Philosophen ihres Unglaubens wegen aus der Stadt verwiesen.



Gottes!" Sich auf dieses vorzubereiten, ist die Aufgabe des Menschen, und diese Aufgabe gibt dem Einzelnen seinen absoluten Wert. Jeder gegebene, vorübergehende Zustand ist etwas Unwesentliches und vergleichungsweise Unbedeutendes, so auch der Staat. Dieser wird als notwendig erkannt, damit der Mensch seine Bestimmung erfülle, und ist somit dem Willen Gottes gemäß, aber durch diesen nicht in irgend einer Form gefordert, sondern nur zugelassen, immer in der Voraussetzung, daß er den Menschen nicht an der Erfüllung seiner göttlichen Bestimmung hindere; „man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen". Der christliche Staat erscheint seit seiner Entstehung als Schirmherr und Verteidiger der Kirche, wo sie eines solchen bedarf, dagegen sichert ihm die Kirche den weltlichen Gehorsam, soweit er ihr nicht in den Weg tritt. Die Ausbildung des Staates überläßt das Christentum lediglich dem Verstande. Konflikte zwischen Kirche und Staat entstehen nur, wo dieser sich über den Glauben der Kirche oder jene über den Verstand des Staates eine Gewalt anmaßen will. Weil sie sich in ihrer Integrität verletzt sah, protestierte die katholische Kirche gegen den Westfälischen Frieden, die französische Revolution und die Wiener Kongreßakte; sonst ist ihr die Form des Staates gleichgültig. Die christlich-germanischen Staaten des Mittelalters beruhen auf dem durch Gewalt und Eroberung gewonnenen Eigentumsrechte. Die Führer der Gefolgschaften, die an der Spitze der Eroberungen standen, betrachteten sich als Eigentümer aller Gewalt in den erkämpften Ländern, verteilten so viel Grund und Boden, als sie den Besiegten zu entreißen vermochten, unter sich und ihre Genossen, und übten die Rechte der Staatsgewalt, die sich empirisch als notwendig herausstellten, selbst oder durch die Großen ihres Gefolges aus. Letztere machten die Rechte der Staatsgewalt, die ihnen als Aemter verliehen waren, zu ihrem Eigentum unter Oberhoheit des Fürsten. Der Glaube hatte an diesen Staatenbildungen keinen Anteil, der Verstand der Eroberer richtete sich in den erstrittenen Ländern ein, wie er es eben für gut hielt. Dieselben Verhältnisse traten in Deutschland ein, nachdem die zurückgebliebenen Stämme durch ihre ausgewanderten Brüder, die Franken, unterworfen waren. Karl der Große hatte einen höheren Begriff und suchte eine Staatseinheit mit einer der kirchlichen nachgebildeten Beamtenhierarchie herzustellen; seine Bemühungen blieben aber bei der Schwäche seiner Nachfolger fruchtlos, und die Staatsgewalt des Mittelalters bestand aus einem Konglomerat von Eigentumsrechten, deren die wenigsten unmittelbar in den Händen des Obereigentümers blieben, die meisten in die seiner Vasallen übergingen; jeder suchte aus seinem Eigentume so viel als möglich Nutzen zu ziehen. Damit soll nicht gesagt werden, daß der Glaube keinen Einfluß auf den mittelalterlichen Staat gehabt hätte, vielmehr bildete sich auf Grund des Satzes: „daß nichts ohne den Willen Gottes sei", allmählich ein Glaube an die Gottwohlgefälligkeit und deshalb Heiligkeit alles Bestehenden, aller wohlerworbenen Rechte.

Diese Bedeutung hat die kirchliche Weihe und Salbung der Könige. Nur ist der Glaube nicht Prinzip des Staates. Wie im Altertum der Verstand den Glauben, so modifiziert jetzt der Glaube den Verstand. Der Verstand des Feudal-

staates wird in neuerer Zeit oft geleugnet, weil der höhere Verstand den unentwickelten jener Zeit gar nicht mehr als solchen anerkennen will, aber er läßt sich nicht wegleugnen.

Höhere Begriffe vom Staate machen sich erst wieder seit dem Wiederaufleben der Künste und Wissenschaften durch das Studium der römischen Geschichte und des römischen Rechts geltend. Die Fürsten erkannten, daß der Begriff des Eigentums zur vernunftgemäßen Begründung des Staates nicht ausreiche, und suchten die Formen des römischen Kaiserreichs nachzubilden. Der Kampf zwischen der absoluten Monarchie und der Feudalaristokratie begann und endete in allen Ländern Europas mit der Niederlage der letzteren. In Spanien siegte die Monarchie unter Ferdinand dem Katholischen und Karl V.; in Frankreich begann der Kampf unter Ludwig XI., nachdem ein großer Teil des Adels in den englisch-französischen Kriegen aufgerieben war, und endete durch Richelieu; in England begründete Heinrich VII. die Einheit des Staates, nachdem in den Kriegen der Rosen die mächtigsten Barone auf den Schlachtfeldern von Towton und Barnet oder durch die Henker Margarethens von Anjou und Richard III. gefallen waren. In Deutschland unterlag zwar der höchste Lehnsherr, indem der vornehmste Adel die Souveränität errang, aber dieser gelangte in seinen Territorien zur absoluten Gewalt, ohne daß bis jetzt das Wort des Nikolaus von Kusa „sicut principes imperium decorant, ita populares decorabunt principes“ in Erfüllung gegangen wäre. Die Theorie begleitete die Praxis und brachte sie auf feste Regeln, indem sie den Absolutismus aus der vorhandenen Gewalt deduzierte (wie Machiavelli, Hobbes, Spinoza), aber bald eilte sie derselben voraus. Hugo Grotius unterscheidet noch zwei Herrschaften zum Besten der Herrscher und zum Besten der Beherrschten; die französischen Philosophen und Friedrich der Große statuieren keine Staatsgewalt als zum Besten der Beherrschten. Vor der französischen Revolution wollten die Vornehmen und alle Gewalthabenden vorurteilsfrei und aufgeklärt sein. Der Hof zu Versailles, Friedrich der Große, Gustav III. von Schweden betrachteten die absolute Monarchie als notwendig zum Heile des Volkes, weil der Fürst der einzige sei, dessen Interesse mit dem des Staates identisch sei, und zu einer Zeit, wo allgemeine Gleichgültigkeit gegen den Staat herrschte, wo der Satz: „sei froh, daß du nicht für den Staat zu sorgen hast,“ die Gesinnung der meisten ausdrückte, hatten sie unzweifelhaft recht. Die Aufklärung ging aber weiter, seit Rousseau fanden alle Gebildeten Interesse am Staate und die absolute Monarchie weder notwendig noch vernunftgemäß. Die neuen Staatstheorien hatten die Revolution zur Folge. Seitdem verlor die Aufklärung viele Freunde, und wer seine Interessen gefährdet sah, wollte gerne selbst nicht aufgeklärt sein, wenn nur das Volk es nicht wäre. Seitdem hat man einfach die vernünftige Notwendigkeit als Begründung der Monarchie aufgegeben, denn wenn man diese anerkennt, setzt man sich allen aus der Vernunft zu ziehenden Folgerungen aus, und man kehrt zur Theorie von dem Eigentume an der Staatsgewalt zurück. Hier hält man sich für gesichert, denn das Eigentumsrecht, das historisch wohl erworbene Eigentumsrecht, wird noch als heilig

und unantastbar geglaubt. Der Verstand aber, der den Staat als die notwendige Form zur Entwicklung des menschlichen Geschlechts, und die Realisation der wahrhaften, vernünftigen Freiheit als seine Aufgabe betrachtet, macht die Frage, wie der Staat einzurichten sei, um seine Aufgabe zu erfüllen, nicht von diesem oder jenem angeblich wohlerworbenen Rechte, sondern von der Bildungsstufe der Zeit abhängig, hinter der zurückzubleiben ebenso gefährlich ist, als ihr vorauszueilen.

Auf der Grundlage derer, die die absolute Monarchie als durch die gegenwärtige Zeit geboten betrachten, läßt sich unterhandeln. Mit denen aber, die an dem Begriffe oder vielmehr an der Begriffslosigkeit des mittelalterlichen Eigentumsstaates festhalten, ist keine Verständigung denkbar. Von ihnen gilt der Satz, den Fichte ungefähr dahin ausgesprochen hat:

„Dem Rechte und der Vernunft muß durchaus Bahn werden; wenn sich ein Mensch verstockt und ihnen nicht aus dem Wege gehen will, so geht ihr Weg über ihn dahin."

*

Im Juli 1845 bestand Carl Twesten sein Examen als Gerichtsassessor. Es lag nicht in seiner Absicht, nachdem er die zur Bekleidung eines Richteramts erforderlichen theoretischen und praktischen Rechtsstudien vollendet hatte, sich auch fürder ausschließlich diesen Studien zu widmen. Dies erhellt aus den im nächsten Heft folgenden Tagebuchblättern, die er am Tage, als er sein Assessorenpatent erhielt, niederschrieb. Leider hat sich eine Fortsetzung des Tagebuchs in dem der Frau Professor Schaum übergebenen Nachlasse nicht vorgefunden.

(Fortsetzung folgt.)



Die Grundlagen der modernen Physik und ihre Beziehung zu den neuesten Ergebnissen der Forschung.

Von

W. Wien.

Wohl auf keinem Gebiet ist es für den Laien so schwierig, die Fortschritte und Entwicklungen zu verfolgen und zu verstehen, wie in den physikalischen Disziplinen. Es geht das so weit, daß die in den Tagesblättern über physikalische Forschungen erscheinenden Aufsätze und Notizen fast durchweg so viel Unrichtiges und Mißverstandenes enthalten, daß es in den Fachkreisen üblich geworden ist, sie vollkommen zu ignorieren. Es ist dieser Zustand ein im höchsten

Maße unerfreulicher, und es lohnt sich schon der Mühe, den tieferen Gründen nachzugraben. In erster Linie liegt die Ursache in der humanistischen Bildung des größten Teils derjenigen, die sich überhaupt für wissenschaftliche Fragen interessieren. Von der Physik erwecken nur auffallende Experimente oder solche Betrachtungen Teilnahme, die eine unmittelbare Nutzanwendung für Technik und praktisches Leben versprechen. Daß in der physikalischen Forschungsarbeit auch bedeutende Erkenntnis- und Bildungswerte liegen, davon haben alle die meistens keine Vorstellung, die nach ihrem Bildungsgang gewohnt sind, ihre geistige Nahrung von den Gebieten der Geisteswissenschaften zu holen. Die inneren logischen Zusammenhänge des gewaltigen Gebäudes der modernen Physik sind den meisten vollkommen fremd, und nur wenige haben eine Vorstellung von der Arbeitsmethode, die bei seiner Errichtung gebraucht wird. Sehr erschwerend wirkt allerdings noch der Umstand, daß die physikalischen Anschauungen in der wissenschaftlichen Welt selbst einem beständigen Wandel unterworfen sind, daß Theorien, ja festbegründete Naturgesetze verlassen oder verändert werden.

Ein solcher ewiger Wechsel in einer der exaktesten Wissenschaften muß dem Laien befremdlich erscheinen und in ihm Zweifel an der Sicherheit der wissenschaftlichen Grundlagen aufkommen oder wenigstens den erkenntnistheoretischen Wert solcher wandelbarer Anschauungen fraglich erscheinen lassen.

Es ist deshalb durchaus notwendig, daß die Fachleute selbst, die eine Uebersicht ihrer Wissenschaft besitzen, in allgemein verständlicher Weise über deren Fortschritte berichten. Nur auf diese Weise kann der geistige Gehalt dieser Leistungen zur Bildung des Volkes beitragen.

Das allgemeine Interesse an der exakten physikalisch-mathematischen Forschung war früher größer, am bedeutendsten wohl, als die Anwendung der neuen Methoden auf die Astronomie die Systeme des Kopernikus und Kepler hervorbrachte, und in der Newtonschen Entdeckung des Gesetzes der allgemeinen Schwere gipfelte. Damals war der ungeheure Erkenntniswert solcher Forschungen durch die gesamte Umwälzung der Weltanschauung überzeugend dargetan. Als die mechanische Wissenschaft von Triumph zu Triumph schritt, schien dem kühngewordenen Geiste nichts mehr unmöglich, was er nicht mit der Kraft seiner mathematischen Logik glaubte meistern zu können. Die sichere Hoffnung, die ganze Welt mechanisch zu erklären, hat noch bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts hinaus geherrscht. Dann begann man vorsichtiger zu werden. Die Unzulänglichkeit der reinen Mechanik außerhalb ihres speziellen Gebiets drängte sich zu gewaltsam auf. Das allgemeine Interesse daran war längst vorher erloschen und wandte sich vorübergehend nur einmal diesen Dingen wieder zu, als neue allgemein scheinende Naturgesetze aufgefunden wurden: das Gesetz der Erhaltung der Energie und der zweite Hauptsatz der Wärmelehre.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts war die physikalische Wissenschaft durch eine außergewöhnlich glänzende Reihe von Forschern allerersten Ranges in riesigem Maße gefördert worden. Das Prinzip ihrer Forschung war die Aufstellung allgemein gültiger Naturgesetze und die Ableitung logischer Folge-

rungen aus ihnen, die zu neuen Erkenntnissen führen sollten und in der Tat den Weg zu außergewöhnlich vielen neuen Tatsachen geführt haben.

Die Technik bemächtigte sich dieser Prinzipien und errang ebenfalls kaum dagewesene Erfolge. Ihr wandte sich das allgemeine Interesse hauptsächlich zu, bis zu dem erkenntnistheoretischen Inhalt der neuen Entdeckungen drangen nur wenige vor.

Ein allgemeiner Rückschlag gegen den Wert der naturwissenschaftlichen Erkenntnis hat sich in dem letzten Teil des vorigen Jahrhunderts eingestellt, zum Teil begünstigt durch die Uebertreibungen einzelner Naturforscher, im wesentlichen aber veranlaßt durch die Meinung, daß die Naturwissenschaft wohl praktisch nützliche Kenntnisse, nicht aber solche von allgemeinem philosophischen Wert zu liefern vermöge.

Speziell der Physik wurde, nach dem Dahingehen ihrer großen Führer, eine Zeit geringwertiger Epigonenarbeit prophezeit. Wohl fehlte es an den Männern ersten Ranges, aber ein großer Glücksfall wirkte nicht nur belebend und anregend, sondern gab auch Veranlassung, die ganzen Grundlagen der Wissenschaft einer Kritik zu unterziehen. Von dieser neuesten Wandlung auf physikalischem Gebiet soll im folgenden die Rede sein. Es wird sich zeigen, daß die Grundlagen unsers Naturerkennens berührt worden sind. Die Röntgensche Entdeckung der X-Strahlen war nicht nur für die physikalische Laienwelt von dem größten Interesse. Hier wurde dies wesentlich durch die eigentümliche Eigenschaft der neuen Strahlen, den menschlichen Körper zu durchdringen, bedingt. Für die Wissenschaft sind die X-Strahlen immer noch nicht ganz ihrem Wesen nach aufgeklärt und haben deshalb nicht die unmittelbaren Folgen gehabt, die man anfangs erwartete. Viel wichtiger war die Anregung, die durch die Entdeckung in bisher noch kaum dagewesener Weise zu neuer Arbeit gegeben wurde. Und anschließend an die Arbeitsmethode, die zur Entdeckung der X-Strahlen geführt hatte, ist dann eine Anzahl wichtiger neuer Entdeckungen gemacht worden, die zum Teil schwer in den Rahmen der bisher als gültig angenommenen Naturgesetze passen.

Und so entsteht nun die Frage, wie sich die Physik zu diesen Gesetzen zu stellen hat.

Wie man schon im vorigen Jahrhundert, gegenüber den kühnen Spekulationen eines Laplace, vorsichtiger geworden war, so sind wir heute geneigt, noch etwas vorsichtiger und bescheidener in der Beurteilung der Genauigkeit der gewonnenen Naturgesetze zu sein.

Gustav Kirchhoff, der Entdecker der Spektralanalyse, bezeichnete im Jahre 1875 es als die Aufgabe der Mechanik, alle in der Natur vor sich gehenden Bewegungen vollständig und auf die einfachste Weise zu beschreiben. Diese Fassung der Aufgabe des exaktesten Gebietes der Naturforschung erregte damals in Fachkreisen außerordentliches Aufsehen. Es schien eine Verrückung des Ziels, eine Einschränkung der Aufgabe zu sein, nachdem man stolz darauf gewesen war, den bloß „beschreibenden" Naturwissenschaften sich entwunden zu haben. Aber bei

genauerer Prüfung mußte man Kirchhoff recht geben. Was man als „Erklärung" der Naturerscheinungen angesehen hatte, die Ableitung aus möglichst allgemein hingestellten Naturgesetzen, war in der Tat eine bloße Darstellung des Tatsächlichen in einer besonders einfachen und präzisen Weise. Heutzutage würden wir geneigt sein, die Kirchhoffsche Forderung noch mehr einzuschränken. Wir würden das Wort „vollständig" nicht aufnehmen, weil es eine unerfüllbare Forderung enthält. Wir sind der Meinung, daß eine wirklich vollständige Kenntnis auch der allereinfachsten Bewegungsvorgänge uns verschlossen ist. Nun hat Kirchhoff die Unmöglichkeit, einen Bewegungsvorgang vollkommen zu übersehen, sehr wohl gekannt. Aber er war mit den großen Führern der Wissenschaft geneigt, die Grundgesetze, auf denen sich die Mechanik aufbaut, für absolut richtig anzusehen. Ein mechanischer Vorgang, der unter ganz bestimmten Voraussetzungen abläuft, wäre in diesem Falle auch vollkommen genau bekannt.

Aber die Frage, ob die Naturgesetze absolute Genauigkeit beanspruchen dürfen, darf nicht von der Hand gewiesen werden.

Ein jedermann einleuchtendes Naturgesetz sagt uns, daß die Substanzmenge unzerstörbar ist. Die ganze Chemie beruht auf ihm, und es ist uns allen so in Fleisch und Blut übergegangen, daß wir geneigt sind, es für selbstverständlich zu halten. Daß Substanz aus dem Nichts entsteht oder verschwindet, wird jedermann für vollkommen undenkbar erklären.

Trotzdem ist dieser Satz nicht viel älter als hundert Jahre. Erst durch Lavoisier wurde er zum ersten Grundsatz der Chemie erhoben, nachdem vorher das unwägbare Phlogiston sein Unwesen getrieben hatte.

In der Mitte des 19. Jahrhunderts kam der Satz der Erhaltung der Arbeit hinzu. Anfangs erregte er vielen Widerspruch, wurde dann bedingungslos anerkannt und später auch als selbstverständlich angesehen. Er beherrscht die ganze Technik, von allen Maschinen weiß man, daß sie nur Arbeit erzeugen können, wenn ihnen eine Betriebskraft zugeführt wird und daß es unmöglich ist, Arbeit aus Nichts zu erzeugen. Die zweite große theoretische Entdeckung, der Satz der Vermehrung der Entropie, der sogenannte zweite Hauptsatz der Wärmelehre, ist weniger in weitere Kreise gedrungen, weil er ohne mathematische Kenntnisse kaum verständlich ist.

Er sagt aus, daß die aus andern Arbeitsformen, z. B. durch mechanischen Stoß, oder durch mechanische Reibung, oder durch den elektrischen Strom erzeugte Wärme nicht vollständig wieder in die ursprüngliche Form zurückverwandelt werden kann, so daß eine beständige Vermehrung der Wärme auf Kosten der übrigen Arbeitswerte vor sich geht. Solche Sätze nun war man bisher geneigt, als absolut genau anzusehen. Man sagte sich, wenn ein solcher Satz unter den verschiedensten Versuchsbedingungen sich als gültig erweist, so muß er von diesen Bedingungen unabhängig, d. h. allgemeingültig sein.

Dieser Meinung waren Kirchhoff und Helmholtz, dieser Meinung war Clausius, als er den Satz der Entropie auf das ganze Weltall anwandte und den „Wärme-

tod" prophezeite, d. h. das schließliche Vorhandensein der Wärme mit Ausschluß aller andern Naturkräfte.

Wir sind heutzutage nicht ganz dieser Meinung. Ohne zunächst die Gültigkeit der Gesetze anzuzweifeln, halten wir ihre beständige Prüfung für geboten und würden keinen Augenblick Bedenken tragen, sie durch etwas Genaueres zu ersetzen, sobald die beobachteten Tatsachen dies für notwendig erklären. Es ist jedenfalls rationeller, alle Naturgesetze nur als Näherungsgesetze anzusehen, die einen gewissen Gültigkeitsbereich haben, die „erste Annäherung", wie die Mathematiker sich ausdrücken. Es ist wahrscheinlich, und der Gang der Wissenschaft hat es immer bestätigt, daß auch das Fortschreiten der Wissenschaft organisch vor sich geht, daß wir vom Unvollkommenen zum Besseren allmählich vorschreiten. Und keines der aufgestellten Naturgesetze wird die endgültige Formel darstellen, an der keine spätere Zeit mehr etwas zu ändern hat.

Wissenschaftliche Gesetze, die sich lange bewährt haben, können leicht den Charakter eines Dogmas annehmen, an dem zu rütteln Verbrechen ist. Darin liegt für die weitere Entwicklung der Wissenschaft eine große Gefahr, denn das Freihalten von allem dogmatischen Vorurteil ist die erste Voraussetzung wissenschaftlichen Fortschritts.

Die Auffassung der Naturgesetze als Näherungsgesetze vermindert ihren Wert und ihre Anwendbarkeit auf die in unserm Bereich liegenden Dinge in keiner Weise. Unzulässig erscheinen nur die Schlußfolgerungen, die man durch ihre Anwendung auf unendliche Zeit und unendliche Räume gezogen hat. Alle Prophezeiungen von Wärmetod und Weltende müssen mit Vorsicht behandelt werden. Aber diese Auffassung legt keine Schwierigkeiten in den Weg, verbessernd in bisher aufgestellte Sätze einzugreifen.

Alle diese Erwägungen sind nicht nur theoretisch angestellte, sondern sie sind durch eine Fülle merkwürdiger Entdeckungen nahegelegt worden, die seit der Auffindung der Röntgenstrahlen gemacht sind.

Unmittelbar nach der Entdeckung der Röntgenstrahlen stellte der französische Physiker Becquerel Versuche an, die sich weniger durch die zwingende Logik der Ueberlegungen als durch die höchst auffallenden Ergebnisse auszeichneten.

Bekanntlich werden die Röntgenstrahlen durch die sogenannten Kathodenstrahlen erzeugt, die ihrerseits von der Stelle ausgehen, wo beim Durchgang des elektrischen Stromes durch ein sehr verdünntes Gas die positive Elektrizität des Stromes das Gas verläßt. Aber nicht überall erzeugen diese Kathodenstrahlen Röntgenstrahlen, sondern nur da, wo sie auf einen Körper auftreffen und von ihm aufgehalten werden. Nun entstehen bei einigen Substanzen an diesen Stellen nicht nur Röntgenstrahlen, sondern auch sichtbares und unsichtbares Licht und zwar Licht, das man mit dem Namen Fluoreszenzlicht bezeichnet, das auch durch andre Ursachen, z. B. durch andres Licht von verschiedener Farbe, erzeugt werden kann. Besonders stark fluoreszierende Wirkungen hat das Uranglas, das einen geringen Zusatz von Uran in der Schmelze erhalten hat. Becquerel untersuchte nun, ob solche Substanzen nicht auch von selbst, ohne von Kathoden-

strahlen getroffen zu sein, Röntgenstrahlen aussenden und zog namentlich auch Uranpräparate heran. Röntgenstrahlen zeigen sich bekanntlich durch ihre photographische Wirkung und haben die Eigenschaft, durch undurchsichtige Körper, wie Aluminiumplatten, leicht hindurchzugehen. Becquerel schloß eine photographische Platte in eine undurchsichtige Hülle, legte auf diese ein Stück Uranpecherz, und nun zeigte sich in der Tat, daß nach genügend langer Exposition eine photographische Wirkung erzielt war. Die gesuchte Wirkung schien gefunden. Aber die weitere Untersuchung hat gezeigt, daß diese Wirkung nicht vom Uran, sondern von ganz andern im Uranpecherz vorkommenden Substanzen ausgeht, und daß die Strahlen keine Röntgenstrahlen sind, sondern im wesentlichen Kathodenstrahlen.

Bevor wir diese Forschungen näher betrachten, müssen wir das Ergebnis andrer Untersuchungen ins Auge fassen, die ebenfalls im Anschluß an die Röntgensche Entdeckung gemacht und durch sie angeregt wurden. Die Vorgänge bei dem Durchgang der Elektrizität durch verdünnte Gase waren unter dem Namen Geißlersche Röhren lange bekannt und bereits der Gegenstand umfangreicher Untersuchungen geworden. Die merkwürdigen dabei auftretenden Lichtwirkungen, die ganz verschieden an der Eintritts- und Austrittsstelle des elektrischen Stromes sind und mit dem Namen des positiven und negativen Lichts belegt waren, hatten Veranlassung zu den mannigfaltigsten Hypothesen gegeben. Viele glaubten neue Naturkräfte mit ganz besonderen Eigenschaften vor sich zu haben. Selbst Hertz und Helmholtz waren der Meinung, daß hier Vorgänge sich zeigten, die außer Zusammenhang mit den sonst bekannten wären. Durch die Röntgenstrahlen wurde nun die Aufmerksamkeit besonders auf diese Erscheinungen hingelenkt, die man zum Gegenstand erneuter Untersuchungen machte. Dabei stellte sich heraus, daß diese Vorgänge sehr einfach in den Rahmen der bekannten Tatsachen paßten, ohne irgendwelche neuen Naturkräfte heranzuziehen. Genaue Messungen wurden angestellt, und es ergab sich, daß in einer Geißlerschen Röhre durch die elektrischen Kräfte positiv und negativ geladene Teilchen des vorhandenen Gasrestes in entgegengesetzter Richtung getrieben wurden. Die Unsymmetrie der Erscheinungen ergab sich als Folge davon, daß die negativen und positiven Teilchen sehr verschiedene Eigenschaften haben.

Das Auffallende lag nun besonders darin, daß man Teilchen von besonderer Kleinheit für die negativen annehmen mußte, die sich mit einer ungeheuren Geschwindigkeit fortbewegen.

Man hat diese Messungen in folgender Weise anstellen können. Fortbewegte Elektrizität stellt einen galvanischen Strom dar und muß den Gesetzen folgen, die für diesen gelten. Auf einen Strom wirkt eine magnetische Kraft in der Weise ein, daß sie ihn senkrecht zu seiner und zu ihrer eignen Richtung zu stellen sucht. Wenn also ein elektrisches Teilchen nach Norden fliegt, und ich lasse eine magnetische Kraft in der Richtung nach Osten wirken, so wird das Teilchen nach oben abgelenkt.

Die Richtungsänderung, die das Teilchen erfährt, ist um so kleiner, je größer

die Geschwindigkeit der Fortbewegung ist; sie ist um so größer, je mehr Elektrizität das Teilchen im Vergleich mit seiner wägbaren Masse besitzt.

Diese letzte Größe, das Verhältnis der Elektrizität auf einem solchen Teilchen zu seiner wägbaren Masse nennt man zweckmäßig die spezifische Ladung.

Läßt man auf das Teilchen in der Richtung der magnetischen Kraft eine elektrische Kraft wirken, so sucht sie das Teilchen in ihrer Richtung fortzuschieben, d. h. senkrecht zu der Richtung, in die die magnetische Kraft das Teilchen ablenkt. Auch diese seitliche Ablenkung durch eine elektrische Kraft hängt von der Geschwindigkeit und der spezifischen Ladung ab.

Mißt man beide Ablenkungen und kennt die Größe der ablenkenden magnetischen und elektrischen Kräfte, so kann man sowohl die spezifische Ladung als auch die Geschwindigkeit des Teilchens berechnen.

Für die negativen Teilchen in einer Geißlerschen Röhre, die die Kathodenstrahlen bilden, ergibt sich aus diesen Messungen, daß man bei Anwendung ausreichend hoher Spannungen Geschwindigkeiten erzielt, die bis 100000 Kilometer in der Sekunde betragen. Es sind das Geschwindigkeiten, wie sie sonst für materielle Dinge unbekannt waren, die die Geschwindigkeit der am schnellsten fliegenden Geschosse hunderttausendmal übertreffen. Nur das Licht und die elektromagnetische Welle haben noch eine dreifach größere Geschwindigkeit. Trotzdem ist es gelungen, diese große Geschwindigkeit durch Vergleich mit der Geschwindigkeit elektromagnetischer Wellen zu messen. Nicht minder merkwürdig sind die Resultate, die sich aus diesen Beobachtungen für die spezifische Ladung ergeben. Man kennt nämlich diese Größe schon bei der sogenannten Elektrolyse, der Zersetzung flüssiger Stoffe durch den galvanischen Strom. Bei dieser Zersetzung werden die Stoffe immer in ihre chemischen Bestandteile zerlegt und zwar wird der eine Teil durch die elektrische Kraft des Stroms nach der einen, der andre nach der entgegengesetzten Richtung getrieben, so daß wir auch hier anzunehmen haben, daß der eine Teil mit positiver und der andre mit negativer Elektrizität geladen ist. Die einzelnen zersetzten Mengen entsprechen immer genau den chemischen Verbindungsgewichten.

Da die positiv und negativ geladenen Teile aus elektrisch neutralen Substanzen stammen, so müssen die positiven und negativen Elektrizitäten einander gleich sein. Nimmt man nun mit der Chemie an, daß die Körper aus kleinsten Teilen, sogenannten Molekülen, zusammengesetzt sind, deren Gewicht dem Verbindungsgewicht entspricht, so können wir aus der Elektrolyse schließen, daß jedes Teilchen mit einer bestimmten Ladung Elektrizität behaftet ist. Diese Folgerung, daß auch die Elektrizität aus Elementarquanten besteht, also auch atomistische Struktur hat, ist zuerst von Helmholtz gezogen, der damit den Grund für die moderne Entwicklung der Elektrizitätslehre gelegt hat.

Die spezifische Ladung eines Teilchens, die man im geladenen Zustand mit dem Namen Jonen belegt hat, bestimmt sich bei der Elektrolyse aus der Menge abgeschiedener Substanz und gleichzeitig transportierter Elektrizität.

Von den bekannten Substanzen hat der Wasserstoff die größte spezifische

Ladung. Aber sie ist immer noch tausendmal kleiner als die der Kathodenstrahlen.

Nun gibt die spezifische Ladung ja nur eine Verhältniszahl. Es kann bei einem Kathodenstrahlteilchen die Ladung tausendmal so groß, es kann aber auch die Masse tausendmal so klein sein, wie bei einem Wasserstoffteilchen. Um über die Masse selbst ein Urteil zu gewinnen, ist noch erforderlich, die absolute Größe der Ladung zu bestimmen. Derartige Messungen sind in folgender Weise schätzungsweise ausgeführt. Geladene Teilchen in einem elektrisch neutralen Gase geben in ähnlicher Weise wie Staub Veranlassung zum Niederschlag von Wasserdampf. Die Kondensation des Wasserdampfs zu Tröpfchen bedarf eines Kerns, ohne den sie nicht vor sich zu gehen vermag. Geladene Teilchen können erfahrungsmäßig als solche Kerne dienen. Kennt man nun die Anzahl solcher Kerne und bestimmt die durch den Niederschlag mitgenommene Elektrizitätsmenge, so kennt man auch die Größe jeder einzelnen Ladung. Die Anzahl wird aus der Menge niedergeschlagenen Wassers und der Geschwindigkeit des Herabsinkens der Nebel bestimmt. Aus der letzteren läßt sich nämlich die Größe der Wassertröpfchen berechnen.

Die auf diese Weise bestimmte Ladung eines einzelnen Teilchens läßt sich mit der Ladung eines Wasserstoffteilchens vergleichen. Aus der Elektrolyse kennt man das Verhältnis von Masse zu Ladung. Nun kennt man aus Versuchen über die Reibung der Gase auf Grund von theoretischen Berechnungen die Anzahl Wasserstoffmoleküle in einem Kubikzentimeter, dessen Masseninhalt sich durch Wägung leicht bestimmen läßt.

Also kennt man auch die Ladung jedes Wasserstoffmoleküls, und diese Ladung stimmt mit der vorhin erwähnten überein. Man ist daher geneigt, diese Ladung als das E l e m e n t a r q u a n t u m d e r E l e k t r i z i t ä t selbst anzusehen, obwohl hierin noch manches Hypothetische liegt.

Läßt man diese Ansicht gelten, so würde man die Masse eines Kathodenstrahlteilchens tausendmal so klein als die eines Wasserstoffmoleküls anzunehmen haben, und wir haben also Dinge vor uns, die weit mehr als elementar anzusehen sind als die bisher sogenannten chemischen Elemente. Es kommt dabei noch hinzu, daß die Kathodenstrahlen ganz unabhängig von der chemischen Natur der Körper sind, aus denen sie stammen. Alle Gase in Geißlerschen Röhren liefern dieselben Kathodenstrahlen. Den strahlartigen Charakter gewinnen sie durch die großen Geschwindigkeiten vermöge der Trägheit der Teilchen.

Sehr verschieden von diesen sind die Eigenschaften der positiven Teilchen. Obwohl die Untersuchungsmethoden im Prinzip dieselben sind, war hier die Beobachtung dadurch erschwert, daß die magnetische Ablenkung außerordentlich viel kleiner ist als bei den Kathodenstrahlen. Es mußten deshalb sehr kräftige Magnete benutzt und die Entladungsröhren selbst noch besonders geschützt werden. Es ergab sich, daß die spezifische Ladung außerordentlich viel kleiner ist als bei den Kathodenstrahlen und daß auch die Geschwindigkeit lange nicht so groß ist. Während aber bei den Kathodenstrahlen die spezifische Ladung immer dieselbe

ist, zeigte sich bei den positiven Teilchen (die noch von früher her mit dem Namen Kanalstrahlen belegt sind, weil man sie am besten hinter einer mit Durchbohrungen versehenen Scheibe in der Geißlerschen Röhre beobachten kann, durch die sie vermöge ihrer Trägheit geschleudert werden) große Verschiedenheit der spezifischen Ladung. Einmal hängt sie von dem Gas ab, das die Röhre füllt, und bei Wasserstoffüllung scheint die größte vorkommende spezifische Ladung mit der des elektrolytischen Wasserstoffs übereinzustimmen. Außerdem haben andre Teilchen noch erheblich kleinere spezifische Ladung, doch bedürfen diese Fragen noch weiterer Aufklärung. Jedenfalls sind die positiven Teilchen in den Geißlerschen Röhren den chemischen Atomen näher verwandt als die negativen.

Nachdem diese Eigenschaften der positiven und negativen Teilchen festgestellt waren, zeigte sich, daß ähnliche noch in sehr verschiedener Weise erzeugt werden können.

Es wurde gefunden, daß sehr starke magnetische Kräfte eine bestimmte Einwirkung auf eine Lichtquelle ausüben können, und zwar wird die Farbe des ausgestrahlten Lichts ein wenig verändert. Man kann diese Aenderung nur durch die allerfeinsten Spektralapparate nachweisen. Diese Tatsache, die nach dem Entdecker das Zeemansche Phänomen genannt wird, läßt sich erklären, wenn man die Annahme macht, daß die Strahlung durch elektrisierte Teilchen hervorgerufen wird, die sich in kreisförmigen Bahnen bewegen. Die magnetischen Kräfte wirken auf diese Teilchen ein, indem sie die Umlaufszeit entweder vergrößern oder verkleinern, und dadurch wird jene Farbenänderung bedingt. Aus der Größe dieser Aenderung und der Stärke der magnetischen Kraft läßt sich die spezifische Ladung des kreisenden Teilchens berechnen, und diese stimmt wieder mit der der Kathodenstrahlen überein, so daß wir in jeder Flamme diese Teilchen wirken sehen.

Ferner zeigte sich, daß Kathodenstrahlen durch bestimmte Lichtarten hervorgerufen werden. Wenn ultraviolettes Licht, das unser Auge bereits nicht mehr wahrnimmt, auf eine Metallplatte fällt, so entweicht dort negative Elektrizität in der Form von Kathodenstrahlen. Auch Röntgenstrahlen treiben von jeder unelektrischen Platte, auf die sie fallen, Kathodenstrahlen fort, und man kann diese Menge der Kathodenstrahlen benutzen, um die Stärke der Röntgenstrahlung zu messen.

Besonders auffällig ist aber das fortwährende Aussenden von Kathodenstrahlen von den sogenannten radioaktiven Stoffen.

Wie schon oben erwähnt, ist das Aussenden von Strahlen keine Eigenschaft des Urans, sondern nach langen und äußerst mühevollen Abscheidungen gelang es, den nur in winzigen Mengen im Uranpecherz vorkommenden wirksamen Stoff in einfachen Verbindungen zu gewinnen, der den Namen Radium erhielt.

Dieser Stoff scheint ein neues Element zu sein, was ihn aber besonders auszeichnet, ist die Eigenschaft, ohne Aufhören Strahlen auszusenden. Diese Strahlen sind so kräftig, daß schon einige Milligramm Radiumbromid genügen, um auf einem Röntgenschirm ein helles Licht aufleuchten zu sehen. Dabei haben diese Strahlen kräftige Durchdringungsfähigkeit. Sie gehen durch Papier und

Aluminium, ein Teil sogar durch dickere Metallplatten hindurch. Man hielt sie deshalb anfangs für Röntgenstrahlen. Aber bald zeigte sich, daß sie alle Eigenschaften der Kathodenstrahlen besitzen. Weitere eingehende Untersuchungen ergaben dann, daß aus dem Radium vier verschiedene Wirkungen ausgehen. Zuerst eine Wirkung, die andern Körpern, auf die sie trifft, die Eigenschaft des Radiums selbst, Strahlungen auszusenden, mitteilt. Diese Wirkung geht nicht durch feste Körper, hat überhaupt nicht den Charakter einer Strahlung, sondern verhält sich vielmehr wie ein Gas, das von dem Radium ausgeht und sich überall hin ausbreitet. Man hat es mit dem Namen Emanation belegt. Sie kann unter Umständen sehr unangenehme Folgen für Laboratorien haben. Röntgenstrahlen sowohl wie Kathodenstrahlen haben nämlich die Eigenschaft, Gase, auf die sie treffen, in einen Leiter für die Elektrizität zu verwandeln. Elektrische Meßinstrumente, die auf gute Isolation angewiesen sind, versagen, wenn sie sich in einem bestrahlten Gas befinden. Die Emanation verwandelt nun alle Körper in strahlende. In einem solchen Raum kann man daher feinere Messungen nicht mehr ausführen. Allerdings hört diese Wirkung allmählich wieder auf, aber neue Emanation ruft sie wieder hervor.

In der Emanation hat sich Wasserstoff und Sauerstoff und merkwürdigerweise Helium gefunden. Ob diese Gase immer wieder neu erzeugt werden, oder ob sie schon im Radium enthalten sind, steht dahin. Eine zweite Wirkung des Radiums sind die Kathodenstrahlen, die es beständig aussendet.

Die in Geißlerschen Röhren erzeugten Kathodenstrahlen haben die Fähigkeit, feste Körper zu durchdringen, nur in geringem Maße. Sie gehen durch eine Schicht von $^1/_{100}$ Millimeter Aluminium noch hindurch, während sie von einer Schicht von $^1/_{1000}$ Millimeter Gold vollständig zurückgehalten werden. Immerhin zeigte sich, daß diese Durchdringungsfähigkeit sehr stark von der Geschwindigkeit der Kathodenstrahlen abhängt. Nur sehr schnelle Kathodenstrahlen gehen durch Aluminiumschichten, während langsame vollständig aufgehalten werden. Wenn nun die von Radium ausgesandten Kathodenstrahlen viel stärker feste Körper durchdringen, als es die gewöhnlichen vermögen, so spricht das dafür, daß wir es hier mit ganz besonders schnellen Kathodenstrahlen zu tun haben. Und in der Tat werden wir noch sehen, daß die vom Radium ausgesandten Kathodenstrahlen ganz nahe an die Geschwindigkeit des Lichtes herankommen.

Eine andre Art der vom Radium ausgesandten Strahlen sind positiv elektrisch. Sie haben große Aehnlichkeit mit den Kanalstrahlen, sind magnetisch wenig ablenkbar, und bei ihnen ist die spezifische Ladung etwas kleiner als die des Wasserstoffmoleküls.

Es ist gelungen, sowohl von den negativen als auch von den positiven Radiumstrahlen die Geschwindigkeit und die spezifische Ladung zu messen. Die positiven Radiumstrahlen gehen viel weniger leicht durch feste Körper hindurch. Bringt man Radium in ein Röhrchen, dessen Wände so dünn sind, daß die negativen hindurchdringen, die positiven nicht, so elektrisiert sich das Röhrchen von selbst mit positiver Elektrizität, deren Menge als Maß für die ausgesandte

Strahlung dienen kann. Diese Elektrizitätsmenge ist sehr klein. Eine Million Kilogramm würde erst so viel liefern, um eine Glühlampe zu speisen. Diese würde allerdings dann ohne Aufhören weiterbrennen. Aber wegen der großen Geschwindigkeit der ausgesandten Teilchen ist doch die dadurch repräsentierte Arbeitsleistung nicht so unbedeutend. 1 Milligramm Radiumbromid sendet mit seinen positiven Teilchen ungefähr 16, mit seinen negativen ungefähr 2 Arbeitseinheiten in der Sekunde aus. Die Arbeitseinheit ist diejenige, mit der man $^1/_{981}$ Gramm 1 Zentimeter hoch heben kann. 1000 Kilogramm Radiumbromid würden daher eine Maschine darstellen, die ununterbrochen mit $2^1/_2$ Pferdestärken arbeitet.

In Wirklichkeit ist die Arbeitsleistung des Radiums noch erheblich größer. Man hat gefunden, daß die Radiumverbindungen beständig Wärme entwickeln, so daß sie dauernd eine erhebliche Temperaturerhöhung über jener der Umgebung annehmen. Schließlich sendet das Radium als vierte Wirkung noch eine Strahlung aus, die eine Art Röntgenstrahlung zu sein scheint, deren nähere Eigenschaften aber noch wenig bekannt sind.

So außerordentlich überraschend alle diese neuen Entdeckungen sind, so ist doch für die Wissenschaften das Wichtigste der Umstand, daß einzelne der Tatsachen eine Revision der Grundgesetze zu verlangen scheinen.

Wir haben vorhin gesehen, daß Radium Kathodenstrahlen von ganz besonders großer Geschwindigkeit aussendet. An diesen Strahlen sind die oben erwähnten Messungen der elektrischen und magnetischen Ablenkung gemacht, aus denen sich die spezifische Ladung und die Geschwindigkeit der Strahlen ergibt. Dabei hat sich nun das wichtige Resultat ergeben, daß die spezifische Ladung nicht konstant ist, sondern von der Geschwindigkeit abhängt.

Die Geschwindigkeiten der vom Radium ausgesandten Kathodenstrahlen sind nämlich sehr verschieden, und bei der kleinsten Geschwindigkeit stimmt die spezifische Ladung mit der der gewöhnlichen Kathodenstrahlen überein. Für größere Geschwindigkeiten wird dagegen die spezifische Ladung immer kleiner. Nun läßt sich aus der Theorie der Elektrodynamik folgern, daß bewegte Elektrizität der Beschleunigung einen Widerstand entgegensetzt, so daß eine Arbeitsleistung erforderlich ist, um die Beschleunigung hervorzurufen, genau wie die Beschleunigung eines schweren Körpers auch Arbeit erfordert.

Bei der Beschleunigung eines schweren Körpers wird diese Arbeit durch die erzielte lebendige Kraft, die dem halben Produkt aus Masse in das Quadrat der Geschwindigkeit gleich ist, gemessen. Genau so ist auch die zur Beschleunigung einer Elektrizitätsmenge erforderliche Arbeit dem Quadrat der erzielten Geschwindigkeit proportional. Dies gilt aber nur für die Geschwindigkeiten, die erheblich kleiner sind als die Lichtgeschwindigkeit.

Kommt die Geschwindigkeit in die Nähe der Lichtgeschwindigkeit, so wird die erforderliche Arbeitsleistung größer.

In der Mechanik kam der Begriff der Substanz, der Masse in zwei verschiedenen Weisen vor. Sie kann entweder durch Wägung gemessen werden,

das heißt durch die Schwerkraft, die der Masse proportional wirkt, oder, und das ist für die Bewegungslehre das Wichtigere, durch die lebendige Kraft. Wenn ich die Arbeitsleistung messe, die ich gebrauche, um einer unbekannten Masse eine gemessene Geschwindigkeit zu erteilen, so kann ich als Maß dieser Masse die Arbeitsleistung dividiert durch das doppelte Quadrat der Geschwindigkeit ansehen.

Beide Methoden, die Masse zu bestimmen, haben in der Mechanik bisher zu vollkommener Uebereinstimmung geführt, und bei einzelnen Beobachtungen, wie beim Pendel, war die erreichte Genauigkeit der Messung eine sehr hohe. Nach den bisherigen Grundsätzen der Mechanik soll diese Bestimmung der Masse für jede Geschwindigkeit gelten.

Hiernach würde nun die Verkleinerung der spezifischen Ladung nur so zu erklären sein, daß bei großen Geschwindigkeiten die zur Beschleunigung der Elektrizität erforderliche Arbeit, die ja bei großen Geschwindigkeiten stärker wächst als die lebendige Kraft, eine wesentliche Rolle mitspielt. Wir haben dann sozusagen zwei lebendige Kräfte in diesem Falle, eine durch die Bewegung der Masse und eine elektromagnetische, durch die Bewegung der Elektrizität bestimmte.

Schon vor der Beobachtung an den Radiumstrahlen waren diese Betrachtungen rein theoretisch angestellt und es war auch die Frage aufgeworfen worden, ob es im Interesse rationeller wissenschaftlicher Einfachheit sich nicht empfehle, den Versuch zu machen, die gewöhnliche lebendige Kraft ganz herauszulassen und nur mit der elektromagnetischen zu operieren. Das bedeutet nichts andres als den Begriff der Masse ganz aufzugeben und nur noch elektrische Ladungen als Grundelemente anzunehmen. Bei gewöhnlichen unelektrischen Körpern muß also jedes Element aus einer positiven und einer negativen in nahem Abstand voneinander befindlichen Ladung bestehen.

So befremdlich diese Auffassung auf den ersten Blick erscheinen mag, so lassen sich ihre erheblichen Vorzüge nicht von der Hand weisen.

Es wurde schon darauf hingewiesen, daß die lebendige Kraft einer bewegten elektrischen Ladung für nicht zu große Geschwindigkeiten mit der gewöhnlichen der Mechanik übereinstimmt. Nur hat die elektrische Definition den Vorzug, daß sie genau angibt, wo die Arbeit, die zur Beschleunigung verwandt wird, bleibt, während es bei der gewöhnlichen Auffassung dunkel bleibt, weshalb überhaupt für eine Beschleunigung einer Masse Arbeit aufgewendet werden muß. Bei der Bewegung einer elektrischen Ladung werden nämlich magnetische Kräfte hervorgerufen, für deren Entstehen Arbeitsaufwand erforderlich ist.

Ein weiterer Vorzug dieser Auffassung liegt in der größeren Einheitlichkeit bei der Behandlung der physikalischen Gebiete. Die elektromagnetischen und mechanischen Erscheinungen liefen ohne Verknüpfung nebeneinander her. Jetzt würde die Mechanik als Spezialgebiet des Elektromagnetismus anzusehen sein.

Wenn nun eine solche allgemeine elektromagnetische Behandlung auch Vorzüge der Darstellung besitzt, so hat sie doch zunächst nichts Zwingendes vor der

bisherigen voraus. Aber die Beobachtungen an den schnellen, vom Radium ausgehenden Kathodenstrahlen scheinen sie als die einzig zulässige hinzustellen. Die quantitativen Messungen haben gezeigt, daß man, um mit ihnen in Uebereinstimmung zu bleiben, nur die durch Bewegung der Elektrizität bestimmte lebendige Kraft annehmen darf. Mit andern Worten, man muß annehmen, daß diese Teilchen nur aus Elektrizität bestehen und keine Massen im gewöhnlichen Sinne besitzen. Gibt es überhaupt solche Teilchen, so würde es zunächst nur eine unnütze Komplikation bedeuten, noch außerdem solche mit Masse behafteten anzunehmen.

Eine solche Aenderung der Auffassung, so umstürzend sie zuerst erscheinen mag, trifft doch direkt nur einzelne, vorläufig kleine Gebiete. Das ganze, gewaltige Gebäude der Mechanik bleibt unberührt. Der Grundstein, auf dem es ruht, wird nur verbreitert und zur Aufnahme weiterer Gebäude fähig gemacht.

Aber für die Erkenntnistheorie sind derartige Versuche von Wichtigkeit. Sie zeigen, daß die Naturgesetze bloße Bilder sind, die wir uns von der Natur machen, die den Bedingungen inneren logischen Zusammenhangs genügen müssen, im übrigen aber sich wandeln, wenn die Kenntnisse fortschreiten und die Aufnahme neuer Gebiete verlangen. Wenn ein so fest konstruierter Begriff, wie die Masse, sich unter Umständen verflüchtigt, werden dann die andern von Dauer sein? Die Energie und der Satz der Unzerstörbarkeit der Arbeit steht noch unangefochten. Aber wie steht es mit den unerschöpflich scheinenden Energiequellen des Radiums? Die Aufmerksamkeit der Wissenschaft muß auf diese Frage gerichtet sein und darf sich durch kein dogmatisches Vorurteil beeinflussen lassen.

So ist gegenwärtig die Wissenschaft in voller Tätigkeit und nimmt die zahllosen Aufgaben und Fragen, die der Lösung harren, rüstig in Angriff, eine nach der andern, nur dem Streben nach Erkennen genügend, unbekümmert um Verwendung ihrer Ergebnisse für praktische Zwecke, die nicht ihre Aufgabe ist.

Und manche Aenderung in den Grundanschauungen steht uns noch bevor, ohne daß das einmal an Erkenntnis Gewonnene an Wert einbüßt.



Die Wahrheit über Herzog Friedrich.

Eine biographische Studie auf Grund bisher ungedruckten Materials

von

Carl Boysen.

Dankbarer ist die Aufgabe, von den Taten des Siegers zu sagen und seinen Spuren zu folgen, als aus dem Lager der Besiegten zu berichten, denen der Erfolg versagt blieb. Denn die Menge urteilt immer nur nach dem äußeren Erfolg. Darum ist es aber nicht weniger notwendig, auch von den Besiegten zu wissen, wenn anders wir aus der Geschichte lernen wollen, — und dankbar genug ist das oft auch.

Groß ist die Zahl derer, die der unvergleichlichen Staatskunst Otto v. Bismarcks erlegen sind. Aber heute, wo der Parteien Haß und Gunst ruhigeren Empfindungen gewichen, wo die Stimme der Leidenschaft nach und nach verstummt ist, wird es möglich sein, auch ihnen ihren Platz in der Geschichte anzuweisen und sie in gerechter Weise zu beurteilen nach dem, was sie leisten wollten und tatsächlich geleistet haben. Zu ihnen gehört auch Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, einst von der öffentlichen Meinung auf den Schild gehoben als Vertreter des nationalen Gedankens, und dann wiederum, als ihm das Glück nicht hold war, von ihr verlassen, verlästert, ja in den Schmutz gezogen. Er selbst aber hatte nie den Ruhm des Tages und den Beifall der Menge gesucht. Das Schicksal stellte ihn vor eine große Aufgabe: er hat sie nicht in seinem und unserm Sinne gelöst; es ist auch höchst ungewiß, ob sie überhaupt zu lösen war. Aber das wenigstens soll ihm in deutschen Landen unvergessen sein, daß nur sein Auftreten und die Geltendmachung seiner Ansprüche die Trennung der Herzogtümer von Dänemark ermöglicht und ihnen ihr Deutschtum erhalten hat.

Herzog Friedrich war eine durchaus vornehme und edle Natur. Seiner ehrenhaften Gesinnung lag das Gemeine völlig fern: er dachte groß von den Pflichten und Aufgaben seines Standes. In ihm war nichts vom Abenteurer oder Revolutionär; er war auch nicht der Mann der raschen Tat und des schnellen Entschlusses; allein die zögernde und bedächtige Art seines Handelns war nur die Folge seines stark entwickelten Verantwortlichkeitsgefühls und seiner peinlichen Gewissenhaftigkeit. In seinem politischen Auftreten hat man wohl den Mangel an Selbständigkeit in der Wahl seiner Entschlüsse tadeln wollen; wer das tut, bedenkt aber nicht, daß die von ihm beschworene Verfassung verantwortliche Minister voraussetzte. Sich selbst und sein eignes Wohl ordnete er willig dem höheren Zwecke unter, um damit dem Ganzen zu dienen. Bei seinen späteren Verhandlungen mit Preußen war dies der Grundzug: er war bereit, Opfer für sich und sein Haus zu bringen, wenn daraus für die Herzogtümer

Vorteile entstehen konnten. Der hervorstechendste Zug seines Wesens war die Treue: die Treue gegen sich selbst und gegen die Seinen. An seiner Rechtsüberzeugung hat er mit zähem Eifer bis zu seinem Tod unerschütterlich festgehalten. Von einem „Abkaufen" seiner Ansprüche konnte bei ihm nie die Rede sein: darin blieb er sich selber getreu. Und nicht ohne tiefe Bewegung sehen wir, wie er auch den Genossen seines Unglücks die Treue gehalten hat und unter schweren eignen Opfern sie wenigstens äußerlich nicht empfinden lassen wollte, was sie mit ihm verloren hatten. Politisch huldigte er einem gemäßigten Liberalismus; das Jahr 1848 und die Paulskirche hatten auf den Idealismus seiner Jugend eingewirkt; so war er im Gegensatz zu seinem Vater zur „konstitutionellen Idee" gekommen, und darin fand er sich mit einer ganzen Reihe hochsinniger Vertreter seines Standes zusammen, dem Kronprinzen von Preußen, dem Großherzog von Baden und andern.

In seinem Aeußeren war Herzog Friedrich ein Bild männlicher Schönheit, von hochragender Gestalt, mit blauen Augen und blondem Haar, mit edlen, vornehmen Gesichtszügen, denen der Oldenburger Familientypus seinen Stempel unverkennbar aufgedrückt hatte; dabei von ansprechendem, liebenswürdigem Wesen, das in seiner gütigen Herablassung und gewinnenden Leutseligkeit seinen Zauber auf niemand verfehlte, der mit ihm in Berührung trat. Im übrigen war er ein echter Schleswig-Holsteiner und verstand diesen eigenartigen Volksstamm. Es wäre ihm als regierendem Herrn nicht schwer geworden, sein Volk nach dem jahrelangen Druck des Dänenregiments besseren Tagen entgegenzuführen: sie beide gehörten zueinander. Die Vorsehung hat es anders gewollt. Daß er aber einem Otto v. Bismarck unterlegen ist, wer wollte ihm das zum Vorwurf machen? Daß er nicht der begeistertste Anhänger Preußens war, wer wollte ihm das verübeln nach der damaligen Lage der Dinge, nach den traurigen Erfahrungen seiner Jugend und nach seiner ganzen Erziehung?

Geboren am 6. Juli 1829 im Schlosse zu Augustenburg, verlebte er auf dem schönen Alsen eine sonnige Kindheit, getrübt nur durch häufiges Kranksein. Augustenburg war damals der Sammelpunkt für alles, was gelehrte oder politische Interessen in den Herzogtümern hatte, und auch von außerhalb fand mancher daselbst gastliche Aufnahme. Herzog Christian August, ein fein erzogener und hochgebildeter Fürst, ein Freund der Wissenschaften und schönen Künste, daneben der Jagd und dem Sport zugetan, ein eifriger Förderer der Pferdezucht und der Forst- und Landwirtschaft, eine kraftvolle Persönlichkeit, die sich überall durchzusetzen wußte, galt damals viel in den Herzogtümern, zumal wo sich die politischen Verhältnisse so zuspitzten: ob Freund oder Feind — man mußte mit ihm rechnen. Seine Gemahlin, dänischen Ursprungs, war eine Fürstin von seltener Herzensgüte, deren größte Freude es war, andern Menschen wohlzutun. Unter ihrer liebevollen Aufsicht und Leitung wuchs Prinz Friedrich heran; drei Schwestern und ein Bruder waren die Genossen seiner Spiele. Sie alle erhielten eine in jeder Weise ausgezeichnete Erziehung. Schon früh führte der Vater die beiden Söhne in das politische Leben ein. 1842 nahm er sie

mit nach Schleswig. Hier waren sie Zeugen, wie ihr Oheim, der Prinz von Noer, seinen feierlichen Einzug als Statthalter der Herzogtümer hielt. Andrerseits aber waren sie auch Zeugen, wie Hjort Lorentzen es zum erstenmal wagte, im Ständesaal zu Schleswig sich der dänischen Sprache zu bedienen. Kurz nach ihrer Einsegnung im Juni 1846 brachte ihr Vater sie ihrem königlichen Oheim in Kopenhagen. Als bei dieser Gelegenheit die Verleihung des Elefanten-Ordens unterblieb, wußten sie, was sie von Dänemark zu erwarten hatten. Unmittelbar nach ihrer Rückkehr erließ Christian VIII. am 8. Juli 1846 den Offenen Brief, der tief in die Rechte ihres Hauses und der Herzogtümer eingriff. Herzog Christian August und die übrigen Agnaten legten in Frankfurt Protest ein, und der Bund versprach, durch Beschluß vom 17. September 1846 ihre Rechte zu schützen. Der Prinz von Noer legte die Statthalterwürde nieder. Noch war die Erregung über diesen Akt dänischer Willkür nicht völlig zur Ruhe gekommen, als die Februarrevolution hereinbrach. Herzog Christian August eilte nach Berlin, um die Hilfe Friedrich Wilhelms IV. für die bedrohten Herzogtümer zu gewinnen. Als er zurückkehrte, war bereits in Kiel die provisorische Regierung gebildet. Nur mit Mühe gelang es ihm, die Seinen von Augustenburg weg in Sicherheit zu bringen. 24 Stunden nach ihrer Abreise erschien ein dänisches Kriegsschiff, das sie verhaften sollte. Prinz Friedrich sah die Stätte seiner Jugend niemals wieder. Er trat sofort in die neugebildete schleswig-holsteinische Armee ein; er war mit bei Schleswig, Fridericia und Idstedt. Das Jahr 1849 führte ihn nach Frankfurt in die Paulskirche, wohin er Flagge und Wimpel des Linienschiffes „Christian VIII." brachte — die Trophäen des ruhmreichen Tages von Eckernförde. Das Frankfurter Parlament machte ihm einen unauslöschlichen Eindruck. Ruhmlos sah er deutsche Ehre in der Nordmark untergehen. Der unselige Ausgang des Kampfes für die Freiheit des Vaterlandes trieb die herzogliche Familie in die Verbannung. Die beiden Söhne bezogen zunächst die Universität Bonn. Aus dieser Zeit datierte die Freundschaft mit dem Kronprinzen von Preußen, dem Erbprinzen Reuß, dem Fürsten von Waldeck, seitdem auch die Beziehungen zu Baden und Koburg. Während der Ferien unternahmen die Prinzen Reisen nach Belgien, der Schweiz, Frankreich und Italien; bei der Gelegenheit waren sie Zeugen der Vermählung Napoleons III. Herzog Christian August hatte inzwischen, durch die Verhältnisse gedrängt, am 30. Dezember 1852 in den Verkauf seiner Güter willigen müssen und dabei gelobt, den in bezug auf die Erbfolge der dänischen Monarchie gefaßten oder künftig zu fassenden Beschlüssen in keiner Weise entgegentreten zu wollen. Diese waren inzwischen durch das Londoner Protokoll zugunsten des Prinzen Christian von Glücksburg entschieden. In Schlesien gründete sich der Herzog eine neue Heimat; er hoffte indessen auf eine baldige Rückkehr in die alte. Prinz Friedrich trat 1854 in die preußische Armee beim 1. Garderegiment zu Fuß ein; eifrig und pflichttreu versah er seinen Dienst. Bei seiner Vermählung mit der Prinzeß Adelheid von Hohenlohe-Langenburg nahm er seinen Abschied, wohnte anfangs auf Primkenau und von 1857 ab auf Dolzig,

wo er sich eifrig der Bewirtschaftung seines Gutes widmete. Daneben war indessen das politische Interesse bei ihm keineswegs erloschen. Schon 1854 gedachte er auf Antrieb des gothaischen Staatsrats Samwer, der ihm persönlich nahe stand, gegen das dänische Thronfolgegesetz zu protestieren. Sein Vater aber, der die Samwerschen Denkschriften mit scharfen Worten tadelte, riet entschieden ab. So unterblieb der Protest.

Erst als den holsteinischen Ständen zugemutet wurde, in einem vorgelegten Verfassungsentwurf auch das dänische Thronfolgegesetz anzunehmen, sandte Prinz Friedrich auf Samwers Rat am 15. Januar 1859 seinen Protest an den König nach Kopenhagen. Dieser aber ließ das Schriftstück gänzlich unerwidert; es wurde dann später veröffentlicht. Mit gespanntester Aufmerksamkeit folgte der Prinz den Vorgängen in der alten Heimat; aber durch die unfreiwillige Entfernung wurde er doch mit der Zeit seinen Landsleuten fremd. Auf Samwers Vorschlag beauftragte er daher Hugo Jensen mit der Vertretung seiner Interessen in Hamburg. Dieser sollte die Verbindung mit den Herzogtümern herstellen und unterhalten; eine Aufgabe, die er indes mit nicht allzuviel Geschick ausführte. In Hamburg wirkten für die Augustenburgischen Bestrebungen der Nationalverein (Aegidi, Graf L. Reventlow, Römer), Schleswig-Holsteiner (Graf A. Baudissin, Dr. Bahnson, Dr. Eggers, Magnussen) und der schleswig-holsteinische Kampfgenossenverein. Gelegentlich der Ausstellung erschien Prinz Friedrich im Juli 1863 selbst in Hamburg, um sich von dem Stande der Sache zu überzeugen und persönliche Beziehungen anzuknüpfen. Mit grenzenlosem Jubel wurde er namentlich im Kreise seiner ehemaligen Waffengefährten aufgenommen. Der Tod des alten Erbprinzen Ferdinand von Dänemark brachte die Möglichkeit des Thronwechsels nahe. Deswegen einigte sich der Prinz Friedrich mit seinem Vater über dessen Verzichtsurkunde und erwog die Bestellung eines Bundestagsgesandten. Anfangs nahm er dazu Herrn v. Fritsch, den Vertreter der sächsischen Staaten, in Aussicht. Da der aber mehrere Staaten vertrat, schien das Geheimnis bei ihm nicht genügend gewahrt. Deswegen wollte der Prinz im Einverständnis mit Roggenbach den badischen Gesandten v. Mohl beauftragen. Während er noch schwankte, ob er nicht dem oldenburgischen Gesandten v. Eisendecher die Vollmacht übergeben sollte, damit dadurch auch nach außen hin die Einigkeit des oldenburgischen Gesamthauses demonstriert würde, starb unvermutet König Frederik VII. am 15. November 1863. Sobald Prinz Friedrich die Nachricht erhielt, ging er zu Samwer nach Gotha, wo er in der Frühe des 17. anlangte. Zunächst vollzog er hier die Vollmacht für den Bundestagsgesandten und schickte sie an seinen Vetter, den Prinzen Woldemar von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, der damals preußischer Generalleutnant und Oberkommandant der Frankfurter Bundesgarnison war. Roggenbach erteilte aus Karlsruhe telegraphisch die Genehmigung für Mohl, da Gefahr im Verzuge und unter Voraussetzung baldiger Ernennung eines Landesangehörigen. Sodann ging man an die Proklamation, die der Herzog an seine Schleswig-Holsteiner richten sollte, und die von allen Seiten dringend verlangt wurde.

Samwer hatte sie entworfen und besprach sie mit dem Herzog in Gegenwart des gothaischen Ministers v. Seebach. Sie war im ganzen ernst und würdig gehalten, zum Teil sogar schwungvoll; aber sie enthielt zwei bedenkliche Stellen. Zunächst die Hereinziehung Lauenburgs. Wohl war es wichtig, auch aus diesem Bundeslande Christian IX. zu verdrängen, da er sonst für dieses Land immer noch Sitz und Stimme am Bundestag in Frankfurt behielt; aber es war bekannt, daß auch andre deutsche Fürsten Anspruch darauf erheben würden, und deren wohlwollende Stimmung mußte man sich doch vor allem zu erhalten suchen. Der andre Punkt war die Aufnahme des Staatsgrundgesetzes vom 15. September 1848 und der Schwur auf dieses. Niemand in den Herzogtümern erwartete in dieser Zeit vom Herzog bestimmte Verfassungsvorschläge. Man wußte aber, daß weite Kreise und vor allem die Ritterschaft gerade dies Gesetz auf das schärfste verurteilten, und daß die Ritterschaft ohnehin „flau“ war. Man vermochte damit nur einigen wenigen Demokraten zu dienen, und die nahmen doch an dem „von Gottes Gnaden“ Anstoß genug. Das Liebäugeln mit ihnen hatte, abgesehen von ihrer verschwindend kleinen Zahl, schon deshalb keinen Grund, weil man ja die Fahne der Revolution doch nicht entfalten und von Volkserhebungen und Freischaren sich fern halten wollte. Außerdem kam in Betracht, daß dies Gesetz von allen Seiten als in mancher Hinsicht reformbedürftig angesehen wurde. Herzog Friedrich hatte in beiden Punkten schwere Bedenken, aber Samwer setzte ihre Annahme schließlich durch. Dennoch machte die Proklamation anfangs im ganzen einen günstigen Eindruck. Man hielt sich namentlich an den Satz: „Von der Ueberzeugung durchdrungen, daß mein Recht Eure Rettung ist, gelobe ich für mich und mein Haus zu Euch zu stehen, wie ich in der Schlacht zu Euch gestanden, mich nicht zu trennen von Euch und unserm Rechte.“ Der Herzog und das „los von Dänemark!“ — das war es, was aller Gemüter bewegte. Und was man noch kurz zuvor bei der Gedenkfeier der Leipziger Schlacht so schmerzlich entbehrt hatte, nun schien es gefunden: Schleswig-Holstein war die Parole, die Losung: Augustenburg.

Inzwischen war in Kopenhagen Christian IX. als Landesherr ausgerufen und trat auch in den Herzogtümern die Regierung an. In Schleswig-Holstein stand ein starkes Aufgebot national-dänischer Truppen, und die Beamten wurden aufgefordert, innerhalb drei Tagen den Huldigungseid zu leisten. Diesen Befehl vermochte die dänische Regierung jedoch nicht in der erwünschten Weise durchzuführen. Einen ungünstigen Eindruck aber machte auf der andern Seite die Note Samwers an den dänischen Minister Hall mit der Aufforderung, innerhalb 14 Tagen die königlich dänischen Truppen das Gebiet der Herzogtümer räumen und die herzoglich schleswig-holsteinischen gegen vollständige Kostenerstattung in die Heimat zurückkehren zu lassen; im Weigerungsfalle werde er sich zu seinem Bedauern genötigt sehen, diejenigen Maßregeln zu ergreifen, die zur Aufrechterhaltung der legitimen Regierungsrechte erforderlich erscheinen möchten.

Da Herzog Friedrich keinerlei äußere Machtmittel zu Gebote standen, machte er sich, wie 1848 sein Vater, sofort auf nach Berlin, um dort für sich, sein Land

und sein Recht Hilfe zu finden. Zunächst sprach er noch am 18. November Bismarck; dieser erklärte, Preußen sei durch den Londoner Vertrag gebunden, und es sei daher besser, nichts zu versprechen, was man nicht gewiß wäre, halten zu können. Der König zeigte sich hinterher am Abend äußerst wohlwollend und teilnehmend; er bedauerte durch das „unglückliche Protokoll" gebunden zu sein; aber bestimmte Versprechungen machte auch er nicht; die so sehnlichst gewünschte Anerkennung erfolgte nicht, und von einer Bereitstellung preußischer Truppen war gar keine Rede. Der Hauptwiderstand lag bei Bismarck. Das erfuhr der Herzog von allen Seiten. Der Kronprinz schrieb aus England: „Ich glaube, daß mein Vater Dir gerne helfen würde; aber in Bismarck Du, Dein Haus und die Herzogtümer einen entschiedenen Feind erblicken müßt." Prinz Woldemar aus Frankfurt: „Behält Bismarck das Ruder, so wird die Sache in ganz dänischem und Kreuz-Junker Sinne entschieden; das steht ganz fest." Ja, Bismarck selbst kämpfte mit offenem Visier, indem er dem Herzog am 22. Dezember schrieb: „Wenn meine Pflicht gegen die Krone und das Land, denen ich diene und angehöre, mir meiner Ueberzeugung nach politische Bahnen anweisen, die mit denen Eurer Durchlaucht bisher nicht zusammenfallen, so kann ich mein bereits mündlich darüber ausgesprochenes Bedauern mit dem erneuten Ausdruck meiner aufrichtigen Verehrung für Eure Durchlaucht nur wiederholen." Er hatte einst in Frankfurt als Bundestagsgesandter den Vertrag zwischen der dänischen Regierung und dem Herzog Christian August zustande bringen helfen. Damals hatte er nach Berlin berichtet, daß Herzog Christian August nicht zu verzichten gemeint, sondern ausdrücklich erklärt hatte, lieber die Entbehrungen einer beschränkten Lage auf unbestimmte Zeit hin zu tragen, als die von Gott verliehenen Rechte sich abkaufen zu lassen. Nun jedoch war er aus politischen Gründen entschlossen, die Gunst des Augenblicks zu benutzen und für Preußen zu gewinnen, was nur irgendwie zu gewinnen war. Unmöglich schien es indessen doch nicht, Bismarcks Widerstand zu brechen. Erkannt hatten seine Bedeutung in jenen Tagen nur sehr wenige, wie Roon und Moltke. Im übrigen war es an der Tagesordnung, nicht bloß in der Presse, sondern auch in diplomatischen Kreisen absprechend und geringschätzig zu urteilen über den großen Staatsmann an der Spree.

Der König, der daran gedachte, wie Preußen einst in Olmütz die Herzogtümer schmählich hatte im Stich lassen müssen, wollte entschieden die Befreiung der Herzogtümer und ihre Zuteilung an den Herzog Friedrich von Augustenburg. Sein Sohn trat mit Begeisterung für diesen Gedanken ein. Die politischen Kreise, die um Gruner und Schleinitz, die um Stockmar und Duncker, die gesamte Fortschrittspartei, sie alle meinten, die Ehre und das Interesse Deutschlands verlangten Herzog Friedrichs Anerkennung und Unterstützung. Auch seine außerpreußischen Anhänger, Fürsten wie Staatsmänner, namentlich die badischen, suchten in Berlin entsprechend zu wirken. Alle diese Kräfte vereinigten sich, den König vorwärts zu treiben gegen den Willen seines Ministerpräsidenten.

Es gab harte Kämpfe in jener Zeit zwischen diesen beiden, und es war

durchaus ungewiß, ob es Bismarck wirklich gelingen würde, seine Pläne zu verwirklichen.

Herzog Friedrich kehrte von Berlin nach Gotha zurück. Da er daselbst ein Palais besaß und Herzog Ernst ihn bereits anerkannt hatte, beschloß er vorläufig dort zu bleiben. Zunächst bildete er nun eine Regierung, zu deren Mitgliedern er Samwer (Auswärtiges), Francke (innere und Finanzangelegenheiten) und Oberst du Plat (Kriegswesen) ernannte. Die beiden erstgenannten wurden zu dem Zweck von Herzog Ernst beurlaubt. Weitaus den größten Einfluß auf seinen Herrn und seine Kollegen übte Samwer; er war sozusagen die Seele des Ministeriums. Samwer, als Student Mitglied der Burschenschaft, später Advokat in den Herzogtümern, während der Kriege gegen Dänemark in den verschiedenen Regierungen beschäftigt, war dann nach Gotha gekommen, wo er zunächst als Bibliothekar des Herzogs, später als Mitglied des Ministeriums Verwendung gefunden hatte. Kenntnisreich und geistvoll, in staatsrechtlichen und geschichtlichen Fragen kundig, scharfsinnig und gewandt, unermüdlich tätig im Interesse der Sache, war er doch weit mehr Theoretiker als Praktiker, ein doktrinärer Jurist, der die Dinge wohl nach ihrer rechtlichen, aber nicht nach ihrer politischen Seite zu erfassen vermochte. Ein Staatsmann war er darum nicht; dazu fehlte ihm der praktische Blick, die kühne, rücksichtslose Entschlossenheit und das Gefühl der vollen Verantwortlichkeit. Es kam hinzu, daß er schon durch seine Beziehungen zum Herzog von Koburg und zum Kronprinzen von Preußen, zumal in den Tagen von Danzig und Putbus, ein erbitterter persönlicher und politischer Gegner Bismarcks war, dem er sich mindestens gewachsen glaubte.

Von Gotha aus erfolgten erst telegraphisch, später durch Anschreiben die Ankündigungen von dem Regierungsantritt Herzog Friedrichs an die deutschen Fürsten. Außer Koburg erkannten Baden, Meiningen, Weimar, Waldeck, Reuß j. L. an. Andre dagegen verhielten sich gänzlich ablehnend, wie Mecklenburg, Hessen-Kassel. Wieder andre waren noch unschlüssig. König Johann von Sachsen z. B. übergab dem Prinzen Reuß, dem Abgesandten des Herzogs, ein Antwortschreiben ohne Aufschrift mit dem Bemerken, daß er den neuen Titel noch nicht geben könne und den alten nicht geben wolle.

Der Großherzog von Oldenburg erklärte dem Bruder des Herzogs, dem Prinzen Christian, er wolle vorläufig nichts gegen die Ansprüche des Augustenburgischen Hauses unternehmen, könne aber auch nichts vornehmen, was die Rechte des Kaisers von Rußland beeinträchtige; die Herzogtümer müßten auf jeden Fall von Dänemark getrennt werden.

Der Kaiser von Oesterreich lehnte es ab, den Prinzen Christian zu empfangen; er zeigte keinerlei persönliches Interesse.

Auch an die auswärtigen Souveräne wurden Schreiben gerichtet, die Mohl den betreffenden Gesandten in Frankfurt einhändigen sollte. Als dieser sich auf einem Diner seines Auftrages zu entledigen suchte, erklärten sie sich aber sämtlich für nicht ermächtigt, sie müßten erst zu Hause anfragen. Am entgegenkommendsten erwies sich der französische, der russische dagegen „gradezu brutal“.

Die Königin von England zeigte sich dem Herzog wohlgesinnt, mußte sich aber infolge des Verhaltens ihrer Minister und des Parlaments völlig neutral verhalten. Napoleon, der das Schreiben des Herzogs durch den Prinzen Reuß erhielt, äußerte sich sehr reserviert.

In Frankfurt am Bundestag überreichte Mohl bereits am 18. November dem Präsidial-Gesandten von Kübeck seine Vollmacht und kam damit dem Gesandten Christians IX. zuvor. Er erreichte allerdings nicht seine Zulassung als holsteinischer Bundestagsgesandter, aber es wurde doch auf Suspendierung der Stimmführung für Holstein erkannt. Damit war wenigstens der Gesandte Christians IX., dem infolge seiner Ungeschicklichkeit etwas deutlich die Tür gezeigt wurde, von der Bundesversammlung ausgeschlossen. Mohl aber blieb als badischer und vermochte so indirekt zu wirken.

Im Gegensatz zu seinen Fürsten und dem Bundestag erklärte sich das deutsche Volk fast einmütig für Herzog Friedrich. Allerorten wurden Volksversammlungen abgehalten mit feurigen Reden und kräftigen Beschlüssen. Ueberall bildeten sich schleswig-holsteinische Vereine, veranstaltete man Geldsammlungen und rief Wehr- und Turnvereine ins Leben, um dem bedrohten Rechte des verlassenen Bruderstamms im entscheidenden Augenblick Hilfe zu bringen. Auch in den Kammern der Einzelstaaten kam diese Stimmung energisch zum Ausdruck, selbst in Hannover und Oesterreich. Ja der Stadtrat Münchens erlangte durch sein Vorgehen sogar die Rückkehr des kranken Königs aus Italien.

In Holstein war die Bewegung nicht minder tiefgehend, aber wegen der dänischen Besatzung konnte man sich nicht rühren, wie man wollte; immerhin suchten auch jetzt schon Ständevertretung und Ritterschaft beim Bunde um Hilfe nach, und im verborgenen wurde wacker für Herzog Friedrich gearbeitet. Mit Ungeduld erwartete man das Eintreffen der Bundestruppen und das Erscheinen des Herzogs im Lande. Die Ritterschaft erwies sich allerdings damals in der Tat „flau“; nicht bloß Baron Scheel-Plessen mit seinem Anhang. Verschiedene andre lehnten es ab, Gesandtschaftsposten zu übernehmen. Dies war dem Herzog besonders schmerzlich, da er schon jetzt durch die Politik von manchem Jugendfreund getrennt wurde.

Gotha selbst war, wie Herzog Ernst berichtet, in dieser Zeit ein wahrer Sammelpunkt von verkannten Politikern und Strategen, von patriotischen Schriftstellern und Agenten. Herzog Friedrich aber hielt sich vorsichtig zurück. Auch dem dringenden Rufe, wenigstens nach Hamburg zu kommen, leistete er keine Folge, und nur Samwer blieb es vorbehalten, phantasievolle Pläne von einer Besetzung Altonas zu erwägen. In der Presse und in Broschüren aber suchte man kräftig für das Recht des Herzogs zu wirken; besondere Verdienste erwarb sich darin der Göttinger Universitätskurator v. Warnstedt.

In politischer Beziehung stand der Herzog in jenen Tagen den Höfen von Koburg und Karlsruhe nahe; von beiden befand sich ein Vertreter in seiner Umgebung.

Ein besonderer und durchaus verständlicher Wunsch des Herzogs war es,

das holsteinische Bundeskontingent zu formieren, um nicht in dem bevorstehenden Kampfe gegen Dänemark zur Untätigkeit gezwungen zu sein. Wohl gestatteten Baden, Koburg und Waldeck die Formation und versprachen sie nach Kräften zu unterstützen; in Berlin aber wollte man davon durchaus nichts wissen. Die wiederholten dahin gehenden Gesuche des Herzogs lehnte der König als „zwecklos“ einfach ab; er meinte sogar, der Bund könne es nicht dulden, daß ein nicht anerkannter Fürst eine Militärhoheit ausübe.

Schweren Herzens entschloß sich der Herzog dann ohne Preußen, dessen Uniform er ja trug, vorzugehen und bereitete die Bildung eines eignen Truppenkörpers vor durch Beschaffung von Artillerie und Uniformen; es schien ja doch möglich, daß bald einmal bessere Zeiten kommen würden.

In gewisser Weise verhängnisvoll wurde für den Herzog eine Reise nach München, die er unternahm, um den heimgekehrten König Max zu begrüßen und ihm für seine Unterstützung zu danken. Hier sah er außer dem König auch den Minister Schrenck und den gerade anwesenden Beust. Sie suchten dem Herzog klar zu machen, daß allein die Mittelstaaten und die Gunst des Volkes ihm zu seinem Rechte verhelfen würden; auch andre hatten schon in dieser Richtung gewirkt.

Die Bundesexekution, am 7. Dezember infolge der „identischen Noten“ durch den Druck Preußens und Oesterreichs beschlossen, kam am 24. Dezember wirklich zur Ausführung. Ueberall wurde, sobald die Dänen abzogen, Herzog Friedrich proklamiert. Mit dem Schluß des Jahres war Holstein in deutschen Händen. Damit aber wurde für den Herzog die Frage brennend, ob er nach Kiel gehen solle oder nicht. König Wilhelm riet dringend davon ab, ebenso König Johann von Sachsen. Aber sein Volk rief ihn, und seine Freunde in Baden, Koburg und Berlin rieten zu. So entschloß er sich endlich und reiste am 29. von Gotha ab. Unter dem nicht enden wollenden Jubel seiner Holsteiner traf er am nächsten Tage in Kiel ein. Samwer war unterdessen nach Altona zu den Bundeskommissaren gegangen und setzte sie von der Reise des Herzogs in Kenntnis. Sie waren anfangs äußerst erschrocken, beruhigten sich aber, als sie hörten, der Herzog wolle vorläufig die Regierung nicht übernehmen, und erklärten schließlich, nichts gegen den Herzog unternehmen zu wollen, bis sie von Frankfurt Instruktion eingeholt hätten. Oesterreich stellte bereits am nächsten Tag am Bunde den Antrag, den Herzog zu verhaften.

Herzog Friedrich selbst motivierte dem Großherzog von Oldenburg gegenüber seine Reise folgendermaßen: „Die Gefahren, die der schleswig-holsteinischen Sache aus dieser Anschauungsweise (nämlich Bismarcks und Rechbergs wenig günstiger Disposition für die schleswig-holsteinische Sache) erwachsen, nahmen eine drohendere Gestalt an, nachdem der österreichisch-preußische Antrag, Schleswig in Pfand zu nehmen, am Bunde gestellt war. Es stand zu befürchten, daß, wenn beide Herzogtümer von österreichischen und preußischen Truppen überschwemmt sein würden, diese jede Aeußerung der Bevölkerung niederhalten und jedem Einfluß des Erbberechtigten entgegentreten würden; daß, nachdem sich die

gegenwärtige Bewegung in Deutschland gelegt, ein schlechtes Abkommen mit Dänemark wie 1852 der Ausgang der jetzigen Krisis sein würde."

Aber beneidenswert war seine Lage in Kiel trotzdem nicht, denn auf die von den Bundeskommissaren errichtete „herzogliche Landesregierung" hatte er nur indirekt einigen Einfluß, namentlich durch Otto Jensen, der neben Samwer sein vertrautester Ratgeber war. Daß er so seinem Volke nichts sein konnte, darüber vermochten ihn auch die zahlreichen Deputationen und die Haltung der Bevölkerung nicht zu trösten.

Inzwischen hatten die deutschen Großmächte am Bunde die „Inpfandnahme" Schleswigs selbst in die Hand genommen, und am 16. war das Bündnis zwischen Preußen und Oesterreich geschlossen; sie setzten ihre Truppen sofort in Bewegung; da Herzog Friedrich nicht sicher war, wie namentlich die preußischen sich zu ihm stellen würden, sandte er Samwer mit einem Schreiben an den König nach Berlin, um dessen Schutz anzurufen. Dieser weigerte sich zwar, Samwer offiziell zu sehen, — er traf heimlich mit ihm beim kronprinzlichen Paar zusammen — sagte indessen für den Aufenthalt des Herzogs in Holstein seinen Schutz zu. Auch der Kronprinz schrieb, Wrangel werde sich nicht feindlich erweisen; die Begegnung mit preußischen Truppen sei aber möglichst zu vermeiden. Als die Preußen in Kiel einrückten, erließen sie sofort das Verbot an alle bewaffneten Bürgerkorps oder Turnvereine, während der Dauer der preußischen Einquartierung bewaffnet auf der Straße zu erscheinen. Das richtete sich insofern gegen den Herzog, als seine bisherige von den Kampfgenossen gestellte Ehrenwache damit von der Straße verschwinden mußte. Als Prinz Friedrich Karl mit dem Prinzen Albrecht nach Kiel kam, machte der Herzog einen Ausflug nach Neudorf. Wenig erfreulich lautete auch die Antwort des Königs auf das von Samwer überbrachte Schreiben. Er betonte zwar, daß es sein fester Entschluß sei, die Rechte der Herzogtümer zur Geltung zu bringen und sie nicht wieder in die Hand dänischer Unterdrückung gelangen zu lassen, aber er machte dem Herzog zugleich schwere Vorwürfe über seine Ratgeber, die dem König seine wohlwollende Haltung erschwerten. Und es war auch kein gutes Zeichen, daß der Herzog den ihm eng befreundeten Kronprinzen nicht sehen durfte, als der zur Armee ins Land kam.

(Fortsetzung folgt.)



Begegnungen.

Von

Minister a. D. Graf **Schönborn.**

Der Einführung verfassungsmäßiger Zustände in unsrer Monarchie brachten wir, die damals jugendlichen Prager, natürlich großes Interesse entgegen, und ebenso natürlich, ja fast unvermeidlich war es, daß die Betätigung dieses Interesses bei manchen auf Kosten unsrer Studienarbeit ging. Zeitungen lesen, an politischen Gesprächen teilnehmen, insbesondere aber als Zuhörer viele Stunden auf der Galerie des böhmischen Landtags verweilen — das waren für manche unter uns, die weder bloß Bücherwürmer, noch ausschließlich lustige Brüder waren, Genüsse auserlesenster Art. Das ist wohl immer und überall unter ähnlichen Umständen so gewesen. In reiferen Jahren wird man gegenüber diesen köstlichen Dingen etwas blasiert; mehr als dreißig Jahre nach Vollendung meiner Universitätsstudien brachte ich einmal meinen Urlaub in einem kleinen ausländischen Badeorte zu. Durch irgend einen Verstoß blieb das von mir zum Nachsenden bestellte Zeitungsblatt durch etwa vierzehn Tage aus; und da ich selbst daran unschuldig war, freute ich mich herzlich darüber, daß ich keine Zeitung zu lesen brauchte. Ja, wenn mir jemand so etwas vorausgesagt hätte, als ich zwanzig Jahre alt war! Damals konnte ich viele Stunden, im dichtesten Gedränge auf der Galerie des Landtags oder Reichsrats stehend, eine erstickende Luft einatmen, ich ließ die langweiligsten Verhandlungen über mich ergehen, wenn ich nur hoffen durfte, einen oder den andern guten Redner zu hören, an denen zu jener Zeit (ich habe dies gelegentlich schon in diesen Blättern erwähnt) nicht nur der Reichsrat, sondern auch der böhmische Landtag sehr reich war.

Mehrere dieser Redner hätte ich eigentlich an andrer Stelle hören sollen. Unsre Studien hatten darunter zu leiden, daß im Frühjahre 1861 wir Juristen des späteren Semesters nicht weniger als drei unsrer hervorragendsten Lehrer an die Politik verloren. Alois Brinz, Eduard Herbst und Leopold Hasner waren sowohl in das Abgeordnetenhaus als in den böhmischen Landtag gewählt, und das war ein dreifacher Verlust für uns junge Leute. An Stelle von Brinz, der uns im ersten Jahre Institutiones gelehrt hatte, trat Esmarch, er las für uns Juristen des zweiten Jahres Pandektenrechte. Esmarchs Kenntnisse in allen Ehren, aber er schrieb weit besser, als er vortrug. Seine Geschichte des römischen Rechts habe ich noch in späteren Jahren mit Interesse und Genuß gelesen; abgesehen von dem wissenschaftlichen Wert ihres Inhaltes bewunderte ich die ideale, fast poetische Begeisterung des wahren Gelehrten, der in liebenswürdiger Bescheidenheit die Vorrede eines seiner Werke mit der Erklärung schließt, er wolle ganz zufrieden sein, wenn auch nur einer seiner Leser von dem unsterblichen

Geiste des römischen Rechtes erfüllt werde. Esmarch war ein feiner, liebenswürdiger Mann, der isolierte Schnurrbart in seinem sonst glatt rasierten Gesichte verriet den ehemaligen Offizier, er hatte, wie ich glaube, den Kampf um die Unabhängigkeit seines Heimatlandes Holstein mitgefochten. Sonst wirkte seine Gelehrtenzerstreutheit auf seine äußere Erscheinung etwas störend; einmal erschien er zur Vorlesung mit so riesengroßen Krawattenzipfeln, daß man das Lachen verbeißen mußte; er sprach mehr aus sich heraus, als zu dem Auditorium, während sein Vorgänger Brinz, in vielem von Esmarch verschieden, die eindringliche, momentane Wirkung auf seine Hörer stets suchte und fand. Brinz' etwas zu großer Kopf mit dem gutgefärbten, ausdrucksvollen Gesicht, den lebhaften Augen, dem etwas struppigen roten Bart saß auf einem kaum mittelgroßen, aber kräftigen Leibe. Seine physische Kraft schien im Einklange mit seiner geistigen Begabung zu stehen; er liebte einen scharfen Ritt, eine anstrengende Bergtour. Bei einer solchen Partie soll ihm einst ein Tiroler von gewaltigem Körperbau als Führer gedient haben; Brinz konnte der Kampfslust nicht gebieten, und forderte den Riesen zu einem Ringkampfe heraus, der wahrscheinlich mit spöttischem Mitleiden angenommen wurde, aber damit endigte, daß der kleine Gelehrte den großen Tiroler in den Sand legte. — Auch erinnere ich mich, daß man von ihm erzählte, er habe bei einem Spazierritt ein Rencontre mit zwei Herren gehabt, die, beim Anblick seiner in die Röhrenstiefel gesteckten Hosen sowie seines fuchsroten Bartes ihn für einen polnischen Juden hielten. Dies war begreiflich, ungezogen dagegen war es, daß sie ihm „hepp, hepp" nachriefen. Allein zu ihrer Bestürzung sprengte der gereizte Professor scharf auf die Ungezogenen zu, parierte rasch sein Pferd und hielt ihnen mit seiner mächtigen Stimme eine wohlverdiente Strafpredigt, wobei er nicht unterließ, seine akademischen Titel und Würden aufzuzählen. Daß derartige Geschichten uns junge Leute fesselten, daß sie ihrem Helden ein gewisses charakteristisches Wesen liehen, war begreiflich. Allein Brinz hätte ihrer nicht bedurft, um uns Studenten zu gewinnen; er war freundlich im persönlichen Verkehre, er trachtete dem Verständnisse der Jugend in seinen Vorträgen auf verschiedene Art beizukommen, indem er den Stoff gut ordnete, laut und eindringlich sprach, Fragen stellte, einzelne beim Namen rief und zu Antworten aufforderte u. s. w. Zuweilen riß ihn sein Eifer zu einer etwas pathetischen, im Hörsaale ungewohnten Wucht fort; so viel ich aus eignem Anhören urteile, sprach er, obwohl man das Umgekehrte vermuten sollte, als Parlamentarier ruhiger denn als Professor. Er konnte übrigens auch als Abgeordneter bisweilen etwas drastisch werden, daß er aber je persönlich wurde, kann ich mich nicht erinnern.

Eduard Herbst war zugleich mit Brinz Abgeordneter und Professor; leider war er durch die Politik so absorbiert, daß er nur wenige für meinen Jahrgang zugängliche Vorlesungen — ein interessantes „Publikum" über Schwurgerichte — gab. Um so öfter hörte ich Herbst im Reichsrate und im Landtage reden. Wenn Herbst sich zum Sprechen erhob und sein knorriges, derbes aber gescheites Gesicht über den Köpfen seiner sitzenden Nachbarn auftauchte, gab es

immer eine Art von Sensation. Seine glänzende dialektische Begabung war allgemein anerkannt. sein Gedankengang blieb vielleicht nicht immer einwandfrei, aber stets wußte er zu packen, namentlich wenn er polemisch wurde; für den Gegner konnte er recht unangenehm sein, manchmal mehr, als gerade gut war. Zum Anhören war er allerdings am pikantesten, wenn er im behäbigen Oesterreichisch-Deutsch mit scheinbarer Gutmütigkeit den Gegner stichelte; so zum Beispiel, als einer meiner Kollegen im Kabinett Taaffe, mit Herbst polemisierend, meinte, die Konsequenzen, die sich aus den Aeußerungen des letzteren ableiten ließen, seien schrecklich. „Ja, schrecklich war's freilich, aber wahr is nit“, erwiderte Herbst sofort. Als im böhmischen Landtage ein Redner etwas pleonastisch von öffentlichen Staatspapieren sprach, meinte Herbst spöttisch, er habe niemals etwas von geheimen Staatspapieren gehört. In einem hochoffiziösen Blatte war zur Zeit des Kabinetts Hohenwart in einer Polemik gewissen Gegnern gegenüber das Wort „Schmeißfliegen“ gefallen, ein allerdings höchst unpassender Ausdruck. Als die Regierung im Parlamente deshalb angegriffen wurde, erwiderte Graf Hohenwart, der den Ausdruck natürlich mißbilligte, das Wort Schmeißfliegen stehe nicht im offiziellen Teile des Blattes. Herbst replizierte, daß, wo die Auszeichnungen aufgezählt werden, unter den verliehenen Orden, stehen die Schmeißfliegen freilich nicht. Ein Regierungsvertreter hatte im Prager Landtage einst gesagt, er glaube über die Absichten der Regierung „ziemlich viel“ zu wissen. Bald darauf kam ein Systemwechsel; der Regierungsvertreter ward entfernt, und als Herbst in einer längeren Rede die geänderte Situation besprach, fragte er mit schneidendem Hohne: wo denn der Mann hingekommen sei, der ziemlich viel wußte?! — Das sind nur einige Proben, die ich aber im Gedächtnis habe; um mehr und Besseres zu liefern, müßte man viele Bände stenographischer Protokolle durchmustern.

Das Hauptfach, das Herbst an der Universität vorgetragen hatte, war österreichisches Strafrecht; wir hörten es, ersatzweise, bei dem alten Prof. Wessely, einem alten würdigen Herrn, der aber allzusehr Theoretiker war und blieb. Auf ziemlich langen und langweiligen Spaziergängen führte er uns durch Theorien und Systeme, während wir in einer Zeit, die für die meisten unter uns die unmittelbare Vorbereitung für das praktische Berufsleben liefern sollte, doch dem kodifizierten Recht und seiner Anwendung hätten viel näher treten sollen, als es der Fall war. Wessely war seiner Konfession nach Jude und galt als gelehrter Jude; Oberbergrat Schneider, der Professor des Zivilrechts, erzählte uns in einem Vortrage, da er eben über jüdisches Eherecht sprach, daß, wenn die Scheidung eines jüdischen Ehepaares aus dem Verschulden der Gattin erfolge, der Mann bei der betreffenden Zeremonie vor sie hinzutreten und auszuspucken habe, und darüber seien die Gelehrten uneins, ob er ihr vor die Füße oder — ins Gesicht spucke. „Mein Kollege Wessely,“ fuhr Prof. Schneider fort, „soll sich in einem sehr gelehrten Aufsatz für die strengere Weise ausgesprochen haben.“ Unser Gelächter kann man sich denken.

Der dritte unsrer Parlamentsprofessoren war Leopold Hasner, Rechtsphilosoph und Nationalökonom, ein hochgewachsener, hagerer Mann mit kleinem, stets zur Seite geneigtem Kopf, ein geschulter Geist und guter, furchtbar schnell sprechender Redner, der aber viel zu sehr Professor und viel zu wenig wirklicher Parteimann war, um die Wirkungen hervorzubringen, die Brinz oder gar Herbst erzielten, und der in seinen Reden stets den Philosophen verriet. An seine Stelle war Prof. Jonák getreten, ein eigentümliches Gemisch von Professor, ehemaligem Politiker (er war im Jahre 1848 Abgeordneter gewesen), Tourist, Weltmann und selbst Elegant. Statt wahrer Rechtsphilosophie gab er uns eine Art halb philosophischer, halb enzyklopädischer Uebersicht; ich glaube, es fehlte ihm nicht an Kenntnissen und Erfahrungen, er war aber kränklich und im Vortrag stets durch sich selbst gestört, weil er es nicht lassen konnte, Geschichten und Erfahrungen aus seinem ziemlich vielseitigen Leben zum besten zu geben; um uns den Aufschwung der Textilindustrie begreiflich zu machen, sagte er, er besitze mehr Hemden als ein mittelalterlicher König, und zählte genau auf: so und so viel weiße, so viel farbige Taghemden, so viel Nachthemden. Sprach er von den Verbesserungen, die er damals im preußischen Gefängniswesen gefunden hatte, so fügte er sofort eine ziemlich gleichgültige Bemerkung bei, die er bei dieser Gelegenheit einem preußischen Funktionär gegenüber gemacht hatte u. s. w. Ich glaube, wenn der Mann, dem ich zu Danke verpflichtet bin, weil er stets sehr freundlich für mich war, sich nicht gar so sehr zersplittert haben würde — er war auch an allerlei gemeinnützigen Veranstaltungen beteiligt — hätte er wissenschaftlich mehr leisten können!

Ueber den Professor der Philosophie J. M. Löwe, mit dem ich noch lange nach Absolvierung meiner Studien in persönlichem Verkehr stand, habe ich in meinen früheren „Begegnungen" gesprochen. Auch er gehörte dem böhmischen Landtage an, aber nur durch ein Jahr, und nicht aus eigner Wahl, sondern er übte während seines Rektorats das dem Universitäts-Rektor verfassungsmäßig zustehende Virilstimmrecht aus. Dagegen war der Historiker Konstantin Höfler gewähltes Mitglied dieser Körperschaft. Wie ich hörte, war Höfler einer jener gemaßregelten Professoren, der durch den Uebermut der Lola Montez aus München hatte weichen müssen. Höflers Vorträge über Geschichte waren gut besucht, denn er beherrschte als Lehrer die Rede in hohem Maße. Ich sage: „als Lehrer", denn er war weniger glücklich, wenn er im Landtage sprach, weil er bei vieler Begabung zu breit wurde und dadurch ermüdete. Leider konnte ich mich nicht für Höflers Geschichtsvorträge inskribieren lassen, sie kollidierten zeitlich mit irgend einem obligaten Kollege; ich bat ihn deshalb, bisweilen hospitieren zu dürfen, was er mir freundlich zugestand.

Höfler war auf parlamentarischem Boden (er wurde später auch in das Herrenhaus berufen) ein Neuling, ebenso wie die meisten andern Abgeordneten (so zum Beispiel Herbst und Brinz), dagegen hatte der im vorigen Jahre hoch betagt verstorbene Dr. Franz Ladislaus Rieger schon als Abgeordneter im Reichstage zu Wien und Kremsier die allgemeine Aufmerksamkeit erregt, und

trat sofort im Landtage und Abgeordnetenhause des Jahres 1861 in den Vordergrund. Der Eröffnungssitzung des böhmischen Landtages ging ein feierlicher Gottesdienst in der St. Nikolauskirche, nahe dem Landtagssaale, voran. Ich stand nach Beendigung der kirchlichen Feier auf dem Platze vor der Kirche und betrachtete die aus dem Gotteshause heraustretenden Deputierten. Auf der breiten Freitreppe des monumentalen Barockbaues stand spaliermachend ein zahlreiches Publikum, darunter viele Studenten. Plötzlich ertönten laute, begeisterte Zurufe: aus der Kirchentüre trat, würdevoll grüßend, ein großer starker Mann mit wuchtigem Haupte und dunkeln lebhaften Augen; die eigentümliche Form des Antlitzes und das reiche Kopf- und Barthaar machten es begreiflich, daß politische Witzblätter die Aehnlichkeit mit einem Löwenkopf herausfanden und ausnutzten. Es war Dr. Rieger, den ich bei dieser Gelegenheit zum ersten Male in meinem Leben sah; unsre letzte Begegnung fand ungefähr 40 Jahre später im Herrenhause statt, dem Rieger in seiner letzten Lebenszeit angehörte, in dem er aber nur noch selten das Wort ergriffen hat; war er doch, nach mehr als einem halben Jahrhundert politischer Tätigkeit, endlich alt und müde geworden!

Man kann über die Sache, der Rieger diente, verschiedener Meinung sein, aber daß er dieser Sache aus Ueberzeugung und mit voller Hingebung gedient, sie mit feurigem Eifer vertreten hat, muß anerkannt werden. Gerade dieses Feuer, Vorzug und Fehler zugleich, machte das eigentlich charakteristische Wesen des merkwürdigen Mannes aus, es machte jede seiner größeren Reden interessant und bisweilen gefährlich. Riegers Redeweise war niemals ganz ohne Gefahr für den Redner selbst; sie konnte durch ihre warme Ursprünglichkeit, durch ihren Schwung, durch das stark und wunderbar wohlklingende Organ, über das der Redner verfügte, hinreißend auf seine gleichgestimmten Zuhörer wirken, sie konnte die Feststimmung einer nationalen Feier gewaltig steigern. Allein die große Leichtigkeit, mit der Rieger improvisierte, die Neigung, auf jeden Zwischenruf augenblicklich zu antworten, vor allem das beständige Vorwalten der Gefühlsmomente bewirkten es, daß Rieger manchmal weiter ging, als er wohl selbst beabsichtigt hatte, und als seinen Freunden oder politischen Alliierten lieb sein mochte. Er war zu einer streng geschlossenen Beweisführung weniger veranlagt, als zum Appell an die Gefühle seiner Hörer; er war zum Volksredner geboren und ist Volksredner bis zuletzt geblieben, allerdings kein Volksredner im allermodernsten Sinne, in jenem Sinn, der jetzt in so vielen Versammlungen, ja großenteils auch schon in den Parlamenten herrscht. Er konnte sehr heftig werden, aber er bewarf seine Gegner niemals mit Kot! — Nicht ohne Interesse für deutsche Leser dürfte es sein, daß Rieger einst im Privatgespräch mir gegenüber die Vermutung aussprach, die große nationale Widerstandskraft der Tschechen käme vielleicht von der Beimischung deutschen Blutes, die Tschechen hätten sich erhalten, während die benachbarten, mit dem Gesamtnamen der Elbeslawen bezeichneten rein slawischen Volksstämme verschwanden oder germanisiert wurden. Er selbst, fügte Rieger bei diesem Anlasse hinzu, stamme nach einer Familientradition

von deutschen, vor Jahrhunderten in Böhmen aus Nürnberg eingewanderten Voreltern.

In Riegers unmittelbarer Nähe saß sein Schwiegervater, der berühmte Historiograph Palacky, der, gleich Rieger, damals noch viel politischen Einfluß besaß, wenn er auch selten im Landtage sprach; er gehörte auch dem Herrenhause auf Lebenszeit an. Der alte Herr mit dem bedächtigen Wesen, der blonden Perücke, den hohen Vatermördern bildete in seinem Aeußern einen starken Kontrast mit seinem feurigen Schwiegersohn. Da war ferner der schwere, breitschultrige Dr. Brauner, ein erfahrener Spezialist in Gemeindeangelegenheiten; da saß Dr. Klandy mit dem hübschen Profil, dem schönen Barte und der weichen Stimme, der, wenn er in böhmischer Sprache zu reden anfing, die deutsche Erziehung ein wenig verriet. In der Reihe saß auch eine merkwürdige Erscheinung, die mich immer an die Stelle in Hebbels ‚Nibelungen' erinnerte, wo Hagen von sich selbst sagt, er sei ein Elfenkind und habe davon „die Totenaugen, die so schrecken". Es war Karl Sladkowsky, einer der Gründer der nachmals so mächtigen Jungtschechenpartei. Ein untersetzter, hagerer Mann, mit sehr markierten Zügen, hoher, knochiger Stirn, wenigen dunkeln Haaren, dunkelm Schnurrbart, die Augen waren unheimlich hellfarbig, glänzend, aber stets starr vorblickend, die Stimme des guten, aber leidenschaftlichen Redners war stark, aber hohl. Sladkowsky konnte sehr sarkastisch sprechen und dadurch andre zum Lachen bringen, ihn selbst habe ich niemals auch nur lächeln sehen. Als junger Mann war am Juni-Aufstand (Pfingsten 1848) beteiligt und hierauf jahrelang eingekerkert gewesen. Vielleicht hatte hierdurch seine Gesundheit dauernd gelitten. Brustkrank, wie er war, konnte Sladkowsky stundenlang sprechen, scheinbar ohne zu ermüden. Seine schweren Lebensschicksale, sein Wesen wie sein Aeußeres und seine Redeweise gaben der ganzen Erscheinung ein ungewöhnlich düsteres, etwas unheimliches Gepräge; ähnlich mochten manche hussitische Kämpfer und Redner gewesen sein!

*

Vor mehreren Monaten wurde ein Mann zu Grabe getragen, dessen Bekanntschaft ich beinahe zu Beginn meiner aktiven Teilnahme am politischen Leben gemacht hatte. Benjamin von Kállays Tod ging mir aber nicht bloß deshalb nahe, sondern weil er ein schwerer Verlust für die Monarchie bedeutete. Gelegentlich einer Delegationssitzung vor fast 22 Jahren lernte ich ihn kennen. Kurz vor seinem Tode sah ich ihn zum letzten Male, leider ohne ihn zu sprechen: ich fuhr an ihm vorüber, als er, wie gewöhnlich, einsam und in Gedanken vertieft durch die Straßen Wiens wandelte. Nur ein paar Sekunden sah ich ihn, aber lange genug, um bei seinem Anblick zu erschrecken, denn ein langwieriges Leiden, an dem er schon während der letzten Delegationssession (Juni 1902) erkrankt war, hatte offenbar große Fortschritte gemacht. Bis zu dieser Krankheit hatte Kállay den Jahren getrotzt; er war äußerlich derselbe geblieben, als den ich ihn, zwanzig Jahre früher, kennen gelernt hatte: ein hochgewachsener schlanker Mann, der kräftigen Schrittes, aufrecht, ein klein wenig steif sich fortbewegte.

Der Kopf war von langen, etwas ergrauten Haaren bedeckt, die Gesichtszüge regelmäßig, der feine Mund von einem dunkeln Schnurrbart überschattet. Die dunkeln, wegen Kállays großer Kurzsichtigkeit stets mit Gläsern bewaffneten Augen blickten ernst, etwas träumerisch hinaus; die Stimme war sanft und wohlklingend, ein Zug von Ernst, um nicht zu sagen von Schwermut, der nur bei etwas lebhaft gewordenem Gespräche wich, war dem Verewigten zu eigen. Allerdings ist dieser etwas feierliche Ernst, dieser etwas düstere oder traurige Ausdruck in Ungarn nichts Ungewöhnliches, und Kállay war seiner Abstammung nach ein Ungar reinsten Wassers; während aber bei vielen Ungarn die Traurigkeit mit zeitweisen Ausbrüchen großer Heiterkeit Hand in Hand gehen kann, fand ich ihn immer ernst. Seine Familie, vom ältesten ungarischen Adel, gilt als „primae occupationis“, d. h. als Zeitgenossin der Landnahme, der durch die Magyaren vor ungefähr tausend Jahren erfolgten Eroberung Ungarns. Freilich sind nicht alle Erzählungen über diese Landnahme hinlänglich beglaubigt, um historischer Kritik standzuhalten. Ist doch selbst das Datum der Einwanderung oder Eroberung nicht genau zu dokumentieren! — Immerhin ist der uralte Ursprung der Familie Kállay meines Wissens niemals bezweifelt worden.

Kállay besaß ungewöhnliche Sprachkenntnisse, nicht nur in dem Sinne, daß er viele Sprachen verstand und sich in ihnen verständlich machen konnte; er war Linguist, vielleicht Philologe zu nennen, er strebte nach Vollkommenheit des Ausdruckes auch in fremden Sprachen. Das seiner Verwaltung anvertraute Okkupationsgebiet wie auch andre Teile der Balkanhalbinsel hat er in allen möglichen Richtungen und auf alle mögliche Weise durchwandert, zu Wagen, zu Fuße, zu Pferde. Er erzählte mir einmal mit dem Ausdrucke wahrer sprachlicher Feinschmeckerei, wie er bei einer solchen Wanderung, im Gespräche mit einem alten, in der wildfremdesten Einsamkeit lebenden Bauer — irre ich nicht, war es im Rhodopegebirge — eine ganz merkwürdige südslawische Aoristform zu hören bekommen habe. Ich selbst hörte ihn während einer Delegationssitzung mit einem kroatischen Delegierten in dessen Muttersprache nicht nur fließend, sondern mit einer so reinen Aussprache reden, daß es nach dem bloßen Klange wohl schwer gewesen wäre, zu unterscheiden, welcher von den beiden der Kroat, welcher der Fremde. Es war, glaube ich, in derselben Sitzung, daß es uns Zuhörern auffiel, mit welch klassisch reiner Aussprache er ein französisches Aktenstück vorlas; das Deutsche beherrschte er wie seine ungarische Muttersprache; bekannt war auch, wie er die slawischen Idiome beherrschte. Während sonst viele Ungarn allzusehr vom Bewußtsein, ein Herrenvolk zu bilden, geleitet und dadurch zu Geringschätzung andrer, insbesondere slawischer Völker verleitet werden, hatte Kállay schon in der Jugend sich für slawisches Wesen, südslawische Sprache und Geschichte interessiert, er war auf diesem Gebiete literarisch tätig gewesen, hatte lange Zeit den Posten eines österreichisch-ungarischen Generalkonsuls bekleidet, in Belgrad hatte er ein wertvolles Werk über slawische Geschichte herausgegeben. Da er nun, als gemeinsamer Finanzminister, die Verwaltung der Okkupationsländer vertrat, brachte er für dieses schwierige Amt nicht nur die Fülle seines

Talentes, sondern auch einen selten hohen Grad von Vorbereitung mit. Und so ist es denn sein unsterbliches Verdienst, daß unsre Monarchie die ihr vom Berliner Kongresse gestellte Aufgabe, Bosnien und die Herzegowina nicht nur zu besetzen, sondern auch zu verwalten, seither in so ehrenvoller Weise gelöst hat, und es ist eine wahre Beruhigung für uns, daß Kállays neuernannter Nachfolger, Freiherr von Burian, dem überhaupt ein guter Ruf vorangeht, erklärt hat, im Sinne seines großen Vorgängers wirken zu wollen. Daß die Okkupationsländer während Kállays Verwaltung große Fortschritte in administrativer und wirtschaftlicher Beziehung gemacht hatten, war bekannt. Allein die letzten Monate haben auch eine starke Probe dafür gegeben, daß die moralische Wirkung dieser Verwaltung auf die einst so unruhige und kampflustige Bevölkerung dieser Länder nicht ausgeblieben ist. Auf der ganzen Balkanhalbinsel gärt es, Aufruhr und Gewalttaten aller Art sind an der Tagesordnung, die schändlichsten Greueltaten werden nicht bloß begangen, sondern scheinen in den weitesten Kreisen als harmlose und natürliche Dinge zu gelten. Das Okkupationsgebiet ist während dieser ganzen Zeit ruhig geblieben! Ich will gewiß nicht so weit gehen, die Permanenz der Ruhe auch für die Zukunft unbedingt gesichert zu glauben, allein daß diese Ruhe während vieler Monate erhalten werden konnte, war gewiß zum großen Teil der Verwaltung Kállays zuzuschreiben. Starker Wille, große Klugheit gingen dabei Hand in Hand mit wahrer Liebe für das von ihm verwaltete Land, mit einer genauen Kenntnis der Sprache und Sitte, der Geschichte, der äußerst komplizierten wirtschaftlichen Verhältnisse und Bedürfnisse. Hierzu kam Kállays eiserner Fleiß, inmitten einer Großstadt lebend, führte er ein wahres Einsiedlerleben, seine Erholung war, abgesehen von den Stunden, die er im Kreise der Seinigen zubrachte, Lektüre und einsame Spaziergänge; in früheren Jahren hatte er, gleich seinem Jugendgenossen Szilágyi, die Fechtkunst leidenschaftlich geliebt. Theater, Konzerte und sonstige gesellige Vergnügungen schienen für ihn nicht zu existieren. Nur bei größeren Hoffesten erschien er bisweilen, und da ergab es sich, durch die Zufälligkeit der Rangverhältnisse, daß ich bisweilen, bei einem Hofdiner, neben ihm saß; ich machte ihm auch von Zeit zu Zeit einen Besuch. Bei solchen Gelegenheiten habe ich viel Interessantes von ihm gehört; wer gleichzeitig Politiker, Administrator, Historiker, Sprach- und Altertumskenner ist, kann einem aufmerksamen Hörer vieles bieten!

Bei einer Hoftafel sah ich und sprach ich zum ersten und leider auch zum letzten Male den Baron Alexander Bach, den einst so mächtigen Minister. Ich war zufällig einer der ersten Erschienenen; der Oberstküchenmeister Graf Kinsky, mein Freund und Verwandter, sagte bei der ersten Begrüßung: „Heute speisest du mit einem merkwürdigen Mann, dem Minister Bach!" Bald darauf erschien der Genannte, ein mittelgroßer, breitschulteriger Mann mit scharfgeschnittenem Munde und mit kleinen, recht listig blickenden Augen; ich wurde ihm vorgestellt, er gab sich im Gespräche freundlich, noch recht jugendlich, trotz seiner hohen Jahre. Interessant war es mir, daß fast niemand von der zahlreichen Gesellschaft wußte, wer der alte Herr sei, der doch im Range ungewöhnlich hoch stehen und

vor vielen Jahren eine hohe Stellung bekleidet haben mußte; er saß nämlich ganz obenan, in großer Nähe Seiner Majestät des Kaisers, und das Band eines hohen Ordens, das er angelegt hatte, glänzte keineswegs durch Frische, sondern war schon recht — sagen wir: ehrwürdig. Vor einem Menschenalter hatte der ohne Zweifel auch als Persönlichkeit bedeutende Mann einen mächtigen Einfluß auf die Geschicke Oesterreichs geübt; natürlich hatte die politische Legende, wie das nun einmal geht, diesen Einfluß übertrieben, manche hatten in ihm einen Heros, manche einen Dämon gesehen — und heute, in einem Kreise, in einem Milieu, in dem so viele aktive und gewesene Minister verkehren, kannte ihn niemand! ,Sic transit —' mußte ich unwillkürlich denken. Allerdings hatte Bach das Seinige dazu beigetragen, um vergessen oder doch ignoriert zu werden. Er hatte, nachdem er kurze Zeit Botschafter in Rom gewesen war, während seines Ruhestandes sich in bescheidenes Dunkel zurückgezogen, lebte, soviel ich weiß, auf dem Lande, mit gelehrten Studien befaßt; mit 50 Jahren hatte er sich auf orientalische Sprachen geworfen. Gewiß war das ein otium, dem man die dignitas nicht absprechen kann, allein diese Lebensweise hatte ihn aus dem Gesichtskreise der Zeitgenossen verdrängt. Nur ab und zu war die Rede davon, daß Bach sich um ein Mandat bewerben wolle; bald nach Beginn der konstitutionellen Aera hieß es, Bach habe erklärt, er möchte gern im Abgeordnetenhause sitzen, um „den Weltverbesserern die Wahrheit zu sagen". — In viel späterer Zeit wurde der Versuch gemacht, seine Kandidatur aufzustellen, Bach selbst scheint sich hierzu ziemlich passiv verhalten zu haben; kurz, er wurde nicht gewählt, und ich bedauerte dies; denn wenn auch keineswegs ein Anhänger dessen, was man das Bachische System genannt hat, glaube ich doch, daß der Mann, der Oesterreichs Verwaltung umgestaltet hat und während dessen Regierungstätigkeit doch auch viel Gutes geschaffen worden ist, mit seiner Erfahrung unserm Parlamente viel hätte nützen können!

Zufällig machte ich an demselben Abend eine Bekanntschaft, die ich später viel mehr kultivieren konnte, als jene des einst so mächtigen Ministers. Ich saß bei Tische neben dem vor wenigen Jahren verstorbenen Grafen Wladimir Dzieduszycki. Ich nenne ihn im weitern Kontexte den Grafen Wladimir, weil der Name Dzieduszycki für deutsche Zungen wirklich etwas schwer auszusprechen ist. Ein ziemlich großer, stämmiger Mann von gewaltigem Leibesumfang; der ausdrucksvolle Kopf von einem blonden Vollbart umsäumt, so präsentierte sich mein neuer Bekannter. Er ist im Gegensatze zu vielen, deren ich in diesen Blättern Erwähnung getan habe, keine politische Größe, die ich in Kürze besprechen möchte; allein eine durchaus originelle Persönlichkeit, ein Mann, der für die Interessen, für das geistige Leben seines Heimatlandes Galizien viel getan hat. Graf Wladimir war Herrenhaus- und Landtagsmitglied, ja er bekleidete durch einige Zeit die höchste autonome Würde des Landes, das Landesmarschallamt, allein er trat in der Politik kaum hervor. Dagegen verwendete er viele Sorge, spendete er einen bedeutenden Teil seines großen Vermögens für wissenschaftliche Zwecke. Ihm dankt Galizien das reich ausgestattete, den

Namen des Gründers tragende Museum in Lemberg, das ich unter seiner Führung besichtigen konnte. Es ist ein Museum älteren Stiles, das etwas von einer Kuriositätensammlung an sich trägt; ich sage das nicht, um zu kritisieren, sondern um zu bezeichnen; Naturhistorisches und Archivalisches, Ethnographisches und Archäologisches findet sich hier vereinigt. Der Glanzpunkt schien mir die ornithologische Sammlung zu sein; aus allen möglichen Teilen des einstigen polnischen Reiches waren dem Grafen Repräsentanten seltener Arten, oder besonders mustergültige, schön entwickelte und erhaltene Exemplare bekannteren Schlages eingeschickt worden. Er selbst war ein sehr tüchtiger Ornitholog und freute sich, das Interesse an der Vogelwelt bei andern zu finden. Ohne ein wirklicher Kenner zu sein, hatte ich seit langem eine gewisse Vorliebe für dieses Gebiet, so daß ich wenigstens an einem Gespräche darüber teilnehmen konnte. Einmal hatte ich mit Wladimir die Frage besprochen, wie viele Arten von Buntspechten es wohl gäbe. Dies schien ihm zu gefallen, so daß er später zu einem gemeinsamen Freunde, in meiner Abwesenheit von mir sprechend, die lobende Bemerkung machte: „Für einen Justizminister kennt der die Vögel nicht schlecht!"

Ein andermal besuchte ich den gerade Erkrankten; es war in Abbazia; er lag im Bette und sah mit seinen großen, nachdenklichen Augen einen eben geschossenen, ihm übergebenen Vogel an, den er in der Hand hielt, einen Taucher. „Ja," rief er klagend aus, „was macht denn der hier?! Das ist ja ein Arktikus — sagen Sie mir, Exzellenz, wie kommt der hierher in dieses südliche Meer?!" — eine Frage, die ich natürlich nicht beantworten konnte.

Eine Spezialität des erwähnten Museums, Wladimirs eigenste Schöpfung, war das Huzulen-Zimmer. Der Graf hatte diesem von der Kultur noch wenig veränderten, aber interessanten Volksstamm besondere Aufmerksamkeit geschenkt; er hatte ihren Dialekt, ihre Sitten und Eigentümlichkeiten studiert, ihre Geräte gesammelt zu einer Zeit, wo die Leute, in ihren Bergen in den Karpathen, von aller Welt abgeschlossen, alles, was sie brauchten, selbst erzeugen mußten. Da war es nun schon merkwürdig, wie erfinderisch und geschickt diese damals noch halbwilden Menschen zu arbeiten wußten und wie sie, von einem dunkeln Schönheitstriebe angeleitet, keinen Gebrauchsgegenstand aus der Hand gaben, ehe sie ihn nicht mit einem selbsterfundenen, zumeist ins Holz eingebrannten Ornamente geschmückt hatten. Interessant war ein Karabiner, bei dem nicht nur der Schaft, sondern das Rohr von einem huzulischen Bauer gearbeitet war, aus Messing geformt, und ebenfalls reich verziert.

Ein Prachtstück war ferner ein prähistorischer Goldschmuck, dessen Fundort viel mehr sichergestellt war, als der der vielberufenen Tiara des Saitaphernes. Eine galizische Bäuerin hatte beim Waschen in dem Wasser eines Baches etwas Blinkendes gesehen, sie zog die ihr fremdartigen Gegenstände, die Bestandteile des Schmuckes hervor, die seit ungezählten Jahrhunderten dort begraben sein mochten; die arme Frau war, zum Glücke für sie, offenbar gerade in dem kritischen Augenblick gekommen, da die Erdschicht an einer Stelle ganz weg-

gewaschen war und das Edelmetall blitzend zutage trat. Sie legte den Fund in ihren Korb und ging nach Hause. Unterwegs traf sie mit einem Trödler zusammen, dem sie den Schmuck um einen Gulden (!) verkaufen wollte; der Mann wollte ein gar zu gutes Geschäft machen und noch etwas von diesem bescheidenen Preise herunterhandeln. Glücklicherweise ließ sich die Frau hierauf nicht ein; sie zeigte den Schmuck dem Pfarrer ihres Dorfes, durch dessen Vermittlung kamen Sachverständige in Kenntnis von dem sensationellen Funde, und er wurde, nachdem die Finderin mit einer ansehnlichen Summe abgefunden worden war, dem Museum einverleibt.

Graf Wladimir war in seine Schöpfung, auf die er mit Recht stolz sein durfte, so verliebt, daß er, der ein großes Haus in Lemberg besaß, bei kurzen Besuchen, die er in der Stadt machte, es vorzog, in einem ganz kleinen, an die Sammlungen anstoßenden Raum zu übernachten. Der liebenswürdige alte Herr war ungemein zerstreut, man erzählte sich, daß er einst eine große Soiree geben wollte, Hunderte von Gästen waren geladen, Erfrischungen aller Art bereit, die Räume des Hauses festlich erleuchtet; der Graf und seine Gemahlin standen wartend da — und kein Gast wollte kommen; das Ehepaar tauschte eine Bemerkung aus, wie seltsam es sei, daß noch niemand da sei, wo man doch so viele zu einer bestimmten Stunde eingeladen habe! „Ja, haben wir denn wirklich eingeladen?“ hieß es dann, und bald ergab eine flüchtige Nachforschung, daß alle die Hunderte schön geschriebener Karten noch immer in einem Pakete dalagen; man hatte vergessen, sie zu expedieren! —

Der Besuch, den ich dem Grafen auf seinem in Ostgalizien gelegenen Schlosse Pieniaki machte, und der Empfang, der mir zuteil ward, bleiben mir unvergeßlich, sowohl wegen der gewinnenden Herzlichkeit, als wegen der Eigentümlichkeit der Begrüßung, die ich um dieser Besonderheit willen kurz schildern möchte. Es waren die Gutsnachbarn zu Tisch eingeladen worden, und wir speisten in zahlreicher Gesellschaft; merkwürdig, mehr merkwürdig als meinem Geschmack entsprechend, kam mir ein Gericht vor, das mir als polnische Nationalspeise gepriesen wurde: Karpfen mit Mandeln und Rosinen! Im geeigneten Momente erhob sich der Hausherr, um einen langen Trinkspruch auszubringen; zuerst toastierte er in deutscher Sprache, die er gut, aber doch mit einiger Schwierigkeit beherrschte, auf den Monarchen; dann trank er auf mich und sagte, dem Gaste gebe man das Beste, was man habe, für ihn sei aber das Beste seine Muttersprache, und so fuhr er denn fort, polnisch zu reden. Zum Schlusse ging er auf das Ruthenische über und forderte die am Tische sitzenden ruthenischen (griechisch unierten) Ortsgeistlichen auf, mir nach dem alten Brauche des Landes das „Mnoga lita“ zuzusingen. Mnoga lita — ich kann nicht dafür stehen, daß ich es ganz orthographisch schreibe — heißt wörtlich: „Viele Jahre“ und ist ein bei den Ostslawen sehr gebräuchlicher Wunsch, darin bestehend, der Gefeierte solle lange leben. Die drei Priester erhoben sich und sangen mit klangvoller Stimme, in langgezogener, feierlicher Melodie den Gruß; es war der eigentümlichste Toast, den ich jemals gehört habe! —

Ein zweiter merkwürdiger Trinkspruch war es, mit dem Graf Dzieduszycki vom Leben und von seinen Freunden Abschied nahm. Als er, der seit vielen Jahren gekränkelt hatte und in hohen Jahren stand, mit Recht sein Ende nahe glaubte, lud er alle seine intimeren Freunde zu sich und nahm bei Tische in einer langen, tiefergreifenden Rede von ihnen Abschied, indem er jeden einzelnen anredete, ihn an gemeinsame Freuden und Leiden, an die gemeinsame Jugend erinnerte. Dann dankte er allen und erklärte, er wolle abreisen, um zu sterben. Und so geschah es auch; er reiste gleich darauf auf einen einsamen Landsitz und erwartete ruhig den Tod, der nach wenigen Wochen den wahrhaft Edeln von seiner Familie, seinen Freunden, dem Lande, für das er so viel getan hatte, hinwegnahm.



Ueber die Eheverbote unter Blutsverwandten.

Von

Carl Pelman.

Unter die Gesetze und Rechte, die sich bekanntlich wie eine ewige Krankheit forterben, werden wir auch die gesetzlichen Bestimmungen einzureihen haben, die die Eheschließung unter Verwandten regeln und zum Teil verbieten. Sie ragen aus den ältesten Zeiten bis in unsre Tage hinein, und wenn sich auch der bürgerliche Gesetzgeber eines Teiles der Eheverbote entschlagen hat, so hält die Kirche mit der ihr eignen Zähigkeit um so fester an den alten Verboten fest, und zumal die englische Kirche stellt deren nicht weniger als 30 auf.

Nun zwingt uns das Gesetz der Kausalität, selbst bei diesen altehrwürdigen Einrichtungen die Frage nach ihrer Berechtigung zu erheben, und es wird uns schwer, wenn nicht gar unmöglich, anzunehmen, daß nicht bestimmte Erwägungen bei ihrer Taufe Pate gestanden hätten. Zweifellos ist das auch der Fall gewesen; daß die Ehe innerhalb der Blutsverwandtschaft aber lediglich aus physiologischen Gründen verboten worden sei, wie man gewöhnlich annimmt, erscheint dem Umstande gegenüber nicht wahrscheinlich, daß das Eingehen einer Ehe zwischen Stiefvater und Stieftochter, Schwager und Schwägerin untersagt ist, obwohl es hier sicherlich keine Gründe physiologischer Natur sein können, die zu dem Verbote berechtigten.

Es hat daher an anderweitigen Erklärungsversuchen nicht gefehlt, und man hat zugunsten der alten Verbote allerhand Gründe in das Feld geführt, ohne daß man gerade viel Glück damit gehabt hätte. Unter diesen steht die Befürchtung einer der Verwandtenheirat an sich anhaftenden Schädlichkeit, eine degenerative Eigenschaft vorne an, und sie hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten. Die

Vorwürfe, die man gegen sie erhob und die Schäden, die man ihr vorzugsweise in die Schuhe schob, waren Unfruchtbarkeit der blutsverwandten Ehen, schwächliche und weniger lebenskräftige Kinder, sowie Entartungszustände aller Art, unter denen Taubstummheit, Blindheit, Idiotie und Geisteskrankheit besonders aufgeführt werden. Fürwahr eine nette Musterkarte und in der Tat ganz dazu angetan, um einen vor einer Verwandtenheirat abzuschrecken, das eine natürlich vorausgesetzt, daß diese Vorwürfe begründet seien.

An Versuchen, sie zu beweisen, hat es nicht gefehlt, und selbstverständlich ist es die Statistik gewesen, die hier herhalten mußte. Nun ist wohl ohne weiteres zuzugeben, daß eine Entscheidung dieser Frage wie so mancher ähnlichen nur auf dem Wege der Statistik zu gewinnen ist, aber doch nur dann, wenn die Statistik in der Lage wäre, die hierzu erforderlichen Grundlagen in einer einwandfreien Weise zu liefern. Damit sieht es aber recht kläglich aus, und die Gründe dafür sind leicht verständlich. Eine Statistik der Heiraten unter Verwandten gibt es nicht, geschweige denn über die Verhältnisse ihrer Nachkommen, und was der einzelne darüber aus seinen eignen Kenntnissen und Erfahrungen zusammengetragen hat, ist meist recht anfechtbarer Natur. So sehen wir denn, wie die verschiedenen Forscher auf Grund ihres Materiales zu sehr verschiedenen Schlüssen gelangen und sich jedenfalls der eine Schluß daraus gewinnen läßt, daß eine Entscheidung der Frage auf dem Wege der Statistik bisher nicht gelungen ist. Den neuesten Versuch auf diesem Gebiet hat einer meiner Schüler unternommen und in einer Dissertation niedergelegt, die bei Reimer in Berlin erschienen ist und den Titel trägt „Konsanguinität in der Ehe und deren Folgen für die Deszendenz von Felix Peipers.“ Peipers hat sich die denkbar größte Mühe gegeben, grundlegendes Material zu gewinnen, und an Zeit und Arbeit hat er es sicherlich nicht fehlen lassen.

Aber wie es innerhalb des Bereiches der eignen Erfahrung natürlich ist, wenn uns diejenigen Fälle zuerst und vielleicht nur allein entgegentreten, in denen die Verwandtenheirat zu nachteiligen und besonders in die Augen fallenden Folgen führte, während der andre Teil unbemerkt blieb, so erklärlich ist es andrerseits, daß gerade die ersten bei einer statistischen Erhebung keine Veranlassung haben, sich zu melden, und so werden jene nur die ungünstigen, diese dagegen vorzugsweise die günstigen Fälle in ihre Listen eintragen und für ihre Schlußfassung verwerten. Wenn es daher mit der Statistik nichts oder doch bis jetzt nicht viel ist, werden wir für die Lösung andre Wege einzuschlagen haben und es mit mehr theoretischen Erwägungen versuchen müssen.

Wir alle unterliegen den Gesetzen der Vererbung, und wenn diese Gesetze auch nicht wie ein offenes Buch vor uns liegen, so viel davon dürfte doch klar und unbestritten sein, daß sie für alle gelten und nicht einzusehen ist, weshalb zwei an sich gesunde Menschen eine kranke und minderwertige Nachkommenschaft erzeugen sollten, lediglich weil sie aus derselben Familie stammen.

Wenn sich die Eigenschaften der Eltern auf ihre Kinder übertragen, und ich wüßte wirklich nicht, woher anders sie diese holen sollten, dann ist es

begreiflich, daß sie sich um so leichter und in einem um so höheren Maße auf die Nachkommen übertragen, je gleichartiger sie bei den Eltern vorhanden sind. Um so näher nun die Verwandtschaft, um so ergiebiger kann sich dieser Einfluß geltend machen, um so ausgesprochener werden sich die Eigenschaften der Eltern bei den Kindern wiederfinden. Aber dies gilt doch nach beiden Seiten hin, nach der guten wie nach der schlechten, und weshalb hier die bloße Verwandtschaft verschlechternd einwirken sollte, ist nicht recht verständlich.

Man ist über den verjüngenden Einfluß der Rassenkreuzung neuerdings etwas andrer Ansicht geworden, und ich glaube nicht, daß sich Gobineau mit seiner Hochhaltung der reinen Rasse im Unrecht befindet. Die Minderwertigkeit der eigentlichen Mischlinge kann nicht angezweifelt werden, und daß selbst eine Ehe unter Geschwistern, und eine nähere Blutsverwandtschaft ist doch am Ende kaum denkbar, zu außergewöhnlichen Ergebnissen führen kann, dafür ist die aus der Vollkraft der Natur geschaffene Prachtfigur der Kleopatra ein ewiger Beweis.

Ueberhaupt hat es den Anschein, als ob in der Bewertung der Inzucht andre Anschauungen Platz greifen wollten, und ich möchte bei dieser Gelegenheit auf ein Werk aufmerksam machen, das sich hierfür als bahnbrechend erwiesen hat.

Der Historiker Ottokar Lorenz hat in seinem 1898 erschienenen Lehrbuche der gesamten wissenschaftlichen Genealogie, Stammbaum und Ahnentafel in ihrer geschichtlichen, soziologischen und naturwissenschaftlichen Bedeutung, meines Wissens zum ersten Male, Wege eingeschlagen, die wohl dazu geeignet sind, unsre Anschauungen über Erblichkeit und Verwandtenehen in andre Bahnen zu leiten.

Bisher war es der Stammbaum, der unsre Aufmerksamkeit in erster Reihe auf sich zog. Von einem Erzeugerpaar leitet sich ein Geschlecht mit nach unten breiter werdender Basis ab. Da den Urenkel indes meist eine gerade Linie mit seinem Urahnen verbindet, so erscheint der Zusammenhang und damit auch der Einfluß dieses letzten unverhältnismäßig größer, als er der Wirklichkeit entspricht. Der Stammbaum eignet sich daher kaum zur Beleuchtung des Einflusses der Erblichkeit, den man durchweg geneigt sein wird, zu groß anzunehmen. Wohl aber tut dies die Ahnentafel.

Jeder Mensch hat zwei Eltern und in der Regel auch vier Großeltern, und mit jeder neuen Generation wächst die Zahl der Aszendenten in der arithmetischen Proportion. Was das besagen will, lehrt uns die alte Rechenaufgabe von dem Schachbrett und dem Weizenkorn. Der Erfinder des Schachspieles erbat sich für das erste Feld des Brettes ein Weizenkorn und so weiter für jedes folgende der 64 Felder die verdoppelte Zahl der Körner, bis schließlich der Ertrag der ganzen Erde an Getreide nicht ausreichte, die anfangs verlachte Forderung zu begleichen.

Rechnen wir nun auf das Jahrhundert etwa drei Generationen, so macht das für 1000 Jahre 30 und bis zu Christi Geburt etwa denselben Betrag wie die Felder des Schachbrettes.

Die Erde müßte nach dieser Rechnung schon zu Christi Zeiten von Milliarden von Menschen gewimmelt haben, während doch umgekehrt die Zahl der Menschen

seit jener Zeit wesentlich zugenommen hat. Dieser scheinbare Widerspruch findet seine Erklärung in dem Umstande, daß in den oberen Ahnenreihen dieselben Personen als Ahnen derselben Deszendenten ein- oder mehrmals auftreten, und das Verhältnis der theoretisch zu erwartenden Ahnenzahl zu der tatsächlich vorhandenen drückt die Größe des Ahnenverlustes aus. Würden wir diesen Ahnenverlust bis auf Adam und Eva zurückführen, so würde er ein nahezu absoluter sein, und selbst wenn wir die Zahl unsrer Ureltern etwas reichlicher bemessen, als auf jenes einzelne Paar, muß der Ahnenverlust immerhin ein überaus großer und Ahnenverlust und Inzucht mit der ersten Entwicklung der jungen Menschheit unzertrennlich verbunden sein. Wäre die Inzucht wirklich mit allen jenen Gefahren verbunden, die man ihr vielfach vorgeworfen hat, dann hätte das kaum erschaffene Menschengeschlecht an ihren unvermeidlichen Folgen elendiglich in Entartung und Irresein zugrunde gehen müssen, was doch nicht der Fall gewesen ist. Wir werden daher, wie Lorenz mit Recht hervorhebt, dem Begriffe der Inzucht in ganz andrer Weise zu Leibe gehen und ihn anders zu betrachten haben, als es gewöhnlich geschieht. Jedenfalls läßt sich das so oft gehörte Wort von der Verdammung der Inzucht nicht mehr aufrecht erhalten.

Mit der Ahnentafel gewinnt ferner der Einfluß des einzelnen Aszendenten eine ganz andre Werteinschätzung. Bei dem Stammbaum konnte, wie schon erwähnt, der die beiden Endpunkte verbindende Strich den Irrtum erwecken, als ob diese Verbindung eine besonders innige und der Einfluß des Ahnen auf den Enkel ein überwältigender sei. Bei der Ahnentafel teilen sich die beiden Eltern zu gleichen Teilen in die Vererbungsmasse, während von jedem der Großeltern ein Viertel, von den Urgroßeltern nur noch ein Achtel und so weiter der dem Grade der Aszendenz entsprechende Bruchteil in das Keimplasma des Deszendenten eintritt. Daß sich bei Ahnenverlust dieser Bruchteil verringert und der Einfluß des einzelnen Ahnen dementsprechend zunimmt, ist nach den bisherigen Ausführungen ohne weiteres klar und wurde noch jüngst von Stephan von Kekulé von Stradonitz an der Hand der Genealogie der spanischen Habsburger näher nachgewiesen. Hiernach trafen auf Don Carlos, den Urenkel Johannas der Wahnsinnigen, von den 16 Teilen der ihm rechtmäßig zukommenden Belastung durch Ahnenverlust $^2/_8$, d. h. der Einfluß der kranken Ahne war um das Vierfache gestiegen. Man wird daher die alten Stammbäume in neue Ahnentafeln umzuarbeiten und dabei vor allem die Ahnenverluste in Betracht zu ziehen haben, wenn man sie ferner für die vorliegende Frage verwerten will. Bis dahin läßt sich nur das eine mit Gewißheit sagen, daß nämlich ein degenerativer Einfluß der Ehe zwischen Blutsverwandten bisher nicht erwiesen und ein gesetzliches Einschreiten gegen das Eingehen solcher Ehen nicht hinreichend begründet ist.

Vierzig ungedruckte Briefe Leopold v. Rankes.

Herausgegeben von seinem Sohne

Friduhelm v. Ranke.

I.

Vor einem Jahre wurde in der „Deutschen Revue" ein Aufsatz von mir „Aus dem Leben Leopolds v. Ranke" veröffentlicht, der lediglich meinen Erinnerungen entstammte. Ich habe mich seitdem damit beschäftigt, seine hinterlassene Korrespondenz zu ordnen, und das war ein großes Stück Arbeit. Denn mein Vater pflegte nur Geschäftspapiere und die Umschläge in den Papierkorb zu werfen, jedes an ihn gerichtete Schreiben, mochte der Inhalt auch noch so gleichgültig sein, aber beiseite zu legen. Dabei mochte wohl die Absicht obwalten, später einmal Spreu und Weizen zu scheiden. Aber dazu kam es nicht: denn sein ganzes Leben lang war er voll beschäftigt: kein Tag genügte ihm; immer legte er sich mit dem Bewußtsein schlafen, die beabsichtigte Tagesarbeit sei unvollendet geblieben, ein Bewußtsein, mit dem er dann auch zur ewigen Ruhe eingegangen ist.

Nach der Verheiratung brachte die Gattin etwas Ordnung in die Korrespondenz. Sie sammelte die Briefe der Eltern und Geschwister nach Person und Datum, alle andern aber nur ungefähr der Zeit nach und klebte sie in dickleibige Folianten. Dabei vernichtete sie alles Unwesentliche. Aehnlich hat Rankes Bruder Ferdinand, der seit 1842 als Direktor des Friedrich-Wilhelms-Gymnasium in Berlin lebte, anfangs der siebziger Jahre die später eingegangenen Briefe gesichtet und jahrgangsweise zusammengelegt. Alle übrigen haben wir Kinder nach seinem Tode 1886 völlig ungeordnet in den Fächern seines großen Schreibtisches gefunden. Erst das letzte Jahr hat mir Muße gewährt, diese Briefe zu ordnen und zu lesen. Es war das wie gesagt eine langwierige Arbeit, aber ich habe sie nicht bereut. Denn es ist ein erhebendes Gefühl zu sehen, wie der Vater von früher Jugend an der Gegenstand der bewundernden Liebe der Verwandten und Bekannten war, und wie viele der großen Männer seiner Zeit sich mit ihm eins fühlten in den Anschauungen über Welt, Wissenschaft und Politik, wie sein Rat viel begehrt und oft befolgt wurde, und daß in der ganzen Korrespondenz nicht ein einziges unedles, zweideutiges, beleidigendes Wort vorkommt. Und doch befriedigte mich der Inhalt der Briefe nicht völlig; er bot nur wenig Neues, Ueberraschendes, auch heute Unbekanntes, heute noch Interessierendes. Und das ist ganz natürlich. Denn er selbst fand nur schwer Zeit zum Briefschreiben. Er beneidete andre Gelehrte, die trotz der Fülle der Arbeit noch Zeit zu einer ausgedehnten Privatkorrespondenz fanden, und seufzte oft darüber, daß ihm das nicht gegeben sei und daß er dadurch so vieler freundschaftlicher Intimität verlustig gehe. Aber er hätte es als eine Pflichtverletzung

angesehen, Briefe ohne einen besonderen Zweck zu schreiben; und nur auf Reisen, wo ihm in seinem Gastzimmer kein Material für seine Studien zur Verfügung stand, fand er Muße zu erzählenden Briefen. Sonst beschränkten sich seine eignen Briefe auf solche, die er für seine Arbeit und aus dienstlicher oder geschäftlicher Veranlassung unbedingt schreiben mußte. Naturgemäß haben auch die an ihn gerichteten Briefe nur einen entsprechenden Inhalt.

Bereits die Zahl der Familienbriefe ist im Hinblick auf sein langes Leben gering; und nur die wichtigsten Ereignisse: Hochzeiten, Geburten, Reisen, öfter erhoffte, als erreichte Beförderungen,[1]) ernste Krankheiten und Tod geben den Anlaß zum Schreiben.

Außerordentlich groß ist die Zahl der sonstigen Korrespondenten. Von bekannten Namen erwähne ich Joh. Schulze, Alexander v. Humboldt, Bettina v. Arnim, Varnhagen v. Ense, Jakob, Hermann und Gisela Grimm, L. Ritter, Neander, Enke, Ehrenberg, Pertz, Schlosser, Häusser, Treitschke, Friedjung, Mommsen, Bunsen, Thiers, Michelet, Bancroft, Mignet, Savigny, Schorn, Platen, v. Thile, Rückert, Tieck, Scherer, Leop. v. Gerlach, Reumont. Aber von einem eigentlichen Briefwechsel mit auch nur einem von diesen kann kaum die Rede sein: ein solcher hat kaum mit Edwin v. Manteuffel, dem Feldmarschall, mit Professor Heydler aus Frankfurt a. O., dem Reisegefährten des Jahres 1817, einem gottbegeisterten Kreuzzeitungsmann, und seinen Brüdern Heinrich und Ernst bestanden, sich jedenfalls der Hauptsache nach auf Geburtstagsbriefe beschränkt. Je älter Ranke wurde, um so mehr nahm die Zahl der mitteilenden, erzählenden Briefe ab, dagegen mehrten sich die Gesuche der Zeitschriften um literarische Beiträge, die Schreiben, die ihm zugesandte Bücher begleiteten, die Bettelbriefe, die Anfragen nach historischen Daten und Tatsachen, die ihm nur in der Absicht gestellt wurden, eigenhändige Antworten hervorzurufen, und die direkten Bitten um Autographen zumal von Sekundanern und „höheren Töchtern" mit meist jüdisch klingenden Namen. In seinen späteren Lebensjahren aber häufen sich auch die Erinnerungstage, und nun treffen regelmäßig zu ihnen Glückwunschschreiben in großer Zahl ein. Der König Karl von Württemberg, die Großherzöge und Großherzoginnen von Baden und Sachsen-Weimar, die Königin Sophie von Holland, die Stadt Wiehe, die Landesschule Pforta, die deutschen Universitäten, viele Koryphäen der Wissenschaft, serbische Staatsmänner, Gelehrte, Studenten, die alten Schulkameraden und Studiengenossen, wirkliche Schüler Rankes und die Schar derer, die nur aus seinen Werken gelernt hat, sind hier vertreten. Und gewiß: diese Briefe sind vielfach eigenartig, oft sehr geistreich, fast jeder Brief mit einem eigentümlichen Gedanken, wohl geeignet, den Jubilar dankbar, gerührt zu stimmen, ein herrliches, unschätzbares Denkmal für die Familie, aber doch ohne eigentliches Interesse für Außenstehende.

Eine andre Reihe von Briefen schließt sich dann jedesmal einem neu erschienenen Bande an. Ranke pflegte etwa fünfundzwanzig Exemplare Gönnern,

[1]) Ranke verwandte sich grundsätzlich niemals für einen Verwandten.

Freunden und Verwandten darzubieten, und für jeden Adressaten fand er eigne Worte und wies ihn auf den Abschnitt des Werkes hin, für den er sein besonderes Interesse erhoffte. Er wollte nicht bloß eine Aufmerksamkeit erweisen, er wollte tatsächlich gelesen werden.

Von König Friedrich Wilhelm III. finden sich nur ein Paar derartiger Dankschreiben; zahlreicher sind die von Friedrich Wilhelm IV.: indessen ist leider nicht ein einziger Brief vertraulicher Natur darunter. Viel wärmer sind die zum Teil eigenhändigen Dankschreiben seiner Gemahlin, der Königin Elisabeth. Wilhelms I. Freundschaft und Hochachtung für seinen Historiographen nahm augenscheinlich mit den Jahren zu, und er berührte in seinen Briefen wohl auch Dinge von allgemeinem Interesse. Vom nachmaligen Kaiser Friedrich, dem Kronprinzen, sind mehr eigenhändige Briefe vorhanden, zumal aus den Jahren 1875 und 1876, als er sich mit der Abfassung von Inschriften für Grabstätten der hohenzollernschen Kurfürsten und Könige beschäftigte, und ihm das Rankesche Urteil von Wert war. Den andern Mitgliedern des Königshauses widmete Ranke nur die die preußische Geschichte näher berührenden Werke, und dafür sandten die Prinzen August, Karl, Albrecht Vater, Adalbert und Friedrich Karl ihren Dank. Prinz Albrecht Sohn sandte längere Dankschreiben, voll des lebhaftesten Interesses und Verständnisses. Die anhaltendste Teilnahme an Rankescher Geschichtsschreibung bewies von frühen Zeiten an die Prinzessin Karl: ihre Schwester, die Kaiserin Augusta, legte von ihrer Wertschätzung in Rankes spätesten Jahren mit besonderer Innigkeit Zeugnis ab.

Im Jahre 1867 wurde Ranke erst zum Vizekanzler, dann zum Kanzler des Ordens Pour le mérite für Wissenschaft und Kunst ernannt, und seitdem sind zahlreiche Schreiben in Angelegenheiten des Ordens an ihn gerichtet. Zum Teil sind es Briefe von Inhabern und auch von Nichtinhabern,[1]) die vor der Wahl ihre Kandidaten nennen und empfehlen, z. B. Dankschreiben der Neudekorierten, die zeigen, wie im In- und Ausland der höchste Wert auf diese Auszeichnung gelegt wurde. Auch an Briefen, die die „historische Kommission" betreffen, deren langjähriger Präsident Ranke war, ist der Nachlaß reich. König Maximilian II. von Bayern hatte an seiner Schöpfung andauerndes Interesse, und viele Briefe rühren von ihm persönlich her oder sind von Franz v. Löher, von Spruner, Giesebrecht, v. Pfistermeister in seinem Auftrage geschrieben. Von einem gewissen Wert für die Geschichte der Historiographie werden sich die zahlreichen Schreiben der Schüler an ihren Meister erweisen: alle sind sie vertreten; am häufigsten natürlich Waitz, v. Sybel und Giesebrecht, aber auch die Briefe von Ottokar Lorenz, Pauli, Noorden, Wilhelm, Arnold u. s. w. sind von Interesse. Eine Menge Briefe beweisen, einen wie großen Einfluß Ranke auf die Besetzung der Lehrstühle der deutschen Universitäten ausübte.

Die Briefe seiner Verleger Reimer, Perthes, Voigt, Cotta, Duncker und

---

[1]) So wirkte z. B. Richard Fleischer nachdrücklichst für die Wahl Barthélemy St. Hilaires.

Geibel geben ein deutliches Bild von der Entstehung, dem Drucke, der ersten Aufnahme und der Verbreitung seiner Werke. Die Schreiben der Uebersetzer zeigen, daß weder Franzosen noch Engländer einen verbreiteten Sinn für die tendenzlose Geschichtsschreibung haben. Nur die Päpste haben in England eine wirklich gute Aufnahme gefunden, und das wohl hauptsächlich dank der Macaulayschen Empfehlung. Die durch die „Clarendon Preß" in Oxford bewerkstelligte Uebersetzung der englischen Geschichte findet nur deshalb einen regelmäßigen Absatz, weil das Studium dieses Buches für bestimmte Examina unentbehrlich ist.

Alle dienstlichen Schreiben des Kultusministeriums an Ranke sind erhalten. Das älteste datiert vom 26. Dezember 1824 und rührt von Heinrich v. Kamptz, dem bekannten Aufspürer demagogischer Umtriebe her, der damals Direktor der Unterrichtsabteilung war. Sein Brief schließt mit den Worten: „Setzen Sie inzwischen Ihre treffliche gründliche Arbeit fort und überzeugen sich, daß Sie unter einer Regierung leben, die wahres Verdienst ehrt und hebt." Die denkbar schönste Bestätigung finden diese Worte in dem letzten, fast genau 61 Jahre später an meinen Vater gerichteten Ministerialschreiben. An seinem 90. Geburtstag, 21. Dezember 1885, übergab ihm Minister v. Goßler eine Adresse, die von allen Ministern, dem Fürsten Bismarck voran, unterzeichnet ist: „In dankbarem Hinblick auf das, was Eure Exzellenz dem Vaterlande und der Wissenschaft in treuer Hingebung an unser erlauchtes Herrscherhaus und in vorbildlicher Erfüllung Ihres Berufes geleistet haben, sendet Ihnen das Königliche Staatsministerium die wärmsten Glück- und Segenswünsche. Möge es Ihnen nach Gottes Ratschlusse vergönnt sein, mit der Weisheit des höchsten Alters und der gestaltenden Kraft unversiegbarer Jugend die Aufgabe, welche Sie sich gestellt haben, zu vollenden und vor allem das Werk, in welchem Sie die Taten der ersten Kaiser vom sächsischen Stamme geschildert haben, fortzuführen bis zur Wiederherstellung des Deutschen Reiches unter der Führung unsers Kaisers und Königs Majestät."

Sehr zahlreich sind die Schreiben in bezug auf den Verdun- und den Schiller-Preis, da Ranke bis in die siebziger Jahre regelmäßig zum Mitglied der betreffenden Kommissionen vom Minister bestimmt wurde.

Die Schreiben der Direktoren der Archive und Bibliotheken gewähren den Einblick, welche Schwierigkeiten der junge Geschichtsschreiber zu überwinden hatte, um diese Anstalten benutzen zu dürfen, und wie man ihm später um so bereitwilliger entgegenkam und ihm die Akten und Bücher öfters über die Bestimmungen hinaus ins Haus schickte.

Große Umstände machte ihm die Herausgabe des Briefwechsels Friedrich Wilhelms IV. mit Bunsen und der Hardenbergschen Denkwürdigkeiten. Bei ersterem Werke hatte er es mehr mit dem Hausministerium, bei letzterem mit dem Staatsarchiv zu tun. Bei jenem sprach der Kaiser, bei diesem Fürst Bismarck das entscheidende Wort.

Neben den Briefen finden sich auch viele andre Arten von Schriftstücken

vor: Abgangszeugnisse, Diplome, Patente, Adressen, Stammbuchblätter, Reisepässe, die zum Teil selbstgeführten Listen seiner Zuhörer u. s. w.

Mit großer Sorgfalt hob Ranke überhaupt alles auf, was er mit eigner Hand geschrieben hatte; so sind noch Hefte vorhanden, die er in der Schulpforte geführt, Aufsätze und Uebersetzungen, die er damals den Eltern an Festtagen gewidmet hat. Mehrmals hat er den Ansatz gemacht, ein Tagebuch zu führen. So existiert ein solches aus dem Herbste 1817, als er nach Beendigung seiner Studien in Leipzig eine Fußreise durch Thüringen und Franken an den Rhein unternahm. Ein Tagebuch eigner Art: es enthält nichts von seinen Reisegefährten, den Quartieren, dem zurückgelegten Wege, sondern nur poetische und prosaische Stimmungsbilder, aus denen einerseits der Jammer um die politischen Verhältnisse Deutschlands hervorleuchtet, und die andrerseits den festen Willen bekunden, selbst etwas zu leisten, um dem Vaterlande aufzuhelfen. Ferner sind zahlreiche Notizbuchblätter vorhanden voll reicher, aber meist nicht entzifferbarer Angaben über seine Kunsteindrücke in Italien in den Jahren 1828 bis 1830, ebenso Reisenotizen von 1825 und 1839. Zu Weihnachten 1849 war ihm das im Verlage von Duncker und Humblot erschienene „Deutsches, politisches Tagebuch für 1850" geschenkt worden. In dieses hat er im Januar und Februar täglich, später nur sporadisch politische Nachrichten und Betrachtungen eingetragen, die nicht ganz ohne Interesse sind, besonders, wenn man sie mit den Aufzeichnungen Leopolds und Ludwigs v. Gerlach vergleicht. Die hinterlassenen Tagebuchblätter aus späterer Zeit sind bereits im Schlußbande seiner sämtlichen Werke veröffentlicht.

In dem Nachlaß befinden sich ferner etwa 200 bis 300 Konzepte eigner Briefe, die Alfred Dove bei seiner Auswahl der für den Druck geeigneten noch nicht vorgelegen haben. Bis 1870 sind sie mit eigner Hand geschrieben, später diktiert. Seine recht gefällig aussehende Handschrift ist ja überall schwer leserlich: bei Konzepten macht sich das besonders geltend. Aber auch die diktierten Konzepte geben Zeugnis von der Eile bei der Niederschrift; sie sind reich an schwer verständlichen Abkürzungen und Korrekturen. Ich kann darum nicht behaupten, daß die Briefe, wie sie hier zum Druck kommen, absolut fehlerfrei sind, und noch viel weniger, daß sie in dem vorliegenden Wortlaut abgesandt sind, nicht einmal, daß sie sämtlich den Adressaten erreicht haben. Hier und da habe ich diesen überhaupt nicht zu bestimmen vermocht; da sie fast ausnahmslos ohne Datum gelassen sind, habe ich solches meist, so gut ich es vermochte, hinzufügen müssen: auch dabei kann ein Irrtum unterlaufen sein.

Ich habe nun unter diesen Briefen diejenigen ausgewählt, die mir ein gewisses Interesse zu verdienen scheinen und darum eine Ergänzung zu den in dem Bande: „Zur eignen Lebensgeschichte" [1]) veröffentlichten bilden sollen.

In diesem ist es auffällig, daß er nur einen einzigen Brief an die Eltern enthält. Und doch hat eine ziemlich lebhafte Korrespondenz stattgefunden, wie

[1]) Band 53 und 54 der „Sämtlichen Werke".

das die Briefe der Eltern beweisen, die seit 1813 erhalten sind. Die Briefe der Mutter bekunden die zärtlichste Liebe und das eingehendste Interesse. Sie war eine tüchtige Hausfrau; die häuslichen Sorgen nahmen ihre Zeit völlig in Anspruch, und von ihnen ist auch in ihren Briefen fast ausschließlich die Rede. Ganz anders sind die Briefe des Vaters, zuerst ermahnend, später anerkennend, zuletzt bewundernd. So schreibt er im März 1825: „Deine schönen Bücher sind mir mehr wert und machen mich glücklicher, als mich das große Los hätte machen können."

Im Hochsommer 1830 sandten ihm die Eltern einen festversiegelten Oktavbogen, dessen vierte Seite den Umschlag bildete und die Aufschrift trägt: „Seiner Wohlgeboren dem Herrn Professor Ranke zu Venedig, Calle delle acque 4304" und die Poststempel „Wiehe, 8. 9. und Venezia, 21. Sett." zeigte. Der Vater spricht darin den Wunsch aus, daß Leopold seine Arbeiten bald zustande bringe, „damit Du nicht Deine Rückkehr in der strengen Winterzeit anzustellen nötig hättest, in der es nicht nur schlecht, sondern auch oft gefährlich zu reisen ist."

Rankes Rückkehr verzögerte sich indessen bis zum Winter, und er antwortete seinen Eltern am 23. November 1830 noch aus Venedig. Dies ist außer dem oben erwähnten der einzige Brief an sie, der erhalten ist: alle übrigen sind nach ihrem Tode mit ihrer ganzen Korrespondenz zu Leopold Rankes großem Leidwesen verbrannt worden.

1.

Meine lieben Eltern!

„Eure Zeilen, denn ich muß gestehen, daß Ihr Euch immer sehr kurz faßt, waren mir demohnerachtet außerordentlich wert. Wenn unsre Familie gleich kein glänzendes Glück genießt, so sehe ich doch, daß es in unserm kleinen Kreise sehr wohl geht. Wir verdanken dies ohne Zweifel der verständigen Richtung, die Ihr uns gegeben, den guten Maßregeln, die Ihr für uns getroffen habt, und wenn wir, wie der Vater sich ausdrückt, der gütigen Vorsehung zu danken haben, deren Hand fühlbar auf uns ist, so sind wir auch Euch allen Dank und eine kindliche Anhänglichkeit schuldig. Ihr seid deren wohl von uns allen und auch von mir versichert.

Ich habe selten einen so schönen und ungetrübten Aufenthalt gehabt, wie mein diesmaliger zu Venedig bis jetzt gewesen ist. Meine Arbeiten sind ungehindert fortgegangen; daß ich länger, als ich anfangs dachte, habe bleiben müssen, liegt an ihrem Umfang. Ob ich gleich gegenwärtig zwei Schreiber beschäftige, so sind doch die unumgänglichen Kopien noch nicht vollendet. Allein mit starken Schritten nähern wir uns dem Ziele. Nachdem ich beinah unerwartet (mich deucht, ich habe es Euch geschrieben) durch eine neue Bewilligung des Königs hinreichend mit Geld versehen worden, habe ich den Luxus gemacht, mir eine schöne Wohnung am großen Kanal zu nehmen, der wie eine Hauptstraße die Stadt in zwei Teile scheidet.

Ich trete in diesem Augenblick von dem Balkon zurück, wo ich mit Ver-

gnügen stundenlang stehen könnte. Wie ein ruhiger See liegt der Kanal vor mir ausgebreitet. Die großen Schatten der hohen Paläste mir gegenüber, die den Mondschein verhindern, sich ganz darüber auszubreiten, geben ihm eine herrliche Mannigfaltigkeit. Leicht gleitet die Barke darüber hin mit einem einsamen Licht. Der Gesang der Gondoliere tönt zu mir herauf. — Wir haben einen schönen Herbst; die Sonne hat noch immer viele Kraft; man ging noch vorige Woche im Frack oder höchstens im Oberrock. Erst in dieser Woche greift man zu den Mänteln. Auch heute geht die Luft ein wenig kühl.

Ich habe nun immer noch nach Mailand zu gehen. Ich hoffe noch in diesem Jahre dahin zu gelangen. Jedoch, da ich weiter keine Arbeit unternehmen will, so würde ich mich nicht sehr lange aufhalten. Schon ladet mich Deutschland wieder ein. Schubert[1]) hat mir auf das freundlichste geschrieben. Meine Nachrichten aus Berlin lauten sehr gut. Habe ich Euch denn gemeldet, daß eine sehr zierliche Börse von der schönsten Hand von dort aus dem Norden her den Weg bis zu mir gefunden hat? Alles dies ist mir unendlich wert. — Und dann Euch wiederzusehen, wieder zu umarmen nach so langer Abwesenheit, wie wohl wird mir sein. Gebe uns Gott diese Freude!

Allezeit Euer getreuer Leopold."

Venedig, 23. November 1830.

Am 10. April 1838 schrieb Leopold v. Ranke seinem Bruder Heinrich,[2]) daß er sowohl einen Ruf nach Göttingen abgelehnt, wie auch zu dem Anerbieten, die höhere Leitung der Preußischen Staatszeitung zu übernehmen, nach kurzem Schwanken „Nein" gesagt habe. Es geschah die Ablehnung in folgendem Schreiben, das vermutlich an Guido v. Usedom, damals vortragendem Rat im Ministerium des Aeußern gerichtet ist, vom 11. März 1838:

2.

„Nochmals, mein hochverehrter Herr Geheimer Rat, ergeht meine dringende und inständige Bitte an Sie, mich von der Last, die mir aufgelegt werden soll, zu befreien. Der Beruf, den wir zu einem Geschäft haben, kündigt sich auch durch die Lust an, mit der wir daran gehen; ich kann versichern, daß ich nur Besorgnis und Schrecken empfinde, wenn ich an die neue Tätigkeit denke. In unserm gestrigen Gespräch ist mir erst recht klar geworden, daß die Stellung, die ich einnehmen soll, völlig unhaltbar ist; — dem Ministerium gegenüber prekär und subaltern, nicht einmal die Korrespondenten sollten mir genannt werden; den Beamten, oder vielmehr bisherigen Bearbeitern gegenüber, die man nicht entfernen kann, aus tausend Rücksichten, unerwünscht, beschwerlich und unkräftig, und dabei mit einer so zerstreuten und zerstreuenden Beschäftigung verbunden, der ich nicht gewachsen bin, die mich zerstört. Ich werde wenig oder nichts aus-

[1]) Gotthilf Heinrich v. Schubert, der bekannte Naturhistoriker, Schwiegervater seines Bruders Heinrich.

[2]) S. Brief 118. Zur eignen Lebensgeschichte.

richten und dabei an demjenigen gehindert werden, was ich machen kann, wozu ich Beruf habe, worauf meine Existenz in der Welt beruht. Ich glaube nicht allein, sondern ich weiß, daß ich mit der Ausführung der begonnenen Arbeiten sogar für den Zweck, den der Staat bei einer Reorganisation der Staatszeitung in dem jetzigen Augenblick haben kann, mehr ausrichten werde, als mit persönlicher Teilnahme. Wie schmerzlich ist es mir, Ihnen in dieser Angelegenheit nicht folgen zu können, Ihnen einen unangenehmen Augenblick machen zu müssen! Ich glaube wirklich, daß Sie ohne mich ebensoweit kommen, wie mit mir. Die Belebung des literarischen Artikels allein, an der ich mit Vergnügen teilnehmen will, genügt schon für den polemischen Zweck; alles andre kann durch eine geschickte Manipulation des Geheimen Rats Philippsborn bewirkt werden: durch Anwendung einiger neuer Kräfte, die sich ja finden werden.

Mein hochverehrter teurer Freund und Gönner, ich bin sehr unglücklich, daß ich Ihnen so schreiben muß; doch bin ich auf der andern Seite mir auch schuldig, mich nicht in ein Unternehmen einzulassen, dem ich nicht gewachsen bin: ich kleiner Mensch.

Verehrungsvoll Ihr

Berlin, 11. 3. 1838. Ranke."

Als der Kronprinz Maximilian von Bayern 1831/32 an der Universität Berlin studierte, hat ihm Ranke einige Vorlesungen gehalten, die ihm seinen Beifall und seine Gunst für immer gewannen.

Der erste von ihm an Ranke gerichtete Brief, den ich gefunden habe, rührt indessen erst vom 22. Januar 1845 her. Er enthält zunächst den Dank für die Uebersendung der neuen Ausgabe der serbischen Geschichte und die Mitteilung, daß er die Geschichte der Reformation nicht bloß gelesen, sondern auch studiert habe. Weiter heißt es wörtlich: „Mit Bedauern schreibe ich Ihnen, daß Professor Dönniges, den ich gern gehalten hätte, wenn es zu erreichen möglich gewesen wäre, mich verlassen hat, und daß ich die Lücke dieses trefflichen und eifrigen Gelehrten in meinen Studien wesentlich empfinde."

Wie schwer es war, für Dönniges Ersatz zu finden, beweist der folgende, an König Ludwig I. gerichtete Brief Rankes, der um so wertvoller erscheint, als die darin berührte Frage in Bayern noch nicht gelöst ist.

3.

„Eure Königlich Majestät

haben mir früher einmal in einem Schreiben Ihrer eignen Hand, für das ich unaufhörlich dankbar bin, Vertrauen und gnädiges Wohlwollen ausgedrückt; mag mich dies entschuldigen, wenn ich es wage, eine Angelegenheit zartester Natur zu berühren, die für Eure Majestät und das gesamte Bayern hochwichtig ist.

Sie betrifft Seine Königliche Hoheit den Kronprinzen, Eurer Majestät erlauchten Herrn Sohn. Eure Majestät haben Hochdenselben einst norddeutschen Universitäten, auf eine kurze Zeit auch der unsern anvertraut; der ihm angestammte Trieb nach eigner Ausbildung hat dann eine entschiedene Richtung

auf Geschichte, die Wissenschaft der Könige, und auf staatsökonomische Disziplinen genommen, daß er nicht mehr entbehren kann, sich damit fortwährend zu beschäftigen.

Eure Königliche Majestät freuen sich dessen und erkennen es an; Sie billigen es auch, daß, da diese Fächer so ungemein umfassend sind, ein jüngerer Gelehrter Seiner Königlichen Hoheit zur Seite stehe, um ihm die Uebersicht zu erleichtern, für ihn, mit ihm zu arbeiten; Allerhöchst Sie wollen nur, daß derselbe von katholischem Bekenntnis sei.

Und gewiß niemand könnte bei der konfessionellen Stellung von Alt-Bayern die Gerechtigkeit und Billigkeit dieses Verlangens in Zweifel ziehen. Auch ist alles mögliche geschehen, um demselben zu entsprechen. Der junge Gelehrte, der früher Seiner Königlichen Hoheit wissenschaftliche Dienste leistete, hat ihn verlassen, ohne zu murren; man hat in München, Bonn, dem katholischen Preußen eifrig nach einem Ersatzmann gesucht; Seine Königliche Hoheit haben einen ihm empfohlenen jungen Mann zu sich kommen lassen, ihn hier gesehen, nach Möglichkeit geprüft; allein weder dieser, der noch das Meiste hoffen ließ, noch ein andrer hat sich geeignet gezeigt; die meisten sind mehr Philologen, als daß sie sich staatswissenschaftliche Bildung verschafft hätten, andre stehen zu sehr in der politischen und trotz ihres katholischen Bekenntnisses in der religiösen Opposition; oder sie bieten in ihrem Charakter nicht die Sicherheit dar, die Vertrauen erweckt. Mit einem Worte: es hat sich niemand gefunden, der geeignet wäre.

Eure Majestät haben in Ihrem erhabenen königlichen Berufe gewiß oft die Erfahrung gemacht, wie schwer es ist, für ein nicht in das gewöhnliche Geleis eingepaßtes Geschäft den rechten Mann zu finden. Ich bin überzeugt, obwohl ich ferne stehe, Eure Majestät werden den Nächstpassenden genommen haben, wenn er auch nicht alle erforderlichen Eigenschaften hatte, und dann auf die Haupterfordernisse der vorliegenden Sache gesehen.

Denn das Bessere, wie man weiß, ist der Feind des Guten.

Sollte nun aber, wenn ich fortfahren darf zu reden, dies nicht auch in diesem Falle geschehen können?

Ich zweifle nicht: es entspräche dem Prinzip besser, wenn ein gemäßigter Katholik von der Gesinnung des seligen Sailer[1]) in jener Weise Seiner Königlichen Hoheit zur Seite stünde; da sich aber kein solcher findet, wäre nicht ein gemäßigter Protestant, der keine religiösen Kontroversen liebt, immer besser, als entweder ein ungläubiger oder ein fanatischer Katholik?

Eure Majestät haben durch Allerhöchst Ihre eigne vom Himmel so sichtbar gesegnete Vermählung, durch die Seiner Königlichen Hoheit des Kronprinzen, durch die gnädige Rücksicht, die sie so oft den zahlreichen Protestanten, die unter Ihrem Zepter wohnen, gewidmet haben, durch Ihre Anerkennung norddeutscher Kultur selbst ungemein dazu beigetragen, daß die positiven und gemäßigten Geister einander in echter, nicht indifferenter Toleranz nahe getreten: was kann

[1]) Johann Michael Sailer, gestorben 1832 als Bischof von Regensburg.

für die deutsche Nation heilbringender sein, als was so gut und glücklich eingeleitet ist, weiter zu pflegen?

Ich sehe im Geiste die Barrieren, welche unsre Nation noch immer in verschiedene religiöse Lager trennen, ebenso zusammenfallen, wie die Zollhäuser, die der merkantilen Absperrung dienten, gefallen sind, als Eure Majestät Ihren Entschluß gefaßt hatten.

Auch etwas scheinbar Geringes kann dazu beitragen. Indem ich schreibe, werde ich kühner, als ich mir selbst zugetraut hätte. Ohne daß ich mit Seiner Königlichen Hoheit oder mit irgend einem Menschen davon gesprochen, nur weil ich weiß, was er bedarf, und gesehen habe, was sein früherer Beistand ihm leistet, worin dieser meine Erwartungen wenigstens bei weitem übertroffen hat, wage ich Eure Majestät zu bitten, einen Akt des freien guten Herzens auszuüben und den Wiedereintritt desselben jungen Mannes in seine früheren Funktionen zu bewilligen.

Allergnädigster Herr, ganz Deutschland würde diese Milde preisen; sie würde Ihren Ruhm bei der Nachwelt erhöhen!

In tiefster Devotion

Eurer Königlichen Majestät

alleruntertänigster

Berlin, 11. Juni 1846. Leop. Ranke."

Nach dem Tode Heinrich Ludens, 23. Mai 1847, wandte man sich in Jena an Ranke wegen Neubesetzung des Lehrstuhles. Seine Antwort lautete:

4.

„Euer Hochwohlgeboren

spreche ich zuerst meinen herzlichen Dank aus für das mir durch Ihre Anfrage bewiesene Vertrauen. Die genannten Männer sind bis auf einen alle meine Schüler, und ich kenne sie daher ziemlich genau.

Dr. Hirsch beschäftigte sich früher besonders mit Geschichte des Mittelalters, bis er später auch den Verhältnissen der neuesten Zeit seine Aufmerksamkeit gewidmet hat. Er besitzt wahre Gelehrsamkeit und hat dabei Kapazität für politische Ideen. Er ist konservativ gesinnt. Seine Vorlesungen sind mir von einzelnen Studenten gerühmt worden.

Dr. v. Sybels Richtung und Sinnesweise kennen Sie selbst aus der in Ihrer Literaturzeitung erschienenen Rezension von Schlosser, die ihm alle Ehre macht. Auch er teilt seinen Fleiß zwischen Mittelalter und neuer Zeit. Er hat Gelehrsamkeit und Darstellungsgabe: und man darf sich viel Gutes von ihm versprechen.

Dr. Schmidt beschäftigt sich hauptsächlich mit alter Geschichte, worin er durch Gelehrsamkeit und Scharfsinn hervorleuchtet. Auch die übrigen Teile der historischen Wissenschaft sind ihm nicht fremd, doch trägt er darin nicht vor. Er hat ein merkwürdiges Talent, junge Leute anzuregen. Seine politische Meinung ist eine gemäßigt liberale.

Dr. Hagen in Heidelberg kenne ich nicht persönlich. Seine Ansichten zeigen einen gewandten und mit den wichtigsten Entwicklungen des menschlichen Wesens aufmerksamen Geist.

Dr. Duncker ist ebenfalls gelehrt und scharfsinnig. Er gehört zur Hegelschen Schule. Ich höre, er trägt gut vor.

Das sind die von Ihnen Genannten, denen ich wohl noch einen oder den andern hinzuzufügen wüßte, wenn Sie es wünschen sollten; aber sicher unter ihnen ist die Wahl nicht leicht.

Ich maße mir nicht an, Sie zu bestimmen, doch möchte ich Folgendes sagen: Läge Ihnen besonders an alter Geschichte, so würde Dr. Schmidt zu empfehlen sein, Dr. Hagen, wenn es Ihnen auf Kombination der Literatur mit politischer Geschichte, Professor Duncker, wenn es Ihnen auf Darstellung und System der Historie ankäme.

Wollen Sie aber einen jungen Mann, der mittlere und neuere Geschichte gelehrt und nicht ohne Beziehung zu der allgemeinen politischen Idee vorträgt, so müßten Sie Hirsch oder v. Sybel nehmen, welche beide namhafte Männer zu werden versprechen.

Ein gewisses Risiko ist allemal dabei, wenn man jemand beruft; denn das Maß für Talente findet sich erst in der Anwendung in einer freien Stellung; indes ist unter den Gewählten kein schlechter.

Luden zu ersetzen, wie er in seinen früheren Jahren war, wird freilich schwer sein."

Der Band „Zur eigenen Lebensgeschichte" bringt keinen Brief aus dem Jahre 1848. Ranke sah in dem Berliner Aufruhr vom 18. März einen Akt der sozialen Revolution; davon gibt ein überaus schwer zu entzifferndes Tagebuchblatt mit der Ueberschrift: „März 1848" den Beweis. Es beginnt mit den Worten: „Aus dem Innern der europäischen Gesellschaft steigt eine Macht hervor, von den Königen und den Nationen gepflegt, Quelle des Wohlstandes, Träger der pekuniären und merkantilen Bewegung: die Population der Fabrik, um die Gesellschaft umzustürzen oder zu beherrschen." Von Grund der Seele aus war er ein Feind dieser Bestrebungen; äußerlich bekundete er es dadurch, daß er Jahre hindurch an seinem Hut die schwarz-weiße Kokarde trug. Von seiner Gemütsverfassung im Sommer des Revolutionsjahres gibt der folgende Brief an seinen Bruder Heinrich Zeugnis.

5.

„Lieber Heinrich!

Koffer und Hutschachtel waren schon in das Vorzimmer gebracht, die Paßkarte erneuert, der Mantel zurecht gelegt, denn trotz mancher Gegengründe war der Beschluß gefaßt, Euch bei Eurem Feste[1]) heimzusuchen; ich freute mich nicht

[1]) Hochzeit der ältesten Tochter Heinrich Rankes, Agnes, mit August Wiesinger, gegenwärtig Oberkonsistorialrat in Göttingen. Auch die damalige Braut erfreut sich heute noch geistiger und körperlicher Frische.

zwar auf die Reise, aber auf den Moment, wo ich Dienstag früh bei Euch eintreten wollte, wie in unsrer Jugend — so reiseentschlossen wie damals bin ich aber doch nicht mehr —; ein unglücklicher Schnupfen, der mich, ich weiß nicht wie angefallen, hat mich heute den ganzen Tag an die Stube gefesselt, ohne daß ich ihn los geworden wäre; die gute Klara[1]) will nicht dulden, daß ich in diesem Zustand eine Nacht auf dem Postwagen zubringe, auch Ferdinand[2]) rät es nicht, und ich fürchte, wenn ich ankomme, Euer Fest durch Husten und Heiserkeit zu verunstalten: — genug, ich muß mich in das Unerwünschte fügen und die Reise aufgeben.

Sonst wäre ich jetzt bei Dir statt dieses Briefes, aber unsre ganze innige Teilnahme ist bei Euch. Wir haben seit mehreren Tagen von nichts anderm viel geredet. Ich schicke der teuren Braut eine kleine Kette, die Klara ausgesucht hat; in ihrem Namen brachte ich vor zwei Jahren ein paar silberne Messerchen, bei denen das junge Paar ihrer gedenken muß; kommen wir einmal zu Euch, so wollen wir auch ihnen einen Besuch machen.

Hoffentlich in besseren Zeiten.

Hier sind wir noch in fortwährender Unruhe und Unordnung, und wie könnte Ordnung aus ruchlosem Umsturz hervorgehen. Es sieht zuweilen aus, als wollten sich Ideen realisieren, mit denen wir uns in unsrer Jugend trugen, aber wie ist alles von der Wut der roten Republik versetzt. Man möchte weinen, wenn man sieht, daß die Einheit des heiligen Reiches an den blutigen Irrwahn der Nationalsouveränetät geknüpft wird. Hier stehen sich die zwei Farben und die drei Farben, die vereinigt sein sollten, streitbar gegenüber.

Jedoch hinweg mit diesen Gedanken an einem Tage, wo in der Zuversicht, daß Kirche und Staat sich noch erhalten werden, ein neues Haus gegründet werden soll.

Ich wünsche dem jungen Paare nichts weiter, als daß es die glückliche Familie, die Du und Selma gegründet, fortsetzen möge in demselben Sinne.[3])

Kaum kann ich mich von dem Gedanken losreißen, daß ich mich an dem Anblick dieses Glückes weiden würde. — Wahr ist es: ich hätte bald wieder zurückeilen müssen. Berlin befindet sich noch nicht in einem Zustande, wo man seine Familie auf lange allein zurücklassen könnte. Die Cholera ist in ganz echter Form vorgekommen.

Der höchsten Fügung, an die ich glaube, sei alles anvertraut!

Ich mag nicht denken, daß ich auch Schubert bei Euch gesehen hätte, an dem meine Seele hängt.

Empfangt alle meinen, unsern besten Segenswunsch!

11. August 1848. Ewig Dein L."

---

[1]) Rankes Gattin.

[2]) Rankes Bruder, Gymnasialdirektor in Berlin.

[3]) Der Wunsch hat sich wunderbar erfüllt: der Ehe sind sechs noch heute lebende Söhne und eine Tochter, alle tüchtig und angesehen, entsprossen.

Peter v. Meyendorff hatte als russischer Gesandter in Berlin 1839 bis 1850 mit Ranke Freundschaft geschlossen. Am 22. Juni 1852 richtete er, damals Botschafter in Wien, an ihn einen längeren Brief, in dem es u. a. heißt: „Man steht in Preußen immerfort unter dem Eindruck eines Doppelgestirns — der eine Teil heißt nicht bloß Ehre, sondern preußische Ehre, der andre ist ganz gewöhnlicher Vorteil: lucrum. Eigentlich kreuzen und widersprechen sich diese Tendenzen, dessenungeachtet folgen Regierung, Kammern und öffentliche Meinung beiden. Aber auch Sie, et tu quoque? Sie sagen: ‚Nur ja keine Demütigung!' Wissen Sie, wie Sie die Sache dargestellt hätten, wenn sie vor etwa 200 Jahren geschehen? Etwa auf folgende Weise: Preußen schließt im Namen des Zollvereins den Vertrag am 7. September [1]) ohne Vollmacht und Kenntnisnahme seiner Zollverbündeten, die darin eine Verletzung ihrer Interessen und ihrer Rechte sehen, da Preußen sie bis dahin mit vieler Rücksicht und Schonung behandelt hatte. Darauf folgte die Kündigung des Zollvereins [2]) von seiten Preußens und die Aufforderung, denselben auf den alten Grundzügen und erweitert zu erneuern. — Die Verletzten und, wie sie glaubten, durch das Uebergreifen Preußens Bedrohten, gehen nach Wien, um dort an eine seit zwei Jahren angebotene allgemeine Zollvereinigung die Hand anzulegen; — da aber niemand von ihnen die Auflösung des Zollvereins wünscht, auch Oesterreich nicht, so ergeht von diesem eine Einladung an Preußen, an der Beratung teilzunehmen, mit der Erklärung, man wolle in Wien nur Vorläufiges besprechen, nicht Definitives beschließen. Dieses könne nur in Berlin geschehen. Endesunterzeichneter bittet und fleht, man möchte diesen Vorschlag in Berlin beherzigen. — Unmöglich! — dort reitet man wieder den preußischen Ehrengaul, wo doch eigentlich der andre Teil der verletzte war, und überhaupt gar nicht von Ehre, sondern von Vorteil auf dem Wege des Handels, der Zölle die Rede sein sollte, auch alle Rücksichten für Preußen beobachtet wurden, indem man die Entscheidung in dessen Hände legte."

Dem preußischen Freunde ist die Antwort nicht leicht geworden. Ich habe zwei Konzepte zur Erwiderung gefunden, mit im wesentlichen gleichen Inhalt, aber sehr verschieden in Ausdruck und Form. Hier ist das eine derselben:

6.

„Euer Exzellenz

haben mir durch Ihr geharnischtes Schreiben vom 22. d. M. einen Beweis zugleich von der freundlichen Gesinnung gegeben, für deren Fortdauer ich Ihnen unendlich dankbar bin. Ueberhaupt wer weiß besser als ich, welche Sympathie Sie für unsre deutschen Zustände haben, welchen Dank wir Ihnen für Ihre pazifikatorische Festigkeit schuldig geworden sind. Wie früher so oft, so mögen Sie auch jetzt durch manche undiplomatische Formlosigkeit leiden; ich für mein

[1]) 7. September 1851 mit dem Steuerverein (Hannover, Oldenburg, Braunschweig).
[2]) Für Ende 1853.

Teil gebe Ihnen die Formen preis. Aus Ihrem Schreiben selbst entnehme ich mit dem größten Vergnügen, daß in der Sache jetzt so große Schwierigkeiten nicht obwalten. Da man in Wien die Aufnahme des österreichischen Gesamtreiches in den Deutschen Bund, die Herstellung eines einzigen, beide umfassenden Zollsystems aufgegeben hat — alles dieses großartige Gedanken, die aber das leidenschaftliche Gepräge der Ideen ihres Urhebers an sich tragen — worüber streiten wir uns noch? Oesterreich wird nicht wollen, daß sich aus den alten Rheinbundstaaten ein drittes Handels- und Zollgebiet in seiner Nähe bilde. Das könnte zu wunderlichen Dingen führen. Die Länder selber wollen das nicht: sie wollen das einmal Gewonnene nicht wieder aufgeben. Ich fürchte, an den Versuch der Auflösung des Zollvereins würden sich in Sachsen z. B. die gefährlichsten Agitationen knüpfen. Wäre der Zollverein heute zu schließen, nach den Erfahrungen, die wir gemacht haben, so würde man sich besinnen. Denn mit ungeheuren Opfern hat man geringe Vorteile damit erworben. Man meinte damit den revolutionären Geist zu bannen: er hat sich erst nachher gewaltig erhoben. Man meinte die Fürsten durch die größere Stabilität des Staatshaushaltes an ein gemeinsames Interesse zu ketten, da hat sich ebenfalls durch unsre Uebertreibungen, aber fast außer Verhältnis zu diesem, das Gegenteil gezeigt. Aber da er nun einmal besteht, so ist das beste, daß er bestehen bleibe. Durch die Erweiterung über Hannover wird er erst zu rechtem und allgemeinem Leben erwachen. Sehr wahr, daß er ohne viel Rücksicht gekündigt, daß der hannoversche Vertrag ohne Umfrage abgeschlossen worden ist; aber die Kündigung war immer vorbehalten. Ein Vertrag, wie dieser, mußte insgeheim verhandelt und definitiv angenommen werden. Sollten die zollvereinten Staaten einen einleuchtenden Vorteil zurückweisen, bloß weil er nicht auf eine Weise eingeleitet worden ist, die es vielleicht unmöglich gemacht hätte, ihn überhaupt zuwege zu bringen? Ich weiß nicht, ob ich mich nicht täusche, aber ich habe nie einen Begriff davon fassen können, wie Oesterreich in einer ganz intimen Verbindung mit den deutschen Staaten bestehen will. Zu den Momenten, die diesen Länderkomplex zusammenhalten, gehört auch sein eigentümliches, finanzielles System; wollte man es aufgeben, das würde sehr schädlich werden können. ‚Was machst du an der Welt? Sie ist schon gemacht.‘ Die beiden deutschen Großmächte existieren jede auf ihre Weise; so mag es bleiben, so mögen die kleinen Staaten zwischen ihnen bestehen. Das Jahr 1850 hat dafür gesorgt, daß sie von Preußen nicht absorbiert werden.

Ich sah neulich ein Bändchen von Gedichten, die Ihnen längst bekannt sein werden, aus dem Russischen von Lermontoff. Einzelnes, wie das Ende von Iwan Wasiljewitsch, hat eine nationale Farbe, wie die serbischen Lieder; ich war dem Uebersetzer für seine Arbeit sehr dankbar. Was aber den meisten Eindruck auf mich machte, das war das Gefühl der russischen Größe, das über allen diesen Gesängen schwebt: wie der Sterbende, gemißhandelt, noch bis vor seinen Tod von Rußland träumt und singt. Das ist die russische Ehre, daß es alle seine Feinde besiegt.

Ich akzeptiere das Wort: ‚Preußische Ehre‘. Sie besteht darin, in dem europäischen Gemeinwesen etwas für sich zu sein, wie Friedrich Wilhelm I. es ausdrückte: keine subalterne Macht. Das ist der Geist der Nation geworden, die Summe ihres Ehrgeizes. Darauf beruht der freudige Gehorsam, den man dem Gebot leistet. In diesem Gefühl liegt ein großes Element der Macht. Aber wollte ich einem andern seine Ehre nicht gönnen, wo bliebe die meine? Ich erkenne auch eine bayrische, württembergische, hannoverische Ehre an, die in der Aufrechterhaltung der besonderen Eigentümlichkeiten, ohne fremde Beeinträchtigung, besteht. Ich denke mir ein bundesvereinigtes Deutschland, wo einem jeden das Recht und die Würdigung zuteil wird, die ihm gebührt.

Für alle insgesamt, besonders aber für Norddeutschland, ist es notwendig, daß in Preußen eine feste, unerschütterliche Macht da sei, die eine weitere Demütigung nicht ertragen würde. Ist es nicht auch für Rußland notwendig? Ohne eine feste Macht in Norddeutschland wird der revolutionäre Strom bis in seine Marken fluten.

Ich bitte um Vergebung, daß ich so mancherlei vorbringe, was vielleicht zweifelhafter Natur erscheint; aber ich weiß, mit wem ich rede und mit welcher Güte Sie oft auch mich angehört haben. Mir ist, als ob Euer Exzellenz so recht dazu bestimmt wären, auch in diesem Falle die gegenseitigen Animositäten zu verwischen und Ihr Werk der Pazifikation zu vollenden. — Aus einer Zeile Ihres Briefes schließe ich, daß ich noch einen bekommen werde, worauf ich nun doppelt gespannt bin.“

Damit bricht das Konzept ab: einen weiteren Brief von Meyendorff habe ich nicht gefunden. (Fortsetzung folgt.)



Rechtsaltertümer in der Gegenwart.

Von

Prof. Dr. Laband in Straßburg i. E.

I. Das Grüßen.

Bei allen Völkern abendländischer Kultur besteht die allgemein verbreitete Sitte, daß Männer durch Abnehmen der Kopfbedeckung grüßen. Es ist dies eine „Höflichkeit“, zu der man sich so sehr verpflichtet fühlt, daß ihre absichtliche Unterlassung als eine Verletzung des Anstandes oder selbst als ein Zeichen von Mißachtung oder Trotz erscheint. Man erfüllt diese Pflicht der Höflichkeit wie die meisten Höflichkeitsformen, ohne sich im geringsten bewußt zu sein, welche Bedeutung diese Handlung hat, und ohne sich über ihren Sinn jemals Rechenschaft zu geben. Man kann geneigt sein, sie überhaupt für sinnlos

zu halten; denn es ist nicht recht zu begreifen, wie man einem andern dadurch eine Ehrenbezeigung erweist, daß man vor ihm den Hut oder die Mütze abnimmt und ihm einen Blick auf die Frisur oder nach Umständen auf die Glatze gestattet. Ja sogar als töricht und verwerflich kann man diese sonderbare Art der Hochachtungserweisung ansehen, da man von der Entblößung des Kopfes bei stürmischem oder kaltem Wetter bisweilen eine Erkältung davonträgt, und wenn man die Hände nicht frei hat, den Gruß als eine lästige und zwecklose Unbequemlichkeit empfindet. Aber was bei so zahlreichen Völkern eine so fest eingewurzelte und so allgemein beobachtete Sitte ist, kann nicht sinnlos sein, kann nicht auf Zufall oder Willkür beruhen; es muß einen Grund haben. Alle Symbole haben einmal einem bestimmten Zweck gedient und eine reale Bedeutung gehabt; sie sind Ueberreste von Einrichtungen und Bedürfnissen vergangener Zeiten, durch deren Untergang sie ihren Zusammenhang und Zweck verloren haben; sie gleichen einem Säulenstumpf, der von einem zerstörten und verschwundenen Gebäude übrig geblieben ist. Dies gilt auch von unsrer Art des Grüßens; sie ist ein Rest des herrlichsten gotischen Prachtbaus des Mittelalters, des Feudalwesens. Jhering (Zweck im Recht Bd. 2 S. 648) gibt eine rationalistische Erklärung; er meint, das Abnehmen des Hutes bedeute eine Erleichterung der Verbeugung; „der Hut vertritt dabei den Kopf, erspart ihm die Mühe, sich zu senken, ganz oder teilweise“. Daß diese Erklärung ebenso seicht wie willkürlich ist, dürfte unbestreitbar sein; der Grund, auf dem die Sitte ruht, liegt tiefer.

Der Lehnsmann stand nicht nur im Dienst, sondern auch im Schutz des Herrn. Erschien er vor dem Herrn, so brauchte er sich nicht selbst zu schützen, die Anwesenheit des Herrn verbürgte ihm Friede und Sicherheit. Ja er durfte sich nicht mit Schutzmitteln versehen; dem Herrn gegenüber sollte er keine Waffe tragen; erschien er vor ihm in Waffen, so war dies Trotz, Mangel an Vertrauen und Ehrerbietung, unter Umständen Auflehnung. Die wichtigste Schutzwaffe aber war der Helm, die Eisenhaube. Deshalb schreiben die Lehnrechtsbücher vor, daß, bevor der Vasall vor den Herrn tritt, er nicht nur Schwert und Messer ablegen, sondern auch das Haupt entblößen soll. Er soll „Hut, Hauben und Kappen wegthun“. Wer dagegen handelte, hatte eine Buße verwirkt. Sächsisches Lehnrechtsbuch 67 § 1; Auctor vetus de beneficiis 37; Görlitzer Lehnrecht 37 (sin houbit sol umbedacht sin unde ane cappin sin). Spiegel deutscher Leute 198.

Der Lehnsherr dagegen blieb auch im Lehnshofe im Schmuck der Waffen. So hat auch heut der Landesherr, wenn er die Sitzungsperiode des Parlaments feierlich mit einer Thronrede eröffnet, den Helm auf dem Haupte, während die Minister und Abgeordneten barhaupt sind. Der Helm ist das Zeichen des Herrn, die Entfernung der Kopfbedeckung das Zeichen des Untergebenen. Die Pflicht des Hutabnehmens bestand nur im Lehnshofe des Herrn, nicht im Felde oder überhaupt wenn der Lehnsmann im Militärdienst des Herrn sich befand. Daher ist das Abnehmen der Kopfbedeckung kein militärischer Gruß. Das An-

legen der Hand an die Kopfbedeckung vertritt das Abnehmen der letzteren, ist dessen Symbol und wie die Entblößung des Hauptes ein Zeichen der Wehrlosigkeit gegenüber dem Vorgesetzten.

Aus diesem historischen Ursprung erklärt sich, daß der Gruß durch Abnehmen des Hutes bei denjenigen Völkern Sitte ist, die eine Zeit des Feudalwesens durchlebt haben oder vom Feudalwesen beeinflußt worden sind, während bei den Orientalen gerade die Verhüllung des Hauptes ein Zeichen der Ehrfurcht und Unterwürfigkeit ist; ferner daß der Gruß durch Hutabnehmen in den untersten Gesellschaftsklassen, die den feudalen Anschauungen fern standen, niemals recht gebräuchlich geworden ist und sich nur als Nachahmung der „feineren" Sitte der höheren gesellschaftlichen Klassen verbreitet hat, sowie diese das höfische Benehmen des Feudaladels nachahmten und zur Sitte machten; endlich daß Frauen in dieser Art nicht grüßen, selbst wenn die Art ihrer Kopfbedeckung sie nicht daran hindern würde.

Vasall bedeutet Diener; indem man sich einem andern gegenüber so benimmt, wie es einem Vasallen seinem Herrn gegenüber geziemt, bekennt man sich als seinen Diener. Durch das Abnehmen des Hutes oder der Mütze erklärt man daher durch ein Symbol genau dasselbe, was die Worte „Ihr Diener" bedeuten.

II. Fehde.

Nicht nur das höfische Zeremoniell des Mittelalters hat in den heutigen Umgangsformen Spuren hinterlassen, auch das Fehderecht lebt in harmloser und unblutiger Weise heut noch fort. Die Fehde war im Mittelalter infolge des Verfalls des staatlichen Rechtsschutzes ein erlaubtes und anerkanntes Mittel der Selbsthilfe, wie der Krieg unter den Völkern. Man trug aber Sorge, die „rechte Fehde" von einem räuberischen Ueberfall, von Wegelagerung und unerlaubtem Friedensbruch zu unterscheiden, indem sie an feste Formen gebunden wurde. So wie diese Grundsätze des „Fehderechts" das völkerrechtliche Kriegsrecht beeinflußt haben, so sind sie auch zu Spielregeln der Kampfspiele der Jugend geworden. Daß im Mittelalter die Knaben das Tun und Treiben der Erwachsenen nachahmten und ihre Spiele Spiegelbilder der Vorgänge des damaligen Lebens waren, ist selbstverständlich; bemerkenswert ist nur, daß sich diese Nachahmungen im Spiel erhalten haben, nachdem das Vorbild aus dem ernsten Leben seit Jahrhunderten verschwunden ist. Zur rechten Fehde gehörte zunächst die Ansage vor Beginn der Feindseligkeiten; ferner die Schonung befriedeter Orte (Freiplätze, Asyle), welche Zufluchtsstätten waren; die Unterbrechung der Fehde durch festgesetzte Pausen (befriedete Tage u. s. w.), endlich die Beschränkung der Kampfmittel auf ehrliche Waffen. Wer die Kampf- und Fangspiele der Knaben kennt, wird trotz der modernen Namen, die sie jetzt führen, diese Grundzüge des alten Fehderechts unschwer in ihnen wiedererkennen.

III. Pfand.

Deutlicher und vollständiger hat sich ein altdeutsches Rechtsinstitut im Pfänderspiel erhalten. Wir verstehen heut unter einem Pfand einen Wertgegenstand,

der zur Sicherung einer Forderung dient, d. h. den der Gläubiger, wenn er keine Bezahlung erhält, zum Verkauf bringen kann, um sich aus dem Erlös zu befriedigen. In alter Zeit diente das Pfand aber auch andern Zwecken. Es war ein Sicherungsmittel der Schuld in dem Sinne, daß es deren Bestehen konstatierte. Nicht das Recht des Gläubigers, das Pfand zu verkaufen, sondern die Pflicht des Schuldners, es einzulösen, war die Hauptsache. Daher konnte man ohne Rücksicht auf die Höhe der Schuld einen Gegenstand von geringem Werte, einen Handschuh, einen Ring, einen Schlüssel, als Pfand geben; ja selbst die „Ehre“ und das „Wort“ konnte man verpfänden, indem man eine Schuld anerkannte und zu tilgen versprach. Die Hingabe einer Sache als Pfand, wie geringwertig sie auch war, schloß das Bestreiten der Schuld aus, und solange man es nicht eingelöst hatte, war es ein sichtbares Zeichen, daß man seine Verpflichtung nicht erfüllt hatte. Namentlich diente bei widerrechtlichen Handlungen, durch die eine Buße verwirkt worden war, das Geben oder Nehmen eines Pfandes zur Feststellung der Tat und des Täters, ohne daß es auf den Wert der gepfändeten Sache ankam. Im heutigen Recht hat sich ein Rest dieses Instituts nur bei der widerrechtlichen Betretung von Grundstücken erhalten; in voller Anschaulichkeit dagegen besteht es bei den Pfänderspielen fort. Wer gegen die Regeln des Spiels verstößt, eine an ihn gerichtete Frage nicht richtig beantwortet, ein ihm aufgegebenes Rätsel nicht lösen kann u. s. w., gibt irgend einen beliebigen Gegenstand, sei er auch noch so unbedeutend, als Pfand. Damit ist seine Schuld und Bußpflicht festgestellt; er ist zur Einlösung verpflichtet; worin seine Buße zu bestehen hat, wird erst später bestimmt, indem ganz wie im alten Prozeß einer das Urteil vorschlägt (findet) und die Spielgesellschaft ihm zustimmt oder einen besseren Vorschlag billigt.

IV. Freilassung.

Die Freilassung eines unfreien Knechts war ein Rechtsgeschäft von so weitreichender Bedeutung, daß es mit feierlichen Formen vollzogen werden mußte. Namentlich mußte dafür gesorgt werden, daß nicht Familiengenossen, insbesondere Erben des Freilassers, den Freigelassenen und dessen Abkömmlinge als Knechte in Anspruch nahmen. Eine Zuziehung der Familiengenossen zum Akte der Freilassung war daher geboten und in alter Zeit gewiß allgemein üblich. Unter den verschiedenen Formen der Freilassung, die sich allmählich ausbildeten, wird in einer alten fränkischen Rechtsaufzeichnung eine erwähnt, die unbeeinflußt vom römischen Recht und von den unter dem Einfluß der Kirche und des Königtums entstandenen Formen ist und sich dadurch als altertümlich und der germanischen Sitte entsprechend erweist. Sie wird als die Freilassung durch hantrada bezeichnet und bestand darin, daß der Herr des freizulassenden Knechts und elf Angehörige seiner Sippe durch Handreichung einen Kreis um den Knecht bildeten, dadurch seine Unfreiheit und Gebundenheit veranschaulichend, und ihn dann aus dem Kreise herausließen und dadurch seine Freiheit und Freizügigkeit sinnbildlich verwirklichten. Wer kennt nicht das beliebte Kinderspiel, das diesen ur-

alten Rechtsvorgang treu wiedergibt? Die Einschließung eines der Mitspielenden durch einen Kreis der andern, durch den er seiner Freiheit beraubt, eingefangen und gleichsam gefesselt ist, und seine Bemühung, durch Ausbrechen aus diesem Kreise seine Freilassung zu erwirken. „Ein tiefer Sinn liegt oft im kind'schen Spiel."

V. Zauber- und Beschwörungsformeln.

Schon oft haben ernste Forscher ihre Aufmerksamkeit den Auszählsprüchen zugewendet, die bei den Spielen der Kinder eine so bedeutende Rolle spielen. In neuerer Zeit hat man den Kindern Verse mit einem ihnen verständlichen Sinn gelehrt, dadurch aber den ursprünglichen Charakter dieser Sprüche verfälscht. In der Tradition, die sich von einer der kurzen Generationen der Kinder auf die andre fortpflanzt und sich mit bewunderungswürdiger Festigkeit erhält, sind die beliebtesten dieser Sprüche ein sinnloses, unverständliches, fremdklingendes Aufeinanderfolgen von Worten oder auch Silben, die in irgend einen Reim oder besonders betontes Wort ausklingen; ein Abrakadabra, zu dem Worte, die man oft kaum mehr als deutsche erkennen kann, verunstaltet sind. Dadurch gerade wird erreicht, daß die Kinder nicht vorausberechnen können, wen das Stichwort treffen wird, und daß die mystische Kraft der unverstandenen Formel es ist, die den einzelnen zu einer besonderen Funktion im Spiel beruft. Dieser mystische Eindruck der Formeln wird dadurch erhöht, daß sie rhythmisch sind und meistens mit einer einfachen Melodie verbunden werden. Dadurch aber entsprechen sie den Zauber- und Beschwörungsformeln, die sich von uralter Zeit herschreiben. Die Zauberformel und die Beschwörung muß dem Verstand unfaßbar sein und sich an die Phantasie wenden; schlichte verständliche Rede ist dazu ungeeignet; die an die Geister gerichteten Worte müssen anders klingen, als wie man mit Menschen spricht. So verlangt auch die Phantasie der Kinder, daß eine Entscheidung, die nicht nach Verstandesgründen getroffen werden kann, durch etwas Uebersinnliches, durch die Kraft einer Formel herbeigeführt werde, und je mehr sich die Formel von jedem verständigen Sinn entfernt, desto mehr befriedigt sie das Bedürfnis der Phantasie und desto lieber und vertrauter wird sie dem Kinde, während der Spruch, der einen leicht verständlichen Sinn hat, ihm nüchtern erscheint und bald langweilig wird.

VI. Raubehe.

Obgleich schon zur Zeit unsrer ältesten Rechtsquellen der Frauenraub durch die friedliche Form des Frauenkaufs verdrängt worden war, so erhielt sich die alte Art, eine Frau zu gewinnen, wenigstens zum Schein. Wenn der Bräutigam mit seinen Verwandten und Freunden kam, um die Braut abzuholen und sie in sein Haus zu führen, so wurde das Haus der Braut verschlossen und sie von ihren Angehörigen und Freunden verteidigt. Es entspann sich daher ein scheinbarer Kampf, als gelte es eine Burg zu brechen; natürlich glückte es dem Bräutigam, den Eingang in das Haus zu erzwingen und die Braut als Beute heimzuführen. Die letzte Erinnerung an diese Sitte ist der Polterabend, in

dessen Bezeichnung seine eigentliche Bedeutung sich erhalten hat. Wo er in dem Hersagen von mehr oder weniger kindischen Gedichten vor dem Brautpaar, in der Ueberreichung von Hausschlüssel und Pantoffel und dergleichen Firlefanz besteht, ist der ursprüngliche Sinn allerdings kaum mehr zu erkennen. In einzelnen Gegenden aber hat der Polterabend seinen wahren Charakter als Scheinkampf um die Frau bis in die neueste Zeit sich bewahrt; das Haus wird mit allerlei Gegenständen beworfen und ein unheimlicher Lärm, ein Poltern, verursacht; ja es soll bisweilen mit der alten Sitte so ernst genommen werden, daß der Bräutigam von den Freunden der Braut tüchtig durchgeprügelt wird, damit er weiß, wie Schläge tun, und er seine Frau nicht zu arg mißhandelt.

VII. Gutsübergabe.

Die Uebertragung des Eigentums an einem Grundstück vollzog sich in alter Zeit in der Art, daß der bisherige Eigentümer aus dem Grundstück auszog und der neue Erwerber einzog. Natürlich mußte dies in einer solchen Weise geschehen, daß Sinn und Zweck dieser Handlungen erkennbar waren und diese von einem bloß vorübergehenden Verlassen und Betreten des Hauses sich deutlich unterschieden. Der bisherige Besitzer mußte das Grundstück aufgeben (auflassen), der neue sich darin heimisch machen (sich investieren). Der Auszug und Einzug geschah in formeller, solenner Weise, und die Verwandten, Nachbarn und Gemeindegenossen sahen den Vorgang mit an und waren Zeugen dabei. Es ging nicht so ungeregelt und formlos zu wie etwa heut beim Wohnungswechsel. Dagegen hat man täglich in Garnisonstädten Gelegenheit, bei der Ablösung der Wache den Vorgang in seiner alten plastischen Gestalt zu sehen. Die abgelöste Mannschaft zieht in bestimmten militärischen Formen, nach Kommando und unter dem Schall der Musik oder Trommel aus, die Ablösungsmannschaft zieht ebenso feierlich ein, und auch an Gemeindezeugen pflegt es niemals zu fehlen.



Die Wahrheit über das deutsche Volk.[1]

Von einem Diplomaten.

Die Nachricht von der Erkrankung des Deutschen Kaisers hat weit über die Grenzen des Reiches hinaus Teilnahme und Besorgnis erregt, Teilnahme vom rein menschlichen Standpunkt aus, Besorgnis, weil man in dem Erkrankten

[1] Anmerkung der Redaktion. Der Standpunkt des Verfassers, eines hervorragenden und politisch sehr erfahrenen Diplomaten, der dem Parteileben ganz fernsteht, wird nicht überall von der Redaktion geteilt, trotzdem verdient der obige Artikel besondere Beachtung.

einen Hort und eine Garantie des Weltfriedens sah und in der Möglichkeit seines Abtretens von der Bühne eine Gefahr für den letzteren zu erblicken glaubte. In diesem Punkte ist das Urteil der fremden Presse ein einstimmiges gewesen, und französische, englische und amerikanische Blätter, um nur diese zu nennen, haben die Verdienste hervorgehoben, die Kaiser Wilhelm II. seit seinem Regierungsantritt sich um die Erhaltung des Friedens erworben habe. Bei dem Gewicht und der Bedeutung der Persönlichkeit des Kaisers, der im Inlande, noch viel weniger als im Auslande, eine „quantité négligeable" ist, hätte man glauben sollen, daß, nach dem seiner Friedfertigkeit ausgestellten Zeugnis, die Angriffe auf die deutsche Politik als den wahren und einzigen Störenfried verstummen würden, aber die Tinte war kaum auf den ersten ärztlichen Krankheitsberichten getrocknet, als die gelbe Presse des Auslands mit der Logik, die sie auszuzeichnen pflegt, die Entdeckung machte, daß Deutschland durch seine Intrigen und Hetzereien die Schuld daran trage, daß die Regierung Kolumbiens den Panamakanalvertrag mit den Vereinigten Staaten nicht ratifiziert habe. Nun liegt gewiß kein Grund vor, uns über diese Aeußerung eines alten Uebelwollens besonders aufzuregen, und wir könnten sie ganz unberücksichtigt lassen, wenn nicht die Tatsache, daß im Auslande ein großer Teil der öffentlichen Meinung jedesmal auf eine solche Anzapfung hereinzufallen pflegt, es zum mindesten wünschenswert machte, den Ursachen dieser Erscheinungen nachzugehn. Da tritt uns zuerst die unbestreitbare Tatsache entgegen, daß der Deutsche, als Gesamtheit genommen, eminent friedfertig ist und daß auch seine Regierung dieser Tatsache dauernd und grundsätzlich Rechnung getragen hat. Es war ein eignes Verhängnis, das dem deutschen Volke innerhalb sechs Jahren dreimal, 1864, 1866, 1870, das Schwert in die Hand zwang, aber welchem Volke hätten wohl solche Erfolge, wie die damals errungenen, weniger den Kopf verdreht als dem unsern, und welche Regierung hätte schweren Herausforderungen gegenüber, ich will nur an manche Phasen der französischen, russischen, englischen und amerikanischen Politik erinnern, größere, selbstbewußtere und würdigere Ruhe bewahrt als die deutsche! Nicht die Männer, die die Kämpfe der drei Kriege dachten und schlugen, waren durch ihre Erfolge zu chauvinistischem Denken und Handeln aufgereizt worden, nicht ihre Nachfolger in den verantwortlichen Stellungen, aber — und hier berühren wir den wunden Punkt — in unverantwortlichen Kreisen des deutschen Volkes ist in den letzten Jahrzehnten ein Größenwahnsdünkel eingerissen, der manches von der Beurteilung erklärt, die der Deutsche in andern Ländern erfährt. Was hat den Engländer auf dem Kontinent so verhaßt gemacht, was in der Politik? Sein persönliches Auftreten, seine Ueberhebung, sein Besserwissen und seine Sucht, sich überall einzumischen. Und jetzt höre man die Urteile Fremder über das Auftreten der Deutschen im Auslande, von denen sechs, wenn sie sich in einem Hotel, in einem Restaurant zusammen unterhalten, mehr Lärm machen als alle andern Gäste zusammengenommen, und lese gewisse deutsche Zeitungen, die an Ueberhebung gegen andre, an Ueberschätzung des eignen Wissens, Wollens und Könnens das Unglaublichste leisten und jeden mit

Schmutz bewerfen, der nicht glauben will, daß die deutsche Armee und Flotte nicht jeder andern, sondern allen andern zusammen gewachsen sei, daß die deutsche Industrie, der deutsche Handel und Schiffahrt berufen seien, alle andern aus dem Felde zu schlagen und die Märkte der ganzen Welt zu beherrschen. Wohl sind Armee und Flotte vortrefflich, und es wird unaufhörlich daran gearbeitet, sie nicht nur auf dem erreichten Standpunkt zu erhalten, sondern sie weiter zu bringen, wohl herrscht in Handel, Schiffahrt und Industrie ein wahrer Bienenfleiß, und jeder ist bestrebt, das Beste zu leisten, aber ist das ein Grund, um zu tun, als ob wir, wie der Franzose sagt, „les moutardiers du Pape“ wären? Das schlimmste dabei ist, daß wir mit solchen Aufschneidereien nicht einmal unsern Nachbarn Sand in die Augen streuen. Wer das nicht glauben will, der lese die Rede, die der Herzog von Devonshire am 25. November in London gehalten hat, in der er an der Hand der Berichte der großen deutschen Schiffahrtsgesellschaften nachwies, daß ihre Dividenden seit 1900 sehr erheblich, zum Teil auf nichts zurückgegangen seien.

Es gibt aber noch eine andre Ursache, die uns in den unverdienten Ruf gebracht hat, überall zu versuchen, die Ruhe der Welt zu stören, und das ist die, daß es in Deutschland schon lange keine öffentliche Meinung, wenigstens keine wirksame, mehr gibt und daher alles, was geschieht oder unterbleibt, Stellen zugeschrieben wird, die häufig an den Unterlassungs- wie an den Begehungssünden gleich unschuldig sind. Wer sich die Mühe gegeben hat, den Gang der Ereignisse in Deutschland während der letzten Jahrzehnte aufmerksam zu verfolgen, der wird sich der Ueberzeugung nicht haben verschließen können, daß die Beteiligung eines großen Teils der Bevölkerung an den öffentlichen Angelegenheiten von Jahr zu Jahr geringer geworden ist und fast ganz aufgehört hat. Nur noch oben und unten herrscht Bewegung, in der Mitte ist grüner, ruhiger Sumpf, in dem versinkt, wer glaubt, auf ihm Fuß fassen zu können. Unten spielen die Sozialdemokraten Klassenkampf und fangen Stimmen, oben feiern Konservative und Zentrum Verbrüderung und heimsen, praktischer als der Proletarier, die einen Renten, die andern Seelen ein; die einen grasen die Gegenwart ab, die andern säen für die Zukunft, während sie zusammen, Adel und Kirche, den Thron stützen und retten. Um zu wissen, was dabei für den letzteren herauszukommen pflegt, braucht man nicht bis in die dunkeln Zeiten des Mittelalters zurückzugehen, auch die neue Zeit bietet recht lehrreiche Beispiele.

Schon vor Ludwigs XVIII. Tode, nach dem Eintritt Villèles in das Ministerium, hatte die Schwenkung nach rechts und schwarz begonnen; ein Bischof wurde Großmeister der Universität, und in seinem ersten Rundschreiben machte er kein Hehl daraus, daß nicht die Wissenschaft, sondern die Religion die Hauptsache bei der Erziehung sei, und er suspendierte die Vorlesungen Guizots und Royer Collards, weil der eine ein Protestant und der andre ein Philosoph war; dafür ließ er aber die Schulen von den Missionen heimsuchen, und auch das Militär, sogar die Arbeiter erhielten ihre eignen Missionen, und der Weizen der Jesuiten blühte. Die Schaufenster der Buchläden wurden von

Waren, die Aergernis erregen konnten, gesäubert, und wenn der Redakteur einer Zeitung zu einer Gefängnisstrafe verurteilt wurde, konnte es ihm geschehen, daß er zu Fuß mit gebundenen Händen und in Gesellschaft eines trunkenen, krätzigen Galeerensklaven zur Abbüßung seiner Strafe geführt wurde. Als der König 1824 starb, folgte ihm der Graf von Artois als Karl X., und mit ihm setzte die Tätigkeit der staatserhaltenden Parteien mit voller Kraft ein. Der Adel erhielt weniger, als er verlangt hatte, aber doch immer noch eine Milliarde Franken als Entschädigung für die Verluste, die seine emigrierten Mitglieder erlitten hatten (richtiger jährlich 30 Millionen von dem Kapital einer Milliarde), und „die Kirche neben andern schönen Dingen das Gesetz über den Kirchenfrevel, durch das die Entweihung der heiligen Gefäße mit dem Tod, die Entweihung der Hostie, wenigstens im Entwurf, mit dem Tode des Vatermörders, der gewaltsame Einbruch in die Kirchen der Staatsreligion mit Tod, sonst mit Zwangsarbeit bedroht war". So hatten beide gemeinschaftlich den Thron gerettet, auf dem Karl X. freilich nur bis 1830 sitzen sollte, in welchem Jahre er das Land verlassen mußte, das weder er noch seine Nachkommen je wieder betreten haben. Bei uns hat freilich die aristokratisch-kirchliche Reaktion nicht in so scharfer Weise eingesetzt, aber die Aufhebung eines Teils des Jesuitengesetzes, der immer größere Anteil, der der Geistlichkeit an der Schulaufsicht gegeben wird, das Verschwinden der Simultanschulen und die Liebesgaben an die notleidenden Agrarier sind immerhin Abschlagszahlungen, die Bescheidene zufriedenstellen und bei Unbescheidenen berechtigte Hoffnungen auf mehr erwecken können. In Frankreich fanden die bedrohten Interessen des Volkes ihren ersten Schutz in der Pairskammer, dann in dem Erwachen des liberalen Bürgertums. Auf das Herrenhaus dürften bei uns nach dieser Richtung hin keine großen Hoffnungen zu setzen sein, und wie es mit dem liberalen Bürgertum steht, haben die letzten Wahlen zur Genüge gezeigt. Mehr als irrtümlich würde es aber sein, die Schuld des Mißerfolgs der liberalen Parteien irgend einer außer ihnen liegenden Ursache zuzuschreiben. Sie sind an ihrer eignen Zerfahrenheit, an ihrer Zersplitterung und an dem Mangel einer gemeinsamen Wahlparole gescheitert. Wie in Deutschland jeder Literat am liebsten auf seinem eignen Boden kräht — das Wort stammt von einem seit Jahren verstorbenen Dichter und Revue-Herausgeber —, so muß auch jede Gruppe der Liberalen ihren eignen Boden haben, auf dem sie sich in dem Glauben, eine politische Rolle zu spielen, hineinzukrähen versucht. Von der reinen Negation bis zur geduldigen Schleppenträgerei bei den staatserhaltenden Parteien sind alle Nuancen bei den liberalen Parteien und Parteichen des deutschen Vaterlandes vertreten, aber daß die alte Welt aus den Fugen zu gehen droht, und daß der neue Imperialismus während der ersten Jahrzehnte des Jahrhunderts die ausschlaggebende Rolle spielen wird, davon scheint ihnen das Verständnis nicht aufgegangen zu sein, und über die taktischen Rücksichten, die den Erwerb eines oder des andern Mandats sichern können oder sollen, ist ihnen das Gefühl dafür verloren gegangen, daß sie die Pflicht haben, für die Rechte des Volkes gegenüber dem Ansturm von rechts und links mit Einsetzung

aller Kraft einzutreten. Für die wirklichen und eingebildeten Leiden eines angeblich verwandten Volksstammes, der aus den Nachkommen von Holländern, Franzosen und Hottentotten besteht, setzten die deutsche Jugend und ihre Lehrer mit einem Enthusiasmus ein, der, wenn man ihn auch als mißleitet bedauern konnte, doch in andrer Beziehung zu den schönsten Hoffnungen berechtigen durfte. Aber wo ist diese Begeisterung geblieben, als es sich darum handelte, durch Abbröckelung eines Steins der Mauer, die Fürst Bismarck errichtetet, Deutschland den Jesuiten zu öffnen und damit der religiösen Unduldsamkeit und dem Hader der Konfessionen ein weites Feld zu geben? wo, als die Bestrebungen der Großpolen Deutschland den Handschuh vor die Füße warfen? Die eine liberale Partei will neue Ausnahmegesetze auch nicht dem Feinde gegenüber, und die andre hat sich in der Polenfrage so festgelegt — verrannt wäre vielleicht das richtige Wort —, daß sie schon glaubt, genug getan zu haben, wenn sie schweigt. Und doch handelt es sich in beiden Fragen um die Verteidigung der besten Schätze des deutschen Volkes, um das Recht der freien Forschung und die Behauptung der Gebiete, die Deutschland nicht nur seiner politischen Macht, sondern auch seiner Kultur und damit der der zivilisierten Welt gewonnen gehabt hat. Für diese Schätze einzutreten und darüber zu wachen, daß sie nicht nur unvermindert, sondern vermehrt den Nachkommen überliefert werden, ist nicht nur die Pflicht der Regierung, sondern die jeder Partei, jedes einzelnen Bürgers. Freilich ist in bedauerlichster Weise beim Deutschen die Gewohnheit eingerissen, bei jeder Gelegenheit nach der Hilfe der Regierung zu schreien und sich nach den Brosamen zu bücken, die von deren Tisch fallen, aber gerade die Erfahrungen, die mit dieser Gewohnheit gemacht worden sind, sollten auf die Notwendigkeit hinweisen, wenigstens von Zeit zu Zeit sich des alten Spruches: „Selbst ist der Mann“ zu erinnern. Es ist falsch, sich nur im Augenblick angeblicher Gefahr als mitstaatsrettende Partei zu Handlangerdiensten rufen zu lassen, um, nachdem diese geleistet worden sind, beiseite geschoben zu werden. Wenn es richtig ist, daß jedes Volk die Regierung hat, die es verdient, so trifft das noch viel mehr bei der Volksvertretung zu. Zu Anfang der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts war das preußische Wahlrecht gerade so erbärmlich, wie es heute ist, und doch konnte unter ihm eine Volksvertretung gewählt werden, der die heutige nicht das Wasser reichen kann. Daß sich die frühere in törichter Opposition gegen die Armee verrannte, lag an dem Uebermaß doktrinärer Weisheit und dem Mangel an politischem Verstande, den sie besaß; aber die Nachwehen dieses Mißgriffs machen sich noch heute fühlbar, um so fühlbarer, als auch bei den Epigonen die Neigung vorhanden ist, jede die Armee berührende Frage zu überflüssigen Erörterungen zu benutzen. Was ist über den Fall Hüssener geredet worden, was wird über den Fall Bilse geredet! Der viel symptomatischere, viel wichtigere Fall, daß Berliner Geschworene einen eines Mordversuches gegen eine frühere Geliebte geständigen Angeschuldigten freigesprochen und damit à la Paris die Straflosigkeit passioneller Verbrechen proklamiert haben, ist mit zwei Zeilen abgemacht worden. Der Liberalismus hat

Besseres zu tun, als auf Grund einzelner, in sich selbst bedauerlichen Fälle Einrichtungen anzugreifen, denen Deutschland seine Größe, das Reich seine Entstehung verdankt und an die, wenn sie, wie alles Menschliche, nicht fehlerlos sind und in manchen Punkten der bessernden Hand bedürfen, diese nur nach sorgfältigster Prüfung und reiflichster Ueberlegung und nicht nur um des oft unüberlegten Lärmes der Parteien willen angelegt werden darf. Die konservative Partei hat, seitdem sie auf die Jagd nach materiellen Interessen gegangen ist, das Recht zur Führung eingebüßt, dem Zentrum wird sie kein Freund des Reichs und seiner Einrichtungen übertragen wollen, an die Sozialdemokratie können ernsthaft selbst ihre Führer dafür nicht denken, es bleiben also nur die Liberalen, als die Partei der Zukunft übrig. Damit sie aber, selbst wenn sie die Mehrheit erhalten, nicht wie früher versagen, müssen sie mehr, als das bisher der Fall gewesen, der Phrase entsagen lernen und sich mit offenem Auge und durch Parteischibbolethe unbenommenem Verstande den großen Aufgaben zuwenden, die Gegenwart und Zukunft in ihrem Schoße tragen. Selbstbewußter nach oben, weniger ängstlich nach unten muß ihre Losung sein, und der Mut der Ueberzeugung darf nicht länger ein Wort und nur das bleiben. Vor allem aber ist der Zusammenschluß aller Teile zu einem Ganzen notwendig — nur große Körper vermögen eine Anziehungskraft auszuüben —, und wenn dieser Versuch auch diesmal wieder an der Eitelkeit der Führer und den Bedenken der Gefolgschaft scheitern sollte, so kann nur das Prognostikon gestellt werden, daß es schlechter werden wird, bis es besser werden kann.



Auf dem Monde.

Von

Julius Franz,

Direktor der Universitäts-Sternwarte in Breslau.

Ein eigentümliches Schicksal waltete im 19. Jahrhundert über der Forschung unsers schönsten Nachtgestirns: sie wurde von den eigentlichen Sternwarten lange Zeit beiseite gesetzt.

Lohrmann, ein Dresdener Privatmann, hatte 1824 vier Blätter seiner schönen Mondkarte veröffentlicht, die übrigen 21 Blätter erschienen erst nach seinem Tode. Mädler beobachtete auf Wilhelm Beers Privatsternwarte am Tiergarten in Berlin und gab 1837 eine Mondkarte von einem Meter Durchmesser mit Textbuch heraus. Sie steht noch heute unübertroffen da.

Dann ruhte die Mondbeobachtung, abgesehen von Schmidts Zeichnungen am Fernrohr zu Athen, etwa ein halbes Jahrhundert. Die Betrachtung des

Mondes galt geradezu nur für ein Vergnügen der Dilettanten. Waren ja doch auch die Astronomen durch die vielen neu entdeckten Planeten und Kometen sehr in Anspruch genommen.

Erst im letzten Jahrzehnt haben die Licksternwarte, die Sternwarten zu Paris und Bonn herrliche Lichtbilder des Mondes aufgenommen, in Königsberg, Leipzig und Breslau hat man die Oberflächengebilde vermessen, in Prag und Landstuhl schöne Zeichnungen von Mondlandschaften gefertigt, und so ist jetzt die Erforschung unsers Trabanten ganz modern geworden.

Daher dürfte es zeitgemäß sein, einen Gedankenausflug zum Monde zu machen und zu erwägen, welches Schauspiel sich einem Mondbewohner bieten würde, und es mit irdischen Landschaften zu vergleichen. Der Ausflug ist nicht weit, die Reise beträgt nur 30 Erddurchmesser. Die Strecke ist nur 90 mal so lang wie die Entfernung der Stationen in Europa und Amerika voneinander, in denen man jetzt gegenseitige Verständigung durch Funkentelegraphie anzubahnen bemüht ist — für astronomische Entfernungen wahrlich ein kurzer Weg.

Im Altertum werden die „horridi montes" der Alpen nur als Schrecknisse erwähnt. Auch das Mittelalter hat ihnen keinen Geschmack abgewinnen können. Erst als Goethe seine Reisen nach der Schweiz und Italien unternahm, entdeckte er die Schönheit der starren Felsen. Jetzt werden sie durch Bergbahnen den bequemsten Reisenden erschlossen.

Nach dieser Wandlung der Geschmacksrichtung an den Landschaften der Natur würde nach heutigen Begriffen einem Mondbewohner sich ein entzückend schönes und großartiges Schauspiel bieten. Zunächst fallen ihm die Gebirge des Mondes durch ihre Höhe und eigentümliche Form auf. Ueberall, außer in den sogenannten Meeren, sieht er steile Gebirge, die den höchsten Erhebungen der Erde gleichkommen. Da der Durchmesser des Mondes nur $^3/_{11}$ von dem der Erde beträgt, sein Rauminhalt fast fünfzigmal so klein ist als der der Erde, so sind sie im Verhältnis zu dem kleineren Mondkörper viel höher als bei uns. Und sie lassen sich so leicht erklettern und besteigen, da die Schwere auf dem Monde nur genau $^1/_6$ der Erdschwere beträgt. Hierdurch erklärt sich auch, daß die gebirgsbildenden Kräfte die Felsen zu größeren Höhen erheben konnten als auf Erden.

Bekanntlich haben uns die Beobachtungen von viel tausend Verdeckungen von Sternen durch die Mondscheibe den sicheren Nachweis erbracht, daß der Mond entweder keine Lufthülle hat, oder daß seine Atmosphäre wenigstens tausendmal dünner sein muß als unsre, also praktisch ohne Belang ist. Hieraus ergibt sich von selbst auch die Unmöglichkeit, daß Wasserspiegel auf dem Monde bestehen könnten. Denn sie müßten, durch den Sonnenschein erwärmt, bei dem minimalen Luftdruck, der an Null grenzt, gänzlich verdunsten. Schon die Erde kann die leichtesten Gase, Wasserstoff und Helium, durch ihre Anziehung nicht in ihrer Atmosphäre fesseln, der Mond mit einer sechsmal geringeren Schwere kann auch Sauerstoff und Stickstoff in gasförmiger Form nicht festhalten. Hierdurch wird das Fehlen der Lufthülle verständlich, und aus ihr folgt notwendig auch

der Mangel von eigentlichen Meeren, Seen und Flüssen und wird durch das Fernrohr bestätigt. Wir können weiter schließen, daß alle Bildungen, die wir auf Erden durch das Wasser entstanden sehen, auf dem Monde fehlen müssen. Es gibt dort keine Sedimente oder Meeresablagerungen, kein Schwemmland, keinen Sand oder Löß, keine Ackererde, keine Vegetation und so gut wie keine Verwitterung.

Ueberall erblicken wir den ursprünglich anstehenden Fels und die herrlichen unverwitterten Kristalle in ihrer Farbenpracht. Bekanntlich bieten uns die unterirdischen Stockwerke des Salzbergwerks zu Wieliczka bei Krakau und die Grotten der Hermannshöhle im Harz mit ihren Stalaktiten bei elektrischem Licht einen überraschend schönen Anblick. Wie viel herrlicher und großartiger muß das Schauspiel der starren Felsen und der schimmernden Kristalle von Edelgestein auf dem Monde bei dem hellen, nie getrübten Sonnenschein sein!

Die irdischen Gebirge sind dagegen nur noch „Ruinen“ ihrer ursprünglichen Pracht. Durch die Verwitterung, die nagenden Gletscher und Niederschläge jeder Art sind ihre Kuppen, Spitzen und Grate längst zerstört, und oft sehen wir hier jetzt eine geologische Schicht in aufgekippter Lage an der Oberfläche enden und an einem entfernten Punkt sich wieder einsenken — ein Beweis, daß alle Teile der Schicht zwischen beiden Punkten längst hinweggeschwemmt sind. Auch die oberflächlich anstehenden Kristalle sind auf der Erde nicht vorhanden. Wir wissen ja, daß die Kristalle der Salzarten Wasser aus der Luft aufnehmen und dahin schmelzen, daß die Kupfer kristalle sich durch Aufnahme der Kohlensäure mit Patina bedecken und so langsam verwittern. So finden wir hienieden Kristalle nur in unterirdischen Bergwerken und in abgeschlossenen Höhlen, sogenannten Drusen.

Neben der geringen Schwere ist also der Mangel einer Verwitterung ein weiterer Grund für die bedeutendste Höhe der Mondgebirge und zugleich für die jungfräuliche kristallstrahlende Schönheit seiner Formationen.

Die Gebirge unsrer Erde sind zum größten Teile nach einer Richtung langgestreckt, und ihre Entstehung wird von den Geologen auf Faltungen der Erdrinde zurückgeführt. Diese Schrumpfungen entstehen wahrscheinlich durch Zusammenziehung der Erde infolge einer in langen Zeiträumen langsam vorschreitenden Wärmeausstrahlung und Abkühlung.

Auch auf dem Monde finden sich solche Faltengebirge, besonders auf seiner nördlichen Halbkugel. Man hat sie Alpen, Apenninen, Kaukasus, Taurus, Haemus genannt; andre unbenannte umgeben den südlichen Ostrand des Mare Crisium.

Aber die meisten Gebirge des Mondes sehen ganz anders aus. Es sind nahezu kreisförmige Ringgebirge, Wallebenen, sogenannte „Krater“, oft mit einem hohen und spitzen Zentralberg genau in der Mitte. Sie haben keine Aehnlichkeit mit den feuerspeienden Bergen der Erde. Ein irdischer Krater, wie der Vesuv, ist eine schmale trichterförmige Oeffnung auf einem hohen Berge; die Mondkrater sind dagegen weite tellerförmige Vertiefungen in der Ebene. Die Innenfläche

dieser Ringgebirge ist fast eben und liegt nur ein wenig tiefer als die Umgebung des Walles. Der Wall selbst erhebt sich zu bedeutenden Höhen und ist oft von spitzen Bergen gekrönt. Man kann annehmen, daß vor der Bildung des Kraters eine Ebene seine Stelle bedeckte und daß die flache Vertiefung im Innern dadurch entstanden ist, daß das Material von dort sich nach dem Ringwall hin zusammengehäuft hat. Denn der Rauminhalt des Walles ist ebenso groß wie das Massendefizit im Kraterinneren.

Offenbar haben sich die Krater in der Zeit gebildet, als die Mondoberfläche aus dem glutflüssigen Zustande in Erstarrung überging, und ich möchte vermuten, daß die Zeitperiode der Kraterbildung eine verhältnismäßig kurze war und vielleicht nur wenige Jahrtausende dauerte. Denn die Betrachtung des Gefüges im Fernrohr weist einerseits darauf hin, daß die Entstehung eines Kraters in seinem Mittelpunkte zu suchen ist und andrerseits darauf, daß die glutflüssige Masse eine teigige, schwerflüssige Struktur hatte, ähnlich wie Lava, und verhältnismäßig schnell erkaltete.

Eduard Sueß denkt sich die Krater durch lokale Aufschmelzungen der vorher bereits größtenteils erstarrten, aber noch dünnen Mondkruste entstanden. Der Wall würde dann durch Uebertritt und wiederholtes Anhäufen des bald darauf erstarrenden Magmas sich gebildet haben. Aber diese Aufschmelzungen müssen klein, fast punktförmig gedacht werden. Denn bei größeren Abmessungen solcher würde man bedeutende Abweichungen von der Kreisform erwarten müssen, wie ja auch die aufgeschmolzenen Stellen des irdischen Eises oft langgestreckt sind.

Von dem Gesichtspunkte ausgehend, daß auf dem Monde eine starke Flut und Ebbe durch die Anziehung der Erde erzeugt wurde, hat Hermann Ebert Mondkrater künstlich nachgebildet. In eine Masse von geschmolzener und leicht erstarrender Metallkomposition brachte er eine kleine Pumpmaschine, die von unten her an der oberen Mündung eines Rohres, die aber noch von dem geschmolzenen Metall bedeckt war, abwechselnd die geschmolzene Masse in die Höhe trieb und wieder aufsog. Hierdurch bildete sich um die Rohröffnung ein Wellenring, der bald erstarrte und sich durch wiederholtes Pumpen mit immer neuen erstarrenden Massen bedeckte und so einen Wall bildete. Beim Erkalten des Inneren gelang es oft, durch den letzten Auftrieb einen Zentralberg zu bilden. Diese künstlich hergestellten Formationen haben, wie ihre veröffentlichten Lichtbilder zeigen, eine auffallende Aehnlichkeit mit den Ringgebirgen des Mondes.

Es ist auch nicht ausgeschlossen, daß Meteore, die zur Zeit der erstarrenden Glutflüssigkeit auf den Mond gefallen sind, zur Bildung solcher Krater mitgewirkt haben, indem sie mit planetarischer Geschwindigkeit aufschlagend eine Oeffnung in die erstarrende Kruste geschlagen haben. Auch können von ihnen die zahlreichen kleinen „Kratergruben" ohne Wall nachträglich eingeschlagen sein.

Endlich wollen wir nicht verschweigen, daß manche Astronomen sich die Mondkrater durch vulkanische Ausbrüche entstanden denken, ähnlich wie die Erdkrater.

Hier liegt nun die Frage nahe: Weshalb haben wir auf der Erde nicht auch solche Kratergebilde wie auf dem Monde? — Zunächst ist die Flut auf Erden siebzigmal niedriger als auf dem Monde. Ferner sind solche Formen, wenn sie auch in kleinem Maßstabe bestanden, hier durch Verwitterung zerfallen. Endlich fallen keine Meteore unzerstört und mit ihrer ganzen Wucht auf die Erde, sondern sie werden durch die Atmosphäre gehemmt und zerspringen vor dem Fall in einen Steinregen.

Doch schauen wir uns weiter auf dem Monde um. Andre merkwürdige Erscheinungen sind die hellen Streifen, die von großen Kratern sich nach allen Seiten strahlenförmig weit über die Mondoberfläche in größten Kreisen hinziehen. Solche Streifenbüschel umgeben rings die Krater Tycho und Thales und übertreffen den Mondhalbmesser an Länge. Etwas kürzere gehen von Copernicus, Kepler, Proclus, Anaxagoras, Furnerius, Stevinus aus, von Messier nur nach Osten. Diese hellen Streifen sind keine Gebirge, auch keine Täler, sondern sie laufen gleichmäßig über Berg und Tal hin, ohne das Niveau zu stören. Sie sind gerade im Vollmond am auffälligsten, während dann die Ringgebirge sich wenig oder gar nicht von ihrer Umgebung abheben. Nasmyth und Carpenter haben diese Streifenbüschel durch Sprengung der Mondoberfläche von innen heraus und Austritt von Lava zu erklären gesucht. Wir können dieser Erklärung nicht beitreten. Denn es sind keine herausgequollenen Massen im Fernrohr sichtbar. Wir müssen uns diese Streifen aus einer dünnen hellen Schicht bestehend denken, die sich über Berg und Tal gelagert hat. Sie könnten entstanden sein, wenn juvenile, kristallisierbare Flüssigkeitsstrahlen aus einem Krater in beliebig schrägen Richtungen nacheinander durch starken vulkanischen Druck bei der geringen Schwere hoch emporgeschleudert werden. Der flüssige Strahl würde dann die Oberfläche längs eines größten Kugelkreises bedecken, da anzunehmen ist, daß bei Beginn oder beim Erlöschen des Ausbruchs die Geschwindigkeit geringer ist als zur Zeit des Maximums der Eruption. Die niedergefallenen Flüssigkeiten würden dann schnell kristallisieren und dadurch die helle Farbe erhalten. Denn wir wissen ja, daß Kristalle, wie Schnee oder Kochsalz und auch ähnlich pulverisierte Mineralien deshalb hell erscheinen, weil das Licht durch ihre Kanten in allen Farben des Spektrums gebrochen wird und sich zu Weiß zusammensetzt. Auch diese hellen Streifen dürften sich in einem relativ kurzen Zeitraum der Mondentwicklung gebildet haben. Helligkeitsmessungen der Streifen bei verschiedenen Phasen werden ihre Natur weiter aufklären.

Charakteristisch für die Mondoberfläche sind ferner die zarten, schwer sichtbaren Rillen. J. Schmidt hat in Athen mehrere Hundert solcher entdeckt. Sie sind wohl die jüngsten Gebilde und durch tektonische Spannungen entstanden, wie solche auftreten müssen, wenn bei dem starken Temperaturwechsel zwischen Tag und Nacht Felsen verschiedener Ausdehnungsfähigkeit sich begrenzen. Das Gestein ist zerplatzt, und die Risse gehen senkrecht in die Tiefe. Es ist dies die einzige Spur einer Verwitterung auf dem Monde.

Aehnliche Risse sieht man im kleinen auf der Erde an heißen Sommertagen

in getrocknetem Lehm, Ton oder Schlick. Sie verschwinden hier nach Regenwetter bald wieder. Auf der Mondoberfläche aber, wo es keine Niederschläge gibt, müssen sie durch Jahrhunderte und Jahrtausende unverändert bleiben, oder sie können sich nur noch erweitern und vermehren.

Endlich müssen wir noch die sogenannten „Meere“ des Mondes erwähnen. Es sind dies ziemlich ebene, aber doch etwas wellige und hügelige Gegenden von dunklem Gestein und haben ihren Namen von der dunklen Farbe erhalten. Mitunter füllen sie nur das Innere eines Kraters ganz oder teilweise aus. Meist aber erstrecken sie sich über weite Gegenden, der Oceanus Procellarum hat einen Durchmesser weit über einen Mondhalbmesser lang. Sie müssen aus einer Felsart bestehen, die bei der Erstarrung aus der Glutflüssigkeit zur Kraterbildung wenig geeignet war. Denn in den sogenannten Meeren sind die Krater verhältnismäßig selten. Im Jahre 1902 wurde am Westrande des Mondes eine Anzahl neuer Meere entdeckt.

Im Gegensatz zu ihnen stehen örtlich umschriebene, kleine Stellen besonders hellen Gesteins mit verwaschenen Rändern. Solche finden sich am Censorinus, am inneren Nordrand von Werner, bei Atlas, Apollonius u. a.

Man könnte diese hellen Stellen, um sie zu charakterisieren, als Leucit oder Weißstein bezeichnen und ähnlich den Boden der Meere Melanit oder Schwarzstein nennen. Aber wir müssen uns dagegen verwahren, anzunehmen, daß sie mit irdischen Mineralien dieser Namen identisch sind. Auch soll damit keineswegs gesagt sein, daß alles Leucit oder alles Melanit untereinander identisch sei, wie auch die Meere des Mondes mehr oder weniger dunkle Farbe haben. Immerhin sind diese beiden Formationen besonders typisch. Aehnlich typisch ist für sich das hellschimmernde Grau des Palus Sommii und das ihm gleichende des Palus Putretudinis.

Wir müssen uns versagen, näher auf die Mineralogie des Mondes einzugehen, denn wir wissen nicht, aus welchen Stoffen die Gebilde bestehen. Gewiß sind es der Hauptsache nach dieselben Felsarten, die wir auf Erden haben, aber welche Teile Granit, Gneis, Porphyr, Basalt sind, ist uns unbekannt.

Zwar hat man neuerdings Versuche gemacht, den Polarisationswinkel einzelner Teile der Mondoberfläche zu messen, um ihn mit dem Polarisationswinkel bekannter Mineralien zu vergleichen. Diese Forschungsmethode dürfte auch vielleicht in Zukunft manchen Erfolg versprechen, aber die Studien auf diesem Gebiete sind erst in ihren allerersten Anfängen.

Die Erforschung der Mondgebilde wird einst auch für die Geologie unsers Planeten von Nutzen werden, denn sie bietet den Vorteil, daß die Gebirge ihre ursprüngliche Form und Höhe zeigen, während unsre Gebirge auf Erden durch Verwitterung zerstört und nivelliert sind und wir hier nur noch Reste und Ruinen der alten Pracht sehen.

*

Wenden wir uns nun den vom Monde aus sichtbaren Himmelserscheinungen zu.

Bei Nacht sehen wir der Sterne Schar auf schwarzem Firmament genau so angeordnet, wie sie sich dem irdischen Beobachter zeigen, auch die Planeten erscheinen in derselben Größe und nur wenig veränderter Stellung, aber alle Sterne, auch die kleinsten, bleiben bis zum Horizonte herab ohne Lichtschwächung und ohne Strahlenbrechung, ohne jedes Flimmern sichtbar. Da! — plötzlich erscheint ein heller Punkt, ein heller Fleck am Himmel, es ist die Spitze eines Berges. Die aufgehende Sonne, durch keine Dämmerung, keine Morgenröte angekündet, hat ihn erreicht. Langsam wächst die Bergspitze nach unten und andre tauchen neben ihr hell am Himmel auf, während der Fuß des Berges und alle Täler noch im schwarzen unsichtbaren Schatten ruhen. Langsam steigt die strahlende Sonne am Horizonte herauf. Sie braucht über eine (irdische) Stunde, um ihre volle Scheibe aufgehen zu lassen und erscheint beim Aufgange nicht matt und rot, sondern sogleich heller und blendender denn je auf Erden. Noch liegen die Kraterhöhlen in schwarzem Schatten, und an der zerrissenen Lichtgrenze wechselt hellerleuchteter Boden mit schwarzen unsichtbarem Schatten. Denn diese erhalten nur Licht von den nie erlöschenden Sternen und den Rändern der beleuchteten Berggipfel — so wenig, daß in ihnen noch nichts erkennbar ist.

Immer höher steigt die Sonne und immer mehr zeigt sie von der steinernen Pracht und den funkelnden Edelkristallen. Sie erwärmt allmählich den Boden, der in der Nacht durch Wärmeausstrahlung sich stark, wenn auch nicht ganz bis auf den Nullpunkt der absoluten Temperatur -273° abgekühlt hatte, immer mehr und mehr. Man sieht die Sonne fast unter demselben Durchmesser wie bei uns, aber noch heller sich vom sammetschwarzen Firmament abheben, und neben ihr sieht man auch bei Tage die Sterne, wenn man sich so stellt, daß die Sonne nicht blendet. Denn die Bläue des Himmels fehlt, sie rührt ja nur bei uns von der Luft und den vielen in ihr schwimmenden Staubteilen her. Stets bleibt der Himmel und mit ihm die Sonne unbewölkt, und ihre sengenden Strahlen steigern die Temperatur der Oberfläche besonders in den Aequatorgegenden des Mondes allmählich um mehrere Hundert Grad. Denn der Tag dauert auf dem Monde $29^{1}/_{2}$mal so lang wie bei uns. Senkt sich endlich nach zwei Wochen die nie bewölkte Sonne zum Untergange, so treten wieder völlig schwarze Schatten neben hellbeleuchtetem Gelände auf, zuletzt werden nur noch die höchsten Berggipfel beleuchtet, und dann versinkt alles in kalte Nacht, und auch diese dauert zwei Wochen an.

Die uns abgewandte Mondseite sieht natürlich die Erde nie am Himmel stehen und kennt sie nicht. Nur die Sterne, die Milchstraße, die Nebelflecke, die Planeten und Kometen scheinen hier bei Nacht. Ihre Beobachtung wird nie durch Wolken unterbrochen, nie wird ihr Licht durch atmosphärische Dünste in der Nähe des Horizontes geschwächt, nie wird ihr Bild durch die Unruhe der Luft hin und her bewegt. Deshalb lassen sich astronomische Beobachtungen dort viel genauer ausführen als hier, wo das Wallen und Funkeln der Sterne das hauptsächlichste Hindernis für die Präzision der Beobachtungen, selbst bei den

vollkommensten Fernrohren, bleibt. Insbesondere lassen sich die Rektaszensionen der Sterne ungleich genauer finden, als auf unsern irdischen Sternwarten, weil die scheinbare Umlaufsbewegung des Himmels fast dreißigmal so langsam sich vollzieht als bei uns. Sternwarten auf dem Monde könnten uns unvergleichliche Beobachtungsdaten liefern, aus denen wir Ergebnisse ziehen könnten, die wir hier nie oder nur mit großer Mühe teilweise erreichen können.

Aber die Berechnnng der lunaren Beobachtungen bietet neue besondere Schwierigkeit, weil der Standpunkt des Beobachters sich nicht nur um die Sonne, sondern auch um die Erde bewegt und um diese infolge der großen Störungen der Mondbahn in besonders komplizierter Weise sich verschiebt. Auch werden die scheinbaren Bahnen der Planeten und Kometen hierdurch viel verwickelter. Die Berechnung der Beobachtungen stellt also höhere Anforderungen an die Intelligenz und müßte einen erziehlichen Einfluß auf die Förderung der mathematischen Forschung ausüben — ebenfalls ein erheblicher Vorteil der lunaren Astronomie.

Die uns zugewandte Mondseite sieht selbstverständlich die Erde stets am Himmel stehen, aber bei Nacht ist sie besonders auffällig, mehr noch als in unsern Nächten der Mond. Dabei steht die Erde immer nahezu an derselben Stelle des Himmels. Befindet sich z. B. ein Mondbewohner auf dem Punkte des Mondes, den wir den Mittelpunkt der Mondscheibe nennen, so steht für ihn die Erde senkrecht über seinem Haupte, aber vermöge der Libration entfernt sie sich im Laufe eines irdischen Monats oder der lunaren Tag- und Nachtzeit um 10° nach der einen und andern Seite vom Zenit. Diese Schwankung dürfte Mondbewohnern, die keine Aufmerksamkeit auf den Stand der Erde verwenden, entgehen. Während also Sonne und Sterne in einem irdischen Monate einen Umlauf am Himmel zurücklegen, erscheint die Erde als „ruhender Pol in der Erscheinungen Flucht“. Für Seleniten, die nahe der Linie wohnen, die wir den Mondrand nennen, steht die Erde natürlich nahe dem Horizonte, und es gibt dort eine Zone des Mondes, für die die Erde abwechselnd auf- und untergeht, aber sich immer nur wenig in derselben Himmelsgegend über den Horizont erhebt. Die Zone umfaßt die Gegenden, die wir nacheinander als Mondrand sehen.

Die Erde erscheint unter einem Durchmesser von 2°, ihre Scheibe ist dreizehnmal so groß, als uns die Mondscheibe erscheint. Deshalb erleuchtet sie die Mondnächte so hell, daß man den Erdenschein auf dem Monde deutlich von der Erde aus sehen kann. Neben der Mondsichel sehen wir die Vollscheibe im sogenannten aschfarbenen Lichte.

Die Erde zeigt dem Monde die Ergänzungsphasen: zur Zeit des Vollmondes ist Neuerde, beim letzten Mondviertel erstes Erdviertel, bei Neumond ist Vollerde und beim ersten Mondviertel letztes Erdviertel. So ist die Erde mit ihren Phasen eine Uhr für den Mond und zeigt ihm seine Tageszeit an.

Sie wendet ihm ferner in jeder seiner Nächte vermöge ihrer Achsendrehung fünfzehnmal alle ihre Seiten zu und ladet ihn zur Zeichnung einer Karte mit

allen Erdteilen und Ozeanen ein. Doch treten hierbei merkwürdige Erscheinungen auf.

Der Erdrand ist von einem hellen verwaschenen Saume umgeben, und längs der Lichtgrenze verbreitet sich ein abschattierter Dämmerungsstreif. Man sieht das Spiegelbild der Sonne auf dem Ozean und bei geschärfter Aufmerksamkeit deutliche Anzeichen von selbstleuchtenden Punkten auf der Nachtseite der Erde. Es sind die tätigen Vulkane, die Feueressen der Fabrikstädte und in letzter Zeit die Beleuchtung unsrer Großstädte.

Aber am auffälligsten sind die unerklärlichen gewaltigen und veränderlichen Massen, die mit ihrer weißen Farbe alle Einzelheiten zeitweise bedecken. Denn von oben gesehen erscheinen unsre Wolken im Sonnenschein weiß. Man sieht sie stets, denn nie ist die Erde wolkenlos. Daß die rätselhaften wandernden Gebilde *schweben*, würde nie einem Mondbewohner in den Sinn kommen. Sie scheinen als schwere Massen alles auf der Erde zu erdrücken, und aus diesen, wie aus mancherlei andern, hier nicht zu erwähnenden Gründen müssen die Seleniten die Erde ebenso für völlig unbewohnbar halten, wie die Menschen den Mond.

Ob sich vielleicht nicht beide täuschen?

Wir sehen hienieden das organische Leben sich unter den unglaublichsten Schwierigkeiten entwickeln. Es gedeiht in den Eiswüsten der Polargegenden, wie am Grunde der Meere unter 100 bis 150 Atmosphären Druck. Die künstliche Atmungsvorrichtung der Kiemen ermöglicht vielen Tieren mit dem geringen im Wasser absorbierten Sauerstoff auszukommen. Die Pflanzen gedeihen, indem sie ihre Lungen als Blätter über weite Flächen ausbreiten und die bis auf zwei Promille verdünnte Kohlensäure aus der Luft atmen, zu üppigem Wachstum. Gasspuren von einer Verdünnung ähnlicher Ordnung sind auf dem Monde nicht unmöglich.

Die große Erdscheibe verdeckt natürlich die Sonne sehr oft. Wenn *wir* totale Mondfinsternis sehen, hat der *ganze* Mond totale Sonnenfinsternis und sieht die Erde von einem verwaschenen, rötlich gefärbten Saume umgeben. Denn der sichtbare Erdrand umschließt alle die Gegenden, die Morgen- und Abendrot haben, und beleuchtet den Mond mit mattroter Farbe, so daß er bei totaler Verfinsterung uns sichtbar bleibt und oft einen kupferfarbig-metallischen Ton erhält.

Wenn *wir* partielle Mondfinsternis haben, hat der verfinsterte Teil des Mondes totale Sonnenfinsternis, der übrige partielle. Aber auch wenn nur der Halbschatten der Erde auf den Mond fällt und wir keine Mondfinsternis sehen, hat der Mond partielle Sonnenfinsternis. Die Verdeckungen der Sonne sind auf dem Mond also viel häufiger als unsre Mondfinsternisse und dauern stundenlang.

Umgekehrt sind unsre sogenannten Sonnenfinsternisse, die „Erdfinsternisse" des Mondes, seltene, unscheinbare und kaum bemerkbare Erscheinungen. Nur mit geschärfter Aufmerksamkeit und gutem Fernrohr würde man einen kleinen dunkeln

Fleck über die Zone der Totalität wandern sehen. Alle partiellen Sonnenfinsternisse der Erde bleiben vom Monde aus unsichtbar.

Der Mond ist nach allem, was wir betrachtet haben, ein wahres Paradies für Astronomen, Mineralogen und Geologen, eine leere Einöde dagegen für Botaniker und Zoologen. Hochinteressant wäre es, wenn wir einmal auf dem Monde wandeln könnten, aber als Wohnsitz würde er uns ebensowenig behagen wie die Erde den etwaigen Mondbewohnern, die ja von Tieren und Pflanzen völlig verschieden sein müßten.



Theodor Mommsen und die Slawen.

Ein Brief von Prof. Dr. Jagić in Wien.

Wien, 8. Dezember 1903.

Sehr geehrter Herr!

Ich war volle sechs Jahre hindurch an der Berliner Universität Mommsens Universitätskollege und bin stolz, sagen zu dürfen, daß ich immer sein Vertrauen genossen habe, woraus sich auch so mancher Freundschaftsdienst von selbst ergab. Da das auch auf die Beziehungen Mommsens zu den Slawen einiges Licht wirft, so will ich Ihnen einiges davon mitteilen. Das erstemal geschah es bald nach dem Beginn meiner Universitätswirksamkeit in Berlin, im Jahre 1875. Als ich in dem neugegründeten slawischen Lehrstuhl für meine erfolgreich sein wollende wissenschaftliche Tätigkeit durch die Schaffung einer Zeitschrift feste Grundlage gewinnen wollte, war es niemand anders als Mommsen, der seinen Schwager, Hans Reimer, den Inhaber der Weidmannschen Buchhandlung bestimmte, den Verlag der Zeitschrift (meines „Archivs für slawische Philologie") zu übernehmen. Bald darauf war es wieder Mommsen (er war damals auch Abgeordneter des preußischen Landtags), der das Mißverständnis zu beseitigen verstand, als ob ich in Widerspruch mit dem Wunsch der polnischen Fraktion des preußischen Landtages den slawischen Lehrstuhl in Berlin eingenommen hätte. Mommsen machte mich nämlich in seinem eignen gastfreundschaftlichen Hause mit dem damaligen Abgeordneten der polnischen Partei Kantak bekannt, und ich war in der Lage, dem polnischen Abgeordneten gegenüber den Nachweis zu liefern, daß ich mich noch vor der offiziellen Berufung über den Charakter der neu zu gründenden Professur genau erkundigte. Noch ein drittes Mal, da ich schon von Berlin fortgezogen war (nach St. Petersburg), war es wieder Mommsen, dem die von mir gegründete Zeitschrift ihr Forterscheinen zu verdanken hatte. Nach dem plötzlichen Tode Hans Reimers hatte nämlich der Vormund der Kinder den Entschluß gefaßt, aus dem Verlag alles, was ihn ohne Gewinn belastet, auszuschalten. Auch das „Archiv für

slawische Philologie“ kam auf die Proskriptionsliste, und nur der Intervention Mommsens ist es zu danken, daß die Zeitschrift, die damals im fünften Band stand, fortgesetzt werden konnte. In der Osterwoche dieses Jahres hatte ich die Befriedigung, Mommsen mitteilen zu können, daß die Zeitschrift ihren fünfundzwanzigsten Band glücklich zu Ende gebracht hat. Es war leider das letzte Mal, daß ich ihn sah und sprach. Er war ganz in seinen rechtsgeschichtlichen Studien und versprach mir bald eine kleine als Manuskript gedruckte Schrift nach Wien zu schicken mit der Bitte um die Vermittlung zur Erlangung von Auskünften betreffs der slawischen Länder. Natürlich hätte es mir großes Vergnügen gemacht, wenn ich dem hochgeschätzten alten Kollegen mich nützlich erweisen könnte, doch die angekündigte Schrift kam nicht.

Ich könnte noch so manche Episode aus unsern Beziehungen erzählen, die nicht nur von dem persönlichen Wohlwollen zeugte, sondern auch seine imponierende Universalität glänzend an den Tag legte. Und doch kann ich mir wahrheitsgemäß nicht eine Bemerkung versagen, Mommsen machte auf mich immer den Eindruck, daß er die Slawen zu wenig kannte, um sich zu ihnen hingezogen zu fühlen. Ignoti nulla cupido. Sein ganzes ungeheures Forschungsgebiet bewegte sich in den Grenzen des einstigen römischen Reiches, die Berührungspunkte mit den slawischen Ländern waren schwach. So bekam er wenig Gelegenheit, um über den geistigen Fortschritt der Slawen, über ihr Ringen um ein Plätzchen an der Sonnenseite sich ein selbständiges Urteil zu bilden. Er pflegte öfters mir gegenüber die Bemerkung zu machen, wo werde das hinkommen, wenn ein deutscher Gelehrter neben seinem Englisch, seinem Französisch und Italienisch noch so viele slawische Sprachen würde lernen müssen. Ich suchte seine Bedenken zu beschwichtigen, fürs erste werde niemand von ihm in seinen Jahren das verlangen und dann, es werde schon die Zeit kommen, wo sich eine slawische Sprache (ich dachte natürlicherweise an die russische) die allgemeine internationale Geltung verschaffen wird: dadurch werde sich auch die Aufgabe eines deutschen Gelehrten wesentlich vereinfachen!

Früher, als ich es hätte damals (in den siebziger Jahren) voraussetzen dürfen, haben meine Andeutungen in Deutschland ganz greifbare Formen angenommen: bei Ihnen wird jetzt schon das Russische sehr stark, mit großem Eifer betrieben, erst vor wenigen Wochen wurde mir das von Geheimrat v. Sachau in Berlin bestätigt, und vor zwei Jahren hat auch Professor Krumbacher in München eine glänzende Probe angestellt. Ich glaube hinzufügen zu dürfen, daß das wahrlich nicht zum Nachteil Deutschlands geschieht. Ich weiß es aber nicht, ob Mommsen in diesen letzten zwei Dezennien seines Lebens je Muße gehabt hat, um wenigstens etwas von den hervorragendsten Produkten der russischen Literatur, die ja jetzt schon in ausgezeichneten deutschen Uebersetzungen zugänglich sind, kennen zu lernen. Ich möchte eher nein als ja sagen. Ja ich gehe noch weiter und glaube, daß man selbst eine gewisse Abneigung Mommsens gegenüber den Slawen psychologisch ganz gut erklären kann. Als freisinniger Mann mag er, wie so viele andre, vor dem Slawentum als einer im

Dienst der Reaktion stehenden Macht selbst eine kleine Angst gehabt haben. Noch zuletzt, als ich mit ihm sprach, bedauerte er den großen Chauvinismus der Magyaren, aber er meinte: wir müssen doch mit ihnen halten wegen der Gefahr, die uns von den Slawen bedroht. Ich nahm das Kompliment mit stillem Lächeln an und wollte ihm diese Beruhigung nicht nehmen. Es ist ja richtig, daß verschiedene Momente aus dem politischen Leben der Slawen in älterer und neuerer Zeit für eine solche Verdächtigung reichlichen Stoff bieten, wenn sie auch in ihrer Allgemeinheit gewiß nicht stichhaltig ist. Bei einem Manne also, dessen unauslöschliche Jugendeindrücke und Freiheitsideale stark mit den Erinnerungen des Jahres 1848 verknüpft sind, kann man eine gewisse Befangenheit erklärlich finden. Doch eins steht fest: Mommsen war von der Notwendigkeit für Deutschland, politisch mit Rußland auf freundschaftlichem Fuß zu stehen aufs innigste überzeugt. Das ging so weit, daß er mir gegenüber einmal klagend hervorhob, daß die deutschen Universitäten manchmal in die Zwangslage kommen, sich der aus Rußland kommenden deutschen Gelehrten annehmen zu müssen, obgleich ihnen dann und wann dadurch Verlegenheit bereitet werden könnte. Auf der andern Seite könnte ich Namen von russischen Gelehrten anführen, über deren wissenschaftliche Begabung, die sie in ihrer Lernzeit als Mommsens Schüler zeigten, das Urteil des großen Gelehrten äußerst günstig lautete.

Wer alle diese Verhältnisse kennt, so wie ich, wird selbst vom slawischen Gesichtspunkt Mommsen anders beurteilen, als es vielfach, in den Momenten einer augenblicklichen Aufwallung, geschah.

Empfangen Sie, verehrter Herr, diese wenigen Zeilen, die ich aus Anlaß Ihrer Karte an Sie schicke, als den Ausdruck meiner aufrichtigen Verehrung, meiner treuen Anhänglichkeit an das Andenken des großen Gelehrten.

Ihr

Jagić.

Der Urhaß.

Novelle

von

Franz Adam Beyerlein.

Man glaubt, über die Jahre der Torheit hinaus zu sein, und hernach ist es doch wieder um kein Haar anders als ehedem: ein Frauenzimmer geht vor einem her, ein Frauenzimmer etwa von angenehmer, schlanker Figur, das die Röcke gefällig zu raffen versteht, dessen Füße hübsch beschuht sind und im Ausschreiten jene rhythmische Grazie haben, der man ganz wohl eine Zeitlang zuschauen kann, — und man trottet hinterdrein. Das geschieht nicht so sehr

mit begehrlichen Absichten, als rein aus Freude an dem schönen Gehen da vorn. Allenfalls empfindet man ein sehr bedingtes Spannungsgefühl dabei: wenn sich dies und jenes, oder vielmehr alles, passend ineinander schickt, dann kann man ja erwägen, ob man ein weiteres wagen will oder auch nicht.

Aber selbst das lag mir ferne, als ich letzthin einer jungen blonden Frau folgte. Ich tat es nur, um sie gehen zu sehen. Es konnte nichts Anmutigeres geben. Es war, wie wenn eine gescheuchte Rebhenne in der Furche eines Kartoffelackers entlang läuft. Etwas kinderhaft Verstörtes lag in diesem eschperigen, unruhigen und doch graziösen Eilen, etwas, das vermuten ließ, daß diese junge, so hastige Blondine eine von jenen Frauen war, die stets ein wenig erröten, wenn ein Mann das Wort an sie richtet. Und dann waren diese Füße schön, — länglich, schmal und doch von einer gewissen Nervigkeit des Baues.

Das Glück wollte mir wohl: die junge blonde Frau hatte einen weiten Weg zurückzulegen. Ich ging hinter ihr, immer in dem nämlichen Abstande, und diese Verfolgung, die sie in Verwirrung setzen mochte, machte das Schauspiel, das sie mir gab, nur noch reizender.

Mit einem Male brach der Rhythmus der atemlosen Schritte vor mir jäh ab, und die junge Frau verschwand in einem Hauseingange. Ich war beinahe zornig über diesen Abschluß des kleinen Ereignisses. Es war die Empfindung des Zuschauers, wenn an einem Theaterabend der Vorhang vorzeitig heruntergelassen wird, weil der Heldenspieler beim Verlassen der Garderobe sich die Kniescheibe aufgeschlagen hat.

Ich dachte nicht im entferntesten daran, irgendwie zu erfragen, wer denn diese blonde Dame sein möchte, die mich vor einer Minute noch entzückt hatte, — wie der Zuschauer im Theater entschloß ich mich, da eben doch die Vorstellung zu Ende war, nach Hause zu gehen. Aber da gebar mir das eine bescheidene Abenteuer, das nun abgeschlossen war, ein neues: ich befand mich mit einem Male in einer fremden Stadt. Denn diese wohlgestalten Frauenfüße, die so flüchtig wie die einer Rebhenne huschten, hatten mich in einen Stadtteil geführt, der mir ganz und gar unbekannt war, und das ist in einer Großstadt genau dasselbe, als wenn man eine fremde Stadt betritt.

Sonderliche Schönheiten boten sich mir nicht auf meinem Entdeckungsgange. Die Häuser hatten gleichsam Uniformen an, es schien ungefähr ein Viertel mittlerer Beamten und wohlhabender Kleinbürger zu sein. Allmählich wurde der gleichmäßig zugeschnittene Rock, den die Gebäude trugen, schäbiger, Kinder, die nicht alle sauber waren, trieben ihre Kreisel auf den Trottoiren, und die Mütter standen schwatzend vor den Haustüren und wiegten ihre Säuglinge auf den Armen.

Das Beamten- und Kleinbürgerviertel war in ein Arbeiterviertel übergegangen.

Zuweilen hörte ich aus der Ferne das Läuten der elektrischen Bahnen, aber ich hütete mich, dem Tone nachzugehen. Dann hätte ich ja im Augenblick gewußt,

wo ich mich befand. Und die Sonne leuchtete auch in die Straßen der armen Leute freundlich hinein.

Das Ende war, daß ich Durst und Hunger verspürte. Etwa ein Biergarten, der wäre mir recht willkommen gewesen.

Ich hatte Glück. Die eine Schmalseite eines Häuserquadrates war unbebaut geblieben, und in die ziemlich breite Lücke zwischen den kahlen Brandmauern der fünfstöckigen Gebäude war eine Gartenwirtschaft eingeklemmt. Die tiefe Schlucht, die in die himmelhohe Wand hineinklaffte, öffnete sich gerade nach Süden. So konnten die alten prächtigen Platanen, die den mäßig großen Gartenfleck beschatteten, gedeihen, und die Wirtschaft sah hell und einladend aus. Vor Jahren, als noch ringsum Feld und Wiese sich breitete, war darin wohl ein Milch- und Kaffeegarten betrieben worden. Ein chaletartiges Holzgebäude in einer Art Gebirgsstil stand im Hintergrunde des kiesbestreuten Platzes, „Zum Schweizerhäuschen“ stand auch auf dem Schild über der Eingangspforte des Stakets. Aber über das Dach hinweg erblickte man statt Jungfrau, Mönch und Eiger die trostlosen Rückseiten der Mietskasernen.

Von außen hatte ich über der Stakettür auch den Namen des Wirtes gelesen, ganz achtlos natürlich. Hinterher erst kam es mir zum Bewußtsein, daß diesem Namen etwas Besonderes angehaftet hatte. Nun, das Zurückgehen blieb mir erspart. Mit großen Buchstaben war auf den Mauerflächen links und rechts die Firma wiederholt: „Zum Schweizerhäuschen. Inhaber: Ehregott Drzwollzschrack.“

Mit einem Male war jenes halb unbewußte und ganz unbestimmte Stutzen vor dem Schilde über der Pforte in seiner Ursache vollständig klar geworden. Es ist ja auch nicht so leicht, einen Namen zu vergessen, in dem dieser Schwall von dreizehn Konsonanten die unglücklichen beiden Vokale fast erstickt, und vollends unmöglich ist das, wenn man sich ein Jahr lang an dieser seltsam ungerechten Buchstabenzusammenstellung die Zunge zerbrochen hat.

Ich bestellte recht eilfertig irgend etwas, als mich ein Aufwärter nach meinen Wünschen fragte, und nachher schaute ich sehr erstaunt zu, wie mir eine rosenfarbige Weiße und ein Teller roher Schinken aufgetragen wurden. Es galt aber auch, mit den Gedanken einen wahren Abgrund von Zeit und Raum zu überbrücken. Immerhin, hüben und drüben war der feste Boden vorhanden hier die greifbare Gegenwart und die Gartenwirtschaft „Zum Schweizerhäuschen“ mit den sonnenbeschienenen alten Platanen, wenn mir recht war, irgendwo ziemlich weit oben im Nordosten der Stadt, und dort, wohl fünfzehn Jahre zurück, mitten in einer schönen Hügellandschaft das abschreckend häßliche Gebäudeviereck des Alumnats, dem ich sechs recht lange Jahre, von Untertertia bis Oberprima, angehörte. Und in diesem Alumnat — dessen entsann ich mich ganz zuverlässig — hatte ein Jahr lang der Lizentiat der Theologie Ehregott Drzwollzschrack aushilfsweise den Religionsunterricht erteilt.

Nun war es ja möglich, daß jener Lehrer und dieser Wirt zwei ganz verschiedene Menschen waren. Der Lizentiat stammte aus dem Wendischen — auch

dessen entsann ich mich nun —, und vielleicht kommt in der Wendei der Familienname Drzwollzschrack häufig genug vor. Der Vorname Ehregott bewies am Ende auch nichts dawider, er klingt altväterisch und fromm zugleich, und die Wenden sind ein stramm konservativer und streng kirchlicher Volksstamm. Das ist bekannt. Aber einstweilen war ich der Meinung, daß das Schicksal nicht einen so großen Apparat von Zufällen in Bewegung setzt, um schließlich eine Geschichte zuwege zu bringen, die lächerlich uninteressant ausläuft, und während ich aß und trank — die Weiße und der Schinken verdienten übrigens alles Lob —, mühte ich mich, Fäden zu spinnen, die sich dann zu einer gangbaren Brücke über Jahre und Meilen hinweg verdichten könnten.

Die Gegenwart, eigentlich das Positivste, verwirrte mir meine Gedankenoperation einigermaßen. Es hing da neben der Tür des schüchternen Häuschens im Hintergrunde des Gartens, auf dessen niedriges Dach die hohen Mauern zu beiden Seiten immer herabzustürzen drohten, eine Blechtafel mit der Aufschrift: „Verkehrslokal der Gewerkschaft der Metallarbeiter Deutschlands". Die Metallarbeiter sind die radikalsten und revolutionärsten unter allen Proletariern. Sie wahren damit das Erbe der Borsigschen Eisengießer und Schmiede, die in den Märztagen die Kerntruppen der Revolution abgaben. Und von ihrem Verkehrslokal sollte es einen Weg zu dem ehrwürdigen Alumnat geben?

Aber dann rückte gerade dieser Gegensatz die Verhältnisse in ein neues Licht, und plötzlich hatte ich einen Gesichtspunkt gewonnen, unter dem sich die Dinge ganz folgerichtig zu entwickeln schienen.

Es saß sich gut in dem kleinen Garten. Der Aufwärter hatte mir eine zweite rosenfarbene Weiße hingestellt. Ich empfand das behagliche Gefühl des Ausruhens und ließ es mir in der Wärme wohl sein, mit der mich die Sonne durch den Blätterschirm der Platanen hindurch bestrahlte. Ab und zu löste sich oben ein welkes Blatt von einem Zweige los, es schwebte einen Augenblick und dröselte dann langsam auf den Kiesboden nieder. Ich sah es, aber meine Gedanken waren rückwärts gerichtet.

... Wir waren damals, in Unterprima, eine richtige Durchschnittsklasse, anderthalb Dutzend braver Jünglinge, die den klösterlichen Hausgesetzen willig gehorchten und mit redlichem Fleiß die wissenschaftlichen Anforderungen zu erfüllen suchten. Um so unangenehmer stach ich — leider ich, denn das war damals für mich sehr unbequem — davon ab. Ich lebte eigentlich beständig unter dem consilium abeundi, und was den andern Schweiß und Kopfzerbrechen verursachte, das flog mir, ganz ohne Verdienst, ziemlich leicht zu. Der andre, der sich noch von dem Schwarme abhob, aber bei weitem nicht so unangenehm, war Arndt von Leippen. Wir beiden hätten unter den vielen mittelmäßigen zwei vorzügliche Schüler abgeben können. Statt dessen setzten wir unsern Ruhm darein, haarsträubend faul zu sein.

Das Bewußtsein, daß wir etwas leisten konnten, wenn wir nur wollten, brachte uns einander näher. „Wir sind doch wenigstens zwei Kerle," sagte Leippen einmal, „die andern sind Herdenvieh!"

Schließlich wurden wir recht gute Freunde.

Aber es bestand ein Unterschied zwischen uns. Wenn mir etwas an den Hausgesetzen albern und drückend vorkam, dann empörte ich mich offen dagegen, mit Worten und am Ende auch mit einer auflehnenden Handlung. Leippen verhöhnte die engen Regeln ganz ebenso wie ich, aber er schlängelte sich geschickt darum herum und gab im letzten Augenblicke doch klein bei.

„Ich verabscheue den Eklat, Krachmachen ist unfein," redete er sich heraus, aber in Wirklichkeit fehlte es ihm an dem letzten entscheidenden und entschlossenen Mut. Er war eine geschmeidige Kompromißnatur. Kein Wunder übrigens, da seine Vorfahren in wer weiß wie vielen Generationen dem Königshause als Diplomaten gedient hatten.

Diese Erkenntnis gab mir ein gewisses Uebergewicht über ihn, und, die Wahrheit zu gestehen, das tat mir sehr not. Denn im übrigen beneidete ich Arndt von Leippen recht herzhaft. Ich war damals aber auch gar nichts andres als einer jener langaufgeschossenen, täppischen Jungen, die überall in den Sekunden und Primen der Gymnasien sitzen und von erfahrenen Menschen ein wenig lächelnd, wie etwa junge Jagdhunde, angesehen werden. Leippen dagegen hatte jene überlegene Gewandtheit der Lebensart, die jungen Leuten seiner Abstammung zuweilen angeboren ist. Er streifte nie mit dem Rockschoß eine Nippesfigur herunter, und seine Ball- und Tischgespräche flossen ohne Pausen ebenmäßig dahin. Dazu war er ein schöner Kerl, von der ein wenig dekadenten Schönheit, die durch jahrhundertelange Inzucht innerhalb einer Gesellschaftsklasse hervorgebracht wird. Ein kleiner Kopf und lange, schöngeformte Beine sind ihre Merkmale. Leippen hatte ein regelmäßiges Antlitz, in dem eine feine, gerade Nase, kluge Augen und eine wohlgewölbte Stirn harmonisch zueinander stimmten, eine launisch vorgeschobene Oberlippe verscheuchte die Langeweile, die eine allzu gesetzmäßige Bildung leicht entstehen läßt. Und nicht zuletzt bewegte sich sein schlanker Körper mit einer ungezwungenen Anmut, so daß man ihm im Bade mit dem Wohlgefallen zuschaute, das Goethe empfunden haben mag, als er sich mit den Brüdern Stolberg im Zürichersee zur übelvermerkten Kühlung vereinte.

Leippen war elternlos. Er unterstand der vormundschaftlichen Obhut eines Großonkels, eines alten Kammerherrn. Aber er zeigte mir einmal ein Bild seiner Mutter. Diese Frau — sie stammte aus einer schwedischen Reichsgrafenfamilie — mußte wunderschön gewesen sein, und eigentlich um der schönen Mutter willen schloß ich mich enger an den Sohn an, als ich sonst wohl getan hätte. Denn im Grunde gingen unsre Meinungen immer mehr auseinander. In Leippen herrschte das besitzsichere aristokratische Element vor, und ich neigte zu einer etwas zerstörungslustigen demokratischen Gesinnung. Aber da die andern Klassengenossen sich auch nicht zu dem geringsten Versuch einer noch so unreifen selbständigen Weltanschauung aufschwangen, so kamen wir doch immer wieder zusammen.

Freilich, je länger wir miteinander verkehrten, desto sicherer wurde ich Leippen gegenüber. Einmal empfand ich den richtigen Dummejungenstolz darüber, daß

es für mich doch noch weniger Mühe brauchte, die Schulaufgaben halbwegs zufriedenstellend zu lösen, als für ihn, und dann mehrten sich bei ihm die vorsichtigen, abwägenden Züge, die manchmal ins Kleinliche oder gar ins Feige hinüberschillerten.

Leippen aber sagte einfach, wenn ich den Spröden gegen ihn spielen wollte: „Sei doch kein Stiefel! Du mußt ja mit mir zusammenhalten! Oder willst du dich etwa an einen von den andern Hornochsen machen?“

Und darin hatte er nun freilich recht.

Wir saßen ein halbes Jahr in Unterprima, da verabschiedete sich in dem Semesterschlußaktus der Religionslehrer des Alumnats von seinen Schülern. Der gute alte Papa Hähnel hatte einen großen Ruf als Hebräologe und war auf ein Jahr beurlaubt worden, um in den Londoner Museen und wo sonst es noch der Mühe lohnte, Texte zu studieren. An seiner Stelle war der Anstalt vom Ministerium der Lizentiat der Theologie Ehregott Drzwollzschrack zugewiesen worden.

Ich weiß nicht, warum und wieso es kam, aber es war eine Tatsache, — der neue Religionslehrer war von vornherein, noch ehe jemand ihn zu Gesicht bekommen hatte, eine komische Figur. Der seltsame Name trug einen Teil der Schuld daran. Es wurde Sitte, die Tertianer von einer Hausstrafe zu pardonnieren, wenn sie zwölfmal hintereinaner fehlerlos „Lizentiat Drzwollzschrack“ sagen konnten. Dann beging auch der Rektor eine Ungeschicklichkeit. Als ein nachahmenswertes Beispiel eisernen Fleißes und strengen wissenschaftlichen Strebens erzählte er im Aktus vom Lebensgang des erwarteten neuen Kollegen. Drzwollzschrack war der nachgeborene Sohn eines Gutsarbeiters, der von einem Kutschgeschirr der Herrschaft überfahren worden war. Darauf hatte sich die Gutsherrin des vaterlosen Knaben angenommen, sie hatte ihn studieren lassen, und Ehregott Drzwollzschrack war immer ein Musterschüler und hernach ein Musterstudent gewesen. Er hatte alle Examina mit den ersten Zensuren bestanden, und als eine Auszeichnung mußte auch die Zuweisung eines so jungen Mannes an das Alumnat betrachtet werden.

Nun, so töricht waren wir Jungens damals doch nicht, daß wir etwa Drzwollzschrack um seiner Herkunft willen mißachtet hätten, aber dieser Krimskrams, den der Rektor da salbungsvoll vorpredigte, stachelte doch die Neugier auf das so besondere Gewächs an, das sich am Beginn des Wintersemesters den mitleidlosen Augen von anderthalbhundert unreifen Burschen präsentieren sollte.

Nach den Michaelisferien war Ehregott Drzwollzschrack da. In dem schlechtsitzenden schwarzen Rock und in dem altmodischen Liegekragen, der seinen Hals viel zu lang erscheinen ließ, nahm er sich recht unvorteilhaft aus. Gleichwohl fiel das niemand sonderlich auf, denn die andern Lehrer des Instituts hatten uns durch Anmut und Eleganz der äußeren Erscheinung nicht eben verwöhnt.

An dem Alumnat bestand die Sitte, daß die neu eintretenden Lehrer bei der Einweisungsfeier vom Katheder aus ein kurzes curriculum vitae vorzutragen hatten. Bis dahin hatten wir dann nachlässig hingehört. Man dachte allenfalls:

‚Aha, ein Schlesier‘, und damit war es gut. Es ist erklärlich, wie sehr nach den Indiskretionen des Rektors die Ohren auf Drzwollzschracks Lebenslauf gespitzt waren.

Ich weiß noch, daß mir damals der Lizentiat leid tat. Es ist unziemlich, daß ein Mann vor hundertundfünfzig Jungens hintreten und erklären soll: „Ich war als ein geborener armer Teufel auf Almosen angewiesen.“ Und Drzwollzschrack selbst litt unter der grausamen Pflicht, die ihm auferlegt war. Je näher eine Art von Predigt, mit der er sich einführte, ihrem Ende kam, desto hastiger wurde seine Rede. Er versprach sich zuweilen, und sein Gesicht färbte sich purpurrot. Vor dem curriculum vitae machte er eine schwere Pause, und sein Atemholen klang wie ein Seufzer, als er endlich begann. Der Lebenslauf lautete ungefähr folgendermaßen: „Ich, Ehregott Drzwollzschrack, wurde als nachgeborener Sohn des Häuslers und Gutsarbeiters Drzwollzschrack dann und dann da und da in der Niederlausitz geboren. Die Güte einer hochsinnigen Frau setzte mich instand, das Gymnasium zu Bautzen zu durchlaufen, und ebendieselbe verehrungswürdige Gönnerin ermöglichte mir ein dreijähriges Studium der Theologie an der Universität zu Leipzig, wo ich das examen pro candidatura u. s. f.“

Das war einfach, wahrhaftig und würdig gesagt, und nur die allertörichtsten von den jüngeren Schülern stießen sich bei der peinlichen Stelle leise an. Ich sah nach Leippen, der neben mir saß: er starrte mit seinem gewöhnlichen unbeweglichen Ausdruck vor sich nieder auf seine Lackstiefel.

Im Verlaufe des Schulwinters dachte schließlich kein Alumnus mehr an die „hochsinnige Gönnerin“ Ehregott Drzwollzschracks. Es mußte also andre Gründe haben, daß der Lizentiat nicht imstande war, sich dem Schülercoetus gegenüber ein Ansehen zu verschaffen.

In der Tat konnte es keinen unbeholfeneren Menschen geben als Drzwollzschrack. In allem, was in irgend einem Betracht Gewandtheit der Lebensart erheischte, war ihm jeder Tertianer überlegen, und es bedeutete einen argen Mißgriff des Kultusministeriums, daß gerade dem Gymnasium, das sich auf seine „Vornehmheit“ etwas einbildete, ein Mann wie Drzwollzschrack zugewiesen wurde, der vielleicht nur als zeitweiliger schüchterner Tischgast eines Theologieprofessors die Gepflogenheiten des gesellschaftlichen Verkehrs kennen gelernt hatte. Das Gefühl der Unerfahrenheit auf diesem Gebiete machte ihn immer unsicherer, und andrerseits flößte die Ueberzeugung von der eignen Ueberlegenheit den Schülern Mut ein, mit dem Lizentiaten mehr oder minder unschickliche Scherze zu treiben.

Es kam dazu, daß der neue Religionslehrer sich auch in seiner Unterrichtsmethode als recht ungeschickt erwies. Wenn die Schüler sich mit religiösen Zweifelsfragen — selten aus wirklicher Gewissensnot, fast stets nur, um sich jungenhaft als Skeptiker aufzuspielen — an den Vorgänger, Professor Hähnel, gewandt hatten, dann war der kluge alte Herr liebenswürdig auf diese Anzapfungen eingegangen, und seine überlegene Dialektik hatte die ungeschickten Behauptungen der philosophisch unreifen und ungeschulten jungen Kämpen bald ad absurdum zu führen gewußt, — ein innerlich hohler Sieg zwar, aber zu-

mindest keine Niederlage, die dem Ansehen als Lehrer hätte Abbruch tun können. Drzwollzschrack indessen, ein streng orthodoxer Theolog, gebärdete sich solchen Angriffen gegenüber zunächst wie ein erzürnter Puter. Er zeterte lange über diese unselige Zweifelsucht der Jugend, und dann breitete er die begeisterte Ueberzeugung seines innersten gläubigen Herzens vor den Jungens aus, die kaum hinhörten und das edle, um Nachfolge werbende Feuer, das in diesen Ausbrüchen glühte, überhaupt nicht spürten. Für mich sprach er dann oft rührend, manchmal erschütternd, überzeugend nie, und auch ich wurde aus meiner mitempfindenden Teilnahme hart herausgerissen, wenn er seine Ausführungen mit einem kategorischen „Das muß man eben glauben!" schloß. Ein solcher Imperativ hat nur bei sehr gutwilligen Hörern Erfolg, und das sind Schüler selten.

Unter diesen Umständen konnte es nicht fehlen, daß der Lizentiat von der offenen, ehrlichen Art, mit der er anfangs den Alumnen entgegengekommen war, allmählich abließ. Er gewöhnte sich daran, in den übelwollenden Burschen seine Feinde zu erblicken, er wurde schroff und rauh, und endlich, als er auch mit einem härteren Zufassen keine besseren Erfahrungen machte, erteilte er seinen Unterricht, wie einer eine drückende Fronarbeit leistet, — lustlos und mit wortkarger Verbissenheit. Damit war die eigentliche Fehde zwischen Lehrer und Schülern abgeschlossen. Es machte keinem mehr Spaß, mit Drzwollzschrack anzubinden. Aber aus tausend kleinen Merkmalen mußte der Lizentiat beständig herausfühlen, wie gering ihn die Alumnen als Mensch und als Lehrer einschätzten.

Leippen und ich standen insofern in einem besonders nahen Verhältnis zu Drzwollzschrack, als wir, die wir bis dahin der Tutel des alten Professor Hähnel angehört hatten, nun auch seinem Vertreter überwiesen worden waren.

Es hatte sich die Gepflogenheit herausgebildet, daß die Professoren die ihrer besonderen Obhut zugeteilten Alumnen im Semester einmal zu sich baten. Der Lizentiat konnte als Junggeselle mit der beliebtesten Form dieser Einladungen, einem möglichst guten Abendbrot, nicht aufwarten. Aber er hatte artige Einfälle. Im Winter lud er seine ganze Tutel zu einer Schlittenfahrt ein; er hatte einen großen Brettwagen mit Stroh auspolstern und auf Kufen setzen lassen, ein Bauer fuhr dann die muntere Last nach einem Dorfkruge, dort gab es Kaffee und Kuchen, hinterdrein kaltes Fleisch und ein Glas Punsch. Das war eine prächtige Idee, und wenn die Position des Lizentiaten nicht bereits unrettbar verloren gewesen wäre, so hätte er sich damit manche Herzen gewonnen. Wie die Dinge nun einmal lagen, war die wohlgelungene Schlittenfahrt bald vergessen. Im Frühling darauf gab er den Tertianern seiner Tutel ein Kirschenfest, den älteren Alumnen mietete er Ruderboote, und zwischen Prima und Sekunda wurde ein Wettrudern improvisiert und mit demselben Eifer wie zwischen Cambridge und Oxford ausgefochten. Das war wiederum hübsch ausgedacht, und die Lust und Vergnügtheit der Teilnehmer war wiederum groß und aufrichtig, aber Drzwollzschrack selbst ging abermals leer aus.

Ostern waren Leippen und ich nach Oberprima aufgerückt. Um uns, die

beiden ältesten Alumnen seiner Tutel, gab sich der Lizentiat besondere Mühe. Auf den langen, weiten Spaziergängen, die er mit uns unternahm, entäußerte er sich der scheuen Gedrücktheit, die ihn gemeinhin in ein so unvorteilhaftes Licht stellte. Er erschien dann als ein einfacher, gesund empfindender Mann, dem ein liebenswürdiger, etwas derber Humor gut zu Gesicht stand. Mit seinem rückhaltlosen Sichgeben schien er uns zu einem gleichartigen Entgegenkommen aufzufordern, aber Leippen legte die kalte Zurückhaltung, die ihm eigen war, kaum je und geschweige denn hier ab, und ich war weit verschlossener und ablehnender, als es sonst meine Art war — aus gekränkter Eitelkeit. Ich hatte nämlich den Eindruck, als ob es dem Lizentiaten weit mehr um Leippen zu tun sei als um mich, und dann — nun, dann konnte er mir gestohlen bleiben.

Ich glaube, ich hatte ganz recht mit dieser Beobachtung. Aber die Beweggründe, die ich damals in meiner Empfindlichkeit Drzwollzschrack unterschob, lagen ihm sicherlich fern. Ich dichtete ihm an, er schiele nur nach der fetten Pfarre, die Leippen einmal, wenn er mündig und Patronatsherr geworden war, zu vergeben hatte. Daran dachte der Lizentiat wohl kaum. Vielmehr erging es ihm nicht anders wie mir: das weltsichere, wohlgeschliffene Auftreten Leippens imponierte ihm, und dann hatte der Lizentiat, dem es selbst an Anmut durchaus gebrach, eine lebhafte Freude an körperlicher Schönheit. Es war wie bei einer impulsiven Liebesleidenschaft, die auch nicht ängstlich fragt: ist die schöne Geliebte des Gefühls auch würdig?

Mit einem heißen Bemühen warb er um die Zuneigung Arndt von Leippens. Aber der blieb kalt und spröde, höchstens daß er sich, seiner verbindlichen Natur folgend, hie und da zu kleinen Konzessionen verstand. Darüber schon war Drzwollzschracks Freude groß, und in solchen Augenblicken schien es, als ob ein hellerer, freundlicherer Geist sich des verbitterten Mannes annähme.

Dann trat der unvermeidliche Rückschlag ein. Ein grausamer Zufall führte ihn herbei.

An einem warmen Maiabend saßen Leippen und ich auf einer Bank des Primanergartens. Ein schmaler Gebüschsaum trennte den Fleck von dem weichsandigen Viereck des Spielplatzes. Wir rauchten unsre Pfeifen und plauderten ab und zu ein Wort.

„Weißt du, Leippen," sagte ich, „ein bißchen besser könntest du eigentlich Drzwollzschrack behandeln. Er ist doch riesig nett zu dir!"

„Ach Gott ja," erwiderte Leippen.

Er rauchte ein paar Züge und fuhr dann fort: „Aber ich hab' nun mal für Leute nichts übrig, bei denen Rock, Hose und Weste von dreierlei Zeug ist."

In diesem Augenblick ging in unserm Rücken jemand vorüber. Ich drehte mich um, — der Lizentiat, der die Inspektionswoche hatte, schritt über den Spielplatz. Er mußte Wort für Wort gehört haben.

Leippen sah ihn auch. Er schwieg eine Weile und sagte dann: „Nun, desto besser! Dann ist gleich Schluß mit der fatalen Sache."

Bei der Abendandacht las Drzwollzschrack den vorgeschriebenen Abschnitt

aus dem Andachtsbuche mit einer entsetzlich eintönigen Stimme. Er hastete nach dem Ende, und als ihm der aufsichtführende Oberprimaner die Schlußmeldung des Tages abstattete, daß die Alumnen zu Bett gegangen seien, hatte er seine Lampe schon ausgelöscht. Sein „ich danke“ kam aus der finsteren Zimmerecke.

Vom nächsten Morgen an war er ein vollkommen andrer geworden. Die Sicherheit, die ihm so lange gefehlt hatte, schien er über Nacht gewonnen zu haben. Knapp und klar stellte er im Unterricht seine Fragen, und die Schüler antworteten respektvoll.

Gegen Leippen verhielt er sich nicht anders als gegen die übrigen. Höchstens war sein Ton dann noch kälter, und wenn er ihn aufrief, glitten seine Augen geflissentlich über ihn weg.

Ein wenig unbehaglich war es dem sonst so kühlen Leippen aber doch zumute. „Es ist nur gut,“ sprach er, „daß Michaeli der Papa Hähnel wiederkommt. Drzwollzschrack ist weiß Gott imstande, mich im Abiturium auf Religion rasseln zu lassen.“ Ganz instinktiv spürte er den feindseligen Groll, den der Lizentiat gegen ihn nährte und der allmählich zu einem ingrimmigen Haß erstarkte.

Die gemeinsamen Spaziergänge hatten selbstverständlich aufgehört, und der Verkehr, der notwendigerweise aus der Verwaltung der Tutel hervorging, wurde von Tutor und Schützling möglichst abgekürzt.

„Es ist mir immer ein bißchen unheimlich, wenn ich mit Drzwollzschrack zu tun habe,“ gestand Leippen ein. „Das ist ja ein wahrer Viechskerl! Er muß Bärenkräfte haben!“ (Schluß folgt.)



Berichte aus allen Wissenschaften.

Marinewesen.

Die Vereinigte Staaten-Marine und die deutsche Flotte.

In einer lesenswerten Broschüre, betitelt: „The military importance of Naval engineering experiments“, spendet der Verfasser, bisheriger Chef-Ingenieur der amerikanischen Marine, Kontreadmiral Melville, Deutschland ein fast uneingeschränktes Lob für die hervorragende Förderung, die der Kriegs- und Handelsschiffbau Deutschlands und mit ihm der des Auslandes durch die der Bauausführung vorausgehenden experimentellen Versuche in den zu diesem Zweck geschaffene Laboratorien erfährt, sowie durch das Studium der Probleme vom wissenschaftlichen Standpunkte aus, wie solche der moderne Schiffbau fortwährend aufwirft.

Der Zweck der Broschüre ist es, den Amerikanern den Wert solcher technischen Versuchsanstalten für den praktischen Schiffbau zu beweisen und damit die Errichtung einer solchen Anstalt, deren Bedürfnis sich in den Vereinigten Staaten immer fühlbarer macht, aber die nicht recht über die Vorerwägungen hinausgedeihen will, zu beschleunigen.

Der Verfasser geht so weit, Deutschland infolge dieses bei uns hochentwickelten Prinzips

der wissenschaftlichen Behandlung und Versuche technischer Neuerungen, ehe sie in die Praxis des Schiffbaues übernommen werden, einen Vorsprung von etwa fünf Jahren — der Zeit, die er für die Errichtung und Einarbeitung einer solchen Versuchsstation rechnet — über England und Amerika zuzuerkennen.

Man braucht seinen Ausführungen nicht immer zuzustimmen, wohl aber ist es richtig daß wir aus der Not eine Tugend gemacht haben und diese Tugend ständig pflegen.

Unser im Vergleich zum amerikanischen und englischen doch sehr beschränktes Staats- und Marinebudget verbietet die Ausführung vieler Versuche im großen, wenn ich so sagen soll, von Vergleichs- und Versuchsbauten. Ebensowenig können wir einen bestimmten Typ oder ein Modell ohne Prüfung und Vergleich in die Praxis übernehmen. Die Probleme sind auch zu verwickelt und bedürfen der Erprobung nach so vielen Richtungen hin, daß ein Pochen auf das Genie unsrer Techniker, immer das Richtige zu treffen, falsch wäre.

Wir müssen möglichst Nutzen ziehen aus der großen Praxis der andern; im übrigen sind wir auf wissenschaftliche Untersuchungen im kleinen angewiesen, um die ohnehin großen Ausgaben nach Möglichkeit zu beschränken und doch Brauchbares zu schaffen.

Melville findet es wunderbar, daß die militärisch voranstehende Nation auch auf maritimem Gebiet die große Bedeutung der wissenschaftlichen Erforschung der Probleme zuerst erkannt und in die Hand genommen hat, so daß England und Amerika in vielen Fällen nur nötig hatten, die Grundsätze in die Praxis zu übertragen, um kommerzielle und maritime Vorteile zu erzielen.

In erster Linie ist es doch wohl Frankreich gewesen, das seinen Ruf als Land des klassischen Schiffbaues begründete, während in Deutschland erst in neuerer Zeit diese Industrie zu so hoher Vollkommenheit gelangt ist.

Im Gegensatz zu uns hat England von jeher seine Erfahrungen mit Vorliebe aus der großen Praxis geschöpft.

England hat seine Arbeiter in der Praxis erzogen. Auch die höhere technische Arbeiterschaft ist nicht aus technischen Hochschulen hervorgegangen. Englands Leistungen auf dem Hochschulgebiet sind nicht die hervorragendsten, seine Hochschulen lassen sich den deutschen nicht an die Seite stellen, und dennoch sind die englischen Leistungen auf dem Gebiet der praktischen Technik unübertroffen. Als Muster im Kriegsschiffbau steht immer noch das englische Schlachtschiff vor uns, wie es sich aus der großen Erfahrung dieser Nation im Schiffbau nach und nach entwickelt hat.

Neuerdings schenkt man aber auch in England dem Studium technischer Einzelheiten mehr Beachtung. Man wünscht auch dort die Errichtung von Versuchsanstalten zum besonderen Studium der Probleme des Kriegschiffbaues und der Erprobung technischer Erfindungen auf Brauchbarkeit in der Kriegsmarine hin. Die Zeitschrift „Marine-Engineer" verweist auf die Bestrebungen des amerikanischen Kontreadmirals Melville zur Errichtung einer solchen Anstalt: eine solche Versuchsanstalt sei auch für England ein immer dringenderes Bedürfnis, die Erfinder technischer Einrichtungen und Verbesserungen erführen nur sehr geringe oder gar keine Förderung durch die Admiralität. Diese Behörde verlange, daß die Erfindungen vollkommen erprobt und an andrer Stelle schon im praktischen Gebrauch seien, ehe sie die Einführung in die Kriegsmarine ins Auge fasse.

Ganz anders Deutschland. Dort bestehen Versuchsanstalten in Verbindung mit den technischen Hochschulen in Charlottenburg und Dresden, wo alle neuen Errungenschaften experimentell erprobt und auf ihre Vorteile hin geprüft werden können. Indem man so die Frage klärte, bereitete man die ausgedehntere Verwendung in der Praxis vor.

Melville meint, daß dadurch der Wert dieser Anstalten sehr hoch anzuschlagen sei und die Dienste, die sie dem Schiffbau leisteten, sehr bedeutende wären.

Die deutsche Kriegsmarine sei von vielen Mißgriffen bei Einführung von Neukonstruktionen bewahrt worden, andrerseits sei die Urteilsbildung über die praktische Brauchbarkeit schnell gefördert und so die Einführung einer nützlichen Verbesserung beschleunigt

worden. Der Verfasser ist der Ansicht, daß, wenn England die Kesselfrage in dieser Weise angefaßt hätte, man nie zu der, später als Fehler erkannten, fast ausschließlichen Verwendung von Belvillekesseln gelangt wäre.

In dem deutschen gemischten Kesselsystem und in der Einführung der drei Schrauben z. B. auf allen großen Kreuzern und Schlachtschiffen der Kriegsmarine, sieht Melville ökonomische, konstruktive und faktische Vorteile gegenüber den Schiffen andrer Nationen.

Dieses Erprobungssystem sei der Grund, daß die großen Erfolge im deutschen Kriegs- und Handelsschiffbau nicht eine allmählige Verbesserung infolge vieler verfehlter Konstruktionen, wie vielfach bei andern Nationen, darstellen, sondern daß zielbewußte, stetige und rasch fortschreitende Verbesserungen den deutschen Schiffbau kennzeichnen und daß z. B. die großen Ozeanschnelldampfer die größten, schnellsten und wahrscheinlich auch die ökonomischsten und bequemsten Schiffe von allen sind.

Melville meint, daß man sich in deutschen Schiffbauerkreisen und unter den für den Kriegsschiffbau verantwortlichen Männern stets bewußt gewesen ist, daß ohne solche eingehende Voruntersuchungen und sorgfältige Experimente der Ausbau einer großen Kriegs- und Handelsmarine zu argen Enttäuschungen, wenn nicht gar Katastrophen führen würde.

Wir können dieses Lob mit Genugtuung annehmen in Beziehung auf das Einzelschiff, denn es stellt für seine Größe alles dar, was man bei dem derzeitigen Stand der Technik verlangen kann. Aber auch was die Durchführung des neuen Flottengesetzes im ganzen anbetrifft, sind die Vorarbeiten dazu in so umfassender Weise und nicht bloß in rein schiffbaulicher Beziehung gemacht, daß die Durchführung in keiner Weise auf Schwierigkeiten stößt.

Um diese Arbeit und Organisation hat uns schon manche Nation beneidet, denn das Streben aller Großmächte ist ja in unsern Tagen auf Seegeltung gerichtet.

Noch vor wenigen Monaten wurden von dem in Kiel anwesenden amerikanischen Geschwader beim Anblick der deutschen Schlachtflotte Stimmen laut: „Wir erkennen vollkommen die Arbeit, die in dieser Sache steckt, und wir gestehen, daß wir trotz eines größeren Programms von der Durchführung doch noch weit entfernt sind. Wir bezweifeln überhaupt, ob unsre Regierungsform eine so stetige Flottenpolitik, wie sie zum Bau einer solchen einheitlichen Flotte nötig ist, gewährleisten kann."

Wir sind trotz alledem nicht blind gegen unsre eignen Fehler und ebenso weit davon entfernt, die amerikanische Marine irgendwie niedrig einzuschätzen.

Der Wunsch des amerikanischen Volkes, eine erstklassige Marine gewissermaßen aus dem Boden stampfen zu wollen, kam zu plötzlich, um nicht bei der Ausführung des Planes auf manche unvorhergesehenen Hindernisse zu stoßen. Die Werften sind auf solche Leistungen nicht vorbereitet, die Ausführung erleidet Verzögerungen, während wir, etwas besser vorbereitet, an die Arbeit gingen. Ueberhastete Inbaugabe der Schiffe nach unvollkommenen Plänen, Aenderung der Pläne während des Baues, sowie Aenderungen in der Armierung und Panzerung sind Fehler, die gewiß ins Gewicht fallen, aber die man vermeiden wird, nachdem man sie jetzt erkannt hat.

Wenn man die amerikanischen Schiffe der neueren vier Klassen

1. Alabama-
2. Maine-
3. Virginia- und
4. Louisiana-Vermont-

} Klasse

betrachtet, so erkennt man einen gesunden Fortschritt in den Typen. Die verhältnismäßig kleinen Schiffe der Alabamaklasse, 11 700 Tons, nutzen ihre Wasserverdrängung vornehmlich für Gefechtskraft aus, die Geschwindigkeit und Kohlenvorrat stehen zurück. Der Gürtelpanzer reicht nur etwa über drei Viertel der Länge und hat nur geringe Breite, dagegen ist die Artillerie gut geschützt.

Die folgende Maineklasse, 12600 Tons groß, ist vornehmlich durch größere Geschwindigkeit und Kohlenfassungsvermögen verbessert.

Die folgende Virginiaklasse stellt einen eigentümlichen Typ dar, der Abweichungen in mancher Hinsicht aufweist. Zwischen mittlerer und schwerer Artillerie führen sie ein Kaliber von 20,3 Zentimeter in Türmen. Außerdem haben die Schiffe Doppeltürme vorn und achtern, gegen die sich manches einwenden läßt. Der Virginiatyp überschreitet auch das heute für Linienschiffe übliche Maß der Geschwindigkeit.

Die neueste Louisianaklasse nähere sich wieder mehr dem Linienschiffstyp der andern Nationen. Sie stelle in mancher Beziehung Musterschiffe dar, nur in der vollständigen Beseitigung der Torpedoarmierung gehen die Amerikaner ihren eignen Weg, auf dem ihnen wohl niemand folgen wird.

Im ganzen sieht man an der Entwicklung dieser Typen die Steigerung der Gefechtskraft als maßgebenden Grundgedanken. Die Aufstellung der Mittelartillerie auf diesen vier Klassen in zentraler Kasematte ist zu großer Vollkommenheit gelangt.

Auf organisatorischem Gebiet haben die Amerikaner einen Schritt unternommen, der allerdings zu schweren Bedenken Anlaß gibt: die Ausbildung des Seeoffiziers zum Ingenieur. Die bisherige Folge ist der Wunsch aller, an Deck, nicht aber in der Maschine zu dienen.

So sieht man, daß die amerikanische Marine aus Mangel an Erfahrung sich wohl zu manchem gewagten Experiment in der Praxis hat hinreißen lassen, dem Melville eben durch Einrichtung einer technischen Versuchsanstalt begegnen will. Im ganzen aber schreitet auch dort der Ausbau der Flotte rasch, zielbewußt und gediegen fort.

Kiel. Paschen.



Literarische Berichte.

Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben. Erster Band: Raffael. Des Meisters Gemälde in 202 Abbildungen. Mit einer biographischen Einleitung von Adolf Rosenberg. In vornehmem Leinenband M. 5.—. Luxusausgabe in feinstem Lederband M. 25.—. Zweiter Band: Rembrandt. Des Meisters Gemälde in 405 Abbildungen. Mit einer biographischen Einleitung von Adolf Rosenberg. In vornehmem Leinenband M. 8.—. Luxusausgabe M. 30.—. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Die in dem letzten Jahrzehnt erwachte Bewegung, das Verständnis für das künstlerische Schaffen alter und neuer Zeit in die weitesten Kreise unsers Volkes zu tragen, ist ohne Zweifel hocherfreulich. Sie wird jedoch nur dann von nachhaltigem Erfolge sein, wenn an die Stelle des Lesens über Kunst und Künstler in viel ausgedehnterem Maße wie bisher das Betrachten der Kunstwerke selbst tritt, und wenn auch der Minderbemittelte Zugang erhält zu den reinen und veredelnden Genüssen, die uns die Schöpfungen der bildenden Kunst zu bereiten vermögen. Denn in der Kunst ist die Beschreibung nichts — die Anschauung alles. Diese Tendenz, vor allem, ja allein der Anschauung zu dienen, wird nun in einer ganz neuen und eigenartigen Weise durchgeführt in obiger Publikation, deren beide erste Bände soeben erschienen sind. Es ist eine Sammlung, die in Einzelausgaben und zu dem denkbar mäßigsten Preise das gesamte Lebenswerk je eines klassischen Meisters der bildenden Kunst darstellen soll. Raffael und Rembrandt sind die beiden Großen, deren Schöpfungen die Reihe der „Klassiker der Kunst" eröffnen. Wie es auch für die folgenden Veröffentlichungen geplant ist, werden in jedem dieser tadellos ausgestatteten, hocheleganten Prachtbände sämtliche Schöpfungen des betreffenden Meisters in der Reihenfolge ihrer Entstehung vorgeführt. Rein sachlich gehaltene biographische Einleitungen aus der Feder hervorragender Kunstschriftsteller geben einen volkstümlich gehaltenen Abriß des Lebens und Wirkens des Künstlers, dann aber treten seine in Autotypie vorzüglich wiedergegebenen Werke selbst vor uns hin, nur mit kurzen Angaben über Größe, Material und Stand-

ort versehen. Im Anhang bieten drei Register ein chronologisches Verzeichnis der Bilder, eine nach dem Namen der Bilder alphabetisch geordnete Liste und ein nach den Wohnorten der Besitzer der Originale geordnetes Verzeichnis für jede Stadt, in der sich Werke des Meisters befinden. Den jetzt vorliegenden beiden Bänden über Raffael und Rembrandt sollen sich in rascher Folge die bereits in Vorbereitung befindlichen über Rubens, Tizian, Dürer, van Dyck, Murillo, Velasquez u. s. w. anschließen, und es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß alle Freunde und Verehrer der Kunst diese in ihrer Art geradezu einzig dastehenden Gesamtausgaben, die dem Lehrer, Künstler und Forscher ganz unentbehrlich sind, freudig willkommen heißen werden. Fr. R.

Die Blütezeit der deutschen politischen Lyrik von 1840 bis 1850. Ein Beitrag zur deutschen Literatur und Nationalgeschichte von Christian Petzet. München, Verlag von J. F. Lehmann.

Daß das Jahr 1840 für die öffentliche Meinung Deutschlands eine Epoche bedeutet hat, ist schon öfters ausgeführt worden, und der Verfasser des vorliegenden Buches hat volles Recht, dieses Jahr, in dem die Gelüste Frankreichs nach der Rheingrenze Beckers Rheinlied und verschiedene andre Gedichte hervorriefen, zum Ausgangspunkt seiner Monographie zu machen, wie die Einleitung auch sonst in lichtvoller Schärfe den Anspruch rechtfertigt, den Gegenstand des Buches als einen bisher nicht genügend gewürdigten Abschnitt deutscher Entwicklung herauszugreifen und eingehend darzustellen. Die Fülle der vom Interesse am politischen Leben angeregten poetischen Erzeugnisse jener Jahre mit einem Blick übersehen zu können, war vor der mühsamen Sammlerarbeit Petzets nicht möglich, und so füllt sein Buch in der Tat eine Lücke aus, besonders dadurch, daß es nicht nur Darstellung, sondern zugleich eine reiche Anthologie darbietet. Voraus gehen die großen Namen Hoffmann von Fallersleben, Dingelstedt, Herwegh, Prutz, Freiligrath, Heine, Geibel; dann folgen die Gruppen der Oesterreicher, der Preußen, der Schlesier, der Sachsen und Norddeutschen, der Bayern und Franken, der Schwaben, Rheinländer und der Ungenannten. Es gereicht dem Buch zum Vorteil, daß die Lebenserinnerungen des Verfassers, eines hervorragenden und verdienstvollen Publizisten, bis in jene Jahre zurückgehen; er weiß gar manches mitzuteilen, was der jüngeren Generation auf dem rein gelehrten Wege nicht mehr zu erfassen wäre. Die mit größter Sorgfalt gearbeiteten Register sind in einem deutschen Buch eine keineswegs selbstverständliche, hier besonders dankeswerte Beigabe. G. Schultheiß.

Schattenhalb. Drei Erzählungen von Ernst Zahn. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 5.50.

„Schattenhalb" d. h. auf der Schattenseite des menschlichen Daseins, wo die Aermsten der Armen wohnen, aus deren steinigem Lebenspfad als einzige Frucht nur das Kräutlein „Entsagen" heraussprießt, hat der Dichter die Menschen aufgesucht, deren Leidensgeschichte diese drei Erzählungen füllt. Die herbe Kraft seiner plastischen Darstellungskunst schützt ihn aber davor, in tränenselige Empfindsamkeit zu verfallen, wenn er uns schier unfaßbares, unentrinnbares Erdenleid enthüllt. Wohl steigt es dem Leser oft heiß in die Augen; aber dann blitzt ein Strahl gelassenen Humors auf und erhellt wieder eine kleine Weile den Pfad, oder der Blick in die gewaltige Erhabenheit der schweizerischen Gebirgsnatur, den ihm eine Meisterhand auftut, erhebt den Leser über das kleine Elend des Menschenherzens. Die dramatische Schlagkraft des Dichters, dessen künstlerische, von jedem Vorbild unabhängige Eigenart mit jeder neuen Schöpfung stärker und glänzender hervortritt, kommt am vollblütigsten in der ersten Erzählung „Der Schatten" zur Geltung, der psychologischen Analyse eines heroischen Frauencharakters, der an Hebbels über Menschenmaß hinausgewachsene Frauengestalten erinnert. Der Leser wird aber auch mit nicht geringerem Mitgefühl den Schicksalswegen des armen „Lentin" und der armen Stina, des „Muttergöttesli" folgen, die am Ende doch noch aus dem Schatten auf ein Stücklein Erde führen, das ein Sonnenstrahl trifft. A. R.

Die erste Südpolarnacht. Bericht über die Entdeckungsreise der „Belgica" in der Südpolarregion. Von Fred. A. Cook, Arzt und Anthropologe der belgischen Südpolarexpedition. Deutsch von Dr. Anton Weber. Mit zahlreichen Text-Illustrationen, Vollbildern, darunter vier farbige Kunstblätter und drei Karten. Kempten, Jos. Köselsche Buchhandlung.

Die Rückkehr der deutschen Südpolarexpedition unter Professor E. v. Drygalski und die von der englischen Expedition, die noch ungleich weiter nach Süden vorgedrungen ist als die „Gauß", eingelaufenen Nachrichten, haben neuerdings die allgemeine Aufmerksamkeit auf die antarktischen Gebiete gelenkt, von denen wir eine viel geringere Kenntnis besitzen als von den Nordpolarregionen. Den direkten Vorläufer der deutschen Forschungsreise bildete die unter Führung des Kapitäns A. de Gerlache am 24. August 1897 ausgelaufene belgische Südpolarexpedition, die zum erstenmal eine Ueberwinterung in der Antarktis durchführte und eine Menge wich-

tiger wissenschaftlicher Beobachtungen und Entdeckungen gemacht hat. Man wird mit Interesse die frische und lebendige Darstellung lesen, die der Amerikaner Frederik A. Cook, der sich der Expedition als Arzt und Anthropologe angeschlossen hatte, von ihren Erlebnissen in dem unter obigem Titel ins Deutsche übertragenen Buche gibt. Sie gewähren interessante Einblicke in die unwirtliche Eiswildnis der Südpolargegenden, die der Verfasser, der schon vorher seinen Landsmann Peary nach Nordgrönland begleitet hatte, aus eigner Anschauung mit der nördlichen Polarzone zu vergleichen in der Lage war. Seine Schilderung der endlosen Polarnacht, die vom 16. Mai bis zum 23. Juli 1888 währte, wirkt wahrhaft ergreifend und läßt uns seinen sehnsuchtsvollen Ausruf verstehen: „Himmlisches Feuer der Sonne, wo bleibst du so lange? Nicht nach deiner Wärme verlangen wir — die läßt sich ersetzen —, nach deinem Licht, das uns die Freude und Hoffnung des Lebens zurückbringen soll.“ Die Uebersetzung des Reiseberichts ist tadellos, ebenso die Ausstattung. Die Abbildungen sind durchweg nach den vom Autor aufgenommenen Photographien hergestellt.

Lexicon Generum Phanerogamarum inde ab anno MDCCCXXXVII cum nomenclatura legitima internationali et systemate inter recentia medio auctore Tom von Post. Opus revisum et auctum ab Otto Kuntze. Stuttgart 1904, Deutsche Verlags-Anstalt. In Leinen gebunden M. 10.—

In dem Werke bieten die im Kampfe um die internationale Nomenklaturordnung bekanntlich in der vordersten Linie stehenden Verfasser ihren Fachgenossen ein Hilfsmittel, das in dem namentlich durch die beklagenswerten „Berliner Aprilregeln“ geschaffenen Nomenklaturchaos geradezu eine Erlösung bedeutet. Das „Lexicon“ stellt sich streng und ganz konsequent auf den allein richtigen Standpunkt des internationalen Kodex und dessen Fortsetzung, informiert demgemäß über die gesetzlich und wissenschaftlich richtige Nomenklatur, korrekte Schreibweise, Synonyma u. s. w. Mit staunenswertem Fleiße sind die zirka 60000 Namen zusammengetragen. Die Einrichtung des ungemein handlichen und vorzüglich ausgestatteten Werkes ist sehr zweckmäßig und übersichtlich. Ganz besonders wertvoll sind für die Interessenten die Angaben der Anzahl der Spezies, ihre geographische Verbreitung, sowie der Subgenera und Sektionen zu jedem gültigen Gattungsnamen. Es ist in dem „Lexicon“ zweifellos ein Werk von bleibendem Wert geschaffen worden, das in hohem Grade geeignet erscheint, die internationale Ordnung in der Nomenklatur zu erleichtern.

Dr. E.



Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Angewandte Geographie. Hefte zur Verbreitung geographischer Kenntnisse in ihrer Beziehung zum Kultur- und Wirtschaftsleben. Herausgegeben von Prof. Dr. Carl Dove. I. Serie. 9. Heft: Kautschuk- und Guttaperchapflanzen. Von Karl Ehrhardt. (M. 1.20). 10. Heft: Die Besiedelung des östlichen Südamerika. Von Dr. Alfred Funke. (M. 1.—). 11. Heft: Die geographische Verbreitung einiger tierischer Schädlinge unserer kolonialen Landwirtschaft. Von Dr. L. Sander. M. 1.50). Halle a. S., Gebauer-Schwetschke. M. 1.50.

Arnim, Hans v., Die Bakchen. Verdentschung der Tragödie des Euripides. Wien, Alfred Hölder. M. 1.50.

Arthur, Johannes, Jeremia. Dramatisches Gedicht in fünf Akten. Tübingen und Leipzig, J. C. B. Mohr. M. 1.50.

Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 43. Bändchen: Die deutschen Städte und Bürger im Mittelalter. Von Dr. Bernhard Heil. Mit zahlreichen Abbildungen im Text. Leipzig, B. G. Teubner. Gebunden M. 1.25.

Bachmann, Franz, Lucifer. Drama in vier Aufzügen. Dresden, Carl Tittmanns Buchhandlung.

Bader, Dr. Karl, Turm- und Glockenbüchlein. Eine Wanderung durch deutsche Wächter- und Glockenstuben. Gießen, J. Ricker'sche Verlag. M. 4.—

Bardt, C., Theodor Mommsen. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 60 Pf.

Bellaigue, Camille, Musikalische Silhouetten. Autorisierte Uebersetzung von Margarete Toussaint. Mit Illustrationen von Arthur Lewin. Leipzig und Kattowitz, Carl Siwinna. Gebunden M. 4.50.

Beriepsch, Goswina v., Jakobe. Eine Gestalt und Geschichte aus dem Zürich von ehedem. Zweite Auflage mit Illustrationen. Zürich, Art. Institut Orell Füßli. Geb. M. 5.—

Bischoff, Heinrich, Heinrich Hansjakob, der Schwarzwälder Dorfdichter. Eine literarische Studie. Mit dem Bildnisse H. Hansjakobs. Kassel, Georg Weiß. Gebunden M. 2.20.

Bischoff, Heinrich, Richard Bredenbrücker, der südtirolische Dorfdichter. Eine literarische Studie. Stuttgart, Ad. Bonz & Comp. M. 1.—

Björnson, Björnstjerne, Ein Falliffement. Schauspiel. Berechtigte Uebersetzung von Cläre Greverus Mjöen. München, Albert Langen. M. 2.—

Bodmann, Emanuel v., Die Krone. Schauspiel. München, Albert Langen. M. 2.—

Borght, Dr. R. van der, Volkswirtschaftspolitik. Band 177 der Sammlung Göschen. Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. In Leinwandband 80 Pf.

Bossert, A., Schopenhauer, l'Homme et le Philosophe. Paris, Hachette et Cie. Fr. 3.50.

Boutet, Frédéric, Der wilde Mann vom Tintenholzquai. — Kapitän Fettgans. Autorisierte Uebersetzung von Wilhelm Thal. Minden i. Westf., J. C. C. Bruns' Verlag.

Brandes, Georg, Gestalten und Gedanken. Essays. München, Albert Langen. M. 10.—

Brockhaus' Konversations-Lexikon. Vierzehnte, vollständig neubearbeitete Auflage. Neue revidierte Jubiläumsausgabe. Zwölfter bis sechzehnter Band. Leipzig, F. A. Brockhaus. Pro Band gebunden M. 12.—

Bürkner, R., Herder. Sein Leben und Wirken. Band 45 der Biographien-Sammlung „Geisteshelden". Berlin, Ernst Hofmann & Co. M. 3.60.

Busse, Carl, Federspiel. Westliche und Oestliche Geschichten. Berlin, Albert Goldschmidt. M. 5.—

Dacqué, Dr. E., Wie man in Jena naturwissenschaftlich beweist. Stuttgart, Max Kielmann. 60 Pf.

Dähnhardt, Dr. Oskar, Tertianer Julius. Uebungsstoffe zur Repetition der lateinischen Casuslehre. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 80 Pf.

Dahn, Felix, Meine wälschen Ahnen. Kleine Erzählungen. Leipzig, Breitkopf & Härtel. M. 1.50.

Deutsche Spielmann, Der. Eine Auswahl aus dem Schatze deutscher Dichtungen. Herausgegeben von Ernst Weber, mit Bildern von deutschen Künstlern. Band 1: Kindheit. Band 2: Wanderer. Band 3: Wald. München, Verlag des Deutschen Spielmanns. Pro Band M. 1.—

Dieft, Gustav v., Aus dem Leben eines Glücklichen. Erinnerungen eines alten Beamten. Mit einem Bildnis. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. M. 8.—

Döll, Dr. Heinrich, Goethe und Schopenhauer. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte der Schopenhauerschen Philosophie. Berlin, Ernst Hofmann & Co.

Ebart, Paul v., Luise, Herzogin von Sachsen-Coburg-Saalfeld. Ein Lebensbild nach Briefen derselben. Minden i. Westf., J. C. C. Bruns' Verlag. M. 4.50.

Eisler, Dr. R., Wörterbuch der Philosophischen Begriffe. Historisch-quellenmässig bearbeitet. Zweite, völlig neubearbeitete Auflage. Erste Lieferung. Vollständig in 9 bis 10 Lieferungen à M. 2.50. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Eyth, Max, Im Strom unserer Zeit. Aus Briefen eines Ingenieurs. Erster Band: Lehrjahre. Dritte, neu bearbeitete Auflage des „Wanderbuchs eines Ingenieurs". Heidelberg, Carl Winter's Universitäts-Buchhandlung. M. 5.—

Fischer, Julius, Rechtsanwalt, Zur Duellfrage. Karlsruhe, G. Braun'sche Hofbuchdruckerei. 40 Pf.

Fischer, Rosa, Oststeirisches Bauernleben. Mit einer Vorrede von Peter Rosegger. Illustriert von A. D. Goltz. Wien, Oesterreichische Verlagsanstalt. K. 4.—

Frankfurter zeitgemäße Broschüren. Band XXIII, Heft 1 und 2. Dr. Joseph Schmidlin, Papst Pius X., sein Vorleben und seine Erhebung. Preis des Bandes (12 Hefte) M. 4.—. Einzelhefte 50 Pf. Hamm i. W., Verlag von Breer & Thiemann.

Freimut, Ernst, Spitzwegerich. 200 vierzeilige Geschichten großenteils auf Grund alten deutschen Volksgutes erzählt. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 1.20.

Fromentin, Eugène, Die Alten Meister. Erster Teil: Belgien. (M. 3.—). Zweiter Teil: Holland. (M. 4.—). Deutsche Bearbeitung von Eberhard v. Bodenhausen. Berlin, Bruno Cassirer. Beide Teile in einem Band gebunden M. 7.80.

Genée, Rudolph, A. W. Schlegel und Shakespeare. Mit drei faksimilierten Seiten seiner Handschrift des Hamlet. Berlin, Georg Reimer. M. 1.50.

Geschichte der Deutschen Literatur. Von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Von Prof. Dr. Friedr. Vogt und Prof. Dr. Max Koch. Zweite, neubearbeitete und vermehrte Auflage. Mit 141 Abbildungen im Text, 29 Tafeln und 32 Faksimile-Beilagen. Lieferung 1. Vollständig in 16 Lieferungen à M. 1.—. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Gigliolí, Italo, Direttore della R. Stazione Agraria di Roma, Malessere Agrario ed Alimentare in Italia. Portici, Tip. Vesnviano di E. Della Torre. Prezzo L. 10.—

Goethes Sämtliche Werke. Jubiläums-Ausgabe in vierzig Bänden. Herausgegeben von Eduard von der Hellen. Band 13. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. Preis des Bandes geheftet M. 1.20, in Leinwand gebunden M. 2.—, in Halbfranz M. 3.—

Goldscheid, Rudolf, Zur Ethik des Gesamtwillens. Eine sozial-philosophische Untersuchung. Erster Band. Leipzig, O. R. Reisland. M. 10.—

Hamsun, Knut, Munken Vendt. Ein dramatisches Gedicht. Autorisierte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Gertrud J. Klett. München, Albert Langen. M. 3.—

Handels- und Gewerbe-Adressbuch für Württemberg und Hohenzollern. Im Auftrag des Württemberg. Handelskammertags herausgegeben von Prof. Dr. F. C. Huber. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. In Leinwand gebunden M. 4.—

Hauptmann, Carl, Des Königs Harfe. Ein Bühnenspiel. München, Gg. D. W. Callwey. M. 3.—

Hauschner, Auguste, Kunst. Roman. München, Albert Langen.

Hessen, Robert, Leben Shakespeare's. Mit zahlreichen Abbildungen. Stuttgart, W. Spemann. M. 7.—

Hochland. Monatsschrift für alle Gebiete des Wissens, der Literatur und Kunst. Herausgegeben von Karl Muth. Erster Jahrgang. Zweites Heft. München und Kempten, Jos. Kösel'sche Buchhandlung. Vierteljährlich M. 4.—

Illustrierte Geschichte der deutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Von Prof. Dr. Anselm Salzer. Mit 110 farbigen und schwarzen Beilagen, sowie über 300 Text-

abbildungen. Heft 6 und 7. Vollständig in 20 Lieferungen à M. 1.—. München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft.

Jander, Dr. E., 500 Jahre Hohenzollernregiment. Eine Reihe vaterländischer Gedichte. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 90 Pf.

Jellinghaus, Dr. H., Ossians Lebensanschauung. Band 39 der Sammlung gemeinverständlicher Vorträge und Schriften aus dem Gebiet der Theologie und Religionsgeschichte. Tübingen, J. C. B. Mohr. M. 1.20.

Jens, Cl. A., Gedichte. Berlin, Franz Wunder. M. 2.50.

Lazarus, Prof. Dr. M., Pädagogische Briefe. Mit einem Vorwort herausgegeben von Dr. Alfred Leicht. Breslau, Schles. Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender. M. 1.50.

Leipziger Kalender. Ein illustriertes Jahrbuch für 1904. Herausgegeben von Georg Merseburger. Leipzig, J. v. Schalscha-Ehrenfeld.

Lilienfein, Heinrich, Modernus. Eine Tragikomödie seines Lebens — aus Bruchstücken ein Bruchstück. Heidelberg, Carl Winter's Universitäts-Buchhandlung. M. 3.60.

Lüpke, Hans v., Tat und Wahrheit. Eine Grundfrage der Geisteswissenschaft. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 50 Pf.

Mann, Heinrich, Die Jagd nach Liebe. Roman. München, Albert Langen. M. 5.—

Mann, Heinrich, Das Wunderbare und andere Novellen. Band 4 von „Kleine Bibliothek Langen". München, Albert Langen. M. 1.—

Möller, Heinz, Großstadtlyrik. Mit Buchschmuck von Ludwig Sütterlin. Leipzig, R. Voigtländers Verlagsbuchhandlung. 80 Pf.

Morold, Max, Der Totentanz. Ein Tanz- und Singspiel in drei Aufzügen. Nach einer schlesischen Sage. In Musik gesetzt von Josef Reiter. Wien, Carl Fromme. M. 1.—

Müffelmann, Dr. L., Richard Wagner und die Entwicklung zur menschlichen Freiheit nebst einer einleitenden Dichtung und einem Anhang „Wagners Lebens- und Werdegang". Berlin, Richard Schröder. M. 1.—

Müllnen, Dr. E. Graf v., Die lateinische Kirche im Türkischen Reiche. Zweite, vermehrte Auflage. Berlin, Rechtswissenschaftlicher Verlag K. Hoffmann. M. 1.50.

Nachtrag zur Rangliste der Kaiserlich Deutschen Marine für das Jahr 1903. E. S. Mittler & Sohn. M. 1.50.

Nellie, Mutter und Kind. Wie man heikle Gegenstände mit Kindern behandeln kann. Aus dem Holländischen verdeutscht von J. Grimm. Gießen, J. Ricker'sche Verlagsbuchhandlung. Gebunden 75 Pf.

Nietzsche, Friedrich, Nachgelassene Werke. Band IX. Aus den Jahren 1869—1872. Band X. Aus den Jahren 1872/73—1875/76. Zweite, völlig neu gestaltete Ausgabe. Leipzig, C. G. Naumann. Pro Band M. 9.—

Ottmann, Victor, Von Marokko nach Lappland. Mit Abbildungen. Stuttgart, W. Spemann. M. 3.—

Paul, Adolf, König Kristian der Zweite. Schauspiel in fünf Akten. Neue vervollständigte deutsche Originalausgabe. Leipzig, Breitkopf & Härtel. M. 3.—

Paul, Adolf, Harpagos. Schauspiel in fünf Akten. Deutsche Originalausgabe. Leipzig, Breitkopf & Härtel. M. 2.—

Paul, Adolf, Karin Manstochter. Schauspiel in fünf Akten. Deutsche Originalausgabe. Leipzig, Breitkopf & Härtel. M. 2.—

Pfordten, Otto von der, Das offene Fenster. Roman. Heidelberg, Carl Winter's Universitäts-Buchhandlung. M. 4.—

Reinecke, Prof. Dr. Carl, Meister der Tonkunst. Mozart. Beethoven. Haydn. Weber. Schumann. Mendelssohn. Stuttgart, W. Spemann. M. 7.—

Romundt, Dr. Heinrich, Kirchen und Kirche nach Kants philosophischer Religionslehre. Gotha, E. F. Thienemann. M. 4.—

Ruthenische Revue. Halbmonatschrift. 1. Jahrgang Nr. 13. Wien, Geschäftsstelle der Ruthenischen Revue. Vierteljährlich K. 1.50.

Sherard, Rob. Harborough, Oscar Wilde. Die Geschichte einer unglücklichen Freundschaft. Mit Porträts und Faksimiles. Deutsch von Frhrn. v. Teschenberg. Minden i. Westf., J. C. Bruns' Verlag.

Spemanns goldenes Buch der Gesundheit. Eine Hauskunde für Jedermann. Stuttgart, W. Spemann. Gebunden M. 6.—

Spemanns Kunst-Kalender 1904. Stuttgart, W. Spemann. M. 2.—

Stein, Dr. Ludwig, Der Sinn des Daseins. Streifzüge eines Optimisten durch die Philosophie der Gegenwart. Tübingen, J. C. B. Mohr. M. 8.—

Strecker, Karl, Letzte Stunden. Schauspiel in drei Aufzügen. Nach einem Motiv Ernest Renans. Berlin, Schuster & Loeffler.

Stubenberg, Gräfin Mathilde, Eisblumen. Neue Gedichte. Leipzig, Breitkopf & Härtel. M. 2.—

Welt-Panorama, Das große. Reisen, Abenteuer, Wunder, Entdeckungen und Kulturtaten in Wort und Bild. Ein Jahrbuch für alle Gebildeten. Band III. Stuttgart, W. Spemann. Gebunden M. 7.50.

Wiener, Oskar, Balladen und Schwänke. Mit Bildern von Richard Teschner. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag.

Wolfgang, Hermann, Lose Lieder. Leipzig, Oswald Mutze. M. 1.—

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

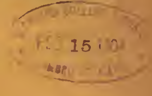
Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Reff in Stuttgart. — Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Neunundzwanzigster Jahrgang Februar 1904 Preis viertelj. 6 Mark
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

Deutsche Revue



Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

Seite

Stuttgart **Deutsche Verlags-Anstalt** Leipzig

1904

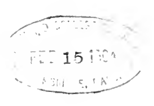
Preis des Jahrgangs 24 Mark

Anzeigen.

Die zweigespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum kostet 40 Pfennig. — Bei Wiederholungen einer Anzeige angemessener Rabatt.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncen-Expeditionen und bei der Deutschen Verlags-Anstalt, Abteilung für Anzeigen, in Stuttgart, Neckarstr. 121/23.

Jahres-Abonnement für ganze Seiten, in 12 aufeinanderfolgenden Heften, nach Uebereinkunft.



Der ewige Friede und der nächste Krieg.

Von

C. Freiherrn v. d. Goltz.

"Der ewige Friede ist ein Traum — und nicht einmal ein schöner." So hat sich bekanntlich Moltke zum Thema geäußert. Er meint augenscheinlich, daß das Menschengeschlecht, wenn es auf das Recht des Krieges verzichten sollte, um die eignen Interessen zu wahren, einem öden Marasmus verfallen müsse. In der Tat ist der Krieg eine Aeußerung der Energie und der Selbstachtung, die ein Volk besitzt; denn es drückt sich darin sein Wille aus, die eigne nationale Persönlichkeit und ihre Ansprüche nicht von einem andern mißachten und verletzen zu lassen. Nur ein Elender erträgt dies geduldig.

Clausewitz nennt den Krieg einen Akt des menschlichen Verkehrs und vergleicht ihn mit dem Handel, womit er auch seine Berechtigung schon anerkennt. Man kann selbstverständlich von dem Verkehrsleben, das sich aus der menschlichen Natur entwickelt, nicht einzelnes herausgreifen und streichen; seine verschiedenen Aeußerungen gehören notwendigerweise zueinander.

Trotzdem wollen die Bestrebungen, der Welt einen ununterbrochenen Frieden zu geben, nicht aufhören.

Ehe wir untersuchen, ob diese Bestrebungen berechtigt sind, müssen wir der Ursache der Kriege nachspüren. Sie war zu allen Zeiten eine verschiedene. Ursprünglich fiel der Stärkere über den Schwächeren her, um sein Dasein auf dessen Kosten entweder zu erhalten oder zu verbessern. Das ging auf die Gemeinschaften, Familien und Stämme, endlich auf die Völker über. Mit der Zeit traten als Streitobjekte auch ideale Güter an Stelle der materiellen, zumal religiöse Ueberzeugungen, für die einzutreten dem Menschen ein inneres Bedürfnis ist. In unsern Tagen ist das Nationalitätsprinzip zu einem gewaltigen kriegtreibenden Faktor geworden.

Seit mehr als einem halben Jahre sehen wir, trotz des Haager Friedenskongresses, der vom spanisch-amerikanischen Kriege begleitet und vom südafrikanischen gefolgt wurde, die Balkanhalbinsel in kriegerischer Gärung begriffen. Hervor-

gerufen wurde diese von den Bulgaren aus dem Fürstentum, die angeblich die Unterdrückung ihrer Stammesgenossen in Makedonien und Thrazien durch die türkische Herrschaft nicht länger mitanzusehen vermochten. Daß die türkische Verwaltung an schweren Mängeln leidet, wird niemand leugnen; wenn aber eine der Nationalitäten des bunten Völkergemisches, das auf der Balkanhalbinsel noch unter osmanischem Zepter steht, Ursache hatte, zufrieden zu sein, so waren es die Bulgaren. Sie wurden überall bevorzugt. Die Pforte scheute jeden Konflikt mit diesen anspruchsvollen Untertanen, weil im Hintergrunde drohend Rußland als ihr Beschützer sich erhob. Das ging auch auf die Beamten über. Die türkischen Großgrundbesitzer im Lande bedienten sich mit Vorliebe der Bulgaren als Kiaghas, d. h. Verwalter oder Intendanten, auf ihren Gütern. Meist hatten diese auch als tüchtige Ackerbauer und Gärtner die besten Ländereien inne. Seit durch die Errichtung des Fürstentums das nationale Bewußtsein in ihnen geweckt worden ist, halten sie fest zusammen. Kurz, ihre Lage war sicherlich erträglich und jedenfalls besser als die des muselmanischen Bevölkerungsbruchteils, der den eignen Gewalthabern gegenüber keinerlei Rückhalt besitzt. Charakteristisch für die neuen bulgarischen Freiheitskämpfer ist die Bezeichnung „Komitadjis“, d. h. die Leute der Komitees. Das öffentliche Bewußtsein hat damit ausgedrückt, daß es sich um keinen Volksaufstand, sondern nur um die Gefolgschaft der Agitatoren handelte.

Trotzdem, und trotz der energischen Friedensmahnung zweier Großmächte, brach der erbitterte Kampf aus. Wenn eine Art Waffenstillstand eingetreten ist, den übrigens die rauhe Jahreszeit gebieterisch heischte, und der offen erklärte Krieg zwischen Bulgarien und der Türkei bisher noch mit Mühe verhütet worden ist, so kann er doch leicht im Frühling entbrennen. Daß er einmal, sei es über kurz oder lang, kommen muß, unterliegt kaum noch einem Zweifel. Wahrscheinlich erreicht die Türkei durch ihre Nachgiebigkeit nur, daß er auf einen Zeitpunkt hinausgeschoben wird, der für sie ungünstiger ist, als der gegenwärtige.

Worin besteht nun der Grund für diese auf die Dauer nicht mehr zu hemmende Bewegung? In Bulgarien herrscht der Glaube an eine eigne, große Zukunft, und am türkischen Reiche sind Rückgang und Schwäche sichtbar. Das läßt den Gemütern keine Ruhe. Einmal schon, im Frieden von San Stefano, schien es, als solle der Traum eines großen Bulgariens, das bis zum Aegäischen Meere reicht, Wirklichkeit werden. Er zerrann wieder auf dem Berliner Kongreß. Seitdem aber quält er die Seelen und erhitzt die Köpfe aller Bulgaren, die sich überhaupt für politische Dinge interessieren. Sie werden auf die Verwirklichung ihrer Wünsche nicht verzichten; denn zu den starken Eigenschaften dieses Volks gehört eine unglaubliche Zähigkeit. „Der Bulgar hetzt den Hasen auf seiner Araba,[1]) und er endet damit, daß er ihn fängt,“ sagt das orientalische Sprichwort.

Genährt worden ist die Begehrlichkeit der Bulgaren ganz besonders durch

[1]) Der mit Blockrädern versehene Ochsenkarren, wie er im Orient noch vielfach üblich ist.

die türkische Nachgiebigkeit im Jahre 1885, als Ostrumelien sich mitten im Frieden und ohne allen Grund vom Reiche losriß. Die Türkei war damals vollkommen in der Lage, die abtrünnige Provinz mit Waffengewalt zum Gehorsam zu zwingen. Sie tat es nicht, weil der Sultan den Krieg nicht wollte.

Ein Akt von Friedensliebe gebar also einen neuen Kampf; er war als Schwäche ausgelegt worden. Dieser Vorgang müßte allen denen die Augen öffnen, die an das Nahen des Weltfriedens glauben. Wäre die Türkei ein junger, starker, stets kriegsbereiter Staat mit einem immer schlagfertigen Heere, so würde es damals nicht zur Losreißung und heute nicht zu den Metzeleien und Brandstiftungen gekommen sein. Den besten Beweis dafür bietet ihr Verhalten gegen Griechenland. Seit sich das alternde Reich im Jahre 1897 entschloß, diesem unruhigen Nachbarstaat gegenüber endlich Ernst zu machen und den Feldzug glücklich durchführte, herrscht nicht nur in Thessalien und Epirus Ruhe, sondern das gesamte griechische Element auf der Balkanhalbinsel verhält sich still oder schließt sich gar der ottomanischen Regierung freiwillig an. —

Man könnte nun sagen, daß sich das Nationalitätsprinzip als Kriegsursache in dem Augenblicke erschöpft haben wird, in dem die Nationen sich territorial gegeneinander abgegrenzt haben. Allein es bleibt immer noch übrig, daß sie sich verschieden mehren und nach einem gewissen Zeitraum der Ausgleich sich daher wiederholen muß. Trügen ferner nicht alle Anzeichen, so wird dem Nationalitätsprinzip bald ein andres folgen. Die Völker der Zukunft werden sich nach Stammesgruppen zusammenschließen, wie in Europa Romanen, Germanen und Slawen. Daß diese Gruppen sich über ihre Ansprüche an unsern Erdteil friedlich einigen werden, ist aber nicht sehr wahrscheinlich. Später folgen die Rassen. Von dem Antagonismus der weißen und gelben ist ja schon heute die Rede. —

Der südafrikanische Krieg entsprang einer andern Ursache, wenn man von den Streitpunkten absieht, die den äußeren Anlaß bildeten. In England ist jeder Denkende davon überzeugt, daß Indien dem Reiche einmal verloren gehen wird, wenn auch vielleicht nicht durch die Russen, so doch durch die Inder selbst. Ein Volk von 300 Millionen läßt sich auf die Dauer nicht von wenigen Hunderttausenden beherrschen und bevormunden. Für den drohenden Verlust muß Ersatz geschaffen werden, damit das Mutterland leben und seine große politische Stellung in der Welt behaupten kann. Dieser Ersatz aber konnte nirgends anders gesucht und gefunden werden, als in Afrika, das vor Indien noch den großen Vorzug hat, England näher zu liegen. Hieraus entstand die Ueberzeugung, daß Afrika vom Kap bis zur Nilmündung englisch werden müsse, ja mit der Ueberzeugung auch der Glaube an das Recht zu diesem Anspruch. Auf dem Wege zum Ziel lag nur ein ernstes Hindernis — das waren die beiden kleinen aber starken Burenrepubliken. So mußte es den leitenden Staatsmännern Chamberlain und Rhodes als Notwendigkeit, ja als ein Gebot der Selbsterhaltung erscheinen, diese zunächst zu vernichten. Sie benutzten geschickt den ersten Augenblick, wo sie sicher waren, daß ihnen bei ihrem Beginnen keine der großen Mächte in den Arm

fallen werde. Da die beiden Republiken sich nun aber nicht schwächlich selbst aufgeben wollten, so mußte es zum Kriege kommen. —

Daß beim spanisch-amerikanischen Kriege nicht ein uneigennütziges Interesse für die armen Kubaner, sondern nur welthandelspolitische Beweggründe den Ausschlag gaben, hat die Union dadurch bewiesen, daß sie nicht bloß Kuba befreite, sondern zugleich die Philippinen nahm, die sich nach ihrer Herrschaft durchaus nicht gesehnt hatten. —

Die Kriege entstehen also aus dem Staatenumbildungsprozeß, und dieser wieder ist unaufhaltsam, weil einzelne Völker sich in ihrer Lebenskraft erschöpft haben und absterben wie die Individuen, andre emporblühen, wachsen und an Kraft gewinnen. Der Egoismus des einzelnen Menschen überträgt sich naturgemäß auf die Völker, die in der Entwicklung des Menschengeschlechts selbst als große Individuen erscheinen. Dieser Egoismus muß sich beim Starken im Ausdehnungstriebe, beim Schwachen im Widerstande dagegen geltend machen; und für den ewigen Frieden schwärmen kann nur, wer sich zugleich für ewigen Stillstand in der Geschichte der Menschheit begeistert. Moltke hatte also vollkommen recht, wenn er erklärte, daß der Traum des ewigen Friedens nicht einmal ein schöner sei. Ewiger Friede heißt ewiger Tod.

Soweit die Friedensbestrebungen auf völlige Beseitigung der Kriege hinauslaufen, verlangen sie also etwas der Natur der Dinge Zuwiderlaufendes, und es fehlt ihnen die innere Berechtigung. Man findet diese nicht einmal auf dem Gebiete der sozialpolitischen Entwicklung der Völker, die sich bisher nirgends in der Geschichte ohne gewaltsame, kriegerische Erschütterungen vollzogen hat.

Sir Hiram S. Maxim hat in seinem Aufsatze: „Die Wirkung der Zivilisation auf den Krieg" sehr anschaulich geschildert,[1]) wie aus einem Konflikt verschiedener Interessen ein Bürgerkrieg entsteht. Wir sind mit unsrer Sympathie dabei ganz auf seiten derjenigen, die endlich zu den Waffen greifen, um die Begehrlichkeit der Unzufriedenen nach Gebühr zurückzuweisen, weil diese die arbeitswilligen Genossen angreifen und vertreiben oder ermorden. Es kann gar nicht anders geschehen. Und zu solchen Konflikten wird der rein menschliche Egoismus fortdauernd ebenso führen, wie der politische der Völker.

Es heißt die Menschennatur verkennen und den menschlichen Egoismus vergessen, wenn man glaubt, allen Widerstreit der Ansprüche auf gütlichen Wegen ausgleichen zu wollen. Schiedsgerichte werden nur solche Streitfragen beilegen, bei denen ohnehin die Opfer des Krieges des Preises nicht wert erscheinen. —

Am merkwürdigsten ist aber, daß unser Zeitalter, das für einen ewigen Frieden schwärmt und ihn für möglich hält, dennoch zugleich auf der andern Seite einen ganz allgemeinen Zug nach Kampf und Streit in sich trägt.

Die liberale Doktrin der Gegenwart verlangt möglichste Freiheit des Individuums, freies Spiel der Kräfte im großen Wettbewerb um dieser Erde Güter. Jede diskretionäre Gewalt soll eingeschränkt werden, der Einzelne möglichst wenig

[1]) Deutsche Revue, August-Heft 1903.

durch Regierung, Verwaltung und Polizei in der Entfaltung seiner geistigen und physischen Anlagen bevormundet oder gar eingeschränkt werden.

Die moderne Erziehung der Jugend geht darauf hinaus, das eigne liebe Ich höher als ehedem zu schätzen und ihm zum Rechte zu helfen. Die kategorischen Imperative, die uns Alten in der Kindheit noch gepredigt wurden, werden nicht mehr anerkannt. Neue Begriffe sind entstanden, die man früher gar nicht kannte. Vom „Uebermenschen", vom „Ausleben" war in alten Zeiten nicht die Rede. An Selbstbewußtsein fehlte es auch unsern Vätern nicht, aber sie machten nicht viel Aufhebens davon; heute redet man immerfort darüber, und wer unser heranwachsendes Geschlecht aufmerksam beobachtet, der wird sich der Besorgnis nicht entschlagen können, daß bei ihm das Selbstbewußtsein in die Selbstüberschätzung ausarten muß.

Gefördert wird diese Richtung noch durch das freie Vereinigungsrecht. Alle Interessentengruppen fangen mit der Verteidigung an. Einmal von ihrem Rechte überzeugt, gehen sie aber bald zur Offensive über. Die Kräftigen wenigstens tun das, die Schwächeren wehren sich. Schließlich sieht eine jede schon aus Parteifanatismus nur sich selbst und spricht den übrigen die Existenzberechtigung ab. Keine will gutwillig an der Grenze Halt machen, die unparteiischer Sinn zu ziehen versucht. Man denke nur an das, was jüngst auf dem sozialdemokratischen Parteitage in Dresden zum Vorschein kam.

Es ist möglich, daß namentlich wir Deutsche ehedem zu bescheiden gewesen sind und uns den Platz an der Sonne gar zu leicht von Leuten mit dreisteren Ellbogen rauben ließen. Heutzutage wird man uns diesen Fehler, zunächst wenigstens soweit es theoretische Geltendmachung anbetrifft, nicht mehr nachsagen dürfen. Mit der freieren Entwicklung des Individuums aber wächst natürlich die Gefahr des Zusammenstoßes; denn ein jedes beginnt, je weiter es in der Ungebundenheit fortschreitet, desto eher, in jeglichem Widerstand, jeglichem Hindernisse ein Unrecht andrer zu erblicken.

Somit preisen wir zurzeit den ewigen Frieden als eine große Errungenschaft, tun aber zugleich alles, um das Geschlecht der Zukunft allmählich für einen Kampf aller gegen alle zu erziehen. Selten wird dieser Zwiespalt im Leben der Gegenwart gehörig beachtet und noch seltener öffentlich auf ihn hingewiesen.

Wenn der ewige Friede hiernach noch in recht ferner Aussicht steht, so ist dagegen Anlaß genug für einen nächsten Krieg vorhanden. Nicht nur die noch unfertige Durchführung des Nationalitätsprinzips in der Staatenbildung drängt dazu, sondern auch die mit etwas zu großer Hast von den Kulturmächten betriebene Teilung der Erde. Daß England, nachdem es einen dreijährigen schweren Krieg zur Begründung des künftigen „Indien" siegreich durchgeführt hat, die übrigen Grenzpfähle auf dem schwarzen Kontinent für immer respektieren wird, ist nicht mit Sicherheit anzunehmen. — Haben die Vereinigten Staaten von Nordamerika die Notwendigkeit empfunden, die schlecht verwalteten Philippinen den Spaniern fortzunehmen, um sie selber besser zu verwalten, so ist es zum mindesten nicht

ausgeschlossen, daß sie sich einmal auch für die gleiche Mission bezüglich der holländischen Besitzungen in Hinterindien berufen fühlen.

Die Samoafrage hätte leicht zu Tätlichkeiten der beteiligten Mächte führen können; nur die Geringfügigkeit des Objekts hat es verhütet.

In Asien war es schon recht nahe am Beginn einer Teilung Chinas, die ohne Zweifel zu einem Weltkriege geführt haben würde. Rußland ist ja sogar eben im Begriff, sich einen Teil der Beute vorweg zu nehmen, und Japan steht ihm gerüstet gegenüber. Dieses findet für seine 46½ Millionen Einwohner auf der heimischen Inselwelt keinen hinreichenden Raum mehr. Es kann seine Ansprüche auf Korea nicht aufgeben, wo es zudem bereits mächtige Interessen und große fest angelegte Werte zu schützen hat. Zahlreiche Japaner sind auf der Halbinsel angesiedelt und spielen dort eine führende Rolle. Fusan ist eine japanische Hafenstadt mit bedeutenden Verkehrsanlagen aller Art geworden; eine Eisenbahn von dort nach Söul ist im Bau. In Tschemulpo, dem Hafen der Hauptstadt steht es ähnlich. Die von dort nach Söul führende Bahn ist zwar von Amerikanern gebaut, aber von Japanern angekauft worden. Tschinnampo, ein andrer Küstenplatz der Westseite, ist in der Umwandlung zu einem japanischen Hafen begriffen. Japanische Dampferlinien besorgen den Verkehr. Ungeheure Kapitalien stehen auf dem Spiele, und eine Verdrängung Japans aus Korea würde die schwerste finanzielle Katastrophe für das ganze Reich zur Folge haben.

Rußland wieder vermag, im Hinblick auf die Gestaltung seiner glänzend fortschreitenden Herrschaft in Ostasien, nicht zu dulden, daß eine starke fremde Macht sich zwischen seinen beiden Hauptplätzen Wladiwostok und Port Arthur festsetze, um sie für immer zu trennen. Jede der beiden Mächte hat also von ihrem Standpunkte aus recht, und man vermag nicht abzusehen, wie der Streit ohne einen Krieg endgültig geschlichtet werden soll.

An den Grenzen Indiens ist der Friede wohl nur so lange noch gesichert, wie der Pufferstaat Afghanistan existiert. Kurz und gut, wohin man blickt, ist Zündstoff vorhanden, der leicht Feuer fangen kann. —

Daß die soziale Frage in allen Ländern friedlich gelöst werden sollte, wird niemand im Ernste glauben.

Ob nun der nächste Krieg ein neuer Krieg im Südosten Europas sein wird, ob wir zunächst einen Kolonial- und Seekrieg erleben werden, ob innere Kriege, ist schwer vorauszusagen. Es hängt das zum großen Teile von Zufälligkeiten ab. Die mächtige Entwicklung des Seeverkehrs und des Welthandels, in dem alle großen Nationen wetteifern, macht es nicht unwahrscheinlich, daß der nächste Waffengang der Völker auf den Wogen des Weltmeeres stattfinden werde. Die Nachwirkungen eines solchen würden bei dem oder bei den unterliegenden Teilen wahrscheinlich die dritte Form, den inneren Krieg, noch als Folge nach sich ziehen; denn hier müssen sich gewaltige Rückschläge für Handel und Industrie ergeben und zu einem Notstande führen, der neue Ausbrüche hervorruft. Der Kampf um das Nationalitätsprinzip wird mehr lokaler Natur sein; denn die

Zahl der beteiligten Mächte ist in jedem Falle beschränkter als bei Welthandels- und Kolonialfragen.

Kommen aber wird der nächste Krieg mit Sicherheit und vielleicht in nicht allzu ferner Zeit — es sei denn, daß es den Aposteln des ewigen Friedens gelingen sollte, den menschlichen Egoismus auszurotten, der den Egoismus der Parteien und den der Völker gebiert. Damit aber hörte die Menschheit auf zu existieren; denn Hunger und Liebe halten sie zusammen, und beide sind egoistischer Natur. —

Sir Hiram S. Maxim meint,[1] die Zivilisation werde es wohl dahin bringen, daß Völker, die auf gleicher Kulturstufe stehen, den Krieg in einer zivilisierten Art führen werden, so daß Privateigentum nicht zerstört und Nichtkombattanten nicht „belästigt" werden. Ausschreitungen gegen Personen und Eigentum sollten gar nicht mehr begangen werden.

Freilich macht er dabei noch die Sonderbedingung, daß die beiden kriegführenden Völker demselben Stamme angehören, beide die gleiche Sprache sprechen und beide sich im großen und ganzen zu denselben Religionsanschauungen bekennen, wie es etwa bei Großbritannien und Nordamerika der Fall sein möchte.

Die gesamte liberale Welt von heutzutage schwärmt für einen Zustand, bei dem die Kriege, ähnlich wie man sie im 18. Jahrhundert zur Blütezeit des Absolutismus für eine Privatangelegenheit der Könige ansah, künftig als eine Privatangelegenheit der Regierungen gelten würden, die den gewöhnlichen Sterblichen gar nicht berührt.

Insofern wird diese Auffassung recht behalten, als zwecklose Grausamkeiten im Kriege gebildeter Nationen fortfallen, falls nicht persönliche Roheit des einzelnen Ausschreitungen hervorruft. Hier finden wir auch das Mittel, den Friedensbestrebungen ihren rechten Platz anzuweisen. Es gilt, den Krieg zu humanisieren, die Leichtfertigkeit in der Behandlung von Kriegsursachen zu bannen und die Leiden, die er notwendigerweise mit sich bringt, so viel als möglich zu mildern. Das alles ist menschlich schön und berechtigt.

Aber es ist damit weniger gewonnen, als es den Anschein hat. Diejenigen Härten, die dem Zwecke dienen, den Gegner zur Nachgiebigkeit zu zwingen, also in der Natur des Krieges ihren guten Grund finden, können noch recht weit gehen; das hat erst kürzlich der südafrikanische Krieg durch die Niederbrennung der Burenfarmen bewiesen. Frauen und Kinder wurden dabei dem Elende, mitunter dem sicheren Tode preisgegeben.

Der Krieg bedeutet eben den Bruch, die Aufhebung der Verträge; die Gewalt tritt an Stelle der Uebereinkommen, und die Formen ihrer Anwendung hängen nicht von einem, sondern von beiden kämpfenden Teilen ab, wobei es meist zu einem gegenseitigen Steigern und Ueberbieten kommt.

Anfangs wird es sich natürlich nur darum handeln, die organisierte Streitmacht des Gegners zu vernichten. Wenn das aber geschehen ist, muß man ihn

[1] Deutsche Revue, August-Heft 1903, S. 180.

immer noch zu der Nachgiebigkeit zwingen, die ihren Ausdruck in einem für den Sieger vorteilhaften Friedensschluß findet. Das wird bei einem hartnäckigen Feinde oft recht schwer werden und ist am Ende nur durch einen Druck auf Volk und Land zu erreichen, wobei auch das Privateigentum nicht mehr ungeschädigt bleiben kann. Eine sichere Grenze wird dabei allein durch das Maß der natürlichen Kräfte der Streiter gezogen.

Wir dürfen nicht vergessen, daß das Ideal einer die Privatrechte für geheiligt und unantastbar ansehenden Kriegführung einmal fast schon erreicht worden ist und zwar auf seiten der gegen Frankreich in Waffen stehenden verbündeten Mächte um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts. Das ist die Zeit, aus der Scharnhorsts Klage stammt, daß man bei Menin,[1]) „wo man jahrelang den Feind immer vor Augen hatte, wo man zweimal von ihm mit großen Verlusten vertrieben wurde, wo man fast alle Morgen mit ihm im Feuer war, dennoch nicht einmal eine Schanze an einem vorteilhaften Orte bauen durfte, ehe bis der Eigentümer einer dort stehenden Windmühle seine Einwilligung zum Abreißen der Mühle gegen Entschädigung gab."

Es war die Zeit, in der den Truppen im eignen oder befreundeten Gebiete nicht nur die Quartiere und die Wagen zum Fourageholen, sondern selbst die Häckselmaschinen zum Häckselschneiden verweigert wurden; wo die preußischen Divisionen im reichen Lande vor Hunger fast umkamen, ohne die vorhandenen Vorräte anzutasten, wo Geschütze liegen blieben, weil man die matten Pferde nicht mit den aufgespeicherten Hafervorräten zu ernähren wagte, die von der Militärverwaltung noch nicht angekauft waren, wo die Soldaten — damals noch ohne Mäntel — vor der Schlacht in kalter Oktobernacht auf dem Boden neben aufgestapelten Holzmassen lagen und — froren.

Gewiß war das ein Triumph der Theorie, daß der Krieg die Rechte des Bürgers und die Privatinteressen nicht berühren dürfe, aber diesem Triumphe folgte auch die Sturmflut der französischen Eroberung, die über Staats- und Privatinteressen in gleicher Weise hinwegbrauste und beide vernichtete, weil sie sich durch ängstliche Rücksichten nicht hemmen ließ, die Mittel nahm, wo sie sie fand, und sie so energisch gebrauchte, als sie es vermochte.

Das wird sich immer wiederholen, wo sich eine übertriebene Weichlichkeit in der Auffassung vom Wesen des Krieges auf einer Seite geltend macht. In den von Lilly Braun veröffentlichten Kriegsbriefen des verstorbenen Generals v. Kretschmann finde ich den unter dem unmittelbaren Eindruck der Wirklichkeit geschriebenen Satz: „Krieg führen und Milde üben, sind Gegensätze, die sich nicht vertragen." —

„Nun könnten menschenfreundliche Seelen sich leicht denken, es gebe ein künstliches Entwaffnen oder Niederwerfen des Gegners, ohne zu viel Wunden zu verursachen, und das sei die wahre Tendenz der Kriegskunst. Wie gut sich das auch ausnimmt, so muß man doch diesen Irrtum zerstören; denn in so ge-

[1]) Kleine Festung an der niederländisch-französischen Grenze.

fährlichen Dingen, wie der Krieg eins ist, sind die Irrtümer, die aus Gutmütigkeit entstehen, gerade die schlimmsten. Da der Gebrauch der physischen Gewalt in ihrem ganzen Umfange die Mitwirkung der Intelligenz auf keine Weise ausschließt, so muß der, der sich dieser Gewalt rücksichtslos, ohne Schonung des Blutes bedient, ein Uebergewicht bekommen, wenn der Gegner es nicht tut. Dadurch gibt er dem andern das Gesetz, und so steigern sich beide bis zum äußersten, ohne daß es andre Schranken gäbe, als die der innewohnenden Gegengewichte."

„So muß man die Sache ansehen, und es ist ein unnützes, selbst verkehrtes Bestreben, aus Widerwillen gegen das rohe Element die Natur desselben außer acht zu lassen."

So sagt Clausewitz, der milde, philosophisch angelegte Clausewitz in seiner Lehre vom Kriege,[1] und er wird wohl recht behalten.

Wir wollen also auch von der Humanisierung der Kriegführung durch die moderne Zivilisation nicht allzuviel erhoffen, um keine Enttäuschungen zu erleben.



Begegnungen mit Feldmarschall Moltke.

Von

Dr. Hans Blum (Rheinfelden).

I.

Ueber 36 Jahre sind nun verflossen seit jenem 7. Oktober 1867, da ich, als jüngster (26 jähriger) Abgeordneter meine Jungfernrede im Norddeutschen Reichstag hielt und dadurch außer Bismarcks auch Moltkes dauernde, fast väterliche Huld gewann. Moltke saß im Reichstag nicht weit von mir, gleichfalls als Abgeordneter. Gewiß lauschte er meiner Jungfernrede bei deren Beginn nur aus sachlichem Interesse aufmerksam und beifällig. Denn sie war veranlaßt durch den an jenem Tag eingebrachten Antrag aller einheitsfeindlichen Partikularisten des Hauses — vorwiegend von Sachsen —: ein europäischer Friedenskongreß solle zu allgemeiner Abrüstung berufen und als „die Aufgabe des Norddeutschen Bundes" erklärt werden, „durch Beurlaubungen in größerem Maßstabe sofort seiner Friedensliebe Ausdruck zu geben". Ich war der einzige

[1]) Clausewitz. Vom Kriege I. Teil. Erstes Buch. Ueber die Natur des Krieges. (4. Auflage. S. 4.)

Sachse, der gegen diese Torheit auftrat, sie rücksichtslos bekämpfte, indem ich[1]) aus der Geschichte Europas von 1789 an die Erfolglosigkeit aller friedenskongreßlichen Bestrebungen nachwies, die sich anmaßten, „unter den Völkern die Streitigkeiten zu schlichten und da einen Schiedsspruch zu fällen und durchzuführen, wo nur die Kraft des Schwertes entscheiden kann". Diese Friedensmeierei sei aber bei den sächsischen Unterzeichnern des Antrags auch nur ein Deckmantel für ihre Todfeindschaft gegen die deutsche Einheit und „unser Volk in Waffen, unser Heer", in dem sie mit Recht „einen Bestandteil erkennen, der wohl geeignet ist, den nationalen Gedanken zu kräftigen". Unter lebhaftem, immer wachsendem Beifall des ganzen Hauses bewies ich das den Herren an ihrem ganzen bisherigen politischen Treiben und schloß mit den Worten: „Ich glaube also nicht, meine Herren, daß wir in der Lage sind, Tendenzen zu unterstützen, die sich verhüllen hinter schönen Worten; ich bin wenigstens gewillt, laut Protest zu erheben dagegen, als ob wir Sachsen uns dazu herbeilassen wollten, den mit unsern besten Kräften in unsern kleinen Kreisen gehegten nationalen Gedanken ersticken zu lassen."

„Namentlich waren die alten Helden Moltke und Steinmetz von meiner Rede sichtlich bewegt", durfte ich am folgenden Tage (8. Oktober) an meine Frau in Leipzig wahrheitsgetreu schreiben. General Steinmetz war auch Reichstagsabgeordneter. Noch freudiger folgte dann Moltke am 17. Oktober 1867 meiner größeren Rede[2]) für das deutsche Kriegsdienstgesetz auf der Grundlage der allgemeinen Wehrpflicht, das am 9. November 1867 Bundesgesetz wurde. Als untrüglichen Beweis der so rasch errungenen freundlichen Wertschätzung des großen Feldherrn durfte ich ansehen, daß er mich bei der ersten Gelegenheit seiner liebenswürdig-lebhaften, um 26 Jahre jüngeren Gattin vorstellte, die fast jeder unsrer Reichstagssitzungen auf der Damengalerie mit großem Interesse zuhörte. Auch während jeder der folgenden Tagungen des Norddeutschen Reichstags und Deutschen Zollparlaments bewies mir Moltke stets seine huldvolle Freundlichkeit.

Nur an den wenigen Sitzungen des „Kriegsreichstags" im Juli 1870 konnte er „wegen dienstlicher Behinderung" nicht teilnehmen. Wohl aber war er zu dem ergreifenden Gottesdienst erschienen, der am Morgen des 19. Juli der Eröffnung des Reichstags voranging und im Berliner Dom den Hof, das Bundeskanzleramt, die preußischen Minister, den Bundesrat und Reichstag vereinte. Unvergeßlich für alle Zeit ist mir Moltkes Anblick in dieser weihevollen Stunde! Bescheiden wie immer, hatte er auf der hintersten der für uns Abgeordnete bestimmten Bänke Platz genommen, und vor seinen klaren, in die Höhe gerichteten Augen mochte die ganze Größe und Schwere der Aufgaben vorüberziehen, die das Vertrauen seines Königs und Landes in seine Hand gelegt hatte. Dann lauschte er andächtig und ergriffen der gewaltigen Rede des Oberhofpredigers

[1]) Stenogr. Berichte des Nordd. Reichstags 1867, S. 280 ff.

[2]) Stenogr. Bericht 454/55.

Dr. Hoffmann (eines geborenen Württembergers) über den Bibelvers: „Mit Gott wollen wir Taten tun.“ Wer mochte aber auch ohne tiefe Ergriffenheit daran gedenken, daß gerade heute vor 60 Jahren, am 19. Juli 1810, die herrliche Königin Luise von Preußen ihr Haupt zum Sterben gelegt hatte, und daß nun ihr Sohn, König Wilhelm, das Schwert zog, um die Rache Gottes zu vollstrecken an dem Erbfeinde, der seiner Mutter das Herz gebrochen hatte und nun abermals den Frieden des deutschen Volkes brach? Von ihrem Grabmal in Charlottenburg war der greise König hierher in den Dom geeilt und gleich den meisten Andächtigen tief erschüttert, während Bismarck auf der Emporkirche unter den Mitgliedern des Bundesrates um Haupteslänge hervorragte und mit der ganzen Milde und wohlwollenden Ruhe, deren seine ehernen Züge fähig waren, vor sich niederschaute.

Nach der Kirche fand sofort die Eröffnung des Reichstags im Weißen Saale des königlichen Schlosses statt, an der Moltke auch noch teilnehmen konnte. Die Berliner Bevölkerung trug bis dahin für derartige Staatsaktionen eine geflissentliche Gleichgültigkeit zur Schau. Diesmal aber sperrten Tausende die Zugänge zum Schlosse und begrüßten den König, die Prinzen, Bismarck, Moltke, den Kriegsminister Roon, die Generale (und Abgeordneten) Steinmetz, Vogel v. Falckenstein u. s. w. mit lautem begeisterten Zuruf. Die Thronrede, die der greise König selbst, mit tiefbewegter, häufig fast versagender Stimme vom Throne herab verlas, und die neunmal — gegen alle Gewohnheit — vom jubelnden Beifall der ganzen Versammlung, einschließlich der Tribüne, oft auf Minuten unterbrochen wurde, war vielleicht das Beste, das bis dahin aus Bismarcks Feder geflossen war. Denn da hieß es u. a.:

„Hat Deutschland derartige Vergewaltigungen seines Rechtes und seiner Ehre“ — wie sie jetzt von Frankreich ausgehen — „schweigend ertragen, so ertrug es sie nur, weil es in seiner Zerrissenheit nicht wußte, wie stark es war. Heute, wo das Band geistiger und rechtlicher Einigung, das die Befreiungskriege zu knüpfen begannen, die deutschen Stämme je länger desto inniger verbindet; wo Deutschlands Rüstung dem Feinde keine Oeffnung mehr bietet, trägt Deutschland in sich selbst den Willen und die Kraft der Abwehr erneuter französischer Gewalttat.“ Und am Schlusse: „Wir werden nach dem Beispiele unserer Väter für unsere Freiheit und für unser Recht gegen die Gewalttat fremder Eroberer kämpfen, und in diesem Kampfe, in dem wir kein anderes Ziel verfolgen, als den Frieden Europas dauernd zu sichern, wird Gott mit uns sein, wie er mit unsern Vätern war.“

Wie bereits bemerkt, hat unser „Kriegsreichstag“ damals in wenigen Sitzungen (vom 19. bis 21. Juli) seine Schuldigkeit voll getan, namentlich alle für den uns so freventlich aufgezwungenen Krieg erforderlichen Mittel bewilligt, in erhebender Einmütigkeit; gegen die Kriegsanleihe stimmten nur die beiden Franzosenfreunde Liebknecht und Bebel, die Deutschland wehrlos dem französischen Raubeinbruch preisgeben wollten. Ich aber sehnte mich danach, mich dem Vaterlande noch in andrer Weise nützlich zu machen, als durch die Erfüllung meiner Abgeordnetenpflichten. Als Soldat konnte ich das nicht, da ich infolge eines schweren Typhus 1861 zum Wehrdienst dauernd unfähig erklärt worden war. Auf den Rat des Kriegsministers v. Roon, der gleichfalls Abgeordneter des

Reichstags war, stellte ich mich daher sofort nach meiner Rückkehr nach Leipzig am 22. Juli dem Großen Generalstab in Berlin telegraphisch zu beliebiger Verfügung zur Uebernahme eines etwaigen Transportes in das Große Hauptquartier des Königs in Frankreich und erklärte mich bereit, sofort aufzubrechen, sobald der Ruf an mich ergehe.

Erst am 31. August 1870 nachmittags traf in Leipzig eine Depesche vom Großen Generalstab aus Berlin ein, die besagte: falls ich noch bereit sei, einen Transport zu übernehmen, müsse ich sogleich nach Berlin reisen und am nächsten morgen früh neun Uhr die darauf bezüglichen Befehle im Generalstabsgebäude der Behrenstraße in Empfang nehmen. Ich reiste nach hastigem schwerem Abschied von Frau und Kindern sofort nach Berlin und nahm zur bestimmten Stunde die Befehle des Großen Generabstabes entgegen, die hauptsächlich vorschrieben: daß ich mit dem Transport von etwa dreißig großen Kisten am Abend des 2. September Berlin verlassen und unaufhaltsam, so schnell als immer möglich, zum Großen Hauptquartier des Königs nach Frankreich reisen und hier den Transport an Moltke übergeben müsse. Zu diesem Zwecke wurde mir urkundlich die amtliche Befugnis erteilt, bei Stockung des Bahnverkehrs, namentlich in Frankreich selbst, Fuhrwerk und soldatische Bedeckung von den deutschen Etappenkommandanten für mich requirieren zu lassen.

Was die Kisten enthielten, wurde mir nicht gesagt. Die meisten derselben waren an hohe Offiziere des Großen Generalstabes im Felde adressiert, als enthielten sie Liebesgaben von „Muttern“. Ich dachte mir indessen gleich, daß diese Aufschriften nur gewählt seien, um mich nicht ängstlich zu machen, da ich in der Nähe der noch in Feindeshand befindlichen Festung Verdun vorüber mußte, in deren Bereich jüngst zwei Kuriere des Königs Wilhelm von den Franzosen abgefangen worden waren. Ich war also sicher, daß ich etwas andres beförderte als persönliche Liebesgaben an einzelne hohe Offiziere, zumal da ich angewiesen war, eine Anzahl der äußerlich völlig gleichartigen Kisten in Pont-à-Mousson an der Mosel für den Belagerer von Metz, den Prinzen Friedrich Karl von Preußen, zurückzulassen und in Clermont en Argonne für den Kronprinzen (späteren König) Albert von Sachsen. Außerdem reiste ich auf Staatskosten, und mir wurde, namentlich in der Gegend von Verdun, die größte Vorsicht und hinreichende soldatische Bedeckung empfohlen. Sehr glänzend und furchtgebietend fiel diese Bedeckung freilich auch in der Gegend von Verdun nicht aus. Denn sie bestand nur aus vier Soldaten bei zehn schweren Zweispännern. Droben auf dem Berggipfel, der unsre Etappenstraße von der Festung Verdun trennte, standen französische Soldaten schußbereit, und ein französischer Leutnant redete seinem berittenen Obersten offenbar dringlich zu, auf uns schießen zu lassen. Der Oberst aber hob zuerst beredt die zehn Finger zum Himmel und dann vier Finger der Rechten und zuckte kopfschüttelnd die Achseln. Offenbar hatte er dem blutdürstigen Leutnant vorgestellt: zehn schwere Wagen bedecke man nicht bloß mit vier Soldaten, wenn sie etwas Gefährliches enthielten. Und dabei hatte er noch zuvor mit besonderer achselzuckender Geringschätzung auf meinen Zivilanzug gewiesen.

Dieser Zivilanzug war ja auch so unansehnlich wie möglich, wenn man sehr mild über ihn urteilte. Man durfte ihn sogar unglaublich komisch nennen. In Bendenheim, vor der von uns damals noch belagerten Festung Straßburg, war mir nämlich mein großer Koffer, der meine besseren Kleider und meine Wäsche enthielt, am 5. September abhanden gekommen. Unser von Weißenburg kommender Militärzug kreuzte sich in Bendenheim mit einem Zug Verwundeter aus der Schlacht von Sedan. In diesem Zuge saß u. a. ein leichtverwundeter bayrischer Offizier, der meinen in Bendenheim eben behufs Umladung einhergefahrenen Koffer für den seinigen gehalten und von seinem Burschen in sein Coupé hatte schieben lassen; und sein Zug fuhr gegen Deutschland davon, noch ehe ich hinzuspringen und mein Eigentum wieder erlangen konnte. Nur den anhaltenden liebenswürdigen Bemühungen des Generalpostmeisters Dr. Stephan gelang es, mir meinen Koffer wieder zu verschaffen, aber erst einen Monat später. Einstweilen besaß ich, namentlich auf dem langen, meist bei strömendem Regen zu bewältigenden Marsch von Pont-à-Mousson an der Mosel durch die Argonnen und die Champagne bis nach Reims in den Tagen vom 7. bis 13. September an Kleidern und Stiefeln nur, was ich auf dem Leibe hatte, und an Wäsche nur das wenige mehr, was ich in einem Täschchen mitführte.

Sehr begreiflich war also, daß der biedere französische Oberst aus Verdun nach meinem Kostüm in mir durchaus keinen Abgesandten des Großen Generalstabs in Berlin vermutete. Denn es bestand aus grauen weiten Hosen, die bei dem nassen Wetter meist in hohe Schaftstiefel gestopft waren, aus einer grauen Joppe mit grünem Stehkragen, und darüber hing ein zerschlissener Gummimantel mit einem an einer grünen Schnur baumelnden Revolver. Auf dem Haupte ein breiter grauer Filzschlapphut.

In diesem Aufzug erschien ich am 13. September 1870 vormittags in der Rue du Marc Nr. 9 in Reims in einem baum- und blumenreichen Hof, wo der Große Generalstab der deutschen Kriegsheere sein Quartier aufgeschlagen hatte, mit meinem „Transport“ von noch über zwanzig Kisten, und überreichte dem diensttuenden Unteroffizier meine Karte mit der Bitte, sie Exzellenz v. Moltke zu übergeben. Statt Moltkes erschien der Oberstleutnant — spätere preußische Kriegsminister — Bronsart v. Schellendorf, dem ich auf die Anfrage nach meinem Begehr meinen „Transport“ ablieferte und meine im Großen Generalstab in Berlin erhaltene Legitimationskarte vorzeigte. Er las sie, schüttelte das bedeutende Haupt, als er mein Paradekostüm Revue passieren ließ, und rief dann erstaunt: „Aber sind Sie denn wirklich der Reichstagsabgeordnete Dr. Blum?“ „Gewiß, Herr Oberstleutnant,“ entgegnete ich lächelnd. „In einer Stunde hoffe ich diese Frage nicht mehr nötig zu machen. Ich werde mir hier bei irgend einem Reimser Cohn neue Kleider und Wäsche kaufen, — denn mein Koffer ist mir unterwegs abhanden gekommen.“ Aber diese Stunde — die allerdings für meinen äußeren Menschen von größtem Vorteil wurde und zugleich auch für den Reimser Cohn —, brauchte gar nicht abzulaufen, um den späteren preußischen Kriegsminister von der Identität meiner Wenigkeit zu überzeugen. Denn in diesem Augenblicke trat

Moltke aus dem Generalstabsgebäude, überflog meine Gestalt mit freudigem Augenblitz, eilte auf mich zu in den Hof, drückte mir beide Hände und rief: „Ah, da sind Sie endlich wohlbehalten angelangt, Herr Kollege Blum, ich fürchtete schon, die Franktireurs der Argonnen hätten Sie abgefangen! Nun bleiben Sie aber bei uns und essen vor allem bei mir zu Mittag."

Ich dankte ihm herzlich und erklärte, ich würde sehr gern längere Zeit im Großen Hauptquartier bleiben und hätte auch reichlich Mittel zu meiner Selbstverpflegung von der bekannten Zeitschrift „Daheim" erhalten, die gern Berichte von mir aus Frankreich bringen möchte, aber man könne sich in dem ausgesogenen Lande ja gar keine Lebensmittel kaufen und kein Quartier finden. „O, dem will ich rasch abhelfen, Herr Kollege!" rief Moltke sicher und fröhlich. „Sie werden vom Großen Generalstab fortan, solange Sie bei uns bleiben können und wollen, als ‚Officier du Grand Quartier du Roi' (Offizier des Großen Hauptquartiers des Königs) einquartiert und erhalten Offiziersverpflegung für sich und ein Pferd."

Ich nahm freudigst an, erzählte Moltke rasch den Verlust meines Koffers und fragte ihn, ob er vielleicht wisse, wo ich mich in Reims sogleich mit einem neuen Anzug und etwas Wäsche versehen könne.

„Da gebe ich Ihnen sofort meinen persönlichen Adjutanten, Leutnant v. Burt mit, Herr Kollege, der weiß hier gut Bescheid und wird Ihnen dabei auch Ihr Quartier zeigen," rief Moltke liebenswürdigst und eilte ins Haus zurück, um seinen Adjutanten Henry v. Burt zu rufen, der Stiefbruder von Moltkes Gattin und seit seinem dreizehnten Jahr (von 1851 an) wie ein Sohn in Moltkes Heim gehalten worden war.

Er war ein sehr liebenswürdiger junger Offizier, nur drei Jahre älter als ich, und ich begegnete ihm später noch sehr oft. Ich mußte lachen, mit welchem Sachverständnis er hier in Reims Anzug und Wäsche für mich aussuchte und um den Preis feilschte. Dann ließ er meine Habchen und Babchen „nach meinem Quartier" schaffen, zu dem er mich freundlichst auch noch begleitete. Ich war höchst erstaunt, in das elegante, von den Besitzern natürlich fluchtweise verlassene Heim der berühmten Champagner-Millionärin Veuve Cliquot-Ponsardin geführt und hier als einziger Zwangsgast und ‚Officier du Grand Quartier du Roi' einquartiert zu werden. Da ich in Zivil erschien und dank meiner Berner Jugenderziehung fließend französisch sprach, so nahmen mich Hausmeister und Haushälterin recht gut und freundlich auf.

Ich kleidete mich in meinem schönen Zimmer rasch um und begleitete dann, auf Moltkes Anordnung, dessen jungen Stiefschwager wieder zum Großen Generalstab in die Rue du Marc Nr. 9. „Nun, Herr Doktor, werden Sie sehen, was Sie uns gebracht haben," sagte Leutnant v. Burt, geheimnisvoll lächelnd, indem er mich in das sehr bescheidene Beratungszimmer des Großen Generalstabs führte. Hier sah ich Erstaunliches. Eine der von mir überbrachten großen Kisten stand geöffnet am Boden. Sie enthielt dicke Rollen von sehr starkem Papier, von denen jede die ganze Länge der Kiste einnahm. Eine dieser Rollen

aber war der Kiste enthoben, aufgerollt und mit Malzwecken an die größte Wand des Zimmers geheftet worden und ward nun von Moltke und den hervorragendsten Offizieren seines Großen Generalstabs freudig betrachtet. Es war eine über mannshohe Karte von Paris und Umgegend, ein Meisterwerk naturtreuer, plastisch-greifbarer Darstellung, wie Moltke sie liebte und früher in Fülle selbst geschaffen hatte.

Die Karten waren, wie ich später erfuhr, beim plötzlichen Kriegsausbruch noch nicht fertig gewesen und mußten, sobald sie vollendet waren — namentlich nach dem Abfangen zweier Königskuriere im Bereich der Festung Verdun —, durch eine Persönlichkeit nach Frankreich befördert werden, die sorgfältig und umsichtig diesem Ziel zustrebte und, wenn sie in Feindeshand fiel, ihrer ganzen bürgerlichen Stellung nach den Verdacht entwaffnete, wissentlich Kriegskontrebande eingeschmuggelt zu haben. Ich war sehr stolz darauf, daß man mich hierzu auserwählt hatte.

Die französischen Generalstabskarten von Paris und Umgegend, deren eine ich mir später in Versailles kaufte und noch besitze, wären für die Offiziere und Mannschaften unsrer Belagerungsarmee vor Paris ganz unbrauchbar gewesen. Es ist ein ganz stümperhaftes Werk, das von zeichnerischen Unrichtigkeiten wimmelt, z. B. Waldparzellen hinsetzt, wo sie nicht sind, und wegläßt, wo sie sich befinden, und das ich nie ohne Heiterkeit betrachten konnte, wenn ich in den Umgebungen von Paris ging oder fuhr.

II.

Das Mittagessen bei Moltke begann am 13. September 1870 in Reims um 5 Uhr nachmittags. Moltke hatte gerade sich gegenüber das Couvert für mich auflegen lassen. Rechts von mir saß der Oberstleutnant (spätere General und preußische Kriegsminister) Verdy du Vernois, zu meiner Linken der noch junge freundliche Major (jetzt General) Blume; neben Moltke links Bronsart v. Schellendorf, rechts v. Brandenstein, der treffliche und unermüdliche Leiter des deutschen Etappenwesens. Von den übrigen Tafelgenossen nenne ich nur die berühmtesten: Moltkes Vertrauten, den Rheinländer Oberst (jetzt General) Le Clerc und den trefflichen Organisator des deutschen Feldeisenbahnwesens Kühnle.

Die bei Tafel geführten Gespräche habe ich damals sofort im „Daheim" veröffentlicht.[1]) Sie erregten das größte Aufsehen, denn sie durchleuchteten eben erst vollendete Kriegstaten mit Moltkeschem Geist und weissagten aus seinem Munde andre wichtige Kriegsereignisse, die dann auch eintraten, wie den baldigen Fall von Straßburg und Metz u. s. w. Noch heute zutreffend ist eine damalige Bemerkung von Moltke über die französische Beurteilung des Kriegsverlaufes von 1870. Verdy hatte nämlich eine Uebersetzung des damals neuesten Pariser „Gaulois" zum besten gegeben, in der der deutsche „Landsturm" in lächerlichster

[1]) Wieder abgedruckt (wie alle meine Kriegsberichte aus „Daheim") in meinem Werke „Auf dem Wege zur deutschen Einheit", Bd. II, S. 202/213. Jena, Costenoble 1893.

Weise geschildert wurde. Moltke hatte anfangs wiederholt gelächelt, als ob eine Verspottung französischer Preßleistungen aus dem „Kladderadatsch“ vorgetragen würde. Dann jedoch runzelte er die Stirn und sagte: „Ja, meine Herren, es ist aber bitterer Ernst. Das Gesindel kann schreiben, was es will, so glauben's die französischen Leser. Sie kennen und nennen nur den Verrat als die Quelle ihres Unglücks.“

Nach der Tafel reichten Moltke und seine hohen Offiziere mir herzlich die Hand. Ich meinte, es sei das Zeichen meiner Verabschiedung, da sie miteinander aus dem Hotel, wo wir gespeist hatten, weggingen, schon Nachtdunkel über der Stadt lag und ihnen nach der harten Tagesarbeit nun wahrlich Ruhe zu gönnen war. Ich schlug dem Major Blume daher ein Café vor. Er aber erwiderte lächelnd: „Jetzt? Sie wollten ja Ihre Legitimation auf dem Generalstab holen. Begleiten Sie uns doch. Jetzt beginnt erst unsre Arbeit.“

Ich folgte verwundert. Als wir das Beratungszimmer des Generalstabs erreichten, in dem am Morgen die von mir überbrachte Karte von Paris gehangen hatte, saßen alle Offiziere des Großen Generalstabs der deutschen Heere, unter Moltkes Vorsitz, um einen viereckigen, höchst schmucklosen langen Tisch, auf dem zwei Stearinlichter und eine Unschlittkerze, die ohne Leuchter einfach auf den Tisch geklebt waren, ein verdächtiges Zwielicht verbreiteten. Die Herren schienen diese Art von Beleuchtung gewohnt. Und in der Tat erfuhr ich später, daß König Wilhelm, als er am Abend der Schlacht von St. Privat-Gravelotte (18. August 1870) in Rézonville vor Metz unerwartet in das gleich brillant erleuchtete Beratungszimmer des Generalstabs getreten war, am andern Morgen sagte: „Er habe geglaubt, in eine Räuberhöhle geraten zu sein.“

Natürlich entfernte ich mich aus dem Beratungszimmer, sowie ich meine Legitimation erhalten hatte. Nach dieser war mir „gestattet, mich im Bereiche der operierenden Armeen aufzuhalten, da nötigenfalls, auch die äußersten Vorposten zu überschreiten“, und wurden „alle Behörden ersucht, mir dabei keine Schwierigkeiten in den Weg zu legen“. Vor meinem Abschied wurde mir noch eröffnet, daß das Große Hauptquartier morgen wahrscheinlich schon sehr frühe von Reims gegen Château-Thierry abrücken werde. Ich solle mir daher mein Frühstück schon auf früh 5 Uhr bestellen und vorher packen. Meine Beförderung nach Château-Thierry werde in einem bequemen Zweispänner des Großen Generalstabs erfolgen, der mich vor meinem Quartier abholen werde, und in Begleitung von zwei Geheimen Oberposträten.

Bei Veuve Cliquot-Ponsardins war's sehr mollig, das Bett vorzüglich und mein Frühstück am andern Morgen um fünf Uhr tadellos bereitet. Zu meinem Erstaunen war dabei auch eine große Flasche echtester Veuve Cliquot-Champagner aufgestellt. Meine Bemerkung, daß ich so früh natürlich nichts als Kaffee tränke, und da mein Wagen jeden Augenblick vorfahren könne, auch nicht in die Lage kommen werde, die herrliche Flasche nachher noch zu leeren, erwiderte die Haushälterin freundlich mit den Worten: dann werde sie sich erlauben, mir die Flasche nebst einem guten, kalten Frühstück für unterwegs einzupacken.

Kurze Zeit nachher fuhr in der Tat „mein" Wagen vor, und die Haushälterin überreichte mir die Flasche und ein ansehnliches Frühstück in trefflicher Verpackung. Ich schob diese Stärkungsmittel in eine weite, tiefe und weiche Seitentasche, die an dem aufgeklappten Wagenverdeck zur Linken meines Polstereckſitzes etwa in der Höhe meines Kopfes angebracht war. Beim Sitzen konnte man nichts von meinen verborgenen Vorräten gewahren. Der Kutscher holte dann die beiden Geheimen Oberposträte, die mit mir fahren sollten, beim Generalpostamt ab, wo mich Generalpostmeister Dr. Stephan ihnen vorstellte, mit dem ich, als Schriftführer der Petitionskommission des Reichstags, in Berlin fast täglich verkehrte. Und dann setzte sich unser Wagen, der unter dem aufgeklappten Verdeck drei bequeme Polstersitze nebeneinander hatte, mit dem ganzen Großen Hauptquartier in eilige Bewegung gegen Château-Thierry zu. Meine beiden geheimrätlichen Wagengenossen — die später „Exzellenzen" wurden — kamen sofort mit mir in lebhaftes Gespräch und konnten nicht genug von den lustigen Schnurren hören, die ich ihnen aus meinem Leben, meiner Verteidigerpraxis, aus Reichstag und Zollparlament erzählte. Dann zog ich aber sehr nachdenklich die Uhr und sagte ernsthaft, beim sausenden Trabe unsrer Rosse: „Meine verehrten Herren Geheimräte, jetzt ist es fast schon zehn Uhr. Da sollten wir doch baldigst eine Flasche Veuve Cliquot trinken und etwas Gutes dazu frühstücken."

Die beiden Herren lächelten schwermütig, und das ältere Semester von ihnen sagte: „Herr Dr. Blum, ich fürchte sehr, das ist der schlechteste Witz, den Sie heute morgen gemacht haben!" Die andre postale Geheimrätlichkeit nickte hierzu betrübt.

„Nun, ohne meinen übrigen Witzen irgendwie zu nahe zu treten," erwiderte ich lachend, „möchte ich Sie nun einladen, meine sehr verehrten Herren Geheimräte, selbst zu entscheiden, ob nicht der letzte von mir verbrochene Witz der beste ist?" Dabei zog ich die allerechteste Flasche Veuve Cliquot und das lukullische Frühstück ihres Hauses — herrliches Weißbrot, Geflügelpastete, Schinken, eine große Büchse Sardinen u. s. w. — aus dem Versteck und bat ganz submissest, zuzulangen. Die obersten Stützen der deutschen Post lachten nun allerdings so fröhlich, wie sie an diesem Morgen noch nicht gelacht hatten, zumal als sie hörten, daß wir die bevorstehenden gemeinsamen Genüsse der genialen Taktik Moltkes dankten, der mich auf Gedeih und Verderb bei der Veuve Cliquot-Ponsardin in Reims einquartiert habe. Ich holte dann aus einem Ledeetui noch meinen Kristallbecher und aus diesem, in Leder eingewickelt, ein Eßbesteck nebst Messer und Korkzieher, löste die Drähte der Flasche, und das Symposion nahm seinen fröhlichen Verlauf.

Am Abend dieses Tages erreichten wir Château-Thierry, und hier quartierte mich Moltke ebenso trefflich wie in Reims in einem vor uns Barbaren von den Insassen natürlich gleichfalls durch die Flucht nach dem unschuldigen Paris geräumten Frauenstift ein. Veuve Cliquots gab es hier freilich nicht, aber doch rechtschaffenen Burgunder „und anderweitige gute Verpflegung", wie der Bediente Karl Buttervogel in Immermanns „Münchhausen" so schön sagt. Am folgenden

Tage, dem 15. September, gelangte das Große Hauptquartier zu etwas längerem, viertägigem Aufenthalte bis Meaux an der Marne, der alten berühmten Bischofsstadt Bossuets, und hier verschaffte mir Moltke auf meine Bitte Quartier bei einem Kollegen, dem liebenswürdigen avocat und avoué Pelletier, da unser Beruf und unsre Wissenschaft bei den gemeinsamen Mahlzeiten u. s. w. eine Fülle neutralen Gesprächstoffes bot, ohne daß wir das uns Trennende, den Krieg, berühren mußten.

Hier begegnete ich nun Moltke täglich, und er hatte stets die Huld, mich anzureden. Ein einzigesmal sprach ich selbst ihn an, am 16. September, einen Tag nach unsrer Ankunft in Meaux. Da wartete ich auf ihn vor dem Gebäude des Großen Generalstabs, und als er nach einer Beratung heraustrat, schritt ich auf ihn zu, und fragte ihn, ob es wahr sei, daß die Sachsen (das 12. deutsche Armeekorps) heute in der Nähe von Meaux durchmarschierten?

„Warum wollen Sie das wissen?" fragte er mit humorvoller Strenge, als hege er den furchtbaren Verdacht, ich könne das tiefe Geheimnis an Frankreich verraten.

„Mein jüngster Bruder Alfred ist Offizier beim 103. Regiment," erwiderte ich. „Er rückte als Vizefeldwebel mit aus, hat die Schlachten von St. Privat, Nouart, Beaumont und Sedan mitgemacht und wurde bei Sedan Leutnant und erhielt das Eiserne Kreuz.[1]) Wenn es möglich wäre, möchte ich ihn gern aufsuchen, wiedersehen, Exzellenz!"

Bei welchem Bataillon, welcher Kompagnie steht Ihr Bruder, Herr Kollege?" fragte Moltke weiter.

Ich nannte die Zahlen und fügte hinzu, daß mein Bruder, da wir Geschwister alle in Bern aufgewachsen seien und vom achten Jahre an außer deutsch auch französisch gesprochen hätten und noch heut geläufig sprächen, meist als Quartiermacher verwendet werde.'

Darauf erwiderte der große Feldherr ohne Besinnen: „Der Stab des 103. Regiments rückt heute mittag da und da ein. Das Bataillon Ihres Bruders liegt von da bis da. Da Ihr Bruder Quartiermeister ist, wird er wahrscheinlich nachmittags gegen vier Uhr in der Höhe von Trocy, drei bis vier Wegstunden von hier eintreffen."

Man bedenke, was diese Antwort besagen will! Damals waren außer dem badischen Armeekorps um Straßburg und der Belagerungsarmee vor Metz alle deutschen Regimenter in fortwährendem Anmarsch gegen Paris, und Moltke vermochte sofort, aus dem Kopfe, als ob er auf ein offenes Schachbrett blicke, zu sagen, um welche Tagesstunde jedes Bataillon dieses ungeheuren, hundertgliedrigen Heereskörpers da oder dort eintreffen werde!

Der Feldherr tat aber noch mehr, denn er fügte hinzu: „Die Sachsen haben morgen Ruhetag. Sie sind sehr angestrengt seit Sedan marschiert und haben in

[1]) Er ist jetzt Wirklicher Geheimer und Vortragender Oberregierungsrat im Preuß. Verkehrs (Eisenbahn-)Ministerium in Berlin.

diesen vierzehn Tagen nichts wie Rindfleisch gegessen. Sie werden also, Herr Kollege, Ihrem Bruder einen Gefallen erweisen, wenn Sie ihm für morgen Urlaub auswirken, ihn hierher nach Meaux führen und ihn hier im Hotel des Trois Rois einmal ordentlich zu Mittag essen lassen. Gehen Sie sofort auf die Mairie (Bürgermeisterei) und sagen Sie dort, ich requirierte für Sie einen Landauer nach Trocy — der Kutscher muß die Nacht oben bleiben, Sie und Ihren Bruder morgen hierher bringen und ihn wieder zurückfahren. Sie dürfen ihn dann aber noch mal bis Trocy begleiten, wenn Sie wollen, Herr Kollege. — Der Vizemaire (stellvertretender Bürgermeister) Modeste ist ein liebenswürdiger Mann, der sogar Ihren Volkswirtschaftslehrer Wilhelm Roscher studiert hat."

Das alles wußte der große Feldherr, und alles stimmte aufs Haar. Der Vizemaire war entzückt, einen Schüler von Roscher vor sich zu sehen, der nichts begehrte als einen Landauer auf zwei Tage. Nachdem ich dann noch meinen liebenswürdigen Quartierwirt und Kollegen Pelletier vom Grund meiner kurzen Reise und davon unterrichtet hatte, daß ich ihm am morgigen Vormittage wahrscheinlich meinen Bruder vorstellen würde, rollte ich alsbald im schönsten Landauer der Bischofsstadt Meaux zum nördlichen Tor hinaus und erreichte zwei bis drei Stunden später das äußerste, zunächst an Paris gelegene Bauerngut von Trocy, in dem der Leutnant Blum, nach der Versicherung der unterwegs befragten Soldaten seiner Kompagnie, wohnen sollte. Ich ließ den Kutscher durch das offene Tor gleich in den großen, viereckigen, von Wohn- und Wirtschaftsgebäuden umgebenen Hof einlenken und halten. Die Bewohner waren natürlich vor uns deutschen Barbaren auch nach Paris entflohen. Auf der Spitze der hohen, schmalen und geländerlosen Steintreppe, die links vom Eingangstor zur freundlichen Behausung des Besitzers emporführte, erschien beim Rasseln meines Wagens ein Offiziersbursche und rief beim Anblick meines Zivilanzuges barsch, aber im schönsten Sächsisch hinab: „Heeren Se, was wollen Sie denn hier?"

„Ist der Herr Leutnant Blum hier, ich möchte ihn gern gleich sprechen," rief ich hinauf.

Der Bursche schüttelte bedenklich das Haupt und rief dann von der Treppenspitze aus durch die offene Tür ins Haus hinein: „Herr Leidnant, es is Sie e deitscher Ziviliste da, der de Sie gerne schbrechen mechde!"

„Scheußlich!" ertönte die Stimme meines Bruders von innen und oben herab. „Da ess' ich nun mein einziges bißchen Mittagbrot, einen Eierkuchen, und werde wieder gestört! Wahrscheinlich wieder so ein verfluchter Marketender!"

„Ja, das scheint mir ooch so!" brummte der Bursche durch die offene Tür hinein und schleuderte dabei einen Blick auf mich hinab, der deutlich sagte: „Na, warden Se nur, mein Leidnant wird Se aber scheene fihren und auszahlen!"

In diesem Augenblick erschien mein Bruder neben dem Burschen auf der Treppenspitze, die Serviette noch in der Hand, die klar andeutete, daß er sich durch den vermeintlichen Marketender nicht lange von seinem frugalen Mittagbrot aufscheuchen lassen werde, und äugte scharf in den Hof hinab. Sowie er

mich aber erblickte, rief er tiefergriffen nur: „Hans!“ wischte sich mit der Serviette rasch den Schnauzbart, legte sie auf ein Fenstersims, stürzte die Treppe in wenigen großen Sprüngen hinab und umarmte und küßte mich stürmisch.

Der Bursche rang die Hände zum Himmel empor. Er glaubte, „sein Leidnand“ sei plötzlich geistig gestört, „mid Reschbeggd zu melden ‚verrigt‘“ geworden.

Die tiefe Menschenkenntnis des Burschen sollte sich übrigens alsbald bezüglich meiner Wenigkeit glänzend erweisen. Denn ich hatte wirklich was vom Marketender an oder bei mir, nämlich Zigarren, einen Genuß, der dem Regiment schon seit vierzehn Tagen vollständig ausgegangen war; aber diese wurden von mir unentgeltlich verabreicht. Das erzeugte eine hochgradige Aufregung. Alle Offiziere der Kompagnie meines Bruders saßen am Abend mit uns in seiner „Bude“ bei saurem Glühwein und pafften Tabakrauch, und seinen Urlaub hatte mein Bruder sofort gekriegt. Wir schliefen die Nacht hindurch nebeneinander auf dem Fußboden seines Zimmers. Am folgenden Morgen nahm ich ihn mit nach Meaux. Pelletier setzte uns ein gutes warmes Frühstück vor, und dann ging es zu einem noch besseren großen französischen Mittagessen in den Trois Rois, wie Moltke befohlen hatte. Als auch dort das Menü ziemlich heruntergegessen war, meinte mein armer, seit vierzehn Tagen ausgehungerter Bruder: „Hans, nun würde ich mich freuen, wenn ich bald mal was zu essen kriegte.“

„Ja, mein Lieber, hier sind wir nun ziemlich durch,“ erwiderte ich, „aber da oben über der Stadt ist eine verlassene Pepinière (Feinobstgarten), dort liegen Tausende der feinsten Birnen und Pfirsiche am Boden, da kannst du dir den Nachtisch holen.“ Das tat er auch mit Behagen. Und vor der Heimfahrt nach Trocy kaufte ich ihm noch einen großen runden Fromage de Brie (Käse) und ein tüchtiges Weißbrot. Damit war er aber auch schon zum Viertel fertig, ehe wir vor Trocy uns trennten. Gottlob, ist er, wie bis dahin, dann auch vor Paris in allen Kämpfen unversehrt geblieben! Den unvergeßlichen Tag dieses Wiedersehens aber danke ich noch heute unserm unvergeßlichen, edeln Feldmarschall Moltke.

III.

Das Große Hauptquartier wurde beim weiteren Vorrücken gegen Paris in zwei Teile oder „Staffeln“ geteilt. Der König, das Bundeskanzleramt, der Große Generalstab u. s. w. nahmen vom 19. September bis 5. Oktober Quartier in Rothschilds Schloß Ferrières bei Lagny, des Königs Bruder Prinz Karl aber, das Generalpostamt, die Feldpolizei u. s. w. in dem Städchen Lagny an der Marne, vier Stunden von Paris entfernt. Hier wurde auch ich einquartiert, in der von dem Besitzer verlassenen Villa des Bankiers Anselme, die ich dann freiwillig noch mit drei württembergischen Stabsärzten teilte.

So sah ich denn nun Moltke zwar nicht täglich mehr, aber doch häufig, da ich oftmals nach Ferrières ritt, und zwar nicht bloß als „Schlachtenbummler“, sondern auch zu ernsthaften Verhandlungen mit Bismarck, der mich sehr gern zum Präfekten in Fontainebleau oder Melun während unsrer Okkupation Frank-

reichs gemacht hätte, da es arg an deutschen Juristen fehlte, die die französische Sprache und Gesetzgebung vollständig beherrschten.[1]) Aber obwohl mir 60000 Franken Jahresgehalt in dieser Stellung geboten waren, lehnte ich ab, weil nicht Bismarck, sondern der reaktionäre preußische Minister Graf Eulenburg mein Vorgesetzter geworden wäre, und nun ließ mir Bismarck durch seinen mir aus Bismarcks Heim in Berlin genau bekannten Vertrauten v. Keudell (jüngst gestorben) andeuten, daß er sich auch dafür bedanken würde, den Grafen Eulenburg zum Vorgesetzten zu haben. Meine gute Frau aber schrieb mir aus Leipzig, nachdem ich ihr von Lagny aus das Scheitern der Verhandlungen mitgeteilt: „Gott sei Dank, daß sich die Sache zerschlagen hat!"

Vom 5. Oktober 1870 an war das Große Hauptquartier dann in Versailles vor Paris wieder vollständig vereint, — und hier dankte ich Moltke ein treffliches Quartier im Hause meines Kollegen, des Avocat et Avoué Ducrot, Place Hoche Nr. 8. Ich war hier, wie immer, der einzige Quartiergast, während meines ganzen einmonatigen Aufenthaltes in Versailles, lieferte meine Offiziersverpflegung in die Küche meines Quartiergebers, ermöglichte ihm den Briefwechsel mit seiner nach Südfrankreich geflüchteten Gattin nebst Kindern durch meinen Schwager in Rheinfelden, und trat zu ihm dadurch in wirklich freundschaftliche Beziehungen.

Moltke sah und sprach ich nun wieder fast täglich und zwar sowohl in Versailles selbst, als auch in den malerischen Umgebungen von Paris, einmal auch in Granatfeuer während des Ausfalls der Pariser Besatzung bei Rueil und La Jonchère am 22. Oktober 1870, und seinen Stiefschwager und persönlichen Adjutanten v. Burt schon vorher im Granatfeuer auf der Höhe von Bellevue über Sèvres an der Seine.

Die Möglichkeit meiner Begegnung mit Moltke auch außerhalb Versailles war dadurch hergestellt, daß ich mir gemeinsam mit einem englischen und amerikanischen Zeitungskorrespondenten in Versailles von einem deutschen Truppenteil ein diesem überflüssiges, bei Sedan erbeutetes Roß, einen ausrangierten französischen Artilleriegaul, Halbpercheron, und einen viersitzigen Omnibus, beide zusammen für 75 Franken (60 Mark) — man denke, welch ungeheurer Preis! — käuflich erschwungen hatte. Moltke requirierte mir einen feinen Stall für mein Leibtier. Der Amerikaner, der den Sezessionskrieg gegen die Südstaaten mitgemacht, kutschierte. Ich lieferte aus meiner „Offiziersverpflegung" die Pferderationen. Der feine Engländer mußte das edle Tier putzen. So fuhren wir drei denn fast täglich seelenvergnügt in die Umgebungen von Paris hinein und auf Grund meiner Legitimationskarte sehr häufig auch „über die äußersten Vorposten hinaus", so daß wir, wie bemerkt, zweimal in Granatfeuer kamen. Das edle Tier wurde durch französische Schmeichelrufe, wie: „Allez la belle, allez

---

[1]) Das Nähere über diese Verhandlungen s. in meinen Werken „Auf dem Wege zur deutschen Einheit" II. Bd., S. 252/257 und „Persönliche Erinnerungen an den Fürsten Bismarck" S. 94/101, München, Albert Langen 1900, 3. Auflage.

cocotte!" zu den denkbar höchsten Pferdeleistungen angefeuert und begeistert, wenn es schlapp werden wollte.

Auf einem dieser Ausflüge hatte ich in Bougival an der Seine das verlassene Atelier des berühmten (10. Januar 1904 verstorbenen) französischen Malers Gérôme entdeckt und etwa zwanzig höchst wertvolle Oelbilder und ebensoviele Studien und Skizzen von ihm aus einem Versteck gezogen, nach Versailles mitgenommen und bei dem Notar Ritchard an der Place Hoche für Gérôme deponiert, da der Turm des Ateliers in Bougival unsern Offizieren zum Ausguck diente und gerade unter den Kanonenschlünden des stärksten Forts um Paris, des Mont Valérien, lag, die Bilder also jeden Augenblick in Brand geschossen werden konnten. In dem Notariatsprotokoll hatte ich auch feststellen lassen, daß ich für mich aus dem Atelier eine Malschachtel, einige Farben und Pinsel und etwas Malleinwand mitgenommen hätte, um in der Umgegend von Paris nach der Natur zu malen, da ich diese Sachen in Versailles vergeblich zu kaufen gesucht habe, daß ich aber alles Herrn Gérôme in Natur zurückgeben wolle, sobald er mich darum ersuche.

Am Tage nach diesem Abenteuer fuhren wir nun von Bougival die steilen rauhen Wege durch die Weinberge hinauf, um eine recht weite, schöne Aussicht zu haben, und fuhren dann ebenso jäh und rauh gegen St. Germain-en-Laye hinab, wo ich malen wollte. Da brach uns bei einem furchtbaren Wagenruck auf dem steilen Abhang die Deichsel. Unser Yankee flickte sie notdürftig mit Bindfaden, und nun hatten wir auch die bequeme, hier fast ebene Landstraße erreicht, die von Versailles nach St. Germain-en-Laye führt. Eben wie wir unsre Rosinante zu einem flotten Trab antreiben wollten, kam uns Moltke von St. Germain her zu Roß entgegen, entdeckte sofort den geflickten Bruch und rief mir lächelnd zu: „Herr Kollege, sehr elegant ist Ihr Deichselwerk nicht! Wo wollen Sie denn hin?"

„Nach St. Germain, Exzellenz, um dort zu malen."

„Malen, Herr Kollege?" rief er erstaunt. „Daß Sie lustige Karikaturen zeichnen können, das habe ich ja an Ihren drolligen Köpfen unsrer Reichstagskollegen Bebel, Liebknecht, des alten Welfen Ewald u. s. w. mit Behagen gesehen. Aber malen? Wie und was denn?"

„In Oel, Exzellenz, Landschaften nach der Natur. Ich habe die edle Kunst in Bern 1861 gründlich erlernt und seither in Museen, namentlich aber nach der Natur freudig geübt, und möchte nun die ganze schöne Seinelandschaft von der hohen schattigen Baumterrasse des Hotel Henri Quatre in St. Germain aus in Oel malen."

„Ei der Tausend!" rief Moltke fröhlich. „Da müssen Sie mir aber gestatten, Herr Kollege, daß ich in einer oder zwei Stunden Ihrer Arbeit zuschaue."

„O, wie wird mich das freuen, Exzellenz, wenn ein solcher Meister der Malkunst, wie Sie, sich dazu herabläßt!" rief ich beglückt.

„Na, na, *μηδὲν ἄγαν* (nichts zuviel!)" rief er lachend, mit erhobenem Finger. „Also auf Wiedersehen!"

Damit ritt er davon, und ich machte mich, sowie wir St. Germain erreicht, mit besonderer Begeisterung und Sorgfalt an meine „Arbeit". Ich malte in der Tat die ganze reizvolle Landschaft vom Aquädukt von Marly und der Festung des Mont Valérien an mit dem vielgewundenen Silberband der Seine bis zur fernen Kirche von St. Denis und dem bläulichen Schattenriß des Montmartre im fernsten Hintergrunde. Ich war schon bis zum Vordergrund, dem letzten Stück meiner Arbeit, vorgeschritten, als Moltke hinter mich trat und mir lange beifällig zuschaute, bis ich Namenszug und Datum unter das vollendete Bild setzte. Das Lob aus Moltkes Mund war mir das wertvollste, das jemals über ein Werk meines Pinsels ausgesprochen worden ist.

Moltke selbst hatte bei Ausbruch des Krieges und seither oftmals erklärt: längstens Ende Oktober werde Frankreich ganz überwunden und der Krieg zu Ende sein. Und noch an seiner Tafel in Reims hatte ich ihn am 13. September sagen hören: „Metz und Paris werden bald fallen." Natürlich war diese Zuversicht des großen Feldherrn auf baldige Beendigung des Krieges in die weitesten Kreise gedrungen, namentlich auch zu den Ohren der biederen preußischen Garde-Landwehr, die in Versailles die Ehrenwache beim König, beim Großen Generalstab, bei Bismarck u. s. w. stellte und fast ausnahmslos aus verheirateten Männern bestand. Sie war begreiflicherweise nicht sehr erbaut davon, daß nun im Oktober, da der Krieg von Rechts wegen schon ganz zu Ende geführt sein sollte, mit dem Bombardement von Paris noch nicht einmal begonnen war.

Aber sie verstand es, ihren Mißmut und ihr Heimweh mit einem eigentümlichen Trostmittel zu bekämpfen. Sie spielte nämlich Theater, Lustspiele und Possen, die einer der Ihrigen, ein Unteroffizier, „dichtete". Versailles bot hierzu eine Fülle passender Bühnen mit allen nötigen szenischen Vorrichtungen und Kostümen. Diese Aufführungen erregten so viel Fröhlichkeit und Beifall bei allen Deutschen in Versailles, daß eines Tages auch der „ernste" Feldherr Moltke mit seinem Großen Generalstab einer dieser Vorstellungen beiwohnte. Er schüttelte sich vor Lachen, unterhielt sich köstlich und ließ sich am Schlusse der Aufführung den „Dichter", der zugleich Hauptdarsteller und Regisseur war, vorstellen.

In streng dienstlicher Haltung, wie auf Draht gezogen, die Hände an den Hosennähten, Augen scharf rechts, trat dieser Mann mit äußerst ernstem Gesichtsausdruck vor „seinen" General.

„Das war sehr nett. Wie heißen Sie denn?" fragte Moltke gütig.

„Zu Befehl, Exzellenz, Schulze."

„Wo sind Sie denn her?"

„Sechs Stunden von Potsdam, Exzellenz," lautete die etwas weinerlich betonte Antwort, da Potsdam in Berlin so viel wie Krähwinkel bedeutet, ein „Potsdamer" so viel wie ein armseliger Kleinstädter.

Moltke lächelte und fragte weiter mit Berliner Akzent:

„So, sechs Stunden von Potsdam? Wie heißt denn dat Nest?"

„Berlin, wenn Sie et noch nich kennen, Exzellenz!"

Der Feldherr und sein ganzer Großer Generalstab brachen in lautes Lachen

aus über die mit unerschütterlich-dienstlichem Ernst abgegebene Antwort des Schalkes.

Anfang November war für mich die Zeit des Abschieds von Versailles gekommen. Bald sollte der Reichstag zusammentreten, um die künftige Verfassung Ganz-Deutschlands zu beraten, Kaiser und Reich als die höchste Errungenschaft unsers siegreichen Krieges verfassungsmäßig festzustellen. Noch dringlicher aber war meine Rückkehr nach Leipzig und Berlin, weil mir in Versailles vom 1. Januar 1871 ab die Leitung der „Grenzboten" übertragen worden war, und es nun galt, einen neuen Kreis von Mitarbeitern für diese altberühmte Zeitschrift zu gewinnen. Besonders wichtig erschien mir, namentlich für die ersten Jahre nach dem Kriege, einen allseitig gebildeten, zuverlässigen Berichterstatter über militärische Dinge zu erwerben. Ich wandte mich mit diesem Anliegen an Moltke und Roon, und beide empfahlen mir denselben Offizier im Großen Generalstab in Berlin.

Ehe ich nun von Versailles am 5. November abreiste, ließ ich mir, auf Moltkes Weisung, im Großen Generalstab in Versailles noch eine Karte geben, die mich berechtigte, bis Berlin alle Militärzüge in zweiter Klasse zu benützen. Bis zur deutschen Grenze gab es damals natürlich nur Militärzüge, und der Inhaber einer Militärzugskarte hatte kein Fahrgeld zu entrichten. Als diese Karte für mich ausgefertigt war, sagte mir Oberstleutnant Verdy du Vernois — der spätere General und preußische Kriegsminister — zu meinem großen Erstaunen: „Warum haben Sie denn während all dieser Wochen nicht täglich im Generalstab vorgesprochen, um sich bei uns Information für Ihre Berichte zu holen? Moltke hat das erwartet."

„Herr Oberstleutnant, ich habe ja gar nicht für Tageszeitungen geschrieben, sondern nur für eine Unterhaltungswochenschrift, das ‚Daheim', mein tägliches Vorsprechen im Generalstab wäre mir geradezu unbescheiden erschienen," erwiderte ich. Aber die Abschiedsworte Verdys gaben mir doch noch für viele Tage und Wochen zu denken. Sie erschienen mir als ein neuer Beweis für die rührende Bescheidenheit Moltkes. Denn wenn ihm daran lag, daß ich mir täglich im Generalstab Informationen holte, so brauchte er mir bei einer unsrer häufigen Begegnungen ja nur ein Wort zu sagen. Wahrscheinlich dachte er aber, ich würde eine Aufforderung dieser Art dahin auslegen: Moltke wolle von mir täglich genannt und gefeiert werden. Ich machte mir jedoch auch selbst Vorwürfe, daß ich nicht unbescheidener gewesen sei. Eine der größten deutschen Zeitungen hatte mich um mindestens einen Brief täglich vom Großen Hauptquartier ersucht und mir für jeden Bericht von beliebiger Länge ein Honorar von 25 Talern (75 Mark) zugesagt. Ich hatte das Anerbieten rundweg abgelehnt. Wieviel hätte ich den Meinen verdienen, was alles für jene und für spätere Tage niederschreiben und aufbewahren können, wenn ich nicht gar zu bescheiden gewesen wäre!

Mit dem Kurier des Königs fuhr ich am Mittag des 5. November von Versailles ab heimwärts. Nachts zwei Uhr langten wir in Nanteuil an der Marne

an, das der biedere Kurier hartnäckig „Rang-Duell" nannte. Hier begann nun schon die bis zur deutschen Grenze ununterbrochene Eisenbahnlinie, und da in den Gasthöfen der Stadt voraussichtlich doch kein Platz war und es galt, den ersten abfahrenden Frühzug zu benutzen, so übernachtete ich in einem Abteil zweiter Klasse dieses schon bereit stehenden Frühzuges.

Ehe sich der Zug nun am Morgen des 6. November in Bewegung setzte, stieg ein junger preußischer Hauptmann ein und nahm neben mir Platz. Er konnte nur drei oder vier Jahre älter sein als ich, und wir kamen sofort in ein lebhaftes Gespräch. Er zeigte sich so vielseitig gründlich gebildet und erörterte namentlich kriegswissenschaftliche Fragen mit einer Klarheit und Sicherheit, daß ich — vorläufig ohne meinen Namen zu nennen — ihn bat, die Berichterstattung über militärische Dinge für die „Grenzboten" zu übernehmen, die ich vom 1. Januar 1871 an leiten würde.

„Sowohl Moltke als Roon," fuhr ich fort, „haben mir nun zwar in Versailles hierfür beide denselben Herrn aufs wärmste empfohlen, aber Ihre Gespräche, verehrter Herr Hauptmann, sind mir so überaus interessant, daß ich doch zunächst an Sie diese Bitte richten möchte —"

„Darf ich wissen, an wen unsre höchsten militärischen Autoritäten Sie empfohlen haben?" fragte er ablenkend.

„Gewiß, an Herrn Hauptmann Max Jähns vom Nebenetat des Großen Generalstabs in Berlin —"

Bei diesen Worten erstrahlte das Antlitz meines Fahrtgenossen in freudiger Heiterkeit, und sofort sagte er: „Das ist mir im höchsten Grade schmeichelhaft, denn — ich bin selbst Max Jähns."

Ich war sehr glücklich über den wunderbaren Zufall dieser Begegnung und nannte ihm nun natürlich sofort meinen Namen, der ihm auch nicht unbekannt und nicht unsympathisch war. Er hat mir von da ab seine Neigung betätigt, ist mir bis an sein Ende (19. September 1900) immer ein treuer, hochherziger Freund geblieben, und die Bedeutung seiner Beiträge für die „Grenzboten" unter meiner Leitung des Blattes von 1871 bis Ende 1878 ist noch jetzt dadurch gebührend gewürdigt worden, daß die meisten dieser „Geschichtlichen Aufsätze" jüngst (mit andern vereinigt) im Verlage von Gebr. Paetel in Berlin herausgegeben worden sind.

Ich selbst erfüllte dann von Ende November bis Mitte Dezember 1870 meine letzten Reichstagspflichten in Berlin durch Mitberatung der neuen deutschen Reichsverfassung und lehnte im Frühjahr 1871 eine Wiederwahl ab, um mich ganz meinen Berufspflichten als Anwalt und Redakteur und der Erziehung meiner lieben Kinder zu widmen.

Den Feldmarschall Moltke sah ich in diesen Jahren nur flüchtig wieder, so oft ich nach Berlin kam und den Reichstag als Zuhörer besuchte.

Einmal aber trafen wir uns an ganz andrer Stelle.

Gegen Ende Juni 1874 war Moltke nach Ragaz in der Schweiz zur Kur gereist. Bei einem Ausflug nach dem nahen Pfäffers war er dort in die Dorfschenke getreten, um sich durch einen Trunk zu erfrischen. Der Wirt gesellte

sich zu dem einzigen Gast und fragte: „Wohl Kurgast z' Ragaz?" — „Ja." — „Der Moltke soll ja da si?" — „Ja." — „Wie g'schaut denn der us?" — „Na, wie soll er aussehen, wie einer von uns beiden." Der Wirt hat aber doch nicht gemerkt, wen er vor sich hatte.[1])

Nach Beendigung der Ragazer Kur fuhr nun Moltke durch Basel und das Elsaß heimwärts. Ich war zufällig, während meiner Gerichtsferien, von meiner Besitzung in Rheinfelden kommend, mit demselben Zug der badischen Bahn nach Basel gereist und sah hier plötzlich im badischen Bahnhof Moltke, natürlich in Zivilkleidung, dem Zug entsteigen.

Glückstrahlend eilte ich auf ihn zu und rief: „Exzellenz, Sie hier? Welche Ueberraschung?" —

In alter Freundlichkeit blickte er mich an, weniger freundlich aber auf die dichte Menschengruppe, die bereits in seiner Nähe sich drängte und den Moltke in ihm viel deutlicher ahnte als der harmlose Wirt in Pfäffers. Durch einen Meisterstreich seiner Strategie aber machte er die ganze unliebsame Menschenversammlung durchaus irre. Denn indem er mir die Hand reichte, rief er sehr laut: „Ah, Herr Kollege, wie freut es mich, Sie hier zu sehen!" —

„Herr Kollege!" — zu einem Zivilisten, zu einem Menschen gesprochen, von dem viele der Umstehenden wußten, daß er nie Soldat gewesen, daß er Anwalt sei, — das konnte nicht Moltke gesagt haben, konnte auf ihn nicht passen. Der hochgewachsene feine alte Herr mußte also wahrscheinlich, da ich ihn „Exzellenz" genannt, ein sehr hoher Richter oder sonstiger höchster Justizbeamter sein. Man verlief sich also kopfschüttelnd und mochte dabei denken: „Wie doch Gesichter täuschen können! Der alte Herr sah doch Moltke so merkwürdig ähnlich!"

Sobald aber Moltke diese erwünschte Wirkung erzielt hatte — auf den Titel „Herr Kollege" hatte ich seinerseits seit Anfang 1871 ja gar keinen Anspruch mehr, da ich nicht mehr im Reichstag saß —, flüsterte er mir zu: „Verraten Sie mich nicht, ich will ganz unbekannt bleiben. Ich fahre jetzt gleich in einer Droschke nach dem schweizerischen Zentralbahnhof hinüber und reise ins Elsaß, wo ich etwas zu tun habe. Leben Sie recht wohl!" —

„Adieu, Exzellenz!"

Ich verließ den Bahnhof und sah gleich oben an der Ecke der ersten (Clara-) Straße die uns befreundete Frau unsers Rheinfelder Hausarztes vor mir hergehen, bald darauf auch Moltke in seinem schlichten Fuhrwerk hinter mir herkommen. Ich eilte schnell zu der Frau Doktor und flüsterte ihr zu, wer in der heranwandelnden Droschke sitze; sie möge sich den schönen, bedeutenden Kopf ja recht genau ansehen und einprägen. Das tat sie denn auch. Der Besitzer dieses Kopfes aber drohte mir lächelnd mit dem Finger, als er vorbeifuhr.

Angestaunt und bewundert zu werden, war dieser grundbescheidenen Seele eben unerträglich.

[1]) Max Jähns, Moltkes Leben, Bd. III, Berlin, E. Hofmann & Co. 1900.



Der heutige Stand der mechanischen Weltanschauung.

Von

Prof. Dr. Heinrich Weber.

Niemals wird die Naturwissenschaft dauernd darauf verzichten, über die bloße Kenntnis der Tatsachen hinaus ein Verständnis zu erstreben. Immer hat sich neben der empirischen Richtung eine spekulative Richtung wieder geltend gemacht, neben der Induktion die Deduktion. Und wenn auch der Name der Naturphilosophie durch frühere Mißerfolge in Verruf gekommen ist, so ist die Sache doch immer wieder aufgelebt. Es wechseln Perioden, in denen die empirische Richtung vorherrscht, mit solchen, in denen die Spekulation mehr im Vordergrund steht, und dem aufmerksamen Beobachter der Zeichen der Zeit wird es nicht entgehen, daß sich die heutige Forschung wieder viel mehr der Theorie zuwendet, als dies noch vor wenigen Dezennien in dem Zeitraum unsrer eignen Erinnerung der Fall war. Aber unsre heutige Naturphilosophie hat einen großen Vorzug vor der aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts. Damals wollte sie zu viel und hat infolgedessen gar nichts erreicht. Heute stehen beide Richtungen in engster Fühlung; die eine fördert und leitet die andre, ähnlich wie es im Zeitalter von Newton und Leibniz der Fall gewesen ist.

Vielfach sind es dieselben Männer, die zugleich am tiefsten spekulativ veranlagt sind, denen wir auch in der experimentellen Forschung die größten Fortschritte verdanken. Ich brauche nur die Namen Helmholtz und Hertz zu nennen.

Selbst in der Mathematik hat die Arbeit des letzten Jahrhunderts neues Licht über die erkenntnistheoretische Natur unsers Wissens verbreitet, und kein Mathematiker kann sich heutzutage diesen Fragen entziehen, während noch Gauß, wie er 1830 an Bessel schrieb, Bedenken trug, seine Gedanken über das Wesen der Geometrie zu veröffentlichen, weil er das „Geschrei der Böotier" fürchtete.

Was die Arithmetik betrifft, so möchte ich die kleine Schrift von Dedekind: „Was sind und was sollen die Zahlen" erwähnen. Darin ist unanfechtbar und auch für den Laien verständlich dargetan, was auch Gauß, wenngleich ohne Ausführung, wiederholt ausgesprochen hat, daß die Zahlen freie Schöpfungen unsers Geistes sind, denen wir ihre Eigenschaften willkürlich beilegen können, solange sie nur nicht miteinander oder mit der Logik in Widerspruch treten. Die negativen und imaginären Zahlen sind dadurch jeden Geheimnisses entkleidet und stehen mit den natürlichen Zahlen auf gleicher Stufe.

Darum wohnt den Sätzen der Arithmetik eine absolute Gewißheit bei, wie den Gesetzen der Logik. Sie sind streng zu beweisen und haben auch in der Tat niemals zu solchen Meinungsverschiedenheiten Anlaß gegeben wie die Sätze der Geometrie.

Dagegen ist es seit Gauß zur unumstößlichen Gewißheit geworden, daß die

Sätze der Geometrie nicht bis auf den letzten Punkt beweisbar sind, daß die Eigenschaften des Raumes nicht willkürlich vorgeschrieben werden können, und daß diese, ohne daß unser Verstand Einspruch zu erheben braucht, auch anders sein könnten, als Euklid lehrt; daß überhaupt die Wahrheit der Euklidischen Sätze nur insoweit verbürgt ist, als unsre Erfahrung darüber reicht.

Gauß schreibt an Bessel 1830: „Wir müssen in Demut zugeben, daß, wenn die Zahl bloß unsers Geistes Produkt ist, der Raum auch außer unserm Geist eine Realität hat, der wir a priori ihre Gesetze nicht vollständig vorschreiben können"; oder in einem Briefe an Olbers 1817:

„Vielleicht kommen wir in einem andern Leben zu andern Einsichten in das Wesen des Raumes, die uns jetzt unerreichbar sind. Bis dahin müßte man die Geometrie nicht mit der Arithmetik, die rein a priori steht, sondern etwa mit der Mechanik in gleichen Rang setzen."

Niemand hat das einleuchtender und, wenn man so sagen darf, anschaulicher entwickelt als Helmholtz, selbst in populären Vorträgen. Helmholtz ist es auch gewesen, der zuerst darauf hingewiesen hat, daß die Sätze der Geometrie gar nicht reine Raumsätze sind, sondern daß darin auch gewisse Voraussetzungen über die Körperwelt, also über die Materie, enthalten sind, und daß man, ohne mit den Tatsachen in Widerspruch zu kommen, die wahrgenommenen Erscheinungen verschiedenartig auf die Materie und auf den Raum gewissermaßen verteilen kann.

Man kann offenbar einen starren Körper nicht anders erklären als dadurch, daß man darunter einen Körper versteht, der an jedem Ort den gleichen Raum einnimmt, während andrerseits in der Geometrie solche Räume kongruent genannt werden, die von demselben starren Körper erfüllt werden können. Von den neuesten Versuchen der Geometrie, auch hier tiefer einzudringen und die Kongruenz von dem Begriff des Körpers und der Materie unabhängig zu machen, muß ich hier absehen.

Helmholtz führt als lehrreiches Beispiel die Bilder in einem Konvexspiegel an, wie sie sich etwa in den spiegelnden Kugeln zeigen, die man als Schmuck in altmodischen Gärten findet. Wenn die Bilder der Menschen und ihrer Umgebung und Werkzeuge, so wie sie uns in einer solchen Kugel erscheinen, lebten und sich bewegten, wenn sie mit Verstand begabt wären wie wir, so würden sie bei der Messung eines Weges oder eines Winkels dieselbe Meterzahl oder Gradzahl herausbekommen wie wir. Sie würden dieselbe räumliche Weltanschauung, dieselbe Geometrie haben wie wir. Wir und unsre Außenwelt würden ihnen genau so in eine Kugel eingeschlossen erscheinen wie sie uns. In dieser Kugel also, wie klein sie ist, hat die ganze Welt Platz.

Wenn wir aber die Geometrie auf Erfahrung stützen, so sind es Erfahrungen, die wir an Körpern, nicht an dem Raume als solchem machen, und diese Erfahrungen sind verträglich mit verschiedenen Raumbildern. Hiernach bleibt Kant mit seiner Lehre von der Subjektivität des Raumes im Recht. Der Raum ist eine unserm Geist eingepflanzte Anschauungsform, in die wir die Tatsachen



der Erfahrung nicht willkürlich, sondern nach unabänderlichen Gesetzen hineinordnen. Die wichtigste Aufgabe der Geometrie besteht jetzt darin, kritisch zu scheiden, was darin Tätigkeit des logischen Verstandes ist und was anderswoher hinzukommen muß. Auch hierin hat uns die neueste geometrische Forschung manchen Aufschluß gegeben.

In der Mechanik sind wir noch nicht so weit. Wenn man auch sagen kann, daß die Statik, wie sie schon von Archimedes überliefert ist, wo nur das Gleichgewicht der erfahrungsmäßig gegebenen Gewichte Gegenstand der Betrachtung ist, auf denselben Grad der Gewißheit und Sicherheit Anspruch machen kann wie die Euklidische Geometrie, so liegen die Dinge ganz anders, wenn es sich um Bewegungserscheinungen handelt, denen sich seit Galilei die mathematische Forschung zugewendet hat. Hier ist noch nirgends scharf geschieden, was Voraussetzung und was logische Folgerung daraus ist, und um sicher zu gehen, muß man mehr voraussetzen, als sich vielleicht bei genauerer Prüfung als notwendig herausstellt. Hier ist noch eine große kritische Arbeit zu leisten, zu der ein erster Schritt die Mechanik von Heinrich Hertz ist.

Gleich auf den ersten Zeilen der Einleitung dieses nachgelassenen Werkes präzisiert Hertz die Aufgabe der theoretischen Naturwissenschaft dahin, daß sie uns innere Scheinbilder oder Symbole der äußeren Gegenstände geben soll, und zwar von der Art, daß die denknotwendigen Folgen der Bilder stets wieder die Bilder sind von naturnotwendigen Folgen der abgebildeten Gegenstände.

In ganz ähnlichem Sinne fragt Riemann in seinen philosophischen Fragmenten: Wann ist unsre Auffassung von der Welt wahr? und antwortet: Wennn der Zusammmenhang unsrer Vorstellungen dem Zusammenhang der Dinge entspricht.

In den siebziger Jahren hat Kirchhoff das Schlagwort ausgegeben, daß die Physik nicht erklären, sondern nur beschreiben solle und könne. Man sieht, diese Auffassung von Hertz und Riemann geht tiefer; und namentlich eines ist es, was bei der Kirchhoffschen Auffassung nicht zur Geltung kommt und was doch die Hauptsache ist: die Wissenschaft kann und soll zukünftige Ereignisse vorhersagen, z. B. daß zu der und der Zeit eine Sonnenfinsternis eintreten wird, oder daß der Stein, den ich aus der Hand lasse, zur Erde fallen wird.

Vier Forderungen formuliert nun Hertz, die wir an das Weltbild, das wir uns schaffen, zu stellen haben.

1. Es muß logisch zulässig sein, d. h. es darf keine Widersprüche in sich selbst enthalten.

2. Es muß richtig sein, d. h. es darf keine Folgerungen zulassen, die den Beziehungen der äußeren Dinge widersprechen.

3. Es muß deutlich sein, d. h. es muß die Beziehungen der Dinge der Außenwelt möglichst vollständig widerspiegeln.

4. Es muß einfach sein, d. h. es muß möglichst wenige Beziehungen enthalten, denen nichts in der Außenwelt entspricht.

Die beiden letzten Punkte gestatten ein Mehr und Weniger und werden vielleicht niemals vollständig zu erreichen sein. Darum ist es denkbar, daß mehrere Weltbilder zulässig und richtig sind, unter denen dann das zweckmäßigste ausgewählt werden soll.

So ist z. B. eine Theorie, die Licht, Elektrizität, Magnetismus gleichzeitig umfaßt, deutlicher und besser als eine andre, die jedem dieser Gebiete einzeln angepaßt ist, vorausgesetzt, daß die entsprechenden Beziehungen zwischen diesen Erscheinungsgebieten auch in der Wirklichkeit bestehen.

Von diesem Gesichtspunkte prüft Hertz in der Einleitung seines Werkes zunächst die verschiedenen möglichen Systeme der Mechanik.

Da ist zunächst das alte, sozusagen klassische System, was bisher das einzig durchgebildete und von den praktischen Physikern gebrauchte ist und, wir müssen zugestehen, auch nach Hertz geblieben ist. Die Hauptetappen seiner geschichtlichen Entwicklung werden bezeichnet durch die Namen Archimedes, Galilei, Newton, Lagrange. Dieses System operiert mit den vier Grundvorstellungen des Raumes, der Zeit, der Masse und der Kraft, und es verbindet diese Grundvorstellungen durch gewisse Sätze, die in den drei Grundgesetzen von Newtons Prinzipien ihren präzisesten Ausdruck finden:

1. Jeder Körper beharrt in seinem Zustand der Ruhe oder der gleichförmigen geradlinigen Bewegung, wenn er nicht durch einwirkende Kräfte gezwungen wird, seinen Zustand zu ändern.

2. Die Aenderung der Bewegung ist der einwirkenden bewegenden Kraft proportional und geschieht nach der Richtung der geraden Linie, nach der jene Kraft wirkt.

3. Die Wirkung ist stets der Gegenwirkung gleich, oder die Wirkungen zweier Körper aufeinander sind stets gleich und von entgegengesetzter Richtung.

Dies System ist seit Jahrtausenden von den größten Denkern durchdacht und fortgebildet und hat sich auch in der Anwendung vortrefflich bewährt. Trotzdem wird kein ernster Forscher gewisse Bedenken ganz unterdrücken können, die sich in einer Art Mißbehagen kundgeben, das jeder Dozent und Schriftsteller bei der Darlegung der Grundlagen empfindet, das ihn veranlaßt, vieles als unbewiesene Voraussetzung hinzunehmen, um sobald als möglich in das sichere Geleis der mathematischen Folgerungen zu kommen, wo dann alles vortrefflich geht.

Ein ausgezeichnetes Beispiel für dieses Verhalten bilden die Vorlesungen über Mechanik von Jacobi.

So findet Hertz einen Widerspruch gegen das dritte der Newtonschen Grundgesetze bei dem einfachen Vorgang, wo ein Gewicht an einer Schnur im Kreise herumgeschwungen wird. Die Kraft, die hier von der Hand ausgeht, hat keine Gegenkraft, denn die Zentrifugalkraft ist nach der Auffassung dieser Mechanik nur ein Ausdruck für die Trägheit, die im ersten Gesetz ausgesprochen ist und also hier nicht noch einmal in Rechnung gesetzt werden kann.

Die Ursache dieser „logischen Trübung“ in dem Gebäude der Mechanik

läßt sich darauf zurückführen, daß das Wort „Kraft“ einen verschiedenen Sinn hat in den beiden ersten und im dritten Gesetz. Dort war die Kraft eine einseitig gerichtete Größe, in dem dritten Gesetz und überhaupt in der Newtonschen Mechanik verbindet eine Kraft stets zwei Körper und geht ebensowohl vom zweiten zum ersten als vom ersten zum zweiten.

Nach der vor-Newtonschen Vorstellung der Philosophen hat die Kraft ihren Sitz im bewegten Körper wie eine Art Wille zur Bewegung.

Nach Newtons Anschauung hat sie ihren Sitz in dem wirkenden Körper und könnte mit einem Befehl zur Bewegung verglichen werden, den jeder Körper jedem andern erteilt.

Aus dieser Unklarheit über den Begriff der Kraft ist allein der berühmte Streit zwischen Leibniz und den Kartesianern über die Schätzung der lebendigen Kräfte zu erklären, der das 18. Jahrhundert bewegte und selbst in die Salons der Damen drang, der nicht zur Entscheidung kommen konnte, ehe vollständige Klarheit über den Kraftbegriff gewonnen war.

Diese logische Unklarheit im Kraftbegriff ist es, die Hertz veranlaßt, nach einem neuen System der Mechanik zu suchen.

Er versucht zunächst, ein zweites Bild der physischen Welt zu konstruieren, das er aber auch wieder verwirft, bei dem an Stelle des Kraftbegriffes der Begriff der Energie neben Zeit, Raum und Masse eintritt.

Die Energie ist dieser Auffassung ein mysteriöses Etwas, eine Art unzerstörbarer Substanz, die in jedem bewegten System in bestimmter unveränderlicher Menge enthalten ist. Dieses Etwas tritt in zweierlei verschiedenen Formen auf, von denen die eine in die andre verwandelt werden kann.

Während aber die kinetische Form der Energie aus den Begriffen von Raum, Zeit und Masse exakt definiert werden kann, haben wir, wenn wir den Kraftbegriff nicht voraussetzen wollen, für die zweite Form, die potentielle Energie, gar keine Definition. Es ist eine durch die jeweilige Konstitution des Systems vollständig bestimmte Funktion, unter der wir uns zunächst nichts vorstellen können, die also nichts als eine mathematische Formel ist.

Diese beiden Energiearten verwandeln sich während der Bewegung ineinander, und die Gesetze der Bewegung lassen sich nach dem Hamiltonschen Prinzip mathematisch deduzieren.

Dies Prinzip kann man etwa so aussprechen, daß ein System aus einer Lage in eine andre immer so übergeht, daß die Gesamtmenge der Energie erhalten bleibt, daß aber der Unterschied zwischen potentieller und kinetischer Energie im Mittel so klein als möglich bleibt. Die Kraft ist hierbei lediglich ein mathematischer Hilfsbegriff.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese Auffassung der Mechanik für den heutigen Stand unsrer Kenntnisse viele Vorzüge hat. Sie verlegt manche der tatsächlich wahrgenommenen Verhältnisse, die bei der alten Mechanik erst nachträglich eingeführt werden müssen, schon in die Prinzipien, so den Satz von der Erhaltung der Energie, der sonst als eine nur für gewisse Fälle gültige

Hypothese eingeführt wurde, während doch alle Erfahrungen darauf hinweisen, daß andre Systeme als diesem Gesetz gehorchende gar nicht existieren.

Aber auch dieser Weg führt auf gewisse logische Bedenken, die aus dem unerklärlichen und nicht vollständig definierten Energiebegriff abzuleiten sind, die Hertz bestimmen, ein drittes mechanisches Weltbild zu entwerfen, das in seiner logischen Reinheit den andern weit überlegen ist.

Es ist nicht ganz leicht, in den Gedankengang des Verfassers vollständig einzudringen, da er vielfach mit neuen und ungewohnten Vorstellungen operiert, bei knapper und abstrakter Darstellung wenig Beispiele gibt. Gleichwohl wird jeden, der sich die Mühe nicht verdrießen läßt, das Buch zu studieren, die logische Klarheit des Gedankens und die konsequente mathematische Durchbildung mit steigender Bewunderung erfüllen, je weiter er in den Geist des Werkes eindringt.

Zum Verständnis aber wird es beitragen, wenn man sich von vornherein über das folgende klar wird.

Das Ziel des Buches ist ein mathematisches, kein physikalisches. Man darf darin nicht etwa eine konkrete Erklärung der Gravitation oder der elektrischen Erscheinungen suchen. Aus der Hypothese der verborgenen Bewegung werden nur die Sätze der gewöhnlichen Mechanik abgeleitet; mehr ist in dem Buche nicht gegeben und nicht beabsichtigt. Wie im einzelnen die Kräfte beschaffen sind, darüber erhalten wir keine Auskunft. Dies muß aus der Erfahrung zu der Theorie hinzukommen.

Es ist eine darüber hinausgehende Aufgabe der spekulativen Physik, die tatsächlich gegebenen Erscheinungen auf bestimmte verborgene Bewegungen zurückzuführen. Ist diese Aufgabe gelöst, so hören diese verborgenen Bewegungen bis zu einem gewissen Grade auf, verborgen zu sein, wie man z. B. die Bewegungen der Luft, auf denen die Schallerscheinungen beruhen, wohl kaum mehr zu den verborgenen zählen wird, während dies bei den Bewegungen, die man zur Erklärung der Licht- und Wärmeerscheinungen oder der elektro-magnetischen Vorgänge voraussetzt, wohl noch der Fall ist.

Für die Gravitation hat man bis jetzt noch gar keine bestimmte Vorstellung dieser Art. Es ist dies aber auch für die Anwendung auf die Außenwelt nicht notwendig, wie uns die Himmelsmechanik lehrt, die trotz dieser Unkenntnis unter allen Anwendungen der Mechanik die genaueste und vollkommenste ist.

Es wäre freilich noch zu beweisen, daß sich alle Naturerscheinungen auch wirklich auf verborgene Bewegungen zurückführen lassen, und wenn dies auch wahrscheinlich auf mehr als eine Art möglich ist, so steht der Beweis doch noch aus.

Hertz geht also, wie aus dem Gesagten bereits hervorgeht, von der Voraussetzung aus, daß aus den Begriffen von Raum, Zeit und Masse, zu denen die Vorstellung von gewissen Verbindungen unter den Massen hinzukommt,



die ganze Mechanik ableitbar sei, einschließlich des Begriffes der Kraft, der Energie, der Arbeit.

Um an einem grob-sinnlichen Bild diese Vorstellung zu veranschaulichen, denke man sich zwei Kugeln, die durch eine Kette miteinander verbunden sind, im Raume bewegt. Dieses System, sich selbst überlassen, wird sich um seinen Massenmittelpunkt mit gleichförmiger Geschwindigkeit drehen. Wenn wir nun von der Existenz der Kette nichts wissen, so werden wir glauben, die beiden Kugeln ziehen einander an, ähnlich wie die Planeten, nur daß hier das Gesetz der Anziehung ein ganz andres wäre.

Man darf aber solchen Beispielen, deren Boltzmann mehrere sehr scharfsinnig ersonnen hat, kein zu großes Gewicht beilegen. Sie scheinen zu klein, um von dem großen Gedanken der Hertzschen Mechanik ein richtiges Bild zu geben.

Wenn wir also von Kräften zunächst absehen, so bleibt als einziger Grundsatz, aus dem alles ableitbar ist, nur das Trägheitsgesetz, das in dem ersten der drei Newtonschen Gesetze seinen Ausdruck findet. „Jeder Körper bleibt in seinem Zustand der Ruhe oder der gleichförmigen Bewegung."

Dieses Gesetz muß dann natürlich so umgeformt und erweitert werden, daß es auf zusammengesetzte Systeme, unter deren Teilen beliebige Verbindungen bestehen, anwendbar bleibt, wie es auch schon in der gewöhnlichen Mechanik geschieht.

Die Mathematiker haben sich mehr und mehr daran gewöhnt, ein System von mehreren veränderlichen Größen als Punkte in einem Raum von mehr Dimensionen zu deuten, so können wir uns z. B. ein System von zwei Punkten im gewöhnlichen Raum deuten als einen Punkt im Raum von sechs Dimensionen, einen in unserm Raum bewegten starren Körper als Punkt im Raum von sechs Dimensionen. Wenn die Bewegungsfreiheit des Körpers in unserm Raume beschränkt ist, so würde ein Raum von weniger als sechs Dimensionen ausreichen, um jede mögliche Lage des Körpers durch einen Punkt darstellen zu können. Diese Räume müssen aber, wenn sie die Bewegungsvorgänge richtig darstellen sollen, im gewissen Sinne den Charakter von krummen Flächen in noch höheren Räumen haben. Es ist dies natürlich nur „Façon de parler". Der Mathematiker kann sich ebenso wenig wie ein andrer Sterblicher einen Raum von mehr als drei Dimensionen oder einen „gekrümmten Raum" vorstellen. Die Ausdrucksweise hat nur den Sinn einer Zeichensprache, die vieles sehr vereinfacht, und allenfalls durch „Analogie" eine Art von Anschauung und Wegleitung gewährt.

In dieser Sprache wird dann das Grundgesetz der Mechanik so ausgesprochen:

Jedes freie, d. h. mit keinem andern System verbundene System bewegt sich so, daß der repräsentierende Punkt in dem „Ueberraum" eine gerade Linie mit gleichförmiger Geschwindigkeit durchläuft, oder wenn in dem gekrümmten

Raum keine gerade Linie möglich ist, auf dem kürzesten Weg zwischen zwei Lagen.

Denken wir uns nun ein solches Massensystem, ohne die bestehenden Verbindungen zu lösen, also willkürlich und in unsern Gedanken in zwei Teilsysteme zerlegt, so sind diese Teilsysteme nicht mehr frei.

Um ihre Bewegung darzustellen, müssen wir jedem von ihnen einen Punkt in einem besonderen Raum entsprechen lassen, und diese beiden Punkte, einzeln betrachtet, werden dann in ihrer Bewegung dem Grundgesetze nicht mehr gehorchen. Die beiden Teilsysteme werden einen Einfluß aufeinander ausüben, und dieser Einfluß, selbständig vorgestellt, definiert die Kraft, die das eine System auf das andre ausübt.

Für die so definierten Kräfte läßt sich dann das dritte Newtonsche Gesetz der Gleichheit von Wirkung und Gegenwirkung mathematisch ableiten.

Man sieht, daß bei dieser Auffassung die Kraft nichts Objektives und Bestimmtes ist, sondern eine Schöpfung unsers Geistes, die, je nach der Teilung des ganzen Systems in Teilsysteme, verschieden ausfällt.

Für die Naturvorgänge vollzieht sich die Teilung so, daß nur ein Teil der Massen unsrer direkten Wahrnehmung zugänglich, der andre verborgen ist. Wir können dann nur bei dem wahrnehmbaren Teil die Abweichung der Bewegung vom Grundgesetz, d. h. also die Kräfte beobachten, und die verborgenen Massen sind hypothetisch.

Mit solchen verborgenen Massen zu operieren, haben sich die Physiker seit lange gewöhnt, nämlich mit dem sogenannten Aether. Im Grunde sind auch die Wirbel, durch die bereits Cartesius die Bewegung der Himmelskörper zu erklären suchte, nichts andres als solche verborgene Bewegungen.

Mit der Energie ist es ebenso wie mit der Kraft. Nach dem allgemeinen Standpunkt dieser Mechanik gibt es nur eine Art der Energie, die kinetische, oder, wie sich die ältere Mechanik ausdrückte, die lebendige Kraft, worunter man die Hälfte des Produktes aus der Masse und dem Quadrat der Geschwindigkeit versteht. Diese ist also ein wohldefinierter Begriff und kann, wenn die Einheiten für den Raum, die Zeit und die Masse angenommen sind, durch eine Zahl ausgedrückt werden. Bei einem freien System ist nach dem Grundgesetz die Menge der Energie während der Bewegung unverändert. Wenn aber das freie System in zwei Teile zerlegt wird, so kann sich die Energiemenge auf die beiden Teilsysteme verschieden verteilen. Der Anteil an kinetischer Energie des einen Teilsystems heißt dann für das andre potentielle Energie und umgekehrt. Und diese potentielle Energie, die bei verborgenen Bewegungen nicht als kinetische wahrgenommen wird, kann durch die Kräfte ganz in der Weise der alten Mechanik ausgedrückt werden, und so ist dann das Prinzip der Erhaltung der Energie in vollkommen exakter Form als Folgerung des Trägheitsgesetzes gewonnen.

Hertz macht von seiner Theorie eine bedeutsame Anwendung, die wenigstens einigermaßen das Ziel erkennen läßt, dem eine weitere Forschung zuzustreben

hat, nämlich auf die sogenannten zyklischen Bewegungen, wie sie zuerst Helmholtz betrachtet hat.

Man kann sich nämlich in einem mechanischen System einen Teil der Elemente als in so großer Geschwindigkeit begriffen vorstellen, daß der Teil der kinetischen Energie, der von der Bewegung der übrigen Massen herrührt, zu vernachlässigen ist.

Denken wir uns etwa ein schweres Schwungrad in einem Kasten eingeschlossen und den ganzen Apparat wie ein Pendel aufgehängt. Ist das Schwungrad in schnelle Rotation versetzt, so wird der Teil der kinetischen Energie, der von etwaigen Pendelschwingungen des ganzen Apparates herrührt, nicht in Betracht kommen im Vergleich mit dem andern Teil, der von der Rotation des Rades herrührt. Die Pendelschwingungen werden aber doch ganz anders erfolgen, wenn das Rad ruht, als wenn es rotiert. Man hat ja solche Apparate konstruiert, um auf Grund des Satzes von der Erhaltung der Rotationsebene die Drehung der Erde sichtbar zu machen.

Denken wir uns statt des einen Rades deren mehrere, sagen wir eine ganze Fabrik mit Tausenden von Rädern und Spindeln, so ist die Sache ähnlich, nur sind die Verhältnisse verwickelter, und man sieht wohl, daß man auf diese Weise sehr komplizierte Vorgänge darstellen kann.

Nehmen wir statt dessen ein rings geschlossenes, mit einer klaren Flüssigkeit ganz ausgefülltes Gefäß an, so sind in dieser Flüssigkeit Bewegungen möglich, bei denen an jeder Stelle fortwährend der gleiche Zustand herrscht, wenn auch andre Massen für die fortströmenden eintreten.

Wir haben also keine Mittel, die Bewegung der Flüssigkeit sichtbar zu machen, und doch wird es für die Bewegung des ganzes Gefäßes einen Unterschied machen, ob das Wasser in Ruhe oder in Bewegung ist. Wenn auch das nur ein Bild, ein Analogon ist, so kann man sich danach doch eine Vorstellung machen, wie eine solche verborgene Bewegung zustande kommen und wie sie zu wirken vermag.

Man kann daran denken, elektrische Spannungen oder Wärmebewegungen auf solche verborgene zyklische Bewegungen zurückzuführen, und Hertz hatte jedenfalls dieses Ziel im Auge, worüber in seinem Buche wenige Andeutungen enthalten sind. Die potentielle Energie ist dabei als unsichtbare kinetische Energie aufzufassen, und auch das, was die alte Elektrizitätslehre Elektrizitätsmenge nennt, soll aus zyklischen Bewegungen abgeleitet werden.

So ist in der Tat durch die Beseitigung des Kraftbegriffes eine Vereinfachung und Klärung der Grundlagen der Mechanik herbeigeführt. Aber der Begriff der Masse und der Materie überhaupt bleibt auch jetzt noch in vollkommenes Dunkel gehüllt; damit hängt auch die Schwierigkeit zusammen, die in der Vorstellung von den Verbindungen der Massen liegt, die die alte Mechanik, freilich nicht mit befriedigendem Erfolge, auf Kräfte zurückzuführen suchte.

Boltzmann weist in einem öffentlichen Vortrage darauf hin, daß trotz des

großen Interesses, das die Mechanik von Hertz wachgerufen hat, von einer Nachfolge in dieser Richtung noch wenig zu bemerken sei. Ich zweifle aber nicht, daß die Nachfolger kommen werden, und es wäre eine dankbare Aufgabe, die ganze Mechanik in breiterer elementarer Darstellung auf Grund dieser Prinzipien zu entwickeln, wenn auch zunächst dabei nichts weiter als eine neue Begründung der alten mechanischen Prinzipien zu erwarten wäre.

Die Geschichte der Wissenschaft warnt uns davor, den augenblicklichen Anschauungen ein allzugroßes Vertrauen entgegenzubringen. Manche Theorie, die in ihrer Zeit in der Ueberzeugung der Welt feststand, ist verlassen oder überflügelt worden. Noch vor nicht langer Zeit galt das Newtonsche Gravitationsgesetz und die Wirkung der Materie in die Ferne als ein letztes, nicht weiter zu analysierendes Grundgesetz, auf das alle Erscheinungen zurückzuführen als letztes Ziel der Naturforschung erschien. Wir zweifeln auch heute noch nicht an der tatsächlichen Richtigkeit dieses Gesetzes, unter dessen Herrschaft die Astronomie so große Triumphe gefeiert hat. Aber wir suchen doch nach einem tiefer gehenden Verständnis einer weiteren Zergliederung dieses Gesetzes, auf die die genauere Kenntnis der Erscheinungen des Lichtes und der Elektrizität hinweist, und eben diese Erfahrungen beginnen an den Grundvorstellungen über das Wesen der Masse zu rütteln, und wer mag vorherzusehen, was uns eine nahe Zukunft bringt! Wer kann sagen, was wir als dauernden Besitz unsers Wissens ansehen dürfen!

Diese Erfahrungen mahnen zur Bescheidenheit und zur Genügsamkeit. Wie schön und treffend ist das Bild, in dem der Größten einer, Isaak Newton, das Wesen seiner Erkenntnis ausdrückt:

„Ich weiß nicht, als was ich der Welt erscheinen mag; aber ich selbst komme mir nur wie ein am Meeresstrande spielender Knabe vor, der sich daran vergnügt, hier und da einen glatteren Kieselstein oder eine schönere Muschel als gewöhnlich zu finden, während der Große Ozean der Wahrheit ganz unentdeckt vor meinen Blicken liegt."

Und so liegt die Sache auch heute für den ernsten Denker. Er muß sich an Lessings berühmtes Wort halten:

„Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit, und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte, und spräche zu mir: wähle! Ich fiele ihm mit Demut in seine Linke und sagte: Vater gib! Die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein."

Im aufrichtigen und treuen Suchen nach der Wahrheit müssen wir unsre Befriedigung und unser Genügen finden, und unser Lohn ist das Bewußtsein, daß der Fortschritt in unserm Denken sich wenigstens in der Richtung nach der Wahrheit und nicht von ihr weg bewegt.

Die Wahrheit über Herzog Friedrich.

Eine biographische Studie auf Grund bisher ungedruckten Materials

von

Carl Boysen.

II.

Die Proklamierungen in dem befreiten Schleswig und die Deputationen von da waren ein Lichtblick in dieser trüben Zeit; aber sie vermochten dem Herzog doch nicht einmal den Kummer zu nehmen, daß er selbst zur Befreiung seiner Schleswiger nicht mit hatte ins Feld ziehen können.

Nachdem er von Bismarcks fortgesetzt ungünstiger Stimmung durch Kieler Professoren erfahren hatte, denen gegenüber dieser sich höchst mißbilligend über ihn ausgesprochen, beschloß er nunmehr, durch des Kronprinzen Vermittlung eine Verständigung mit dem König zu suchen. Wohl sah er, wie Preußen im Verein mit Oesterreich Schleswig der dänischen Gewaltherrschaft entriß, wohl war er geneigt, Preußen für seine Opfer nach Möglichkeit Sicherheit zu leisten, wohl erkannte er, daß für die dauernde Sicherstellung der Herzogtümer der Anschluß an den Militärstaat Preußen fast eine Notwendigkeit war: aber dennoch mußte es ihm schwer werden, so weitgehende Konzessionen zu machen, wie sie der preußische Ministerpräsident wünschte. Am 19. Februar erklärte er sich in einem vertraulichen Schreiben dem Kronprinzen gegenüber zu folgenden Konzessionen bereit: 1. Rendsburg: Bundesfestung; 2. Kiel oder ein andrer Hafen: Kriegshafen; 3. Kanal: Bau und Durchfahrtsrecht; 4. Beitritt zum Zollverein, sobald der Vertrag mit Frankreich zur Geltung komme. Gegen diese Zugeständnisse würden die Mittelstaaten und Oesterreich nichts einzuwenden haben. Anders sei das bei 1. einer Defensiv- und Offensivallianz und 2. einer Militär- und Marinekonvention. Die müßten daher von Preußen angeregt werden. Der Herzog bat, der Kronprinz möge diese Anerbietungen als seine (des Kronprinzen) Gedanken dem Könige vortragen. Zugleich übersandte er ihm ein „ostensibles" Schreiben, in dem wohl von einer Sicherstellung der preußischen Interessen bei der Lösung der schleswig-holsteinischen Frage die Rede war, aber nicht von bestimmten Konzessionen. König Wilhelm tadelte daher auch die sehr vage und unbestimmte Natur des Briefes. Der Kronprinz antwortete, es werde sich hoffentlich etwas erreichen lassen; er selbst müsse sich dabei allerdings zurückhalten.

Am Bunde hatte es zwar nach den Würzburger Konferenzen geschienen, als ob man sich aufraffen wolle. Als es aber zur entscheidenden Abstimmung über die Anerkennungsfrage kommen sollte, bat Samwer sie nicht vorzunehmen, weil ihm das Resultat nicht unbedingt günstig für die augustenburgische Sache schien.

Zur selben Zeit aber gelang es endlich, Verhandlungen mit Bismarck anzuknüpfen durch den Stettiner Polizeipräsidenten von Warnstedt. Der wurde in Kiel dahin instruiert zu erklären, er habe seine Gedanken dem Herzog angedeutet und bei diesem Sympathien für Preußen gefunden. Der Herzog glaube jedoch, daß in den maßgebenden Kreisen Berlins keine Bereitwilligkeit zu Verhandlungen herrsche. Die Unterredung Warnstedts mit Bismarck am 3. März hatte im wesentlichen folgendes Resultat: Man habe in Berlin nicht definitiv beschlossen, den Herzog nicht anzuerkennen. Man müsse auf die fremden Mächte Rücksicht nehmen. Zur Umgebung des Herzogs könne man kein Vertrauen haben. Der Herzog hätte seine Sache lieber vertrauensvoll dem König von Preußen anheimstellen sollen. Bismarck sei zu weiteren Verhandlungen geneigt. Es fiel kein den Herzog verletzendes Wort; nur seine demokratischen Tendenzen wurden getadelt. Die Verhandlungen wurden darauf aufgenommen und weiter geführt durch den Landrat von Ahlefeld-Olpenitz, der Bismarck von der Universität her schon bekannt war. Am 14. März wandte sich der Herzog an ihn mit der Bitte, seine Vertretung in Berlin zu übernehmen. Seine Stellung werde eine rein private sein. Es komme besonders darauf an, Bismarck von der Bereitwilligkeit des Herzogs und der Herzogtümer zu überzeugen, Preußen für seine großen Opfer zu entschädigen. Herr von Ahlefeld solle nur direkt mit ihm, dem Herzog, verhandeln. Gleichzeitig übersandte er ihm eine Instruktion, die als ein wahres Meisterstück Samwerscher Diplomatenkunst erscheint. Der Inhalt ist kurz folgender: Herr von Ahlefeld solle als Privatmann Bismarck gegenübertreten, aber doch zugleich aussprechen, daß er auf den Wunsch des Herzogs gekommen sei. Bei den Verhandlungen sei zu unterscheiden, ob es sich um einen Meinungsaustausch oder ein wirkliches Engagement handle. Im übrigen solle der Unterschied in der Machtstellung zwar nicht verkannt werden, aber Preußen müsse sich über seine Stellung zum Herzog am Bunde und auf der Konferenz äußern. Auf Forderungen, der Herzog möge das Land verlassen oder seine Räte wechseln, sei nicht einzugehen. Als militärische Beziehungen wurden genannt: 1. Rendsburg Bundesfestung mit preußischer und schleswig-holsteinischer Besatzung; 2. Bildung der schleswig-holsteinischen Armee nach preußischem Muster; Ueberlassung von Offizieren und Kriegsmaterial preußischerseits. Der Ausdruck Militärkonvention werde mit Fleiß nicht gebraucht, bei bleibenden Beziehungen eine Defensivallianz ins Auge gefaßt; 3. Vereinbarung betreffend Marineverhältnisse in bezug auf Material, Kommandoverhältnisse und Häfen. Hier sei eine Konvention unbedenklich und die Ueberlassung eines Kriegshafens zulässig; 4. die Anlage des Kanals und Verbindlichkeiten betreffend die Durchfahrt von Kriegsschiffen. Die kommerziellen Beziehungen beständen 1. ebenfalls in der Anlage des Kanals, der für die preußischen Schiffe eine Erniedrigung der Assekuranzprämie um 1% zur Folge haben werde; 2. Annäherung oder Anschluß an das Zollsystem; für die Herzogtümer sei der Freihandel am besten.

Es wurde dann hinzugefügt, daß manche dieser Punkte der Zustimmung der Landesvertretung bedürften.

Ferner sei vor allem schon jetzt sehr wünschenswert die Formation der schleswig-holsteinischen Truppen.

Diese Instruktion erteilte Samwer, obgleich er gesehen hatte, wie Bismarck es verstanden hatte, Oesterreich in Frankfurt über die Eider, ja über die Königsau mit sich fort zu reißen, obgleich er gesehen hatte, daß die Mittelstaaten die Anerkennung am Bunde nicht hatten durchsetzen können, ja nicht einmal von ihrer militärischen Macht den Großmächten gegenüber etwas zu hoffen war, obgleich er gesehen hatte, daß die Londoner Konferenz kommen würde und die Rechte des Herzogs gefährlich bedroht schienen. Aber die Antwort sollte nicht ausbleiben. Herr von Ahlefeld, der am 17. März eine Audienz bei Bismarck hatte, begann seinen Bericht an den Herzog darüber mit den Worten: „Herr von Bismarck gab wenig Hoffnung für Eure Hoheit.“ Der Ministerpräsident erklärte weiter, die Anerkennung des Herzogs durch Preußen ergebe eine isolierte Stellung für letzteres; er könne nicht Preußen sich verbluten lassen, um die Herzogtümer zu retten und den Herzog souverän zu machen. Wenn der Herzog mit der preußischen Armee ins Feld gezogen wäre, stünde die Sache anders. Nun stütze er sich auf den Herzog von Koburg, seine Räte, das Staatsgrundgesetz — auf Volksdemonstrationen, überhaupt auf die Volksstimme gebe er (v. B.) gar nichts. Mit wem solle er überhaupt verhandeln? Mit dem Herzog gehe es nicht, da stehe das Staatsgrundgesetz im Wege, das verantwortliche Ratgeber voraussetze. Auf eine Einwendung Ahlefelds äußerte er, daß Fürsten, die er fast alle kenne, in der Regel die Ansicht hätten, sich in einer exemten Stellung zu befinden. Als Ahlefeld dagegen den Herzog in Schutz nehmen wollte, antwortete Bismarck mit einem Hieb auf den Vater des Herzogs. Die Anerbietungen des Herzogs hätten in Erwägung des Staatsgrundgesetzes keinen oder nur einen sehr geringen Wert. Der Herzog überschätze seine Lage und Stellung, die keine Macht involviere. Preußen könne und wolle nichts versprechen, was es nicht halten könne. Es sei immer besser, wenn es später besser gehe, als man gedacht habe. Mit dem Rechte des Herzogs stehe es auch sehr mißlich. Bei der Besprechung der speziellen Konzessionen, die Bismarck im übrigen nicht beiseite schob, bemerkte er, der Kanal von Brunsbüttel nach Neustadt sei politisch unrichtig. Als Ahlefeld dann fragte, ob der Herzog auf etwaige Anerbietungen eine Erwiderung erwarten dürfe, antwortete Bismarck: amtlich nicht, auch schriftlich nicht; aber man könne sich darauf verlassen, daß der Gegenstand solcher Anerbietungen sich auf des Königs und seine (v. B.'s) Wissenschaft beschränken würde; er bedaure, daß er Ahlefeld nicht mehr Hoffnungen machen könne.

Als Nachtrag erwähnte Herr von Ahlefeld noch zwei Aeußerungen Bismarcks: für eine gerechte Sache, die der Herzogtümer in concreto, wofür Preußen engagiert, habe solches stets einige tausend Mann und ein paar Millionen über — aber eine Existenzfrage könne Preußen für sich daraus nicht werden lassen. In bezug auf die wünschenswerte Bildung einer schleswig-holsteinischen Armee äußerte er: das werde Oesterreich nie zugeben, und 300 000 Oesterreicher müßten ihm lieber sein als 30 000 Holsteiner.

Herr von Ahlefeld hatte indes nicht den Eindruck, als ob damit die Beziehungen abgebrochen seien. Er riet dem Herzog, wiewohl er selbst Befürchtungen hegte, dennoch zu Anerbietungen. Diese müßten schriftlich und klar und bündig überreicht werden. Er selbst wollte in bezug auf die einzelnen Punkte viel weiter gehen als seine Instruktion.

Der Herzog ging jedoch darauf nicht ein; er wollte nur von mündlichen Erörterungen etwas wissen, und solange ihm nicht mehr Hoffnung gemacht werde, könne er sich nicht gefangen geben. Herr von Ahlefeld solle alle seine Aeußerungen nur als Privatmeinung hinstellen. „Ich glaube nicht, daß Sie zu etwas Entscheidenden kommen werden. Halten Sie nur fest; es gilt nur, womöglich etwas näher zu kommen, Geneigtheit zu zeigen, namentlich aber nicht abzubrechen." Herr von Ahlefeld aber meinte, Bismarck habe kein Herz, am wenigsten für den Herzog; er betrachte die Angelegenheit der Herzogtümer lediglich vom objektiven Standpunkt, und man könne bei ihm keinerlei guten Willen voraussetzen.

Ob er so unrecht hatte? Herr von Ahlefeld sah Bismarck noch einmal; dieser vertröstete ihn aber auf spätere Zeiten, wo die Sachen vielleicht besser stehen würden.

So waren die Verhandlungen gescheitert. Bismarck sah es nicht ungern. Er wollte etwas für Preußen gewinnen; aber die Zeit der Entscheidung war noch nicht da; mit seinem König war er noch nicht einig. Er konnte also nur gewinnen durch Hinausschieben und Abwarten. Auch konnte er jetzt dem König sagen, man habe von Kiel aus nichts angeboten. Denn der Kronprinz sollte ja nur in seinem eignen Namen Anerbietungen machen; der „ostensible" Brief hatte überhaupt keine solchen enthalten, und Warnstedt und Ahlefeld hatten nur als Privatpersonen die Unterhandlungen geführt.

Der Herzog aber wurde weder von seinen Freunden, noch von seiner Umgebung, noch von dem Lande zum raschen Abschluß mit Preußen gedrängt. Im Gegenteil, hier hieß es: die Mittelstaaten sind jetzt doch die Verteidiger der deutschen Nation in ihren heiligsten Rechten. Ein Rheinbund könnte sich bilden, wenn Bismarck die Sache auf die Spitze treibe. Im Lande aber übten die schleswig-holsteinischen Vereine und die Presse einen solchen Terrorismus, daß daneben andre Anschauungen vorläufig nicht aufzukommen vermochten. Sie zogen gegen Bismarck und Preußen kräftig vom Leder. So hieß es in der Presse z. B.: „Gewiß haben wir von Oesterreich und Preußen, solange Bismarck dort waltet, niemals etwas zu hoffen, sondern nur Böses zu fürchten. Es mag sein, daß die unsinnige Bismarckische Politik noch viel Unheil anrichten kann, daß sie noch eine Periode der Angst und Sorge für uns hervorbringt; größeren Einfluß wird man ihr nicht einräumen dürfen, wenn man nicht an die Ewigkeit des Unsinns glauben will."

Und ein andermal hieß es: „Lieber schleswig-holsteinisch sterben als preußisch verderben."

Indes der Gedanke, die Bevölkerung werde der Sache zum glücklichen Ende verhelfen, hielt nicht immer vor. Es beunruhigte den Herzog, daß der König

nichts auf die Anerbietungen des Kronprinzen geantwortet, ja daß er auf ein Glückwunschschreiben zum Geburtstag geschwiegen hatte. Darum sandte er den Fürsten Löwenstein zum König, der direkt noch einmal das durch den Kronprinzen Angebotene wiederholen sollte. Da der Fürst dem König eine durchaus unsympathische Persönlichkeit war, — er hatte wegen Nichtübereinstimmung mit der Bismarckschen Politik seinen Münchener Gesandtschaftsposten niedergelegt —, war die Sendung erfolglos. Indes veranlaßte sie doch den König, dem Kronprinzen zu schreiben, er sei bereit, die Vorschläge des Erbprinzen zu hören; er mache es aber ausdrücklich zur Bedingung, daß man die ganze Sache als eine rein persönliche zwischen Fürst und Fürst behandle. Er verlangte vom Erbprinzen: 1. Flottenstation; 2. Rendsburg als Bundesfestung mit preußischer Garnison; 3. Sicherung des Kanals für den Verkehr; 4. Militärkonvention im Sinne der Koburgischen; 5. Zutritt zum Zollverein, wenn er die Grenzen berühre. Der Herzog müsse sich bestimmt aussprechen; er selbst könne Zusicherungen nicht machen; aber die Förderung der beiderseitigen Interessen sei selbstverständlich.

Allein ehe der Herzog hiervon Kunde erhielt, kam der Tag von Düppel. Herzog Friedrich beglückwünschte den König zu „dieser erhabenen Kriegstat“ und zu den „Leistungen der Armee“. Der König kam selbst in die Herzogtümer, sein tapferes Heer zu grüßen. Der Anblick seiner siegreichen Truppen änderte auch seine Anschauungen über die schleswig-holsteinische Frage. Durch Vermittlung des Kronprinzen wurde versucht, eine Zusammenkunft zwischen dem König und dem Herzog herbeizuführen; aber der König lehnte es mit Rücksicht auf die Londoner Konferenz ab. Auch von einer Ueberraschung des Königs durch den Herzog glaubte der Kronprinz abraten zu müssen. Unmittelbar nach der Abreise seines Vaters teilte er dann dem Herzog die Bereitwilligkeit des Königs zu Unterhandlungen mit. Am 29. April nahm der Herzog die Bedingungen des Königs an, indem er noch die Marinekonvention von sich aus hinzufügte; aber er tat es nur unter einem gewissen Vorbehalt; es war die unselige Folge des Schwurs auf das Staatsgrundgesetz. Eine Antwort darauf erhielt er nicht; der König hatte sich nicht binden wollen, und der Tag von Düppel hatte seine Wirkung getan. Leicht war dem Herzog der Schritt nicht geworden; er tat ihn nur mit Rücksicht auf den Kronprinzen. Denn seine Ratgeber zeigten ihm, wie die Vertreter des preußischen Namens Bismarck, Roon und Zedlitz es in den Herzogtümern trieben, die mit allen Mitteln die Annexion erstrebten.

Am 14. Mai traf der Herzog mit dem kronprinzlichen Paar in Hamburg zusammen, das ihn ernstlich auf die Annexionsgefahr aufmerksam machte. Er aber ersuchte den Kronprinzen, sich Bismarck zu nähern, und die Angelegenheiten bald zu Ende zu bringen.

Inzwischen war in London die Konferenz zusammengetreten, die über das Geschick Schleswig-Holsteins und damit auch des Herzogs zu entscheiden berufen war. Dieser richtete eine Erklärung an sie und entsandte eine ganze Reihe Vertreter dahin. Aber die Dänen selbst sorgten dafür, daß sie die Herzogtümer verloren. Nachdem in der Sitzung am 17. Mai die Personal-Union gefallen

war, beantragten am 28. die deutschen Mächte: „Die Konstituierung Schleswig-Holsteins als eines selbständigen Staates unter der Souveränetät des Erbprinzen von Augustenburg, da dieser nicht bloß in den Augen Deutschlands die meisten Rechtsansprüche auf die dortige Thronfolge besitzt, so daß seine Anerkennung durch den Bundestag gesichert ist, sondern auch die Stimmen der ungeheuren Mehrheit der dortigen Bevölkerung ohne Zweifel für sich hat.“ Und in der Tat, die Umstände schienen günstig. Am 24. hatte Bismarck schon dem Kronprinzen gesagt, jetzt sei der Augenblick gekommen, mit dem Erbprinzen zu verhandeln; er müsse sich jedoch auf die „konservative Basis“ stellen; es sei erwünscht, daß er nach Berlin komme oder den Kronprinzen irgendwo träfe. Der Herzog, hocherfreut über diese unerwartete Wendung der Dinge, wollte den Kronprinzen auf einer Reise nach Dolzig sehen und drang auf schnelle Verhandlungen. Am Abend des 27. ließ Bismarck durch Max Duncker dem Kronprinzen sagen, dieser möge durch ein vertrauliches Schreiben den Erbprinzen zu einem Besuch beim König in den nächsten Tagen auffordern. Dieser Besuch müsse aber aus des Erbprinzen eignem Antriebe hervorgegangen erscheinen. In Wien müsse man sagen können, die Besprechung gelte nur der inneren Politik. Auch der König erklärte sich auf die Anfrage des Kronprinzen bereit, den Erbprinzen am 1. Juni zu sehen; es solle kein Geheimnis, aber auch kein offizieller Besuch sein. Der Kronprinz riet dem Herzog dringend zu kommen, er sei sehr glücklich über die günstige Gestaltung der Dinge. Allein die Ratgeber des Herzogs waren nicht sonderlich erfreut darüber. Bereits am 22. hatte Herr von Wydenbrugk durch Max von Gagern vertraulich den Wechsel der Dinge in Oesterreich erfahren und nach Kiel mitgeteilt. Am 26. hatte Rechberg ihm gesagt, Oesterreich sei entschlossen, den Herzog einzusetzen; es wolle für sich keine Sondervorteile, aber der Herzog dürfe sich auch nicht zugunsten eines andern Staates binden. Am nächsten Tage telegraphierte Wydenbrugk am Vormittag, Rechberg finde es angezeigt, daß ein Glied der herzoglichen Familie dem Kaiserhof seinen Besuch mache. Am Nachmittag ersuchte ihn Rechberg, ohne Verzug nach Kiel zu reisen, um dort seine eignen und Rechbergs Ansichten persönlich mitzuteilen. Infolge der Verzögerung im telegraphischen Verkehr traf die Genehmigung Samwers zur Abreise erst so spät ein, daß ein Tag verloren ging. Wydenbrugk aber versicherte Rechberg: „Ich hoffe, daß das Vertrauen, das mir Eure Exzellenz schenken, durch eine korrekte Haltung des Herzogs und seiner Regierung bei dem Abschluß der Sache gerechtfertigt werden wird.“

Der Herzog hatte sich indessen zur Reise entschlossen; am Nachmittag des 31. Mai hatte er eine eingehende Besprechung mit Samwer, in der man sich über allgemeine Prinzipien, das Staatsgrundgesetz und die Umgebung des Herzogs einigte. Schon das Geringfügige, was man in diesen drei Punkten zugestehen wollte, zeigte, wie wenig man an die Möglichkeit eines Mißlingens glaubte. So sicher war Samwer seiner Sache bereits durch die Ereignisse in London und Wien, daß er den Herzog warnte, in Berlin Verbindlichkeiten einzugehen, und eine Beratung über die Konzessionen deswegen gar nicht für nötig hielt. Herzog

Friedrich selbst traf alle Vorbereitungen zur tatsächlichen Einrichtung seiner Regierung, an deren Spitze er den Grafen zu Rantzau-Rastorff zu stellen gedachte. Am Abend fuhr er mit dem Prinzen Christian nach Berlin ab. Dr. Steindorff war nach Altona vorausgeschickt, um Wydenbrugk abzufangen, damit der Herzog ihn noch vor der Ankunft in Berlin sähe. Allein der hatte bereits Altona passiert; es gelang jedoch, ihn noch in Elmshorn im Zuge durch eine Depesche zu erreichen. Hier stieg er dann zum Herzog in den Wagen, fuhr mit bis Hamburg und blieb bis zu dessen Weiterreise noch ein paar Stunden daselbst bei ihm. Er warnte ihn dringend, bindende Abmachungen mit Preußen zu treffen. Oesterreich sei fest entschlossen, ihn einzusetzen, aber nicht durch das suffrage universel, sondern durch Abstimmung der Stände. Die aber müßten dem Herzog vorher huldigen — und so sei ein fait accompli geschaffen. Der Herzog solle doch selber nach Wien reisen an Stelle seines Bruders. Das alles verfehlte natürlich seinen Eindruck auf den Herzog nicht, und der gewandte Diplomat Wydenbrugk vermochte hinterher Rechberg mitzuteilen, er habe lange und eingänglich mit dem Herzog gesprochen, rücksichtlich des Kardinalpunktes sei er einer durchaus korrekten Anschauung begegnet. Wie viel aber der Herzog im Grunde von Oesterreich zu erwarten hatte, zeigte ihm noch am nächsten Mittag, ehe er zu Bismarck ging, eine durch Wydenbrugk ihm gesandte Depesche Rechbergs: „Ich glaube, daß es zweckmäßig wäre, die Reise des Herzogs und des Prinzen Christian nach Wien auf einen späteren Zeitpunkt zu verschieben.“ Hinterher entschuldigte man sich in Wien damit, man habe geglaubt, die Antwort mit Rücksicht auf die Etikette erteilen zu müssen; auch habe man dem Herzog die Unabhängigkeit nach allen Seiten hin wahren und Berlin nicht absichtlich Konkurrenz machen wollen.

Nach seiner Ankunft in Berlin begab sich der Herzog zunächst zu seiner Mutter, die zu der Zeit daselbst einen Arzt konsultierte. Durch sie erfuhr er von freundlichen Aeußerungen des Königs über seine Aussichten. Darauf fuhr er zum kronprinzlichen Paar nach Potsdam; hier wurde ihm mitgeteilt, daß Bismarck mit ihm über die „konservative Basis“ und die Konzessionen verhandeln wolle; es scheine ein Staatsvertrag abgeschlossen werden zu sollen; die Umgebung werde sicher zur Sprache gebracht werden. Bismarck selbst teilte dem „Erbprinzen“ mit, daß er um neun Uhr oder zu jeder andern, Seiner Durchlaucht besser konvenierenden Stunde, zu Höchstderen Befehl stehe. Um sechs Uhr hatte Herzog Friedrich eine Unterredung mit dem König. Dieser empfing ihn sehr freundlich, sprach mit ihm über die Konferenz, warnte vor einem Vorgehen des Bundes und riet zur Verschwiegenheit in der Konzessionsfrage. Von Versprechungen oder Abmachungen war nicht die Rede.

Um neun Uhr abends fand dann eine dreistündige Unterredung mit Bismarck statt, ohne Zeugen. Ueber diese ist viel geschrieben und leidenschaftlich gestritten worden, ja die Legende hat sich ihrer bemächtigt. Sie beide — der Herzog und Bismarck — haben uns den Verlauf der Unterredung geschildert, ihre Berichte aber sind nicht miteinander in Einklang zu bringen. Zieht man alle

Faktoren in Betracht, so dürfte der Bericht des Herzogs der Wahrheit näher kommen. Nicht als sollte Bismarck damit etwa eine Unwahrheit oder Leichtfertigkeit vorgeworfen werden; aber unbewußt machte er doch wohl die Aeußerungen des Herzogs seinen politischen Zwecken dienstbar. Wie dem auch sei, das Resultat der Unterredung steht fest: zu einem „Staatsvertrag" kam es nicht. Es war ein verhängnisvoller Fehler des Herzogs, wenn auch ein entschuldbarer, daß er die Stunde ungenützt vorübergehen ließ. Müde und abgespannt trat er bei dem Manne ein, von dem er wußte, daß er und sein Recht nichts von ihm zu hoffen hatten. Er brachte die Ueberzeugung mit, nur der Drang der Verhältnisse nötige Bismarck zu dieser Unterredung. Er glaubte in Wien und in Frankfurt hilfsbereite Bundesgenossen zu haben. Darum verhielt er sich reserviert; er fürchtete, Bismarck könne seine Zugeständnisse zu seinen Ungunsten in Wien politisch verwerten. Und viel war es, was Bismarck von ihm verlangte, sehr viel; nie war von einem deutschen Fürsten Aehnliches gefordert worden. Mit der Militärkonvention z. B. schien der Herzog nach der damaligen Auffassung der Dinge seine Souveränetät gänzlich aus der Hand zu geben. Er konnte ja nicht wissen, daß die meisten seiner Standesgenossen in kurzer Frist ähnliche Bedingungen würden eingehen müssen, und er hatte ja Preußen gesehen in Olmütz, während des Krimkriegs und des italienischen Feldzuges. Es kam hinzu, daß er im Gefühl der Verantwortlichkeit seiner Stellung und Aufgabe sich gerade einem Bismarck gegenüber nicht rasch zu binden vermochte. In Gegenwart von Zeugen würde er sich sicherer und bereitwilliger gezeigt haben. So viel es aber auch sein mochte, was dem entgegenstand, er hätte trotzdem alle Bedingungen Bismarcks ohne Vorbehalt annehmen müssen; nur so konnte er hoffen, Bismarck gleichsam zu zwingen, für ihn einzutreten. Er hat es nicht getan.

Er meinte, die Sache sei damit noch nicht entschieden; er wollte es sich auf Dolzig überlegen und darüber dem Kronprinzen schreiben. Er hoffte auf fernere Verhandlungen.

Für Bismarck aber war die Sache ein für allemal entschieden. Unmittelbar nach der Unterredung sagte er Herrn v. Eisendecher, indem er auf einen leeren Stuhl deutete: „Hier hat er sich um seinen Thron geredet."

In der Tat, der Augenblick war versäumt; er kehrte nicht wieder.

(Fortsetzung folgt.)



Aus Carl Twestens Nachlaß.

Eine biographische Skizze.

Von

Wilhelm Cahn.

II.

Tagebuchblätter.

Schon vor langer Zeit habe ich irgendwo den guten Rat — ich weiß nicht mehr, ob von Goethe oder Jean Paul — gelesen, man solle sich zum Behufe einer Schreibübung einmal hinsetzen und einige Tage lang aufschreiben, was einem gerade in den Sinn kommt. Ich fand den Vorschlag gleich zweckmäßig und beschloß, ihn gelegentlich auszuführen, habe mich seitdem auch öfter dieses Beschlusses erinnert, bin aber nie dazu gekommen, ihn ins Werk zu setzen, weil ich immer fand, ich müßte erst lieber dies und jenes vornehmen, was wichtiger oder nützlicher wäre. Eigentlich dachte ich das auch heute, als mir der alte Vorsatz wieder einfiel, und wenn mich nicht die große Hitze müde machte und das Lesen meinen angegriffenen Augen beschwerlich fiele, würde ich auch jetzt vielleicht eher nach einem der aufgeschlagenen Bücher greifen, als mich zum Schreiben anschicken, obwohl ich dies durchaus als etwas Nützliches betrachte und keineswegs als ein Mittel, die Zeit totzuschlagen. Dessen bedarf ich glücklicherweise nicht. Neulich fragte mich ein guter Junge, „ich wüßte jetzt (nach dem Examen) wohl kaum, wie ich meine Zeit totschlagen sollte.“ „Oho,“ erwiderte ich, „aber wie nützlich ich sie anwenden kann, weiß ich leidlich gut!“ Wenn ich jenem gar geantwortet hätte, daß ich jetzt mehr arbeite, als vor dem Examen, des Morgens anfange und um Mitternacht nicht immer das Buch zuschlage, da würde er sich wohl gewundert und mitleidig gefragt oder wenigstens gedacht haben: „Macht Ihnen denn das Vergnügen?“ Ja doch; was ich treibe, macht mir Vergnügen, während ich es treibe. Aber freilich treibe ich es nicht wegen, jedenfalls nicht allein wegen dessen, was man so Vergnügen zu nennen pflegt, sondern weil ich es für nötig halte, nötig zu meiner Ausbildung, nötig, um die Möglichkeit einer dereinstigen Wirksamkeit zu gewinnen. Das fällt allerdings mit dem Vergnügen im wahrsten Sinne zusammen: kein höheres Vergnügen, als zu tun, was nötig ist. Bei Thucydides gebrauchen die Korinther diesen Ausspruch, um die gefährliche Rastlosigkeit des Atheniensischen Ehrgeizes zu bezeichnen: *μήτε ἑορτὴν ἄλλοτι ἡγεῖσθαι ἢτὸ τὰ δέοντα πρᾶξαι.*[1]) Diese Worte machten großen Eindruck auf mich, als ich sie zuerst las. Damals stand mein Ehrgeiz

[1]) Seitdem hat nichts die Führung übernommen, als daß das Nötige geleistet werde. (Thucyd. I 70.)

dem der Athener schwerlich nach; ich beschränkte mich nicht auf den Lumpenehrgeiz, möglichst früh Geheimer Rat, Präsident oder der Himmel weiß was sonst zu werden. Es ging etwas höher hinauf; die Schlußworte eines Liedes, das ich neulich beim Aufräumen in einem Kollegienhefte fand, mögen meine damalige Sinnesart darstellen.

Nimmer werde ich erlahmen,
Nie vom Ziele sehn:
Unter Deutschlands besten Namen
Soll auch meiner stehn.

Seitdem habe ich meine Ansicht von dem, was nötig, was zu erstreben ist, geändert, und an die Stelle von Macht und Ehre die Wirksamkeit für Wahrheit und Recht, für Vaterland und Menschheit gesetzt. Das „Nötige“ so bestimmt als das Gute und Rechte, was kann Schöneres von einem einzelnen oder einem Volke gesagt werden, als jene Worte. Eine ähnliche Erweiterung oder nähere Bestimmung ist oft erforderlich, um die herrlichen Charakterisierungen des Thucydides zur Wahrheit in meinem Sinne zu erhalten. Wenn Perikles als Ideal hinstellt: φιλόπολίς τε καὶ χρημάτων κρείσσων, das Vaterland liebend und unbestechlich,[1]) so haben wir den guten Menschen im antiken Sinne, d. h. den guten Bürger; ich ändre, und erkläre für den wahrhaft edlen erst den, der, von Liebe zur Menschheit erfüllt, jedem Egoismus entsagt. Derartige Interpretationen muß ich auch sonst bei schönen Stellen anwenden. Ich denke eben an die von Strafford gebrauchten Bibelworte: „Vertrauet nicht auf Fürsten, noch auf Menschensohn, bei ihnen ist kein Heil.“[2]) Der Aufforderung „Vertrauet nicht auf Fürsten“ bedarf ich gerade nicht; die Bibel verwirft das Vertrauen auf die Menschen überhaupt, indem sie die Schwäche und Sünde der einzelnen auf die Gattung überträgt, und fordert statt dessen das Vertrauen auf Gott. Auch das ist nicht für mich. Aber das an der Stelle enthaltene Wahre spreche ich dahin aus: Setze nicht dein ganzes Vertrauen auf einen Menschen, und hänge dein Herz nicht zu sehr an einen einzelnen; denn rechtfertigte er auch dein volles Vertrauen, bliebe er bewährt bis ans Ende, — ein geringfügiger Zufall, ein Tropfen Blausäure kann ihn ja morgen niederwerfen! Statt dessen wende dein Vertrauen, deine höchste Liebe der Menschheit zu. Sie stirbt nicht; sie ist nicht schwach; sie ist nicht vollkommen, aber sie wird es sein. Wer an der Hoffnung festhält, der wird nicht zuschanden werden.

Im Faust heißt es:

Nichts Lächerlichers gibt es auf der Welt
Als einen Teufel, der verzweifelt.[3])

Ist ein verzweifelnder Teufel lächerlich, so ist ein verzweifelnder Engel un-

[1]) Thucydid. II, 60.
[2]) Psalm 146 V, 3.
[3]) Das Zitat heißt:
Nichts Abgeschmacktres find' ich auf der Welt
Als einen Teufel, der verzweifelt.

möglich. Wer wahrhaft ohne Egoismus nichts für sich will, auch nicht indirekt sich selbst in andern, in irgend einem beschränkten Kreise liebt, wer aufrichtig nur die Gattung zum Ziele seines Strebens setzt, wie könnte der verzweifeln? Tief betrüben mag uns das Mißlingen eines Unternehmens, das wir für gut und recht hielten, das Leiden oder Sterben derer, die wir lieben, das Unglück unsers Vaterlandes, die Sünde einzelner oder ganzer Völker, aber wer deshalb alles verloren glaubt, alles, was noch bleibt, für trostlos und nichtig hält (und das tut ja der Verzweifelnde), der zeigt dadurch, daß seine schönste Hoffnung, seine höchste Liebe nicht der Menschheit galt, sondern dem, was zugrunde ging. Dies hielt er also für das Wesentliche, Wahrhafte, Absolute. Nun gibt es allerdings Menschen, die sich berechtigt glauben, an der Menschheit zu verzweifeln. Solche sehen wir namentlich beim Untergange großer und schöner Zeiten, wo oft die größten und edelsten Gemüter an der Vergangenheit festhalten und sich nicht in die neue Zeit zu finden wissen, während die Nachwelt erkennt, daß das Alte zugrunde gehen mußte, damit für die Morgenröte einer besseren Zukunft Raum geschaffen werde. — Catonis nobile letum. Aber ich trage kein Bedenken, auch diese Verzweiflung für Egoismus zu erklären. Der Verzweifelnde sieht seine gutgemeinten Pläne vereitelt, sein redliches Streben vergeblich, er sieht, daß die Welt nicht den Weg gehen will, den er ihr vorschreiben möchte, und nun glaubt er in seinem Hochmut, daß es für die Menschheit keine Hoffnung gibt, weil er keine hat. Und doch bleibt zweierlei übrig. Entweder, der Weg, den der Verzweifelnde für den richtigen hält, ist falsch und verderblich; dann tut die Menschheit gut, daß sie ihn nicht einschlagen will; oder sein Weg ist der richtige, dann wird sie ihn dereinst schon finden. Daß dies nicht schon jetzt geschieht, das darf nicht nur, das muß tiefe Betrübnis erregen, aber nie dahin führen, alle Hoffnung aufzugeben. Auf ein Menschenalter, selbst ein Jahrhundert früher oder später kommt es in der Geschichte der Menschheit nicht an. Prüfe nur aufrichtig deine Verzweiflung; es war dir nicht bloß darum zu tun, daß die Menschheit dein Ziel erreiche, sondern darum, daß sie es durch dich gerade erreiche. Du wolltest, wenn nicht einmal den Ruhm und die Ehre vor andern, doch wenigstens in dir das hohe Glück, das stolze Bewußtsein genießen, ein Wohltäter der Welt zu sein. Weil dir dies versagt ist, meinst du an der Welt verzweifeln zu dürfen. Der liegt aber nichts daran, ob du oder ob ein andrer das Werkzeug ihres Fortschrittes ist. Ist es nicht möglich, das erstrebte Ziel zu erreichen, so werde deshalb nicht müde, nach deinen Kräften zu wirken und zu streben. Dann hast du deine Pflicht getan, wenn es auch niemand weiß, niemand anerkennt. In diesem Bewußtsein lege dich ruhig zum ewigen Schlummer nieder und erfreue dich auch des Trostes; dein redliches Streben ist nicht vergeblich, die Saat des wahrhaft Guten wurzelt stets irgendwo und trägt Früchte; wird auch dein Name nirgend genannt, so pulsiert doch das Wort, das du für die Menschheit gesprochen, fort und fort bis in die spätesten Geschlechter.

Verzweifle nicht, wenn auch in dunkler Nacht
Der Hoffnung letzte Sterne dir verschwinden.

Soeben wird mir mein Assessorpatent gebracht, und da meine Gedanken natürlich darauf fallen, muß es erwähnt werden. Das wird dann wohl auch die einzige Würde sein, die ich im königlich preußischen Dienste erreiche. Wo könnte ich mit meinen Ueberzeugungen noch groß hin? wenn ich selbst ein höheres Alter erreichte, als die Leute mir oft verkündet haben. Einige gute Freunde wollten mir kaum dreißig Jahre zugestehen, andre ließen auf vierzig mit sich handeln. Daß ich nicht gerade alt werde, glaube ich allmählich selbst. Desto größer die Aufforderung: „Was du tun willst und kannst, das tue bald!" Der Schluß des Patents ermahnt, ein treuer und gehorsamer Diener des Königs zu sein. — Was geht mich der König an? Seine Grundsätze mißbillige ich, seine Person ist mir gleichgültig. Die Leute hängen noch immer an dem „l'état c'est moi" Ludwig des Vierzehnten; im Grunde meinen sie doch selbst: des Staates. Freilich auch dessen treuer Diener kann ich nicht sein, insofern zum Staate auch dessen gegenwärtige Form gehört. Aber das Volk, das Vaterland wird keinen redlicheren, uneigennützigeren Diener haben als mich, keinen Diener nach Art derer, die noch immer den heuchlerischen Spruch im Munde führen: „Alles für das Volk, nichts durch das Volk!" Schöne Diener, deren Dienst darin besteht, unumschränkt zu gebieten! Nein, alles für das Volk, alles mit dem Volk, alles durch das Volk! Wer anders spricht, der will, daß das Volk dumm sei, damit er und seinesgleichen als die allein Klugen herrschen können. Mögen sie sich und andern vorschwatzen, sie wollten die Herrschaft nur um der Beherrschten willen, mögen sie den Beherrschten manche Wohltat erweisen (das tut selbst die infamste Regierung), sie haben mit ihrer Herrschaft ihren Lohn dahin, und die Klage über Undankbarkeit, wenn die Beherrschten nicht mehr die Fesseln der großmütigen Herrscher tragen wollen, kann nur ein Heuchler oder ein Dummkopf anstimmen.

Es hilft nichts, daß du sagst, du wolltest mich glücklich machen, ich will nicht nach deiner Weise glücklich sein, entweder hilf mir nach der meinigen, oder laß mich zufrieden. Und wenn ich gar nicht glücklich sein wollte, was ginge es dich an? Der Geschmack ist verschieden. Ich für meinen Teil sage mit jenem braven Polen: „malo periculosam libertatem quam quietum servitium!"[1])

Daß der Patriotismus immer noch mit der Anhänglichkeit an den König verwechselt und diese zu einem Glaubensartikel gemacht wird! Die Steffens[2])

---

[1]) Ich will lieber eine gefährliche Freiheit als eine ruhige Knechtschaft.

[2]) Steffens, Heinrich, geboren 2. Mai 1773 zu Stavanger in Norwegen, gestorben zu Berlin 13. Februar 1845. Von 1831 Professor der Philosophie und Naturwissenschaft an der Friedrich Wilhelms-Universität. August Twesten scheint ihn nicht sonderlich geschätzt zu haben. In einem Briefe an Brandis vom 14. August 1835 schreibt er: Eine Hauptkrankheit der Zeit, besonders aber der Berliner Welt, ist jetzt die Sucht nach dem Pikanten, was man das Geistreiche nennt. Was wahr, schön, sittlich sei, fragt man nicht sonderlich, wenn es nur geistreich scheint, und trägt, ja liebt unter diesem Titel nicht bloß das Bizarre und Verkehrte, sondern auch das Schlechte und Verwerfliche. Steffens hat schon einmal diese Aristokratie der Geistreichen gezüchtigt, und doch ist er selbst gar zu sehr von der Partie! S. Heinrici a. a. O. S. 436 ff.

und Graf Haßlingen wollten neulich eher die Angriffe der Lichtfreunde auf die Religion, als die Opposition der Königsberger gegen den König verzeihen. Gewöhnlich findet man das Umgekehrte. Die Lehre vom Könige wird doch auf die Lehre von Gott gestützt. Beiden werden allerdings ähnliche Grundsätze zugeschrieben. Wer Gott fürchtet und recht tut, der ist dem Herrn wohlgefällig. Ja, das glaube ich. Das unterschreibt auch ein aufrichtiger Egoist: Wer mich ehrt, und außerdem auch recht tut, der ist mir lieb. Warum nicht bloß: Wer recht tut? Wenn ich an einen Gott glauben könnte, so dürfte er doch keine schlechteren Grundsätze haben als ich selbst. Und wem uneigennützig am Heile der Menschheit, aber nicht an seinem Heile liegt, der muß doch gewiß sagen: Jeder, der recht tut, ist mir wert, mag er mich kennen und ehren oder nicht. Wenn ich noch nach dem Tode eine Unsterblichkeit und einen Gott fände und ich spräche dann: „Ich habe dich nicht geglaubt, aber nicht Bosheit hat mich daran gehindert, sondern mit redlichem Herzen und aufrichtiger Seele habe ich die Wahrheit gesucht und ohne Egoismus nur getan, was ich der Menschheit förderlich glaubte," und Gott könnte antworten: „Auf dein redliches Streben kommt es nicht an, du hast nicht geglaubt, was du glauben solltest, also zur Hölle!" Könnte Gott so sprechen, nun dann wollte ich lieber mit Spinoza, Lessing, Fichte verdammt, als bei einem solchen Gott selig sein. Wie viele würden mich ausstoßen und verwerfen, wenn sie diesen Atheismus kennten! Lucie[1]) betrübt sich schon, weil ich nicht zur Kirche gehe und nicht ganz christlich denke. Die Mädchen glauben natürlich; ihnen wird ja vom Unglauben nie mehr gesagt, als daß er schwere Sünde sei. Wie entsetzt blickte Toni Tiedemann, als sie einmal hörte, daß es Leute gebe, die sich in gutem Ernste gänzlich vom Christentum lossagen. Mit Klara Jaques war es schon anders, die hörte einige bedenkliche Bemerkungen über die Unsterblichkeit ganz wohlgemut an.

Nun genug für heute und in die monarchisch-christliche Gesellschaft bei Eichhorn."

Berlin, 23. VII. 45.

Twesten arbeitete in den Jahren 1845/47 als Assessor am Kammergericht. Eine heftige katarrhalische Affektion, von der er im Winter 1846/47 heimgesucht war und die auch im Sommer nicht wich, gab den Eltern zu großer Besorgnis Anlaß. Agnes Twesten, Carls Schwester, war im Frühjahr 1847 einem Lungenleiden erlegen. Die Eltern befürchteten bei Carl eine ähnliche Krankheitsentwicklung und schickten ihn zu längerem Aufenthalt nach dem Süden; vom Herbst 1847 bis Frühjahr 1850 lebte er anfangs in Italien, dann in Meran.

In Venedig vollendete er ein Drama, dessen erster Entwurf zweifellos der Gymnasialzeit angehört, eines jener Römerdramen, zu denen Livius den auf dem Parnaß sich tummelnden Primaner begeistert und die meist unvollendet im

[1]) Nach einer Aufzeichnung der Frau Professor Schaum schrieb Twesten seiner Schwester Lucie zur Einsegnung: „Bewahre Dir Deine Frömmigkeit, sie ist ein großes Glück; aber verurteile nicht die Nichtgläubigen!"

Schubfache liegen bleiben, um später in einer realistisch angehauchten Stunde dem Feuertode zu verfallen. Twesten gehörte jedoch nicht zu denen, die sich in leicht genüglicher und selbstgefälliger Weise mit dem Satze: „in magnis voluisse sat est“ abfinden, sondern er war eine jener zähen Naturen, die ihr Können dazu zwingen, die dem eingehenden ernsten Studium abgerungenen Ideen in die Tat umzusetzen und zu verwerten.

Das vorerwähnte Drama:

„Ein Patrizier, Trauerspiel in fünf Akten,“

schildert den Kampf der Plebejer gegen die Patrizier (472—470 v. Chr.), über den uns Titus Livius II. Buch, Kapitel 55—61, in ausführlicher Weise berichtet.

Volero Publilius, einer der angesehensten Plebejer, der in früheren Kriegen gegen die Aequer und Volsker bereits als Hauptmann gedient hat, soll, weil er den Konsuln durch sein mutiges Auftreten für die Sache seiner Stammesgenossen mißliebig geworden ist, als gemeiner Soldat in die gegen die Volsker zu führende Streitmacht eingereiht werden. Als Publilius sich dessen energisch weigert, erteilt der Konsul Aemilius den Liktoren den Befehl, den Widerspenstigen auf offener Straße zu geißeln! Die Plebejer eilen zum Schutze des Publilius herbei; es kommt zum Kampf, die Patrizier unterliegen, und Publilius wird an Stelle des kurz vorher von den Patriziern ermordeten Genucius zum Volkstribun erwählt. Publilius verlangt nunmehr, daß den für den Machtzuwachs des Staates stets eifrig tätigen Bürgern das Recht des Mitberatens, wo es des Staates Ganzes und Bestes gelte, nicht länger vorenthalten werde.

> ... „Wir sind erstarkt,“ ruft er,
> „Wir überwiegen die Patrizier weit an Zahl,
> Wir haben Geld und Gut, wir sind die Kraft des Staates,
> Wir bezahlen seine Steuern,
> Wir ziehen ins Feld, wir schlagen seine Schlachten,
> So können wir denn größere Rechte auch
> In der Verfassung dieses Staates fordern ...
> Und was ein Volk, das seiner Kraft bewußt,
> Mit ernstem Sinn begehrt, das wird kein Mann
> Und keine Macht je lange weigern können.“

Die Gesetzesanträge des Publilius harren jedoch — damit beginnt der zweite Akt — schon seit achtzehn Monaten der endgültigen Annahme, die durch List und offene Gewalttat seitens der Patrizier verzögert wird. Publilius gibt schließlich dem Drängen seiner Amtsgenossen nach, die Gewalttaten der Patrizier mit Gewalt zu erwidern, und die Gemeinde wird insgeheim durch Sendboten aufgefordert, am folgenden Tage bewaffnet auf dem Marktplatz zu erscheinen.

Wir erfahren sodann durch den Bericht des Konsuls Appius Claudius, des Helden, daß die Plebejer gesiegt, das Kapitol erstürmt haben und besetzt halten; auch solle den Patriziern nur unter der Bedingung Frieden geboten werden, daß der Senat die von der Gemeinde zum Beschluß erhobenen Anträge des Publilius ungesäumt anerkenne.

Die von Twesten geschilderte Sitzung im Senat bekundet ein ganz un-

gewöhnliches Verständnis der römischen Zeitgeschichte; die Häupter der patrizischen Geschlechter, Furius, Quinctius, Fabius und Valerius, die dem Frieden im Widerstreite mit Claudius das Wort reden, sind trefflich gezeichnet. Appius Claudius, hochmütig und trotzig wie sein Vater, sucht vergebens in längeren Reden die versammelten Senatoren zur Zurückweisung der plebejischen Forderungen zu bewegen.

„Es ist die erste, heiligste der Pflichten,
Die alte Ordnung zu bewahren, wie
Sie von den Göttern diesem Staat gegeben,
Jetzt unsern Händen anvertrauet ist,
Die Rechte, welche uns verliehen sind,
Wie wir sie von den Vätern überkommen,
Auch ungeschmälert unsern Kindern wieder
Zu überliefern. Eines Frevels gegen
Die Götter macht sich schuldig, wer ihr Werk,
Die heilige Verfassung dieses Staates
Antastet: Ladet nicht die Rache der
Unsterblichen durch euern Kleinmut auf
Das eigene Haupt und auf die Republik!"

Der zweite Akt wirkt durch die vielen längeren Reden und Gegenreden, wie treffend auch sonst der Hergang geschildert sein mag, ziemlich eintönig.

Im dritten Akt nimmt Konsul Appius Claudius, zum Heerführer gegen die Volsker ernannt, Abschied von seinem Weibe Claudia, die, von trüben Ahnungen erfüllt, ihn bestimmt, seinen bewährten alten Arzt Manius mit sich ins Lager zu nehmen. Die Szene würde von größerer Wirkung sein, wenn auch nicht hier zu viel deklamatorische Rede und Gegenrede ermüdete. Einzelnes ist sehr schön, so z. B., da er ihre Besorgnis um ihn verscheuchen will.

Claudius.

Auch weißt du, Claudia, nur selten ist
Ein Konsul Roms gefallen in der Schlacht,
Du hast nicht viel zu fürchten. Nein, du kannst
Dich ruhig schlafen legen, süßes Kind.

Claudia.

Ich Törin hab' im stillen längst gefürchtet,
Du möchtest einmal finden, Appius,
Daß ich den Kinderjahren schon zu lange
Entwachsen sei. Jetzt schiltst du mich ein Kind.

Claudius.

Das ist kein Vorwurf. Kinder bleibt ihr
All euer Leben lang. Den Kindern gleich
Laßt ihr von dunkelen Gefühlen euch
Beherrschen, die euch selbst Geheimnis sind,
In ihrem Grund und Wesen nimmer klar,
Verständlich werden. Denn du mußt gestehn:
Ihr fürchtet euch, und wisset nicht, wovor;

Ihr wünscht und hofft, und wisset selbst nicht, was;
Ihr liebt und haßt, und wisset kaum, warum!

Claudia.

Und warum liebst du? Hast du mich geliebt,
Eh ich die Mutter deiner Kinder war,
Eh noch die süße schmeichelnde Gewohnheit
Uns aneinander fesselte?

Claudius.

Willst du
Dein Lob aus meinem Munde wieder hören?
Ich liebte dich, weil du so schön und edel,
So weich und zart, und doch zugleich so fest,
So tief und offen, so verständig warst.

Claudia.

Nein, Appius, auch andre waren schön,
Und vieles schrieb mir deine Liebe zu,
Eh du es zu erfahren Zeit gehabt.

Claudius.

Du hast nicht unrecht, Claudia, auch wir
Sind Kinder, wenn wir lieben.

Claudia.

Wäret ihr
Nur öfter solche Kinder, wie viel reicher
Wär euch und uns das Leben, wie viel schöner!

In der folgenden Szene erfahren wir aus der Unterredung mehrerer Patrizier, daß die Nachrichten aus dem römischen Lager nicht günstig lauten, daß die plebejischen Soldaten gegen den Konsul Claudius wegen dessen allzu großer Härte schon zu rebellieren beginnen. Dieser Unwille der Soldaten wird in der dritten Szene, die das römische Lager darstellt, durch Icilius, das brutale Element auf plebejischer Seite, geschürt und kommt in der vierten Szene, auf dem Schlachtfeld, zum offenen Ausbruch, indem die Soldaten, ohne auf den Feldherrn zu hören und ohne einen Schwertstreich gegen die Volsker geführt zu haben, die Flucht ergreifen.

Vergebens bemüht sich Claudius, die Fliehenden aufzuhalten.

„Ihr sollt euch nicht an meiner Schmach erfreuen,
(ruft Claudius,)
Ich will ein Blutgericht ergehen lassen,
Wie es in den Annalen Roms noch nicht
Verzeichnet ist. Den Enkeln soll man sagen,
Wie Claudius Verräterei gestraft.“

Der vierte Akt umfaßt nur zwei Szenen. Icilius bringt aus dem Lager die grauenvolle Nachricht, daß Claudius die Soldaten ungerüstet zur Versamm-

lung berufen habe; dort, umringt von den bewaffneten Patriziern und latinischen Bundesgenossen, sei das Heer dezimiert und über tausend Mann durch das Beil hingerichtet worden. Sowohl diese Szene, wie die folgende, in der Sextia den Tod ihres einzigen, von Claudius schuldlos hingerichteten Sohnes beklagt, ist nur von geringer dramatischer Wirkung, ebenso verhält es sich mit dem Schlußakt.

Livius erzählt uns von Appius Claudius — II. Buch, Kapitel 61 —, „daß dieser sein Antlitz ebenso hoch trug wie früher, daß, nach wie vor, dieselbe Festigkeit aus seinem Blick, derselbe Ton aus seiner Rede sprach, so daß ein großer Teil der Bürger den angeklagten Appius ebenso fürchtete, wie sie ihn als Konsul gefürchtet hatten, und daß seine Standhaftigkeit die Tribunen und den ganzen Bürgerstand so in Staunen setzte, daß sie ihm unaufgefordert den Gerichtstag weiter hinausrückten.“

Wäre Twesten ein Dramatiker gewesen, so hätte er dem Berichte Livius folgen und in diesem Schlußakt eine dramatische Szene voll packendster Wirkung geben können. Appius Claudius auf dem Forum den plebejischen Anklägern, den jammernden Müttern und trostlosen Gattinnen kühn die Stirne bietend und für seine blutige Tat, als zum Heile des Vaterlandes geschehen, noch den Dank des derart von ihm geretteten Staates beanspruchend, das wäre ein Held gewesen, für den wir Mitleid und Furcht empfunden hätten, wenn er, die Gnade der Plebejer verachtend, die den Gerichtstag hinausschieben, freiwillig in den Tod geht. Statt dessen wird uns nur in der dritten Szene des fünften Aktes von den Plebejern über den Verlauf der gegen Claudius erhobenen Anklage berichtet! —

Das Drama endet damit, daß Claudius den ihm von seinem Freunde Manius zubereiteten Giftbecher nimmt, vorher aber noch einen prophetischen Blick auf das zur Herrschaft berufene Rom wirft.

Twesten sucht sein Drama objektiv zu gestalten und Licht und Schatten auf seiten der Patrizier und Plebejer gleichmäßig zu verteilen. Die Charakterisierung der einzelnen Personen erheischt deshalb mehr Raum, als die Handlung gestattet. Seinen Angehörigen schreibt Twesten über das Drama:

Venedig 1848.[1])

„Ich dachte schon bei Gelegenheit unsers allgemeinen Landtages daran, der Prinziplosigkeit und Kleinlichkeit unsrer heutigen Konservativen einen wahren Aristokraten gegenüberzustellen, als dessen Wesen ich es betrachte, daß er für höhere Macht und Ordnung und für das Heil des Ganzen zu handeln glaubt, während er sein und seines Standes Interesse verteidigt, daß er überzeugt ist, seine Pflicht zu tun, selbst wo die Leidenschaftlichkeit des Kampfes ihn zu den äußersten Taten hinreißt. Niebuhrs Römische Geschichte hatte mich auf diesen älteren Claudius aufmerksam gemacht. Bei der Darstellung bin ich im ganzen dem Livius gefolgt,

---

[1]) Von Herrn Gerichtsassessor Heinrici, Großneffen Twestens, dem Herausgeber gütigst übermittelt, als der Artikel schon im Druck war.

nur daß ich meinen Helden nicht, wie Livius tut, während des Aufschubs des Volksgerichts an einer Krankheit sterben, sondern ihn nach Dionysius sich selbst töten lasse. Die auftretenden Charaktere bewegen sich allerdings mehr in der Geschichte, die sich auch ohne sie abwickeln würde, als daß die Geschichte durch sie bestimmt und bewirkt würde; aber die Hauptfigur macht sich doch ihr Geschick selbst und bereitet sich den Untergang durch das ihrem Charakter und ihren Ansichten gemäße Handeln.

Geschrieben habe ich das Stück in Föhr, Meran und Venedig."

Das Manuskript des Dramas schickte Twesten an die Verlagsbuchhandlung Brockhaus[1]) mit folgendem Brief:

Venedig, den 19. November 1847.

„Hochgeehrter Herr,
Euer Wohlgeboren

beehre ich mich das anliegende Drama „Ein Patrizier" mit der ganz ergebensten Anfrage zu übersenden, ob Ew. Wohlgeboren dessen Herausgabe übernehmen möchten? Ich bin bereit, die sämtlichen Kosten zu erstatten, und stelle alle sonstigen Bedingungen und Dispositionen gänzlich Ihrem Ermessen anheim. Wenn Sie nicht geneigt sind, auf mein Gesuch einzugehen, so bitte ich das Manuskript bis zu meiner Rückkehr nach Berlin (im April oder Mai künftigen Jahres) für mich aufbewahren zu wollen. Entgegengesetzten Falles würde ich nur noch bitten, in meinem Namen zukommen zu lassen: 2 Exemplare dem Herrn Oberkonsistorialrat Twesten in Berlin (Kommandantenstr. Nr. 84) und je eines an Herrn Kammergerichtsassessor Lipke in Berlin, vor dem Halleschen Tore Nr. 7, Herrn Regierungsassessor Niebuhr zu Händen des Herrn Buchhändler Reimer in Berlin 2c. 2c.

Euer Wohlgeboren

ganz ergebenster Diener
gez. Carl Twesten,
Kammergerichtsassessor in Berlin, z. Zt. in Venedig,
Campo San Benedetto. 3967 Casa di Carniel."

Die Verlagsbuchhandlung Brockhaus erwiderte darauf am 1. Dezember 1847:

„Euer Hochwohlgeboren

geehrte Zuschrift vom 19. November habe ich nebst dem Manuskript Ihres Dramas „Ein Patrizier" erhalten. Zur Verlagsübernahme desselben muß ich aber bedauern, mich nicht entschließen zu können, wogegen ich jedoch mit Vergnügen bereit bin, die Ausführung für Ihre eigne Rechnung zu besorgen und den buchhändlerischen Vertrieb unter meiner Firma kommissionsweise zu übernehmen. Die Herstellungskosten des vorliegenden Manuskriptes würden bei einer

[1]) Die Verlagsbuchhandlung Brockhaus war so freundlich, mir Abschrift der Twestenschen Briefe zur Verfügung zu stellen.

Auflage von 500 Exemplaren, die wohl hinreichend sein dürften, und einer anständigen Ausstattung sich auf etwa 100 r. pr. Crt. belaufen."

Folgen die Bedingungen des Betriebs, die hier nicht von Interesse sind.

In einer Nachschrift fügt jedoch der Leiter des Verlagshauses hinzu:

„Sind Sie, wie ich vermute, auf einer italienischen Tour begriffen, so würden Sie vielleicht imstande sich befinden, mir dann und wann Mitteilungen aus den verschiedenen Orten, die Sie berühren, für die Deutsche Allgemeine Zeitung zu machen. Italien bietet jetzt einen so eigentümlichen Anblick dar, daß man mit großer Teilnahme alles liest, was wohlunterrichtete und unbefangene Berichterstatter darüber geben. Natürlich könnte nur von kürzeren Briefen die Rede sein, und große pekuniäre Resultate würden sich in keinem Fall für Sie herausstellen. Verzeihen Sie, daß ich, ohne Ihre Verhältnisse irgendwie zu kennen, mit einer solchen Anfrage komme."

In dem nachstehenden Briefe vom 19. Dezember 1847 erklärte sich Twesten mit den Bedingungen einverstanden.

„Euer Wohlgeboren

übersende ich mit meinem verbindlichsten Danke für die geneigtest übernommene Herausgabe meines Dramas den in Ihrem geehrten Schreiben vom 1. d. Mts. angegebenen, vorläufigen Kostenbetrag mit 80 Talern preußisch kurant und 20 Talern Gold, und bin mit den übrigen, von Euer Wohlgeboren angegebenen Bedingungen vollkommen einverstanden.

Von Ihrer Aufforderung, gelegentlich eine kurze Mitteilung für die Deutsche Allgemeine Zeitung einzusenden, werde ich mir vielleicht von Rom oder Neapel aus Gebrauch zu machen erlauben; hier in Venedig, wo ich mich meiner Gesundheit wegen bis Ende Februar aufzuhalten denke, sieht und hört wenigstens der Fremde von den Dingen, die gegenwärtig das Interesse auf Italien lenken, äußerst wenig.

Euer Wohlgeboren

ganz ergebenster Diener

gez. C. Twesten."

Am 9. Februar 1848 schickt trotzdem Twesten von Venedig aus einen kleineren Artikel über die dortigen politischen Zustände. Der Artikel erschien in Nr. 51 der Deutschen Allgemeinen Zeitung und lautet wie folgt:

Venedig, 9. Februar.

„Die Nachrichten von der sizilischen Revolution und der neapolitanischen Konstitution haben hier eine lebhafte Bewegung der Gemüter hervorgerufen. Während die Italiener in diesen Ereignissen den Beginn einer liberalen und selbständigen Politik Italiens erblicken, und erwarten, daß Toskana und selbst der Kirchenstaat in kurzer Frist dem gegebenen Beispiele folgen möchten, erinnern die Offiziere an 1821, hoffen auf baldige Intervention in Neapel und haben

bei dem hier stehenden Regimente Kinsky bereits eine Versammlung gehalten, um ihre Ausrüstung zum Marsche zu besprechen. Infolge einer Demonstration im Theater ist einigen vierzig jungen Leuten der Besuch der Oper polizeilich untersagt worden und am Markusplatze hinter dem Kaiserlichen Palaste eine zweite starke Wachmannschaft aufgezogen, was das unrichtige Gerücht veranlaßte, daß der Vizekönig seine Residenz von Mailand hierher verlegen wolle. Die Freude der jungen Venezianer über den gelungenen Lärm könnte zu dem Glauben veranlassen, daß die Bewegung hier einen sehr oberflächlichen und puerilen Charakter trage, indessen zeigt doch die Einstellung nicht bloß aller öffentlichen Lustbarkeiten, sondern auch aller größeren Privatgesellschaften während des diesjährigen Karnevals von einer ernsteren Teilnahme. Auf dem gestrigen Ball einer deutschen Baronin, deren Gesellschaften sonst von dem ganzen venezianischen Adel besucht wurden, erschienen nur zwei italienische Familien, und man hatte es für nötig erachtet, durch häufige Militär- und Polizeipatrouillen einer angedrohten Störung des Festes vorzubeugen. Die gesellschaftliche Stille lastet schwer auf dem Handels- und Gewerbestande, so daß man zahlreichen Bankrotten entgegensieht. Sie trägt unzweifelhaft dazu bei, die politische Aufregung durch alle Volksklassen zu verbreiten. Eine systematische Agitation läßt sich nicht verkennen; infolge derselben hat das Zigarrenrauchen auf den Straßen fast gänzlich aufgehört; selbst die Wechsler nehmen keine österreichischen Banknoten mehr an. Gegen die seit drei Wochen verhafteten Petitionsverfasser Manin und Tomaseo ist seit kurzem die förmliche Kriminaluntersuchung eröffnet worden, und zwar, wie verlautet, auf Beschluß des kompetenten Mailänder Tribunals wegen Hochverrats."

Weitere politische Artikel Twestens sind der gedachten Zeitung nicht zugegangen.

Was den buchhändlerischen Erfolg des Dramas betrifft, so war dieser, wie die Verlagsbuchhandlung am 11. September 1850 dem Verfasser mitteilte, ein sehr „unerfreulicher", es wurden im ganzen nur neunzehn Exemplare verkauft!

Twesten kehrte im April 1850 aus dem Süden zurück, der längere Aufenthalt in Italien hatte seine Gesundheit wesentlich gebessert. Durch Ministerialreskript vom 15. Juni 1850 wurde er Kreisrichter in Wittstock, und durch Reskript vom 25. Juni 1856 Stadtrichter in Berlin, seine Ernennung zum Stadtgerichtsrat erfolgte am 17. Mai 1858. In beiden Aemtern fand der unermüdlich schaffende Geist nicht genügend Betätigung.

Auferzogen in einem Hause, in dem die Wissenschaft als oberste Herrscherin thronte, besonders aber allem, was mit dem Orient und den daher stammenden Lehren und Ideen zusammenhing, ungeteilte Aufmerksamkeit gezollt wurde, zog es ihn, der selbst mit einem ungewöhnlich reichen philosophischen und klassischen Wissen ausgerüstet war, mächtig an, in einem umfassenden Werke, die inneren Gesetze der historischen Entwicklung der Völker zu erforschen und darzulegen.

Das Werk, an dem er in den Jahren 1850 bis gegen 1859 arbeitete und

das erst nach seinem Tode im Jahre 1872 von Professor Lazarus herausgegeben wurde (Ferd. Dümmlers Verlag), führt den Titel:

„Die religiösen, politischen und sozialen Ideen der asiatischen Kulturvölker und der Aegypter in ihrer historischen Entwicklung."

Das Manuskript dieses Werkes übergab Twesten wenige Stunden vor seinem Tode seiner Freundin Frau Professor Schaum; auf deren Frage, ob sie es solle drucken lassen, erwiderte er:

„Vielleicht in Zeitschriften, zeigen Sie es Lazarus!"

Letzterer hat dann, wie er in seinem Vorworte schreibt, das Werk unverkürzt und unverändert dem Publikum übergeben.

„Wer die Richtung kennt, die ich in unsrer Zeitschrift[1]) vertrete," fügt er gleichsam entschuldigend hinzu, „und sie auch nur mit der Einleitung Twestens vergleicht, wird schnell einsehen, daß wir nicht auf gleichem Standpunkte stehen."

Vor dem Abschluß dieser Arbeit hatte Twesten eine Abhandlung über Lehre und Schriften Auguste Comtes[2]) in R. Hayms Preußischen Jahrbüchern (Jahrgang 1859, Band IV) ohne Namensnennung veröffentlicht.

Twesten war der erste in Deutschland, der auf Comtes philosophisches-System aufmerksam machte.

Die positivistischen Ideen dieses Philosophen kommen in den philosophisch-historischen, ästhetischen und sogar politischen Schriften Twestens zu beredtestem Ausdruck. Mit Comte unterscheidet Twesten geschichtlich und dialektisch drei Arten der Philosophie, die theologische oder supranaturalistische, die metaphysische und die der exakten Wissenschaft, die auf der induktiven Methode beruht; und nur der letzteren Art sucht er in allen seinen Schriften Geltung zu verschaffen.

Daß sonach Twesten in dem von Lazarus veröffentlichten Werke von ganz andern Grundanschauungen ausging als der idealistische Herausgeber, läßt sich nicht verkennen.

Das Werk sollte, wie Twesten in der Einleitung sagt, „eine anschauliche Darstellung der menschlichen Gesellschaften geben, die im Laufe der Geschichte eine hervorragende Stellung eingenommen oder wesentliche Richtungen der geistigen und materiellen Kultur ausgeprägt haben."

Es kam Twesten nicht darauf an, eine bloße Uebersicht oder eine empirische Zusammenstellung interessanter Tatsachen aneinanderzureihen, sondern sein Plan ging dahin, die immanenten Gesetze der menschlichen Entwicklung in der Geschichte der Gesellschaften herauszulesen und zu verallgemeinern. Twesten schließt seine Einleitung mit den Worten:

„Die Ausbildung der Sprache wie der Begriffe gehört nicht mehr dem Individuum, sondern der kollektiven Entwicklung der Menschen an. Man muß

---

[1]) Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft von Prof. Dr. M. Lazarus und Prof. H. Steinthal (Dümmlers Verlagsbuchhandlung).

[2]) Auguste Comte, geboren zu Montpellier den 19. Januar 1798, gestorben zu Paris den 5. September 1857. Begründer der positivistischen Sozialphilosophie.

das Individuum verstehen, um die Gesetze der Gesellschaft zu erkennen. Die Anthropologie ist die notwendige Grundlage der Soziologie. Denn die Gesellschaft besteht aus Individuen, und alles geschieht in ihr durch das kombinierte Handeln von Individuen. Die sozialen Phänomene sind Phänomene des Lebens und seine kompliziertesten Offenbarungen. Sie können daher ohne die Kenntnis der menschlichen Natur nicht vollständig gewürdigt werden. Umgekehrt wird das Individuum erst durch die Gemeinschaft verständlich. Wenn auch die Anlage vorhanden sein muß, so kommt doch vieles nur in der Gemeinschaft zur Erscheinung und zur Entwicklung. Der Mensch wird erst in der Gesellschaft zum Menschen. Die moralischen und intellektuellen Studien bleiben ungenügend, wenn sie auf das Individuum beschränkt werden. Ihre Gesetze lassen sich nicht von dem einzelnen ableiten, sie gehören der Soziologie an."

Das Werk war ursprünglich darauf angelegt, auch die Kulturgeschichte der Griechen, Römer und des Mittelalters bis zur Neuzeit zu umfassen, aber die „neue Aera" (November 1858) zog Twesten in andre Bahnen, er verließ das Gebiet geschichtsphilosophischer Forschungen, um auf dem Felde öffentlichen politischen Wirkens sofort in erster Reihe als ein für seine Worte voll einstehender Kämpfer in die Schranken zu treten.

Den politischen Kampfplatz betrat er mit der im Januar 1859 in Kiel anonym erschienenen Broschüre: „Woran uns gelegen ist. (Ein Wort ohne Umschweife.)"

Die Broschüre, die wie alle Twestenschen Schriften sich durch klassische Form, klare Diktion und Feinheit der Beobachtung auszeichnet, hat seinerzeit viel weniger Beachtung gefunden, als sie verdiente.

Twesten gehörte nicht zu den Phrasenhelden des Radikalismus, und seine Schrift verhehlte es nicht, daß er mit diesen nichts gemein haben wollte.

Die Broschüre ist jetzt vergriffen und vergessen. Einiges daraus dürfte geeignet sein, ein Bild dieser stets nach Klarheit ringenden Persönlichkeit zu geben, die, ausgerüstet mit den Schätzen der Wissenschaft, getragen von reinster Humanität, dem Vaterlande und der Menschheit stets ihre uneigennützigen Dienste geweiht hat. Die Broschüre beginnt mit der Charakteristik des Jahres 1848.

„Im Jahre 1848," schreibt Twesten, „verband sich der nationale Enthusiasmus der deutschen Einheit mit dem politischen Eifer für freie Verfassungen und schien jeden Widerstand niederzuwerfen. Staatsmänner sind immer geneigt, bei der Menge nur groben Eigennutz, nicht die weit elastischeren Kräfte des Patriotismus oder höheren Ehrgeizes als Triebfedern anzunehmen. Und doch wirken diese in Augenblicken der Erregung höchst energisch, selbst bei Menschen, die in der Regel einer allgemeinen Idee wenig zugänglich scheinen. Der Zustand enthusiastischer, auf die Erreichung eines großen Zweckes gerichteter Bewegungen hat für die Menschen etwas Bezauberndes. Er reißt Schwankende und Gleichgültige fort und lähmt die Widerstrebenden. Das allein erklärt das Zurückweichen vor den geringen materiellen Kräften der Revolution. Solche Augenblicke werden hinterher schnell vergessen. Als man später verächtlich von der

damaligen Schwäche der Beamten sprach, bemerkte jemand: „In solchen Zeiten kann man dem grimmigsten Bramarbas von Gendarmen ohne weiteres ins Gesicht schlagen, und er sagt kein Wort dazu; das nennt man: es liegt in der Luft.

„Das Werk der deutschen Verfassung, das selbst die Staatsmänner der alten Schule unter Schmähungen auf den Bundestag als ein berechtigtes anerkannten, scheiterte vollständig an den Schwierigkeiten der Lage. Nachdem alle Hoffnung verloren gegangen und die herbe Enttäuschung eingetreten war, haben die Männer, die edle Kräfte für diesen Zweck eingesetzt, in der Erbitterung gegenseitiger Beschuldigung von alten und neuen Feinden die Verfolgungen des Hasses und des Hohns erdulden müssen. Wenn sich in heftigen Parteikämpfen das Gefühl für Recht und Unrecht abstumpft und alles gut scheint, was zum Ziele führt, werden die Menschen besonders geneigt, den Ernst des Strebens, Adel der Gesinnung, Geist und Charakter zu übersehen und lediglich nach dem Erfolge zu urteilen. Das ist hart für die Besiegten. Auch Savonarola ging zugrunde, gewiß nicht ohne eignes Verschulden, und doch nennt ihn Machiavelli den großen Savonarola — io dico di quell' gran Savonarola. — Sollten wir den Erfolg noch höher schätzen als der Florentiner?

„Freilich versöhnte mit den deutschen Patrioten kein tragisches Ende, und wir verzeihen pathetische Reden nur, wenn sie einem großen Siege oder dem Tode vorhergehen. Ueber den Sünden der Girondisten verstummen Zorn und Spott, wenn wir sehen, wie diese Männer so entschlossen den letzten Weg gehen, wie sie das Lied der Freiheit anstimmen, wie der Gesang schwächer wird, wie zuletzt nur noch Vergniauds mächtige Stimme die Worte wiederholt:

Contre nous de la tyrannie
Le couteau sanglant est levé.

„An das Ende der deutschen wie der preußischen Nationalversammlung knüpfte sich etwas von dem Fluche der Lächerlichkeit. Es war wenig Schreckliches darin. Aber wir mögen uns freuen, daß wir nicht zu viel des Schrecklichen erlebten."

„En bon citoyen je préfère le ridicule," sagte Thiers. Dagegen führte in Preußen noch das Jahr der Revolution zum Erlaß einer Verfassung, die an Freisinnigkeit und Ausdehnung der Volksrechte alles übertraf, was noch zur Zeit des vereinigten Landtags irgend jemand erwartet oder verlangt hatte. Mochte die Geschichte ihrer Entstehung einigen rechtliche Bedenken, andern Besorgnisse um ihren Bestand und ihre Wirksamkeit erregen, so war doch das wesentliche Resultat der langjährigen Verfassungskämpfe gewonnen.

Preußen trat in die Reihe der konstitutionellen Staaten.

Aber man erkannte sehr bald, „daß es mit der formellen Konstitution nicht getan sei. Die Menge zog sich enttäuscht zurück, die einsichtigeren Vorkämpfer waren verstimmt, weil die Wirkungen auch ihren gemäßigteren Erwartungen nicht entsprachen. Früher beklagte man das Fehlen einer Verfassung, jetzt die mangelhafte Anwendung ihrer Grundsätze."

So ist es gekommen, daß das ganze Jahrzehnt nach 1848 nicht zu den glücklichen Jahren der preußischen Geschichte gehört, daß Mißachtung von außen,

Zerrissenheit im Innern dieser Zeit das charakteristische Gepräge verleihen. Damit aber die Regierung der neuen Aera nicht in die irrigen Anschauungen des ultrareaktionären Ministeriums Manteuffel-Westfalen verfalle, die auf der vermeintlichen Solidarität der Interessen von Königtum, Kirche und Adel begründet sein sollten, fährt Twesten, nachdem er diesen Wahn der Solidarität in scharf logischer und heute noch lesenswerter Darstellung zerstört hat, in seiner Broschüre folgendermaßen fort:

„Bei uns ist eine despotische Verwaltung ohne Recht und Gesetz nicht in der Notwendigkeit der Dinge begründet, sondern nur eine Sache falscher Vorurteile und Neigungen. Die elendeste der Leidenschaften, die blasse Furcht, die sich vor jeder Regung selbständiger Geister entsetzt, und die zügellose Herrschsucht, die keinen Widerspruch und keine Schranke duldet, verbindet sich mit dem Vorurteil, als ob die Ordnung der menschlichen Gesellschaft der Ordnung lebloser Gegenstände, etwa der Steine in der Mauer entsprechen müßte. Im Grab ist Ruh; wo Leben ist, da ist Bewegung. Es ist sehr lächerlich, wenn Menschen, die ihrerseits alles leiten, in alles eingreifen, die einzigen handelnden Personen sein wollen, über einen widerspenstigen Geist der Menschheit klagen, weil die andern wenigstens für sich selbst anschauen, ihr Glück von ihren eignen Neigungen und Anstrengungen, nicht ausschließlich von der Unterwürfigkeit gegen das erwarten, was jene als ihr Heil aufstellen ...

„Befindet sich aber eine Regierung in ihren Formen und in ihren Grundsätzen einigermaßen im Einklange mit der Intelligenz und den Interessen des Volkes, so erwächst weder aus einzelnen Differenzen, noch aus materiellen Notständen jemals eine irgend nennenswerte Gefahr für die staatliche Ordnung. Eine lebendige Teilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten und gelegentliche politische Aufregungen, wenn es sich um große nationale Fragen handelt, sind ebensowenig dem Staate gefährlich, wie erregte Beteiligung des Publikums an Kontroversen der Literatur, Kunst oder Wissenschaft. Wir sind keineswegs gemeint, die Rolle der Regierung auf die bloße Aufrechthaltung der materiellen Ordnung zu beschränken, wir gestehen ihr, als der legitimen Vertreterin des Ganzen, auf allen Gebieten des Lebens eine kräftige Initiative, eine starke Geltendmachung eignen Willens und eine bedeutende Macht des Widerstandes gegen Strömungen der öffentlichen Meinung und ihrer Organe zu. Nur eine ausschließliche Verfügung über die Zwecke und Mittel des Staates, einen dauernden Widerspruch gegen die vorwaltenden Tendenzen der Gesellschaft, eine oppressive Entscheidung über theoretische Wahrheiten läßt die rege Teilnahme weiter Kreise und deren legale Vertretung neben der Exekutivgewalt nicht zu. Und auch darüber müssen wir uns klar werden. Der Nimbus einer allweisen Autorität, das mystische Element einer Macht, die das Selbstdenken ausschließen will, das sind Dinge, die neben einer aufmerksamen und prüfenden Beteiligung vieler am öffentlichen Leben nicht haltbar sind ...

„Wir brauchen durchaus nicht zu fürchten, daß eine kontrollierende Aufmerksamkeit der Regierung das Vertrauen entziehen wird, dessen jedes Organ



zur wirksamen Funktion in der Gesellschaft bedarf. Mit wachsender Einsicht in die politischen Notwendigkeiten steigt das Pflichtgefühl der Unterordnung unter die gesetzliche Autorität...

„Darum wollen wir die Teilnahme des Volkes an einem wichtigen Teile seiner eignen Angelegenheiten, nicht als eine gelegentlich in Bewegung gesetzte Maschinerie, sondern als ein regelmäßig und beständig wirkendes Glied in dem Staatsorganismus, und erwarten davon die beste Kräftigung des Staates. Die Menschen interessieren sich dauernd und tatkräftig nur für das, woran sie selbsttätig mitwirken. Diese Mitwirkung soll keineswegs in jede Maßregel der Regierung eingreifen oder in kleinliche Schikane ausarten, aber sie soll sich kräftig geltend machen, wenn es sich darum handelt, den Gang der Politik in großen Fragen zu bestimmen, Uebergriffe abzuwehren oder Mißstände zu beseitigen.

„Je allgemeiner das Vertrauen zu der ausgesprochenen Richtung der gegenwärtigen Regierung, je weniger eine systematische Opposition auch nur denkbar erscheint, desto mehr erwarten wir, daß man in der regelmäßigen Vertretung der öffentlichen Meinung, in der Presse und in den Kammern, offen und ehrlich auf das hinweise, was im allgemeinen Interesse nötig ist, daß man Unzulängliches oder Mißbräuchliches zur Sprache bringe, die Dinge beim rechten Namen nenne und sich auch nicht scheue, einzelnen Personen oder Maßregeln entschieden entgegenzutreten. Nur dadurch kann erreicht werden, daß die Gesetze und ein sehr wichtiges unter ihnen, die Verfassung, aus einem Stück Papier zu lebendiger Wahrheit werden...

„Die äußere Machtstellung eines Staates hängt hauptsächlich von seinen realen Kräften, und in zweiter Linie von der Beschaffenheit seiner inneren Politik ab. In den vergangenen Jahrzehnten hat Rußland einen weit über seine wirklichen Hilfsmittel hinausgehenden Einfluß in Europa ausgeübt...

„Aehnlich ist es jetzt mit Frankreich, doch in weit geringerem Maße. Napoleon III. hat nicht die sicherste, sondern die unsicherste Stellung in Europa und die freieste Aktion nur in der Weise, wie jeder, der sein eignes Leben nicht achtet, Herr über das Leben eines andern ist. Wer Rücksichten zu nehmen hat, muß den Rücksichtslosen fürchten. Die übrigen Regierungen denken der künftigen Geschlechter, ihn kann seine Lage jeden Augenblick nötigen, va banque zu spielen..."

Auch ohne ein geschulter Diplomat zu sein, hat Twesten in klarer Erkenntnis der Persönlichkeit und der staatlichen Verhältnisse schon im Dezember 1858 vorausgesehen, was fast zwölf Jahre später in Wirklichkeit eingetroffen ist.

„Preußen," fährt dann Twesten fort, „ist von den fünf Großmächten am seltensten bei internationalen Fragen unmittelbar beteiligt und braucht sich nicht in jeden Handel zu mischen, aber es hat das vollste Interesse daran, daß Ruhe und Ordnung in Europa herrschen, daß das Völkerrecht geachtet und daß von keiner Seite aus Eigennutz oder Frivolität Unfug geübt wird. Wo dies in Frage steht, wollen wir keine Zurückhaltung, sondern ernstes Mitsprechen..."

Darum ist auch für Twesten „die unmittelbare Kriegsbereitschaft, das Vorhandensein ausgebildeter Offiziere, geschulter Mannschaften und vollständigen

Kriegsmaterials eine unumgängliche Notwendigkeit; unbedingt darf sich Preußen am wenigsten von allen Großmächten den Gefahren einer Ueberrumpelung oder anfänglicher harter Schläge aussetzen, und niemand wird anstehen, der Ausbildung von Heer und Flotte reichliche Mittel einzuräumen."

Diesem Grundsatze, den damals Twesten zur Zeit, da er dem öffentlichen Leben noch nicht angehörte, aussprach, ist er auch als Abgeordneter für den Landtag und als Reichstagsabgeordneter treu geblieben; er hat darum, wie dies auch später bei Lasker der Fall war, die Gunst der in Berlin herrschenden Fortschrittspartei verwirkt. Dafür aber fällt beiden das ewigen Gedenkens würdige Verdienst zu, die treibende und schaffende Kraft gewesen zu sein, die den Verfassungskonflikt aus dem Wege geräumt und eine politische Partei, die nationalliberale, ins Leben gerufen hat, deren Hauptaufgabe darin bestand, die Einheit Deutschlands in staatlicher, rechtlicher und sozialer Beziehung zu fördern.

Erwähnenswert ist noch, was Twesten am Ende seiner Broschüre sagt:

„Wir hoffen, daß die drei Faktoren, Regierung, Volksvertretung und öffentliche Meinung, im großen einig, entschlossen und tätig zusammengehen werden. Aber wenn wir willig sind, uns zu bescheiden und zu geduldet, so erwarten wir auch von der andern Seite, daß man uns nicht Langsamkeit und Zurückhaltung als die einzige Weisheit predige. Die Völker freilich haben Zeit, aber der einzelne hat es etwas eilig, wenn er hin und wieder einen Erfolg seiner Tätigkeit, einen Abschluß in dem Ringen seiner Zeit erblicken möchte. Darum ist auch die Stimme der Ungeduld und des Drängens[1]) berechtigt. Was heute geschehen kann, möge nicht auf morgen verschoben werden; mit Ueberstürzungen hat es augenblicklich keine Not."

Die Broschüre, die, wie aus den vorstehenden Auszügen ersichtlich ist, eine gediegene Kenntnis der damaligen politischen Zustände bekundet und hiermit eine klare Aufstellung der verfassungsmäßigen Rechte, die die Gegenwart fordern soll, verbindet, hat, wie schon oben erwähnt, bei dem Gros der liberalen Bürgerschaft nicht den Anklang gefunden, den man erwarten durfte; aber bei den befreundeten Gesinnungsgenossen galt es von da ab als Gewißheit, daß von Carl Twesten für die Entwicklung des freiheitlichen Gedankens in Preußen das Beste zu erwarten war. (Fortsetzung folgt.)

[1]) Lasker sagt in seiner Denkschrift (Aus Eduard Laskers Nachlaß. Georg Reimer. 1902): „Wie sich die verwickelten Verhältnisse zuweilen in ein der Masse leicht verständliches Stichwort zuspitzen, das, ohne in sich weise zu sein, leicht die Herrschaft über die Gemüter gewinnt, so drückte sich damals die Forderung der Minister, die der Energie- und Organisationslosigkeit in den bürgerlichen Kreisen entsprach, in dem Losungsworte aus: ‚Nur nicht drängen.'"

Die Aera Manteuffel.

Federzeichnungen aus Elsaß-Lothringen.

Von

Alberta v. Puttkamer,

unter Mitwirkung von Staatssekretär a. D. **Max v. Puttkamer.**

(Schluß.)

Der August 1884 brachte einen für das publizistische Leben im Reichsland recht bedeutsamen Erlaß aus dem Schoß des Ministeriums. Der Staatssekretär v. Hofmann erließ eine Bekanntmachung über eine „im Auftrag des Ministeriums“ erscheinende neue Zeitung, welche „Landeszeitung für Elsaß-Lothringen“ heißen und alles Amtliche und jedes politische Geschehnis rein sachlich, ohne daran geknüpfte Kritik bringen sollte. Das bedeutete also den Wegfall jedes persönlichen Meinungsausdrucks, — eine farblose Berichterstattung, etwa im Stil der amtlichen „Karlsruher Zeitung“ oder des „Deutschen Reichs- und preußischen Staatsanzeigers“.

Da Hugo Jacobi der Redakteur der neuen „Landeszeitung für Elsaß-Lothringen“ bleiben sollte und auch fürs erste blieb, hatte die ministerielle Verfügung nicht eigentlich die Neuschaffung, sondern die Umwandlung eines bestehenden Blattes bezweckt. Bisher war die Jacobische Zeitung zwar offiziell inspiriert gewesen, hatte aber mit individuellstem Geiste Kritik an allen Vorkommnissen geübt und die Dinge immer sehr scharf in der Beleuchtung der eignen Auffassung geschaut und dargestellt. Wollte die Regierung (Hofmann) es etwa durch diese Verfügung vermeiden, daß unter ihrer Flagge so selbständig und kühn gefochten wurde? Das publizistische Treiben und Leben im Reichsland war ja ganz besonders frisch, streitbar und von springender, quellender Lebhaftigkeit; es war daher nur natürlich, daß jede Frage mit hellem Eifer und von allen Seiten geprüft ward. Die Kritik für und wider war gleichsam in Permanenz erklärt; sie trug viel zur Klärung und Sichtung des, den geschichtlichen Bedingungen nach, recht drängenden und gärenden Lebens bei, aber sie konnte, wenn nur ein Zuviel der Bewegung eintrat, auch leicht verwirrend und trübend wirken. Dies schien Hofmann zu befürchten — oder in der wachsenden Selbständigkeit der Zeitung herannahen zu sehen, und er zog deshalb die Flagge ein, die eigentlich absolute Solidarität mit der Regierung bedeuten sollte, und ihm jetzt eine zu starke Eigenart, eine zu große politische Selbständigkeit mit den offiziellen Farben zu decken schien. Die Zeitung verwandelte sich also in ein nüchternes Berichterstattungsblatt, und die starke, geistige Persönlichkeit von Jacobi wurde als Leiter d i e s e r Zeitung zu einer Schattenrolle genötigt. Jacobi blieb auch tatsächlich nur noch einige Monate Redakteur des verwandelten Blattes, trat dann in das Wolffsche Telegraphenbureau und übernahm später die Leitung der bedeutenden „Münchener Allgemeinen Zeitung“.

Der Monat August brachte gegen sein Ende hin dann noch einen statthalterlichen Erlaß von weittragender Wirkung und Wichtigkeit, den sogenannten Optantenerlaß. Es lebten im Reichsland, in Konsequenz der früheren Optionen, beinahe 15000 Nationalfranzosen, 4585 Familienbestände bildend. Manteuffel hatte durch Anerkennung der Gültigkeit der Optionen, nach Maßgabe des Gutachtens der von ihm eingesetzten Kommission, in sehr weitem Umfange den Optanten die Möglichkeit eröffnet, gleich den eingeborenen Franzosen in Elsaß-Lothringen sich niederzulassen. Aus dieser Tatsache konnte sich leicht ergeben, daß durch Ansiedelung französischer Familien eine erhebliche Zunahme der im Land befindlichen Franzosen sich entwickelte, die insbesondere dann zu Uebelständen führen mußte, wenn die Söhne solcher Familien ins militärpflichtige Alter traten. Der Kardinalpunkt des Erlasses zielte also dahin, daß bei Eintritt solchen Falles die Familien aufgefordert werden sollten, entweder die deutsche Staatsangehörigkeit zu erwerben und demgemäß ihre Söhne im deutschen Heer dienen zu lassen oder wieder nach Frankreich zurückzuziehen. Der Erlaß des Kaiserlichen Statthalters führte also in einer von Konflikten bedrohten Frage zu einer endlichen, scharfen, aber gerechten Lösung; er wurde von der ausländischen Presse noch lebhafter und eingehender besprochen, als von der deutschen. Denn die Maßregel kam der letzteren nicht unerwartet, weder auffallend noch außergewöhnlich; sie hatte sie als einen weisen, notwendigen Akt reichsländischer Hauspolizei schon seit längerer Zeit vorausgesehen und vorausgesagt. Die maßgebenden österreichischen Blätter und die meisten italienischen Zeitungen schlossen sich der deutschen Auffassung an. Auch die englische Presse erkannte die Notwendigkeit und die Berechtigung des Statthaltererlasses an, wenn auch die „Times" es sich nicht versagen konnte, ihn als ein Gespenst, als einen Schatten, eine „Wolke zwischen Deutschland und Frankreich" darzustellen.

Das war aber ein Irrtum, denn die Haltung der ernsthaften französischen Presse bewies, daß die Maßregel auch in dem naturgemäß am meisten und schmerzlichsten dabei interessierten Staat richtig gewürdigt wurde: nämlich als eine gebieterisch von der nationalen Würde geforderte Wohlfahrtsmaßregel für das eigne Land, die sich achtunggebietend und mit der Wucht einer geschichtlichen Notwendigkeit darstellte.

Das ernste Schauspiel des politischen Lebens im Reichsland gestaltete sich in den folgenden Monaten nun immer dramatischer und war auch leider von tragischen Ueberraschungen und Verwicklungen durchwebt.

Die Vorbereitung zu den Reichstagswahlen und die Wahlen selbst waren es, die wieder alle Leidenschaften und Gegensätze aufrüttelten, und allem Versteckten, allen Halbheiten und Zerrissenheiten, ebenso wie offener Auflehnung und lautem Widerspruch erkennbaren Ausdruck gaben.

Der ackerbautreibende Nordgau und der industrielle Sundgau waren ganz verschieden in ihrem Charakter. Elsaß und Lothringen, die beiden Departements, kümmerten sich zur französischen Zeit wenig umeinander, und erst das gemeinsame Los der Annexion brachte sie einander näher. Die Sonderinteressenpolitik, die

neben der straffen Zentralisation in Frankreich kultiviert wurde, hatte jeden Bezirk gleichsam in seinen engeren Kreis eingesponnen. Sobald an das Gefühl der politischen Einheit mit dem größeren Staatsverband appelliert ward, drängten die Erinnerungen und Sympathien immer noch mehr nach Frankreich hin, als nach dem Deutschen Reich, dem das Land staats- und völkerrechtlich angehörte. Die Wahlen mit ihren Pflichten offenen Bekennens der politischen Gesinnung weckten natürlich die wahren, patriotischen Neigungen auf, und so kam es, daß durch die beiden annektierten, in ihrem Grundcharakter so verschiedenen und einander fremden Provinzen ein starker Zug von Ideengemeinsamkeit ging. Durch die Tatsache, daß man in mehreren Wahlkreisen deutsche Gegenkandidaten aufstellte, so z. B. Rechtsanwalt Leiber in Straßburg, wurden auch laue Politiker und solche, die aus autonomistischen Interessen mit der Regierung einheitlich zum Wohl des Landes, in Presse, Parlament und öffentlichem Leben gewirkt hatten, veranlaßt, ihre innerste Meinung zu bekennen. In Straßburg war nun seit Jahren Kablé als Kandidat der Protestpartei aufgestellt. Das „Elsässer Journal" hatte bisher, wo es nur einem elsässischen Kandidaten, wenn auch von andrer Parteifärbung, gegenüberstand, geschwiegen; es trat aber, nun vor die Notwendigkeit gerückt, zu einem deutschen Gegenkandidaten Stellung zu nehmen, zum erstenmal offen für den Protestler Kablé ein. Sehr charakteristisch! Das erklärte Organ der Autonomisten, also der Gegenpartei zu den Protestlern, ließ hier in diesem Fall das Sonderinteresse der Partei besiegen von dem allgemeinpolitischen gegen das Deutschtum.

Die Wahlen brachten auf der ganzen Linie das Wiedererscheinen der alten Deputierten mit den früher von ihnen proklamierten Tendenzen. Besonders politisch bemerkenswert gestaltete sich die Wahl in Metz, wo Antoine in der Person des Abbé Jacques (ancien aumônier militaire de l'armée du Rhin) einen von den Eingewanderten unterstützten Gegenkandidaten fand. In Verbindung mit dieser Kandidatur spielten sich zwischen dem Statthalter und dem Bischof von Metz sehr interessante Verhandlungen ab. Manteuffel suchte Dupont des Loges auf und stellte ihm vor, welch übeln Eindruck die Wahl von Antoine in ganz Deutschland, auch in den maßgebenden politischen Kreisen machen würde, und daß es ihm kaum möglich erschiene, seine Politik der Versöhnung bei Antoines eventueller Wiederwahl fortzusetzen. Im Hinblick auf den großen Einfluß des Klerus, auch in Wahlangelegenheiten, verlangte Manteuffel von dem Bischof das Einsetzen seines Einflusses für die Kandidatur eines Geistlichen der Diözese. Demgegenüber betonte der Bischof, daß er während seiner langen, nun 40 jährigen Verwaltung immer den Grundsatz gehabt habe, den Klerus fernzuhalten von politischen Agitationen, und daß er diese Tendenz auch bei der bevorstehenden Wahl nicht verlassen könne.

Nach dieser, in sanfter Form gegebenen Ablehnung ersuchte der Statthalter nunmehr den Bischof, daß er sich wenigstens der Kandidatur eines Geistlichen nicht widersetze. Dies versprach Dupont des Loges, unter der Voraussetzung, daß sein Name in keiner Weise in den Wahlkampf gezogen würde, — drückte

aber die Hoffnung aus, daß kein Geistlicher die Kandidatur annehmen würde. Während so von der einen Seite gesucht wurde, den Bischof für die Kandidatur Jacques zu interessieren, wurden von Frankreich her Stimmen laut, die den Bischof zu veranlassen suchten, von dem Abbé Jacques zu verlangen, daß er seine Kandidatur zurückziehe. Interessant ist in dieser Beziehung besonders ein Schreiben des Bischofs Freppel von Angers an Dupont des Loges, das wir um seines bemerkenswerten Inhalts willen ganz zitieren:

„Permettez-moi de vous exprimer les scrupules patriotiques et les appréhensions religieuses, que j'éprouve au sujet de la candidature de M. l'abbé Jacques, en même temps que mon humble, mais très-vif désir de vous voir intervenir, pour écarter, ce que je considère comme un péril pour la religion et — malheur pour la France.

Tant que M. Antoine pouvait être réputé francmaçon, nous comprenions très-bien, que l'on pût songer à lui chercher un concurrent. Mais du moment, qu'il repousse ouvertement cette qualité, qu'il conduit son fils à Paris,[1]) en recommandant au proviseur de l'élever soigneusement dans la religion catholique, il y aurait une véritable injustice à le combattre et à l'éliminer du Parlement allemand.

Assurément je ne dis pas, que M. Antoine représente exactement le catholique pays de Metz. Si d'ici à quelques années on lui trouve un concurrent plus catholique, il faudra le faire. Mais en ce moment, après les persécutions, dont il vient d'être victime de la part des Prussiens, le sentiment national-français serait vivement froissé d'une pareille exclusion. Je puis attester à votre Grandeur, que la candidature de M. l'abbé Jacques produit une pénible émotion dans nos rangs. Nos adversaires s'en servent pour montrer, que les catholiques n'ont aucun souci de la patrie. Msr. le comte de Mun et nos collègues de la droite, M. l'abbé Winterer[2]) et les alsaciens membres du Reichstag partagent à cet égard entièrement mon avis. Si donc votre Grandeur pouvait obtenir le désistement de M. l'abbé Jacques, elle ajouterait à tous les titres qu'elle possède à notre admiration et à notre reconnaissance . . ."

In seinem Antwortschreiben rechtfertigte Dupont des Loges die von ihm beobachtete Politik der Zurückhaltung und lehnte die Bitte des Bischofs Freppel ab. Trotz all dieser interessanten Hinüber und Herüber von Meinungen und Bemühungen ward Antoine Sieger mit 8898 Stimmen gegen 7267 für Jacques. Der Sieg war glänzend. Der Optantenerlaß hatte besonders in Lothringen, wo viele französische Beziehungen rege waren, stark verstimmt. Die Notabeln, die äußerlich sich noch freundlich zu Manteuffel stellten, traten in ihren Kreisen

[1]) Der Sohn Antoine war im Lyzeum „Louis le Grand" in Paris.

[2]) Es war kennzeichnend für die damalige Anschauung von Winterer und seinen geistlichen Kollegen im Reichstag, daß sie in dem Wahlkampf zwischen dem freigeistigen, französisch gesinnten Demokraten Antoine und dem katholischen, aber deutschfreundlicheren Priester Jacques, sich für den ersteren aussprachen.

entschieden für Antoines Wahl ein, und die Presse konstatierte, daß von Frankreich kommende, reiche Geldmittel die Wahl des Metzer Tierarztes wesentlich unterstützt hatten. Auch der Ausgang des Prozesses Antoine, der ihn fast zum Märtyrer verklärte, hatte bedeutenden Einfluß auf die Erwählung dieses fanatischen Chauvinisten geübt.

Mitte Oktober kam Manteuffel von Gastein zurück. Der erste Gruß, der ihm wurde, wenige Tage nach seiner Heimkehr, war kein friedlicher. Wie eine Botschaft des Sturms, wie das wilde Wehen erregter Leidenschaften traf ihn das Ergebnis der Wahlen. In der Volksseele mußten doch noch Funken einer alten Liebeswärme für das Vergangene, für das ehemalige Vaterland ruhen, die, von geschickten Schürern aufgerührt, recht bedrohlich emporlodern konnten. Zwar wurden sie für gewöhnlich sorglich verhüllt, aus Gründen der Wohlfahrt und des Friedens, und solange der ruhig erwägende Verstand Meister blieb, — aber — sobald ein Sturm von draußen sich kraftvoll den Weg bahnte dahin, wo im Innersten der Volksseele die Funken geborgen ruhten, blies er sie zu mächtigen Flammen empor. In die große Masse des Volkes war das Bewußtsein des organischen Verbundenseins mit Deutschland noch nicht tief genug gedrungen, um sie dem Einfluß gewisser leidenschaftlicher Führer sich verschließen zu lassen. Die Macht der französischen Agitation verdrängte leicht die ruhige Beherrschung und die Erkenntnis für das Friedlich-Notwendige; sie hatte sich in dieser Reichstagswahl 1884 noch als heimlich-unheimliche Herrscherin gezeigt...

In Paris machte das Resultat der reichsländischen Wahlen Aufsehen und erregte große Begeisterung, — und in ganz Frankreich ward es als ein glänzender Triumph der Protestpartei aufgefaßt. Die etwas phantasiereiche Art der französischen Presse stellte sich aus der Wahl der drei bedeutendsten Städte Elsaß-Lothringens, Straßburg, Mülhausen, Metz, die Trikolore Frankreichs sinnbildlich zusammen, und zwar Straßburg-Kablé mit seinem Programm protestation et action, als das kräftige Blau; Mülhausen-Dollfus mit protestation pure, als das reine Weiß, und Metz-Antoine mit protestation et revanche, als das blutige, flammende Rot! Also: Blau-weiß-rot! Die Reichstagswahlen 1884 in Elsaß-Lothringen, insbesondere die von Antoine in Metz, bedeuteten, wenn nicht einen Rückschritt, so doch mindestens eine unfruchtbare Stagnation.

Bismarck hatte einst ein eisernes Wort geprägt: „Den Freunden: Freund, den Feinden: Feind!" In dem Satz liegt der Gedanke von ehrlichem Frieden und ehrlichem Kampf. Jedem den Lohn gezahlt, den er verdient; nur das schafft reine Luft und frisches Leben.

Manteuffel wollte im Ueberschwang seiner Ideale allen Freund sein, allen die Segnungen der Freundschaft geben, — auch denen, die sie gar nicht wünschten. So verlor er im Werben um stets neue Freunde, die Freunde, die er hatte, um der Freunde willen, die er erstrebte.

Gegen Ende November 1884 fiel eine neue Maßregel des Marschalls, die starke Bewegung in Kreise trug, die ihm teils zustrebten und um deren Wohl-

wollen, er immer ernst bemüht gewesen war. Es war der Erlaß über das Verbot der drei Zeitungen „Union“, „Echo“ und „Odilienblatt“, eine Maßregel, die auch zu gleicher Zeit die letzte Anwendung des Diktaturparagraphen während Manteuffels Verwaltung darstellte. Der kaiserliche Statthalter begründete sein Verbot etwa mit folgenden Gedanken: Er habe, als er bei seinem Amtsantritt die Presse von den ihr auferlegten Beschränkungen befreite, geglaubt, die allgemeinen Verhältnisse im Reichsland seien so reif, daß man die Preßfreiheit gewähren könne, und daß sie aufklärend, befreiend, belehrend wirken würde. Doch sei das Gegenteil der Fall gewesen, wie es schon einige Pessimisten in seiner Umgebung beim Beginn seiner Verwaltung prophezeit hätten. Er habe damals ihre Auffassung zurückgewiesen, im Vertrauen, daß die Presse in objektiver Weise und zum Nutzen des Landes die öffentlichen Angelegenheiten behandeln werde. Diesem Vertrauen sei nicht entsprochen worden.

Es habe sich herausgestellt, daß in Elsaß-Lothringen noch zu besondere und schwierige komplizierte Verhältnisse obwalten, die Rücksichtnahme auf die Presse gebieten. Die chauvinistischen Hetzereien jenseits der Vogesen nähmen eher zu und könnten der deutschen Entwicklung gefährlich werden, wenn die durch die Preßorgane erregte Stimmung der Bevölkerung ihnen aufnahmewilligen Boden gäbe. Eine solche Haltung läge nun bei einer Anzahl von Blättern vor: Da es sich zum Teil um Zeitungen handle, die sich als vorzugsweise katholische bezeichnen, habe er sich unterrichten wollen, ob diese sich hauptsächlich die Vertretung katholischer Glaubenssätze zur Aufgabe machten, und ob die Unterdrückung dieser Blätter das katholische Gewissen beunruhigen könnte. Er habe „zuverlässige Informationen“ darüber, und habe sich überzeugt, daß die erwähnten Zeitungen reinpolitische seien. Das Einschreiten gegen sie habe er hiernach für eine Pflicht gegen das Land erkannt. Absichtlich habe er erst die Zeit nach der Reichstagswahl abgewartet, damit von einer irgendwie beabsichtigten Beeinflussung der Wahlen keine Rede sein könne.

Das Verbot richtete sich gegen „Die Union“, „Echo“ und „Odilienblatt“.

Diese Maßregel wurde dem Statthalter als eine Feindseligkeit gegen die katholische Kirche gedeutet; die Sätze des Erlasses, er habe sich „zuverlässige Informationen eingeholt, ob die Unterdrückung das katholische Gewissen beunruhigen würde“, wurden allgemein so ausgelegt, als habe Manteuffel in Priesterkreisen sich Aufklärung über diese Frage geholt, und dann die vertraulichen Mitteilungen benutzt, als überzeugende Waffe zur Unterdrückung jener katholischen Blätter. Mehrfach wurde auch die Meinung laut, als habe sich der Marschall in dieser Frage mit der höchsten Autorität, dem Bischof (Stumpf), in Verbindung gesetzt. Manteuffel hatte aber, indem er von Informationen gesprochen, nur solche gemeint, die er in seinen öffentlichen Sprechstunden aus Gesprächen mit Laien, ebensowohl wie mit Priestern, gewonnen hatte; das ergab sich auch aus des Marschalls Tischrede, am 1. Dezember 1884, die wir weiter unten skizzieren werden.

Eine kleine Ungenauigkeit im Ausdruck rief also einen wahren Strom von

Entrüstung in den Kreisen der katholischen Priester und ihrer Presse hervor, trotzdem und obgleich Manteuffel der katholischen Kirche und dem katholischen Klerus in entgegenkommendster Weise seine duldsame, einsichtsvolle Sympathie seit Jahren bewiesen hatte. Wieviel Gegensätzlichkeit mußte also in den betreffenden Kreisen schlummern und nur gedämpft sein durch die versöhnliche Milde des Statthalters, wenn sie dem Fräulein „Vertrauen" nicht einmal des Bodens Raum gewährte, um Wurzel zu schlagen! ... Das verletzte Manteuffels vornehme, allzu vertrauensselige Natur tief; das gab sich auch kund in der Tischrede, die der Marschall am 1. Dezember, anläßlich eines Gastmahls hielt, zu dem Bischof Stumpf, fast alle Domkapitulare und viele katholische Geistliche geladen waren.

Diese Rechtfertigungen, bei denen das Gefühl plädierte als Verteidiger gewisser strenger Maßregeln, die die „Staatsraison" als nötig verordnet hatte, waren es, die der ganzen Manteuffelschen Regierungsweise, dem äußeren Anschein nach, etwas Unsichereres gaben, als sie im sachlichen Kern hatte.

Menschlich waren sie ja für jeden Größerdenkenden verständlich.

Wir geben die Tischrede wörtlich, damit der Leser selbst über die Auffassung Manteuffels urteilen kann:

„Ich erlaube mir, hochwürdige Herren, einige Worte an Sie zu richten. Offene Aussprache ist immer gut ... Einer der Herren Geistlichen, die ich heut zu mir gebeten habe, hat mir geschrieben, er käme nicht, weil die Annahme der Einladung einige zu der Voraussetzung führen könne, als gehöre er zu denen, die mir über die Frage berichtet hätten, ob die Unterdrückung der ‚Union' und des ‚Odilienblatts' das katholische Gewissen beunruhigen würde. Ich habe Seiner Hochwürden meine Verwunderung ausgesprochen, daß man glauben könne, ich würde einen Geistlichen des Reichslandes in Verlegenheit gesetzt haben, mir seine Ansichten darüber zu berichten. Da jene Möglichkeit aber einmal angenommen wird, so nehme ich Veranlassung, vor Seiner bischöflichen Gnaden und vor Ihnen allen, hochverehrte Herren, zu erklären, daß auf meinen Reisen und in meinen Sprechstunden nicht nur katholische Laien, sondern auch katholische Geistliche mir ihr Bedauern über die Haltung jener Blätter ausgesprochen haben, daß ich aber von keinem Geistlichen im Reichsland, wes Ranges und wes amtlicher Stellung er sei, Informationen darüber eingezogen oder erhalten habe, ob durch Unterdrückung der ‚Union' oder des ‚Odilienblattes' das katholische Gewissen beunruhigt werde. Aus einzelnen Schreiben der Herren Geistlichen habe ich ferner entnehmen müssen, daß das Verbot jener beiden agitatorischen Blätter wie ein feindseliger Schritt gegen die katholische Kirche selbst aufgefaßt worden ist. Das ist mir noch wunderbarer. Ich habe gleichzeitig das agitierende protestantische Blatt ‚Echo' verboten; aber der Gedanke ist mir nicht gekommen, daß ich dadurch einen feindseligen Schritt gegen meine eigne, evangelische Kirche beginge.

Nicht anders lag es bei jenen agitierenden katholischen Blättern, — und nie und nimmer kann ich glauben, daß die Würdenträger der katholischen Kirche

die Agitation dieser Blätter unter ihren Schutz stellen und sich mit ihr identifizieren wollen. Daß aber mein Verhalten seit länger als fünf Jahren gegen die katholische Kirche des Reichslandes mich vor jenem Vorwurf nicht bewahrte, ist eine betrübende Erfahrung mehr, die ich mache. Mit meiner Stellung zur katholischen Kirche hat das Einschreiten gegen die Blätter nichts gemein. Um jedoch jeder Mißdeutung für die Zukunft vorzubeugen, spreche ich es hier aus, daß ich das Wiedererscheinen der ‚Union', des ‚Odilienblatts' und des ‚Echo', auch wenn's unter anderm Namen geschähe, nicht dulden werde, wie ich vor drei Jahren das Wiederscheinen der verbotenen ‚Presse von Elsaß und Lothringen', als sie es unter anderm Namen versuchte, auch nicht geduldet habe. Zum Schluß, hochverehrte Herren, versichere ich, daß bei dem allen es sich in meinen Gedanken nicht um die katholische Kirche gehandelt hat, sondern einzig und allein um die Erfüllung meiner Pflicht, den Frieden im Lande zu schützen."

Wenn diese Verkündungen des Statthalters nun auch loyal und freimütig genug gegeben waren, um ein für allemal eine fraglose Klärung in diese Angelegenheit zu tragen, so verstummten in der Presse und im Publikum doch noch nicht die Auslegungen und Deutungen der Worte von der „Beunruhigung des katholischen Gewissens" und von dem „zuverlässige Informationen einholen" im Manteuffelschen Erlaß. Die Signatur der politischen Lage war eben: Unsicherheit.

Es traten auch Gerüchte von Manteuffels eventuellem Rücktritt wieder auf, die in bestimmteren Umrissen aus dem Nebel der „on dit's" dadurch sich lösten, daß sie mit Begründungen erschienen, die der Wahrscheinlichkeit nicht entbehrten. Sie behaupteten nämlich bestimmt, der Statthalter habe dem Kaiser ausgesprochen: Elsaß-Lothringen hätte gegenüber seinen liebevollsten Bemühungen, es auf autonomistischer Basis zum Deutschtum zu führen, eine allzugroße Sprödigkeit bewiesen; und ob sein kaiserlicher Herr ihn noch, gegenüber dieser niederdrückenden Erfahrung, für fähig und stark genug halte, seine Mission zu vollenden. Der Kaiser habe dann, unter Bezeigung seines unwandelbar vollen Vertrauens, den Feldmarschall zu bestimmen vermocht, seinen Posten weiter festzubehalten.

Auch Gerüchte über die Niederlegung des Kommandos über das XV. Armeekorps wurden hörbar ...

Da erhob sich die „Kreuzzeitung" mit der ganzen Wucht ihrer Bedeutung und verneinte alle Gerüchte in besonders fester und scharfer Form. Nun erst trat Schweigen und eine Dämpfung der erregten Meinungen ein.

Das Jahr 1884 neigte sich zu seinem Ende. Für den 13. Januar 1885 war der Landesausschuß einberufen.

Am 14. Januar, bei dem großen Gastmahl für die Herren des reichsländischen Parlaments, hielt Manteuffel noch einmal eine größere Rede.

Die letzte Tagung des Landesausschusses, im Jahr vorher, war in drückender Stille von seiten des Statthalters eröffnet worden. Eine Erklärung über diese Abweichung von der hergebrachten Gepflogenheit: ein politisches Programm gewissermaßen an die Eingangstür der neuen Tagung zu heften, hatte Manteuffel

damals in dem berühmten Interview gegeben; er hatte darin nämlich erklärt, daß von dem Augenblick an, wo der Landesausschuß seine Tischreden in Diskussion gezogen habe, ihm seine Auffassung von der Würde der statthalterlichen Stellung es verböte, weiterhin neuen Stoff zu Disputationen durch solche Ansprachen zu liefern. Das scheint uns aber eine übertriebene, künstlich aufgebauschte Auffassung von der Bedeutung der Statthalterstellung zu sein; denn selbst Ansprachen des Kaisers sowie auch selbstverständlich des Kanzlers müssen es sich ruhig gefallen lassen, daß sie in den Reichs- und Landesvertretungen besprochen werden. In dieser Tischrede (es war die letzte, die Manteuffel dem Landesausschuß gehalten, denn er starb im Juni desselben Jahres) begründete der Marschall nun eingehend sein damaliges Schweigen und seine jetzige Rede. Er sprach aus, daß, da seine Tischreden keine Amtshandlungen, sondern „Herzensergüsse" [1]) seien, er dem Landesausschuß auch nicht das Recht zuerkenne, sie zu kritisieren, er sei als Offizier sein Leben lang gewohnt gewesen, die Berechtigung zur Kritik seiner Dienstleistungen nur in den Händen seiner Vorgesetzten zu wissen und von ihnen geübt zu sehen. Und da er in der militärischen Hierarchie sehr hoch gestiegen sei, so habe er als alleinigen Vorgesetzten des Kaisers Majestät gehabt. Als Statthalter hätte er nun auch allen Mitgliedern des Landesausschusses das Recht zuerkennen müssen, an seinen Amtshandlungen Kritik zu üben. Das sei ihm sehr schwer geworden, aber er sei gewohnt, die Konsequenz seiner Schritte zu tragen. Er habe nicht mit den Wimpern gezuckt, als ein Mitglied des Landesausschusses seine Politik als eine für das Land nicht glückliche bezeichnete ... Aber zweifelhafter erschiene ihm die Berechtigung: bei Gastmählern in seinem Haus gehaltene Reden in die Diskussion des Landesausschusses zu ziehen. Dann entwickelte der Marschall nochmals in großen Zügen alles, was in den weiten Gebieten seines Strebens und Wollens lag; was einerseits Geschichte, nationale Würde und Vaterlandsliebe ihm streng diktierten und andrerseits, was ihm Humanität und Wohlwollen eingaben. Er legte besonderen Nachdruck darauf, daß er heut nur spreche nach jahrelangem Schweigen, weil die Lage der Dinge ihn dazu dränge; er fühle es wohl, daß er selbst damit dem Landesausschuß einen Stoff zur Diskussion in den Schoß werfe. Dennoch könne er nicht anders, als mit einigen Worten Irrtümer zu klären, die sonst verhängnisvoll werden könnten ...

Es handle sich um die Frage des Ludwigshafener Kanalbaues. Das Geld zu den Vorarbeiten, 125 000 Mark, sei durch einen Initiativantrag vom Landesausschuß bewilligt und dem Reich zur Verfügung gestellt. Die Antwort des Reichs besage aber, entgegen seinen Erwartungen, daß es die Ausarbeitung des Planes nicht übernehmen könne, da die Vorlage erst möglich werde, wenn das Projekt festgestellt sei, und daß das Risiko für die Ausgaben Elsaß-Lothringen zufiele. Er sei nun in schiefer und unklarer Lage dem Landesausschuß gegenüber, dem

[1]) Aber seine „Herzensergüsse" waren eben politische Bekenntnisse von interessierendster Bedeutung!

er etwas zugesichert habe, auf das hin die Summe bewilligt worden sei, und was nun nicht in Erfüllung ginge. Welchen Verdächtigungen würde die Landesverwaltung ausgesetzt sein, wenn sich herausstellte, das bewilligte Geld sei ausgegeben, und die Voraussetzung, unter der es gewährt ward, sei unbegründet gewesen ... Weil er aber unbedingte Klarheit zwischen sich und dem Landesausschuß anstrebe, fühle er sich gedrängt, diese Worte zu sprechen, — und er proklamiere hiermit, daß das Projekt nicht ausgearbeitet und keine Mark von dem bewilligten Gelde ausgegeben würde.

So erlitt der Idealismus des Marschalls, der immer noch viel zu optimistisch und vertrauensselig vorstürmte (obgleich er schon in den letzten Jahren ein mäßigeres Tempo und größere Zurückhaltung zeigte), auch hier eine Niederlage. Enttäuschungen auf Enttäuschungen fielen wie Reif auf die fast leidenschaftlich zu nennende Gefühlswärme, die allen Auffassungen und Handlungen Manteuffels einen eigenartigen Schwung und Charakter gab.

Zu solchen Enttäuschungen im politischen und amtlichen Leben gesellte sich im Februar 1885 eine, die von mehr intimer Art war: die Verabschiedung seines langjährigen ersten Adjutanten, des damaligen Obersten v. Strantz. Persönliche Mißverständnisse veranlaßten Manteuffel zu dem Schritt, Strantz' Enthebung von seinem Posten zu bewirken; ein Schritt, der ihm selbst außerordentlich schwer wurde, wie wir aus seinem eignen Mund wissen.

All diese Erfahrungen trieben ihm tiefe Stachel in die weiche, leicht verwundbare Seele, — und es ward immer einsamer um ihn — wohl auch, weil er sich mehr verschloß und selbst die Einsamkeit mehr suchte ... In diese Zeit, wo Bitterkeit, Zweifel und Enttäuschungen in sein gesamtes geistiges Leben schärfere Nuancen gebracht hatten, wo solche giftige Elemente an den Wurzeln seiner Kraft und seines Selbstbewußtseins nagten, in diese Zeit fiel die große Bewegung des deutschen Volkes zugunsten seines Nationalheros Bismarck. Des Fürsten-Reichskanzlers 70. Geburtstag fiel auf den 1. April 1885. Wie der alte Sagenhort lauteren und mächtigen Goldes im Rhein, im deutschesten Strom ruhend gedacht war, und erst, aus Licht gehoben, seine weltbezwingende Wunderkraft wies, so ruhten auch die Liebe und Tatkraft, die Begeisterung und Opferfreudigkeit in der deutschen Volksseele, und, ein stärkerer Siegfried, hatte Bismarck sie zu Licht und Tat aus den Tiefen gehoben. Die Geister, die er gerufen, ward er auch, wie Goethes Zauberlehrling, nicht los, — aber in einem entgegengesetzten Sinn: sie umgaben ihn, die erweckten Volksgeister, die Liebe, die Bewunderung, die Begeisterung, und suchten schöne Ausdrucksformen in Taten. Es war darum nur ein natürlicher Vorgang, daß jeder äußere Anlaß zur Ehrung des volksgeliebten Mannes mit heißer Energie ergriffen ward. Der herannahende 70. Geburtstag Bismarcks hatte im ganzen Deutschen Reich die Regsamkeit des Wunsches und Willens erzeugt: Dank zu betätigen für die unvergleichliche Gabe der Einheit, deren Hauptvermittler Bismarck für die deutsche Nation geworden war. Die Freudigkeit, auch zu geben, zu schenken nach besten Kräften, wo man so Unermeßliches, so Unschätzbares empfangen

hatte, machte sich Bahn in Worten und Handlungen. Die große Bismarck-Spende, eine Sammlung, die das gesamte deutsche Volk veranstaltete, um eine Gabe von stolzem Wert damit zu erwerben, Hunderte von Festen und Feierlichkeiten in verschiedensten Formen und Gestalten, Fackelzüge, Kommerse u. s. w., die es seinem Helden bereitete, zeugten von der begeisterten, dankbaren Stimmung des Volkes. Mit urelementarer Kraft brach die große Bewegung: Bismarck überschwengliche Ehrung zu zeigen, hervor; ein herrlicher, volkstümlicher, völlig ungekünstelter Zug durchströmte sie. Auch in Straßburg, und zwar in allen deutschen Kreisen, ausnahmslos ...

Nicht nur eine fast leidenschaftliche Beteiligung an der „Bismarck-Spende" hatte sich geregt, sondern es war auch in der Reichslandhauptstadt eine glänzende Ehrung für den Kanzler geplant: der Kriegerverein hatte einen großen Kommers vorbereitet, als Vorfeier, — und zum 1. April einen Fackelzug. Am Vorabend des Geburtstags wurde nun plötzlich die schon gegebene Genehmigung für den Fackelzug polizeilich zurückgezogen. Das brachte eine geradezu erschütternde Wirkung hervor. Die mise en scène der Maßregel hatte etwas Klägliches, Halbes, unsicher Tappendes. Ihre Motivierung durch die amtliche Zeitung lautete so: „Bei dem militärischen Zapfenstreich zu Kaisers Geburtstag (22. März) sind bedauerliche Exzesse vorgekommen. Um der Wiederholung solcher Dinge vorzubeugen, hat die hiesige Polizeibehörde sich entschlossen, auf ein Ersuchen des Festungsgouvernements, die Genehmigung zum Fackelzug zurückzunehmen."

Zurückzunehmen! Wieder eine halbe Maßregel, und — unter der besonderen Konstellation der Dinge (wir können nicht umhin, dies als unparteiische Betrachter der Geschichte auszusprechen) eine beklagenswerte Maßregel!

Besser wäre es gewesen, sogleich mit der vollen Maßregel eines Verbots zu kommen; sie wäre freilich dadurch nicht besser geworden, aber sie wäre von vornherein von klar ausgesprochenem Charakter gewesen.

Die Motivierung stand auf dem schwankften Boden; denn es war sinnwidrig, eine Analogie zu ziehen zwischen Soldaten, wie sie beim Zapfenstreich im Festjubel und nach dem ungewohnten Genuß reichlichen Alkohols Ausschreitungen begangen hatten, und gebildeten, reifen Männern, ruhigen Bürgern (wie die Herren vom Kriegerverein doch waren), die ihrem begeistert verehrten Kanzler eine Ehrung in einem Fackelzug darbringen wollten. Der Kriegerverein sah das Verbot des Zuges als einen gewaltsamen Einbruch in das heilige Recht seiner Begeisterung an; er formulierte sogleich ein Telegramm an den Reichskanzler, das folgenden Wortlaut hatte:

„Zum größten Bedauern aller Deutschen Straßburgs ist feierlicher Zug für morgen zu Ehren Eurer Durchlaucht polizeilich nicht genehmigt worden. Bitten untertänigst die Genehmigung hochgeneigtest vermitteln zu wollen."

Von Berlin aus erfolgte natürlich nichts. Wie hätte auch Bismarck, zugleich pro domo und contra in eine Maßregel der reichsländischen Regierung eingreifen können!?

Altdeutsche Zeitungen sahen in dem Verbot eine übertriebene Beugung Manteuffels vor der chauvinistischen Presse und den Französlingen im Land und ängstliche Rücksichtnahme auf die Notabeln ...

Auch in Berlin erregte die Maßregel ein peinlich-großes Aufsehen. Besonders inmitten des gewaltigen nationalen Aufschwungs, der alles Widerstrebende und Kleinliche einfach hinriß in seine Zauber, erschien jene Aktion von kläglicher Fragwürdigkeit. Nirgend weniger als in Straßburg durfte ein Verbot solcher Kundgebung vaterländischen Geistes erfolgen. Die Wiedergeburtsstätte nationaler Größe war der gebotene geheiligte Ort für einen Akt aufrichtiger Dankbarkeit des deutschen Volkes. Der Festkommers in Tivoli (ein Vergnügungsgarten in Straßburg) verlief glänzend. Eine Huldigungsdepesche an Bismarck wurde entsendet, und begeisterte Reden ertönten. Nur ein Hoch oder eine Rede auf die Landesregierung fehlte. Darin lag eine herbe Verurteilung jener Entscheidung (Fackelzugverbot), wie auch in den Worten des Telegramms:

„Zum größten Bedauern aller Deutschen Straßburgs", als gehöre die Regierung gar nicht zu den vorzüglich Deutsch-Nationalen ...

Der damalige Präsident des Kriegervereins Ministerialrat v. Strenge machte in seiner Festrede eine Andeutung, die wie eine Kritik der administrativen Maßregel klang; er sprach aus, wie man allüberall den großen Kanzler feiere, „aber hier? — es wär' zu schön gewesen, es hat nicht sollen sein." Stürmischer Beifall der Anwesenden zeigte, wie dieser Wortpfeil in den Kernpunkt der allgemeinen Empfindung getroffen hatte.

Manteuffel hat später über diese Rede Bericht eingefordert und war sehr erzürnt über sie; er fand eine Indisziplin in Strenges Verhalten, und ein disziplinarisches Einschreiten war beabsichtigt. Die Einleitungen dazu waren im Gange, als der Tod des Statthalters ihnen ein Ziel steckte. — Bald nach dem Verbot des Fackelzuges ward in den offiziellen Kreisen Berlins bekannt, daß Manteuffel an den Reichskanzler einen Brief gesandt habe, der diesem jene befremdliche Maßregel vom Standpunkt der Behörde begründete. Dieser bestimmt auftretenden Nachricht ist auch nie widersprochen worden.

Wie Bimarck den Brief aufnahm, entzog sich der Oeffentlichkeit. Man muß da unwillkürlich an ein Kraftwort denken, das der Kanzler einmal im Reichstag seinen Gegnern gegenüber aussprach: „Meine Herren, Sie wissen nicht, wie ich lache, wenn ich allein bin!"

Der ganze Vorfall des Fackelzugverbots, der unserm Empfinden nach dissonierend in die großen Noten hinein tönte, die den Grundklang von Manteuffels Leben und Wirken harmonisch bildeten, hatte aber offenbar dem Marschall an höchster Stelle in Berlin nicht geschadet, denn bald nachher, im Lauf des April, erfuhr er eine im militärischen Leben noch nie dagewesene Gunst und Rücksichtnahme: es wurde ihm ein Stellvertreter, zur Erleichterung der Arbeitslast in seinen Geschäften als kommandierender General, beigegeben. Laut kaiserlicher Verfügung wurde ein General (Herr v. Heuduck, der bisher Kommandeur der Kavalleriedivision des XV. Armeekorps in Metz gewesen) nach Straßburg kom-

mandiert, um dort „nach näherer Anweisung des kommandierenden Generals dessen Stellvertretung sowohl in der Führung der Geschäfte des Generalkommandos, wie in der Beaufsichtigung und Inspizierung des Dienstbetriebes und der Ausbildung der Truppen des ganzen Armeekorps zu übernehmen.“ So war der Wortlaut ... Es lag übrigens wie ein schwerer Druck, wie eine schwüle Stille, die auf irgend eine befreiende Klärung wartete, über dem politischen Leben des Reichslandes, als Manteuffel Anfang Juni nach Karlsbad reiste. Ungelöstes, das der Lösung harrte, Trübes, das der Klärung bedurfte, Angefangenes und wieder Ruhengelassenes, das auf ein Ende hindrängte, viel Unfertiges lag überall, und die traurige Maßregel vom 31. März hatte wahrlich nicht klärender gewirkt. Manteuffel empfand das auch offenbar. Wohl hat er sich, unsers Wissens, zu keinem seiner Umgebung in Straßburg frei darüber geäußert, aber der feiner Empfindende fühlte es wie ein schwerflüssiges Fluidum in des Marschalls sonst so rasch bewegtem Wesen ... Mir persönlich ist ein Ausspruch des Feldmarschalls im Gedächtnis, ich habe ihn auch in den Notizen aus jenen Tagen aufgezeichnet gefunden, den er mir gegenüber tat, als er mit lebhaften Worten von einem meiner Dichtungswerke, das damals erschienen war, redete. „Ah, wer noch diesen Gedankenschwung hätte, wie Sie! Im großen Flug findet man fast immer das Richtige! Aber das Leben warnt einen mit so viel Enttäuschungen, — und wenn man erst zu grübeln und abzuwägen beginnt, dann greift man manchmal das Falsche ...“ Das sind die letzten Worte, die mir von Manteuffel in Erinnerung stehen; sie waren mit weher Resignation gesprochen — wie der schmerzliche Ausklang eines gewaltigen, heldenhaften Strebens, das aber doch dem furchtbaren Fluch aller Menschlichkeit, dem Irrtum, nicht hatte entrinnen können ...

Manteuffel kam nie mehr in sein geliebtes Elsaß heim. Eine tödliche Krankheit erfaßte in Böhmen den alten Helden, und er erstand nicht mehr von ihr ... Seine Tochter Isabella, die den Vater schwärmerisch verehrte, war in Karlsbad, wie auf all seinen Erholungsreisen, seine treue Begleiterin; sie hat stets liebevoll und mit zartem Verständnis für ihn gesorgt und ihn auch in seinen letzten Tagen mit Aufopferung gepflegt.

Am 17. Juni 1885 starb der Statthalter an einer Lungenentzündung. Er hatte zu weite und über seine Kraft reichende Wanderungen auf die Höhen gemacht! — Das könnte auch sinnbildlich für sein Leben gelten.

Edwin v. Manteuffel wurde mit den ausgesuchtesten Ehren aus dem fremden Land in seine Heimat geleitet und dort begraben. Ein österreichischer kommandierender General (v. Philippovitsch) geleitete auf des Kaisers Franz Josephs Befehl die Leiche bis zur Grenze. Die Ehrenparade in Karlsbad ward von den Nachbargarnisonen gegeben. Auf der Durchreise durch Dresden wurde der tote Marschall im königlichen Empfangssalon aufgebahrt. In Berlin hatte Kaiser Wilhelm I. Befehl gegeben, daß die gesamte in Berlin und Potsdam befindliche Generalität, die Offizierkorps der Berliner Garnison, das erste Gardedragonerregiment (in das Manteuffel als ganz junger Mann eingetreten war und dem er sehr lange

angehört hatte) und je eine Abordnung der andern Regimenter auf dem Anhalter Bahnhof zum Empfang der Leiche des Marschalls anwesend sein sollten, ebenso die Militärbevollmächtigten der deutschen und fremden Staaten. Wie ein großer Herrscher der Erde ward er geehrt.

In Topper, auf dem Dotationsgut, ward dann Manteuffel still und ohne Prunk, wie sein letzter Wunsch gewesen war, auf dem Dorffriedhof begraben ...

In Frankreich erschienen anläßlich des Statthalters Tod sehr sympathische Beileidsartikel. Persönlich war Manteuffel von der Okkupationszeit in Nancy her, wo er mit äußerster Milde aufgetreten war, sehr beliebt und geschätzt. Seine Widersacher haben ihm freilich häßlichen Tadel daraus hergeleitet, wie wir weiter unten noch ausführen werden. Auch in elsässischen Kreisen ward der Feldmarschall tief und ehrlich betrauert; man fühlte wohl, was für eine warme Liebeskraft mit seinem Leben erloschen sei. Im Erdgeschoß des Stadthauses (Mairie) war am Begräbnistag Manteuffels dessen lebensgroßes, von Schüler gemaltes Bildnis ausgestellt; fünftausend Besucher, meist Landbewohner, in den pittoresken elsässischen Trachten, zogen stillgrüßend daran vorüber. Manch ein tiefes, schönes Wort hat die feierliche Stunde und die Sympathie der Bevölkerung da geprägt. Es war ein herzrührender, ungekünstelter Trauerzug für einen milden Herrn, den sie im Tod verloren hatten ... Er war ja auch so versöhnlich im Reichsland gewesen, daß er eher die Gefühle der Altdeutschen, als die der Elsaß-Lothringer und Franzosen verletzt hätte. Das war nicht Liebedienerei, nicht Popularitätssucht, wie man es oft genannt hat, nicht Schwäche, — sondern der Marschall wollte die, die durch Schicksalsgewalt, durch historische Vorgänge, an denen sie schuldlos waren, schmerzlich getroffen waren, besonders rücksichtsvoll behandeln. Die Großmut eines edlen Siegers, den Besiegten gegenüber. — —

Wir möchten an dieser Stelle ausdrücklich betonen, daß diese „Federzeichnungen“ es durchaus nicht anstreben, ein ganz erschöpfendes, geschichtliches Charakterbild Manteuffels zu geben, wie bereits Stimmen in der Presse und in der Gesellschaft in diesem Sinne laut geworden sind. Wir konnten dies auch gar nicht anstreben, da die „Federzeichnungen“ nur eine Epoche aus des bedeutenden Mannes Leben und Wirken behandeln und die Hauptseite seines Berufes (die militärische) gar nicht darin zu eingehender Betrachtung und Beurteilung kommen konnte; denn nach dem Wesen und Charakter der Arbeit, die ja auch ausdrücklich „Aera Manteuffel“ sich nennt und die erste Statthalterschaft in Elsaß-Lothringen behandelt, mußte diese Seite ausgeschaltet werden, und wir wären auch nicht kompetent für deren Beurteilung gewesen.

Es ist verständlich, ja sogar vielleicht natürlich, daß, wenn man Manteuffel als Vollpersönlichkeit, nicht nur in seinem politischen, diplomatischen und administrativen Wirken, sondern auch in seinem soldatischen auffassen und kritisieren wollte, man zu viel schärferen Urteilen kommen könnte.

Wir kannten Manteuffel, wie wir im Eingang schon hervorgehoben haben, nur in der geklärteren, letzten Epoche seines Lebens, wo sein Ehrgeiz und sein angeborenes Selbstbewußtsein eine Sättigung in ihren Aspirationen erfahren

hatten. Wir haben Manteuffel als ersten Statthalter in Elsaß-Lothringen in seiner historischen Bedeutung, seinen großen, staatsmännischen Talenten, den hervorragenden Eigenschaften seines Geistes und Herzens, aber auch in seinen Schwächen gerecht und dabei liebevoll schildern wollen.

Wir mußten, weil von absolut andern Ausgangspunkten ausgehend und den Marschall von einer ganz andern Basis und von einem andern Milieu aus anschauend, als z. B. General v. Stosch es tat, auch zu einem andern Endurteil kommen. Trotzdem werden beide Urteile ihre Berechtigung und ihre Gerechtigkeit in sich haben. Stosch nehmen wir als den Typus des intelligenten militärischen Beurteilers an.

Wir wissen, daß das Urteil über Manteuffel ungemein scharf innerhalb der Kreise hoher Militärs lautet. Rein militärisch betrachtet, mag die Gestalt Manteuffels ja wohl auch nicht ungerecht von diesen Herren beurteilt werden. Daß man aber aus der von Frédéric Loliée veröffentlichten (und von Fräulein Dosne, Thiers' Schwägerin, bereitwillig zur Verfügung gestellten) Korrespondenz des großen Historiker-Staatsmanns Thiers mit dem Grafen St. Vallier und mit dem Vicomte de Gontaut-Biron schließen zu sollen glaubt, Manteuffel hätte sich allzu frankreichfreundlich während der Friedensverhandlungen und der Okkupationszeit verhalten und habe die deutschen Interessen gegenüber den französischen vernachlässigt, halten wir für irrig.

Es findet sich keine einzige Stelle in den Publikationen, die mehr besagt, als daß man auf französischer Seite Manteuffels konziliante Art des Verkehrs in den schwierigsten Lagen anerkannte und ihm Dank dafür wußte.

Thiers hatte dem Feldmarschall bei dessen Abzug aus Frankreich seine Geschichte des Konsulats und Kaiserreichs übersandt mit der Widmung: A son Excellence, le général de Manteuffel en souvenir de son humaine et généreuse administration des provinces occupées françaises son dévoué A. Thiers.

Aus den Loliéeschen Veröffentlichungen wollen wir die hauptsächlichsten, Manteuffel betreffenden Stellen zitieren, damit der Leser selbst urteilen kann darüber. Sie stehen in zwei Briefen von Thiers an Graf St. Vallier, und in einem von St. Vallier an Thiers. Der Passus im ersten Brief lautet: „Ich kenne die Leute und die Sachen, und ich habe, ohne daß ich dabei gewesen bin, alles das klar vor mir, was zwischen Herrn v. Bismarck und Herrn v. Manteuffel vorgegangen sein muß. Es sind das die menschlichen Armseligkeiten, von denen die Staatsmänner leben müssen, wie die Aerzte von den Krankheiten leben. Haben Sie die Güte, Herrn von Manteuffel zu sagen, daß ich aufs tiefste das ihm Widerfahrene bedauere, und wie leid es mir tut, ihn in Ungelegenheiten geraten zu sehen wegen des uns bewiesenen Interesses, das doch ebensosehr Zeugnis für seine persönliche Hochherzigkeit, wie für seine Einsicht in die wahren Interessen seines Landes ablegte. Uebrigens hat er als Militär, wie als Diplomat so gute Dienste geleistet, daß diese Wolke nicht von Dauer sein wird, und daß sein König, der rechtschaffen und dabei vernünftig ist, ihm jedenfalls Gerechtigkeit widerfahren lassen muß."

Die Stelle im zweiten Brief von Thiers an St. Vallier spricht aus: „Ich bin immer noch äußerst gerührt über das von Herrn v. Manteuffel mit Bezug auf uns beobachtete Verhalten, und ich werde als Mensch wie als Bürger ihm ewig Dank dafür wissen. Ich werde schließlich doch noch einmal meine Lebenserinnerungen niederschreiben, vorausgesetzt, daß ich nicht unter der Last erliegen werde, und die Wißbegierigen des künftigen Jahrhunderts werden dann erfahren, daß ein feindlicher General, der ebenso hoch wegen seines Herzens wie seines Geistes dastand, Frankreich gegenüber der edelste der Gegner war ..."

Und der Passus in St. Valliers Brief an Thiers hat folgenden Wortlaut: „Der gute General v. Manteuffel ist wieder nach Berlin zurückgekehrt, wo er bei seiner Ankunft den Feldmarschallstab vorgefunden hat; er ist derselbe geblieben bis zum Schluß: stets gerecht, versöhnlich und freundschaftlich. Auch er hat, obgleich Preuße, ein Blatt ernstlicher Dankbarkeit in unsern Annalen verdient."

Es sind scharfe Stimmen laut geworden über Manteuffel nach der Veröffentlichung dieser Korrespondenzen, und harte Worte sind über den Marschall gefallen. Uns scheinen sie als gewonnenes Ergebnis aus den Loliéeschen Publikationen nicht verständlich ... Denn wie kann das Lob eines Feindes als ein Tadel aufgefaßt werden, nur aus dem Grund, daß es eben eines Feindes Mund entstammt? Das würde doch einem Mangel jeder objektiven Sachlichkeit und jeder Gerechtigkeit im Urteil gleichkommen.

Daß man einem Mann, wie Manteuffel, dessen ganzes Leben ein Hoheslied der Vaterlandsliebe gewesen, einen Mangel an Patriotismus vorwerfen kann, wegen seines gerechten, loyalen, aber freundlich anerkennenden Wesens und Verkehrs mit dem Feind, erscheint uns unbegreiflich und widerspruchsvoll in sich.

*

Wie sich Manteuffels Gestalt aus jener Epoche des Uebergangs darstellt, hat sie etwas Ueberragendes, Bedeutendes. In dem sinnenden, milden und doch feurig durchdringenden Blick seines Auges lag viel von jener stillen und geduldigen Weisheit des Lebens, die, weil sie alles erkennt und versteht, auch milde urteilt und verzeiht.

Es ist dem ersten Statthalter vor allem in seiner Politik der Vorwurf des Schwankenden, Schwachen, Unsicheren, eines gewissen experimentierenden Zickzackganges gemacht worden. Es ist auch unleugbar, daß seiner im Grunde genialen Verwaltung des Reichlandes etwas Sprunghaftes und Unsicheres anhaftete. Dies aber allein aus seinem Wesen herleiten zu wollen, aus der schillernden Kompliziertheit seiner Begabung und der spontanen Art seines starkimpulsiven, schwunghaften Empfindens, das wäre kurzsichtig und würde wenig Blick für die Psychologie der Verhältnisse und Menschen verraten. Die Unsicherheit und das Schwankende ergaben sich vielmehr und vor allem aus dem Charakter jener Uebergangszeit.

Jede Uebergangszeit trägt solche Signatur; besonders wenn sie sich im Leben der Staaten und Völker vollzieht. Eine neue Kultur mit neuen Be-

dingungen und Kräften soll ein altes Kulturfeld bebauen. Eine Saat ersprießlicher Keime muß gleichsam in einen vulkanischen Boden gelegt werden; seine Lebensmöglichkeiten sind dem neuen Bebauer noch nicht bekannt.

Die treibende Wärme des Bodens kann die Saat köstlich zur Reife bringen, — aber, es können auch unberechenbare, unterirdische Gärungen plötzlich explosive Gefahren bringen. Wenn Erfüllung und Reife der Einsaat geerntet werden soll, müssen die Bebauer stillwartend der Zeit überlassen, diese Wunder zu wirken. Nicht darf übereifrige Hast die zarten Anpflanzungen aus dem Boden heben, um zu prüfen, ob sie Wurzeln geschlagen haben, und Blatt und Frucht versprechen ... Warten! Die Zeit wirken lassen! Das ist die einzige Weisheit, die auf reale Erfolge zählen darf ... Vielleicht hat der erste Statthalter gegen dies einfache Naturgebot in dem starken Selbstbewußtsein seiner aktiven Individualität, die alles selbst meistern und schaffen wollte, sich zu sehr aufgelehnt. Das war wohl der tragische Irrtum in seiner Politik, — ein Rechenfehler in der Staatsweisheit ... Selbst ein Bismarck hätte mit der grandiosen Wucht seines Könnens und mit der herrlichen Einheit seines zielvollen Willens nicht das Unruhige zur Ruhe bändigen, nicht das viele Sprießende und Drängende zur Reife fördern können. In Manteuffels Natur war etwas Faustisch-Ringendes, Allwollendes und Allumfassendes. Trotz der geklärten Weisheit, zu der ihn Erfahrung und Nachdenken geführt hatten, blieb er in seinem Gefühl bis an das Ende seiner Tage — ein Jüngling.

Bei so komplizierten und nach allen Richtungen stark begabten Naturen wie die seine, ist es nichts Seltenes, daß sie glühende Optimisten des Gefühls und dabei Pessimisten des Verstandes sind. Das schließt sich nicht aus; es ist nur ein unverglichener Zwiespalt des Wesens, der auch die Einheitlichkeit des Handelns zu einer Seltenheit bei so Begabten macht.

Kraft seiner einzigen Individualität wollte Manteuffel Wirkungen hervorzaubern, die nur eine Vielheit von Kräften und Bedingungen in ihrem Zusammenwirken und in der langsam vollziehenden Zeit erzielen kann.

Der große italienische Staatsmann, Graf Camillo Cavour, hat einmal ein grausam wahres Wort in der Politik ausgesprochen: „Das Einmaleins ist stärker als wir alle!"

In seiner vollen Gedankenverbindung lautet der Ausspruch: „In gewissen Dingen kommt es in erster Linie nur darauf an, daß man vor allem einen klaren Kopf behält, sich nicht selbst täuscht, indem man glaubt, daß fromme Wünsche die Logik der Ziffern zu brechen vermögen. Das Einmaleins ist stärker als wir alle. Ich glaube, wir hätten schon mehr erreicht, wenn man uns allen von Jugend auf strikte beigebracht hätte, daß die freudigsten Schläge des Herzens doch nicht bewirken können, daß 2×2 mehr als 4 ist!"

Ja, die Logik der Zahlen, der Kräfte besiegt uns alle! Dieser Wert mal dieses Wertes ergibt unweigerlich nur eine gewisse, daraus resultierende Summe. Das kann kein Wollen und kein Streben antasten oder umwandeln. Keine Einzelkraft, und sei sie die gewaltigste, kann Satzungen der Logik oder der Natur meistern.

Einmal eins bleibt eben immer nur eins, — und nicht alles! Das könnte wie ein Wortspiel klingen, — ist aber doch von tiefem Ernst …

Edwin v. Manteuffel hatte eine starke, fast leidenschaftliche Liebe für Elsaß-Lothringen und seine Bevölkerung, und er warb innig um Gegenliebe. Er ist auch geschätzt und geliebt worden; das zeigte sich nach seinem Tod besonders; — aber im eigentlichen Sinne populär wurde er weder im Reichsland, noch in Altdeutschland. Ihm, dem Manne hoher Verdienste, dem Pflichttreuen, Arbeitsfreudigen, durch viele Tugenden und Gaben wie zur Liebe und Bewunderung Prädestinierten — ihm, dem freundlichsten, rücksichtsvollsten Manne, der jede Kränkung mied, der entgegen kam bis über die Grenzen, ihm ist nie die erstrebte Volksliebe im ersehnten Maß geworden. Neben ragenden, verdienstreichen Männern wie Bismarck, Moltke, Roon und andern, sind auch viel Unbedeutendere als Manteuffel Volks- und Nationalhelden geworden. Und er, der das Volk so liebte und so viel Siegestaten mit dem Geist und der Hand erkämpft hatte, er stand auf einsamer Höhe abseits … Seine Persönlichkeit in all ihren vielseitigen Ausstrahlungen war wohl zu kompliziert für das Allgemeinverständnis. Seine Ziele und Wege waren vielleicht zu besonders und zu verwickelt, um dem einfachen Sinn des Volkes verständlich zu sein. Sein Kaiser hat ihm alle Ehren und alle Liebe gegeben, die dessen reiches Herz gern an die Edelsten seines Reichs verschenkte, aber ein volkstümlicher Held ist Manteuffel der deutschen Nation nicht geworden.

Alles, was er gewirkt, gelebt, geliebt und gestrebt hatte, war mit herrlichen Linien ins Große, Ewige gezeichnet. Kleindenkend und niedrig empfindend ist Edwin v. Manteuffel nie gewesen; und, mit der einzigen Ausnahme des unschönen Schattens, der kurz vor seinem Tode durch die dem Reichskanzler versagte Ehrung auf des Marschalls Ruhmesgang fiel, war sein Höhenweg sonniger Größe voll …

Wenn er viele seiner Ziele, die er in heißer Sehnsucht der Ideale erfaßbar nahe glaubte, nicht erreichen konnte, so lag das nicht darin, daß sein erwählter Weg etwa falsch gewesen wäre, sondern es lag darin, daß keiner die Grenzen menschlicher Kraft, auch nicht mit dem grenzenlosesten Wunsch und Willen überschreiten kann.

Das lehrt die Natur, die unsre allzeit beste Lehrmeisterin ist, daß jede Kraft in ihren Wesens- und Entwicklungsmöglichkeiten auch ihre Grenzen trägt; und etwas andres lehrt sie auch unumstößlich: daß im Leben des Einzelwesens die Gerechtigkeit sich niemals ganz vollziehen kann. Das Einzelschicksal findet seine Vollendung nur in der Allgemeinheit.

Manteuffel hat die Früchte seines Wirkens nicht pflücken können, und er hat auch nicht volle Gerechtigkeit im Urteil der zeitgenössischen Geschichte gefunden; aber was er gelebt und getan hat, trägt sein größeres Wachstum, über die gegenwärtigen Tage hinaus, in sich. Es wird seine Ernteerfüllung in der Zukunft haben!

Bismarck fand einst ein schönes Wort, als Inschrift über einer Forstschule,

das als ein ewiger Satz auch für die Menschheit hingestellt werden kann: „Wir ernten, was wir nicht gesät haben, und wir säen, was wir nicht ernten werden!“

Das, denken wir, kann auch für den greisen Helden Edwin v. Manteuffel gelten, — als entsagungsvoller Ausklang seines reichen Lebens, dessen Wirkungen aber hinüberweisen in eine Zukunft der Unsterblichkeit! —

Nordenskjöld.

Von

Marquis de Nadaillac (Paris).

Das abgelaufene Jahrhundert hatte die antarktischen Expeditionen wieder aufgenommen, und das zwanzigste setzt sie eifrig fort. Drei wichtige Expeditionen kennzeichnen seinen Beginn; sie verteilen sich auf drei verschiedene Länder, Schweden, England und Deutschland. Diese drei Länder haben sich über eine gemeinsame Aktion verständigt und die zu erforschenden Gebiete unter sich verteilt. Die Schweden sollten die Gegenden im Süden des Atlantischen Ozeans erforschen, die Deutschen die im Süden des Indischen und die Engländer die im Süden des Stillen Ozeans.

Otto Nordenskjöld sollte die erste dieser Expeditionen anführen. Als Erbe seines in der wissenschaftlichen Welt wohlbekannten Oheims [1]) hatte er sich selbst durch seine wichtigen Forschungsreisen bekannt gemacht. In einer Unterredung, die er 1901 mit einem Journalisten in Malmö hatte, setzte er folgendermaßen Ziel und Plan der beabsichtigten Expedition auseinander: „Im Monat September sollte die ‚Antarktis‘, wie in bezeichnender Weise das Fahrzeug hieß, von Spitzbergen zurück sein, wohin sie sich begeben hatte, um die Achse des Meridians zu messen, und von diesem Augenblick an zu meiner Verfügung stehen.“ Nordenskjöld hoffte demnach, von Göteborg ausgehen zu können. „Unsre erste Etappe wird England sein. Von dort werden wir nach Buenos Aires fahren und von dort nach Feuerland, dem Ausgangspunkte für unsre Fahrt nach dem antarktischen

[1]) Nils A. E. Nordenskjöld wurde 1832 in Helsingfors in Finland geboren, aber die russischen Verfolgungen nötigten ihn, sich in Schweden naturalisieren zu lassen, wo er sich sehr bald durch seine wissenschaftlichen Untersuchungen über Grönland und Spitzbergen und mehr noch durch die berühmte Fahrt der „Vega“ durch das Eismeer, die er befehligte, bekannt gemacht hatte. Herr Siberiakow, ein reicher sibirischer Kaufmann, König Oskar und Herr Dickson hatten gemeinsam die Mittel zu der Vega-Expedition hergegeben. Ihr Zweck war, eine Verbindung mit den Häfen des Eismeers herzustellen. Die Kälte verhinderte das handelspolitische Gelingen dieses Unternehmens, das in geographischer Hinsicht einen vollen Erfolg davontrug.

Gebiete. Unser Bestreben ist, soweit wie möglich nach Süden vorzudringen, wenn uns alles nach Wunsch geht, vielleicht bis nach Grahams-Land, und wenn der Winter kommt, werde ich eine Gruppe von sechs Forschern, unter denen ich mich selbst befinden werde, über Land aussenden. Wir werden Kabinen und die notwendigen Bauten errichten und unverweilt die meteorologischen und magnetischen Vermessungen vornehmen, die den Hauptgegenstand unsrer Aussendung ausmachen, während einer unsrer Kollegen mit der ‚Antarktis' nach Feuerland zurückkehren soll, das auch noch wenig bekannt ist, und wo die interessantesten Untersuchungen auszuführen sind."

So lauteten die von Mut und Zuversicht erfüllten Worte, mit denen Nordenskjöld seine Pläne und Hoffnungen auseinandersetzte. Sein Land rief ihm Beifall zu, eine unabsehbare Menge begleitete ihn mit nicht endenwollendem Hurra. Er schiffte sich am 15. Oktober in Göteborg ein. Mit ihm nahmen zwei Zoologen, ein Botaniker, ein zugleich mit den ozeanographischen Beobachtungen betrauter Meteorologe und ein Arzt teil, die alle von dem glühendsten Eifer für den Fortschritt der Wissenschaft erfüllt waren.

Eine in London eingetroffene Depesche (Nature, London, 31. Oktober 1901) meldete die Ankunft der „Antarktis" bei der Staateninsel. Von dieser Insel sollte die Expedition ihren Weg weiter nach den Falklandinseln und dem Süden von König Oskar-Land verfolgen und womöglich nach Grahams-Land gelangen. Die „Antarktis", an die sich heute ein so lebhaftes Interesse knüpft, war ein Segelschiff nach Art der Walfischfahrer, das man mit einem Motor von 35 Pferdestärken versehen hatte; es war stark gebaut und sehr wohl imstande, dem Eisdruck zu widerstehen. Als Schnellfahrer war es nur unbedeutend.

Die Expedition war von Kaufleuten ausgerüstet worden, die neben den wissenschaftlichen Ergebnissen auch Auskunft darüber zu haben wünschten, ob Walfische in größerer Zahl vorhanden seien und ob ihr Fang sich lohnen werde.

Die letzte Depesche, die Nachricht von Nordenskjöld gab, war ein Telegramm gewesen, das in Buenos Aires aufgegeben worden und an ein römisches Blatt (Secolo XIX.) gerichtet war. Es meldete, daß die „Antarktis" im Eise festsitze, und daß die Mitglieder der Expedition sich anschickten, mit Schlitten weiter nach Süden vorzudringen. Der Gesundheitszustand sämtlicher Mitglieder, so meldete das Telegramm weiter, sei vortrefflich.

Das sind unsers Wissens die letzten Nachrichten, die man erhalten hat. Von diesem Augenblicke an herrscht vollständiges Schweigen.

Die vor einiger Zeit nach ihrer glänzenden antarktischen Kampagne nach Neuseeland zurückgekehrte „Discovery" hat trotz der speziellen, von dem Admiralitätsamte angeordneten Forschungen nichts über die „Antarktis" in Erfahrung bringen können. Die Fahrzeuge, die von den Falklandinseln kommen und entweder nach Montevideo oder nach Buenos Aires gehen, übermitteln dasselbe negative Resultat.

Da dieser Mangel an Nachrichten weit über alle in Aussicht genommene Zeit andauert, hat er lebhafte und nur allzu gerechfertigte Befürchtungen hervor-

gerufen. Von allen Seiten will man, wenn noch Zeit dazu vorhanden ist, diesen tapfern Männern Hilfe bringen. Schweden, das an der Sache mehr beteiligt ist als die übrigen Länder, weil die Mehrzahl der Gelehrten und Seeleute seiner Nationalität angehört, ist damit vorangegangen, eine Expedition nach den Gegenden auszurüsten, wo die „Antarktis“ sich möglicherweise befindet ,oder wo man wenigstens doch hoffen kann, Nachrichten von ihr zu erhalten. Die Geldmittel wurden sehr rasch aufgebracht, und Ende des vergangenen Monats August ist der „Fridtjof“ von Stockholm unter dem Befehl des Kapitän Glyden, eines hervorragenden Offiziers der königlichen Marine, aufgebrochen. In dem Augenblicke, in dem ich diese Zeilen schreibe, kann der „Fridtjof“ kaum bei den Falklandinseln angelangt sein; wir können deshalb noch keine Nachrichten über seine Fahrt haben. In keinem Lande hat, abgesehen von seinem Vaterlande, die Lage Nordenskjölds eine so große Erregung hervorgerufen wie in der Republik Argentinien. Er hat lange dort gelebt und daselbst wichtige zoologische Arbeiten ausgeführt, von denen namentlich die Entdeckung eines riesenhaften Edentaten oder Zahnlückers bekannt geworden ist, eines Säugetieres, das man längst für ausgestorben gehalten hatte. Ein Kanonenboot, der „Uruguay“, ist unter dem Befehle Don Julian Irizars, eines früheren Marineattachees in London, ausgerüstet worden. Wir kennen den für die Nachforschung angenommenen Plan nicht, allein wir wissen, daß alles für eine Fahrtdauer von zwei Jahren berechnet worden ist. Irizar befehligte die „Patria“, als an deren Bord Leutnant Sobral mit Nordenskjöld sich eingeschifft hatten; Vaterlandsliebe wie Menschlichkeitsgefühl gebot den Argentiniern, nichts zu vernachlässigen, um die ihnen von Ehre und Pflichtgefühl auferlegte Mission zu erfüllen.

Dieser Mission haben sie sich in ruhmwürdiger Weise entledigt. Die Agence Havas hat gestern unsern Blättern nachfolgendes Telegramm übermittelt: „Buenos Aires, den 23. November. Der Marineminister hat eine offizielle Depesche von Rio Gallegos erhalten, die meldet, daß das argentinische Schiff ‚Uruguay‘ dort eingetroffen ist und die Südpolarexpedition gerettet hat. — Man hat Nordenskjöld und seine Offiziere auf Louis Philippe-Land und den Rest der Expedition auf der Seymourinsel angetroffen.“

Dieses Telegramm meldete die wichtige Tatsache von der Rettung der wackern Forscher. Nach und nach langten andre Einzelheiten an und gestatteten, sich eine Vorstellung von den Schicksalen zu machen, die ihnen zugestoßen waren.

Den Plänen entsprechend, die er so zuversichtlich vor seiner Abreise von Europa verkündet, war Nordenskjöld im Monat Januar 1902 mit fünf Genossen, unter denen sich der argentinische Leutnant Sobral befand, an der Südküste von Louis Philippe-Land gelandet. Der erste Winter war nicht streng, die Durchschnittstemperatur betrug nur —12 Grad Celsius (später ging das Thermometer bis auf —42 Grad Celsius herab). Nordenskjöld benutzte das, um zahlreiche Ausflüge und wichtige wissenschaftliche Beobachtungen zu machen. Auch brachte er interessante Sammlungen zustande.

Während dieser Zeit stach die „Antarktis“ unter dem Befehle des Kapitäns

Larsen wieder in See und wandte sich nach der Seymour-Insel, wo ein Depot von Lebensmitteln errichtet wurde. Larsen sollte im Monat Januar 1903 zurückkehren und nach Nordenskjöld und seinen Genossen sehen; aber das Schicksal hatte es anders beschlossen, und die „Antarktis" sollte Louis Philippe-Land nicht mehr wiedersehen.

Hier lassen wir das Wort dem Naturforscher der Expedition, Dr. Scotteberg, einem Augenzeugen der Begebnisse, über die er berichtet:

„Die Antarktis," so sagt er, „wollte sich nach Snow Hill auf Louis Philippe-Land begeben, um den ihr gewordenen Weisungen nachzukommen. Sie wurde fast unmittelbar darauf von Eisbergen eingeschlossen, von denen die einen kompakte Massen bildeten, während die andern Türmen, Bergspitzen oder blauen, sich von weißem Grunde abhebenden Grotten glichen. Das Eis setzte sich am 1. Januar in Bewegung und verfolgte mit einer Geschwindigkeit von drei Meilen in der Stunde eine südliche Richtung. Die Mitglieder verbrachten die Nächte vollständig angekleidet, da sie glaubten, jede werde die letzte sein. Am 4. Januar fand man eine freie Durchfahrt nach dem Golf Erebus und Terror; aber das Eis setzte sich sehr rasch wieder zu Massen von mehreren Kilometern Oberfläche zusammen und schloß die mitten in dem Golf steuerlos gewordene „Antarktis" von neuem ein. Die Tage vergingen, ohne daß eine Besserung eingetreten wäre. Die Lage wurde kritisch, am 9. Januar setzte Südwind ein und artete bald zu einem von Schnee begleiteten Sturm aus. Der Eisdruck nahm zu. Der Vorderteil der „Antarktis" wurde um vier Fuß gehoben. Man hatte das Vorgefühl, daß eine Katastrophe bevorstehe. Die „Antarktis" neigte sich nach Steuerbord, sie hatte in der Flanke eine weite Oeffnung, durch die das Wasser in Strömen eindrang. Die von der Maschine angetriebenen Pumpen waren ohne Unterlaß in Tätigkeit. Der Eisdruck blieb schrecklich, doch gab noch niemand die Hoffnung auf.

Die Lage blieb kritisch bis zum 16. Januar; Wiederherstellungsarbeiten wurden vorgenommen, allein ohne sonderlichen Erfolg. Der 9. Februar war einer der schlimmsten Tage, die die Schiffbrüchigen durchzumachen hatten. Die „Antarktis" neigte sich nach Backbord, man gab Befehl, die Boote und die Vorräte vom Schiff zu bringen; es schien, daß beim geringsten Druck das Fahrzeug sinken werde. Ein schrecklicher Schneesturm sollte unsre Not zum höchsten steigern. Das Fahrzeug hatte indes seine normale Lage wiedergewonnen, allein das Einströmen des Wassers hatte nicht zum Stillstand gebracht werden können, und trotz des unablässigen Pumpens stieg die Flut immer höher. Nun war alles verloren! Der Kapitän gab Befehl, die Boote klar zu machen. Die „Antarktis" saß in einem ungeheuren Eisblock fest, auf den man Kisten, Fässer, Lebensmittel und Gepäck hinabwarf; das Drama ging seinem Ende entgegen! Alles versammelte sich um acht Uhr morgens in dem Salon des Schiffs. Man hißte am großen Mast die schwedische Flagge. Darauf stiegen alle auf den rettenden Block hinab, und der Kapitän war der letzte, der das Schiff verließ! Man zerschnitt die Haltetaue, und die „Antarktis" geriet in die Strömung zu ihrer letzten Fahrt!

Die Leute folgten ihr schweigend mit trübem und traurigem Blick. Das Wasser stieg in dem Schiffe immer höher. Der Vorderteil sank zuerst, und schließlich wurde auch die Flagge von den Fluten verschlungen. „Am 12. Februar 45 Minuten nach 12 Uhr mittags verschwand die ‚Antarktis‘ für immer,“ fügt Dr. Scotteberg traurig hinzu.

Larsen machte sich sofort ans Werk, für Obdach und Nahrung seiner Leute zu sorgen. Die Ernährung konnte kaum Mannigfaltigkeit darbieten; es gab Fettgänse und Seehunde, und zur Abwechslung einmal Seehunde und Fettgänse. Nachdem für diese erste Not gesorgt war, machte er sich auf den Weg, um Nordenskjöld wieder aufzufinden, wobei sich ihm Schwierigkeiten aller Art entgegenstellten, die nur seine Energie überwinden konnte. Er legte so über 700 Kilometer zurück und langte zu Mount Bransfield an, um zu erfahren, daß Nordenskjöld und Sobral mit fünf Hunden und zwei Schlitten sich zu Snow Hill befänden. Larsen folgte ihnen dorthin und fand sie zu seiner größten Freude alle gesund und wohlbehalten (nur ein Matrose namens Wenersgard war auf der Insel Paulet gestorben). Das war der beste Lohn für seine Anhänglichkeit und das Ende der Nordenskjöldschen Expedition.[1])

Paris, Dezember 1903.

Aus dem Pariser Tagebuche des Freiherrn v. Cramm-Burgdorf.

Paris, 22. Oktober 1877.

Gestern habe ich meine Wohnung in der Rue St. Georges bezogen und fühle mich sehr behaglich darin. Frau v. Foerster und Frau v. Rechten kamen heute, um sich das vollendete Werk anzusehen und waren sehr zufrieden mit meinen Leistungen. Vor einigen Tagen machte ich die Bekanntschaft von Rudolph Lindau, der der Botschaft attachiert ist und an den sein Bruder Paul, den ich ja seit langer Zeit kenne, mich empfohlen hatte. Ihr kennt ja seine außerordentlich interessanten Novellen. Wir lasen ja im Frühjahr gemeinsam einige davon. Der Mensch Lindau hat mich nicht enttäuscht und hielt das, was ich von dem Schriftsteller erwartet hatte. Er ist sehr geistvoll und angenehm in der Unterhaltung, und ich freue mich darauf, dann und wann mit ihm zusammen zu treffen. Bei Rechtens bin ich oft des Abends und spreche mit Frau v. Rechten viel von der in Heidelberg gemeinsam verlebten Zeit. Da ihre Verwandten dort noch leben, weiß sie von allen unsern Bekannten.

[1]) Inzwischen ist die gerettete Expedition bekanntlich am 6. Januar in Hamburg eingetroffen. Anmerkung des Uebersetzers.

Mit dem bayrischen Geschäftsträger Reither treffe ich bei Rechtens oft zusammen. Die Stellung des bayrischen Vertreters in Paris ist keine leichte, und es gehört viel Takt dazu, sie auszufüllen. Den Franzosen muß es doch fast scheinen, als ob Bayern nicht zum Deutschen Reiche gehöre, wenn es neben dem deutschen Botschafter noch einen eignen diplomatischen Vertreter hat. Indes steht Reither, wie er mir sagt, ganz ausgezeichnet mit dem Fürsten Hohenlohe.

*

Paris, 1. November 1877.

Gestern habe ich endlich unsern Botschafter kennen gelernt, der mich auf das liebenswürdigste empfing, wohl infolge der sehr schmeichelhaften und gnädigen Empfehlung des Fürsten Reuß. Fürst Hohenlohe ist der rechte Vetter der Fürstin Agnes, die ihre hohenloheschen Verwandten ganz besonders liebte. Der Botschafter ist ein kleiner zierlicher Herr, hält den Kopf etwas schief, hat so wunderschöne blaue Augen, daß man eigentlich nur sie sieht. Er ist durch und durch Grandseigneur, von großer Liebenswürdigkeit und Einfachheit in der Unterhaltung.

Ich habe von jeher eine Vorliebe für die alten dynastischen Familien gehabt und würde mich gefreut haben, wenn es möglich gewesen wäre, ihnen im neuerstandenen Deutschen Reiche eine besondere Stellung wieder einzuräumen. Und da das nun nicht angegangen ist, möchte ich, daß sie sich wenigstens im Dienste des Reiches bewährten, wie der Fürst Hohenlohe tut. Gewiß wäre es verkehrt, wenn man jemand ein hohes und wichtiges Amt übertragen wollte, nur weil er dem hohen Adel angehört, aber wenn zu der Geburt die Tüchtigkeit und das Streben, etwas zu leisten, kommt, wird das Reich von diesen Herren besonderen Nutzen haben. Der Botschafter hat sich schon von früh auf in den verschiedensten Stellungen bewährt, und was er als bayrischer Ministerpräsident geleistet hat, kann das deutsche Vaterland ihm nie vergessen. Der Fürst versprach mir, wo ich seiner bedürfe, freundliche Hilfe.

Heute machte ich den Herren der Botschaft meinen Besuch, dem Grafen Wesdehlen, Legationsrat Stumm, Graf Arco-Valley und dem Major von Bülow.

Man ist sehr gespannt auf den Ausfall der General- und Arrondissements-ratswahlen, glaubt aber allgemein, daß sie für die Regierung nicht besser ausfallen werden wie die Kammerwahlen.

*

Paris, 10. November.

Die politische Lage in Frankreich wird von Tage zu Tage schwieriger. Durch die Wahlen haben die Republikaner eine große Majorität in der Kammer, und Léon Gambetta ist nicht der Mann, der bereit wäre, nach irgend einer Richtung hin dem Präsidenten der Republik und seinen Ministern Konzessionen zu machen. Der „fou furieux“, wie Thiers einst Gambetta nannte, ist heute sicher einer der einflußreichsten Persönlichkeiten in Frankreich. Sein Wort, daß der Marschall sich unterwerfen oder abdanken muß — se soumettre ou se démettre, ist zum Schlagworte für die Republikaner geworden. La guerre à

outrance, den Gambetta proklamierte, will der Präsident ebenso energisch führen wie seine Gegner. Alle Vermittlungsversuche sind aufgegeben, und Mac Mahon setzt seine Hoffnung auf den Senat.

Der Marschall ist entschlossen, auf keinen Fall zurückzutreten, und hat die Minister gebeten, jedenfalls so lange auf ihren Posten zu bleiben, bis es ihm gelungen, ein neues Ministerium zu bilden.

Daß das Ministerium Broglie zurücktritt, nimmt man als sicher an. Ein neues Ministerium wird aber ganz dieselbe Bedeutung haben wie das jetzige. Man will versuchen, ein Ministerium zu bilden, in dem sämtliche Fraktionen der Majorität des Senats vertreten sind.

Gestern abend war eine große glänzende Soiree im Palais Elysée, zu der ich auch durch die Güte des Fürsten Hohenlohe eine Einladung erhalten hatte. Die Gesellschaft erschien wie eine großartige politische Demonstration, da nicht nur alle konservativen Senatsmitglieder und Kammermitglieder, sondern eine große Anzahl von Personen der verschiedensten gesellschaftlichen Stellung erschienen war — nur darin gleich, daß man ihre antirepublikanische Gesinnung kannte.

Das diplomatische Korps war zahlreich erschienen, doch hat sich der Präsident der Republik, dessen siegesfrohes Auftreten allgemein auffiel, fast ausschließlich mit den anwesenden Senatoren und Kammermitgliedern unterhalten, die nicht minder kampflustig zu sein schienen wie der Marschall. Kommt es zu einem Konflikt, so wird wieder die Armee den Ausschlag geben. Der Marschall glaubt ihrer offenbar sicher zu sein, während Gambetta auf die in der Armee vorhandenen republikanischen Elemente rechnet.

*

Paris, 18. November 1877.

Vorgestern habe ich mich in dem kleinen Hotel Rue de Preßburg, das der König Georg bewohnt, eingeschrieben und abends beim Botschafter gespeist. Es war nur ein kleiner Kreis, den der Fürst Hohenlohe um sich versammelt hatte. Die Fürstin, die das Pariser Leben nicht sehr liebt, ist abwesend, und so war es ein Diner ohne Damen. Die Konversation drehte sich vorzugsweise um die zurzeit so gespannten politischen Verhältnisse in Frankreich. Fürst Hohenlohe sieht ihrer weiteren Entwicklung mit größter Ruhe entgegen. Als ich dem Fürsten erzählte, daß ich mich beim König Georg eingeschrieben habe, sprach er sich voll Teilnahme für den hohen Herrn aus, dessen Schicksal er lebhaft beklagte. Als ich nach dem Diner nach Hause kam, fand ich schon eine Einladung zum Diner bei Seiner Majestät für gestern vor. Das Hotel, das der König bewohnt, ist klein, aber sehr elegant eingerichtet und ist der ganze Apparat durchaus königlich. Außer mir waren noch eingeladen der alte Graf Blome-Salzau, die Generalin v. Bothmer geb. Gräfin Grote, die auf dem Wege nach der Riviera ist. Herr v. Pawel-Rammingen, der Flügeladjutant des Königs, fungiert als Hofmarschall. Außer ihm waren aus der Umgebung der Geheime Kabinettsrat Lex

und Major Schwarz. Ein Fräulein von Marschall hat wohl den Dienst als Hofdame der Prinzessin Friederike.

Der König erschien mit der Prinzessin, als die kleine Gesellschaft versammelt war, und begrüßte in alter Huld und Güte die Gäste. Mit mir sprach er zunächst von meiner Tätigkeit in Langensalza und hatte freundliche Worte der Anerkennung. Aeußerlich ist der König wenig verändert, obgleich er schwer leidend sein soll. Er war im Frack mit Ordensband. Die Prinzessin Friederike, die ich auch seit 1866 nicht wieder gesehen hatte, ist womöglich noch schöner geworden als damals, wie sie 18 Jahre alt war. Sie hat eine wahrhaft königliche Haltung und würde jeden Thron zieren. Sie versteht in liebenswürdigster Weise Konversation zu machen. Bei der Tafel war die Unterhaltung sehr belebt, erstreckte sich aber nur auf Pariser Leben, Theater, Konzerte, Ausstellungen u. s. w. Der König sprach sein Entzücken über den Pariser Aufenthalt aus, auch über das vortreffliche Klima, dessen günstigen Einfluß er alljährlich stets nach seiner Rückkehr spüre.

Interessant war es mir, den alten Grafen Blome kennen zu lernen, von dem ich so viel gehört habe, mit dem ich aber nie vorher zusammengetroffen bin. Er ist 82 Jahre alt und noch merkwürdig geistig frisch. Sein einziger Sohn ist in der österreichischen Diplomatie, verheiratet mit einer Gräfin Buol-Schauenstein, Tochter des bekannten Staatsmannes, seine Tochter Adeline ist die Witwe des Grafen Ferdinand Hardenberg. Graf Blome ist ein sehr entschiedener Gegner der jetzigen Gestaltung des Deutschen Reiches. In Frau v. Bothmer fand ich eine alte Bekannte aus Hannover.

*

Paris, 20. November 1877.

Heute war ich wieder zur Tafel beim König Georg. Außer der Umgebung war niemand eingeladen, so daß ich den Vorzug hatte, den König und die Prinzessin sehr eingehend zu sprechen. Ich habe durchaus nicht den Eindruck, daß der König sich unglücklich fühlt. Er ist so vollkommen durchdrungen von der Gerechtigkeit seiner Sache, daß er die über ihn verhängte Prüfung als eine Schickung Gottes ansieht, der er sich als gläubiger Christ fügt, in der er aber felsenfest die Ueberzeugung hat, daß er oder sein Nachfolger dereinst wieder in Hannover seinen Einzug halten wird. Es kann in seiner Seele auch nicht einen Augenblick der Gedanke aufkommen, daß er anders habe handeln können, wie er getan, und das gibt der Persönlichkeit etwas Abgeklärtes und Friedvolles. Der König äußert sich auch, wenn es die Unterhaltung einmal mit sich bringt, durchaus nicht bitter über den Kaiser Wilhelm. Nach dem Diner wurde musiziert. Prinzeß Friederike singt mit viel Geschmack und hat eine sehr schöne Stimme, die vortrefflich durch den Professor Oskar Lindhuld ausgebildet ist. Ich mußte auch etwas vortragen und sang dann zum Schlusse mit der Prinzeß einige Mendelssohnsche Duette.

Gerade als ich mich fertig machte, zum Könige zu fahren, erhielt ich aus

Braunschweig ein Telegramm mit der Nachricht, daß gestern früh mein Stiefgroßvater, der Oberst von Specht, gestorben sei. Da ich nun morgen früh nach Braunschweig zu fahren beabsichtige, mußte ich mich bei Seiner Majestät für einige Zeit verabschieden. Der König, der sich meines Stiefgroßvaters sehr wohl erinnerte, trug mir Grüße an den Herzog auf.

*

Paris, 4. Dezember 1877.

Vorgestern bin ich wieder hier eingetroffen nach fast vierzehntägiger Abwesenheit. Mittwoch den 21. November hatte ich Paris verlassen und war am 22. früh genug in Braunschweig eingetroffen, um meinen guten alten Stiefgroßvater zu seiner letzten Ruhestätte zu begleiten. Er hat meine Großmutter 22 Jahre überlebt und war bis zuletzt den Kindern und Großkindern seiner Frau ein außerordentlich teilnehmender gütiger Freund und Verwandter. Er war ein Kavalier der alten Schule und bis zu seinem Tode eine elegante, vornehme Erscheinung. Am Tage nach dem Begräbnisse machte ich dem Herzoge meine Aufwartung, um ihm die Grüße des Königs Georg zu überbringen. Der Herzog, der mich gleich empfing, kam mir mit der Frage entgegen, woher ich denn komme, er habe mich in Paris geglaubt. „Daher komme ich auch, Eure Hoheit . . ." — „Ja und was wollen Sie hier? In Paris ist es doch amüsanter." „Ohne Zweifel, Hoheit, aber ich kam, um dem Begräbnis des alten Specht beizuwohnen." „Was geht Sie denn der alte Specht an?" „Er war der Stiefvater meiner verstorbenen Mutter?" „Stiefvater Ihrer Mutter? Der alte Specht ist doch nie verheiratet gewesen!" „Verzeihen Eure Hoheit, wenn ich widerspreche — aber das muß ich doch wissen."

Der Herzog schüttelte den Kopf — es war ihm vollständig entfallen, und er erinnerte sich auch nicht, als ich ihm erzählte, daß meine Großmutter, als sie sich zum zweiten Male verheiratete, schon in der Mitte der fünfziger Jahre, aber noch immer eine auffallend schöne Erscheinung gewesen sei, die auf den Hofbällen den Eindruck einer Dreißigjährigen gemacht habe.

Den Herzog interessierte es sehr, von dem Könige Georg zu hören. Ich mußte ihm erzählen über das Leben und Auftreten Seiner Majestät in Paris. „Hätte der König es doch 1866 so gemacht wie ich," meinte der Herzog, „dann wäre er heute noch in Hannover. Ich bin ebenso stolz, wie er. Ich habe aber an mein Volk gedacht. Ducken, ducken, ducken!"

Der Herzog fragte mich noch, wann ich wieder nach Paris gehe und sagte, daß er hoffe, mich noch zu sehen.

Ich erhielt dann am 24. eine Einladung zur Tafel am Sonntag den 25., und der Herzog beauftragte mich, dem Könige zu melden, daß man in Braunschweig beabsichtige, ein Regentschaftsgesetz zu erlassen, damit eventuell bei einer politischen Behinderung des berechtigten Thronfolgers in Braunschweig rechtlich geordnete Zustände wären.

Am 27. November verließ ich Braunschweig, nachdem ich meine Freunde

besucht und einem Totenamte für meinen Stiefgroßvater in der katholischen Kirche beigewohnt hatte, machte einen kurzen Aufenthalt in Steterburg, Burgdorf und Hannover und war am 2. Dezember früh wieder in Paris, wo ich sogleich Albert Beckmann besuchte, mich beim Könige Georg einschrieb und den Abend bei Rechtens zubrachte. Ich fand in meiner Wohnung schon eine Einladung zur Tafel beim König Georg auf den 5. Dezember.

Beim Könige war wiederum nur ein kleiner Kreis versammelt. Außer mir waren Gäste an der Tafel die Prinzen Georg und Albrecht Solms, Carl Malortie und der Geheime Finanzrat Kniep, der die Finanzen des Königs unter sich hat. Ich richtete Seiner Majestät die Bestellung des Herzogs Wilhelm aus und bat um die Ehre einer Audienz, um Seiner Majestät Vortrag über des Herzogs Absichten zu halten. Der König sagte mir, daß er am folgenden Tage mir sagen lassen werde, wann er mich empfangen könne.

Die Prinzen Solms hatte ich seit 1866 nicht gesehen, hatte aber mehrfach mit dem Prinzen Georg korrespondiert. Zu meinem größten Bedauern erfuhr ich, daß es dem jetzt ältesten Bruder, dem Fürsten Ernst, wenig gut gehe, und daß man seinetwegen oft in großer Sorge. Da der Fürst Ernst nicht vermählt ist, würde Prinz Georg ihm sukzedieren.

*

Paris, 6. Dezember 1877.

Gestern nachmittag um 5 Uhr empfing mich der König Georg in seinem Arbeitszimmer, und ich machte ihn, wie mir Herzog Wilhelm aufgetragen hatte, Mitteilung von der in Braunschweig bestehenden Absicht, ein Regentschaftsgesetz zu erlassen, durch das die Zustände nach dem Tode des Herzogs für den Fall geregelt werden sollen, daß der berechtigte Thronfolger politisch behindert ist, die Regierung anzutreten. Seine Majestät erklärte sich mit dem Gedanken vollständig einverstanden. Er hielt es auch für undenkbar, daß er selbst oder sein Nachfolger als Herzog nach Braunschweig kommen könne, solange er nicht auch in Hannover als König regiere. Selbstverständlich werde er, um seine Rechte zu wahren, gegen die Errichtung einer Regentschaft protestieren, wenn der Tod des Herzogs eingetreten sei. Dem Könige würde es am wünschenswertesten erscheinen, wenn ein österreichischer Erzherzog die Regentschaft in Braunschweig übernehme. Da der Herzog 13 Jahre älter ist als der König, erschien es Seiner Majestät wahrscheinlich, daß er ihn überleben würde. Abends hatte ich noch den Besuch des Prinzen Georg Solms, der den Wunsch hatte, sich mit einem alten Bekannten einmal gründlich auszusprechen. Der Prinz beurteilte die politische Lage sehr richtig und klar. Daß sein von ihm so hochverehrter Onkel, der König Georg, durchaus keine Hoffnung auf die Wiederherstellung des Königreichs Hannover sich machen kann, erscheint ihn nach den Ereignissen von 1870—71, nach Wiedererrichtung des Deutschen Reichs — vollkommen zweifellos. Mit mir hofft der Prinz, daß es möglich sei, dem welfischen Hause das Herzogtum Braunschweig zu erhalten. Selbstverständlich kann aber nicht darauf gerechnet werden, daß König Georg jemals die Regierung dort antrete. Etwas anders sei es aber

mit dem Kronprinzen Ernst August. Was für den König Georg unmöglich erscheine, sei es doch nicht für seinen Sohn, und man könne hoffen, daß verwandte Fürsten, die die größten Sympathien mit dem hannoverschen Königshause hätten, dereinst zwischen Preußen und dem Repräsentanten des welfischen Hauses vermitteln würden.

Prinz Solms erzählte mir viel von seinem jüngsten Bruder, dem Prinzen Hermann, der fast genau so alt ist wie der Kronprinz Ernst August. Er ist der einzige der Solmsschen Brüder, der bis jetzt verheiratet ist — mit seiner Cousine, der Prinzeß Marie Solms. Aus der Ehe ist aber nur eine Tochter geboren. Ich hielt dem Prinzen Georg vor, wie es seine Pflicht sei, doch auch im Interesse seines Hauses an seine Vermählung zu denken. Er lachte sehr und meinte, er sei auch gar nicht abgeneigt, es habe sich aber die Richtige noch nicht gefunden.

*

Paris, 17. Dezember 1877.

Vor einigen Tagen war ich mit meinem alten polnischen Freunde, dem Grafen Grzymala, der auch ziemlich regelmäßig im Hotel d'Alexandrie speist, in einem Konzerte, das der Direktor der für Venezuela engagierten italienischen Oper hier den anwesenden Venezolanern gab. Es waren einige vortreffliche Kräfte unter der Gesellschaft, besonders ein junger Bassist mit einer wundervollen Stimme. Eine Geigenspielerin, Mademoiselle Tayeau, die hier ansässig ist, spielte ein sehr interessantes Konzert, eines jungen Komponisten, Benjamin Godard, dem ich eine große Zukunft prophezeie. Seine Kompositionen sind meinem Geschmack nach von allen neuen die schönsten, die ich gehört habe, von edler Form, ungemein melodiös. Ich höre, daß in nächster Zeit in den großen Konzerten von Pasdeloup eine Symphonie von ihm aufgeführt werden soll. Ich habe einige Lieder von ihm gesungen, die mich an die heiteren, jetzt nur noch wenig bekannten Lieder von Beethoven erinnern.

Am 7. Dezember aß ich en petit comité bei Beckmanns, die immer gleich freundlich mit mir sind, am 9. sah ich den großen italienischen Schauspieler Salvini als Othello. Es war eine großartige Leistung. Salvini ist, wenn nicht der größte, doch jedenfalls einer der der größten Schauspieler der Jetztzeit. In der Tragödie hat man selbst hier in Paris keinen, den man nur annähernd ihm gleich stellen könnte. Leider ist die ihn begleitende Truppe, wie ja meist in ähnlichen Fällen, einfach jämmerlich — namentlich präsentierte sich ein gräßlicher Jago, der aber zu meinem Erstaunen dennoch mehrere Male, wenn er so recht grimassiert hatte, lebhaft applaudiert wurde. Montag den 10. fuhr ich zu einer Sitzung der Deputiertenkammer nach Versailles. Man hatte mir gesagt, daß diese Sitzung wahrscheinlich eine der interessantesten der ganzen Kammersession werden würde. Man erwartete Anträge, Anklage zu erheben gegen den Präsidenten der Republik und das Ministerium. Aber nichts von alledem kam. Es war die langweiligste Sitzung, die man sich denken konnte, angefüllt fast ausschließlich durch eine zweistündige Rede eines Herrn de Laborde, der die Rechtmäßigkeit

seiner Wahl verteidigte. Die Wahl wurde aber trotz der langen Rede zum Schluß doch für ungültig erklärt. Von der Unruhe im Hause macht man sich bei uns doch keinen Begriff. Wenn die Konversation aber zu laut und das Stimmengeschwirr zu groß wurde, tönte dazwischen der Ruf der Huissiers: „Silence, Messieurs, silence!“ Lange aber dauerte die Wirkung dieses Zurufs nicht. — Am Abend des Tags ging ich mit meinem Freunde Grzymala zu einem jungen polnischen Pianisten, Levita, der jeden Montag in seinem netten kleinen Appartement eine musikalische Soiree gibt. Es war einer der genußreichsten Abende, die ich bisher in Paris erlebt habe, und ich war reichlich entschädigt für die Langeweile, die ich morgens in Versailles zu erdulden hatte. Es waren nur Leute da, die wirklich Freude an der Musik hatten, und Verständnis. Die Geigenspielerin, Mademoiselle Tayeau, ließ sich wieder hören. Herr Levita spielte Chopin und die pièce de résistance war ein eben komponiertes Trio von Benjamin Godard. Ich war dem guten Grzymala aufrichtig dankbar, daß er mich mit seinem talentvollen Landsmann bekannt gemacht hatte. Dienstag den 11. war ich bei Camilla Foerster, um eine junge Dame kennen zu lernen, die ich ursprünglich für Ernst Schönburg bestimmt hatte, die aber nun zu seiner Schwester, der Prinzeß Adolph von Schwarzburg kommt. Ich habe der Prinzeß dieserhalb geschrieben und hoffe, daß meine Bemühung zu beiderseitiger Zufriedenheit ausfallen wird.

Auf Donnerstag den 13. hatte ich seit langer Zeit eine Einladung zu Rechtens angenommen, erhielt aber am selben Tage noch eine Einladung zur Tafel beim König Georg und mußte natürlich deshalb bei Rechtens absagen. Ich war ganz allein mit dem Könige. Von der Umgebung war nur der alte Lex da. Die Prinzeß Friederike war mit der Hofdame und den Adjutanten im Theater. Der König war außerordentlich heiter und liebenswürdig. Er erzählte mir viel von Gmunden und dem Verkehr, den er dort habe. Von Frau v. Kalm, geborene Gräfin Oberg, wußte er eine Masse amüsanter Episoden. Ihr großes Imitationstalent habe den König oft erheitert, und es sei ihm immer ein besonderes Vergnügen gewesen, sie bei sich zu sehen. Nach dem Diner mußte ich dem Könige vorsingen, vorzugsweise deutsche Volkslieder und einige kleine eigne Kompositionen, die ich nur für meinen eignen persönlichen Gebrauch habe. Es war nach halb elf, als ich mit sehr gnädigen Worten entlassen wurde.

Vor einigen Tagen besuchte mich ein junger Hannoveraner, Herr Julius Königswarter, Sohn meiner Gönnerin Frau Bertha Königswarter und Neffe meines Langensalzaer Kollegen, des Bankier Emil Meyer. Der junge Königswarter ist ein außerordentlich gescheiter, lebhafter Mensch. Er will mich bekannt machen mit seinem Onkel, dem Baron Max Königswarter, der zu dem ersten Kreise der Hautefinance gehört und unter dem Kaiserreiche eine große Rolle spielte.

Herr Beckmann war eben bei mir und schlug mir vor, ihn im Januar nach Madrid zu begleiten, wohin er gehen wird, um der Nationalzeitung über die Vermählungsfeier des Königs Alfonso zu berichten. Er kennt Spanien von

mehrmaligem Aufenthalt ganz gründlich und verspricht mir, daß ich großen Genuß von der Reise haben würde. Ich habe die größte Lust dazu. Ich bin ja Herr meiner Zeit und kann hier sehr wohl abkommen."

*

Paris, 23. Dezember 1877.

„Wie unendlich rasch die Zeit hinfliegt! Das Weihnachtsfest steht vor der Tür, und bald wird das alte Jahr verschwunden sein. Meine Gedanken sind in diesen Tagen besonders viel bei Euch, und am liebsten käme ich zum Feste nach dem lieben Steterburg. Aber die Reise ist doch zu weit und bei der eingetretenen Kälte auch nicht angenehm. Man sagt mir, daß in Deutschland viel Schnee gefallen sei. Hier gibt's noch keinen. Zu der Reise nach Spanien habe ich mich nun endgültig entschlossen. Wahrscheinlich reise ich mit Albert Beckmann schon am 10. oder 11. Januar ab. Ich freue mich außerordentlich darauf, in so angenehmer Weise Spanien kennen zu lernen und den gewiß großartigen Festen gelegentlich der Vermählung des Königs Alfonso beizuwohnen. Ich habe stets eine besondere Sympathie für den jungen König empfunden. Ich habe ihn in Wien im Jahre 1873 bei der Ausstellung mehrfach gesehen. Die zukünftige Königin Infantin Mercedes soll sehr schön sein. Eigentlich wünschte man den König mit einer deutschen Prinzessin zu verheiraten. Da er sich aber in seine Cousine verliebte, mußte man sich darein fügen. Wenn ich einmal in Madrid bin, mache ich vielleicht eine noch etwas weitere Tour, da sich schwerlich die Gelegenheit dazu wieder so günstig bietet. Ich werde allerdings durch die spanische Reise um den größten Teil des Pariser Karnevals kommen, worüber ich aber gar nicht böse bin. Die Vorlesungen über Römisches Recht und Staatsrecht zu unterbrechen tut mir allerdings sehr leid. Besonders interessieren mich die Vorlesungen des Professor Labbé über Römisches Recht. Mit meinen Nachbarn zur Rechten und zur Linken habe ich mit der Zeit auch Bekanntschaft gemacht, ohne daß wir uns einander vorgestellt haben. Der zur Rechten ist ein sehr wohlerzogener, liebenswürdiger Mensch, der mit keinem der andern Studenten verkehrt oder auch nur einmal spricht. Spaßhaft ist es, wie die Studenten unruhig werden, wenn es vier geschlagen hat. Professor Labbé hört fast nie vor ein Viertel nach vier auf. Erst leises Fußscharren, Klappern mit den Federhaltern, geräuschvolles Schließen der Hefte, kurz jeder mögliche Lärm. Neulich hatte ich Julius Königswarter mit in die Vorlesung von Labbé genommen, und er war ganz erstaunt über dies Benehmen, das allerdings auf deutschen Hochschulen undenkbar ist. Königswarter sehe ich oft — wir gehn viel zusammen spazieren oder auch ins Theater und Konzerte. Neulich sahen wir in einer Matinee zwei deutsche, ins Französische übersetzte Stücke: „Den 24. Februar" von Zacharias Werner, und die „Kleinstädter" von Kotzebue. Beide Stücke sieht man in Deutschland nicht mehr. Voraus ging ein Vortrag über deutsche dramatische Literatur, der an Oberflächlichkeit, Unwissenheit und Arroganz selbst die Grenzen überstieg, die man einem Franzosen gestattet. Heute wollen wir noch zusammen in das

Pasdeloupsche Konzert, in dem vorzugsweise deutsche Musik in ganz hervorragender Weise zur Aufführung kommt."

*

31. Dezember 1877.

„Das alte Jahr geht zu Ende, und schwere Wolken umdüstern den politischen Horizont! Wer vermag zu sagen, was das neue Jahr bringen wird! Das Weihnachtsfest habe ich sehr gesellig verlebt. Am 24. speiste ich bei Camilla Foerster, die nach dem Essen einen Weihnachtsbaum anzündete, den sie nach alter guter Sitte mit Aepfeln, vergoldeten Nüssen und Süßigkeiten geschmückt hatte. Dann gingen wir zusammen zu Professor Bayards, bei denen für alle Bekannte große Bescherung war. Auch bei ihnen stand ein mächtiger, reich geschmückter Weihnachtsbaum im Salon, und für jeden war ein kleines sinniges Geschenk da. Um neun Uhr eilte ich mit Omnibus nach Hause, um Toilette zu wechseln, um zu einer kleinen Soiree bei Madame Dufautoy zu fahren, bei der ich den früher hochberühmten Tenor Duprez kennen lernen sollte. Die Bekanntschaft von Madame Dufautoy habe ich im Hotel d'Alexandrie gemacht, wohin sie öfter zum Diner kommt. Es gibt dann immer sehr lebhafte Unterhaltungen zwischen ihr und Monsieur Marx. Madame Dufautoy ist eine ebenso begeisterte Bonapartistin, wie Monsieur Marx Republikaner. Sie hat allen Grund, Anhängerin Napoleons zu sein, da ihr Mann, der seit einigen Jahren tot ist, unter dem Kaiserreich ein enormes Vermögen erworben hat. Er war ursprünglich Schneider, gründete ein Blatt, um beim suffrage universel für Napoleon zu wirken, und wurde dann Armeelieferant. Sein Vermögen verringerte sich nach 1870 um zwei Drittel, aber er hinterließ seiner Witwe doch noch immer eine Rente von wenigstens 200000 Franken. Madame Dufautoy bewohnt ein reizendes kleines Haus in der Rue Turgot. Früher hat sie eine prachtvolle Villa in Monaco gehabt, ein Palais in Neuilly und noch mehrere Häuser in Paris. Sie ist eine sehr kluge Person, und es amüsiert mich immer sehr, mit welchem Geschick sie die Sache des Kaisers vertritt. Herr Duprez sang uns einige kleine Lieder, ohne Stimme, aber doch noch immer der große Künstler. Ich blieb bis $11^3/_4$ Uhr bei Madame Dufautoy, um dann zu Beckmanns zu gehen, die einen großen Réveillon gaben. Wißt Ihr, was ein Réveillon ist? Gewiß nicht, und ich kann Euch auch gar nicht wünschen, daß Ihr es je kennen lernt. Es ist nämlich nichts weiter als ein Souper, das nach Mitternacht beginnt (die Katholiken kommen aus der Mitternachtsmesse), möglichst lange dauert, um möglichst viel zu essen und zu trinken. In dieser heiligen Nacht pflegen sich die sonst so nüchternen Franzosen auch einmal tüchtig zu betrinken. Bei Beckmanns hatte man von neun bis zwölf Uhr gespielt und fuhr nach dem Souper bis um vier Uhr früh damit fort. Und so ist es in ganz Paris. Die Reichen essen Austern und Gänseleberpasteten und trinken Champagner, die Armen essen Blutwurst und trinken Landwein. Bei Beckmanns gab es natürlich ein ganz vortreffliches Souper.

Am ersten Weihnachtstage hörte ich in der lutherischen Kirche eine recht

gute französische Predigt, zum Diner war ich bei dem Botschaftsrat Grafen Wesdehlen, der, wie man mir sagte, immer zu Weihnachten ein Diner für die deutschen Junggesellen seiner Bekanntschaft gibt. Der Graf, wie die Gräfin, eine geborene Pourtalès, sind sehr liebenswürdig und angenehm. Der älteste Knabe, etwa zehn Jahre alt, war mit am Tische. Außer mir waren noch da der bayrische Geschäftsträger Reither, von der deutschen Botschaft der Militärbevollmächtigte v. Bülow, Legationssekretär Stumm, der Kanzler und die übrigen Angestellten. Nach dem Diner wurde musiziert.

Am zweiten Weihnachtstage, der aber hier nicht als Festtag gilt, war ich zum Diner beim König Georg. Es war mir sehr interessant, den Kronprinzen Ernst August dabei zu treffen. Er hat, trotz seiner wirklich großen Häßlichkeit, einen sehr günstigen Eindruck auf mich gemacht. Er ist einfach, natürlich und freundlich. Er begrüßte mich als alten Bekannten, kam gleich auf mich zu, gab mir die Hand und sagte: ‚Guten Tag, Cramm! Es ist furchtbar lange her, daß wir uns nicht gesehen haben.' Er ist ohne Zweifel ein Mann von vornehmster Gesinnung und edlem Charakter, und man muß bedauern, daß man ihn wohl hat zu spät selbständig werden lassen. Er hat für sein Alter — er ist 32 Jahre alt — etwas sehr Jugendliches.

Es waren außer mir, abgesehen vom Gefolge, nur ein General du Plessis und Frau anwesend. Der König war sehr heiter und guter Dinge und interessierte sich lebhaft für meine bevorstehende spanische Reise. Nach der Tafel wurde wieder musiziert. Die Prinzessin Friederike sang sehr anmutig altfranzösische Lieder, ich sang einige deutsche Volkslieder, und zum Schluß sang die ganze Gesellschaft gemeinsam Weihnachtslieder, die ich, so gut oder so schlecht es ging, auf dem Flügel begleitete.

Mit dem Weihnachtsfeste hat ein großes Treiben und Leben auf den Straßen begonnen. Auf allen Boulevards, von der Madeleine bis zur Bastille, sind kleine Buden aufgeschlagen, in denen Spielsachen, Honigkuchen und allerlei Kleinigkeiten verkauft werden. Die Sitte, zu Neujahr Bonbons zu verschenken, ist Euch bekannt. Es ist aber doch haarsträubend, wenn man bedenkt, daß für Millionen von Franken Bonbons in diesen Tagen gekauft werden. Schachteln zu 400 und 500 Franken gehören nicht zu den Seltenheiten. Und man kann sich der Sitte nicht ganz entziehen, obgleich alle vernünftigen Leute darin übereinstimmen, daß es eine grenzenlose Unsitte ist. Was könnte mit dem Gelde Gutes geschehen! So hat es weiter keinen Zweck, als drei Konfiseure reich zu machen, denn man darf überhaupt nur bei diesen dreien kaufen, wenn die Sachen irgendwelchen Wert haben sollen. Du kannst Dir denken, wie von diesen drei Glücklichen der süße Wahnsinn ausgebeutet wird.

Auch für Madame Marx und die Tochter mußte ich Schachteln mit Bonbons stiften, da sie immer mich sehr liebenswürdig behandeln. Ich bin im Hotel das geworden, was gewöhnlich der ‚colonel' ist. Monsieur Marx, obgleich sehr entschiedener Republikaner, ist doch sehr geschmeichelt, daß einer seiner Gäste so oft bei einem Könige speist. Er nimmt nun an, daß ich jedesmal, wenn ich nicht

an der Table d'hote erscheine, bei Seiner Majestät zur Tafel bin, und er pflegt dann den andern Stammgästen meine Abwesenheit mit ‚Monsieur le Baron dine chez le roi' zu motivieren."

*

7. Januar 1878.

„Das neue Jahr begann mit lebhaftem Verkehr, wie das alte geschlossen. Am 1. Januar konnte ich dem König Georg meine Glückwünsche aussprechen, da ich wieder zur Tafel befohlen war. Ich habe immer das Gefühl, wenn ich den König sehe, daß er sich durchaus nicht unglücklich fühlt. Die Prinzessin Friederike ist das Muster einer treuen, liebenden Tochter, und sie versteht es ganz vorzüglich, den König zu unterhalten und zu zerstreuen: In Paris erzählt man sich, daß der Herzog von Aumale, der seit 1869 verwitwet ist, um die Hand der Prinzessin angehalten habe, aber einen Korb bekommen habe. Ich habe keine Gelegenheit gehabt zu konstatieren, was Wahres an diesem Gerede. Daß die Prinzessin dem Herzoge sehr gefallen hat, ist ja nur zu begreiflich, ob aber wirklich von seiner Seite ein Antrag erfolgte, scheint mir doch sehr zweifelhaft. Die höchsten Herrschaften pflegen mit Recht sehr vorsichtig in solchen Angelegenheiten zu sein.

Bei Rechtens war ich im neuen Jahre ebenso oft wie im alten, auch bei Beckmanns.

Die Reise nach Madrid, die am 11. abends begonnen werden soll, verlangt mancherlei Vorbereitungen. Eine neue Johanniteruniform mußte ich mir bauen lassen, um in Madrid würdig ausgestattet zu erscheinen, und in keiner Zeit meines Pariser Aufenthalts bin ich so viel in Bewegung gewesen wie jetzt.

Von der spanischen Botschaft erhielt ich ein Empfehlungsschreiben an den Conseilpräsidenten Canovas de Castillo. Fürst Hohenlohe ersuchte mich, Depeschen für unsern Gesandten in Madrid, den Grafen Paul Hatzfeld, mitzunehmen."

*

11. Januar 1878.

„Heute abend um 8 Uhr 15 Minuten reise ich ab, habe ein Billett für den Schlafwagen bis Bordeaux und denke am 13. früh in Madrid einzutreffen. Gestern kam Beckmann zu mir und teilte mir zu meinem größten Schrecken mit, daß er die Reise nach Madrid aufgeben müsse, weil er zurzeit seinen Pariser Posten nicht verlassen könne. Er habe nun die große Bitte, daß ich an seiner Statt Briefe an die Nationalzeitung über die Vermählungsfeierlichkeiten in Madrid schreiben möge. Das verändert allerdings vollkommen meinen Reiseplan. Mein Aufenthalt in Madrid wird sich infolgedessen ganz anders gestalten, als ich gedacht. Abschlagen konnte ich Beckmanns Bitte nicht, da ich ihm ja für so viele Freundlichkeiten, gute Ratschläge u. s. w. zu größtem Danke verpflichtet bin. Ich sagte ihm aber offen, daß es trotz aller Hochschätzung seines Berufes für mich etwas peinlich sei, in Madrid nun als Journalist — newspapers correspondent — zu erscheinen; er versicherte mich aber, daß der Graf Miranda, der in Paris der spanischen Botschaft attachiert ist, und nach Madrid geht, um besonders den

Herrn von der Presse die Honneurs zu machen, dafür sorgen werde, daß ich meinem Range und meiner sozialen Stellung nach behandelt werden würde. Ich werde ohne Zweifel überall als „Fremder von Distinktion“ behandelt werden, um so mehr, als Fürst Hohenlohe mich dem Grafen Hatzfeld warm empfohlen habe.

Beim König Georg habe ich mich abgemeldet, dem Fürsten Hohenlohe meinen Abschiedsbesuch gemacht, und so werde ich denn Paris für zehn bis elf Wochen Lebewohl sagen.



Ernest Renan als Schriftsteller und seine „Geschichte des Volkes Israel“.

Von

Maurice Vernes (Paris).

Frankreich hat das Genie Ernest Renans in der kleinen bretonischen Stadt,[1]) deren Kind er war, großartig gefeiert. Die Huldigung war des Mannes würdig, den man lobpreisen wollte: der Privatmann, der Gelehrte, der Philosoph, der Historiker sind dabei in ein volles Licht gerückt worden. Renan konnte sich keinen scharfsichtigeren Bewunderer wünschen, der die Dinge von einem höheren Standpunkte aus betrachtet und fähig ist, ihnen mit eleganterer Schärfe Ausdruck zu geben, als Anatole France. Obwohl ein erst kürzlich erfolgter Trauerfall eine trübe Stimmung über die Gedenkfeier verbreitete, so hatten doch alle jene, die von nah oder fern gekommen waren, um an diesen Festlichkeiten teilzunehmen, den bestimmten Eindruck, daß die öffentliche Meinung ohne Zögern den Platz bezeichnet hatte, der dem Verfasser des „Lebens Jesu“ im Geistesleben des 19. Jahrhunderts gebührt und daß er durch diesen Platz der Nachbar der Größten geworden ist.

Die katholische Kirche, vertreten durch die Geistlichkeit von Tréguier und den Bischof von Saint-Brieuc, hatte alle möglichen Schwierigkeiten gemacht. Sie stellte die Huldigung, die dem großen Künstler, dem Ehrenmann dargebracht wurde, der es verstanden hatte, mit einer stets lächelnden Heiterkeit die Jahre des Ruhmes, wie die der mühevollsten Kämpfe zu durchleben, als einen Angriff auf den christlichen Glauben dar. Sie sprach dem ehemaligen Seminaristen das Recht ab, in der Fremde die Grundlagen haben suchen zu dürfen, die über den Ursprung der Bücher der Bibel Aufklärung geben und uns ermöglichen, die Zeit ihres Entstehens festzustellen. Der Schriftsteller, der vom Christentum immer im

[1]) Die feierliche Enthüllung des in Tréguier (Departement Côtes-du-Nord) zu Ehren Renans errichteten Denkmals hat am 13. September 1903 stattgefunden.

Tone der tiefsten Ehrfurcht gesprochen, der Jesus von Nazareth in Ausdrücken inniger Bewunderung gepriesen hat, zu denen sich wenige Theologen aufzuschwingen vermögen, war ein Renegat, weil er sich vom katholischen Glaubensbekenntnis losgesagt hatte; ein Renegat aber kann nur ein Beleidiger sein, ein Freund gemeiner und niedriger Freuden. Für die bretonische Geistlichkeit galt es als selbstverständlich, daß Renan seinen Glauben rohen und unedlen Gelüsten zum Opfer gebracht hatte.

Diesen Beschimpfungen gegenüber konnte man nur die würdevolle Erklärung wiederholen, die Ernest Renan vor langer Zeit den niedrigen Schmähungen der Geistlichkeit entgegengesetzt hatte: „Magnum opus facio et non possum descendere. Nein, eure Beleidigungen werden mich nicht zwingen, das hohe philosophische, edelster Bildung dienende Werk zu unterbrechen, dessen Gedächtnis für die Nachwelt von meinem Namen unzertrennlich bleiben soll!"

Dieses gewaltige, vielfältige Wirken Renans läßt sich von verschiedenen Seiten betrachten; ich möchte eine davon ins Licht rücken, die mir bisher vergessen worden zu sein scheint. Man hat das hohe schriftstellerische Talent Renans gerühmt, aber man hat das stilistische Verfahren nicht untersucht, das seinen Werken und ganz besonders seiner „Histoire du peuple d'Israël" ein ganz eigenartiges Gepräge verleiht.

Wir wollen in Nachstehendem den Schriftsteller Renan und zwar nur den Schriftsteller behandeln.

I.

Im Gegensatze zu manchem Autor, der sich aller seiner Verpflichtungen gegen den Leser entledigt zu haben glaubt, wenn er in einer klaren Sprache, in einer der Logik der Ideen oder dem Zusammenhang der Ereignisse angemessenen Anordnung das Thema darlegt, dessen Behandlung er unternommen hat, ist Renan der Ansicht, daß man nicht genug Anstrengungen machen kann, um seinen Gedanken verständlich zu machen und den Zugang zu ihm zu erleichtern. Diese Sorgfalt zeigt sich zuerst in der Einteilung der Bücher und der Kapitel; diese letzteren sind von mittlerem, eher geringem Umfang, und das Interesse konzentriert sich auf einen wesentlichen Satz, der einer berechtigten Wißbegierde Nahrung gibt.

Aber gerade im Detail selbst darf der Schriftsteller nicht aus dem Auge verlieren, daß der durch seine Studien oder seinen guten Willen aufs beste vorbereitete Leser Anspruch auf alle Aufklärungen, auf alle Aufschlüsse hat, die einem Franzosen des 19. Jahrhunderts, einem Pariser von 1880 gestatten, sich die Denkweise von Israeliten, die zweitausend oder fünfzehnhundert Jahre vor unsrer Aera gelebt haben, zu vergegenwärtigen.

Einem Manne, den seine Geschäfte den ganzen Tag über irgend ein Gesetzbuch, über ein Gerichtsprotokoll oder über Ziffernreihen gebeugt gehalten haben, hat man die Kühnheit ins Gesicht zu sagen: Wie wäre es, wenn wir uns von Abraham und Jakob unterhalten würden? Was ist von dem Aus-

zug aus Aegypten zu halten? War David ein räuberischer, roher Bandenführer u. s. w.

Zu diesem Manne, denkt Renan, werde ich in seiner Sprache sprechen. Ich werde die Individuen und die Dinge einer weiter zurückliegenden Vergangenheit mit den Persönlichkeiten und Ereignissen der gegenwärtigen Zeit vergleichen. Ich werde zeigen, daß der Mensch bei aller Verschiedenheit der Sitten überall derselbe ist, und ich werde meinen Leser mit fortreißen können, der zuerst widerstand, aber dann durch meinen augenscheinlichen Wunsch, ihm die Aufgabe zu erleichtern, gewonnen wird; ich werde ihn bis in das Labyrinth der exegetischen Probleme mit mir reißen. In meiner Begleitung und unter meiner Führung wird er sich mit dem „elohistischen“ und dem „jehovistischen“ Dokument, mit dem „Deuteronomisten“ und dem Verfasser des „priesterlichen Gesetzbuches“ vertraut machen.

In vielen Fällen hat Renan sogar vor dem Gebrauch von Ausdrücken, die der Umgangssprache entliehen oder nur in Tageszeitungen anzutreffen sind, nicht zurückschrecken zu sollen geglaubt. Es ergeben sich daraus manchmal überraschende Gegenüberstellungen, die die Aufmerksamkeit wecken; in manchen Fällen hat man einen Eindruck, als ob ein lebhaftes Licht eine dichte Finsternis zerteilte. Diese Stellen rechtfertigen zur Genüge das Verfahren, dessen sich der Schriftsteller bedient hat.

*

Renan führt uns die Semiten — eine Gruppe von Semiten — vor Augen, wie sie zweitausend Jahre vor der Regierung des Kaisers Augustus ihre ersten Schritte nach Syrien tun. Es war eine bevorzugte Rasse, die eine bessere Zukunft erhoffen ließ. Denn „man muß sich die erste Menschheit als sehr schlecht vorstellen. Was den Menschen jahrhundertelang kennzeichnete, war die List, das Raffinement, das er in die Bosheit legte, und auch jene affenartige Geilheit, die ohne Unterschied der Zeiten für ihn das ganze Jahr zu einer ununterbrochenen Brunstzeit machte“.

Bei den Semiten, die sich in das Tal des Jordan ergießen und mehr und mehr entschieden sich des Landes Kanaan bemächtigen, ist das Familienleben fest begründet und tritt in Verbindung mit dem Leben des Nomaden, mit den Gewohnheiten des Zeltlebens, die der Erhaltung nüchterner und strenger Grundideeen merkwürdig förderlich sind. Es ist der „antike Humus“, in dem das Judentum, das Christentum und der Islamismus ihre Wurzeln haben. Denn „es waren wirklich die Väter des Glaubens, diese Nomadenhäuptlinge, die die Wüste durchzogen, ernste, in ihrer Art ehrenhafte, wenn man will, beschränkte, aber sittenreine, von Abscheu gegen die heidnische Zuchtlosigkeit erfüllte Männer, die an die Gerechtigkeit glaubten und das Auge dem Himmel zugewandt hielten.“

„Dieser Gesellschaftstypus,“ sagt Renan, „der sich bis auf unsre Tage bei den unberührt gebliebenen arabischen Stämmen erhalten hat, ist zu unvollständig,

um es in der Zivilisation recht weit zu bringen; aber im Anfang trug er mächtig dazu bei, das zu begründen, was die Menschheit am nötigsten brauchte, die Ehrbarkeit, den Familiensinn." Durch die Art, wie sie die Religion auffaßten und die wesentlichen Handlungen des alltäglichen Lebens unter ihren Schutz stellten, „waren unsre ernsten Hirten allen Völkern ihrer Zeit überlegen". Der Mensch hatte zuerst den Weltenraum mit freien, leidenschaftlichen Kräften bevölkert, die man anrufen und anbeten konnte, er schuf eine göttliche Welt nach seinem Bilde und behandelte die Götter, wie er selbst von seinen Untergebenen behandelt werden wollte, was einen „Austausch von zurückgezahlten Darlehen" zwischen dem bebenden Menschen und den gefürchteten Wesen darstellte, von denen er sich umgeben glaubte.

Der nomadisierende Semite entgeht dem allgemeinen Glauben der antiken Völker nicht, die die Vorstellung haben, daß sie mitten im Uebernatürlichen leben. Die Ahnen Israels stellten sich die Welt vor „umgeben, durchdrungen und regiert von den ‚Elohim' — Myriaden tätiger Wesen, die den ‚Geistern' der Wilden sehr ähnlich sind, lebendig, durchsichtig, gewissermaßen voneinander unzertrennlich, ohne bestimmte Eigennamen wie die arischen Götter, so daß sie als ein Ganzes betrachtet und vermengt werden können." Nach Renan ist der Semit eine Art von Protestant, was seinen Grund darin hat, daß seine Reflexion, die sich mit Intensität in einem kleinen Kreise von Beobachtungen bewegt, ihn auf äußerst einfache Gedanken führt. Ohne Zögern wird er der Reinheit der Dogmen die Verfeinerungen der Zivilisation opfern; dies gibt Renan Anlaß zu folgender merkwürdiger Parallele: „Viele von den Völkern, die im 16. Jahrhundert den Protestantismus annahmen, waren weit davon entfernt, dem Italien Leos X. an geistiger Kultur ebenbürtig zu sein; die religiöse Niedertracht widerstrebte ihnen, und dieses gesunde Gefühl hat ihnen später Glück gebracht und ist ihnen als Gerechtigkeit angerechnet worden."

Die Mythologie wird geopfert; selbst da, wo Babylonien reiche Stoffe liefern zu müssen schien, übt die puritanische Nüchternheit des Nomaden eifersüchtig ihre Rechte aus. Die alten Legenden unterliegen eigentümlichen Verknüpfungen, die ihren ursprünglichen Charakter vollständig verändern. „Die Semiten," drückt sich Renan pittoresk aus, „vereinfachten jene alten Fabeln, verflachten sie gewissermaßen, verkürzten sie zu einem kleinen Bande, der sich mit dem Gepäck des Nomaden transportieren ließ ... Die Schöpfungsgeschichte wurde nüchtern, das Paradies wurde materialisiert ... Die mythischen Könige, die nach den assyrischen Berichten an die drei- oder viertausend Jahre regierten, werden zu Patriarchen, die acht- oder neunhundert Jahre gelebt haben ... Die Sündflut bekommt zu gleicher Zeit eine moralische Bedeutung; sie ist eine Strafe. Die Mythen über den Ursprung Babels bekommen ein feindseliges Gepräge; Babel ist eine Stadt des Hochmuts, ein Frevel gegen Gott." Und Renan kommt, um ihn noch genauer zu präzisieren, wieder auf seinen energischen Vergleich zurück, der die proto-chaldäischen Mythen, aus denen die zwölf ersten Kapitel der Genesis gebildet sind, „verkleinert, zusammengedrängt, sozusagen auf den

Rücken des Lasttiers des Nomaden geschnallt, Jahrhunderte hindurch in ungenauen Gedächtnissen und komprimierenden Phantasien eingeweicht" zeigt.

Auf den patriarchalischen Elohismus folgt der Jahveismus. Das war ein Rückschritt, sagt Renan; denn Elohim war der Gott der Welt und Jahve war der Israels, und zwar ein eifersüchtiger, egoistischer, persönlicher Gott, den eine spätere Epoche von neuem zu vergrößern unternimmt, um die nüchternen und reinen Anschauungen der ersten Zeiten wieder herzustellen. Hier ist einer der Punkte, wo der sehr merkwürdige Gedankenbau des Verfassers der „Histoire du peuple d'Israël" auf die ernstesten Schwierigkeiten stößt. In der Tat soll Moses, den Befreier aus der ägyptischen Knechtschaft, den großen Gesetzgeber, der höchst bedeutungsvolle Vorwurf treffen, daß er den Weltgott der Patriarchen in die Grenzen einer nationalen Gottheit zurückgedrängt habe.

Wir brauchen in dieser Hinsicht nicht in eine Diskussion über die Texte einzutreten; die erwähnte Hypothese kann sich auf keine unanfechtbar authentischen Dokumente stützen, die unwidersprochen aus Epochen stammen, die genügend bestimmt sind, um die Wiederherstellung der Etappen einer theologischen Entwicklung zu ermöglichen. Sagen wir es offen: wir wissen nicht, was die Religion der Patriarchen war, wir wissen ebenso wenig, was die des Moses war, und nur die auf die prophetischen Gesichte bezüglichen Texte bieten eine Grundlage zur Diskussion, auf die man etwas geben kann. Ohne uns also ernstlich auf einen Streit einzulassen, wollen wir uns darauf beschränken, die Ansichten Renans ins volle Licht zu rücken. „Der religiöse Fortschritt Israels," erklärt er, „besteht darin, daß es von Jahve wieder auf Elohim kommt, Jahve verbessert, ihm seine persönlichen Züge wieder nimmt, um ihm nur die abstrakte Existenz Elohims zu lassen. Jahve ist ein besonderer Gott, der Gott einer menschlichen Familie und eines Landes; als solcher ist er nicht besser und nicht schlechter als die andern Schutzgötter. Elohim ist der Weltgott, der Gott des Menschengeschlechtes."

Die Hebräer hatten die Legende von einem „sagenhaften Orham, König von Ur (in Chaldäa)," den sie „Aborham, Abraham, Vater Orham, pater Orchamus nannten", ehrfurchtsvoll bewahrt. „Die Hauptbedeutung des Vaters Orham," sagt Renan, „war in den Augen seiner friedlichen Verehrer, daß er das Ziegenopfer an die Stelle der Menschenopfer gesetzt hatte; bisweilen substituiert er sogar seinem Sohne ein Zicklein." Dieser sagenhafte Orham soll „den Namen und einige charakteristische Züge der Geschichte Abrahams geliefert haben." In ihm und in seinesgleichen lebt der Typus des patriarchalischen Lebens fort, charakterisiert durch seine „Abneigung gegen architektonisch gebaute Städte und organisierte Staaten". Andrerseits erinnert Abraham an gewisse große Gestalten des Islams; er ist „eine Art Ali, tapfer, großmütig, polygamisch, ein Ehrenmann. — Er ist ein arabischer Heiliger, der große Mühe hat, sich seine Stellung unter den Mönchen, den Jungfrauen und den mehr buddhistischen als semitischen Asketen, die den christlichen Himmel bevölkern, zu erringen."

Die Kinder Israel entgingen dem grausamen Volksvorurteil nicht, das in

ernsten Lagen das Opfer eines geliebten Menschen, besonders des ältesten Sohnes forderte. Die Beispiele dafür gehören der Epoche der Nationalreligion an, als Jahve ein lokaler Gott war. „Moloch und Jahve im besonderen wurden als das Feuer aufgefaßt, das verschlingt, was ihm geopfert wird, derart, daß Gott geben, dem Feuer Nahrung geben bedeutete. Was vom Feuer verzehrt wurde, wurde von Gott verzehrt. Auf diese Weise setzten sich schreckliche Mißverständnisse fest."

Der Glaube der Kinder Israel läßt sich auf keine das Leben jenseits des Grabes betreffenden Spekulationen ein. Wenn in Aegypten der Tote ein Osiris, ein göttlicher, ewiger Geist wird, so müssen solche Vorstellungen dem hebräischen Patriarchen „höchst unschicklich" erscheinen. Dafür wird er, entschlossen, wie er ist, diejenige Lebensauffassung aufrecht zu erhalten, nach der die göttliche Gerechtigkeit sich einzig hier auf Erden betätigt, oft in „seltsame Verwunderung" versetzt.

Mit Bedauern spricht Renan von der Zeit, in der unter der ägyptischen Tyrannei der Hirtenstamm eine Nation wurde. „Diese sanften Hirtenfamilien," sagt er, „die bei ihrem Durchzug von den seßhaften Völkerschaften mit Segenswünschen aufgenommen wurden, werden ein hartes, eigensinniges Volk mit unbeugsamem Nacken. Sein Nahen erweckt die Furcht aller; es ist ein Feind. Es ist grimmig gegen jeden, der sich auf seinem Wege zeigt ... Israel ist kein Stamm mehr, es ist bereits eine Nation. Leider hat man seit dem Anfang der Welt noch keine liebenswürdige Nation gesehen!"

Die Hebräer waren der Gegenstand brutaler Maßregeln. Der Aegypter behandelte sie „wie ein chinesischer Gouverneur aufständische Barbaren behandelt". Während der langen Regierungszeit Ramses II. war jeder Gedanke an eine Empörung unmöglich. Aber in dem letzten Jahre des „ägyptischen Ludwig XIV." trat ein starker Verfall ein, und unter seinem Nachfolger konnte die Rede davon sein, das verhaßte Joch abzuschütteln. Was soll man von diesem Moses halten, dem die alten Erzählungen hier eine wesentliche Rolle zuerteilen? Die Sage hat ihn vollständig verdeckt, und „obwohl seine Existenz sehr wahrscheinlich ist, ist es unmöglich, von ihm zu sprechen, wie man von andern göttlich verehrten oder umgestalteten Männern spricht." — „Daß ein ägyptischer Beamter von gemischter Rasse, der mit der Ueberwachung seiner Brüder betraut war, eine ähnliche Rolle gespielt haben soll wie die Mulatten auf St. Domingo, und der Urheber der Befreiung gewesen ist, das ist sicherlich möglich." Aber es ist gleichfalls möglich, daß einzig und allein „die bloße Tatsache des Auszugs Israels aus Aegypten und seines Einzugs in die Halbinsel Sinai" festzuhalten ist.

II.

Es ist ein Genuß, unter der Führung eines Meisters wie Renan diese traditionelle Geschichte des jüdischen Volkes durchzugehen, die im Volksunterricht so banal gemacht worden ist. Selbst da, wo die Urteile des Schriftstellers Vorbehalte hervorrufen und zum Widerspruch Anlaß geben, muß zugestanden

werden, daß seine bezaubernde Darstellung den alten Zeiten und den Gestalten der Vergangenheit Leben verliehen hat.

Als Israel zur Nation wird, fühlt es die Notwendigkeit, ein eignes Land zu besitzen. Dieses Land hat einen Schutzgott: Jahve. Dadurch allein schon überwuchern die Sonderinteressen den ersten Plan. Es ist ein Herabsinken, eine Erniedrigung des ersten Gottesbegriffs. „Jeder Schritt zur Vollendung der nationalen Idee war eine Erniedrigung der Theologie Israels. Die nationale Idee wollte einen Gott, der nur an die Nation dachte, der im Interesse der Nation grausam, ungerecht, ein Feind des menschlichen Geschlechtes war . . ."

Renan tröstet sich darüber mit dem Gedanken, daß „der alte Elohismus niemals sterben, daß er den Jahveismus überleben wird". Er erklärt dies in sehr überraschenden Bildern: „die Warze wird später exstirpiert. Die Propheten vertreiben Jahve," jenen Jahve, der „von einer empörenden Parteilichkeit für Israel, von einer furchtbaren Härte gegen die andern Völker ist," der „Israel liebt und die übrige Welt haßt," der „zu Israels größerem Wohle tötet, lügt, betrügt, stiehlt." Ach, wann wird „der Stoß, den die Annahme eines besonderen Gottes der religiösen Richtung Israels gegeben hatte," wieder gut gemacht werden? Kann man sich wundern, wenn der moralische Zustand darunter leidet, wenn die Handlungsweise der auf Moses folgenden Zeit als „Sitten von Rothäuten" bezeichnet wird, wenn selbst der Gegenstand der Frömmigkeit ein „politischer Mörder ist, ein Gott, der einen kleinen Stamm per fas et nefas begünstigt?" Das Befragen Jahves vollzog sich andrerseits mittels einer Drehscheibe, eines Mechanismus, der darauf eingerichtet war, auf die Fragen des Priesters eine bejahende oder verneinende Antwort zu geben. Diese „Drehmaschine zum Ziehen der Lose" war das verabscheuungswürdige Instrument einer materialisierten Religion. Jahve ist nur noch ein „seltsames elektrisches Agens"; bei Gewittern „gleitet er auf dem Wind dahin, fährt auf den Wolken in einem ehernen Wagen wie ein Kapaneus". Manchmal wird ihm „ein mit Flügeln versehener automatischer Wagen", eine Art „geflügeltes Veloziped" verliehen.

Der neue Geschichtschreiber Israels kann gewissen alten Figuren nicht mit der ziemlich albernen Bewunderung gegenübertreten, die mit Unrecht im Jugendunterricht noch immer gepflegt wird. Weder Jephtha „in der Gesellschaft der Straßenräuber", noch Simson, der „possenhafte Held von Dan", der in einen ehrbaren Richter über ganz Israel umgewandelt ist, dieser Simson, den „eine Dirne des Landes der Philister auf ihren Knien einschläferte", flößen ihm Respekt ein. Er empört sich über das Blutbad, das die Daniter auf der Suche nach Wohnstätten unter den Bewohnern von Lais anrichten; dann überlegt er, daß „es keine Rasse gibt, deren Vorfahren besser gehandelt haben," und das bringt ihm einen entsetzlichen Kriminalfall in Erinnerung, eine fürchterliche Mordtat, die für einige Zeit die Aufmerksamkeit auf einen argen Halunken lenkte: „Die Geschichte der Welt ist die Geschichte Troppmanns. Wenn es Troppmann gelungen wäre, sich nach Amerika in Sicherheit zu bringen, so wäre er ein

nützlicher Mensch geworden, nachdem er Mörder gewesen war, und würde von dem Guten, das er durch andre erlangt hatte, einen glänzenden Gebrauch gemacht haben." Die Ideenverbindung ist ebenso seltsam wie sie überraschend ist; und es läßt sich füglich bezweifeln, ob der verabscheuungswürdige Verbrecher, der nicht davor zurückgeschreckt war, mehrere Kinder zu erwürgen, es verdiente, hier erwähnt zu werden.

Es erscheinen jetzt die prophetischen Schulen, „eine Art Seminare," deren geheime Mittel, sich eine orgiastische Trunkenheit zu verschaffen, eine Art von Korybanten schufen. — „Sie durchzogen das Land in großen Banden, ‚en monôme', wie man im Pariser Argot sagen würde (= im Gänsemarsch), mit Tanzchören bei den Tönen der Zither und des Tympanums. Es war etwas den heulenden Derwischen und den ‚Khuan' der muselmanischen Länder ganz Analoges." Saul, der erste König von Israel, hat ebenfalls Anfälle dieses „heiligen Korybantismus". Renan findet es beklagenswert, daß die ernstesten Fragen damals „durch die Würfel entschieden wurden, mit einem Vertrauen, das bei den Adepten einen völlig blinden Glauben und bei den Priestern, die das heilige Handwerkzeug in Verwahrung hatten, eine wahrhaft unerhörte Kühnheit voraussetzte". David wird nicht günstiger beurteilt; in Reaktion gegen die Uebertreibung gewisser Panegyriker betont sein neuer Geschichtschreiber die wenigst günstigen Züge dieser rätselhaften Gestalt. Weil die moderne Kritik aufgehört hat, in ihm den Verfasser der Psalmen zu sehen, mußte er deshalb zu einem gewöhnlichen brutalen „Condottiere" erniedrigt werden? — „Es gibt Menschen," sagt Renan, „von denen die öffentliche Meinung Verbrechen verlangt, im Hinblick auf ein Programm, das sie ihnen zuschreibt. Ein solcher Mann war Bonaparte, ein solcher David. Der Verbrecher ist in solchem Falle hauptsächlich die Menge, eine wahre Lady Macbeth, die, sobald sie ihren Günstling gewählt hat, ihn mit dem Zauberworte berauscht: ‚Du wirst König werden.'" Nichtsdestoweniger spricht er ihm das Verdienst zu, in Jerusalem „die Herzens-Hauptstadt der Menschheit" geschaffen zu haben. Die Stelle verdient im ganzen angeführt zu werden: „Dieser kleine Hügel von Zion wurde nach und nach der magnetische Pol der Liebe und der religiösen Poesie der Welt. Wer hat das bewirkt? David. ... Dieser steinige Hügel ohne Horizont, ohne Bäume und beinahe ohne Wasser, sollte auf Tausende von Meilen hinaus die Herzen vor Freude erbeben machen. Die ganze Welt sollte sagen wie der fromme Israelit: Laetatus sum in his quae dicta sunt mihi: In domum domini ibimus." Der Gegensatz zwischen der Wirklichkeit und der Sage wird in merkwürdiger Weise hervorgehoben: „Wir sehen den Räuber von Adullam und von Siklag nach und nach das Gebaren eines Heiligen annehmen. Er wird zum Dichter der Psalmen, zum heiligen Choregen, zum Typus des künftigen Erlösers. Jesus mußte der Sohn Davids werden! ... Die frommen Seelen glauben sich in Gemeinschaft mit diesem Banditen, wenn sie sich an den Gefühlen voll Ergebung und zarter Melancholie weiden, die den Inhalt des schönsten der liturgischen Bücher bilden; die Menschheit glaubt an das jüngste Gericht auf das Zeugnis

Davids, der nie daran dachte, und das der Sybille hin, die nie existiert hat. Teste David, cum Sibylla! O göttliche Komödie!" Dieser Satz ist von der bittersten und zugleich hochmütigsten Beredsamkeit; aber er zielt vor allem auf gewisse Seiten des jüdischen Geistes, die dem Verfasser von Grund aus unsympathisch sind. David hat für das Zusammentreffen gebüßt.

Wie viel Zeit, wie viel Bemühungen wandte er auf, um zu einem zivilisierten Staat zu gelangen! „Man kann sich die Regierung Davids vorstellen nach dem Vorbilde von Abdelkaders kleinem Königreich in Mascara oder nach den dynastischen Versuchen, die wir heutigentages in Abessinien vor sich gehen sehen. Die Art, wie die Dinge am Hofe eines solchen Negus in Magdala oder in Gondar ihren Gang nehmen, ist das vollkommene Abbild von Davids Königtum in seinem ‚millo' (Burg) von Zion." David wollte nicht, wie sein Sohn Salomon es tun sollte, sich der Hinneigung zu fremden Zivilisationen ergeben. „Er war zu sehr der Idealmensch einer Rasse, um daran zu denken, sich zu vervollständigen; ungefähr wie in unsern Tagen Abdelkader niemals etwas hat lernen wollen, was außerhalb seines ursprünglichen Wissens lag." Er selbst ist nur „der Räuber, der zum Gendarm geworden ist". Die Kriege, die er „gegen die andern semitischen Stämme führt, sind von schauderhafter Wildheit ... Diese Indianerkriege werden von dem zeitgenössischen Erzähler mit einer scheußlichen Kaltblütigkeit geschildert." Der Gott, den David zu seinem Beschützer gemacht hat, ist nicht besser; Jahve „reitet", wie Renan sich nicht zu sagen scheut, „bis zum Aberwitz auf seinem Recht herum. Er ist gegen die Leute aufgebracht, ohne daß man weiß warum ... Er ist ein Wesen von höchst beschränktem Geist." Das Porträt ist nicht geschmeichelt; die angeführten Texte werden mit augenscheinlichem Uebelwollen ausgelegt und ohne Berücksichtigung von Angaben, die geeignet sind, die Physiognomie des partikularistischen Gottes zu ändern. Es war jedoch unumgänglich notwendig, diese Punkte ins Licht zu rücken, um die Art des Fortschrittes zu würdigen, den Renan den Propheten der folgenden Jahrhunderte zuschreibt. Ihnen fällt, wie man sich erinnern wird, die Aufgabe zu, den alten patriarchalischen Elohismus wieder herzustellen.

Gewisse Erzählungen der biblischen Bücher fordern die Kritik heraus, ohne Entrüstung zu erregen; so jener „Gott von Bethel, der sich um einer Affäre von brünstigen Ziegen willen in Bewegung setzt"; die Kämpfe Jakobs und Esaus im Schoße ihrer Mutter, „ungeheuerliche Ungereimtheiten, die nur eine sehr beschränkte Prüderie verletzen können"; die offenkundige Nachsicht für „die eingestandene Feigheit Jakobs" und für eine Gewinnsucht, die nicht vor „kleinen Schurkereien" zurückschreckt. Aber wie viele abwechselnd feine und tiefe Bemerkungen wären im Laufe der Lektüre zu verzeichnen, zum Beispiel folgende: „Dank der Unaufmerksamkeit, mit der aus übergroßem Respekt die heiligen Bücher gelesen werden, erbauen sich die frömmsten Protestanten noch in unsern Tagen mit Inbrunst an Abenteuern im Geschmack Antars, an heldenhaften Räubergeschichten, an kleinen, geschickt ersonnenen und erzählten Intrigen." Ueber die Form gewisser Erzählungen macht er folgende scharfsinnige Bemerkung: „Wir

haben hier weiter nichts als Entwürfe, Ueberschriften, Andeutungen eingekapselter Heldengedichte; das Material, auf das man schrieb (Lederstreifen, Holztafeln, Papyrus) erlaubte nicht das lange und oft reizende Schwatzen, das eine Literatur sich erlaubt, wenn das Schreibmaterial billig geworden ist."

Der Augenblick ist jetzt gekommen, die Prophetenschulen zu charakterisieren, die durch die Namen eines Elias und eines Elisa berühmt geworden sind. Ich kann diesen beiden Gestalten nicht so viel historische Wirklichkeit zusprechen, wie Renan es tun möchte. Er charakterisiert die dem Elias gewidmeten Kapitel als „düstere und reizlose Biographie, zugleich erhaben und ans Lächerliche streifend," aber er sieht darin zu gleicher Zeit „den mächtigen Sauerteig der kommenden Revolutionen". Es ist peinlich, diese Namen, die in andrer Hinsicht groß bleiben, mit den scheußlichen Mordtaten des Jehu in Verbindung gebracht zu sehen. Dieser Usurpator schreibt an die Häupter von Samarien, bei denen siebzig Prinzen aus der Familie Ahabs wohnten, daß sie ihren guten Willen ihm gegenüber beweisen sollten, indem sie ihn von seinen Nebenbuhlern befreiten. Dieses Wort wurde verstanden. „Jeder dieser achtungswerten Bürgersleute," sagt Renan, „nahm seinen königlichen Kostgänger und schnitt ihm den Kopf ab." Man sieht, daß, wenn wir auch am Vorabend einer ergiebigen religiösen Revolution stehen, die Zeiten noch nicht reif zur Milderung der Sitten sind. Der Prophetismus zeichnete sich übrigens zu allen Zeiten durch etwas Wildes, durch einen hochmütigen Exklusivismus aus, der jede Mäßigung als Verrat, jede Nachsicht als Verstoß gegen den geschworenen Glauben hinstellt. Ja, es ist eine „Art von Verrückten", von „Besessenen", aber dieser Fanatismus „erleuchteter Laien" scheint weniger gefährlich, als der der Priester. „Der Protestantismus", bemerkt Renan, „der zu Anfang ganz ähnliche Elemente enthielt, wie das israelitische Prophetentum, ist mit der Zeit etwas Freies geworden, während der katholische Fanatismus, so wie er sich in Philipp II. und in Pius V. darstellt, nur Unheil angerichtet und sich niemals verändert hat." Und er fügt hinzu: „Die individuelle Inspiration bringt nichts hervor, was so gefährlich wäre, wie eine unfehlbare Kirche, ein Papsttum." Nichtsdestoweniger gibt er zu, daß die „wilden Seher von Israel" „Befreier waren, ohne es zu wollen".

Bei seiner Beurteilung der Propheten, besonders der Verfasser der prophetischen Bücher, hat Renan selbstverständlich den traditionellen Gesichtspunkt verlassen, der aus einem Amos, einem Hosea, einem Jesaias, einem Jeremias geheimnisvolle Vorahner einer fernen Zukunft macht, die durch plötzliche Erleuchtungen den dunkeln Schleier lüften, auf den die menschliche Erkenntnis stößt, und ihn auf mehr oder weniger bestimmte Hoffnungen wieder zurückfallen lassen. Doch er führt das Wirken der Propheten nicht auf eine einfache Intervention zurück, die sich durch die Sorge um den Gehorsam des Volkes gegen den göttlichen Willen oder durch die Furcht vor den Züchtigungen erklärt, die der Unglaube der Könige, der Großen, der ganzen Nation nach sich ziehen würde. Und vor allem verschmäht der Prophet, um Eindruck auf das Volk zu machen, „keinen der Kniffe, die die moderne Publizität erfunden zu haben glaubt. Er

stellte sich an einem Platze auf, wo viele Leute vorbeikamen, besonders vor dem Tor der Stadt. Dort wandte er, um sich einen Kreis von Zuhörern zu schaffen, die frechsten Reklamemittel an: simulierte Verrücktheit, Neologismen und seltsame Worte, ambulante Anschlagtafeln, die er selbst trug. Hatte sich eine Gruppe um ihn gebildet, so schmiedete er seine Sätze, ließ sie vibrieren und erzielte seine Effekte bald durch einen vertraulichen Ton, bald durch beißende Scherze. — Der Typus des Volkspredigers war geschaffen. Die Possenreißerei, in seltsamer Verbindung mit einem ungeschliffenen Aeußern, wurde in den Dienst der Frömmigkeit gestellt. Auch der Kapuziner von Neapel, der erbauliche Stellvertreter Pulcinells, hat in mancher Hinsicht seinen Ursprung in Israel.“

Renan muß die Propheten auch mit den Journalisten vergleichen — nur daß es dort keine Zeitungen gab. „Man kann sagen, daß der erste intransigente journalistische Artikel achthundert Jahre vor Christi Geburt geschrieben worden ist und daß Amos ihn geschrieben hat.“ Er ist der „Schutzheilige der radikalen Publizisten“; er ist „ein Unzufriedener, der dreist die Stimme zu erheben wagt“, um gegen den offiziellen Optimismus zu protestieren. Hier erscheint der innerste Kern dieses seltsamen Apostolates noch neuer als die von seinen Adepten gewählte Form. „Der hebräische Denker ist wie der moderne Nihilist der Meinung, daß, wenn die Welt nicht gerecht sein kann, es besser sei, daß sie gar nicht ist; daß die Welt mit dem, was ihre Zerrüttung ist, nicht bestehen kann.“ Und von Gott erwartet er die notwendige Katastrophe, die die Herrschaft der Gerechtigkeit sichern wird.

Leider sind uns die flammenden Reden der „Nabis“ von Israel in einem kläglichen Zustand, in der Form verstümmelter Resümees, überliefert worden. „Wir stehen vor dieser Geschichte wie vor einer Reihe von verwickelten unzusammenhängenden Leitartikeln, die sich auf Ereignisse beziehen, über die wir von andrer Seite fast nichts wissen.“ Hosea ist ein Mann aus dem Volke, der sich nicht „vor Trivialitäten, vor plumpen Bildern scheut ... Wenn ihm ein Wortspiel in den Kram paßt, verschmäht er es nicht; denn das Wortspiel, das dem gebildeten Menschen zuwider ist, macht auf das Volk starken Eindruck. Selbst das Argot widerstrebt ihm nicht. Man kann ihn nur mit einem Prediger der Liga vergleichen oder mit irgend einem puritanischen Pamphletisten aus der Zeit Cromwells.“ Renan vergleicht Micha mit den Publizisten unsrer Zeit. „Wie hat dieser Mann, den wir uns mit den Zügen eines Carrel oder eines Girardin vorstellen, der in allen Dingen sehr auf dem laufenden war und seinen Gedanken eine lebendige und pikante Wendung zu geben wußte“, sich zu den jämmerlichsten Gaukeleien erniedrigen können? Man muß in diesem Falle einen Unterschied zwischen den Zeiten zu machen wissen. Sah man nicht eines Tages Jesajas — den großen Jesajas! — „in den Straßen Jerusalems wie unsre Reklamemänner von heutzutage ein Brett herumtragen, auf dem in großen Buchstaben symbolische Namen geschrieben standen?“

III.

Diejenige Physiognomie, die man mit der meisten Aussicht auf Erfolg wieder herzustellen unternehmen kann, ist die des Propheten Jeremias, der zur Zeit der

letzten Krisis lebte, die über die Stadt Jerusalem und das Königreich Juda hereinbrechen sollte. Es sieht aus, als wären wir über ihn durch die Sammlung seiner von historischen Bemerkungen begleiteten Reden genügend unterrichtet. Dennoch stoßen wir auf große Schwierigkeiten. Schon über manche auf Jesajas bezüglichen Stellen hat Renan folgendes Urteil auszusprechen gehabt: „Meint man nicht, einen sozialistischen Sektierer unsrer Tage zu hören, der gegen die Armee eifert, das Vaterland verhöhnt und mit einer Art von Freude die künftigen Niederlagen ankündigt?“ Jeremias beharrt fortwährend auf demselben einmal eingenommenen Standpunkt. Er verdammt den heldenhaften Widerstand, der den gefürchteten Feinden von auswärts entgegengesetzt wird, und bezeichnet diese als die Werkzeuge der gerechten Strafen Jahves. Eine solche Haltung mußte die heftigsten Proteste hervorrufen. Renan sieht in ihm einen „Inquisitor, der seine Sache mit der seines Gottes identifiziert“. Hier bringt er mitunter übertriebene Vergleiche, die aber den Gedanken unvermutete Horizonte eröffnen. „Der schreckliche Freudenschrei, den die Ausrottung, die bald friedliche, ruhig von ihrem Gewerbefleiß lebende Völker trifft, dem jüdischen Propheten entreißt, ist etwas Entsetzliches; und noch entsetzlicher ist die Sympathie, die der Gottesmann für den mordenden und sengenden Tamerlan hat. Jahve, der Vertilger, der in Attila einen vollkommenen Diener hat, ist das Ideal des Jeremias.“ — „Von dem Buch Jeremias, einem der gefährlichsten des biblischen Kanons, rührt jene abscheuliche Unterwürfigkeit vor dem vollbrachten Morde her, die so oft die Sprache der Katholiken befleckt hat.“ — „In seiner übertriebenen Sprache wußte Jeremias die Worte nicht abzumessen. Er machte es wie ein französischer Publizist, der im Jahre 1870 in guter Absicht die Preußen die Werkzeuge Gottes genannt, die durch unsre Fehler herbeigeführten Niederlagen mit Beifall begrüßt und für die Zukunft noch zehnmal Schlimmeres prophezeit hätte, wofern man sich nicht bessere.“ Selbst wenn man diese wilde Freude als eine rhetorische Figur nimmt, so war sie darum doch eine Herausforderung der öffentlichen Meinung. „Stellen wir uns einen Publizisten im Juli 1870 vor, der mit einem Kummet um den Hals auf den Boulevards umherläuft und den Sieg der Preußen prophezeit; das Tun dieses Ueberspannten würde gewiß allen im höchsten Grad tadelnswert vorgekommen sein.“ — „Täglich wiederholte Jeremias wutschäumend seine entsetzlichen Alarmrufe.“ — „Er hatte eine große Aehnlichkeit mit Persönlichkeiten, die wir gekannt haben; er war ein Félix Pyat und ein unversöhnlicher Jesuit obendrein.“

In dieser Weise ziehen die Personen und Ereignisse des alten Israels an uns vorüber; unter der Feder des mächtigen Beschwörers erstehen sie mit außerordentlich scharf ausgeprägten Zügen wieder zum Leben.

Wir kommen jetzt zu der weniger berühmten Epoche der Restauration Israels nach der furchtbaren Zeit der Verbannung. Der Kreis der Glaubensformen und Lehren ist vollendet; durch die Bemühungen Esras und Nehemias unterwirft das Gesetz das Privatleben des Israeliten seinen minutiösen Satzungen. Die religiösen Uebungen einer beschränkten Frömmigkeit ersticken den Geist.

„Ein solcher Verfall ist unvermeidlich, wenn eine Religion sich den Zeremonienmeistern und den Kirchendienern überliefert.“ „Man machte es wie der Bauer, der am Freitag fastet und am Sonntag zur Messe geht, aber dabei die schlimmsten Taten verübt.“ Während die Schriftgelehrten der Thora „den letzten Hobelstrich geben“, wird die Frömmigkeit zur Frömmelei. „Der Frömmler,“ sagt Renan, „hielt seinen Einzug in die Welt. Jahve hatte immer eine entschiedene Abneigung gegen ritterliche Art gehabt; er machte sich ein boshaftes Vergnügen daraus, den sich herumtummelnden ersten Liebhaber zu Boden zu werfen ... Der profane Mensch macht auf den Jahveisten den Eindruck eines Hochmütigen, eines Unverschämten, einfach deshalb, weil er nicht das gleiche scheinheilige Aussehen hat wie er. Der Kampf zwischen dem Frommen und dem Weltlichgesinnten begann — Cypern, Phönizien, Lydien, selbst Aegypten haben solche Brummels, die die Mode machen, dem Vergnügen lebende, von Fanatismus freie Menschen.“

Ich habe bisher von den reichen Beiträgen zur Literaturgeschichte absehen müssen. Wenn man das Buch Josua von den ihm vorausgehenden trennt, um die Aufmerksamkeit auf „die fünf Bücher Moses“ zu lenken, so bemerkt Renan erklärend, daß „die Kaulquappe bei ihrer letzten Verwandlung den Kopf verloren habe“. Die griechischen Uebersetzer der Bibel schwächen die gewagten Stellen des alten Textes ab. Man ändert die „beinahe immer anfechtbaren“ Zahlen; man will den Kritiken begegnen, „die die Voltaires der Stelle“ erheben könnten. Und dabei der Geist der Ruhmredigkeit, den der boshafte Historiker mit dem „Eifer der zeitgenössischen jüdischen Blätter, alle dekorierten, vom Monarchen empfangenen oder mit irgend einer Auszeichnung bedachten Juden zu erwähnen“, vergleicht! Die Römer erscheinen mit ihren Legionen, die von einem Patrizier, „dem unliebenswürdigsten Menschen, einem verdrießlichen Tory“, geführt werden. Da es sich nicht damit zu begnügen versteht, seinen Platz in dem riesigen Reich einzunehmen, will Israel anmaßend und unklug die Devise „Alles oder nichts“ verwirklichen. Damit besiegelte es seinen Untergang. Den Leuten von praktischem Verstand war der Mund verschlossen — Männern vom Schlage „eines Mendelssohn, der so weise und so bescheiden war, eines alten Rothschild, der groß ward durch geordnete Geschäftsführung und Ehrlichkeit und verachtungsvoll auf Leute blickt, die verschwenderisch leben und es darauf abgesehen haben, die Welt zu blenden“. Ich greife eine merkwürdig scharfe Bemerkung über die Beziehungen zwischen der Wissenschaft und Moral heraus. „Ein moralisches Volk ist fast immer der Wissenschaft feindlich gesinnt; andrerseits fürchte ich sehr, daß das, was wir tun, den moralischen Fortschritt der Massen nicht viel fördert.“ Ich erinnere mich, kürzlich die Sammlung einer ausgezeichneten Zeitschrift für historische und literarische Kritik durchgesehen zu haben; als ich diese Bände, die Früchte einer gediegenen, fast unfehlbaren Gelehrsamkeit, zur Seite legte, hatte ich, wie Renan, die sehr bestimmte und etwas bittere Empfindung, daß darin nichts enthalten sei, was den Tiefstand der allgemeinen Moralität zu heben vermöge. Es ist gut, daß von Zeit zu Zeit aus der Studierstube des Philosophen hohe Worte ertönen — nicht mehr

von der Kanzel, der wir kein Vertrauen mehr schenken — um uns an die Mittelmäßigkeit des ehrlich und gewissenhaft ausgeführten Werkes zu erinnern.

Das Buch schließt mit Betrachtungen von der höchsten Bedeutung. Nachdem Renan erklärt hat, daß er das „griechische Werk" höher stellt als das „jüdische Werk", will er der Nation, deren Geschichte er so großartig geschildert hat, Gerechtigkeit widerfahren lassen: „Israel hat zuerst dem Schrei des Volkes, der Klage des Armen, der hartnäckigen Beschwerde jener, die nach der Gerechtigkeit dürsten, eine Gestalt gegeben. Israel hat die Gerechtigkeit so sehr geliebt, daß es, da es die Welt nicht gerecht fand, diese dazu verdammte, zu sterben ... Das Judentum und das Christentum stellen im Altertum das dar, was der Sozialismus in den modernen Zeiten ist ... Die sozialen Fragen werden nicht mehr unterdrückt werden, sie werden mehr und mehr den Vorrang vor den politischen und nationalen Fragen gewinnen."

Und Renan sieht eine bessere Zukunft voraus: „Israel wird nur besiegt werden, wenn die militärische Gewalt sich noch einmal der Welt bemächtigt und darin von neuem die Knechtschaft, die Zwangsarbeit, das Feudalwesen begründet. Dies ist durchaus nicht wahrscheinlich. Nach Jahrhunderte langen Kämpfen zwischen den nationalen Nebenbuhlern wird sich die Menschheit friedlich organisieren; die Summe der Uebel wird sehr vermindert werden; mit sehr seltenen Ausnahmen wird jedes Wesen zufrieden sein mit seinem Dasein. Das jüdische Programm wird mit unvermeidlichen Einschränkungen ausgeführt werden; ohne einen Himmel, der alles ausgleicht, wird wirklich die Gerechtigkeit auf Erden bestehen."

Diese Zeilen sind der heitere und herrliche Schluß der „Histoire du peuple d'Israël"; ein Jahr vor dem Tode des philosophischen Schriftstellers geschrieben, sind sie in Wahrheit das Testament dieser großen Seele, Worte der Liebe, der Güte, des innigsten Gefühls.

In dem blendenden Rahmen der Poesie hat auch Victor Hugo den Triumph der Wahrheit über die aus Tiefen, in die das Auge nicht ohne Schauder blicken kann, gespienen Ungeheuer geschildert, — nicht eigentlich den Triumph, wenn man darunter versteht, daß sie besiegt und unterworfen werden; aber sie werden selbst — und das ist mehr wert — überwunden werden durch die Tugend und das Licht:

Ils viendront! ils viendront! tremblants, brisés d'extase,
Chacun d'eux débordant de sanglots comme un vase,
Mais pourtant sans effroi;
On leur tendra les bras de la haute demeure
Et Jésus, se penchant sur Bélial qui pleure,
Lui dira: C'est donc toi!
Et vers Dieu, par la main, il conduira ce frère;
Et quand ils seront près des degrés de lumière
Par nous seuls aperçus,
Tous deux seront si beaux que Dieu, dont l'œil flamboie,
Ne pourra distinguer, pére ébloui de joie,
Bélial de Jésus.[1])

[1]) „Ce que dit la bouche d'ombre" in den „Contemplations".

Wiewohl Renan in dieser Wissenschaft kein direktes Mittel zur Förderung des moralischen Fortschrittes erblicken kann, so zeigt er uns doch durch sein eignes Beispiel, daß man einer ihrer ergebensten Diener sein kann, ohne den Zukunftsperspektiven zu entsagen. Ein erhabenes Vorbild, dieser Gelehrte, der in seinen Vorlesungen am Collège de France die Veränderungen des alten hebräischen Textes aufs genaueste erörtete, aber niemals aus dem Auge verlor, daß das letzte Wort der gelehrten Arbeit dem Geist gehört!

Ich habe in dieser Studie den Schriftsteller Renan ins Licht rücken wollen, nur den Schriftsteller; doch indem ich ihn vor Augen führte, mußte ich auch auf den Historiker und Philosophen hinweisen, weil bei Renan der Stil nie die Verzierung des Gedankens, sondern das diesem angepaßte Kleid ist. Jenes Bestreben, die Vergangenheit durch die Gegenwart zu erhellen, jene Vergleiche zwischen dem jüdischen Altertum und den bis auf unsre Tage darauf folgenden Zeiten sind die Brücke, die er kühn und leicht über den tiefen Graben schlägt, der zwei Länder trennt und sie voneinander isoliert.

Man kann die „Histoire d'Israël“ nicht lesen, ohne seinen Horizont sich erweitern und hell werden zu sehen. Die jungen Leute werden darin die mächtigste geistige Anregung finden; die reifen Männer werden mit Entzücken und Rührung wieder manchen Weg geführt werden, auf den sie Gelegenheit gehabt haben, den Fuß zu setzen, und sie werden dem Verfasser für das Licht, das er auf ihren Weg geworfen hat, zu viel Dank wissen, um ihre abweichende Meinung über Punkte, die man als sekundär bezeichnen kann, betonen zu wollen.



Zu dem Aufsatze des Grafen Revertera „Rechberg und Bismarck 1863 bis 1864“.

Von

v. Falckenstein, General der Infanterie.

Seiner damaligen Stellung als k. k. österreichischer Zivilkommissar für die Verwaltung der eroberten Elbherzogtümer entsprechend, beziehen sich die überaus interessanten Erinnerungen des Grafen Revertera [1]) vornehmlich auf politische Vorgänge. Bismarck erscheint weitblickend, energisch, zielbewußt in seiner vollen Größe, ein erfreuliches Zeichen für die objektive und vorurteilsfreie Beurteilung des späteren Gegners. Auch dem älteren Kollegen im Amte, dem preußischen Zivilkommissar Freiherrn v. Zedlitz, wird reiche Anerkennung zuteil. So weit ist Inhalt wie Ton der Erinnerungen, dem liebenswürdigen vornehmen Charakter des Verfassers entsprechend, so wohlwollend gehalten, daß

1) Deutsche Revue, Oktober/Dezember 1903.

ihre Lektüre den Teilnehmer aus jener Zeit wie eine freundliche Erinnerung gemeinsamer Erlebnisse anmutet. Um so mehr ist es zu bedauern, daß die militärische Seite, d. h. die eigentliche Kriegführung mehrfach außerordentlich absprechend beurteilt wird, daß ferner hierbei gewisse Eifersüchteleien zwischen den beiden Kontingenten des verbündeten Heeres durchblicken, von denen nach meiner Erinnerung, wenigstens auf preußischer Seite, herzlich wenig die Rede war. — Zum Oberbefehlshaber der alliierten Streitkräfte war bekanntlich der preußische Feldmarschall Freiherr v. Wrangel ernannt, der am 13. April 1864 achtzig Jahre alt wurde. Ich erinnere mich mit Vergnügen der originellen Feier seines Geburtstages, die wir im Stabe des Oberkommandos, dem ich als einer der jüngsten Adjutanten angehörte, in Flensburg begingen, während der alte Herr selbst, um ihr zu entgehen, nur von seinem persönlichen Adjutanten begleitet, sich in die Laufgräben vor Düppel begeben hatte. Daß Wrangel in diesem Lebensalter noch die nötige geistige Frische zur Führung des Krieges besessen habe, ist schwerlich zu behaupten. Revertera beurteilt ihn etwas hart, aber daß seine „Eigentümlichkeiten", um nicht Eigensinn zu sagen, ständig zu Verlegenheiten führen mußten und tatsächlich zu mehr wie Verlegenheiten führten, darf nicht verwundern. Danach erscheint die Wahl Wrangels auffallend, und sie wurde vom Könige zweifellos nur getroffen aus besonderer, vielleicht zu weitgehender Rücksicht auf den Verbündeten. Außer Wrangel kam füglich nur Prinz Friedrich Karl in Betracht, der damals bereits der zweitälteste kommandierende General in Preußen war und der nach seiner ganzen Vergangenheit wahrhaftig nicht übergangen werden konnte. Wollte man nicht von vornherein den Feldmarschalleutnant v. Gablenz dem um 14 Jahre jüngeren Prinzen unterstellen, so blieb eben keine andre Wahl. Um so wichtiger war die des ersten Gehilfen, des Chefs des Generalstabes. Diese fiel auf meinen Vater, und dieser Umstand ist es, der mir die Feder in die Hand drückt, um Irrtümern entgegenzutreten, die das Andenken meines Vaters beeinflussen müssen.

Graf Revertera traf am 13. Februar beim Armee-Oberkommando ein und fand hier, wie er berichtet, zu seiner Ueberraschung eine gedrückte Stimmung vor. Die Enttäuschung über die Nichtinnehaltung des ursprünglichen Operationsplanes habe zu ungerechten Urteilen über die Oesterreicher geführt, denen man vorgeworfen habe, durch ihr tolles Drauflosgehen die Dänen zum vorschnellen Abzuge veranlaßt zu haben, anstatt sie in den Danewerken festzuhalten. „Wäre dies der Fall gewesen", so fährt der Text fort, „so traf die Schuld jedenfalls nur das Oberkommando, denn nicht nur hatte Wrangel den Angriff befohlen und ihm als Zuschauer beigewohnt, sondern auch gegen den Widerspruch der Unterbefehlshaber, denen das Anrennen gegen das Danewerk als ein aussichtsloses Wagnis erschien, dazu bereits die Anordnung getroffen u. s. w." Es ist hier — was aus dem Texte nicht ganz deutlich hervorgehen dürfte — zweierlei zu unterscheiden. Der angeblich von Wrangel befohlene Angriff, dem er beiwohnte, und das angeblich aussichtslose, von ihm bereits angeordnete, aber durch die Ereignisse überholte und nicht ausgeführte Anrennen gegen das Danewerk.

Mit ersterem ist zweifellos das Gefecht der Oesterreicher vom 3. Februar bei Oberselk bezw. dem Königshügel gemeint. Von einem Angriffe auf das Danewerk war hierbei noch keine Rede. Oberselk liegt zirka sechs Kilometer von der nächsten damaligen Danewerkbefestigung entfernt. Dem II. Korps (Oesterreicher) war aufgegeben, am 3. Februar in eine Linie einzurücken, die Oberselk einschloß. Die Oesterreicher fanden hier dänische Vortruppen, die sie hier wie von dem dahinterliegenden Königshügel nach heftigem Kampfe unter Entfaltung eines außerordentlich schneidigen Draufgehens warfen. Wrangel hatte für den Nachmittag in dem benachbarten Hahnenkruge eine Besprechung mit den Kommandierenden angesetzt. Seine Anwesenheit war zufällig mit dem Gefechte zusammengetroffen, in das hinein zu reden er keinerlei Veranlassung hatte. Wenn vorher die Absicht eines gewaltsamen Angriffes auf die Befestigungen bestand, so wurde in der erwähnten Besprechung im Hahnenkruge auf Grund der durch das Gefecht von Oberselk und andre Ereignisse geklärten Erkenntnis ausdrücklich festgesetzt bezw. diese Festsetzung später dahin erweitert, daß ein ernsthafter Angriff auf die Schanzen nicht stattfinden solle, bevor nicht die Meldung eingetroffen, daß dem I. Korps (Friedrich Karl) der Uebergang über die Schlei gelungen und daß es bis in die Höhe von Missunde vorgedrungen sei; auch dürfe ein Infanterieangriff erst ansetzen, wenn eine oder mehrere Schanzen durch unser Artilleriefeuer zum Schweigen gebracht seien u. s. w. Es wäre durchaus müßig, sich jetzt darüber auseinanderzusetzen, ob ein gewaltsamer Angriff Aussicht auf Erfolg hatte oder nicht, denn es ist eben nicht dazu gekommen. Ich für mein Teil zweifle nicht daran, daß bei den Truppen, die damals im Felde standen, die allerbeste Aussicht auf Gelingen vorlag. Auch die Dänen müssen wohl ähnlich gedacht haben. Nach dem vom Grafen Revertera unmittelbar nach der bezüglichen Schilderung zitierten Berichte des Feldmarschalleutnants v. Gablenz vom 18. Februar hat das dänische Oberkommando den Entschluß zur Räumung der Danewerke gefaßt, lange ehe der Uebergang des Prinzen Friedrich Karl bei Arnis erfolgte, wozu „wohl eher das energische Vorgehen der Brigade Gondrecourt den Ausschlag gegeben haben mag“. Damit wären wir denn wieder bei dem Ausgangspunkte angelangt, d. h. bei dem angeblich preußischerseits den Oesterreichern gemachten, von Revertera als ungerecht bezeichneten, von Gablenz aber aus den Tatsachen erklärten Vorwurfe, durch ihr tolles Drauflosgehen die Dänen, anstatt sie im Danewerke festzuhalten, zum vorschnellen Rückzuge veranlaßt zu haben. — Tatsächlich ist ein solcher Vorwurf preußischerseits ernsthaft nie erhoben worden, ebensowenig hätte es dem Interesse an der Schilderung des Grafen Revertera Abbruch getan, wenn diese offenbar irrtümliche Erinnerung an „Stimmungen“ fortgeblieben wäre. In dem Texte heißt es dann weiter: „Abermals entsendete nun Wrangel das Armeekorps des Feldmarschalleutnants Gablenz zur Verfolgung des Feindes, der ihm bei Oeversee ein blutiges Rückzugsgefecht lieferte, infolgedessen die österreichischen Truppen in Flensburg eingezogen wären, wenn ihnen nicht Halt geboten wäre, um es dem Prinzen Friedrich Karl zu ermöglichen, daß er nach dem nunmehr vollzogenen

Uebergange über die Schlei als erster die Stadt besetze." — Hierzu ist zu bemerken: Wenn Wrangel das Korps Gablenz „abermals" an den Feind brachte, so ist in dem „abermals" füglich nichts anders zu verstehen als eine Anerkennung der Courtoisie Wrangels, der so tapferen Truppen keine größere Ehre erweisen konnte, als ihnen die Verfolgung zu übertragen. Im übrigen lag die Sache hier einfach so, daß den Oesterreichern diese Aufgabe zufallen mußte, denn sie hatten einen mehrstündigen Vorsprung vor den Preußen gewonnen, waren dem Feinde auf den Hacken, während weder das I. noch das III. Korps imstande gewesen wären, ihn heut noch zu erreichen. Die Unterstellung jedoch, daß den Oesterreichern nach ihrem siegreichen Gefechte bei Oeversee Halt geboten wäre und zwar aus wenig schönen Gründen, muß als den Tatsachen direkt widersprechend bezeichnet werden. Das Gefecht hatte am Nachmittage begonnen und bis in die Dunkelheit gedauert. Am Abend, neun Uhr, traf der Oberstleutnant v. Schönfeld vom Gablenzschen Korps im Hauptquartier mit der Meldung über das stattgehabte Gefecht ein. Er hob die Verluste der Avantgarde sowie die Uebermüdung der Truppen hervor, infolge deren sie am nächsten Tage durchaus der Ruhe bedürften. Nach den enormen Leistungen dieser Truppen in den letzten Tagen war dies durchaus nicht überraschend; daß ihnen für den nächsten Tag (am Gefechtstage selbst war Flensburg nicht mehr zu erreichen) Ruhe gewährt wurde, ist selbstverständlich. Weniger verständlich ist es, daß diese auf Ansuchen ihres Kommandierenden bewilligte Ruhe jetzt nach 40 Jahren als ein vom Oberkommando „gebotenes Halt, um dem preußischen Prinzen zu ermöglichen, als erster die Stadt zu besetzen" dargestellt wird. Es lagen doch damals andre Aufgaben vor uns, als daß der Ehrgeiz, eine offene, vom Feinde verlassene Stadt als erster zu besetzen, eine Rolle hätte spielen können. Ich bemerkte oben, daß die Oesterreicher, als dänischerseits die Danewerke möglichst geräuschlos verlassen waren, einen mehrstündigen Vorsprung vor den Preußen gewonnen hatten. Es ist nicht uninteressant, die Entstehung dieses Vorsprunges zu verfolgen. Am Abend des 5. Februar hatte man dänischerseits mit den österreichischen Vorposten bei Schleswig parlamentiert im Interesse einer zweistündigen Waffenruhe behufs Abholung von Toten und Verwundeten. Der die Antwort überbringende österreichische Offizier fand auf dem die Schlei kreuzenden Damme niemand und die angelegte Sperre verlassen, dagegen Einwohner der Stadt Schleswig, die ihm mitteilten, daß die Stadt geräumt sei. Gegen vier Uhr morgens erhielt Gablenz in Lottorf die Meldung hierüber und schickte sie sogleich ihrer überaus großen Wichtigkeit entsprechend an das zwölf Kilometer entfernte Oberkommando in Damendorf. Gleichzeitig schickte er dieselbe Mitteilung an den General Gondrecourt seines Korps, der sich am selben Orte (Lottorf) befand mit dem Auftrage, diese Mitteilung sofort an das benachbarte III. Korps (preußische Garde-Division) weiter zu befördern. Die erstere Meldung ist um acht Uhr, die zweite Mitteilung überhaupt nicht an ihre Adresse gelangt. Der General Gondrecourt hatte es im Drange der Umstände versäumt, die Benachrichtigung weiter zu geben. — Hier wäre vielleicht einzusetzen, wenn man in seinen Er-

innerungen durchaus nach „Verstimmungen“ kramen wollte. — Graf Revertera erzählt von einem am Abend des 5. Februar in Wien abgehaltenen Hofballe, auf dem bereits die Räumung der Danewerke Gegenstand lebhafter Besprechung gewesen sei. Der dänische Oberbefehlshaber aber hatte seinen Entschluß zum Verlassen der Stellung so geheim gehalten, daß ihn selbst der König zu dieser Zeit noch nicht kannte, während das Ministerium in Kopenhagen am Abend 9 Uhr 50 des 5. Februar die erste Nachricht erhielt. Des ferneren verlegt Graf Revertera das Hauptquartier nach der geschilderten Episode nach Christiansfeld, wo es nie gewesen ist, er spricht später von einem eigenmächtigen Entschlusse Wrangels, in Jütland einzubrechen u. s. w. Diese und ähnliche Irrtümer, auf die füglich nicht näher einzugehen ist, lassen den Rückschluß zu, daß der Herr Verfasser sich vielleicht zu sehr auf sein Gedächtnis verlassen und verschmäht hat, das über allen Zweifel objektive Werk des preußischen Generalstabes zu Rate zu ziehen. Wenn hierdurch Irrtümer sich in die sonst so liebenswürdig geschriebenen Erinnerungen des Grafen Revertera eingeschlichen haben und ihn zu bedauerlichen Schlußfolgerungen veranlaßten, so werden solche Mißverständnisse doch die schöne Erinnerung an jene Zeit bei allen noch lebenden Teilnehmern nicht beeinträchtigen. Wie Mißtrauen und Entfremdung sich später entwickelten, wie sich der Faden bis zum offenen Bruche spann, gehört einer späteren Periode an. Das Jahr 1864 war für die Truppen beider Nationen eine Zeit ungetrübter Waffenbrüderschaft, die ja auch schon in schwereren Zeiten gut gehalten hat und, so Gott will, auch ferner halten wird. Solange man in der österreichisch-ungarischen Armee deutsche Kommandoworte hört, werden ihr auch die alten Sympathien der verbündeten deutschen Kameraden nicht fehlen.

Der Urhaß.

Novelle

von

Franz Adam Beyerlein.

(Schluß.)

Einige Zeit nach der peinlichen Szene im Primanergarten sagte sich der alte Kammerherr von Leippen, Arndts Großonkel und Vormund, zu Besuch an. Er bat seinen Großneffen zum Nachtmahl aus. Außerdem waren Dr. Zwollzschrack als Tutor und ich als Arndts Freund geladen.

Das Abendessen wäre sehr ungemütlich verlaufen, wenn nicht die Lustigkeit des alten Kammerherrn über die schweigsame, verborgene Feindseligkeit am Tische hinweggeholfen hätte. Es war amüsant zuzuhören, wenn er sich darüber lustig

machte, warum ihm der und jener Orden verliehen worden war, aber er trug gleichwohl die Bändchen im Knopfloche. Schließlich kam er auf seine Leutnantszeit zu sprechen. Er hatte, wie das gebräuchlich ist, bis zum Husarenrittmeister mitgetan und dann erst die Bewirtschaftung seiner Güter übernommen. Bei einem alten Regimentskameraden hatte er auch zu Mittag gespeist. Dort schien es sehr heiter hergegangen zu sein, denn der Kammerherr begann alsbald Geschichtchen zu erzählen, die gewöhnlich Vormünder Mündeln, auch wenn sie Oberprimaner sind, nicht vorzutragen pflegen, sonderlich nicht, wenn zugleich ein Lehrer und noch dazu der Religionslehrer mit am Tische sitzt.

Der Lizentiat setzte auch eine recht verächtliche Miene auf und hörte nur mit der allernotdürftigsten Höflichkeit hin. Der leicht angezechte alte Herr merkte indessen die Ablehnung nicht und schwatzte munter weiter.

Arndt von Leippen wollte unter allen Umständen verhüten, daß sein Oheim sich noch länger vor Drzwollzschrack bloßstellte. Er versuchte, durch allerhand Fragen das Gespräch in andre Bahnen zu lenken, und bat schließlich ziemlich dringend: „Onkel, so hör doch mal, bitte, mit diesen Kasinogeschichten auf!“

„Warum denn?“ fragte der Kammerherr etwas empfindlich.

„Na, das interessiert doch niemand so sehr.“

„So? Interessiert niemand? Dich auch nicht etwa?“

„Nein!“

„So so.“

Der alte Herr wandte sich an Drzwollzschrack und fuhr fort: „Erlauben Sie, Herr Lizentiat, daß ich Ihnen den exakten Beweis führe, daß meine Kasinogeschichten zum Beispiel gerade meinen Neffen, der mich für angeheitert zu halten scheint, doch interessieren. Aber nicht wahr: auf Wort, Herr Lizentiat, das ist ein Gespräch unter Männern, und Sie schreiben's dem Bengel nicht in seine Sittenzensur?“

Drzwollzschrack antwortete leise: „Das ist doch selbstverständlich, Herr Kammerherr.“

„Also! Na, dann will ich Ihnen mal noch eine Kasinogeschichte erzählen.“

Mit einem Male unterbrach Arndt den Oheim.

„Onkel, sprich nicht davon!“ rief er aufgeregt. „Ich will es nicht!“

Und noch einmal, schärfer: „Ich will es nicht!“

In den Augen des Kammerherrn flackerte ein jäher Zorn auf, und er kommandierte: „Stillgestanden! Ruhe im Glied!! Jetzt rede ich!“

Arndt lehnte sich resigniert zurück.

„So ist's schön! So ist's schön!“ sprach der Alte wie zu einem bemeisterten ungebärdigen Pferde.

Seine Miene erhellte sich wieder, und er plauderte, indem er sein Mündel liebevoll am Ohr zupfte: „Wissen Sie, Herr Lizentiat, daß dieser junge Dachs hier selbst bereits so eine Kasinogeschichte geleistet hat? Wissen Sie, daß dieser ungezogenste aller Großneffen mich ganz und gar gegen meinen Willen zum Urgroßonkel gemacht hat? Daß er noch dazu eine holde Mädchenunschuld auf

dem jugendlichen Gewissen hat? Im Ernst, Arndt, mein lieber Neffe, die Tante ist noch ganz kolossal böse auf dich, und ich natürlich auch. Wissen Sie, Herr Lizentiat, es dient allein zu seiner Entschuldigung, daß das Mädel wirklich reizend war, — die Kammerjungfer meiner Frau, eine Waise aus dem Dorfe, die von klein auf im Hause war und die wir, meine Frau und ich, eigentlich sehr gern mochten."

Der lustige Herr war zuletzt ganz sentimental geworden; gleich darauf schnauzte er in dem jähen Stimmungswechsel der Halbtrunkenen den Neffen grimmig an: „Du, Arndt, Junge! Das verbitt' ich mir ein für allemal! In meinem Hause kommt mir das nicht wieder vor! Steck du die Ferien über deine Nase in die Bücher! Das paßt sich besser für dich!"

Arndt von Leippen kniff die Lippen zusammen. Er schämte sich weniger für sich selbst als für den Oheim.

„Es ist Zeit für uns zu gehen, Onkel," sagte er. „Wir müssen auf die Minute zurück sein. Aber vielleicht leistet dir der Herr Lizentiat noch einen Augenblick Gesellschaft?"

Drzwollzschrack verneinte hart: er hätte sich noch für den Unterricht vorzubereiten. Als er sich von dem Kammerherrn mit ein paar mühsamen Worten des Dankes verabschiedete, sah er erschreckend bleich aus. Der alte Herr schaute verblüfft drein, wie er danach plötzlich aus dem Zimmer verschwunden war.

Um so wortreicher sollte der Abschied von dem Neffen ausfallen, aber Arndt kürzte die rührseligen Reden des Oheims rauh ab und trieb zur Eile.

Draußen sagte er: „Der werte Vormund war stark angeheitert."

„Nun ja, warum auch nicht?" erwiderte ich. „Aber ist denn das wahr?"

„Was?"

„Nun, was er von dir erzählte?"

„Das schon."

„Aber du hast mir nie davon erzählt."

„— Frauenzimmergeschichten behält man doch für sich!"

Das imponierte mir von Leippen. Es war doch immerhin für einen Oberprimaner so etwas wie eine Heldentat. Ich — ich hätte sie vielleicht nicht verschwiegen.

Sonst machte ich mir über das Ereignis zunächst keine Gedanken, und erst abends vor dem Einschlafen fiel mir ein, was für einen Eindruck die Erzählung des Kammerherrn auf Drzwollzschrack gemacht haben mußte. Das Schicksal dieser „Waise aus dem Dorfe" mußte ihn furchtbar ergriffen haben. War sie nicht gleichsam eine Schwester von ihm?

Und mit einem Male erschien mir die „Heldentat" Leippens als ein ganz abscheuliches Ueberbleibsel aus der Zeit der Leibeigenschaft — der Leibeigenschaft in wörtlichstem Sinne.

Es war nun nicht mehr weit bis zur Katastrophe.

Am Sonnabend nach dem Sonntage der Einladung übernahm Drzwollzschrack die Inspektionswoche im Alumnat.

„Der Kerl ist verrückt!“ sagten die Alumnen zueinander. Und in der Tat konnte man ganz gut auf diese Vermutung kommen, wenn man den Lizentiaten beobachtete. Das eine Mal revidierte er die Studierstuben wohl zehnmal in der Stunde, dann wiederum verließ er einen ganzen Tag lang nicht sein Hebdomodarzimmer.

Freitag war der Emendationstag der lateinischen und griechischen schriftlichen Arbeiten, ein Morgen vollgepfropft von trostlos langweiligen Besprechungen grammatikalischer Fehler.

„Meldest du dich mit krank?“ fragte ich darum Leippen. „Allein ist mir's zu langweilig.“

Er war einverstanden.

Wir kratzten also ein Stück Wand oberflächlich ab und leckten an dem bloßgelegten Kalk. Das gab die „belegte Zunge“, ohne die der Schularzt selbst die rasendsten Kopfschmerzen niemand glaubte. Leippen und mir glaubte er sie, und wir bezogen für den einen Tag die Krankenstube.

Seltsamerweise war diese Krankenstube der allerungesundeste Raum im ganzen Alumnat. Die Studierzimmer, Klassenzimmer und Schlafsäle lagen sämtlich in dem neuen Schulgebäude, die Krankenstube allein war mit dem Rentamt und den Wirtschaftsräumen in dem alten Kloster geblieben, aus dem das Gymnasium hervorgegangen war. Drüben war alles hoch, hell und lustig, die Krankenstube war niedrig, kleine Fenster machten sie ein wenig düster, und sie hatte nicht die geringste Ventilation.

Aber es war sehr gemütlich darin. Man lag, nach Herzensbedürfnis faulenzend, auf einem weichen Feldbett und hatte nichts andres zu tun, als auf den Abend zu warten, an dem man, wiederhergestellt, in das Alumnat zurückkehrte.

Da ich noch nie, auch damals nicht, am Tage eingeschlafen bin, ohne mit Kopfweh aufzuwachen, hatte ich mir den dicken Reclamband von Dickens' Pickwickiern mitgenommen. Leippen erfreute sich der beneidenswerten Fähigkeit, jederzeit tief und fest schlafen zu können. Wenn er wach war, schwatzten wir ein wenig zusammen, träge und faul, wie es das bequeme Liegen auf einem weichen Feldbett mit sich bringt. Dann vertiefte ich mich wieder in meinen Dickens; ich erwarb mir nicht alle die Lustwerte zu eigen, die der sehr köstliche Engländer in seinem Buche aufgespeichert hat, — man muß sich ja auch erst die Zunge an manchem Krätzer verbrennen, ehe man den Geschmack für Bordeaux, für guten Bordeaux, bekommt, — aber ich war doch weit über die Mitte des Romans hinausgelangt, da knarrte unten im Treppenflur die Tür, die zu der Krankenstube führte. Ich sprang auf und horchte.

Leippen blinzelte träge. „Aha! Drzwollzschrack!“ sagte er. Er blieb auf seinem Lager liegen und dehnte sich.

Harte Schritte polterten die Treppe herauf, die Tür wurde ungestüm aufgerissen, und der Lizentiat trat ins Zimmer, gerade auf mich zu.

„Was fehlt Ihnen?“ fragte er mit einer rauhen, fast heiseren Stimme.

Ich antwortete: „Kopfweh. Der Herr Medizinalrat meint, verdorbener Magen.“

Drzwollzschrack schaute mir eine Weile starr ins Gesicht und murmelte etwas Unverständliches.

„Und Ihnen?“ wandte er sich zu Leippen.

„Ich glaube, dasselbe,“ erwiderte der. Er hatte sich nachlässig emporgerichtet und stützte sich leicht auf den einen Arm.

Der Lizentiat herrschte ihn an: „Stehen Sie gefälligst auf, wie es sich gehört!“

Langsam kam Leippen dem Geheiß nach. Er schob seine Füße vom Bett herunter und war gerade im Begriff aufzustehen, als ihn Drzwollzschrack heftig am Arm faßte.

„Etwas schneller, wenn's beliebt! Ja?“ drängte er. Die Stimme schlug ihm vor Zorn über.

Leippen war zusammengezuckt, als er den derben Griff an seinem Arm spürte. Nun stand er aufrecht, und mit einer unsagbar hochmütigen Gebärde strich er mit der Hand über den Rockärmel, da, wo ihn der andre angefaßt hatte. Es sah aus, als wollte er eine Schmutzspur von dem Tuche wegfegen.

Da schoß dem Lizentiaten eine helle Flamme ins Antlitz, seine Miene verzerrte sich in einer wahren Berserkerwut, er hob die Hand und schlug Leippen roh und schwer mitten ins Gesicht.

Im ersten Augenblick hatte ich die Empfindung: das hat der hochmütige Bursche verdient. Eine so namenlos zugespitzte, raffinierte Beleidigung war in jener Gebärde ausgedrückt gewesen. Aber gleich darauf kam mir die ebenso maßlose Brutalität der Vergeltung zum Bewußtsein, dieser Schlag, den der starke, breitschulterige Mann dem schmächtigen Schüler versetzt hatte, der ihm gegenüber wehrlos war. Ich gedachte, mit meinen Armen die ungleiche Partie nach Kräften in ein besseres Gleichgewicht zu bringen, und schickte mich an, Drzwollzschrack von der Seite anzufallen. Denn es konnte ja gar nicht anders sein, als daß Leippen dem Lizentiaten an die Kehle sprang, daß er ihn wieder schlug, so aussichtslos der Angriff auch schien, — aber nichts dergleichen geschah.

Leippen war unter der Wucht des Schlages rückwärts getaumelt. Er stand nun im Schatten der Zimmerecke, und aus dem Dunkel leuchtete sein Gesicht weiß wie das eines Toten hervor. Auf der einen Wange braunte dicht unter dem Auge ein dunkles Mal. Die schlanke Gestalt war hoch emporgereckt, so daß der Schüler um keinen Zoll kleiner schien als der Lehrer, der in der Stellung, in der er den Schlag geführt hatte, stehen geblieben war, das zornentflammte Antlitz nach dem Gegner zu vorgeneigt. Unbeweglich und lautlos verharrten die beiden einander gegenüber, nur die Blicke begegneten sich in einem wütenden, grenzenlosen Hasse, in dem verächtlichen, höhnischen Hasse des Herrschenden gegen den niedrigen, schmutzigen Sklaven und in dem tollen, aufbegehrenden Hasse des jahrhundertelang Unterdrückten gegen den Unterdrücker.

Plötzlich kehrte sich Drzwollzschrack schwerfällig um. Im Hinausgehen warf

er die Schultern zurück, als wollte er eine Last abschütteln, dann stapften seine Schritte die Treppe hinunter.

Leippen löste sich langsam aus seiner Erstarrung los. Ich schaute mit teilnehmender Sorge zu ihm hinüber, aber er warf sich mit abgewandtem Gesicht auf das Feldbett und lag regungslos da. Ich tauchte mein Tuch in das kalte Wasser im Kruge und brachte es ihm. Er dankte und gab mir flüchtig eine eiskalte Hand. Dann kühlte er die schmerzende Wange.

Die Abenddämmerung hatte das niedrige Zimmer schon ganz erfüllt, da richtete er sich endlich wieder in die Höhe. Es war bereits so finster, daß ich seine Gesichtszüge kaum zu unterscheiden vermochte.

„Nicht wahr,“ fragte er, „wenn ich dich um etwas bitten lasse, dann tust du mir den Gefallen?“

Ich konnte mir nicht denken, was er meinte, aber ich antwortete: „Natürlich, gerne.“

„Ich danke dir. Dann also leb wohl und laß dir's recht gut gehen!“

Er drückte mir fest die Hand, und im Licht des scheidenden Tages schien es mir, als ob er mich — zum ersten Male — mit einer ehrlichen Herzlichkeit in den Augen anschaute.

„Du willst fort?“ fragte ich.

„Ja.“

„Dann — laß dir's auch recht gut gehen!“

Wir drückten uns noch einmal die Hand, und dann ging er.

Am späten Abend rief mich der Rektor zu sich. Ich ahnte, was er von mir wünschte, und erklärte ihm bereitwillig, daß ich von der Szene, deren Zeuge ich gewesen war, nichts ausplaudern würde. Ich mußte lächeln, weil er mich plötzlich als sehr verständig und fast gleichberechtigt behandelte, während er gemeinhin über meine kindische und törichte Trägheit nicht Worte genug finden konnte.

Leippen war bereits abgereist, er ließ mich durch den Rektor bitten, ihm Sachen und Bücher zum Nachsenden zu richten.

Lizentiat Drzwollzschrack wurde noch am Abend von der Inspektion des Alumnats suspendiert. Von den Schülern bekam ihn keiner mehr zu Gesicht.

Dieses peinliche Niemalserwähnen der beiden Verschwundenen hatte etwas Bedrückendes. Es wäre mehr über sie gesprochen worden, wenn sie tot gewesen wären. Anfangs zerbrachen sich die Alumnen fast die Köpfe über das auffällige Geschehnis, aber ich antwortete ihren Fragen immer gröber ablehnend, und am Ende beruhigte sich die Neugier.

*

Das also war der eine Ehregott Drzwollzschrack.

War er aber identisch mit dem andern, den das Schild über der Eingangspforte und die Riesenbuchstaben an den Häusermauern als Inhaber der Wirtschaft „Zum Schweizerhäuschen“ verzeichneten?

Mein Durst war vollauf gestillt. Trotzdem ließ ich mir die dritte rosenfarbene Weiße bringen. Ich saß behaglich im warmen Sonnenscheine und schaute zu, wie der Rauch meiner Zigarre kerzengerade in die Höhe stieg und dann in dem grünen Gezweig der Platane zerfloß.

Es erschien mir immer wahrscheinlicher, daß jener und dieser Ehregott Drzwollzschrack dieselbe Person waren.

Natürlich war der Lizentiat damals aus seiner Laufbahn herausgeworfen worden. Es mochte einige vergebliche Versuche gegeben haben, mit den beleidigten Gewalten wieder einen Frieden zu schließen, dann hatte er wohl die Flinte ins Korn geworfen. Bei der Gegenpartei war es ihm besser geglückt. Denn diese saubere Wirtschaft „Zum Schweizerhäuschen“ machte den Eindruck, als ob sie ihren Mann recht gut nährte. Daß sich freilich der ehemalige Lizentiat als Gastwirt sonderlich glücklich fühlen könnte, das vermochte ich mir nicht recht vorzustellen.

Vielleicht hatte er im Trinken seinen Trost gesucht?

Aber ich wußte ja noch gar nicht, ob der Ehregott Drzwollzschrack auf dem Schilde der war, an den ich dachte.

Am Ende entschloß ich mich, durch den Aufwärter den Wirt auf ein paar Worte bitten zu lassen. Es war ja nichts Ungewöhnliches, jemand zu fragen, ob er irgendwen gleichen Namens gekannt hat.

Noch ehe ich indessen meinen Entschluß ausführen konnte, trat ein großer, breitschulteriger Mann in die Tür des Holzhäuschens im schweizerischen Gebirgsstile. Er blinzelte unter der vorgehaltenen Hand hinweg in die Sonne und schritt danach in den Garten, im Gehen ein paar schöngefärbte gelbrote Platanenblätter aufhebend. Nun war kein Zweifel mehr. Der da auf mich zukam, war mein ehemaliger Religionslehrer, Lizentiat Ehregott Drzwollzschrack. Er hatte sich einen halblangen braunen Vollbart wachsen lassen, und er war ein wenig dick geworden, — das unterschied ihn auf den erstaunten ersten Blick hin von der Gestalt, die meine Erinnerung mir vormalte. Aber damit war es nicht getan. Der ganze Mensch hatte gleichsam ein andres Gepräge erhalten. Für den Lizentiaten war seinerzeit eine gutmütige, unbeholfene Unsicherheit charakteristisch gewesen, dagegen dünkte mich das Hervorstechendste an diesem Ehregott Drzwollzschrack, der vor meinen Augen stand, eine kühne, selbstbewußte Kraft. Und in seiner lässig getragenen braunen Joppe glich er durchaus nicht dem Typus des bürgerlichen Gastwirts, der sich im sauberen Gehrocke freundlich vor seinen Gästen verneigt.

Ehregott Drzwollzschrack ließ sich die schöne Sonne auf die Haut brennen und besah sich nachdenklich die welken Platanenblätter, die er vorher vom Kies aufgelesen hatte. Um den Zufallsgast, der am Gartentische hinter seiner rosenfarbenen Weißen saß, kümmerte er sich nicht im geringsten.

Erst als er sich bereits wieder nach dem Hause umkehrte, schaute er achtlos nach meinem Platze. Er hielt einen Augenblick inne, als ob er sich besänne. Dann kam er stracks auf mich zu und begrüßte mich mit meinem Namen.

„Ich habe Sie auch sofort erkannt, Herr Lizentiat," erwiderte ich. Unwillkürlich hatte ich den Titel vom Gymnasium her beibehalten.

Drzwollzschrack lächelte und versetzte: „So hab' ich mich lange nicht nennen hören. Und übrigens — ich hab' auf die Würde verzichtet. Aber — sagen Sie: wie kommen Sie hierher?"

„In die Gegend — rein durch Zufall. Dann las ich allerdings den Namen auf dem Schild dort, und da wurde ich neugierig."

Drzwollzschrack hatte sich gesetzt und ließ nachdenklich eines der welken Blätter an dem Stiele kreisen.

„Natürlich," sprach er, „der Name ist selten. Und — was dachten Sie da wohl?"

„Nun, im ersten Augenblick erschien mir die Geschichte ein bißchen unmöglich, dann habe ich aber doch einen Zusammenhang herausgefunden. Ich glaube, den richtigen."

Drzwollzschrack nickte und erwiderte: „Ja, es ist ja auch nicht schwer."

Nach einer Weile fuhr er unaufgefordert, langsam und halblaut wie mit sich selbst redend, fort: „Ich bekam damals einen bösen Begriff davon, was es mit Solidarität auf sich hat. Von allen Behörden und Gemeinden, auch von den freisinnigsten Stadtverwaltungen, war ich gewissermaßen boykottiert. O ja, ich muß schon sagen: es war eine respektable Rache, die dieser Leippen an mir genommen hat."

Er verstummte und fragte dann in einem leichteren Tone: „Uebrigens, wissen Sie vielleicht, wo er jetzt steckt? Er ist mir längst kein einzelner mehr, mit so einem höchstpersönlichen Haß lädt man sich ja nur Ballast auf, und wenn ich mich nach ihm erkundige, so ist das eine ganz gemeine Waschweibsneugier."

„Soviel ich weiß," antwortete ich, „ist er Legationsrat bei irgend einer überseeischen Gesandtschaft, in Washington oder in Tokio. Bestimmt kann ich es nicht sagen."

Drzwollzschrack nickte.

„Na ja," brummte er, „ihm konnte es ja nicht fehlen."

Er fuhr fort: „Also er hatte es sich offenbar zu einer Art Lebensaufgabe gesetzt, mich zu Grunde zu richten, und die Genugtuung muß ich ihm auch gönnen: manchmal hat er mich Blut schwitzen machen, und ich bin sehr oft in Versuchung gewesen, in dem aussichtslosen Kampfe freiwillig das Feld zu räumen. Ich weiß nicht, ob es gerade darauf abgesehen war, — auf meinen bürgerlichen Tod hatte er es jedenfalls angelegt. Aber als er einmal dieses Ziel erreicht hatte, da war es mit seiner Macht zu Ende. Und wie ich jetzt die Dinge überblicke, dann will es wieder einmal eine Ironie des Schicksals, daß ich es eigentlich Leippen danken muß, wenn ich etwas habe, was mich vollauf ausfüllt und glücklich macht."

Ich mochte mit etwas zweifelnden Augen die Umgebung gestreift haben, diesen Biergarten mit den buntgedeckten Tischen und im Hintergrunde das Holzgebäude „Zum Schweizerhäuschen", denn Drzwollzschrack versetzte lächelnd: „Ach,

das ist ja doch nur Attrappe, Mittel zum Zweck. Und dann wollte ich allerdings der alten Dame, die mich hat studieren lassen, nichts mehr schuldig sein. Ich habe ihr alles reichlich und mit Zinseszins zurückgezahlt. Sie hat es denn auch nehmen müssen und einen ganz guten Humor dabei gezeigt. Eine Stiftung für die evangelischen Arbeitervereine ist aus meinem Gelde geworden, mit der ausdrücklichen Bestimmung: zur Bekämpfung der sozialistischen Propaganda. Nun, und jetzt behalte ich die Wirtschaft sozusagen im Nebenamte bei, weil es einmal sehr praktisch ist, und dann sorge ich auch dafür, daß das, was ich hier verdiene, dem guten Zwecke auch wirklich zufließt. Im Hauptamte, sehen Sie, bin ich doch immer noch Lehrer, oder Prediger, wie Sie wollen. Nur natürlich, das Evangelium ist ein andres."

Er wies mit dem Platanenblatt auf das Schild mit der Inschrift „Verkehrslokal der Gewerkschaft der Metallarbeiter Deutschlands".

„Sie werden ja wissen," sprach er weiter, „was das für eine Gemeinde ist. Selbstverständlich sind viele Mitläufer darunter, aber andrerseits auch Leute, prachtvolle, ganze Kerls, die schon ihren Mann stellen werden, wenn's einmal zum Schlagen kommt!"

Nun trat das Unvermeidliche ein, vor dem ich schon bange gehabt hatte: wir gerieten in ein Gespräch über Politik. Das heißt: Drzwollzschrack führte das Wort. Vom Lehrer und Prediger schien sich die Gepflogenheit, andre nicht zum Reden kommen zu lassen, auch auf den Agitator verpflanzt zu haben. Und ich begnügte mich ohne Widerstreben mit der Rolle des Zuhörers. Selbst wenn ich Drzwollzschrack hätte widersprechen wollen, — es hätte nichts gefruchtet. Es war erstaunlich, mit welcher flammenden Begeisterung er seine Lehre predigte, und mit wie wenig Gründen er sie belegte. Objektivität und Klarheit mangelten seinen Worten durchaus. Dafür war seine Rede von einem wild daherströmenden, überschäumenden Gefühl getragen, einem Gefühl, das sich in zwei gleich starke Richtungen spaltete, in einen rasenden, vernichtungsgierigen Haß gegen die herrschenden Klassen und in eine gläubige, erwartungsvolle Hoffnung auf den ersehnten Tag der Freiheit.

Er war im Eifer aufgesprungen und schloß seine Apostrophe mit einem feurigen Lobgesang auf die Revolution, diese Panacee aller Schäden und Gebrechen am Körper der Völker. Es schien ihm nichts auszumachen, daß er seine Worte, die zuweilen gleichzeitig eine Enthüllung bedeuteten, vielleicht an einen Vertrauensunwürdigen richtete. In der Stellung eines Angreifers stand er da, das bärtige Antlitz ein wenig verzückt nach oben gerichtet. Ich freute mich an diesem Bilde der Kraft, aber seine Worte hatten mich allgemach betrübt. Es währte nicht lange, so war er von seinem Fanatismus auf das Gebiet der Phrasen und Schlagwörter getrieben worden, und das dünkte mich seiner nicht recht würdig.

„Es ist sehr viel, was Sie von einer Revolution erwarten!" sprach ich, als er geendet hatte.

„Sagen Sie: es ist **alles**!" versetzte er eifrig. „Sonst würde ja kaum

jemand den Mut haben, den ganzen großen Schrecken, der von ihr untrennbar ist, heraufzubeschwören. Nein, nein. Alles muß nach der Revolution gut und gerecht werden! Alles wird es werden! Das muß man eben glauben!!"

Mit einem Male hielt er verlegen inne. Er verabschiedete sich mit einer überstürzten Eile und verschwand in der Tür des Holzgebäudes. Wie er strauchelnd über den Kiesweg nach dem Hintergrunde des Gartens ging, glich er plötzlich wieder auf ein Haar dem Ehregott Drzwollzschrack, der sich als Religionslehrer des Alumnats auf einer Ungeschicklichkeit ertappt sah.

Hatte er es übel vermerkt, daß ich ihm nicht sogleich jubelnd beistimmte? Bereute er plötzlich seine Offenheit?

Ich kam mir ein wenig überlegen vor, als ich hinter ihm dreinschaute.

„Das muß man eben glauben!" war also der Weisheit letzter Schluß für beide, für den jungen Lizentiaten der Theologie und für den gereiften sozialistischen Agitator! Es war, als ob sich die Schlange eines Ringes in den Schwanz bisse.

Ich entrichtete meine Schuldigkeit und verließ den Garten. Aus einer Seitenstraße klang mir das Läuten einer elektrischen Bahn entgegen. Ich beschloß, dem Schalle nachzugehen, um aus der „fremden Stadt" wieder in bekanntere Gegenden zurückzukehren.

Von der Ecke aus sah ich nach der Wirtschaft zurück. Der grüne, sonnenbeglänzte Garten nahm sich inmitten der hohen Häusermauern wie eine freundliche Idylle aus.



Literarische Berichte.

Das Geheimnis des Schlafes. Von John Bigelow. Autorisierte Uebersetzung nach der dritten vermehrten und verbesserten Auflage von Dr. Ludwig Holthof. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt.

Der berühmte nordamerikanische Publizist und Diplomat John Bigelow, zurzeit wohl der älteste aller lebenden Schriftsteller — er hat kürzlich sein 87. Jahr vollendet — bietet in dem vorliegenden, in Amerika bereits in einer Reihe von Auflagen verbreiteten Werke eine Leistung dar, die gewiß manchen in Erstaunen setzen wird. Er, der Urheber einer Reihe hochpolitischer Schriften, der klassische Franklin-Biograph, der kühne Sprenger des sich anbahnenden Bündnisses zwischen den amerikanischen Sklavenstaaten und dem kaiserlichen Frankreich, der Freund und unerschrockene Vorkämpfer John Tildens, tritt an die Lösung eines physiologischen Problems heran und sucht, den Standpunkt des bibelgläubigen Christen wahrend, das ganze Problem mit seinem Schwerpunkte von dem physiologischen auf das psychologische Gebiet zu verschieben. Interessant ist seine Arbeit vor allen Dingen als Beweis für das Erstarken der Strömung, die sich in Amerika

schon seit geraumer Zeit zugunsten der Wiederaufnahme des Swedenborgschen Mystizismus geltend macht. Bigelow bekennt sich unumwunden als Jünger Swedenborgs, in dem er den „größten aller Söhne Schwedens“ erblickt, was ihn aber nicht hindert, in seinen Darlegungen den scharfen und glänzenden Geist zu entfalten, den er noch in allen seinen Werken bekundet hat. Man wird daher seinen Untersuchungen, auch wenn man seinen Standpunkt durchaus nicht teilt, mit reger Anteilnahme folgen können. In drei Punkten ist er gewiß, die Zustimmung jedes vorurteilslosen Lesers zu finden, in der Behauptung, daß die Wissenschaft bisher keine zureichende Erklärung für die Phänomene des Schlafes habe finden können, in der weiteren, daß ausreichender, gesunder, nicht durch künstliche Reizmittel herbeigeführter Schlaf eine der wesentlichsten Bedingungen für unser leibliches und geistiges Wohlbefinden sei, und in der Forderung, daß den Erscheinungen des Schlafes ein ebenso systematisches Studium zugewendet werden müsse, wie der Physiologie unsers Ernährungs- oder Nervensystems. Auch dorin ist ihm beizupflichten, daß, sobald diese Forderung erfüllt sei, vieles von der heutigen zweifelhaften Literatur und Pseudowissenschaft seinen Weg in den Bettelsack finden werde, „in den die Zeit Almosen für die Vergessenheit schiebt.“

h.

Philosophie der Kunst. Von Hippolyte Taine. Erster Band. Aus dem Französischen übertragen von Ernst Hardt. Mit Buchausstattung von Fritz Schumacher. Leipzig, Eugen Diederichs.

Hippolyte Taine, der große französische Kritiker, hat mit seiner berühmten „Milieutheorie“ eine neue Weise der Kunstbetrachtung eingeführt. Sie besteht darin, ein Kunstwerk nicht als etwas Vereinzeltes zu betrachten, sondern als etwas, was nur aus der Gesamtheit der Kulturbedingungen seiner Zeit zu erklären und zu verstehen sei. Seine „Philosophie de l'Art“, die den Kern seiner Vorlesungen über Kunstgeschichte an der Ecole des Beaux-Arts enthält, faßt diese Theorie in der präzisesten Form zusammen. Taine betrachtet zu diesem Zwecke die vier großen Zeiten der europäischen Zivilisation, das griechisch-römische Altertum, das christliche ritterliche Mittelalter, die absoluten Monarchien des 17. und 18. Jahrhunderts und die gewerbetreibende, von der Wissenschaft geführte Demokratie, in der wir heute leben. Er weist nach, freilich nicht ohne Gewaltsamkeit in den Einzelheiten, wie die Kunst eines jeden dieser Zeitalter aufs engste mit dem jedesmaligen allgemeinen Kulturzustand zusammenhängt. Eingehender wird darauf die Malerei der Renaissance in Italien und die Malerei in den Niederlanden behandelt. Besonders glänzend ist die Schilderung der ersteren ausgefallen; sie gipfelt in einer wahrhaft klassischen Darstellung der gesamten Kultur der Renaissance und weist den Zusammenhang der Eigenschaften der italienischen Malerei mit diesem Kulturzustande in sehr scharfsinniger und geistvoller Weise nach. — Die Uebersetzung ist vortrefflich gelungen, die Ausstattung des Bandes vornehm und gediegen, wie wir dies bei allen Erscheinungen des Verlages gewöhnt sind.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Theodora. Schauspiel von Johan Bojer. Uebersetzung von Adele Neustädter. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlags-Anstalt.

Der noch junge norwegische Schriftsteller Johan Bojer hat sich durch eine Reihe von Arbeiten als ein Talent erwiesen, das zu entschiedenen Hoffnungen berechtigt. Sein Schauspiel „Theodora“ hat auch in Deutschland die Feuerprobe der Bühnenaufführung bestanden und ist von der genialen Schauspielerin Luise Dumont in ihren besonderen Schutz genommen worden. Der Dichter schildert uns in ihm das tragische Schicksal einer modernen Frauenrechtlerin, die durch die Uebertragung ihres Problems auf das Gebiet des schrankenlosen Individualismus in einen derartigen Konflikt mit der Wirklichkeit des Lebens gerät, daß sie daran zugrunde gehen muß. Das Werk zeichnet sich vor allem durch eine scharfe Charakterisierung der einzelnen Gestalten und durch eine lebendige, geistvolle Führung des Dialogs aus, so daß es auch in Buchform fesselnd und anregend wirkt. Ein Wort besonderer Anerkennung ist der Uebersetzung zu zollen, die sich sehr zu ihrem Vorteil von den vielen problematischen Uebertragungen gerade aus dem Gebiete der skandinavischen Literatur unterscheidet.

h.

Das moderne Italien. Geschichte der letzten 150 Jahre bis zum Ende des neunzehnten Jahrhunderts von Pietro Orsi. Uebersetzt von F. Goetz. Leipzig, B. G. Teubner.

Zum erstenmal wird dem deutschen Leser hier eine wissenschaftliche, zusammenfassende Darstellung der neuesten Geschichte Italiens geboten. Es ist die Geschichte der großen Kämpfe um die Einigung des zerrissenen Landes und um die Befreiung von jeder fremden Herrschaft. Das fesselnd geschriebene Werk erschöpft sich nicht in der Darstellung der politischen Ereignisse, sondern berücksichtigt in ausgedehntem Maße die Entwicklung der Kultur, sowohl der geistigen wie

der wirtschaftlich-technischen. Der Verfasser begnügt sich andrerseits nicht mit bloßer Konstatierung der Tatsachen, sondern gibt, ohne daß die Sachlichkeit der Ausführungen darunter leidet, seinem Werturteile in Lob und Tadel klaren Ausdruck. Sein Standpunkt ist durchaus national und in der Machtfrage zwischen Regierung und Papsttum auf seite der ersteren. „Nach und nach wird das Papsttum sich überzeugen, daß es, der weltlichen Macht entledigt, seine geistliche Mission viel besser erfüllen kann, und es wird sich schließlich mit dem neuen Italien aussöhnen, das von der ruhmreichen Familie vertreten wird, der es gelungen ist, sich von den heimatlichen Alpen her auf den Hügel zu verpflanzen, der den Namen des unter die Götter versetzten Gründers von Rom trägt, weil sie verstanden hat, den Gedanken der Nation zu dem ihren zu machen."

Br.

Um Zepter und Kronen. Zeitroman von Gregor Samarow. Neue billige Ausgabe. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.

Als dieser Roman im Jahre 1872 zuerst in den Spalten der bekannten Zeitschrift „Ueber Land und Meer" erschien, wirkte er geradezu sensationell. Alle Welt zerbrach sich den Kopf darüber, wer unter jenem russisch klingenden Decknamen verborgen sein könne, wer wohl dies durch eine überraschende Kenntnis diplomatischer Details und intimer Vorgänge an den verschiedenen Höfen, sowie durch ungemein scharfe und feine Charakterisierung der Fürsten und Staatsmänner ausgezeichnete Kolossalgemälde der Vorgänge des Jahres 1868 geschrieben haben möge. Als Verfasser wurde später der Regierungsrat a. D. Oskar Meding († 11. Juli 1903) bekannt, der als ehemaliger Vertrauensmann des Königs Georg V. von Hannover freilich über die Ereignisse jenes Jahres vieles erzählen konnte, was nur wenigen Eingeweihten bekannt geworden war. Das Interesse des Publikums für die großenteils auf Autopsie beruhenden Schilderungen dieses meisterhaft geschriebenen Zeitromans ist bis heute — dreißig Jahre hindurch — lebendig geblieben, so daß sich die Deutsche Verlags-Anstalt, bei der auch die hervorragendsten späteren Romane Meding-Samarows erschienen sind, veranlaßt gesehen hat, eine neue, billige Ausgabe von „Um Zepter und Kronen" (M. 3.—, geb. M. 4 —, früher M. 18.—, bezw. M. 22.—) zu veranstalten. Ungemein wirkungsvoll ist gleich das erste Kapitel, in dem der Verfasser Otto v. Manteuffel, den Vertreter der schwächlichen Politik unter Friedrich Wilhelm IV., die zu der Olmützer Punktation geführt hatte, dem durch Bismarcks Redengestalt verkörperten neuen Preußen Wilhelms I. gegenübergestellt. Nicht minder interessant sind die Vorgänge, die in der Wiener Hofburg und in den Tuilerien sich abspielen, und in hohem Grade fesselnd die Szenen in Hannover und die Schilderungen der Umgebung Georgs V. Sie sind eingefügt in eine frei erfundene und in seltener Weise spannende Handlung, und es gewährt einen hohen Reiz, in dieser Form die wechselvollen Ereignisse von 1866 vorgeführt zu erhalten.

Fr. R.

Heinrich Heine und Napoleon I. Von Paul Holzhausen. Mit 4 illustrativen Beigaben. Frankfurt a. M. Verlag von Moritz Diesterweg.

Von den Trägern der beiden Namen, die der durch wertvolle historische wie literatur- und kulturgeschichtliche Arbeiten bekannte Verfasser auf den Titel dieses Buches gesetzt hat, gilt ebenfalls, daß ihr Charakterbild, von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, in der Geschichte schwankt. Erst dem 20. Jahrhundert, in dessen frischer Morgenluft wir leben, scheine es vergönnt zu sein, ihnen wirklich gerecht zu werden, meint der Autor, und sein eignes, durch feines Kunstgefühl und scharfsinnige Forschung hervorragendes Werk liefert in der Tat einen erfreulichen Beleg dafür. Er schildert darin, wie Heinrich Heine, der „dem auf seiner Reise um die Welt durch die Allee der Rheinstadt reitenden fremden Cäsar die schönsten Strophen und die geistreichste Prosa nachgesungen hat", dazukam, dem „korsischen Tyrannen" einen Kultus zu weihen, den seine Gegner schon so oft dazu benutzt haben, dem Dichter das richtige nationaldeutsche Empfinden abzusprechen. Später flaute bei Heine, in dessen widerspruchsvolle Dichterpsyche das Buch einen klaren Einblick gewährt, jene Begeisterung stark ab, wie er überhaupt als geborener Neurastheniker den wechselndsten Stimmungen unterworfen war, doch am Ende seines Schaffens flammt sie noch einmal mächtig empor. Zugleich entwirft Holzhausen ein anschauliches und farbenreiches Bild des ganzen geistigen Lebens jener Epoche und zeigt uns, wie sich die Figur des ersten Napoleon in der europäischen und zumal in der gesamten deutschen Literatur der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts widerspiegelt.

Fr. R.

Goethes Werke, mit Goethes Leben, Bildnis und Faksimiles, Einleitungen und erläuternden Anmerkungen, unter Mitwirkung mehrerer Fachgelehrter herausgegeben von Professor Dr. Karl Heinemann. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Neben der Cottaschen Jubiläumsausgabe mit ihren 40 Bänden beginnt in der bekannten Sammlung „Meyers Klassiker-Ausgaben" eine neue Goethe-Ausgabe zu er-

scheinen, die zunächst bloß die Haupt- und Meisterwerke des Dichters in einer Auswahl von 15 Bänden umfaßt, und die unter sorgsamster Berücksichtigung aller Ergebnisse der Goethe-Forschung in ihren Einleitungen und Anmerkungen doch bloß dasjenige bietet, was für das Verständnis Goethe wirklich notwendig ist und was auch der Laie wissen muß, um seine Werke mit Genuß und mit Nutzen lesen zu können. Alles Unwesentliche und Polemische wurde ausgeschieden und dadurch eine Ausgabe geschaffen, die trefflich geeignet erscheint, die Dichtungen des Meisters in weiteren Kreisen der Nation einzubürgern und der Allgemeinheit zu erschließen, was großenteils bisher auf die kleine Schar der „stillen Gemeinde" beschränkt geblieben. Diese durchaus zu billigende Rücksicht auf die Bedürfnisse des großen Publikums tritt auch in der Zerlegung der Ausgabe in zwei Teile hervor, von denen die andre, gleichfalls 15 Bände umfassend, die in der ersten nicht enthaltenen belletristischen und dann die Mehrzahl der naturwissenschaftlichen Schriften umfassen soll. Wer nun aber, durch den in der vorliegenden Ausgabe gebotenen Kommentar dazu angeregt, sich eingehender dem Studium Goethes widmen will, der erhält dafür alle notwendigen Fingerzeige und hinweisende Belehrung in den Anmerkungen am Schluß eines jeden Bandes. Es soll auf diese Weise eine Goethe-Ausgabe geboten werden, die auf der einen Seite der Allgemeinheit dient, auf der andern aber auch dem Kenner und Fachmann zu genügen imstande ist, und die bis jetzt erschienenen Bände rechtfertigen schon jetzt die Vorhersage, daß jenes hohe Ziel in der Tat erreicht werden wird. Es liegen uns vor der 1. Band mit einer vorzüglichen Lebensskizze des Dichters von dem bekannten Goethe-Biographen Karl Heinemann und einem großen Teil der Gedichte; ferner Band 8, Werther und Wahlverwandtschaften, herausgegeben von Dr. Viktor Schweizer, und Band 12, Dichtung und Wahrheit 1 bis 2, herausgegeben von Dr. Karl Heinemann. Jeder der geschmackvoll und gediegen ausgestatteten Bände kostet nur 2 M.; auch dadurch kennzeichnet sich die Ausgabe als eine populäre im besten Sinne.

Geschichte der Philosophie. Von Karl Vorlaender. Zwei Bände. Leipzig 1903, Dürrsche Buchhandlung.

Manche Versuche zu einer gemeinverständlichen und kurzgefaßten Darstellung der Philosophiegeschichte sind neuerdings — z. B. von Rehmke — gemacht worden. Ihnen reiht sich das vorliegende Werk an. Obgleich es populär gehalten ist, fußt es doch auf den neuesten Forschungen und trägt wissenschaftlichen Charakter. Jeder Fachmann wird natürlich dies oder jenes auszusetzen haben. Ich finde, daß die Literaturangaben oft willkürlich sind, daß Thomas von Aquino, Hume und die Aufklärung unzureichend, die Philosophen der Gegenwart von einem engen Standpunkt aus behandelt werden. Aber solchen Mängeln steht doch ein Mehrgewicht von Vorzügen gegenüber. Der Stoff ist gründlich angefaßt und in manchen Partien vortrefflich bewältigt, die Darstellung ist deutlich und angenehm — und vor allen Dingen: wo ist ein Buch, das bei gleicher Kürze Besseres bietet? Wie weit der Nutzen reicht, den ein Anfänger von solchen Kompendien haben kann, bleibt freilich eine offene Frage. Indessen wäre es ungerecht, sie gerade bei einem Buche aufzuwerfen, das so viel ehrliche Arbeit und so viel Geglücktes enthält wie das vorliegende. M. D.



Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 47. Bändchen: Die Tuberkulose, ihr Wesen, ihre Verbreitung, Ursache, Verhütung und Heilung. Von Dr. med. W. Schumburg. 48. Bändchen: Vom Nervensystem, seinem Bau und seiner Bedeutung für Leib und Seele. Von Prof. Dr. R. Zander. 49. Bändchen: Die Jesuiten. Eine historische Skizze. Von H. Boehmer-Romundt. Leipzig, B. G. Teubner. Gebunden M. 1.25.

Deutsche Spielmann, Der. Eine Auswahl aus dem Schatze deutscher Dichtungen. Heraus-

gegeben von Ernst Weber, mit Bildern von deutschen Künstlern. Band 4: Hochland. Band 5: Meer. Band 6: Helden. Band 7: Schalk. München, Verlag des Deutschen Spielmanns. Pro Band M. 1.—

Ebers, Georg, Uarda. Roman aus dem alten Aegypten. Mit Bildern von Richard Mahn. Zwei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 12.—

Eggert-Windegg, Walther, Tage und Nächte. Prosagedichte und Skizzen, Lieder und Tagebuchblätter. Stuttgart, Strecker & Schröder. M. 1.20.

Elbe, A. von der, Frau Leanies Geheimnis. Roman. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 3.50.

Entwicklung. Monatshefte der Oesterreichischen Verlags-Anstalt. I Jahrgang. Heft 8 und 9 November und Dezember 1903. Wien, Oesterr. Verlags-Anstalt. Ganzjährig K. 6.—

Ernst, Paul, Der schmale Weg zum Glück. Ein Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 5.—

Fischer, Wilhelm, Poetenphilosophie. Eine Weltanschauung. München, Georg Müller. M. 5.—

Goethes Sämtliche Werke. Jubiläums-Ausgabe in vierzig Bänden. Herausgegeben von Eduard von der Hellen. Band 33. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. Preis des Bandes geheftet M. 1.20, in Leinwand gebunden M. 2.—, in Halbfranz M. 3.—

Grazie, Marie Eugenie delle, Sämtliche Werke. II. Band: Ein modernes Epos. III. Band: Geschichten und Märchen. Vollständig in 9 Bänden oder 30 wöchentlichen Lieferungen (à M. 1.—). Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Gregori, Ferdinand, Schauspieler-Sehnsucht. Gesammelte Aufsätze. München, Georg D. W. Callwey. M. 3.50.

Hamsun, Knut, Königin Tamara. Autorisierte Uebersetzung aus dem Norwegischen von G. J. Klett. München, Albert Langen. M. 2.—

Hedin, Sven v., Im Herzen von Asien. Zehntausend Kilometer auf unbekannten Pfaden. Mit 407 Abbildungen, darunter 8 bunte Tafeln und 5 Karten. Autorisierte Ausgabe. Zwei Bände. Leipzig, F. A. Brockhaus. Gebunden M. 20.—

Henckell, Karl, Mein Liederbuch. Ausgewählte Gedichte I. — Neuland. Ausgewählte Gedichte II. Leipzig und Berlin, K. Henckell & Co. Pro Bändchen M. 1.—

Herrmann, Otto, Zur Frage über die Beschiessung von Paris im Feldzuge 1870/71. Berlin, A. Bath. 60 Pf.

Jentsch, Otto, Unter dem Zeichen des Verkehrs. Mit 180 Abbildungen. Zweiter Band von „Naturwissenschaft und Technik in gemeinverständlichen Einzeldarstellungen". Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 5.—

Jonge, M. de, Jüdische Schriften. I. Höret Rathenau und Genossen! II. Jerusalem oder Mombassa. Berlin, Hugo Schildberger. Je M. 1.—

Müller, Hans, Die lockende Geige. Ein Gedichtbuch. München, Albert Langen. M. 2.—

Pahncke, Prof. K. H., Idealisten und Idealismus des Christentums. Allerlei aus vergangenen Tagen für die Zeit von heute. Tübingen und Leipzig, J. C. B. Mohr. M. 2.80.

Plate, A., Die Geschäftsordnung des Preußischen Abgeordnetenhauses, ihre Geschichte und ihre Anwendung. Unter Berücksichtigung der Geschäftsordnung und der Gewohnheiten des Deutschen Reichstages. Berlin, Max Pasch.

Prevost, Marcel, Brautnacht und andere Novellen. München, Albert Langen. M. 2.—

Ribot, Th., Psychologie der Gefühle. Aus dem Französischen übersetzt von Chr. Ufer. Band V von „Internationale Paedagogische Bibliothek". Altenburg, Oskar Bonde. M. 10.—

Saitschick, Robert, Menschen und Kunst der italienischen Renaissance. Ergänzungsband. Berlin, Ernst Hofmann & Co.

Schallmayer, Dr. Wilhelm, Vererbung und Auslese im Lebenslauf der Völker. Eine staatswissenschaftliche Studie auf Grund der neueren Biologie. Jena, Gustav Fischer. M. 6.—

Schoenaich-Carolath, Prinz Emil von, Gedichte. Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. M. 3.—

Suter, Dr. med. F. A., Die Knocheneinrichter von Genf und Hoch-Savoyen. Separatabdruck aus der Schweizerischen „Monatschrift für Medizin, Chirurgie etc."

Sverdrup, Kapitän O., Neues Land. Vier Jahre in arktischen Gebieten. Mit 225 Abbildungen und 9 Karten. Zwei Bände. Leipzig, F. A. Brockhaus. Gebunden M. 20.—

Weininger, Dr. Otto, Ueber die letzten Dinge. Mit einem biographischen Vorwort von Moriz Rappaport. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. M. 5 —

Zeitschrift für bildende Kunst. Ausgabe mit Kunstgewerbeblatt. Begründet 1866. Neue Folge. XV. Jahrgang. Monatlich ein Heft. Leipzig, E. A. Seemann. Preis des Jahrgangs mit dem Kunstgewerbeblatt und der Kunstchronik. M. 32.—. Ohne Kunstgewerbeblatt M. 26.—

═ Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten. ═

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

═ Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen. ═

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.



Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart. — Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstr. 121/23.

Neunundzwanzigster Jahrgang · März 1904 · Preis viertelj. 6 Mark
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

Stuttgart · **Deutsche Verlags-Anstalt** · Leipzig

1904

Preis des Jahrgangs 24 Mark

Die zweigespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum kostet 40 Pfennig. — Bei Wiederholungen einer Anzeige angemessener Rabatt.

Anzeigen.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncen-Expeditionen und bei der Deutschen Verlags-Anstalt, Abteilung für Anzeigen, in Stuttgart, Neckarstr. 121/23.

Jahres-Abonnement für ganze Seiten, in 12 aufeinanderfolgenden Heften, nach Uebereinkunft.

Seide zum Kleide

und Blousen in unerreichter Auswahl. Wundervolle Neuheiten in allen Preislagen von 95 Pf. an. Porto- und zollfreier Versandt an Jedermann. Muster bei Angabe des Gewünschten franko. Briefporto nach der Schweiz 20 Pf.

Seidenstoff-Fabrik-Union

Adolf Grieder & Cie., Zürich G 40

Kgl. Hoflieferanten. (Schweiz)

Lebensversicherungs- und Ersparnis-Bank

Alte Stuttgarter. **in Stuttgart** Gegr. 1854.

Versicherungsbestand Ende 1902	M. 653473715
Bankvermögen Ende 1902	„ 212529195
darunter Extra- u. Divid.-Reserven	„ 38505857
Seit Best. zu Gunsten d. Versich. erzielte Überschüsse	„ 108170079
Überschuss in 1902	„ 8371880

Verlag von **Max Kielmann** in Stuttgart.

Neu! **Neu!**

Gib acht auf die Gassen! Sieh nach den Sternen!

Gedichte von **Therese Köstlin.**

Preis brosch. M. 2.—, eleg. gebd. M. 3.-

= Siehe die empfehlende Besprechung in diesem Heft. =

Bis 400 Mark monatlich u. mehr verdienen Herren und Damen aller Stände, auch als Nebenerwerb, durch Vertretungen, sowie häusliche Thätigkeit, schriftliche Arbeiten, weibl. Handarbeiten, Adressennachweis ꝛc. B. Menchun, Dortmund.

Deva = Roman = Sammlung.

Jeder Band 50 Pf., geb. 75 Pf. Verzeichnis durch jede Buchhandlung.

Wenn Sie

wirklich Genuß haben wollen als Raucher, so nehmen Sie unsere Fehlfarben von

Mantilla-Cigarren, 100 St. M. 5.60,

garantiert mit Havana-Einlage. Andere Sorten von M. 1.75 an. Versand gegen Nachnahme.

Jenckel & Co., Hamburg I.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Neu! Soeben erschienen: **Neu!**

Prof. Friedrich Delitzsch

Babel und Bibel

Ein Rückblick und Ausblick

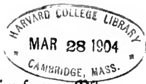
Geheftet M. 1.—, kartoniert M. 1.50.

In dieser neuesten Schrift setzt der berühmte Assyriologe sich mit seinen Kritikern auseinander und erweist sich dabei als ein schneidiger Polemiker, der die einmal eingenommene Position in einer sachlich und formell meisterhaften Weise verteidigt. Zugleich aber gibt er einen Ausblick auf die weiteren Ziele der Forschung, die sich an das Problem „Babel und Bibel" knüpft, und deutet die Wege an, die zu diesen Zielen führen. So ist die neue Publikation zugleich eine Einleitung für den Schlussvortrag über „Babel-Bibel", den Professor Delitzsch in Aussicht gestellt hat.

Von demselben Verfasser sind früher in unserem Verlag erschienen:

Zweiter Vortrag über Babel und Bibel. 41.—45. Tausend. Geh. M. 2.—, kart. M. 2.50.

Im Lande des einstigen Paradieses. 16.—18. Tausend. Geh. M. 2.—, kart. M. 2.50.



Betrachtung über die Kriegsaussichten im fernen Osten.

Von

Valois, Vizeadmiral z. D.[1])

Die gegenwärtige Krisis zwischen Rußland und Japan fordert gewissermaßen heraus, die Verhältnisse dieser beiden anscheinend so ungleichen Rivalen einer kurzen Prüfung zu unterziehen.

Im Laufe meines Lebens hat mein Beruf mich viermal nach dem Lande der Chrysanthemen geführt; zum ersten Male mit der Expedition unter dem Grafen Fritz v. Eulenburg im Jahre 1860 als Seekadett, zum letzten Male als Geschwaderchef im Jahre 1891.

Zwischen beiden Perioden hatte ich Gelegenheit, die Kämpfe zu beobachten, die das in viele kleine Fürstentümer geteilte Land zum Einheitsstaate führten, sowie den Aufstand in Satzuma, der gewissermaßen durch die Reaktion gegen den übermäßig schnellen Umschwung aus den Feudalverhältnissen zu konstitutionellen Regierungsformen hervorgerufen wurde. Die Zeitdauer dieser vier Perioden tatsächlichen Aufenthaltes im Lande Nipon betrug mehr als zwei Jahre, also lange genug, um Land und Leute einigermaßen kennen zu lernen.

Lebhaftes Interesse für das — beim ersten Besuche (1860) — in seinen staatlichen und feudalen Verhältnissen an das heilige römische Reich zur Zeit des Mittelalters erinnernde Land hat mich veranlaßt, alle Phasen der Weiterentwicklung aufmerksam zu verfolgen, so daß ich berechtigt zu sein glaube, ein Urteil darüber abzugeben, wie Japan zurzeit als Gegner eingeschätzt werden kann.

Daß hiermit nur meine persönliche Ansicht zum Ausdruck gebracht werden soll, brauchte eigentlich nicht hervorgehoben werden, es geschieht aber dennoch, weil fremde Organe gelegentlich in Veröffentlichungen früherer Beamten oder Offiziere mehr oder weniger offizielle Stimmen zu erkennen glaubten.

So äußerte sich „The New York Preß" anfangs 1903 über einen die

---

[1]) Manches in diesem Aufsatz ist inzwischen durch die Ereignisse überholt worden, wir glauben ihn aber im Hinblick auf die allgemeinen Ausführungen darin unsern Lesern nicht vorenthalten zu sollen. Die Redaktion.

Monroe-Doktrin betreffenden Artikel des Generals z. D. Lud. v. Boguslawski („Tägliche Rundschau" 29. XII. 1902), daß alle Freundschaftsversicherungen seitens des Deutschen Kaisers nutzlos wären, solange derartige Ansichten in der deutschen Presse oder von Militärpersonen veröffentlicht würden. Eine so merkwürdige Auffassung deutscher Verhältnisse — angesichts der schrankenlosen Unverfrorenheit amerikanischer Preßerzeugnisse —, daß es überflüssig erscheint, näher darauf einzugehen. Ein Beispiel für viele:

Paris, 28. Januar. „New York Herald" meldet unter Vorbehalt, daß — gemäß eines Telegramms aus St. Petersburg — Deutschland im Falle eines Krieges zwischen Japan und Rußland im Einverständnis mit Dänemark freundschaftlich Kopenhagen mit bedeutenden Kräften besetzen würde, um die russische Flotte am Auslaufen und die englische am Einlaufen zu hindern. Kaiser Wilhelm verlange dafür die Häfen von Riga und Reval sowie daß im Falle der Teilung Chinas die Provinz Peking für Deutschland reserviert werden solle.[1]

Zu den beiden zurzeit in Differenzen befindlichen Nationen übergehend, zeigt ein Blick auf die Karte und in die statistischen Tabellen, daß Japans Flächeninhalt zu dem Rußlands wie 1 zu 54 (417000 Quadratkilometer zu 22480000 Quadratkilometer), die Einwohnerzahl zirka wie 1 zu 3 (47 Millionen gegen 130) sich verhalten. Es würde somit auf letzterer Seite die dreifache Uebermacht vorhanden sein — ein mehr wie genügender Kraftüberschuß, um selbst mögliche Fehler und Mißgriffe auszugleichen. Wenn daher die geographischen und politischen Verhältnisse diese Ungleichheit nicht paralysierten, müßten Japans Aussichten auf Erfolg als gering und sein Auftreten als unbegreifliche Ueberhebung bezeichnet werden.

Betrachten wir die Entfernungen der Bevölkerungsmittelpunkte beider Länder von dem wahrscheinlichen Kriegsschauplatze (Süd-Korea), so sehen wir, daß die Entfernung von Moskau bis Port Dalny (dicht bei Port Arthur gelegen) nahezu 9000, auch von der sibirischen Grenze aus immer noch 7000 Kilometer beträgt.

Da Japans Streitmacht in kurzer Zeit durch Bahn und Wasserwege an seiner Westküste gegenüber Fusan[2]) und Masampo konzentriert werden kann, die Ueberfahrt innerhalb 20 Stunden leicht zu bewerkstelligen ist, würde dieses Land auch selbst dann noch vorteilhafter situiert sein, wenn Dalny als Zentrum der russischen Machtstellung angesehen würde.

Rußland steht nach Süd-Korea zwar die Wahl der Wege zu Wasser wie zu Lande frei, da Korea aber weder Bahnen noch gut geeignete Wege für große Truppentransporte besitzt, würde auch für Rußland hauptsächlich der Wasserweg in Betracht kommen. Die sibirische Bahn kann bei starker Inanspruchnahme gelegentlichen Betriebsstörungen unterworfen sein, auch dürften beabsichtigte Hemmungen nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit liegen. Ein Teil der Bahn führt durch noch nicht völlig unterworfene Gebiete, auch kann diese durch

[1]) Die Passage für große Schiffe geht nicht durch den Sund bei Kopenhagen, sondern durch den großen Belt bei Korsör.

[2]) Entfernung von Saseba (Kriegshafen) nach Fusan und Masampo etwa 150 Seemeilen — auf halbem Wege noch die befestigte japanische Insel Tsu-Sima. — Entfernung von Dalny nach Tschemulpo zirka 300, nach Masampo zirka 500 Seemeilen.

Flankenstöße von der chinesischen Grenze aus gefährdet werden. Denn wenn auch China erklärt hat, im Kriegsfalle neutral zu bleiben, so würden japanischen, entsprechend verkleideten Streifkorps doch kaum Hindernisse in den Weg gelegt werden, und Reklamationen gegenüber würde die Regierung behaupten, nichts davon zu wissen. Zu verwundern wäre es wenigstens nicht, wenn China die japanischen Aktionen so weit wie irgend möglich begünstigte.

So äußern sich russische Stimmen, in richtiger Abschätzung der Verhältnisse, dahin, daß es besser wäre, wenn gegebenenfalls auch China am Kriege teilnähme, damit für diesen Fall die Dispositionen getroffen werden könnten.

Den verschiedenen Ziffern der beiderseitigen Bevölkerung nach stellt Rußland ein fast doppelt so starkes Heer auf wie Japan, 3350000 Russen gegen 650000 Japaner. Während die Einwohnerzahl sich wie zirka 3 zu 1 verhält, ist die Zahl der Truppen wie 6 zu 1. Diese Ungleichheit — trotzdem in Japan auch die allgemeine Dienstpflicht eingeführt ist — näher zu erörtern, würde uns vom eigentlichen Thema entfernen, erscheint auch nicht notwendig; es sei indes darauf hingewiesen, daß ein Inselreich seine militärische Leistungsfähigkeit nicht in dem Maße anzuspannen braucht wie eine Kontinentalmacht. Japan hat außer den durch die gegenwärtige Lage bedingten Maßregeln nichts weiteres zu berücksichtigen, es kann seine ganze Kraft dafür einsetzen. Polizeimannschaften werden genügen, im Innern Ruhe und Ordnung aufrechtzuerhalten, eine Bedrohung durch andre Mächte erscheint ausgeschlossen.

Der große Rivale aber kann infolge seiner unendlichen Grenzen und Berührungspunkte mit europäischen Großmächten sowie halbzivilisierten Ländern nur einen Teil seiner gewaltigen Kräfte an der betreffenden Stelle einsetzen. Es handelt sich für ihn zunächst nur um eine große kriegerische Unternehmung, der ein großer Teil seiner Bevölkerung [1]) ohne lebhaftes Interesse gegenüberstehen dürfte, während es sich für Japan um einen Nationalkrieg handelt, an dem das ganze Volk anscheinend in vollster Hingabe teilnehmen wird.

Rußland muß stets auf unerwartete Ereignisse an seinen südwestlichen und südlichen Grenzen vorbereitet sein, Japan ist eine Inselwelt ohne Berührungspunkte mit andern Mächten.

Mit Ausnahme der Insel Formosa und kleiner Teile von Yesso ist die ganze Bevölkerung Japans als eine große Familie von zirka 44 Millionen Köpfen zu betrachten (Total-Bevölkerung 47,6 Millionen nach der Zählung von 1900); eine Gleichartigkeit, die nicht einmal auf die 94 Millionen des europäischen Rußlands Anwendung findet. Betreffs kriegerischer Veranlagung stehen die Japaner hinter europäischen Nationen nicht zurück. Die frühere Feudalverfassung hatte von den herrschenden Klassen — den Fürsten, dem Adel und der Kriegerkaste — als unbedingte erste Eigenschaft einen hohen Grad von Mut, Todesverachtung und Disziplin gefordert, es war daher ein tüchtiges Material zur Besetzung der Offizierstellen für ein großes Heer vorhanden. Da die Güte des Offizierkorps

[1]) Polen, Finnen, Kaukasier u. s. w.

auch die Qualität der Truppe bestimmt, so wird das japanische Heer von einem eventuellen Feinde als gleichwertiger Gegner betrachtet werden müssen. Ein Beweis hierfür ist schon im letzten chinesisch-japanischen Kriege geliefert worden. Hierzu sei noch nachstehendes angeführt. Der Durchschnittschinese ist in physischer Hinsicht dem Japaner überlegen, auch fehlt es dem gemeinen Mann nicht an Mut, wie chinesische, von Europäern geführte Abteilungen wiederholt bewiesen haben. Die höheren Klassen Chinas aber entbehren militärischer Veranlagung in so hohem Grade, daß vor einem völligen Umschwunge der Ansichten über das Kriegswesen das große Land als ernster Gegner — im richtigen Verhältnisse seiner Kräfte — kaum in Betracht kommt. Man gedenke des wochenlangen Widerstandes der europäischen Gesandtschaften in Peking gegen eine vielleicht hundertfache Uebermacht. So konnte denn der Sieg der Japaner für Kenner der dortigen Verhältnisse mit Sicherheit erwartet werden.

*

Wenn nun auch Rußland von seinem kleineren, aber kriegstüchtigen Gegner in dem Besitze der Mandschurei nicht ernstlich bedroht werden kann, so hat es seinerseits auch nur geringe Aussichten auf entscheidende Erfolge.

Eine Hauptrolle würde bei Beginn des Kampfes den maritimen Streitkräften zufallen. Diese dürfen als annähernd so gleichwertig betrachtet werden, daß bessere Führung und glückliche Umstände jedem der Gegner zum Siege verhelfen können. Eine Entscheidung wird aber in keinem Falle dadurch herbeigeführt werden. Rußland würde auch im glücklichen Falle an eine Landung in Japan nicht denken können, und auch Japan würde nach einem Seesiege schwerlich über die Behauptung des südlichen Koreas hinausgehen dürfen.

Eine dauernde Unterbrechung der japanischen Seeverbindung ist unwahrscheinlich, da die japanische Flotte den großen Vorteil der günstigen Operationsbasis, Nähe der Heimatshäfen, Werften und Trockendocks sowie Sicherheit der Ergänzung von Kohlen, Munition und Mannschaft besitzt. Auch würden noch Seestreitkräfte geringerer Güte dem durch die Schlacht geschwächten Gegner gegenübergestellt werden können, die den intakten Schlachtschiffen gegenüber bisher in Reserve gehalten wurden.

Kurz — der erste Zusammenstoß dürfte auf der See erfolgen; die Entscheidung aber zu Lande fallen.

Liegen daher für Japan aus diesen Gründen schon die Verhältnisse durchaus nicht ungünstig, so verleiht die Erwägung der politischen Weltlage dem Inselreiche noch mehr Berechtigung zu einem so entschiedenen Auftreten. Japan hat — mag der Krieg glücklich oder unglücklich verlaufen — keine neuen Gegner in Betracht zu ziehen, Rußland aber befindet sich nicht in dieser angenehmen Lage. Ob Chinas feindliche Haltung von großem Einflusse sein würde, ist schwer vorauszusehen, jedenfalls aber würde dadurch eine größere Anzahl russischer Truppen allein schon zur Sicherung der Bahnverbindungen festgelegt und der Verwendung gegen Japan entzogen werden. Bedrohlicher aber

erscheint die Stimmung in England, trotz der friedlichen Versicherungen der Regierung.

Die öffentliche Meinung hat entschieden Partei für Japan genommen, denn Rußlands Verhalten in der Mandschurei wird nicht nur als Schädigung englischer Handelsinteressen, sondern auch als Bruch gegebener Versprechungen angesehen, und schließlich gibt in England die öffentliche Meinung den Ausschlag. Daß England sich in Japan einen kräftigen Bundesgenossen erhalten will, ist durchaus erklärlich und die Schlußfolgerung daraus liegt klar zutage. Früher oder später würde England für Japan Partei ergreifen, und ein entschiedener Erfolg dürfte dadurch für Rußland ausgeschlossen sein. Ob Frankreich in diesem Falle für seinen Alliierten eintreten müßte und eintreten würde, ist eine Frage der hohen, geheimen Politik. Daß dazu aber wenig Neigung vorhanden ist, scheint erklärlich zu sein, da unermeßliche Summen französischen Kapitals in russischen Werten angelegt sind, die naturgemäß durch den Krieg entwertet werden würden. So wird von dieser Seite jedenfalls das möglichste getan werden, um den Krieg zu verhindern, und dazu gehört in erster Linie die Beschränkung der Aussicht auf Hilfeleistung. Da der größte Teil der russischen verfügbaren Seestreitkräfte in Ostasien gefesselt ist, würde Frankreich nahezu allein den Seekrieg mit England zu führen haben, und dies erscheint mehr, wie ein guter Freund verlangen kann. Nach den Erfahrungen vieler Jahrhunderte würde die Republik wiederum die Kosten zu tragen haben und zudem die Hoffnung auf die Erfüllung eines schönen Traumes ad calendas græcas aufschieben müssen.

Als tertius gaudens aber würde der wohl bestimmt neutral dastehende Dreibund die Vorteile der Lage sich zunutze machen können. Denn dasselbe, was der deutsche Reichskanzler in seiner Antwort an Bebel in betreff der Mandschurei ausgesprochen hat, dürfte auch für die andern beiden Glieder des Bundes Geltung haben. Man kann sogar annehmen, daß jede größere Ausdehnung Rußlands auf asiatischen Gebieten eine friedlichere Richtung seiner Politik nach der europäischen Seite zur Folge haben wird, dem Dreibunde eigentlich also ganz genehm sein dürfte.

*

Wenn auch die eignen Interessen — unbeschadet allen Schreiens über Recht und Unrecht von andern Seiten — als die Richtschnur nationaler Politik anzusehen sind, so müssen die zu überwindenden Schwierigkeiten richtig eingeschätzt werden. Rußland scheint sich in betreff der Entschlossenheit Japans getäuscht zu haben und befindet sich auch in Rücksicht der allgemeinen politischen Verhältnisse in schwieriger Lage. Die großen handeltreibenden Nationen, in erster Linie England und Nordamerika, sind gegen Rußland wegen dessen Verhalten in der Mandschurei nicht in wohlwollender Stimmung.

In Japan scheint die größte Erbitterung zu herrschen, denn zu der Behinderung, seinen Einfluß auf Korea auszudehnen, kommt noch das Gefühl der Kränkung, daß Rußland die mit japanischem Blute eroberte Halbinsel Liangtung in Besitz genommen hat. Es erscheint wahrscheinlich, daß Japan seit Jahren

darauf hingearbeitet hat, sich für die damalige Einschränkung seiner Erfolge schadlos zu halten und den Zeitpunkt zum Handeln nunmehr für gekommen hält. Diese Schadloshaltung erblickt es in einer bevorzugten Stellung in Korea, in einem Protektorate und späterer Besitzergreifung.

Es ist erklärlich, daß Rußlands Aspirationen sich in derselben Richtung bewegen, um außer Port Arthur für sein gewaltiges Hinterland genügende Häfen und Küstenstriche gemäßigten Klimas zu besitzen. Auch las man in russischen Zeitungen, daß die Regierung nicht gesonnen wäre, sich im fernen Osten durch einen gelben Bosporus einengen zu lassen, eine Phrase, die in betreff der geographischen Entfernungen als Uebertreibung anzusehen ist. Es ist geschichtlich erwiesen oder wenigstens überliefert, daß Japan seit mehr wie 1000 Jahren um Korea gekämpft hat, — alle großen auswärtigen Unternehmungen standen zu dieser Halbinsel in Beziehung — wie auch der letzte japanisch-chinesische Krieg dort seine Veranlassung fand. Daß Japan sich nunmehr direkt daraus verdrängen, den russischen Einfluß statt des seinigen dort festen Fuß fassen lassen soll, erscheint ganz ausgeschlossen. Beide Rivalen verwahren sich zwar davor, eigennützige Absichten zu haben, es soll sich um Vertretung der Interessen handeln. Es ist aber mit Bestimmtheit anzunehmen, daß derjenige, dem Korea als zu seiner Interessensphäre gehörig überlassen wird, früher oder später sich die Herrschaft aneignet.

Vor Monaten wurde als ein Grund gegen kriegerische Aktionen auf die ungünstigen Finanzen Japans hingewiesen. Nun schreibt aber ein Kenner der Verhältnisse, Professor K. Rathgen, „Ueber Japans finanzielle Kriegsbereitschaft“, daß Japan nicht nur ohne Schwierigkeiten die Mittel zum Kriege zur Verfügung haben, sondern auch nach einem unglücklichen Kriege in keine ernsten Schwierigkeiten kommen wird. So erscheint Japan selbst Rußland gegenüber als ein Gegner, der durchaus imstande sein dürfte, mit Aussicht auf Erfolg in die Schranken zu treten und dessen Minderzahl an Bevölkerung und Soldaten durch die geographische Lage wie durch die politischen Verhältnisse ausgeglichen wird. Korea ist das Ziel der tausendjährigen Aspirationen Japans, und an dem festen Entschlusse, alles hierfür zu wagen, kann nicht mehr gezweifelt werden. Mit dieser Entschlossenheit scheint Rußland nicht gerechnet zu haben, — mag der Entschluß auch schwer fallen, dem Rivalen die Halbinsel zu überlassen, so wird auch an der Newa die Ansicht Platz greifen, daß der richtige Zeitpunkt für den kühnen Griff danach versäumt oder noch nicht gekommen ist und den japanischen Ansprüchen Rechnung getragen werden muß.

Sollte Japan indessen — wie in Depeschen wiederholt erwähnt — sich zum Anwalte Chinas in Sachen der Mandschurei machen, so würde ein solches Verfahren wohl in weiteren Kreisen als unberechtigt angesehen werden. Ein Festhalten daran müßte natürlich zum Kriege führen; denn mag man über Rußlands Vorgehen in der Mandschurei-Frage so oder so denken, — Japan hat nicht mehr Recht zur Einmischung wie andre Nationen — und Rußland könnte eine derartige Ueberhebung nur mit einer Kriegserklärung beantworten. Sehen die Großmächte

Europas keine Veranlassung zu ernsten Schritten, so hat sich auch Japan mit dem Status quo abzufinden, wenn es nicht als Friedensstörer betrachtet werden will. Es erscheint aber unwahrscheinlich, daß Japan daraus einen Casus belli machen wird; — Konzessionen in Korea werden die Erregung besänftigen und die Kriegswolken zerstreuen. Stehen sich die Gegner schon mit dem geladenen Revolver in der Hand gegenüber, so ist es zwar gewagt, die Behauptung aufzustellen, daß doch nicht geschossen werden wird. Trotzdem glaube ich, in Anbetracht der vorhergehenden Erwägungen, daß es — untoward events ausgeschlossen (Navarin) — nicht zum Kriege kommen wird, und daß direkte Verhandlungen oder Vermittlung andrer Mächte eine Einigung zustande bringen werden.

Japans geographische Lage und seine Zunahme der Bevölkerung weist das Land auf überseeische Ausdehnung und daher auf Gründung einer starken Flotte hin. Entwickelt sich Handel und Wandel in derselben Weise wie die staatlichen und militärischen Institutionen, so ist es wohl möglich, daß dieses vor 50 Jahren nur in nebelhaften Umrissen bekannte Reich dereinst im Osten eine ähnliche Stellung einnehmen wird wie England im Westen.

Liegt dies auch noch im Schoße der Zukunft, so wird die Welt schon zurzeit mit Japan als einer asiatischen Großmacht zu rechnen haben.

Rom, 3. Februar 1904.



Die Ursachen des Herero-Aufstandes und die aus ihm zu ziehenden Lehren.

Von

Freiherrn **v. Schleinitz.**

Seit ich meinen im Aprilheft der „Deutschen Revue" veröffentlichten Aufsatz über „Deutschlands nationale, wirtschaftliche und humanitäre Aufgaben in seinen Kolonien" schrieb, ist ein sehr anerkennenswerter, fast wunderbar zu nennender Umschwung in der Auffassung der Eingebornenfrage und der in den Kolonien anzustrebenden Ziele und zu erfüllenden Pflichten eingetreten. Ueberall, namentlich auch an den für unsre Kolonialpolitik verantwortlichen Stellen und in maßgebenden Kreisen ist erkannt, daß der größte Schatz, den wir mit den Kolonien erwarben, die Eingebornen der letzteren sind, und daß es daher gilt, ihnen in erster Reihe unsre Fürsorge und erziehende Arbeit zu widmen. Wir müssen aber leider sagen, die Erkenntnis kam sehr spät, zu spät, um noch überall in ihrer praktischen Anwendung von Erfolg zu sein. Das lehrt uns der in seinen Aeußerungen so überaus beklagenswerte Aufstand der Bondelswarts und der Hereros in Südwestafrika.

Es ist ein bedauerliches Verhängnis, daß gerade unsre von jeher bestverwaltete Kolonie uns diese Erfahrung bringen mußte. Nicht genugsam zu bewundern ist, was dort in einem von der Natur so stiefmütterlich ausgestatteten Lande, das seiner schwierigen und ärmlichen Verhältnisse wegen das Großkapital (abgesehen von der Anregung zu Landspekulationen der Konzessionsgesellschaften) erst ganz kürzlich in bezug auf die mineralischen Bodenschätze anlockte, was also dort von den wagenden, fleißigen und ausdauernden kapitalarmen Kolonisten ohne regierungsseitige Unterstützung irgend einer Art geschaffen worden ist, und wir dürfen wohl stolz auf diese Leistungen sein, die uns einen schönen praktischen Beweis von der ausgezeichneten Befähigung des Deutschen für die koloniale Arbeit erbracht haben. Es ist dieselbe beweiskräftige Erscheinung, wie sie dem Tieferblickenden bereits in den, unter den schwierigsten Verhältnissen erzielten deutschen Erfolgen in der Südsee schon vor 30 Jahren entgegentrat und wie ich sie 1875 und 1876 in Berichten, Schriften und Vorträgen Gelegenheit hatte hervorzuheben. Dem deutschen Volksbewußtsein ist dieser nach dem Großen und Weiten sich streckende Krafttrieb von jeher und stets lebendig fühlbar gewesen, und seine Aeußerungen allein haben die Regierenden getrieben, endlich in die Reihe der kolonisierenden Mächte einzutreten und eine Weltmachtstellung zu erstreben, wie sie dem deutschen Schaffensgeist Genüge tut und der deutschen Kraft gebührt.

Die offiziellen Berichte lassen uns über die Grundursachen der südwestafrikanischen Aufstände noch völlig im unklaren. Doch aber gestatten ausreichend viele private Stimmen, die an die Oeffentlichkeit gelangten, kaum mehr einen Zweifel daran, daß es seit Jahren unter den Eingebornen gegärt hat, weil sie unzufrieden waren mit dem durch das Eindringen der Europäer ihnen bereiteten Schicksal. Ob diese Unzufriedenheit hinreichend begründet war und eine milde Beurteilung der Ausschreitungen angezeigt erscheinen läßt oder nicht, kann hier nicht untersucht und entschieden werden, die genaue Klarstellung aller damit zusammenhängenden Verhältnisse wird aber eine wichtige Pflicht für die kolonisierende Macht nach Niederkämpfung des Aufstandes sein.

Daß es tatsächlich seit lange unter den Eingebornen gegärt hat, geht unter anderm hervor aus einem Aufsatz des ausgezeichneten Kenners Südwestafrikas, des Majors a. D. v. François, in der „Deutschen Kolonialzeitung“, der bereits im Herbst 1902 schrieb: „In der ‚Rheinisch-Westfälischen Zeitung‘ vom 8. Juli 1902 erschien unter dem Titel ‚Zum Gouvernementswechsel in Deutsch-Südwestafrika‘ ein Artikel, der scharfe Angriffe gegen die Tätigkeit der Regierung in dem südwestafrikanischen Schutzgebiet enthielt, besonders mit Bezug auf die bisher verfolgte Eingebornenpolitik.

„In der Beurteilung der Angriffe wegen der Eingebornenpolitik und der Behandlung der Ansiedler und Kaufleute sollte man sehr vorsichtig sein, auch wenn diese einen tatsächlichen Hintergrund zu haben scheinen. Grund zur Unzufriedenheit wird immer in einer Kolonie sein, wo das Land so wenig bietet, wie in Südwestafrika, und wo die ungeheuren Räume den Eingebornen auf lange Jahre hinaus eine nicht zu hindernde Freiheit ermöglichen.

„Schon im vorigen Jahre wurde ein Einschreiten gegen die im Norden des Schutzgebietes wohnenden Ovambo verlangt. Nach dem Artikel der ‚Rheinisch Westfälischen Zeitung‘ sollen die Ovambo nicht daran denken, sich friedlich zu unterwerfen. Die Bondelswarts im Süden sollen mit Gewehr bei Fuß stehen und Munition durch die Berge am Oranjefluß schmuggeln, ohne daß man bisher dagegen etwas Wirksames hätte tun können. Die Haltung der Bastards sei höchst zweifelhaft. Kurz und gut, mit der Sicherheit im Schutzgebiete sei es nicht weit her; das Land gelte nur offiziell als beruhigt.“

Major v. François tadelt im Anschluß hieran, daß man nicht gleich bei der Unterdrückung des Witbooi-Krieges im Herbst 1894 die Entwaffnung sämtlicher Eingebornen vorgenommen habe, indem er bemerkt, daß der Friedensschluß mit Witbooi Verhältnisse schuf, wie sie nicht schlechter schon vor dem Kriege bestanden hätten. Gerade die Entwaffnung sei unbedingt nötig. Solange die Eingebornen mit den besten Waffen versehen sind, sei an eine Sicherheit der Ansiedlung nicht zu denken. Nicht eher durfte damals der Degen eingesteckt werden, als bis dieses Ziel erreicht war. Dafür hätten die Verhältnisse 1894 sehr günstig gelegen, da das Häuflein der kampflustigen Gegner und ihre Munition sehr zusammengeschmolzen waren, während kriegserfahrene, den Eingebornen überwertige Mannschaften in genügender Zahl vorhanden gewesen seien. Der Erfolg des Friedensschlusses hätte denn auch nur darin bestanden, daß sofort räuberische Ueberfälle in Hoadhanos, Aais und Gobabis erfolgt wären. Trotzdem später ein Einschreiten gegen die Swartbooi-Hottentotten und Eingeborne am Oranjefluß wie gegen die Bastards von Großfontein notwendig wurde, habe man nicht gewagt, einschneidende Maßregeln zu ergreifen, um nicht den von allen Nichtkennern der Verhältnisse gefeierten und von der heimischen Regierung offiziell bestätigten Erfolg zu zerstören und durch Fortsetzung eines langwierigen Krieges die Selbsttäuschung einzugestehen und Beunruhigung und Entrüstung im Reichstage hervorzurufen. François spricht sich weiter dahin aus, daß, nachdem die Entwaffnung damals versäumt sei, man jetzt damit sehr vorsichtig vorgehen müsse, und er hoffe, daß mit zunehmender Entwicklung der Kolonie, besonders durch eine von der Regierung geleitete kräftige deutsche Besiedlung die Eingebornengefahr schwinden werde.

Weiter tadelt er, daß, während man den Eingebornen die Waffen gelassen habe, die Farmer der Möglichkeit beraubt seien, sich und ihre Farmen zu schützen, indem ihnen die Führung von Gewehren neuester Konstruktion und die Versorgung mit ausreichender Munition durch Verordnungen untersagt oder erschwert sei.

Gegen diese Erschwerung wandte sich bei Gelegenheit der Hauptversammlung der Deutschen Kolonialgesellschaft in Karlsruhe, Juni 1903, auch der Vizeadmiral z. D. Valois, indem er Erleichterung in der Einführung moderner Waffen für die Europäer dadurch beantragte, daß eine von Herrn v. François als Kaiserlichem Kommissar erlassene, darauf Bezug habende Verordnung vom

10. August 1892 wieder in Kraft gesetzt werde. Er bezeichnete dies als für die Wehrfähigkeit der Kolonie von höchster Wichtigkeit.

Wenn vorstehend nur festzustellen versucht wurde, daß die Gärung unter den Eingebornen nicht ganz plötzlich entstanden ist und daß ihre verhältnismäßig gute Bewaffnung und die dieser nicht überlegene der Weißen die Erhebung erleichtert hat, so lassen uns verschiedentliche, erst nach Ausbruch des Aufstandes erschienene Berichte von guten Kennern des Landes einige seiner Ursachen erkennen.

Sie waren in kurzem die folgenden: Der Herero ist in erster Linie Viehzüchter und hängt an diesem seinem Schatz. Der Ausbruch der großen Viehseuchen erzeugte naturgemäß schon von Hause aus Mißmut und Unzufriedenheit. Erhöht wurden diese durch die in vielen Distrikten zwangsweise durchgeführte Schutzimpfung, namentlich weil die Impfung das Verenden mancher bis dahin gesunden Tiere herbeiführte. Bei der Voreingenommenheit der Eingebornen gegen Maßnahmen der Weißen und der Unfähigkeit, ihre Nützlichkeit einzusehen, wird die große Menge den Kolonisten und der Regierung das über sie hereingebrochene Unglück zur Last gelegt haben. Wenn auch das Viehsterben allmählich nachließ und die Herden sich einigermaßen erholten, so war doch von dem früheren Viehreichtum nicht mehr die Rede, und es wurde den Eingebornen schwer, mit dem bei dem verminderten Verkauf gelösten Gelde ihre gewohnheitsmäßigen Bedürfnisse an europäischer Ware zu befriedigen, da sie in Negerart sich nicht einzuschränken verstanden. Inzwischen waren gerade im Hererolande und an seinen Grenzen eine Anzahl Kaufgeschäfte gegründet, die durch Vermittlung von Händlern ihre Waren an die Leute absetzten und, da diese bar nicht bezahlen konnten, ihnen einen sehr weitgehenden Kredit gaben. Es sollen dabei von Kaufleuten und Händlern unglaublich hohe Prozente berechnet und verdient sein. Als die Verschuldung ihren Höhepunkt erreicht hatte und die Kaufleute den Verlust ihrer Vorschüsse befürchteten, wurde versucht, diese durch Anrufen und Eingreifen der Behörden einzuziehen, so daß manche der Eingebornen sich in ihrem Vieh der Existenzmittel beraubt sahen. Hinzu wird gekommen sein, daß die Leute durch den ungeregelten, an Ausdehnung immer zunehmenden Landerwerb der Ansiedler, denen, wie bekannt, die großen Landkomplexe der Konzessionsgesellschaften so gut wie verschlossen waren, sich in ihrem Landbesitz und ihren Weidegründen beschränkt wähnten.

Während der Aufstand der durch gleiche oder ähnliche Umstände beunruhigten Bondelswarts durch einen mehr zufälligen Anlaß zum Auflodern kam, glaubten die Hereros die Gelegenheit des Fernseins der Hauptmacht der Schutztruppe von ihrem Gebiet benutzen zu sollen, um die Kolonie in einem großen Ansturm, den sie seit lange im geheimen vorbereitet hatten, zu überwältigen und sich wieder zu Herren des Landes zu machen.

Zu verwundern ist bei der Sachlage, daß die Lokalregierung nicht rechtzeitig die Gärung erkannt und Maßnahmen getroffen hat, diese durch Beseitigung ihrer Grundursachen noch im Keim zu ersticken. Daß die Verschuldung bezw. Ausbeutung der Eingebornen einen Zustand der Unzufriedenheit bei ihnen

erzeugte und daß dieser der Regierung nicht ganz unbekannt war, dürfte aus der Verordnung des Reichskanzlers vom 25. Juli 1903, betreffend Rechtsgeschäfte und Rechtsstreitigkeiten Nichteingeborner mit Eingebornen in Südwestafrika, zu folgern sein, indem in dieser über die Einklagbarkeit von Forderungen und Gegenständen, auf die Zwangsvollstreckung angewandt werden kann, einschränkende Bestimmungen getroffen wurden. Eine der wichtigsten Aufgaben der Lokalregierung muß es sein, mit den Eingebornen in engster Fühlung zu bleiben. Diese Aufgabe wird aber nur dann voll erkannt und erfüllt werden, wenn ein warmes Interesse für deren Wohlfahrt und eine wirkliche Fürsorge für sie als Herrscherpflicht erkannt ist.

Wenn die von Herrn v. François an andrer Stelle vertretene Ansicht, daß beim früheren Friedensschluß das den Witboois geschenkte Vertrauen nicht am Platze war, gerade durch die von diesem Stamm gegenwärtig erwiesene Treue widerlegt ist, so scheint man ohne Frage doch zu vertrauensselig in bezug auf die Hereros gewesen zu sein und hat das Versehen begangen, nicht bloß die Waffen ihnen nicht abzunehmen, sondern — wie behauptet wird — ihnen Waffen, wenn auch nicht solche neuester Konstruktion, zu liefern und sie in dieser Beziehung ganz gleich mit den Ansiedlern zu stellen.

Die völlige Unterwerfung und Entwaffnung des ganzen Stammes wird nun binnen kurzem erfolgt sein, und die Bestrafung der Hauptschuldigen ist nicht zu umgehen. Bei dieser sollte man aber jede Härte möglichst vermeiden, vielleicht Verbannung nach einer andern Kolonie und Verurteilung zur Arbeit für eine Reihe von Jahren anwenden, da man wird anerkennen müssen, daß ohne Fehler unserseits der Aufstand weder soweit um sich gegriffen, noch mit der leider geübten furchtbaren Erbitterung und Brutalität durchgeführt worden wäre.

Die Entwaffnung und Bestrafung ist aber selbstverständlich nicht das einzig Gebotene. Es wird eine Aufteilung des Landes der Hereros und deren Neusiedlung in getrennte kleinere, leichter unter Aufsicht zu haltende Gruppen unter Aufsicht befestigter Stationen in die Wege zu leiten, ferner aber eine planmäßige Ansiedlung deutscher Farmer unter Regierungsleitung und mit Reichsunterstützung, wie dies bereits v. François forderte und ja auch nach den für 1893 in den Etat eingestellten Mitteln beabsichtigt war, ohne Zögern ins Werk zu setzen sein. Und dies wird eine — nötigenfalls zwangsweise — Hergabe von Land seitens der großen Konzessionsgesellschaften notwendig machen.

Solche Maßnahmen können zurzeit nur als erwünscht angedeutet werden, gewiß gibt es noch manche andre, die die gleiche Wichtigkeit beanspruchen, wenn das Gedeihen der Kolonie ohne weitere Störungen vor sich gehen soll. Um hierüber Klarheit zu gewinnen, möchte es mir angezeigt und wichtig erscheinen, daß durch eine unter erfahrener Leitung zu berufende Reichskommission eine Untersuchung der hervorgetretenen Mißstände an Ort und Stelle erfolgt mit der Aufgabe, die erforderlichen Vorschläge zu machen. Dies würde schon dem Reichstage gegenüber einen großen Wert haben, da ohne ziemlich bedeutenden Geldaufwand Ersprießliches hier nicht erreichbar ist, und diese Kolonie — die

einzige, in der deutschen Auswandrern zum Besten des Vaterlandes ein gesichertes Dasein geschaffen werden kann — ist einigen Aufwandes an Ruhe und Geld wohl wert.

Vierzig ungedruckte Briefe Leopold v. Rankes.

Herausgegeben von seinem Sohne

Friduhelm v. Ranke.

(Fortsetzung.)

Am 25. Januar 1853 schrieb der König von Bayern in Rom:

„Mein lieber Herr Professor Ranke!

Es ist Mein lebhafter Wunsch, zu den Vorkämpfern der Wissenschaft, die Ich bisher für Meine Landesuniversitäten gewann, auch Sie dauernd nach München an die Universität zu ziehen. Der Hauptzweck ist Mir hierbei die Verpflanzung der neuen historischen Richtung in der Wissenschaft und die Begründung einer historischen Schule in Bayern so, wie sie bereits in Norddeutschland besteht. Es soll mit Ihrer Berufung das Prinzip der freien historischen Forschung und Lehre für Bayern in neues Leben, die Geschichte nicht aus dem Standpunkte der Parteiungen, sondern aus jenem höheren, objektiven der Wissenschaft behandelt werden. Zu diesem Behufe würde Ich auch seinerzeit bei der Besetzung der historischen Fächer an den Universitäten und Schulen Bayerns auf Ihre Ratschläge das größte Gewicht legen. Um Sie für immer in Ihren Einkünften sicherzustellen, bin Ich bereit, Ihnen einen jährlichen Gehalt von 6000 bis 7000 Gulden auszusprechen, alle Garantien für das Aequivalent Ihrer dermaligen Einkünfte zu bieten und Ihnen in München eine Stellung einzuräumen, die Ihrer gegenwärtigen zu dem Königlich Preußischen Hofe gleichkommt und Sie auch in dieser Beziehung nichts vermissen lassen wird. Auch werde Ich alles anwenden, was dienlich erscheint, um durch Hinweisung auf die Größe des Zweckes, der für Bayern erreicht werden soll, den Eindruck, den Ihre Berufung nach München etwa in Berlin bei des Königs, Meines vielgeliebten Oheims Majestät, hervorrufen könnte, in freundschaftlicher Weise zu vermitteln. — Es handelt sich darum, das Uebergewicht faktiöser Strebungen zu entfernen, und dazu bedarf Ich Männer, die neben der Autorität Ihres Namens die erforderliche Frische des Talents und die Kraft für einen nachhaltigen Zweck besitzen. **Wie sehr es Mich,** [1]) *Ihren ehemaligen Schüler,*

[1]) Die durch den Druck hervorgehobenen Stellen sind von dem König einfach oder doppelt unterstrichen. Der Brief ist in A. Doves „Ausgewählte Schriftchen" S. 111 schon veröffentlicht.

persönlich erfreuen würde, Sie ganz für Uns zu gewinnen, dessen bedarf es nicht der Erwähnung. Ich würde es als ein Glück betrachten, Sie Mir recht nahe stellen und erhalten zu können, der Ich mit aller Hochschätzung bin

Ihr wohlgeneigter

Max."

Rom, 25. Januar 1853.

Eigenhändig fügte der König noch hinzu:

Mein lieber verehrter Lehrer, folgen Sie dem Rufe Ihres alten Schülers.

Dieses Königliche Handbillet wurde Ranke am 9. Februar 1853 von dem bayrischen Gesandten in Berlin, Baron v. Malsen, gleichzeitig mit einem Brief von Dönniges überreicht. Dieser war als Rat des Auswärtigen Amtes vor kurzem in seine Vertrauensstellung bei König Max aufs neue eingerückt. Aus dem Schreiben hebe ich folgende Stellen hervor:

„Die Universität München ist in einem großen Aufschwunge begriffen. Der König will und wird alles für die Bildung der Jugend im freieren wissenschaftlichen Sinn, im protestantischen Geiste tun. Beherzigen Sie, daß die ganze historische Richtung unsrer Zeit, unsers Jahrhunderts in Deutschland protestantisch ist, daß hier ein ganz neues Feld der Tätigkeit, eine gesunde, kräftige Jugend sich Ihnen und Ihrem Einfluß darbietet und daß Sie für Jahrhunderte säen können. Bei Gott, ich möchte sagen, die Vorsehung bietet Ihnen eine Aufgabe, die Sie nicht ausschlagen dürfen, da sie Ihnen das Talent und das Rüstzeug gegeben hat, den Sieg zu entscheiden." Und weiter: „Der König hat mir selbst gesagt, daß er Sie zum Wirklichen Geheimrat machen würde, was hier notwendig ist, um Ihnen den Zutritt zu Hofe und dadurch zum Könige bei allen Gelegenheiten zu eröffnen." — „Auch hat der Gesandte bereits einen eigenhändigen Brief des Königs Max für den König von Preußen, um durch denselben Ihre Berufung nach München in freundschaftlichster Weise zu vermitteln."

Gewiß ein glänzendes Anerbieten! Wie es Ranke aufnahm, beweist der Brief, den er am selben Tage, dem 9. Februar, an König Friedrich Wilhelm IV. richtete.

7.

„Eurer Majestät

darf ich keinen Augenblick zögern, von einem Antrage Meldung zu machen, den des Königs von Bayern Majestät von Rom aus an mich hat gelangen lassen. Während hier eine auf die Ausführung eines wunderlichen Paritätssystems ausgehende Partei meiner Kollegen mir einen katholischen Professor der Geschichte an die Seite stellen will, wird mir von dem Mittelpunkt der katholischen Welt aus eine Stellung an der Universität München angeboten, mit dem Auftrag, meiner natürlichen und gleichsam angebornen Richtung in den historischen Studien dort Raum zu machen. Ich lege das hierüber an mich gerichtete Anschreiben

des königlich bayrischen Gesandten an Eurer Majestät Hofe, Freiherrn v. Malsen, zu Allerhöchstdero gnädigster Kenntnisnahme ehrfurchtsvoll bei. Wenn ich nicht leugnen mag, daß mir der Inhalt desselben zu einer gewissen Genugtuung gereicht, so fühle ich mich doch dadurch in die größte Verlegenheit gesetzt. Auf der einen Seite ein Antrag, der gerade in der Schwierigkeit der Ausführung der ihm zugrunde liegenden Absicht etwas Anlockendes, in Versuchung Führendes hat, zugleich mit Anerbietungen verbunden, welche das, was mir hier zuteil wird, um das Doppelte, und noch die Verschiedenheit des Geldwertes angeschlagen, um das Dreifache übersteigen. Habe ich nicht als Vater einer Familie die Pflicht, ihr das Leben so leicht und angenehm zu machen, als mir möglich ist? Auf der andern Seite aber meine Anhänglichkeit an den preußischen Staat, dessen welthistorischen Beruf ich selbst zu vergegenwärtigen gesucht, dessen Historiograph ich zu sein die Ehre habe, dessen Gebiete mein kleines natürliches Erbe einschließen, und in dessen Dienst ich zu meinen Jahren gekommen bin, meine Ergebenheit an das Königliche Haus und mehr als eines seiner erlauchten Mitglieder, vor allem meine ehrfurchtsvolle Hingebung für Eure Königliche Majestät selbst, meinen ich denke in Wahrheit allergnädigsten Herrn, und Ihre Majestät die Königin, von denen mir gerade in letzter Zeit manche Beweise einer Anerkennung, die mich glücklich macht, zuteil geworden sind. Es würde mir unendlich schwer werden, mich loszureißen. In dieser Verlegenheit kann ich noch zu keinem Entschluß kommen, halte es aber für eine Pflicht der Treue und Dankbarkeit, auch nicht einmal die Möglichkeit des Austrittes aus dem diesseitigen Dienst zu erwägen, ohne Eurer Königlichen Majestät davon unverweilt Nachricht zu geben.

Mit dem Gefühl der tiefsten Hingebung und Ehrfurcht

Eurer Königlichen Majestät

alleruntertänigster

Berlin, 9. Februar 1853. Leop. Ranke."

Selbstverständlich erfolgte die Allerhöchste Entscheidung nicht unmittelbar. In seiner Ungewißheit schrieb Ranke an Dönniges am 15. Februar 1853:

8.

„Vor allen Dingen spreche ich Ihnen, mein teuerster Freund, meinen herzlichsten Dank für Ihre fortdauernde gute Meinung und Ihre eifrigen Bemühungen aus.

Ich weiß, Sie würden den so stürmisch hereingebrochenen Winter nicht scheuen, um noch einmal hierherzukommen, doch denke ich: es ist fürs erste nicht nötig.

Die Entscheidung der Hauptsache liegt in der Hand unsers Königs, an den ich nach den Erörterungen des Herrn v. Malsen sogleich geschrieben habe, und an den auch Hr. v. M. das von Rom eingegangene Schreiben morgen abgehen lassen wird: für mich selbst habe ich vorläufig nur folgende Voraussetzungen auszusprechen:

1. Man wird, denke ich, dort nicht mehr von mir verlangen, als ich hier leiste: außer den historischen Uebungen eine Privatvorlesung von vier, auch fünf Stunden. Es kommt mir zur Belebung der Studien darauf an, daß diese besucht wird. Historische Vorträge beschäftigen die Phantasie zu lebhaft, als daß, wenn ich mehr als einen des Tages halte, mir die literarische Produktion noch möglich bliebe, die doch selbst für den Zweck notwendig ist.

2. Ich nehme an, daß Ihr Ministerium mit der Sache vollkommen einverstanden ist. Die mir zugedachte Teilnahme an der Besetzung der Stellen dürfte mich namentlich mit demselben nicht in Opposition, nicht einmal in weitläufigen Briefwechsel bringen: sie müßte nur vertraulicher Natur sein.

3. Die mir zugedachten Emolumente und Vorzüge müssen mir im voraus unwiderruflich festgestellt werden, wobei ich vorzüglich auf Ihre Kenntnis der dortigen Gesetzesformen rechne; auch ungünstige Umstände, von denen man ungern spricht, müßten dabei berücksichtigt werden. Wenn ich Berlin verlasse, so müßte jedermann sehen, daß ich nicht anders handeln konnte, noch durfte.

Ueber die Schwierigkeiten, die ich finde, die Unannehmlichkeiten, die ich zu erwarten haben werde, mache ich mir keine Illusion. Ich möchte über mich spotten, daß so vieles von dem, was ich unserm Freunde Waitz sagte, jetzt auch auf mich selbst Anwendung findet. Nur bin ich hier mit dem Staatswesen, dem ich angehöre, fester verwachsen. Aber selbst das Neue zieht an, die Schwierigkeit hat einen Reiz, die Bedeutung der Sache erkenne ich vollkommen.

Noch ist freilich nichts entschieden, aber möglich ist es denn doch, daß wir Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin unsern Gegenbesuch in München machen.

Von ganzem Herzen der Ihre

Berlin, 15. Februar 1853. L. Ranke.

Die Angelegenheit wurde durch das folgende Schreiben des Preußischen Kultusministeriums vom 26. März 1853 erledigt:

„Euer Wohlgeboren erwidere ich auf Ihre Eingabe vom 16. v. Mts., daß ich Ihnen, von dem Wunsche geleitet, Ihre ausgezeichnete Wirksamkeit der hiesigen Königlichen Universität auch ferner erhalten zu sehen, die in Anspruch genommene Gehaltszulage von 1600 Talern jährlich hiermit zusichere. Ich nehme an, daß Euer Wohlgeboren sonach die Bedingung als erfüllt ansehen, von der Sie die Ablehnung des an Sie ergangenen auswärtigen Rufs abhängig gemacht haben. Euer Wohlgeboren gebe ich anheim, sich hiernach gegen die Königlich Bayrische Regierung zu erklären, und daß dies geschehen, mir gefälligst mitzuteilen.

Berlin, 26. März 1853.

Der Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten
v. Raumer."

Die Ablehnung des Rufes nach München trübte in keiner Weise das Verhältnis zwischen dem König und seinem alten Lehrer. Ranke wurde auf Allerhöchste Veranlassung von Heinrich Thiersch dringend gebeten, in der Ferienzeit

in München öffentliche historische Vorträge zu halten. Aber auch dazu wollte er sich trotz oder vielleicht gerade wegen des hohen ihm angebotenen Honorars nicht verstehen: ein Professor könne sich, meinte er, nicht mit einem Schauspieler auf die gleiche Stufe stellen. Andauernd trat man mit Anfragen wegen der Besetzung eines oder zweier historischer Lehrstühle an der Münchner Universität an ihn heran. So wurde er am 15. Dezember 1853 gebeten, über Burkhardt, Pauli, Giesebrecht, Hegel jun., Dümmler, Köpke, Schmidt und Wenk ein Urteil abzugeben. Am 24. März 1854 lenkte er die Aufmerksamkeit des Ministers v. Zwehl auf Wilhelm Wattenbach, der damals 34 Jahre zählte.

9.

„Ew. Exzellenz

übersandten mir vor einiger Zeit die Liste der Männer, auf die man bei der Besetzung der Professur der Geschichte in München reflektiert. Wenn es mir erlaubt ist, Ew. Exzellenz noch auf einen in derselben nicht genannten Gelehrten zu richten, so würde ich Dr. Wattenbach, Privatdozenten bei der hiesigen Universität, nennen. Dies ist ein jüngerer, jedoch nicht gerade ein allzu junger Mann, der bei dem großen Werk der Monumenta Germaniæ mit vielem Fleiß und vielem Erfolg gearbeitet hat, einer der besten Paläographen, die wir besitzen, und zugleich ein guter Dozent. Wenn, wie ich höre, Seine Majestät der König ein monumentales Werk über die Geschichte Ihres erlauchten Hauses zu veranlassen beabsichtigen, so würde Dr. Wattenbach dabei vorzügliche Dienste leisten können. Er würde sehr wohl fähig sein, die gelehrten Studien des Mittelalters an der Universität zu beleben. Die Studierenden haben sich hier gern an ihn angeschlossen, wenn er über einzelne Autoren jener Epoche mit ihnen Uebungen veranstaltete: auch einige systematische Vorlesungen hat er, was hier nicht leicht ist, bis zu Ende privatim gelesen. Zugleich ist er ein liebenswürdiger, angenehmer junger Mann, der bei niemand Anstoß geben wird. Es wird ganz genügen, ihn fürs erste nur als außerordentlichen Professor anzustellen. Sollte er, was ich jedoch nicht in Abrede stellen will, auch nicht den höchsten Anforderungen entsprechen, so würde doch seine Berufung — dafür möchte ich bürgen — für die Anregung gelehrter historischer Arbeiten von Nutzen sein.

Ich habe noch nicht mit ihm von der Sache geredet, bin aber sehr erbötig, auf Ew. Exzellenz Ermächtigung, wenn Sie dieselbe mir erteilen wollen, mit ihm vorläufige Rücksprache zu nehmen. Denn etwas dafür zu tun, daß die historischen Studien in München dem Wunsche Seiner Majestät gemäß in bessere Aufnahme kommen, liegt mir sehr am Herzen.

Ew. Exzellenz gehorsamer Diener

Berlin, 24. März 1854. L. Ranke."

Im September desselben Jahres hielt Ranke dem Könige Maximilian II. die von Alfred Dove veröffentlichten Vorträge[1]) über die Epochen der neueren

[1]) S. Leopold v. Ranke. Weltgeschichte, Leipzig 1895, Textausgabe, IV, S. 511 ff.

Geschichte, und so wurde das Verhältnis des Königs und des Geschichtsschreibers ein immer vertrauteres. Der preußische Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Otto v. Manteuffel, wußte diesen Umstand zu benutzen und richtete am 15. Januar 1855 an Ranke folgende Zeilen:

„Ew. Hochwohlgeboren

erwidere ich auf das geehrte Schreiben von heute, daß es nach meinem unmaßgeblichen Dafürhalten doch nützlich und vielleicht von entscheidendem Einflusse sein könnte, wenn Sie die Güte hätten, an König Max einen Brief zu schreiben, worin die Tragweite des österreichischen Zirkulars einigermaßen dargelegt würde mit dem Bedenken, daß es durchaus nicht darauf ankomme, eine Konspiration gegen Oesterreich zu machen, sondern nur darauf, zu zeigen, daß seine Drohung, den Bund umzuwerfen, nicht die sofortige Nachgiebigkeit der übrigen Staaten zur Folge habe; geschehe das nicht, so sei nicht abzusehen, welche Vorlagen ferner gestellt und durchgesetzt werden würden. Zur sicheren Beförderung eines solchen Briefes stelle ich mich zur Verfügung. Allerdings würde Eile Not tun.

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Euer Hochwohlgeboren

ergebener Diener

Berlin, 25. Januar 1855. Manteuffel."

Ranke entsprach diesem Ersuchen sofort:

10.

„Allergnädigster Herr!

Es hat mich glücklich gemacht, die schwere Prüfung, welche Ew. Majestät als liebevollem Sohn bevorzustehen schien, vorübergehen zu sehen. Fürwahr, es wäre ein allgemeiner Verlust gewesen, wenn ein Fürst von so seltener Begabung und eigentümlichem Verdienst plötzlich weggenommen wäre.

Möchten nun auch andre Befürchtungen sich zerstreuen, welche das neue Jahr brachte!

Aber wie oft habe ich jenes Abends in Berchtesgaden gedacht, wo Ew. Majestät mit Dönniges und mir die österreichische Note vom 30. September durchgingen. Alles, was wir aus derselben entnahmen und schlossen, erfüllt sich seitdem, ja es wird noch weit überboten. Da ist nun unter anderm ein geheimer Erlaß des Grafen Buol bekannt geworden, in welchem die kleinen deutschen Höfe zu einer einseitigen Verbindung mit dem österreichischen aufgefordert werden, und in welchem ihnen sogar ein Anteil der in diesem Bunde zu erringenden Vorteile zugesagt wird. Ew. Majestät werden besser wissen und leichter erfahren, ob ein solcher Erlaß wirklich ergangen, ob er nicht etwa durch unreine Hände verfälscht worden ist. Aber wenn er echt ist, und ich werde von der besten Autorität versichert, daß er vollkommen echt sei, welche Aussicht bietet er uns für die nächste Zukunft dar! Ist es dann nicht klar, daß das Wiener Ministerium nach einer Gewalt trachtet, wie sie die früheren deutschen — nicht allein österreichischen —

Kaiser aus dem Haus Habsburg so oft angestrebt, aber niemals besessen haben. Und zwar faßt man den Fall eines inneren Konfliktes, besser gesagt, eines bürgerlichen Krieges zu diesem Zweck ruhig ins Auge; man scheint alles von der günstigen Konjektur, der Verbindung mit den Westmächten zu erwarten, und den Augenblick ergreifen zu wollen, ehe er vorübergeht. Da erscheint ein Unternehmungsgeist wie in den Zeiten Karls V. und Ferdinands II., und das Wort sei erlaubt, mehr als Thugutsche Perfidie. Kein Wunder, daß Gedanken und Versuche dieser Art bei uns in Preußen die tiefste und gröbste Indignation erregen, auch wage ich Ew. Majestät zu versichern, daß man entschlossen ist, ihnen mit Mut und Festigkeit entgegenzutreten, überhaupt keinen Schritt von der einmal ergriffenen Politik zurückzuweichen. Aber welchen Beistand wird Deutschland dabei leisten? Denn die Sache ist keineswegs eine preußische, sondern eine allgemein deutsche, besonders des deutschen Fürstentums und des Bundes, der unter solchen Bestrebungen zugrunde gehen muß.

Vergeben Ew. Majestät die Wärme meiner Expektoration, zu der ich nur in Erinnerung an Allerhöchst Ihre Gnade von so langer Zeit her mir die Erlaubnis genommen habe. Ich halte mich gleichsam für verpflichtet, aus Verehrung für Ew. Majestät und Liebe zu dem gemeinen Wesen.

Ew. Königlichen Majestät

alleruntertänigster

Berlin, 26. Januar 1855. L. Ranke."

Falls König Max hierauf geantwortet hat, so ist sein Brief sicher in die Hände des preußischen Ministerpräsidenten gelangt und später den Akten des Auswärtigen Amtes einverleibt worden. Auch später hat Ranke den König von Bayern im Sinne der preußischen Politik zu beeinflussen gesucht, so in seinem Briefe vom 30. April 1855, der bereits gedruckt ist.[1]) Er setzt die Gründe für die preußische Neutralität auseinander. Es ist von ihm noch ein Konzept vorhanden mit der Bemerkung des Verfassers: „Der Brief selbst ist kürzer gefaßt." So namentlich Punkt 3, der in dem entsandten Briefe nur neun Zeilen einnimmt.

11.

„3. Und wirft man noch einen Blick auf die inneren Angelegenheiten, so ist klar, daß der jetzige äußere Streit zugleich ein innerer ist. Er ist in Frankreich auf die Befestigung des Kaisertums gerichtet. England ist durch zwei einander überbietende Faktionen in denselben gestürzt worden. Vor allem ist er es auch in Deutschland. Leider ist es hier dahin gekommen, daß die Regierungen und — ich sage keineswegs die Völker — aber die an die Zweiten Kammern sich anschließenden Interessen einander allenthalben feindselig entgegenstehen: Theorie bekämpft Theorie, Tendenz die Tendenz. Die eigentümliche Erscheinung der letzten Jahre ist, daß die ultramontanen Bestrebungen, denen die Regierungen

[1]) Zur eignen Lebensgeschichte von L. v. Ranke. Brief 171.

noch immer zu stark sind, meistenteils einen Stützpunkt in dem liberalen Element der Zweiten Kammern gesucht haben. Da Rußland den Kampf gegen den Liberalismus prinzipiell repräsentiert, und Oesterreich und Frankreich die ultramontanen Tendenzen in Schutz zu nehmen scheinen, so haben wir erlebt, daß sich eine Koalition zwischen beiden gebildet hat, um den Krieg gegen Rußland populär zu machen und die Regierungen zu demselben fortzureißen. Dies sind aber auch zwei der Selbständigkeit der deutschen Staaten feindselige Elemente, indem sie dieselben allgemeinen politischen Theorien oder den geistlichen Mächten dienstbar machen wollen. Ich denke, daß sie Bayern noch widerwärtiger sind als andern Ländern. Was soll geschehen, wenn man ihnen hierin nachgibt? Welchen überaus beschwerlichen Folgen setzt man sich aus? Indem sie den Krieg befördern, suchen sie selbst die Herrschaft zu erwerben.

Unleugbar scheint mir, daß die Sache des Krieges gegen Rußland zugleich die Sache der nach der Obergewalt ringenden, die Unabhängigkeit der deutschen Regierungen bedrohenden Mächte ist, und daß sich diese nicht so leicht zu Schritten werden fortreißen lassen, welche ihnen verderblich werden können und müssen. Die deutschen Fürsten werden sich einen höheren Rang in der Welt erkämpfen, wenn sie diesesmal die Unabhängigkeit des Vaterlandes nach beiden Seiten hin wahrnehmen."

(Fortsetzung folgt.)



Das Prinzip der Korrespondenz in der Physik der Materie.

Von

Prof. J. D. van der Waals.

Wenn wir die Dinge um uns her, soweit sie Forschungsobjekt speziell der Physik bilden, oberflächlich betrachten, so überrascht uns eine bunte Verschiedenheit, worin wir weder Einheit noch Gleichmaß wahrnehmen können. Insoweit sie zum Gebiet des Botanikers oder des Zoologen gehören, sind sie in Gruppen eingeteilt worden, die zu einem mehr oder weniger harmonisch zusammenhängenden Ganzen vereint wurden. Und selbst dem Mineralogen und dem Chemiker ist es geglückt, die zahlreichen Stoffe seines Studiums in große Gruppen einzuteilen und auf diese Weise die überreiche Verschiedenheit auf eine kleinere Zahl von Unterschieden zu beschränken. Dieses Beschränken auf Gruppen, auf Arten, Familien und Gattungen, das eine solche Vereinfachung in die organische Natur hineinbringt, und das selbst dem Mineralogen und dem Chemiker in der unorganischen Natur einigermaßen geglückt ist, scheint auf die Physik nicht anwendbar zu sein.

Wohl hat man früher geglaubt, die Dinge der Natur, soweit sie zum Gebiete der Physikalien gehören, in drei Gruppen einteilen zu können, nämlich in gasförmige, flüssige und feste Körper. Nach dieser Einteilung sollten Luft, Wasserstoff, Kohlensäure 2c. Gase sein, Wasser, Alkohol, Quecksilber 2c. Flüssigkeiten und Kohlenstoff, Eisen und andre Metalle, Gesteinarten 2c. feste Körper. Aber diese Einteilung erwies sich als unhaltbar. Feste Körper können durch Erwärmung, also durch Temperaturerhöhung zum Schmelzen gebracht, also zu Flüssigkeiten werden, und Flüssigkeiten können verdampfen, mithin in Gasform übergehen. Umgekehrt können Flüssigkeiten durch Abkühlung feste Körper werden und Gase zu Flüssigkeiten gemacht werden. Und daß jeder Stoff unter geeigneten Temperatur- und Druckverhältnissen in allen diesen Formen vorkommen kann, ist wenigstens gegenwärtig die allgemeine Ueberzeugung aller Naturforscher geworden. Es ist allerdings noch nicht so lange her, daß an der Wahrheit des Satzes gezweifelt werden durfte, alle Stoffe könnten sowohl in gasförmigem wie in flüssigem und festem Zustande vorkommen. Damals konnte man z. B. noch von „permanenten" Gasen sprechen und meinte damit, daß Luft nicht verflüssigt werden oder nicht in fester Form vorkommen könne. Aber seitdem es möglich geworden ist, selbst Wasserstoff zu verdichten und gefrieren zu lassen, kann nicht mehr an der Richtigkeit des genannten Satzes gezweifelt werden. Da nun alle Stoffe in diesen drei Formen vorkommen können, so wird damit die Möglichkeit abgeschnitten, sie nach Maßgabe ihres Aggregatzustandes in drei Gruppen zu verteilen. Im Gegenteil: gerade der Umstand, daß alle Stoffe in diesen drei Zuständen vorkommen können und daß gleichartige Temperatur- und Druckveränderungen erforderlich sind, um nacheinander den festen Zustand in den flüssigen und diesen wieder in die Gasform überzuführen, bildet einen ersten Fingerzeig, daß vom physikalischen Standpunkt aus keine Rede davon sein darf, die Stoffe in verschiedene Gruppen oder Arten einzuteilen, sondern daß sie sämtlich die gleiche Art oder das gleiche Geschlecht bilden. Auf den folgenden Seiten möchte ich zeigen, durch welches Räsonnement es möglich wurde, auf Grund der Wahrnehmung, daß alle Körper sich gleichartig verhalten, Einheit in den Wirrwar zu bringen, der sonst in der unorganischen Natur zu herrschen schien. Mit andern Worten, wir wollen versuchen, das „Prinzip der Korrespondenz" in großen Zügen zu entwickeln. Um dieses mit Erfolg zu können, müssen wir zuvor an einige einfache Eigenschaften der Flüssigkeiten und Dämpfe erinnern.

Bringt man in einen luftleeren Raum, z. B. in die Torricellische Leere eines Barometerrohres eine bestimmte Menge einer Flüssigkeit, so verdampft ein Teil dieser letzteren. An dem Sinken der Quecksilbersäule — tiefer als dem Gewicht der eingebrachten Flüssigkeit entspricht — nimmt man wahr, daß der entstehende Dampf einen gewissen Druck ausübt. Bei gleichbleibender Temperatur bleibt auch dieser Druck derselbe, d. h. er hängt nicht von der Menge der Flüssigkeit im Vakuum ab, oder, was dasselbe sagt, er ist unabhängig von der Größe des Raumes, in den eine bestimmte sich gleichbleibende Flüssigkeitsmenge hinein-

gebracht ist. Vergrößern wir den Raum, so bleibt der Dampfdruck derselbe — so lange nämlich, als noch Flüssigkeit vorhanden ist. Mit dem Vergrößern des Raumes geht nur jedesmal weitere Flüssigkeit in Dampf über, so daß die relative Menge Flüssigkeit und Dampf auf Kosten der Flüssigkeit geringer wird. Die Eigenschaften der Flüssigkeit und die des Dampfes verändern sich dabei nicht. Es ist mithin stets völlig dieselbe Flüssigkeit und völlig derselbe Dampf, der vorhanden ist, und daß sich der Druck stets gleichbleibt ist nur eine Folge dieser Eigenschaft. Man nennt diesen unveränderlichen Druck die Maximalspannung des Dampfes, und den vorhandenen Dampf nennt man gesättigten Dampf. Dementsprechend könnte man auch der Flüssigkeit die Bezeichnung „gesättigte Flüssigkeit" geben. Nun kann man mit der Raumvergrößerung fortschreiten genau bis zu dem Punkt, wo die gesamte Flüssigkeit in Dampf verwandelt ist. Auch dann enthält der Raum noch gesättigten Dampf; aber in dem Moment, wo der Raum dann noch um ein geringes vergrößert wird, sinkt der Druck und man hat dann „ungesättigten Dampf". Hätte man hingegen den Raum vermindert, so würde sich Dampf niedergeschlagen und in Flüssigkeit verwandelt haben. Dann verändert sich das Verhältnis zwischen Flüssigkeits- und Dampfmenge mithin auf Kosten der Dampfmenge. Aber die Unveränderlichkeit der Eigenschaften der vorhandenen Flüssigkeit und des Dampfes und mithin auch des Druckes bleibt natürlich auch jetzt bestehen, bis der Raum so weit vermindert ist, daß der gesamte Dampf in Flüssigkeit übergegangen ist. Selbst in diesem Moment hat die Flüssigkeit noch die nämlichen Eigenschaften und hat auch noch die nämliche Dichtigkeit; wir können deshalb auch dann noch von der „gesättigten" Flüssigkeit sprechen. Aber sowie der Raum jetzt noch ein wenig weiter vermindert wird, muß der Druck überraschend schnell steigen, denn Flüssigkeiten können nur sehr schwer zusammengedrückt werden. In diesem Falle sprechen wir von einer komprimierten Flüssigkeit. Fassen wir das Gesagte zusammen, so gelangen wir zu folgendem Satze: „Bei gegebener Temperatur können in dem gleichen Raume eine Flüssigkeit und ein Dampf von bestimmten Eigenschaften nebeneinander vorhanden sein (koëxistieren), und es herrscht alsdann in dem Raume ein ganz bestimmter Druck."

Erhöhen wir die Temperatur, so verändern sich sowohl die Eigenschaften der Flüssigkeit wie die des Dampfes. Die Flüssigkeit wird weniger dicht; der Dampf dagegen wird dichter. Die Flüssigkeit und der koëxistierende Dampf näherten sich somit einander in ihren Eigenschaften, während der Druck zunimmt. Und bei weiterer Erhöhung der Temperatur werden die Koëxistenzen, Flüssigkeit und Dampf, einander noch mehr und mehr gleich, bis bei einer bestimmten Temperatur der Unterschied zwischen beiden Formen aufhört und der Raum wieder homogen erfüllt ist. Die Temperatur, bei der dieses vor sich geht, wird die „kritische Temperatur" genannt. Die Dichtigkeit, die der Körper alsdann besitzt, heißt die „kritische Dichtigkeit" und der Druck, der alsdann in dem Raume herrscht, der „kritische Druck".

Diese kritische Temperatur ist für jeden Körper von der größten Bedeutung.

Unterhalb dieser Temperatur kann er verflüssigt werden; bei höherer Temperatur ist dieses nicht mehr möglich. Auf welches Volumen man ihn dann auch zusammenpressen mag — stets erfüllt er den Raum homogen und oberhalb dieser Temperatur erweist er sich durch und durch als ein „permanentes" Gas.

Daß eine solche Grenztemperatur vorhanden ist, oberhalb deren der Körper ein permanentes Gas ist und unterhalb welcher er — geeigneten Druck vorausgesetzt — in den flüssigen Zustand übergeführt werden kann, wurde zuerst bei der Kohlensäure durch Andrews im Jahre 1869 erkannt. Er bestimmte sie auf 31° C; aber es wird gut sein, daß wir sie in absolutem Maße angeben. Zu dem Zwecke müssen wir 273° hinzuzählen. Wir haben nämlich Gründe, den absoluten Nullpunkt der Temperatur auf 273° unter den Schmelzpunkt des Eises zu verlegen, der der Skala von Celsius als Nullpunkt dient. Andrews fand also 304° als kritische Temperatur der Kohlensäure. Was Andrews experimentell nachwies, war somit die Tatsache, daß die Kohlensäure oberhalb 304° nicht zur Flüssigkeit verdichtet werden konnte, daß dies aber unterhalb dieser Temperatur wohl möglich sei und daß unterhalb dieser Temperatur ein um so geringerer Druck dazu erforderlich sei, je weiter die Temperatur unter 304° herabgesunken wäre.

Durch diese Entdeckung Andrews' trat die wichtige Frage in den Vordergrund: „Ist für alle Körper eine solche kritische Temperatur vorhanden?" Die Antwort auf diese Frage konnte natürlich entweder unter Zuhilfenahme des Experiments oder auf theoretischem Wege gesucht werden. Mancher wird viel leicht glauben, daß der sicherste Weg, um auf eine derartige Frage die Antwort zu finden, der des Experiments ist. Aber man darf nicht vergessen, daß dieser Weg ein äußerst langwieriger ist und daß der Herstellung des kritischen Zustandes sich leicht praktische Hindernisse entgegenstellen können. Diese kritische Temperatur kann entweder so tief liegen, daß sie durch das Experiment nicht erreicht werden kann, oder so hoch, daß die Beobachtungen unmöglich werden. In erster Linie ist denn auch die Antwort auf vorstehende Frage auf theoretischem Wege gesucht worden. Die Frage, deren Beantwortung auf diesem Wege gesucht werden mußte, muß noch etwas allgemeiner gestellt und kann folgendermaßen formuliert werden: „Wie groß ist bei jeder Temperatur der Druck, der nötig ist, um eine gegebene Stoffmenge in einem gegebenen willkürlichen Volumen zu erhalten, wenn sie dieses Volumen homogen erfüllt?" „Und welches ist die Ursache davon, daß oberhalb einer bestimmten Temperatur diese homogene Füllung des Raumes möglich ist, und daß unterhalb dieser Temperatur eine Spaltung eintreten kann in Körper von zweierlei Dichtigkeit, nämlich in Flüssigkeit und Dampf!" Und endlich: „Wovon ist die Höhe dieser Grenztemperatur abhängig?" Will man dergleichen Fragen auf theoretischem Wege, wir möchten sagen: durch Berechnung beantworten, so ist es in erster Linie nötig, daß man sich eine Vorstellung von dem Wesen der Erscheinung selbst machen könne. Nun bildete sich eigentümlicherweise um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, also noch vor Andrews' Entdeckung, eine Vorstellung von dem

Wesen der Materie heraus, die, wenn sie weiter ausgearbeitet und vervollkommnet worden wäre, durch einfache Anwendung der Gesetze der Mechanik die Möglichkeit der Beantwortung obiger Fragen in Aussicht gestellt haben würde. Man hatte nämlich einsehen gelernt, daß in der Natur Bewegungen vorkommen können, die man sieht, und solche, die man nicht sieht. Seitdem ist die Ueberzeugung, daß das gesamte Naturleben aus sichtbarer und unsichtbarer Bewegung besteht, allen Naturforschern zu eigen geworden. Und um die Mitte des vorigen Jahrhunderts hat man zuerst das Wesen der Wärme in der unsichtbaren Bewegung der Moleküle, aus denen ein Körper besteht, zu suchen gewagt.

Es sind insbesondere der deutsche Naturforscher Clausius und der englische Naturforscher Maxwell, die sich auf diesem Gebiete unvergänglichen Ruhm erworben haben. Der erste zeigte, daß die bekannten Gasgesetze auf einfache Weise abgeleitet werden können, sobald man ein verdünntes Gas ansieht als aus Molekülen bestehend, die sich mit einer Geschwindigkeit von derselben Größenordnung wie die des Schalles bewegen, und den Druck, den ein solches Gas gegen die Wandungen des umschließenden Gefäßes ausübt, der Wirkung des Anpralls zuschreibt. Der zweite zeigte, daß dann auch die übrigen Erscheinungen, die ein Gas darbietet, z. B. Wärmeleitungsvermögen, Diffusion und Reibung auf einfache Weise berechnet werden können. Die Uebereinstimmung der Folgerungen aus der Annahme, die Wärme bestehe aus der unsichtbaren Bewegung der unsichtbar kleinen Teile eines Körpers mit den Erfahrungstatsachen war so überraschend, daß sich die Ueberzeugung Bahn brach, aus derselben Theorie müßten auch jene Erscheinungen erklärt werden, die ein Körper zeigt, wenn er sich nicht in dem verdünnten gasförmigen Zustande befindet.

Sowohl Clausius wie Maxwell hatten ihre Berechnung vereinfacht. Sie hatten nämlich die Maße der Moleküle außer acht gelassen und hatten diese somit als körperliche Punkte angesehen. Außerdem hatten sie die Anziehungskräfte, die zwischen den Molekülen eines Körpers vorhanden sind, nicht in Betracht gezogen. Für den Fall der verdünnten Gase, wobei das Volumen, das die Moleküle selbst einnehmen, nur ein äußerst kleiner Teil des äußeren Volumens ist, und wobei wegen des großen Abstandes der Moleküle die Anziehung nur gering sein kann, ist das näherungsweise erlaubt. Sobald man aber auch das Verhalten bei größerer Dichtigkeit erkennen will, ist diese Vernachlässigung nicht mehr statthaft, und man muß dann den Körper ansehen als ein Aggregat (Anhäufung) von beweglichen Molekülen, die selbst Ausdehnung besitzen und die sich gegenseitig anziehen. Bezüglich dieser Anziehung brauchte, wie sich bei der Berechnung ergab, nur angenommen zu werden, daß sie sich nur in sehr kleinen Abständen meßbar äußerte. Gemäß der Art des Gegenstandes durfte diese Vorstellung von dem Wesen eines Körpers nicht auf nur einzelne beschränkt bleiben; sondern wenn sie wirklich imstande sein sollte, die Erscheinungen zu erklären, so mußte sie für alle ohne Ausnahme gültig sein. Die Theorie führte somit zu einer Auffassung, die alle Stoffe als zu einem Geschlecht oder zu einer Familie gehörig erscheinen ließ.

Nun kommt es aber häufiger vor, daß, wenn gleichartige Einflüsse einwirken, die resultierenden Erscheinungen doch sehr verschieden sind und nach Maßgabe der jeweiligen Größe der Einflüsse. Als Beispiel für das hiermit Gemeinte möge folgendes dienen. Denken wir uns ein Pendel, auf das kein Bewegungswiderstand in Form von Reibung einwirkt. Dann würden alle Schwingungen gleiche Zeitdauer erfordern, und die Schwingungsweite würde nicht abnehmen. Lassen wir nun aber, was in der Praxis stets der Fall sein wird, die Reibung stattfinden, dann können nach Maßgabe der Größe der Reibung zwei sehr verschiedene Bewegungsformen das Resultat sein. Ist die Reibung klein, während die bewegende Kraft groß ist, dann wird die Bewegung eine periodische bleiben, wobei die Schwingungsdauer verändert ist; wobei aber das am meisten ins Auge fallende die abnehmende Schwingungsweite ist. Ist aber die Reibung sehr groß, dann ist der Fall möglich, daß der aus der Ruhelage gebrachte Körper schon beim ersten Male nicht über den toten Punkt hinweggeht. Dann ist die periodische Bewegung verschwunden und in eine aperiodische verändert.

Dieser Umstand tritt jedoch nicht ein bei der Antwort, die die Theorie auf vorstehende Fragen gibt. Sie lehrt nämlich, daß für alle Stoffe nur ein gleichartiger Gang mit Veränderung der Temperatur und des Volumens vorkommen kann. So muß für alle Stoffe eine kritische Temperatur vorhanden sein, deren Höhe jedoch sehr verschiedene Werte haben kann. Ferner führt er zu dem sehr annehmbaren Resultat, daß, wenn der Stoff sich unter kritischen Umständen befindet, das äußere Volumen ein gewisses Mehrfaches des Volumens der Moleküle beträgt.

Dieses Endresultat der Theorie hat die Versuche unterstützt, die angestellt wurden, um diese kritische Temperatur für verschiedene Stoffe zu bestimmen und sie darunter abzukühlen, um sie zu Flüssigkeiten zu verdichten. Große Schwierigkeiten stellen sich dem entgegen in folgenden beiden Fällen, wenn nämlich diese Temperatur entweder sehr niedrig oder sehr hoch ist. Dem englischen Physiker Dewar, der sich die Aufgabe gestellt hatte, diese Temperatur zu erzielen, auch wenn sie sehr nahe beim absoluten Nullpunkt liege, ist es nach jahrelangen Mühen schließlich gelungen, auch Wasserstoff zu verflüssigen und diese Flüssigkeit durch noch weitere Abkühlung zum Gefrieren zu bringen. Zu diesem Zweck mußte er die Mittel aufsuchen, um die Temperatur bis auf 20 bis 25° absolut zu bringen, also auf etwa 250° unter den Schmelzpunkt des Eises. Es läßt sich denn auch nicht im entferntesten bezweifeln, daß auch Helium, das einzige noch nicht verflüssigte Gas, ebenfalls eine solche Grenztemperatur besitzt, die jedoch noch tiefer als die des Wasserstoffs liegen wird. Für das Experiment ist es indessen eine noch viel schwierigere Aufgabe, zu untersuchen, ob, wie die Theorie lehrt, die kritische Temperatur auch für solche Stoffe zu erzielen ist, bei denen sie sehr hoch liegt. Dieses sind natürlich Stoffe, deren Schmelzpunkt schon sehr hoch liegt. Nach oberflächlicher Schätzung wird man diesen letzteren Temperaturgrad verdoppeln müssen, um die kritische Temperatur zu erreichen.

Ich habe dies alles zuvor erwähnen müssen, um das Prinzip der Korre-

spondenz aussprechen zu können, zumal in dem Vorstehenden die Vorbereitung zum richtigen Verständnis dieses Prinzips liegt.

Dieses Prinzip, das gleichfalls aus der Theorie sich ergibt, kann folgendermaßen ausgedrückt werden. Wenn man alle Stoffe betrachtet bei Temperaturen, die gleiche Bruchteile ihrer kritischen Temperatur sind, und sie in Volumina bringt, die ihrerseits gleiche Bruchteile des kritischen Volumens sind, so bildet jeweils der Druck seinerseits auch gleiche Bruchteile des kritischen Drucks. Anstatt „gleicher Bruchteile" kann man natürlich auch sagen: „eine gleiche Anzahl Male". Man kann das Prinzip auch so aussprechen: „Wenn Temperatur, Volumen und Druck in kritischem Maßstabe ausgedrückt werden, so folgen alle Stoffe dem gleichen Gesetz."

Wenn dieses Prinzip wirklich gültig ist, so wird dann auch der Begriff „Temperaturen, die ein gleicher Bruchteil der kritischen Temperatur sind", eine für die Natur der Materie höchst wichtige Bedeutung haben. Wir wollen solche Temperaturen „korrespondierende Temperaturen" nennen. Jeder ist davon überzeugt, daß „gleiche Temperatur" in der Natur viel bedeutet. Erst wenn miteinander in Berührung gebrachte Körper gleiche Temperatur haben, so können sie im Gleichgewicht sein und sich gegenseitig keine Wärme abgeben. Aber das nimmt nicht weg, daß auch „korrespondierende Temperatur" gemäß unsrer Definition eine große Bedeutung besitzen kann.

So hat auch der Begriff „gleiche Höhe" eine große Bedeutung; aber daneben kann doch auch der Begriff „relative Höhe" von großer Bedeutung sein. Wenn wir uns allein den Begriff der gleichen Höhe vorstellen könnten, z. B. wenn unsre Augen nur in horizontaler Richtung sehen könnten, so würden wir kaum alle, die uns umgeben, als zum Menschengeschlecht gehörig zu erkennen vermögen. Dann würden uns nur Unterschiede aufgefallen sein. Bei dem einen würden wir den Mund, bei dem andern das Kinn wahrgenommen haben. Erst dadurch, daß unser Auge die Fähigkeit besitzt, nach oben und nach unten zu blicken, und dadurch, daß wir die Höhe des einen Menschen in gleiche Teile einzuteilen gelernt haben, können wir in korrespondierender Höhe bei dem andern die ähnlichen Eigenschaften entdecken, und hierdurch sind wir fähig geworden, über die früheren Unterschiede hinweg die Aehnlichkeiten wahrzunehmen. Setzen wir, wenn wir die Aehnlichkeit im Verhalten der verschiedenen Körper wahrnehmen wollen, statt des Ausdrucks „Höhe" die „Temperatur" ein, dann muß der Betrag der kritischen Temperatur das Maß sein. Nun kennen wir eine Reihe von Stoffen, nämlich viele bekannte organische Körper, für die die kritische Temperatur zwischen 200° und 300° über dem Schmelzpunkt des Eises liegt, und für die sie demnach in absolutem Maß nicht weit von 500° entfernt ist. Diese können demnach mit Personen von mittlerer Größe verglichen werden. Bei gewöhnlicher Temperatur kennen wir sie als Flüssigkeiten, und sie zeigen denn auch viele Aehnlichkeiten, selbst ohne daß wir den Begriff der korrespondierenden Temperatur anwenden. Aber es gibt auch Stoffe, die wir mit Zwergen, und andre, die wir mit Riesen vergleichen müssen. Wasserstoff ist dann schon be-

sonders klein, und Helium ist dann so klein, daß es noch nicht hat gemessen werden können. Von keinem der Stoffe, die wir als Riesen ansehen müssen, ist bisher die Größe gemessen worden. Bei den hohen Temperaturen, die dafür nötig sind, ist einstweilen die Beobachtung noch unmöglich.

Wir können das Bild, das wir gewählt haben, um das Prinzip der Korrespondenz zu erläutern, noch weiter ausmalen. Die verschiedenen Personen unterscheiden sich nicht nur in der Länge, sondern auch in der Breite. Es kann vorkommen, daß die längere weniger breit ist und umgekehrt. Aber doch ist dies kein Hindernis, um sie als zum gleichen menschlichen Geschlecht gehörig anzusehen. Vergleichen wir sie dann miteinander, so müssen wir die eine Gestalt aus der andern abgeleitet denken, indem wir die Höhe nach einem bestimmten Maßstabe verkleinern oder vergrößern und für die Breite ein andres Maß wählen. Tun wir dies beides für Länge und Breite, so können wir ähnliche Punkte bestimmen. Wir könnten sogar noch weiter gehen und die dritte Abmessung in unsre Betrachtung aufnehmen. Wir wollen aber unser Beispiel nicht weiter ausarbeiten. Wir würden dann natürlich Gefahr laufen, auf Unterschiede hinweisen zu müssen. Unter anderm ist schon dieser Unterschied vorhanden. Für die menschliche Figur haben wir die ganze Länge, die ganze Breite und die ganze Dicke als Maß angenommen. Für die Beobachtung der Korrespondenz bei den verschiedenen Stoffen müssen wir die Maße für Temperatur, Volumen und Druck diesen großen entlehnen in einem bestimmten charakteristischen Zustande, nämlich dem kritischen Zustande, den wir oben beschrieben haben. Fassen wir zusammen, was sich aus dem gewählten Beispiele ergibt, so können wir sagen: Durch die Entdeckung des Prinzips der Korrespondenz ist das Genus „Stoff" wahrgenommen.

Wenn man früher mehrere Stoffe untersuchte, so geschah das bei gleicher Temperatur. So wurde beispielsweise von Regnault sehr eingehend geprüft, ob die verschiedenen Gase, wie Luft, Sauerstoff, Stickstoff, Kohlensäure, Wasserstoff u. s. w., durchaus exakt dem Boyleschen Gesetze folgen, d. h. ob bei Verdoppelung des Druckes das Volumen genau die Hälfte des ursprünglichen beträgt. Die Ergebnisse seiner Untersuchungen faßte er folgendermaßen zusammen: Alle Gase sind mehr komprimierbar als das Boylesche Gesetz angibt, nur der Wasserstoff verhält sich anders und ist weniger kompressionsfähig als aus Boyles Gesetz folgt. Und man glaubte daraus schließen zu müssen, daß der Wasserstoff gänzlich verschiedene Eigenschaften besäße und mithin ein ganz eigenartiger Körper sei. Diese Vermutung schien sich durch einen Versuch von Kelvin & Joule zu bestätigen. Sie ließen verschiedene Gase aus einem Raume, in dem höherer Druck herrschte, durch eine poröse Zwischenwand langsam in einen andern Raum eindringen, in dem der Druck fortwährend niedrig gehalten wurde. Das Ergebnis dieses Versuchs glaubte man in folgenden Satz zusammenfassen zu können: Alle Gase kühlen sich ab, wenn sie auf die angegebene Weise ihr Volum vergrößern, nur Wasserstoff macht eine Ausnahme, indem er sich erwärmt. Wenn man aus dieser und andern ähnlichen Erscheinungen schließen will, daß der Wasserstoff

sich abweichend von den andern Stoffen verhält, so war man gänzlich falsch beraten. Im Lichte des Prinzips der Korrespondenz folgt gerade daraus, daß alle Stoffe sich gleichartig verhalten. Ob ein verdünntes Gas mehr oder weniger komprimierbar ist als das Boylesche Gesetz angibt, hängt davon ab, ob man den Stoff unter- oder oberhalb einer Temperatur untersucht, die im kritischen Maß $\frac{27}{8}$ beträgt. Das Resultat der Versuche von Regnault zeigte mithin lediglich, daß für Wasserstoff die Untersuchungstemperatur, bezogen auf 273°, höher ist als rund der $\frac{27}{8}$ der kritischen Temperatur und daß diese mithin unterhalb 80° absolut liegen muß, während für die übrigen von ihm untersuchten Stoffe die kritische Temperatur oberhalb 80° liegen muß. Ob ein Stoff sich bei den Versuchen von Kelvin & Joule abkühlen oder erwärmen wird, hängt davon ab, ob die Versuchstemperatur unterhalb oder oberhalb des $\frac{27}{4}$ zirka der kritischen Temperatur liegt. Aus der Tatsache, daß Wasserstoff eine Erwärmung zeigte, hätte man demnach schließen müssen, daß die kritische Temperatur des Wasserstoffs noch etwas niedriger liegt als $\frac{4}{27} \times 273°$, also noch ein wenig unterhalb 40° absolut. Hätte man also die Versuche von Regnault oder die von Kelvin & Joule bei viel niedrigerer Temperatur wiederholt, so würde die scheinbare Ausnahmestellung des Wasserstoffs verschwunden sein. Hätte man sie umgekehrt bei viel höherer Temperatur wiederholt, so würden sich andre Stoffe dem Wasserstoff zur Seite gestellt haben. Anstatt aus diesen Wahrnehmungen zu folgern, daß Wasserstoff sich seinem Wesen nach von den andern untersuchten Stoffen unterscheide, hätte man aus den Resultaten für Wasserstoff, für den die gewöhnliche Temperatur in kritischem Maße 11 oder 12 beträgt, das gleiche folgern müssen, was man beispielsweise bei der Kohlensäure fände bei einer Temperatur gleich 11 oder $12 \times 304°$, immer in der Voraussetzung, daß bei einer solch hohen Temperatur die Kohlensäuremoleküle noch fortbestehen könnten, ohne in Kohlenoxyd und Sauerstoff gespalten zu werden.

Wir haben hier durch die Betrachtung dieser Experimente von Regnault und von Kelvin & Joule eine einzige aus den zahllosen Erscheinungen herausgegriffen, die durch das Prinzip der Korrespondenz in eine klare Beleuchtung gerückt werden. Wie zahlreich diese Erscheinungen sind, geht unter anderm hervor aus den Worten von Dewar in seiner Rede in der British Association 1902:

„It is perhaps not too much to say that as a prolific source of knowledge ... it would be necessary to go back to Carnot's cycle to find a proposition of greater importance than the theory of the law of corresponding states."

Die Frage nun, welche Eigenschaften denn bei korrespondierender Temperatur und in korrespondierendem Volumen korrespondierend sind, läßt sich etwa dahin beantworten: Alle die, die abhängen von dem Grade der Anhäufung der Moleküle. Nicht die, die abhängen von der chemischen Zusammenstellung der Moleküle. So wird die Farbe des Chlors, die giftige Eigenschaft des Kohlenoxyds außerhalb des Gebiets liegen, über das sich unser Prinzip erstreckt.

Vielleicht ist in der Intensität der Färbung bei höherem Dichtigkeitsgrade etwas Korrespondierendes wahrzunehmen. Aber lassen wir auch solche Erscheinungen außer Betracht, so bleibt doch das Gebiet noch groß genug. Eine Aufzählung aller dieser Eigenschaften will ich jedoch unterlassen. Es mag genügen, darauf hinzuweisen, daß wir unter der Voraussetzung, daß genanntes Prinzip durchaus streng gültig ist, lediglich einen einzigen Stoff experimentell zu studieren haben würden. Kennt man denn für einen andern Stoff die kritischen Größen, so muß auch dieser andre Stoff ohne weitere Untersuchung völlig bekannt sein.

Gehen wir nunmehr über zur Beantwortung der wichtigen Frage, inwieweit durch experimentelle Untersuchung die Gültigkeit des Prinzips der Korrespondenz bestätigt worden ist.

Das Prinzip ist zuerst im Jahre 1880 in einer Versammlung der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Amsterdam ausgesprochen worden. In der Sitzung, in der es niedergelegt wurde, knüpfte man an das damals vorhandene Material an, und die Uebereinstimmung mit den Erfahrungstatsachen war derartig, daß der Entdecker des Prinzips sich zu der Behauptung berechtigt glaubte, daß, wenn auch etwa die numerische Richtigkeit nicht vollkommen sein sollte, die Regeln, zu denen es führe, doch einen hohen Grad der Annäherung besitzen. So wurde nach dem Aether, den man als Muster annahm, für eine ganze Anzahl andrer Stoffe berechnet: die Dampfspannung, der Ausdehnungskoeffizient, der Kompressionskoeffizient, die Dichte, die Kapillaritätskonstante, die latente Wärme. Diese berechneten Werte wurden mit denen verglichen, die direkt durch das Experiment bestimmt waren. In solchen Fällen kann man natürlich nicht absolute Uebereinstimmung erwarten, denn auch die Zahlenwerte, die direkt bestimmt werden, sind mit einem Beobachtungsfehler behaftet; aber die Unterschiede waren verhältnismäßig klein. Seitdem ist von verschiedenen Physikern sowohl auf theoretischem wie auf experimentellem Wege die Richtigkeit des in Rede stehenden Prinzips nachgeprüft worden. Einige davon mögen aufgeführt werden. So hat Kamerlingh Onnes aus Leiden, ausgehend von derselben Auffassung von dem Wesen der Materie, auf einem ganz andern theoretischen Wege das Prinzip aufs neue abgeleitet, Mathias aus Toulouse hat bei Temperaturen, die nicht weit von der kritischen Temperatur abweichen, die von ihm bestimmten Dichten von koëxistierenden Flüssigkeiten und Dämpfen in sehr naher Uebereinstimmung mit diesem Prinzip gefunden. Aber vor allen hat Sidney Young aus Bristol durch umfangreiche direkt experimentelle Untersuchungen über die Frage, inwieweit das Verhalten verschiedener Stoffe mit den gegebenen Regeln übereinstimme, viel dazu beigetragen, daß man sich wenigstens eine vorläufige Vorstellung machen kann von dem Grade, in dem das Prinzip der Korrespondenz in der Natur bei den verschiedenen Stoffen bestätigt gefunden ist. Ich sage: eine vorläufige Vorstellung, denn bei einer Regel, die sich über alle Materien ausspricht, muß eine sehr große Zahl von Stoffen untersucht werden, bevor eine definitive Ansicht ausgesprochen werden kann.

Ich gebe diese vorläufige Ansicht von dem Grade, in dem das Prinzip der Korrespondenz bestätigt wurde, am sichersten wieder durch die folgenden Worte Boltzmanns: „Man kann sich wohl vorstellen, daß eine so allgemeine Relation ziemlich weit davon entfernt ist, exakt richtig zu sein; aber schon der Umstand, daß ihre Annahme ein in den Grundzügen richtiges Bild der wirklichen Erscheinungen liefert, ist sehr bemerkenswert," oder durch eine Aeußerung von Sidney Young, die etwa das Folgende besagt: „Ohne Zweifel bestehen Unterschiede zwischen den Daten der Wahrnehmung und den Zahlenwerten, die das Prinzip dafür angibt; aber das darf uns nicht dazu verleiten, das Prinzip selbst zu verwerfen, sondern muß uns im Gegenteil zu der Nachforschung veranlassen, welches die Ursache jener Abweichungen sei."

Schon das Bild, das wir angewandt haben, um die Bedeutung des Prinzips zu veranschaulichen, nämlich die menschliche Figur, hätte uns auf ein solches Resultat vorbereiten sollen. Die Uebereinstimmung geht doch nicht so weit, daß wir den einen Menschen als eine völlig exakte Kopie des andern ansehen dürfen. Und ein Maler, der ein Porträt zu entwerfen, oder ein Bildhauer, der eine Statue darzustellen hat, kann sich doch nicht damit begnügen, eine bestimmte Type nach bestimmten Verhältnissen zu vergrößern oder zu verkleinern. Es sind feinere individuelle Unterscheidungen vorhanden, die uns die Möglichkeit geben, den einen Menschen von dem andern zu unterscheiden, selbst ohne daß wir auf Länge und Breite achten. Ebenso erkennen wir bei genauem Nachsehen individuelle Verschiedenheiten bei den Pflanzen, die zu einer und derselben Art gehören, und die Abweichungen von einem mittleren Typus folgen sogar bezüglich der Anzahl der Fälle einem bestimmten statischen Gesetz. Aber das hindert doch nicht, daß die Vereinigung aller Menschen zu einem gleichen Menschengeschlechte ihre hohe Bedeutung hat. Neben dem Maler steht doch der Philosoph, der Staatsmann, ja stehen wir alle, die wir nicht malen, in den tausend verschiedenen Verhältnissen des täglichen Verkehrs. So wird der Physiker, den ich mit dem Maler vergleichen möchte und der sich die Aufgabe gestellt hat, mit der peinlichsten Genauigkeit den Wert bestimmter Größen an einem bestimmten Stoffe zu ermitteln, vielleicht glauben können, das gegebene Prinzip habe für ihn keinen Nutzen. Aber neben ihm steht einer, den ich mit dem Philosoph unter den Physikern vergleichen möchte und dieser erkennt, daß er durch den Begriff „Korrespondenz" Einheit und Harmonie in dem Gange wahrnimmt, wo sonst Willkür und Verwirrung zu herrschen schien, und er wird gerade durch die größeren oder kleineren Abweichungen dahin gebracht, daß er gemäß der Lektion von Sidney Young anfängt, nachzudenken über die Ursache solcher Abweichungen. Gewiß ist das Zusammentragen genauen tatsächlichen Materials auch in der Physik von größtem Werte. Aber was könnte es uns nützen, hätten wir auch das umfangreichste empirische Material zusammengetragen, so daß das größte Museum es kaum umfassen könnte, und wir besäßen nicht gleichzeitig den Faden, der uns in diesem Labyrinth den Weg finden läßt, oder wären nicht gleichzeitig imstande, die Einheit in all der Verschiedenheit wahrzunehmen. Für denjenigen,

der da glaubt, daß auch die materielle Welt nicht angesehen werden kann als ein Spiel des Zufalls, sondern daß sie nach einfachen Gesetzen aufgebaut ist und lebt, und der es unserm Mangel an Wissen zuschreibt, wenn wir diese Einfachheit nicht erkennen, — für ihn ist es eine Tatsache von außerordentlich großer Bedeutung, wenn er durch ein Prinzip von so weittragendem Umfange sich einen, wenn auch noch recht mangelhaften, Einblick verschaffen kann in jene einfachen Einrichtungen. Und wenn er die Mangelhaftigkeit des erhaltenen Einblicks erkennt, wird er mit erneutem Ernst danach streben, diesen Einblick zu verbessern und zu verschärfen.

Man hat denn auch schon darüber nachgedacht, was wohl die Ursache davon sein mag, daß ein Prinzip, das für die Theorie als durchaus streng gültig erklärt werden muß, in der Natur nur annäherungsweise zu gelten scheint. In erster Linie ist dann darauf hinzuweisen, daß die größeren Abweichungen in der numerischen Richtigkeit der Regeln, die aus dem erwähnten Prinzip folgen, bei solchen Stoffen vorkommen, bezüglich deren auch die Theorie schon ausdrücklich erklärt hatte, daß für sie kompliziertere Regeln gelten müssen. Das sind Stoffe, bei denen die Moleküle selbst sich verändern, sei es daß sie in einfachere Moleküle gespalten werden, sei es daß sie sich zu größeren Komplexen vereinigen, — kurz, es sind Stoffe, bei denen eine molekulare Transformation stattfindet. Wie das Prinzip dann verändert werden muß, um auch für solche Stoffe streng numerisch zu gelten, oder wie es erweitert werden muß, um auch diese Stoffe zu umfassen — das ist noch nicht festgestellt worden; aber wir möchten darauf hinweisen, daß selbst in einem solchen Falle, in dem von vornherein erklärt worden war, daß eine Korrespondenz nicht zu erwarten sei, das Prinzip doch insofern fruchtbar erschienen ist, als es diese abweichenden Stoffe in zwei Gruppen einzuteilen gelehrt hat, die von Batschinski als „Orthomer“ und „Allomer“ bezeichnet werden. Batschinski hat selbst versucht, den Begriff Korrespondenz so zu verallgemeinern, daß er wenigstens eine dieser Gruppen umfaßt.

Daß die größeren Abweichungen die Folge sind von dem Vorhandensein molekularer Transformationen, darüber herrscht fast nur eine Meinung. Weniger freilich über die Ursachen des Auftretens kleinerer Abweichungen. Einige glauben auch diese dem Vorhandensein molekularer Transformation zuschreiben zu müssen, die dann in geringerem Maße aufträte. Andre machen darauf aufmerksam, daß vielleicht auch die Form und die Art der Zusammensetzung des Moleküls, z. B. ob dieses aus zwei oder mehreren Atomen besteht, Einfluß hat. Aber alle diese Fragen harren noch der näheren Beantwortung und der Erledigung.

Ich schließe mit den Worten der Frau Kirstine Meyer, die in einer von der Dänischen Akademie der Wissenschaften preisgekrönten Abhandlung gleichfalls den Versuch gemacht hat, die Abweichungen zu erklären, die wir bei der Anwendung des Prinzips der Korrespondenz beobachten: „Selbst wenn man sich darauf beschränkt, das Gesetz von den übereinstimmenden Zuständen nur für den flüssigen und den gasförmigen Zustand gelten zu lassen, so liegt etwas

Befriedigendes darin, in weitem Umfange in der Vielgestaltigkeit die Einheit zu erblicken, die ein innerer Drang den Menschen vorauszusetzen zwingt, da ohne eine solche Einheit die Erscheinungen nicht überschaut zu werden vermögen."



Aus Carl Twestens Nachlaß.

Eine biographische Skizze.

Von

Wilhelm Cahn.

III.

Am 21. Mai 1861 erschien im Verlage von Guttentag, gleichfalls ohne Namensnennung, eine zweite Broschüre Twestens:

„Was uns noch retten kann.

Ein Wort ohne Umschweife."

mit dem Lutherschen Ausspruch als Motto:

„Aergernis hin, Aergernis her." [1])

Während sich die erste Schrift mehr mit dem inneren Organismus des preußischen Staates beschäftigte und dem Volke zurief, daß das Losungswort des „Nicht-Drängens" nicht mehr angebracht sei, vielmehr die Zeit gebieterisch beanspruche, durch eine Neugestaltung des Staatsorganismus in liberalem Sinne sich das Herz des nach Einheit strebenden deutschen Volkes zu gewinnen, bespricht die zweite Broschüre die allgemeinen von Napoleon III. beherrschten politischen Verhältnisse Europas und in Verbindung damit die Stellung Preußens zu Oesterreich und zu den deutschen Sekundärstaaten, für den Fall, daß der unvermeidliche Krieg zwischen Frankreich und Preußen zur Tat würde. Preußen konnte einem solchen Krieg nur dadurch entgehen, daß es dem Wahne Napoleons III. auf Länderzuwachs durch Abtretung des deutschen Rheingebietes sich fügte. Allerdings würde Napoleon in letzterem Falle sich damit einverstanden erklärt haben, daß Preußen durch die Annexion der kleineren nord- und mitteldeutschen Staaten sich entschädige. Aber die Umgestaltung deutscher politischer Verhältnisse, die man im Anfang des 19. Jahrhunderts Napoleon I. allzu bereitwillig eingeräumt hatte, wäre, von seiten Preußens Napoleon III. zugestanden, von

[1]) Der vollständige Ausspruch Luthers lautet: Aergernis hin, Aergernis her, Not bricht Eisen und hat kein Aergernis. Ich soll der schwachen Gewissen schonen, sofern es ohne Gefahr meiner Seele geschehen mag. Wo nicht, so soll ich meiner Seele raten, es ärgere sich denn die ganze oder halbe Welt.

dem ganzen deutschen Volke als ein ungeheurer Frevel empfunden worden. Mit Recht schreibt darum Twesten:

„Preußens Beruf ist, der weiteren Vergrößerung Frankreichs Widerstand zu leisten, nicht ihr zu dienen. Darauf beruht seine Sicherheit, seine Stärke, seine Stellung in Europa."

Für Twesten ist der Krieg Frankreichs mit Preußen nicht ein in der Ferne drohendes Gespenst, sondern ein in kurzer Frist unzweifelhaft eintreffendes Ereignis. Diese Voraussicht hat sich zwar nicht bewahrheitet, denn der Plan, den Napoleon III. seit 1859 hegte, mit Preußen Bündnis zu schließen oder Krieg zu führen, war durch die abenteuerliche Idee des französischen Kaisers, dem republikanischen Germanismus in Nordamerika einen imperialistischen Romanismus in Zentral- und Südamerika entgegenzustellen, in die Ferne gerückt worden. Die Ratschläge aber, die Twesten in Vorahnung des künftigen Krieges mit Frankreich erteilt, bekunden eine so tiefe politische Weisheit, daß sie das beste Zeugnis dafür abgeben, mit welch klarem Verständnis er die äußere und innere Politik seines Heimatlandes verfolgte.

„So traurig es ist," schreibt Twesten, „daß die ungeheuren Kriegsrüstungen übermäßige Mittel in Anspruch nehmen und die Entwicklung aller Lebenselemente verkümmern, so erkennt man doch unter den gegenwärtigen politischen Verhältnissen die Notwendigkeit einer erhöhten Kriegsbereitschaft an. Aber es ist zu viel verlangt, daß man große Opfer bereitwillig auf sich nehmen soll, wenn man keine Wirkung sieht und keinen Ersatz auf andern Gebieten. Bei einem Geldmangel, dessen Ende nicht abzusehen, bei erschöpfenden Anstrengungen in der Zeit der Vorbereitung ist zu befürchten, daß die Kräfte zum Kriege schon vor dem Kriege aufgezehrt werden. Die Finanzlage des Staates und die Bedürfnisse des Nationalwohlstandes drängen gebieterisch zu Reformen."

Was also auch vor allem nottut, ist das Schaffen liberaler Reformen im Inneren: „Je mehr die intellektuellen und moralischen Elemente in der zivilisierten Gesellschaft die bloß physischen überwiegen, desto weniger läßt sich die materielle Entwicklung von der geistigen trennen. Man kann Regsamkeit, Selbsttätigkeit, Aufschwung des Geistes nicht auf dem einen Gebiet wecken und auf dem andern unterdrücken, die Menschen nicht klug und strebsam machen zum Erwerb und dumpf und stumpf zu bequemer Beherrschung, die Energie ihres Handelns nicht zugleich stärken und lähmen, nicht einen tatkräftigen Patriotismus nach außen und teilnahmlose Unterwürfigkeit im Innern erwarten ..."

„Nur das Ideelle gibt Individuen wie der Gesamtheit den Schwung und die treibende Kraft, die allein imstande sind, das wahrhaft Große zu vollbringen. Eine solche Kraft der Bewegung, die aus großen allgemeinen Gesichtspunkten handelt, das als notwendig Erkannte gegen den Widerstand der Trägheit und der Feigheit durchsetzt und die eigne Energie in den Geistern andrer weckt, finden die Regierungen in der Regel nur unter dem Druck revolutionärer Krisen oder großer auswärtiger Gefahren."

Die liberalen Reformen, die Twesten wünschte, waren infolge des deutsch-dänischen und österreichisch-preußischen Krieges teilweise in Erfüllung gegangen, denn das deutsche Volk sah, nachdem der Norddeutsche Bund geschaffen, eine liberale Verfassung gegeben und ein allgemeines Wahlrecht verkündet worden war, daß man mit vollen Segeln auf die Verwirklichung des deutschen Einheitsideals lossteuerte. Als nun die auswärtige Gefahr hereinbrach, da fand, wie Twesten es hier voraussagt, der deutsche Staat auch sein Volk bereit, dieser Gefahr mit kräftigstem Widerstand zu begegnen. Indessen ist nach der Schrift Twestens mit der Kriegsbereitschaft allein seitens der preußischen Regierung nicht alles geschehen, was mit Recht von einem konstitutionellen Staate gefordert werden kann. In der von der ganzen übrigen Verwaltung getrennten Leitung der Armeeangelegenheiten durch das Militärkabinett sieht Twesten eine den Grundsätzen des konstitutionellen Staates zuwiderlaufende Einrichtung. Denn es darf neben dem verantwortlichen Ministerium keine Behörde bestehen, die nach Gutdünken und unkontrollierbaren Vorträgen bei dem Staatsoberhaupt über das Wohl und Wehe des Heeres schalten und walten kann.

Twesten hielt es für seine Pflicht, ob auch, wie er in seinem Motto sagt, ein Aergernis daraus entstehen würde, den Chef des Militärkabinetts, Generalmajor v. Manteuffel, als „einen unheilvollen Mann in einer unheilvollen Stellung" [1]) bezeichnen zu müssen. Die Grenzen der erlaubten Kritik waren zwar nicht überschritten, Twesten ist strafrechtlich niemals deshalb verfolgt worden, aber v. Manteuffel glaubte sich durch diese öffentliche Kritik so beleidigt, daß er am 25. Mai bei dem Verleger Guttentag nach dem Namen des Verfassers forschte, und als dieser ihm verweigert wurde, dessen Nennung durch eine Beschwerde beim König durchsetzte.

Da Twesten nichts von seinen in der Schrift getanen Aeußerungen zurücknehmen wollte, kam es am 27. Mai bei den Schießständen des Garde-Jäger-Bataillons in Potsdam zu einem Duell; Twesten wurde am rechten Arm verwundet und blieb zeitlebens an ihm gelähmt. Noch in der Nacht vom 27. auf den 28. schrieb der König an den Staatsminister von Roon [2]) einen Brief folgenden Inhalts:

Berlin, 27. Mai 1861, 1/2 12 Uhr nachts.

„Daß der Verlauf dieser Woche das Maß meiner Leiden voll machen würde, war ich erwartend; daß aber der erste Tag derselben in seiner letzten Stunde dies Maß schon füllen würde, ahndete mir nicht! Vermutlich hat General von Manteuffel Ihnen bereits auch Mitteilung von seinem heute vollzogenen Duell mit dem p. Twesten jun. gemacht, den er verwundet, während er unverletzt blieb. Die zwei Anlagen werden Sie über alles aufklären, wenn Sie es noch nicht sein sollten.

[1]) Der ganze Vorgang ist ausführlich mitgeteilt in dem Lipkeschen Artikel: Bismarck und Twesten.

[2]) S. Denkwürdigkeiten des Feldmarschalls Grafen v. Roon Bd. II.

Das nächste, was zu tun ist, ist wohl, daß ich ihn sofort von seinen Funktionen suspendiere, wie er es selbst verlangt und General Alvensleben sofort die Geschäfte übertrage. Nächstdem, glaube ich, wird nichts übrig bleiben, als das kriegsrechtliche Verfahren gegen ihn eintreten zu lassen, so wie mein seliger Vater gegen den damaligen Major von Thile (1818) verfuhr. Doch darüber mündlich das weitere. So sehr wie Ihre Zeit auch in diesen Tagen beschränkt ist, so muß ich Sie doch schon morgen früh um 8 Uhr sprechen.

In diesem Moment Manteuffels Dienste zu entbehren, der Triumph der Demokratie, ihn aus meiner Nähe gejagt zu haben, das Aufsehen, was dies Ereignis in meiner allernächsten Umgebung machen muß, das sind Dinge, die mir fast die Sinne rauben können, weil es meiner Regierung einen neuen unglückseligen Stempel aufdrückt! Wo will der Himmel mit mir hin!

Wilhelm."

Tags darauf war der Name Twestens in aller Mund. Die Broschüre erlebte in kurzer Frist sieben Auflagen; es mag zu dieser schnellen Verbreitung wohl der unglückliche Ausgang des Duells etwas mitgewirkt haben, indes weht aus dieser sowie aus der 1859 erschienenen Broschüre so viel liberaler Geist, so viel kernige Wahrheit und idealer Sinn, daß auch ohne das aufsehenerregende Ereignis die beiden Schriften die volle Aufmerksamkeit der ganzen gebildeten Welt auf sich gelenkt hätten.

Es wäre vielleicht gerade in der gegenwärtigen Zeit, da der Liberalismus sich in so mannigfaltige Nuancierungen zersplittert, als empfehlenswert zu erachten, wenn sich eine Verlagsbuchhandlung bereit finden ließe, die Flugschriften Twestens zugleich mit dessen literarischen und wissenschaftlichen Arbeiten, die in verschiedenen Jahrbüchern zerstreut sind, zu einem Gesamtbande vereinigt, als Volksausgabe demnächst zu veröffentlichen. Man würde von dieser, durch keinen Egoismus getrübten, auf streng ethischer Grundlage sich aufbauenden liberalen Anschauungsweise, die auch heute noch in voller Geltung besteht, gewiß eine Erstarkung des liberalen Geistes zu erwarten haben.

Da durch die Berufung des Berliner Abgeordneten Professor Temme nach Zürich ein Sitz für den ersten Berliner Wahlbezirk des Abgeordnetenhauses frei geworden war, wurde Twesten bei den Urwahlen für die sechste Legislaturperiode am 19. November 1861 zum liberalen Kandidaten und am 6. Dezember desselben Jahres ins Abgeordnetenhaus gewählt, wo er der Fortschrittspartei sich anschloß. Es würde vollständig aus dem engen Rahmen einer biographischen Skizze fallen, wenn hier auch nur annähernd die eminente Tätigkeit geschildert würde, die Twesten als Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses und des Norddeutschen Reichstags entfaltete. Einzelne treffende Züge sind ja auch aus dem Zeitraum von 1862—1867 in den bereits erwähnten Artikeln Lipkes und Rickerts enthalten. Zur Vervollständigung des Bildes von der hervorragenden Wirksamkeit Twestens, der den siechen, von häufiger Krankheit heimgesuchten Körper nicht schonte, um immer, wo es der Energie eines ganzen Mannes

bedurfte, auf dem Plane zu erscheinen, sei hier in Kürze mitgeteilt, in welchen Hauptaktionen er in den Jahren 1862—1869 tätig gewesen ist.

In dem Militärkonflikt suchte Twesten vor allem, im Gegensatz zu den meisten seiner Parteigenossen, einen Ausgleich auf Grund der zweijährigen Dienstzeit und einer festen Präsenzzahl der Armee herbeizuführen, — zwei Einrichtungen, die heute Gesetz geworden sind. Er war vielfach Referent in der Budgetkommission, außerdem Berichterstatter im Abgeordnetenhaus:

Ueber die Resolution auf Begründung eines deutschen Bundesstaates und die Adresse über die Wahlen 1862.

Ueber die schleswig-holsteinische Angelegenheit 1863 und 1865, über die Rechtsverhältnisse der Mediatisierten 1866.

Ueber das Indemnitätsgesetz und das Wahlgesetz zum Reichstag 1867, und endlich:

Ueber die Annahme der Bundesverfassung.

Innerhalb des Militärkonflikts, in dem Twesten, wie schon gesagt, von echt nationaler Gesinnung getragen, seine eignen Wege gegangen war, hatte sich jedoch im Jahre 1865 ein neuer Konflikt — der Justizkonflikt — erhoben, in dem Twesten, von der gesamten liberalen Partei Deutschlands unterstützt, Vorkämpfer geworden und endlich Sieger geblieben ist. Es war der Kampf gegen den obersten Gerichtshof, der sich aus einer von dem Justizminister gewählten beweglichen Kommission von 3, 5 oder 7 Richtern oder Hilfsarbeitern zusammensetzte und in letzter Instanz in politischen Dingen das Urteil zu sprechen befugt war. „Es kam," wie Gneist in seiner Gedächtnisrede über Karl Twesten sagt, „bei dieser lautlos wirkenden, sinnreichen Maschinerie nur darauf an, den rechten Justizminister und eine Anzahl zuverlässiger Maschinenmeister an den Stellen zu haben, an welchen politische Prozesse entschieden werden. Der wunderbare Erfolg war, daß die Mitglieder der großen Gerichtshöfe sich zwar persönlich kaum noch kannten, durch eine unsichtbare Hand sich aber ohne Wissen und Zutun so gruppiert fanden, um in politischen Fragen nach einem System zu entscheiden. Der Erfolg wurde denn auch im Laufe jenes Konfliktes so sichtbar, daß die Kreuzzeitung rühmend behaupten konnte, ‚die Entscheidungen des Obertribunals tragen jetzt sämtlich einen streng konservativen Charakter'."

Gegen diesen Gerichtshof, der ein stets gefügiges Werkzeug in Händen der Staatsregierung war, wandte sich Twesten mit dem ganzen Zorn des für das Recht begeisterten Mannes; seine im Abgeordnetenhause am 20. Mai 1865 gehaltene Rede über die Justizpflege unter der Verwaltung des Grafen Lippe wurde durch Beschluß des Obertribunals vom 29. Januar 1866 zum Gegenstand einer gegen ihn eingeleiteten Kriminaluntersuchung. Die auf Grund der verfassungsmäßigen Redefreiheit der Abgeordneten freisprechenden Erkenntnisse des Stadtgerichts und des Kammergerichts wurden durch Urteil des Obertribunals vom 26. Juni 1867 vernichtet, und demnächst erfolgte in erster Instanz eine Verurteilung zu zweijährigem Gefängnis und in zweiter Instanz zu einer Geldstrafe von 300 Talern.

Das Obertribunal ließ sich daran nicht genügen. Eine Disziplinaruntersuchung wurde eingeleitet wegen der Rede, die Twesten am 10. Februar 1866 im Abgeordnetenhause gehalten hatte, als Hoverbeck den Antrag stellte, daß das Abgeordnetenhaus gegen die verletzenden Eingriffe der Staatsanwaltschaft in die Redefreiheit der Abgeordneten energischen Protest erhebe. Twesten sagte damals unter anderm: „Freilich könnte sich die rechtsverachtende Gewalt nicht am Ruder halten, wenn sich ihr nicht die servile Ehrlosigkeit zur Verfügung stellte," und weiter mit Beziehung auf die Ordenssterne, mit denen die Minister ihre Richter behängen: „Sie decken die Wunden nicht, die diese Männer ihrer Ehre vor der Mit- und Nachwelt geschlagen haben, aber leider nicht bloß ihrer Ehre, sondern auch der Ehre des Vaterlandes."

Diese neue Disziplinaruntersuchung verursachte im Lande allgemeine Erbitterung und zwar derart, daß selbst der Kronprinz Friedrich Wilhelm in einem Schreiben,[1]) d. d. Misdroy, 1. August 1867, Bismarck gegenüber auch seinem Unwillen über diese Verfolgung unverhohlen Ausdruck gab: „Im Innern des Landes," schreibt der Kronprinz, „wächst die Unzufriedenheit über die Maßregeln Ihrer Kollegen Eulenburg und Lippe, wozu namentlich die Verfolgung von Leuten wie Twesten und Lasker beiträgt. Was jenen beiden während der Reichstagsitzungen zu verdanken ist, wissen Sie ebenso genau wie ich, und kann ich nicht verstehen, was es uns nützen soll, derartige Personen zu maßregeln und zu verletzen."

Wenn auch durch die bekannte Deklaration zu Art. 84 der preußischen Verfassung, die Redefreiheit der Abgeordneten betreffend, vom 2. Dezember 1867 beziehungsweise 8. Januar 1868 die Disziplinaruntersuchung wegen der von Twesten im Abgeordnetenhaus gehaltenen Rede niedergeschlagen wurde, so blieb doch die Untersuchung wegen einiger Wahlreden Twestens bestehen, und das Kammergericht verurteilte ihn zu 100 Talern Geldstrafe und kennzeichnete zugleich das Verhalten Twestens als unpatriotisch und unehrenhaft. Die Namen der Richter, die ein solches Urteil über Twesten abgaben, öffentlich zu brandmarken, dürfte keine genügende Sühne sein; mögen sie in ewigem Dunkel verbleiben, „versunken und vergessen"! Twesten legte dagegen Berufung ein, desgleichen der Staatsanwalt, mit dem Antrag auf Kassation. Jedoch noch ehe das Obertribunal das Urteil des Kammergerichts bestätigt hatte, was am 18. Mai 1868 stattfand, hatte Twesten den Entschluß gefaßt, seine Entlassung aus dem Justizdienst zu nehmen. Die Freunde versuchten ihn davon abwendig zu machen, Twesten beharrte jedoch bei seiner Entschließung, wie dies aus seinem hier folgenden Brief an Frau Professor Schaum hervorgeht:

„Liebe Clara, mit dem herzlichsten Dank für Ihre freundliche Teilnahme

---

[1]) Siehe Anhang zu den Gedanken und Erinnerungen des Fürsten Bismarck, Band II.

kann ich doch nur sagen, daß mein Entschluß, aus einer widerwärtigen Stellung zu scheiden, alt, wohl überlegt und feststehend ist.

Von Herzen der Ihrige

Carl Twesten."

Berlin, den 1. März 1868.

Anfangs Juni war dann an ihn der ehrenvolle Ruf des Berliner Magistrats ergangen, das Amt eines Syndikus an dem neugegründeten Berliner Pfandbriefinstitut annehmen zu wollen, eine Stellung, die er bis zu seinem Ableben bekleidete. Das an Twesten gerichtete Schreiben lautet wie folgt:

Berlin, den 5. Juni 1868.

„Nachdem das Statut für das Berliner Pfandbriefinstitut die landesherrliche Genehmigung erhalten hat, lag uns ob, für die Organisation der Verwaltung dieses Institutes Fürsorge zu treffen. Wir haben beschlossen, in Gemäßheit des § 73 des in Nr. 33 der Gesetzsammlung abgedruckten Statutes vorläufig eine interimistische Direktion einzusetzen und nachdem in dieselbe aus der Mitte unsers Kollegiums der Stadtsyndikus Herr Dunker als Direktor und als Räte die Stadträte Herren von Hennig und Runge eingetreten sind, Euer Wohlgeboren die Uebernahme derjenigen Ratsstelle anzutragen, mit welcher die Verwaltung der Syndikatsgeschäfte und die Vertretung des Direktors in Abwesenheits- und Behinderungsfällen verbunden ist. (§ 53, 54, Alinea 2 des Statuts.)

Euer Wohlgeboren ersuchen wir um Ihre gefällige Erklärung, ob Sie bereit sind, diese Stelle in der interimistischen Direktion des Berliner Pfandbriefinstitutes gegen eine aus der Kasse desselben zu zahlende Remuneration von monatlich sechzig Talern und unter der Bedingung anzunehmen, daß die Auflösung dieses Verhältnisses jederzeit durch eine sowohl Ihnen als uns zustehende vierwöchentliche Kündigung herbeigeführt werden kann.

Magistrat
hiesiger Königl. Haupt- und Residenzstadt
gez. Hedemann."

An
den Stadtgerichtsrat Herrn Twesten,
Potsdamerstr. 125.

Twesten erwiderte hierauf:

„Einem Hochlöblichen Magistrat

zeige ich ganz ergebenst an, daß ich bereit bin, vorläufig das Syndikat in der interimistischen Direktion des Berliner Pfandbriefinstitutes unter den in dem verehrlichen Schreiben vom 5. d. Mts. angegebenen Bedingungen zu übernehmen und sofort in die Funktionen dieses Amtes einzutreten.

Nur bin ich genötigt, mir nach dem Schluß des Reichstags zu einer mir unumgänglich notwendigen Badekur einen Urlaub von etwa sechs Wochen zu erbitten, wobei ich mir zu bemerken erlaube, daß Herr Stadtrat Dunker auf

meine desfallsige Mitteilung mit mir darin übereinstimmte, daß wir uns während einiger Wochen im Sommer gegenseitig würden vertreten können.

Berlin, den 8. Juni 1868.

gez. Twesten."

An
Einen Hochlöblichen Magistrat
hierselbst.

Diesen Urlaub nahm Twesten, den die lang anhaltenden Sessionen des Reichstags und des Abgeordnetenhauses körperlich sehr mitgenommen hatten, Ende des Monats Juni. Das Ziel der Reise war die Schweiz, und wie aus kurzen uns vorliegenden Notizen Laskers hervorgeht, fand Twesten zur Freude seiner Reisebegleiter sehr bald daselbst eine Kräftigung seiner Gesundheit.

Ueber seine Rückreise schreibt er an Frau Professor Schaum:

Berlin, den 13. August (Donnerstag) 1868.

„Meine liebe Freundin!

Heute morgen bin ich auf dem beabsichtigten Wege über Köln in das glühend heiße Berlin zurückgekehrt, und da Sie eine baldige Kunde über meine Rückreise haben wollten, setze ich mich am Nachmittage hin, Ihnen eine Erzählung zu machen. Der gute Teil der Reise hatte mit der Trennung von Ihnen für mich geendigt. Während Sie in Interlaken wenn nicht bei Ober, doch hoffentlich sonst ein hübsches Unterkommen gefunden haben, befand ich mich auf dem heißen Bummelzuge, der mich statt zwischen 8 und 9 gegen 10 Uhr nach Karlsruhe brachte. Ich sprach mit keinem Menschen, las etwas in St. Simon, ennuyierte mich, wieder für mich allein das Essen auszusuchen — will indessen, damit Sie nicht fürchten, daß ich verhungere, nicht verschweigen, daß ich bemerkte, wie ich mit glücklichem Griff sofort das teuerste Gericht auf der Speisekarte, eine Lachsforelle, herausgefunden hatte. Am Dienstag fuhr ich um 7 Uhr nach Worms ab; seinem Schicksal kann niemand entgehen; der erste Mensch, dem ich vom Bahnhof kommend, begegne, ist der Kollege P., der mich sofort in sein Haus nötigt, und es kostete alle Energie, endlich von seinen Weinen loszukommen, um zum Luther-Denkmal zu gelangen. Letzteres blieb, so schön die Einzelheiten sind, in der Gesamtwirkung leider hinter meinen Erwartungen zurück. Gegen weitere Zumutungen eines verlängerten Aufenthaltes wußte ich mich nur durch die Notlüge zu schützen, daß ich für den folgenden Tag in Bonn engagiert sei, und so gelangte ich abends glücklich nach Mainz. Nach unsrer guten Reisegewohnheit früh zu Gange, sah ich mich von 6 Uhr an in Stadt und Dom um, telegraphierte nach Hause, daß ich Donnerstag früh kommen würde, dachte wirklich, in Bonn einen Besuch abzustatten, konnte mich aber am Ende nicht entschließen, wieder in das Coupé zu steigen, hatte auch gar keine Neigung, Menschen aufzusuchen, und fuhr deshalb mit einem der neuen, nach dem System der amerikanischen Flußdampfer hoch gebauten Dampfschiffe den Rhein hinab und gelangte so bei Bonn vorbeifahrend erst zwischen

5 und 6 Uhr nach Köln. Die Temperatur ward durch einen hübschen Luftzug gemäßigt; die Fahrt war ganz angenehm; machen Loreleyfelsen und sonstige Wände auch nach Tödi- und Glärnisch-Abhängen einen sehr geringen Eindruck, so nehmen sich doch andre Partien, namentlich die von Bingen und Rüdesheim, von Stolzenfels, Lahnstein und Ehrenbreitstein und die von Rolandseck und Drachenfels selbst nach der Schweiz hübsch und anmutig aus. Für die Pracht des Kölner Doms blieb nicht viel Zeit übrig, doch konnte ich einen Gang durch das Innere und um das Aeußere machen. Die wesentliche Veränderung der letzten Jahre besteht in der Förderung der Turmbauten; beide Türme sind jetzt ungefähr gleich hoch, der mehrhundertjährige Krahn auf dem einen ist verschwunden und der Bau ein wenig über die bis dahin höchste Stelle des einen Turmes hinausgeführt. Die Nachtfahrt war nicht übermäßig heiß, aber ich fand mich in einem Maße von schwarzem Staub bedeckt, wie ich mich nicht erinnere, es je gewesen zu sein. Meine Eltern traf ich wohl an, ebenso die Ihrigen, denen ich heute vormittag von Ihnen erzählte. Ihr Telegramm war richtig während des Diners abgegeben, aber die Poesie desselben gar nicht verstanden; Marie meinte, es wäre nur aus Glarus oder gar Glaris datiert gewesen — das ist das Los des Schönen! Ich habe eine Unmasse von Zusendungen, Anfragen rc. vorgefunden, habe eine Menge daran zu lesen und zu beantworten. Lucie wird morgen oder übermorgen zurückkehren. Erfreuen Sie mich nun auch recht bald durch ein Lebenszeichen. Sagen Sie Ihrer Schwester einen sehr freundlichen Gruß von mir. Möge Ihre Reise auch ferner Genuß und Freude gewähren.

Herzlichst der Ihrige

C. Twesten."

Die körperliche Kräftigung, die Twesten durch den Aufenthalt in der Schweiz gefunden hatte, hielt nicht lange an. Er war nicht der Mann, der je daran dachte, den parlamentarischen Anforderungen seiner Parteigenossen und der striktesten Pflichterfüllung mit Rücksicht auf seine Gesundheit sich zu entziehen; seine Lebenslampe mußte hell aufleuchten, ob auch das Oel um so schneller verbraucht wurde.

Die Sessionen von 1868 bis 1869 waren für die Parlamentarier, die wie Twesten sich durch Gewandtheit der Rede auszeichneten, überaus anstrengend und aufreibend. Als er am 25. April 1869 zum letztenmal an einer Parlamentsverhandlung teilnahm und seine Rede häufig durch einen Hustenanfall unterbrochen wurde, da hörte man selbst von den erbittertsten Gegnern keinen Zwischenruf, und alles lauschte den Worten eines Mannes, dessen Geist in unbeugsamer Kraft dem gebrechlichen Körper Gesetze schrieb.

Es erinnert diese Rede an jene, die 14 Jahre später, im Januar 1883, sein Freund Lasker hielt, der, damals auch schwer erkrankt, im Widerstreit mit seinen Freunden und Parteigenossen und im Anschluß an die konservative Partei für das Krankenversicherungsgesetz eintrat. Auch damals hörte das Haus mit

bewundernder Teilnahme zu, ohne sich durch die häufigen Pausen in der Rede zu Zeichen der Ungeduld hinreißen zu lassen.

In dem Zeitraum von 1862 bis 1868 hat übrigens Twesten trotz angestrengter parlamentarischer Tätigkeit nicht versäumt, auf dem Gebiete historisch-philosophischer Wissenschaft weiterzuarbeiten. So erschienen im Februar-, März- und Maiheft des Jahrgangs 1862 der von H. B. Oppenheim herausgegebenen „Deutschen Jahrbücher" drei Artikel: „Schiller in seinem Verhältnis zur Wissenschaft".[1] Twesten war es hauptsächlich darum zu tun, das Verhältnis Schillers zu Kant in allen seinen wissenschaftlichen Bestrebungen zur Anschauung zu bringen und nachzuweisen, wie der große Dichter mit dem tiefen Denker vollständig übereinstimmt in einer Philosophie, die mehr und mehr die Wissenschaft und das Leben zu beherrschen anfängt, obwohl sie eine Zeitlang durch imaginäre Systeme zurückgedrängt ward. Twesten weist in dieser Abhandlung nach, wie Schiller sich durch das Studium der „Kritik der reinen Vernunft" nicht bloß zu einem anerkannten Aesthetiker, sondern auch zu einem selbständig denkenden Philosophen ausgebildet hat.

Ein weiterer Artikel erschien in dem Juliheft, Jahrgang 1863, dieser Jahrbücher: „Ueber die Restauration der ehemals Reichsunmittelbaren in Preußen". Im Jahre 1848 waren nämlich die Rechte der letzteren beseitigt, durch Gesetz vom 10. Juni 1854 aber wiederhergestellt worden. Twesten spricht sich gegen diese Wiederherstellung, wie sie seitens der Regierung ohne Befragen des Landtags geschehen ist, mit aller Energie aus. Er hält es für durchaus geboten, daß der bereits im Jahre 1862/63 formulierte Antrag des Abgeordnetenhauses der Regierung immer wieder vorgelegt werde, damit diese endgültig die Aufhebung der mit den Grundlagen des öffentlichen Rechtes nicht mehr zu vereinigenden aristokratisch-feudalen Sonderinteressen zum Gesetz erhebe.

Die gegen Twesten gerichteten Disziplinaruntersuchungen veranlaßten ihn, in den „Preußischen Jahrbüchern", Jahrgang 1866, eine kritisch-historische Darstellung über den „preußischen Beamtenstaat" zu veröffentlichen. Auch in dieser Arbeit bekundet Twesten durchsichtige Klarheit und überzeugende Einfachheit der Auffassung. „Die Entstehung der behördlichen Organisationen und die Entwicklung des Beamtenstandes wird an dem Uebergang aus den politischen Bildungen des Mittelalters in den modernen Staat, an dem Uebergang vom Vasallentum zur Landeshoheit, von der Landeshoheit zur Souveränität erklärt." Oeffentliches Recht erhob sich langsam aus dem Privatfürstenrecht. Nach und nach bildete sich das moderne Königtum, das, wenn auch ein durchaus absolutistisches Regierungssystem, als ein erster Fortschritt in dem öffentlichen Leben der Völker anerkannt werden muß. So hatte denn, wie Twesten sagt, „im 17. und 18. Jahrhundert eine mächtige Staatsgewalt die notwendigen Umbildungen in die Hand genommen, und ihre Reformen hatten großen Erfolg. Aber jede absolute Gewalt macht sich allmählich zum Selbstzweck; sie dankt nicht freiwillig

[1] Diese Artikel sind später im Verlag von Guttentag in einem Separatabdruck erschienen.

ab, wenn sie die Dienste, deren sie fähig ist, geleistet hat. Je heftiger sie dann bekämpft und bestritten wird, desto mehr erstarrt sie in sich." Zum Schlusse kommt Twesten zur Analyse des Verfalls des öffentlichen Rechts und überhaupt der Rechtspflege in Preußen. Er verlangt in klarster und entschiedenster Ausdrucksweise die Einrichtungen des self government und eine unabhängige Justiz über der Verwaltung als die Grundbedingungen für das Zusammenstimmen von Verfassung und Verwaltung, ja für die Erhaltung des preußischen Staatswesens überhaupt.

Zu erwähnen sind noch zwei Vorträge, die Twesten im Berliner Handwerkerverein gehalten hat, und zwar den ersten am 6. Dezember 1866 über Macchiavelli, den zweiten am 10. Dezember 1868 über das Zeitalter Ludwigs XIV. Beide Vorträge sind in der Virchow-Holtzendorffschen Sammlung, III. Serie, Heft 49, bezw. VI. Serie, Heft 141, veröffentlicht.

Bei der Lebensschilderung Macchiavellis bespricht Twesten besonders dessen Buch „Der Fürst", das jahrhundertelang zu den verschiedensten Beurteilungen dieser Persönlichkeit geführt hat. Er sieht in dem Florentiner nur den von Vaterlandsliebe erglühenden Patrioten, der alle Mittel billigt, um zu dem einen Ziel, der Befreiung Italiens, zu gelangen. Macchiavelli unterscheidet sich in dieser Beziehung nicht von andern Politikern, die Recht und Gerechtigkeit hintansetzen, wenn sie ein großes, der Allgemeinheit zugute kommendes Ziel vor Augen haben. So sagt, um ein Beispiel aus der Neuzeit zu erwähnen, Mommsen, der, von Geburt Schleswig-Holsteiner, von den gerechten und berechtigten Ansprüchen des Herzogs von Augustenburg überzeugt war: das Selbstbestimmungsrecht des schleswig-holsteinischen Volkes finde seine Schranke an dem allgemeinen Interesse der deutschen Nation. „Denn es gibt kein schleswig-holsteinisches Volk, sondern nur ein deutsches, und wenn dieses gesprochen, hat jenes zu schweigen." [1]) Eine derartige Auffassung der politischen Sachlage, wie sie Mommsen bekundet, hält auch Twesten für die einzig richtige, denn: „Politik," heißt es in dem Vortrag über Macchiavelli, „ist wirksames Handeln. Zwecke und Mittel müssen nach Zeiten und Umständen verschieden sein. Aber die ewige Aufgabe der Politik bleibt, unter den gegebenen Verhältnissen und mit den vorhandenen Mitteln etwas zu erreichen. Eine Politik, die das verkennt, die auf den Erfolg verzichtet, sich auf eine theoretische Propaganda, auf ideale Gesichtspunkte beschränkt, von einer verlorenen Gegenwart an eine künftige Gerechtigkeit appelliert, ist keine Politik mehr."

Nach Twesten vertritt Macchiavelli „den absolutistischen und nationalen Staat gegen das Kirchentum und Lehnswesen des absterbenden Mittelalters und ist dadurch einer der Begründer der neuen Zeit geworden, gleich den großen Gelehrten und Künstlern des 16. Jahrhunderts, gleich Columbus und Luther."

In dem Vortrag über das Zeitalter Ludwigs XIV. gibt Twesten in der dem Hörerkreise angepaßten Form in kurzen Umrissen ein Bild von der bürgerlichen Gesellschaft und den Verhältnissen des Staates, dem dieser im 18. Jahr-

[1]) Siehe Parisius: „Hoverbeck" II, 2, Seite 61 f.

hundert so viel bewunderte und im darauffolgenden so herb angegriffene Monarch vorstand. Wie in seinem Vortrag über Machiavelli suchte Twesten auch hier „das politische Urteil auf die Fundamente der historischen Gerechtigkeit zurückzuführen“. Das Schlußwort in diesem Vortrage, das uns den ganzen Inhalt seines literarischen und politischen Schaffens zur vollen Veranschaulichung bringt, möge hier als besonders charakteristisch noch seine Stelle finden: „Die Betrachtung der Vergangenheit lehrt uns, daß die Welt besser wird. Wenn wir die menschliche Gesellschaft in ihrer Entwicklung als ein großes Ganzes auffassen, so mögen wir uns des errungenen Fortschritts freuen; aber wir sollen nicht mit Mißachtung auf eine Vorzeit hinabsehen, die trotz ihrer Flecken und Irrtümer eine Epoche heilsamster Umgestaltung war. Wir sollen die Anstrengungen und Leiden derer ehren, deren Erben wir geworden sind, wie wir wünschen, daß unsre Arbeiten unsern Kindern und den Kindern derer, die wir lieben, Früchte tragen, und daß auch uns bei denen, die nach uns sind, ein dankbares Andenken nicht fehlen möge“ ...

Frankreich hatte am 15. Juli 1870 im Corps législatif trotz des Kassandrarufes des greisen Thiers: „Vous serez vaincus!“ die Kriegsanleihe bewilligt; die Würfel waren gefallen, wenn auch der Krieg förmlich erst am 19. Juli erklärt worden war. Was Twesten in seiner ersten Broschüre zwölf Jahre vorher vorausgesehen hatte, war eingetroffen. Der va-banque-Spieler würfelte um Thron und Leben, unbekümmert darum, ob Tausende und Abertausende von Menschenleben dabei zugrunde gingen. Die größte Aufregung herrschte hüben und drüben.

Twesten glaubt sicher, daß die ganze Welt von diesem aufregenden Fieber ergriffen sei. Da erhält er einen Brief von seinem Freunde Lasker vom 14. Juli, aus welchem Ort ist nicht gesagt, worin dieser mit keinem Worte des drohenden Krieges Erwähnung tut. Da der Deutsche Reichstag auf den 19. Juli berufen ist, hält Twesten es für seine Pflicht, Lasker sofort davon zu benachrichtigen. Der Brief lautet:

Berlin, 18. Juli 1870.

„Ganz eigen kam es mir vor, mein lieber Freund, daß Sie am 14. noch schrieben, ohne auch nur den Anfang des Konfliktes zu kennen, während hier an demselben Tage schon der Krieg als entschieden betrachtet wurde, und am folgenden die Nachricht von der Kriegserklärung einging. Mich wunderte, daß Sie in Innsbruck nicht aus der Augsburger oder einer Wiener Zeitung das aufziehende Ungewitter ersehen haben; zwischen Innsbruck und Meran kann Ihnen vielleicht alles verborgen bleiben, sonst werden Sie wohl vorher umkehren. Selbst dann werden Sie zur Eröffnung des Reichstags nicht hier sein, falls Sie aber erst in Meran Nachrichten erhalten, vielleicht nicht einmal zum Schluß.[1])

Mit mir geht es langsam etwas vorwärts, die Kräfte heben sich ein wenig, und in etwa acht Tagen soll ich nach Potsdam gebracht werden, um in guter Luft viel im Freien sein zu können. Ich habe mich sehr gefreut, daß es

[1]) Lasker war noch rechtzeitig in Berlin eingetroffen.

Ihnen auf Ihrer Reise so gut gegangen, und bedaure, daß sie nun unzeitig abgebrochen wird.

Die Meinigen lassen Sie bestens grüßen.

Ihr

C. Twesten."

Inzwischen nahm die Krankheit Twestens einen besorgniserregenden Charakter an. Zur Erholung siedelte er gegen Ende Juli mit den Eltern und der Schwester nach Potsdam über. Der Aufenthalt daselbst war aber dem Kranken nicht günstig, obwohl er, wie aus dem folgenden, an Frau Professor Schaum gerichteten Brief ersichtlich ist, die beste Hoffnung hegte:

Potsdam, 8. August 1870 (Montag).

„Liebe Clara,

ich hätte Ihnen einige Tage früher geschrieben, wenn mich nicht die große Hitze der vorigen Woche so erschöpft hätte, daß mir das Schreiben unmöglich ward. Wir sind nun seit 14 Tagen hier, und wenn auch häßliche Anfälle häufig sind, und das Morphium öfter als je seine Dienste tun muß, so nehmen doch die Gliedmaßen an Umfang und die Kräfte zum Gehen bei dem vielen Aufenthalt im Freien etwas zu. Ich sitze immer in einem Rollstuhl, mit dem ich in unserm oder in dem anstoßenden Pfingsthausgarten herumgefahren werde. Unsre Eltern, Lipke, der noch immer hier ist, Lasker haben mich mehrfach, außerdem einige Hiesige und Dr. Reich besucht. Wie sehr vermisse ich Ihre Besuche!

Inzwischen haben unsre Armeen bereits unerwartet große Fortschritte gemacht; geht es ähnlich weiter, so kann man in der Tat bald an das Ende des Krieges denken, jedenfalls werden die glänzenden Erfolge unsern lauernden Freunden die Beteiligungsgelüste vertreiben, die ich nicht ohne Besorgnis sah.

Es will nicht mehr gehen. Leben Sie wohl und schreiben Sie bald wieder von Ihrem Ergehen. Bitte, grüßen Sie Ihre Schwester und Lazarus!

Von Herzen der Ihrige

Carl Twesten."

Ein gefährlicher Rückfall machte die beschleunigte Heimkehr nach Berlin erforderlich, und anfangs September war die Hoffnung auf seine Erhaltung bereits verschwunden . . . .

Zum Schluß möge hier noch die in der Form so schlichte, inhaltlich so tief rührende Schilderung folgen, die Frau Professor Clara Schaum von den letzten Lebensstunden ihres Freundes gegeben hat.

Als ich Donnerstag, den 13. Oktober 1870, einige Stunden vorgelesen hatte, sagte ich Carl beim Fortgehen: „ich komme übermorgen wieder". „Nein morgen," sagte er, „wir dürfen uns nicht blind machen, es geht jetzt schnell, sehr schnell."

Freitag kam ich gegen ein Uhr, Lucie hatte die Nacht bei ihm gesessen, trotz Einspritzung hatte er wenig Ruhe gehabt. „Soll ich lesen?" fragte ich. „Ja,

unsre Nibelungen aus." Wie man ein Kind in den Schlaf singt, so ließ er sich von Lucie und mir durch 18 Monate in den Tod lesen.

Bei großer Atemnot und oft mit gebrochenem Auge hörte er doch so aufmerksam zu, daß, als ich zu Ende war, und Hagen erschlagen, ohne Auskunft über den Nibelungenschatz zu geben, er sagte: „Nun weiß es keiner mehr." Neues wollte er nicht mehr anfangen, sondern er verlangte Morphiumeinspritzung. Ich ging leise fort, um mich zum Wiederkommen, und auf aller Bitten, zum Dortbleiben einzurichten.

Nach kurzer Zeit schon kam Papa Twesten in meine Wohnung, mich zu holen. Vor fünf Uhr war ich wieder da. Er schien mein Kommen nicht zu bemerken. Um halb sechs Uhr gaben wir einen Löffel voll meiner mitgebrachten Preißelbeeren. „Noch einen," sagte er, „ich kann ja sprechen, ich möchte so gern noch einmal sprechen können." „Hast du etwas zu bestimmen?" fragte Lucie. „Ja." Sie: „Willst du es mir sagen?" „Jetzt nicht." Eine Stunde verging in schrecklichster Atemnot; der Vater war inzwischen eingetreten.

„Ich möchte, daß Reich noch einmal käme," sagte er; das Mädchen lief zu Reich,[1]) Lasker, der zufällig da war, zu Franke. Unsre Angst, er möchte nicht mehr Zeit haben, dies ihm sichtlich so wichtige auszusprechen, war unsagbar peinvoll. Ich trieb Lucie, ihn zu bitten, zu ihr zu sprechen. Er: „Ich möchte es Vater sagen"; sie: „Ich werde aber doch der Vermittler sein müssen, er versteht dich nicht"; er: „Ich möchte es lieber ihm sagen." Der Vater neigte sich zu ihm. Er sprach mit ganz lauter, nur manchmal durch schweres Atmen unterbrochener Stimme: „Ich möchte, daß Lucie mein kleines Kapital bekäme. Um Weitläufigkeiten zu vermeiden, möchte ich, daß du zu Lucies Gunsten verzichtetest, binnen sechs Wochen müßtest du das vor Gericht tun. Lucie soll kleine Legate aussetzen (die bestimmte er genau) und Ellen[2]) ein recht schönes Pianino kaufen. Kleine Schulden habe ich dir noch zu berichten." Der Vater küßte ihn, sagte: „Nun Karl, wir sehen uns bald wieder —"; er noch: „ich danke dir, lieber Vater, für alle Deine Großmut." Lucie trat hin, ihn zu küssen; er sagte — „zwei Päckchen, die du in meinem Sekretär gleich finden wirst, mit der Aufschrift: ‚nach meinem Tode zu verbrennen', sollen gleich verbrannt werden. Mein Manuskript soll Clara Schaum erhalten." Lucie sagte: „Da ist Kläre." Verwirrt über die Verantwortung fragte ich: „Soll ich es drucken lassen?" Er: „Vielleicht in Zeitschriften, zeigen Sie es Lazarus." Ich hielt seine Hand. „Ich danke Ihnen für alle Liebe und Treue," sagte er. Meine Tränen fielen auf seine Hand. Er: „Nicht weinen" — Lucie sagte: „Lasker meint, du habest dein Leben geschrieben." Er: „Nein, ich hatte gedacht, es noch in der Krankheit

[1]) Reich und Franke, seine Aerzte.

[2]) Später verehelichte Frau Professor Heinrici, gestorben 23. April 1881.

tun zu können. Ein kleines Manuskript, Vorlesung über Ludwig XIV. ist da."

Nun küßte er die Mutter. „Liebe, liebe Mama," sagte er. Lucie sagte: „Nun mußt du auch Ellen noch ein Wort sagen."

Sie küßten sich. Er: „Siehst du, so stirbt man, ich habe dich sehr, sehr lieb gehabt. Die kleine und die große Ellen." Da bat er, ihn nun still zu lassen. — Nach fünf Minuten kam Franke, nach freundlichem Blick sagte er: „Ich hatte noch zwei Wünsche, der eine ist erledigt, ich konnte noch einmal sprechen, nun möchte ich gern etwas Erleichterung, ich werde furchtbar gequält."

Franke legte ihm zwei große Senfpapiere auf die Brust, machte Einspritzung — er verfiel in röchelnden Schlaf, nach einer halben Stunde erwachte er, sagte mit größter Anstrengung: „ich bin — noch — im Zu — stande der größten — Atemnot."

Reich war inzwischen gekommen, machte nach Verständigung mit Franke sehr verstärkte Morphiumeinspritzung. Schnell trat Bewußtlosigkeit wieder ein. Er lag ruhig, mit ganz gleichmäßigem Röcheln — lautlos weinend, horchend, flüsternd, spähend, saßen wir Stunden um Stunden bei mattem Lampenschein, Lucie und ich am Bett. Reich und Lasker fern am Fenster stehend. Ein gleichmäßiges Kopfheben und -senken trat hinzu — wird er noch erwachen zu schrecklichen Erstickungsqualen?

Die andern gingen in die Nebenstube zum Tee — ich blieb sitzen, Lasker daneben. Er machte die Augen auf, das Röcheln ging tiefer — dann lag er ganz still. Die Mutter trat ein, um auch mich zum Tee zu ziehen.

„Stören Sie ihn nicht, er schläft so sanft," sagte sie, als ich, mich sträubend, niederkniete zum besseren Sehen. Lasker rief ahnungsvoll Reich — „A—a—a—ch" seufzte er noch freudig auf, und lag still, — ewig still. Wir standen horchend — niemand berührte ihn. So leise war der Tod gekommen, daß wir ihn nicht glaubten. — Der alte Vater kniete lange am Bette, — keiner konnte sich trennen von dem friedlichen Bilde — die Augen halb offen — die unveränderte Lage — ach, so lebendig sah er aus bei dem matten Lichte — aber — er war — tot..."

. . . .

In der Rede am Grabe Twestens sagt Lasker:

„Nach dem letzten Atemzug seines Sohnes tröstete der greise Vater die betagte Mutter mit den Worten: ‚Vierzig Jahre seines Lebens sind uns geschenkt, denn schon in seinem zehnten Jahr drohte er von uns zu scheiden.' Fünfzig Jahre, dürfen wir sagen, waren dem Vaterlande geschenkt. Wiederum nach fünfzig Jahren wird die Nation die Taten des Mannes untersuchen und prüfen, was würdig ist, den Nachkommen überliefert zu werden. Wir erwarten von der Geschichte die Bestätigung unsers Urteils, wir sind überzeugt, daß die spätere Zeit ihn werthalten wird, als einen treuen Kämpfer für das Recht, die Freiheit und die Hoheit seines Vaterlandes."

Skizzen aus meiner Dienstzeit in der österreichischen Marine.

Von

Vizeadmiral z. D. Paschen.

Das Jahr 1848 erschütterte die Welt ein wenig in ihren Angeln, eine neue Zeit war angebrochen, Eisenbahnen hatten angefangen, sich zu verbreiten und einen leichteren Verkehr der Personen und mit ihnen der Ideen zu ermöglichen. Deutschland machte einen Versuch, zu entstehen, die Geburtshelfer waren in Frankfurt a. M. an der Arbeit, aber es wurde eine Fehlgeburt. Preußen befand sich nie in einer schwächlicheren Zeit, rühriger war damals Oesterreich, obgleich es zwei Aufstände zugleich in Ungarn und in Italien niederzuschlagen hatte. Preußen besaß keine Marine, und Prinz Adalbert mit seinem weiten gesunden Blick, der sie schaffen wollte, wurde als phantastischer Utopist belächelt, nicht zum wenigsten von denen, die Preußens Geschicke in den Händen hielten. Oesterreich hielt fest an der seinigen, obgleich die Hälfte der Offiziere sich dem gleichfalls in Geburtswehen liegenden Italien zugewandt hatte. Aus Frankfurt erschienen im Sommer 1849 österreichische Kommissare — preußische waren nicht darunter — an den norddeutschen Küsten, um die Anlage zukünftiger Kriegshäfen und Befestigungen anzubahnen. Entgegen meiner jugendlichen Neigung für die deutsche Bundesmarine wurden die Kommissare für mich zum Preßgang,[1] in wenigen Wochen war meine Aufnahme in die österreichische Marine vollzogen. Der Eintritt in die Marineschule verzögerte sich noch bis zum Januar 1850, weil die Verlegung der Marineschule von Venedig nach Triest Zeit erforderte.

Der Uebergang war ein schroffer, aus dem patriarchalischen Mecklenburg in das südliche Völkergemisch. Italienisch blieb einstweilen noch die Grundlage des Dienstes, italienisch war der Mittelpunkt, in dem sich die Zungen der vielsprachigen Monarchie begegneten. Für eine deutschere Zukunft wurde erst in der neuen Marineschule gesorgt, obwohl auch hier zunächst noch manche Unterrichtsfächer italienischen Lehrern überlassen werden mußten. Erst als Erzherzog Ferdinand Max das Marine-Oberkommando übernahm, trat ein Wandel ein, mehr und mehr wuchs das deutsche Element, das Kommando wurde deutsch, wenn auch dessen Erklärung, die ganze Instruktion meist in italienischer Sprache erfolgen mußte. Bei den Ersatzverhältnissen der Marine ist das auch heute noch wenig anders, nur daß das südslawische Idiom mehr in den Vordergrund getreten ist.

Die alte venezianische Marine, wie sie mit Venedig und der Lombardei von Oesterreich übernommen wurde, lag in tiefer Lethargie, in der sie noch lange verblieb, bis Oesterreich sich selbst mehr mit diesem seinem Wesen noch fremden

[1] Das alte englische gewaltsame Werbesystem.

Institut befreundete. Offiziere und Mannschaften waren vorzügliche Seeleute; Seemannschaft war ja allerdings in erster Reihe erforderlich, die Offiziere aber legten ihr den einzigen Wert bei. Der ganze Stolz war ein meisterhaftes Manövrieren des Schiffes, der Kriegsschiffsdienst wurde vernachlässigt, Ordnung, Disziplin waren mangelhaft, ein arger Schlendrian vorherrschend. Das zunehmende Eindringen Deutscher in das Marinekollegium zu Venedig wurde von dem italienischen Elemente, das es als sein Monopol betrachtete, nicht gern gesehen,[1] sie störten die Ruhe und wurden nach Möglichkeit schlecht und verächtlich behandelt. Aber ihr Einfluß rang sich durch, und vieles wurde schon vor 1849 gebessert, ging doch der ganze vormärzliche deutsche Bestand aus jener Schule hervor, darunter Männer wie Graf Karolyi, v. Tegetthoff u. a., um nur die bekannt gewordenen Namen zu nennen.

Das Jahr 1849 brachte die Krisis, in der sich ein großer Teil der italienischen Offiziere der Revolution anschloß. Dem deutschen Stamm fiel es zu, die Marine neu aufzubauen. Dem ersten Mangel abzuhelfen, wurden eine Anzahl Ausländer eingestellt, Deutsche, Schweden, Dänen, Holländer, dann 1852 ein großer Teil der Offiziere und Seejunker der aufgelösten deutschen Flotte, ja sogar einzelne Preußen. Es begann ein strammer Dienst, da es galt Ordnung zu schaffen, die Reste jenes alten Schlendrians mit der Wurzel zu tilgen. Einige Kommandanten gingen in der Handhabung von Axt und Besen weit, sehr weit, es entstanden Musterschiffe, die Unglaubliches im Exerzieren leisteten, aber mit Hilfe des Stocks. Selbst ein alter Admiral, ein Ueberrest aus der alten Zeit, namens Bujáccovich, nahm teil an der Reform und wurde zum gefürchtetsten Inspekteur, den ich je kennen gelernt habe. Rechte Freudigkeit konnte unter diesem System der Härte nicht aufkommen, dessen Notwendigkeit sich aber nicht wohl bestreiten läßt.

Schon im Jahre 1855, als Erzherzog Ferdinand Max das Marine-Oberkommando übernahm, war man so weit gekommen, daß die Notwendigkeit eines geregelten Dienstlebens ins allgemeine Bewußtsein gedrungen war und nun auch die Freudigkeit zu ihrem Rechte kommen konnte.

Erzherzog Max hatte keine regelrechte seemännische Erziehung genossen, einige Jahre Dienst als wachhabender Offizier und als Kommandant der Korvette „Minerva“ sollten genügen, ihm den seemännischen Ueberblick zu schaffen, um dann sofort den Oberbefehl zu übernehmen. Sein Feuereifer und gute Ratgeber mußten das übrige tun, und es ist nicht zum Schaden des Ganzen ausgefallen.

Anfangs August 1853 war meine Schulzeit beendet, und ich trat als Seekadett in den aktiven Dienst. Man war hiermit sich selbst überlassen, der praktische Dienst und der eigne Trieb mußten das Fehlende ergänzen. Eine besondere Fürsorge für Ausbildung der Seekadetten gab es fortan nicht mehr, sofern man nicht das Glück hatte, Vorgesetzte zu finden, die nach dieser Richtung zu wirken

[1] Durch Giftmord fiel Erzherzog Friedrich, der in der Marine diente, in Venedig 1847 als politisches Opfer dieser Stimmung.

suchten. Nach zwei Jahren konnte man sich zum Offiziersexamen melden, und dieses wurde nach Eingang einer genügenden Anzahl Meldungen, in der Regel des ganzen Jahrganges, in Triest abgelegt vor einer Kommission, die aus sämtlichen anwesenden Admiralen und Kapitäns unter Vorsitz des Oberkommandanten bestand. Nach bestandenem Examen erfolgte jedoch die Beförderung zum Offizier erst nach Maßgabe des Etats, oft erst nach einem Jahre oder später.

Dieser Modus hatte insofern seine Berechtigung, als der Unterricht in der vierklassigen Marineschule ein überaus gründlicher, für die theoretische Grundlage mithin reichlich gesorgt worden war. Neben dieser normalen Ausbildung ergänzte sich das Offizierkorps ferner noch durch Einstellung von Volontär- oder provisorischen Kadetten, die in ihrer Ausbildung sich völlig selbst überlassen waren. Sie legten ihr Seekadetten- und Offiziersexamen ab, sobald sie sich hierfür reif hielten. Was nicht aus fremden Marinen, so namentlich aus der deutschen, als Offizier übernommen wurde, schlug diesen Weg ein, und er war im ganzen der schnellere. Bei den meisten war ja auch eine Art seemännischer Vergangenheit und Grundlage vorhanden, es mochte also hingehen, zumal es sich bei dieser Art Ersatz um einen vorübergehenden Notbehelf handelte, der längst nicht mehr in Uebung ist.

Meine erste Dienstzeit an Bord der Dampfkorvette „Volta" in Konstantinopel fiel in den Beginn des Krimkrieges, der sie durch Anwesenheit der westmächtlichen Flotten, wie der damals noch sehr ansehnlichen türkischen im Bosporus höchst anregend gestaltete. Es war das letztemal, daß die großen Flotten der Linienschiffe unter Segel auf See erschienen, in der prächtigen alten Ordnung in den Bosporus einliefen. Nach ihnen tauchten dann die ersten Schraubenlinienschiffe auf, die Franzosen diesmal voran mit ihrem „Charlemagne" und „Napoléon", denen England nur erst den „Agamemnon" zur Seite stellen konnte. Anregend war auch der gesellschaftliche Verkehr in Bujukderé und Konstantinopel, wo die damaligen Tagesgrößen, die Dundas und Lyons, die Hamelin, St. Arnaud, Lord Raglan in den Salons erschienen, von uns Seekadetten aber natürlich nur aus der Entfernung angestaunt.

Kriegerisch kamen die Segelschiffe nicht mehr zur Verwendung, wie schon ein Jahr später die westmächtlichen Flotten in der Ostsee nur noch aus Schraubenschiffen bestanden, sie verschwanden in den großen Marinen von der See, mit Ausnahme der Schulschiffe. Nur die kleinen Marinen hinkten noch ein wenig nach, bildeten noch Geschwader von Segelschiffen, so in Oesterreich, wo Erzherzog Max im Jahre 1855 noch eine stattliche Flotte von 14 Segelschiffen kommandierte und in allen möglichen Evolutionen unter Segel übte. Es war zu dem Zwecke alles zusammengeholt, Fregatten, Korvetten, Briggs, selbst kleine Schooner, die als Signalwiederholer außerhalb der Linie segelten. Vermöge ihrer außerordentlichen Verschiedenheit erforderte es keinen geringen Aufwand von Achtsamkeit und Arbeit, die Schiffe auf ihrem Posten zu halten. Gefechtsbilder wurden sogar noch vorgeführt, obwohl niemand mehr an sie glaubte. Aber es galt für lehrreich, übte ja auch sicher den seemännischen Blick, und nichts ist so konservativ wie der See-

mann. Mit den Segeln schwand die Poesie des Seelebens, der höchste Stolz, die Seemannschaft sollte zurücktreten und das Scheiden von beiden wurde dem Seemann so außerordentlich schwer. Vom Jahre 1854 an war kein Seeoffizier im Zweifel, daß niemand sich mehr unter Segel schlagen würde, und dennoch wurde fast noch 50 Jahre lang gesegelt, bis man gänzlich mit dem Segeln und der Takelage brach. Kriegsschiffe führen jetzt nur noch kahle Masten, die sie des Signalisierens wegen nicht ganz entbehren können, alle Fahrten werden unter Dampf zurückgelegt. Nur ganz wenige segeln noch immer und halten es für nützlich.

Mit großer Ausdauer wurde das Segeln in Oesterreich betrieben. Im Jahre 1856 ging der Kommodore Baron Bourguignon mit einem Geschwader von acht Segelschiffen und zwei Dampfavisos von Triest unter Segel und lief nach 60 Tagen wieder in Triest ein, ohne daß außer den beiden Avisos ein Schiff je geankert hätte. Wir kreuzten zwei Monate an der albanischen Küste zwischen Valona und Dulcigno, Dulcigno und Valona. Es ging ein Gerücht in der Flotte, die Albanesen seien aufgestanden, aber das konnte uns der Lösung des Rätsels dieses Dauersegelns nicht näherbringen. Auch später noch, als längst nur noch Dampfschiffe gebaut wurden, mußten die Segelschiffe immer noch nicht nur zu Schulzwecken, sondern auch zu Kriegsdiensten herhalten. Im Kriege 1859 hatte man alle Segelschiffe nach den Bocche di Cattaro verwiesen, wo sie freilich nicht segelten, aber sich ähnlich wie die Dänen bei Kopenhagen 1801 zum Empfang eindringender Franzosen bereitgelegt hatten. Ich hatte sogar das Mißgeschick, mit der Korvette „Carolina“ in die zweite Staffel verlegt zu werden, wo wir nach Ueberrumpelung der ersten einen Engpaß gegen jedes weitere Vordringen des Feindes zu verteidigen hatten. Ob der Zweck dieses Vordringens der Franzosen einer etwaigen Vereinigung mit den Montenegrinern gelten sollte, da die Eroberung der Bocche an sich keinen Reiz bietet, ist uns nicht klar geworden, jedenfalls hatten wir sämtliche Geschütze beider Seiten der Seefront zugekehrt, zum Teil am Lande in einer improvisierten Batterie, eine Congrevesche Raketenbatterie aber nach Land gegen Montenegro.

Es ist nur wenig bekannt, daß die Ohnmacht unsrer Stellung bei Cattaro Mutter des Torpedos geworden ist. Der Unmut des Kapitäns Luppis über seine Wehrlosigkeit wuchs so hoch, daß er neben vielen abenteuerlichen Plänen auch auf eine offensive Höllenmaschine verfiel, der das Prinzip des heutigen Torpedos zugrunde lag. Nach dem Kriege setzte er sich mit Whitehead in Fiume in Verbindung, der die Richtigkeit erkannte und die Ausführung eines geeigneten, mittels komprimierter Luft sich selbständig unter Wasser fortbewegenden Körpers übernahm. Er hieß eine Zeitlang Whitehead-Luppis-Torpedo, bis Whitehead den Namen abkaufte.

Der Winter 1860/61 brachte uns mit der alten Segelkorvette „Minerva“ eine scharfe Kampagne gegen italienische Freischärler, die unter Menotti Garibaldi eine Landung an der österreichischen Küste planen sollten. Ob dem Plane mehr

als Gerüchte zugrunde lagen, haben wir nicht erfahren, aber es wurde so fleißig gekreuzt, daß uns kein Menotti entgangen wäre. Ueberhaupt waren bis zur vollständigen Geburt Italiens dessen wie die österreichische Marine in latentem Kriegszustand, die Schiffe wurden ängstlich in der Heimat bereitgehalten, gingen höchstens nach der Levante. Nur einzelne Schiffe wie die Fregatte „Novara" mit ihrer wissenschaftlichen Reise um die Erde, die „Elisabeth" mit dem Erzherzog Max nach Brasilien, als nach dem Frieden von Villafranca verhältnismäßige Ruhe eingetreten war, bildeten Ausnahmen. Ein ausgedehntes Spionagesystem blühte auf beiden Seiten; man suchte nicht bloß Nachrichten zu erhalten, man suchte sich auch mitten im Frieden direkt zu schädigen. Gelegentlich wurde eine Probe für die Zuverlässigkeit und Tätigkeit der angeworbenen Spione verlangt. Ein solcher machte sich anheischig, eine in Dienst gestellte italienische Fregatte in die Luft zu sprengen, was dankend abgelehnt wurde. Gleich danach brannte das Arsenal in Genua ab. Ob dies gerade auf Anstiften des Spions, kann ich nicht behaupten, doch möchte es anzunehmen sein. Vor Ausbruch des Krieges 1866 stand die österreichische Fregatte „Novara" in Flammen, als sie eben das Dock verlassen hatte. Das Feuer war von den Arbeitern aufs sorgfältigste angelegt, und brannte das ganze Schiff aus, trotzdem Hilfe augenblicklich zur Stelle war.

Es ist mir beschieden gewesen, die vorhin berührte Reise des Erzherzogs Ferdinand Max nach Brasilien an Bord der „Elisabeth" mitmachen zu dürfen. Auch die Erzherzogin, die nachmalige unglückliche Kaiserin Charlotte, befand sich an Bord und entzückte durch ihre hinreißende Liebenswürdigkeit und Sanftmut. Es ist vielfach behauptet worden, daß der ihr zugeschriebene Ehrgeiz ihren Gemahl zu dem abenteuerlichen Wagnis in Mexiko getrieben habe. Soweit ein längeres Zusammenweilen zu einem Urteil berechtigt, ist dem auf das bestimmteste zu widersprechen. Der Entschluß entsprach dem eigensten Charakter des Erzherzogs, dessen hochstrebender Sinn kein Genüge an seiner Stellung und an den Zuständen des Reiches fand, während die Erzherzogin keinen andern Ehrgeiz kannte oder vielmehr nur den Mut besaß, an der Seite ihres Gemahls auszuharren.

Zum allgemeinen Bedauern vertrug die Erzherzogin die See nicht, die sich ganz besonders unwirtlich erwies, und sie blieb daher mit den Damen ihrer Begleitung in Madeira zurück. Im wohligen Passat benahm sich dann die alte „Elisabeth" besser, und konnte die Zeit in See mit Organisationsarbeiten für die Marine, die der Erzherzog anregte und von dem Begleiter, dem damaligen Korvettenkapitän v. Tegetthoff in die Hand genommen wurden, passend ausgefüllt werden. In Brasilien wurden alle nennenswerten Häfen besucht, auch längere und anstrengende Ausflüge in den Urwald gemacht, und in Rio de Janeiro ein längerer Aufenthalt genommen, um die Ankunft des Kaisers zu erwarten, der sich auf einer Rundreise durch das Reich befand. Auf einem gemeinschaftlichen Rundgange durch die Stadt fragte Erzherzog Max — man sprach von einer Brautschau für den jüngsten Bruder Erzherzog Ludwig Viktor — den österreichischen

Gesandten nach den kaiserlichen Töchtern. Oesterreich war nicht immer glücklich in der Wahl seiner Diplomaten auf fernen Posten, die ihm unwichtig schienen, und so erwiderte Herr v. S. in seiner stadtbekannten Harmlosigkeit, die jüngere sei wohl recht hübsch, nicht aber die ältere, die ganz die habsburgischen Züge habe. Schnell gefaßt entgegnete der Erzherzog: „Aber S., wir habsburgischen Männer sind allerdings nicht schön, aber das können Sie doch unmöglich unsern Frauen nachsagen.“ Es war nicht hübsch und nicht kollegialisch vom anwesenden Konsul, einem Norddeutschen, daß er sich heimlich für eine kurze Zeit entfernte, um das Neueste von S. dem Deutschen Klub recht warm zu hinterbringen.

Die Reise des Kaisers, der von einem Geschwader begleitet war, nahm längere Zeit in Anspruch, und wir schlossen uns ihr nach erfolgter Einladung an. Soviel sie des Interessanten bot, ging uns doch dadurch die Zeit für die beabsichtigte Fahrt auf dem Amazonenstrom verloren.

Nach Rückkehr im März 1860 entstand eine arbeitsvolle Zeit für die Marine. Kapitän v. Tegetthoff wurde ins Oberkommando berufen, wo sich sein Organisationstalent entfaltete und seine Pläne anfingen, Gestalt anzunehmen. Leider noch nicht in dem wünschenswerten Grade, weil die Unterstützung durch den Erzherzog Max in dem Maße abzunehmen begann, als sein Sinn durch die mexikanischen Verhandlungen gefangengenommen wurde. Zum tiefsten Bedauern der Marine führten diese zur Annahme der mexikanischen Krone, und der Erzherzog verließ im Frühjahr 1864 das Land, das er nicht wiedersehen sollte.

Vorher noch war Tegetthoff zum Chef des Levantegeschwaders ernannt worden, mit dem er den Grundstein zu seinem nachmaligen unsterblichen Ruhm legte. Sein erstes Flaggschiff war die Fregatte „Novara“, die im Herbst 1863 durch die Fregatte „Schwarzenberg“ ersetzt wurde, auf der ich das Glück hatte, als Batterieoffizier kommandiert zu sein. Es brach eine unvergeßliche Zeit an, zunächst allerdings eine etwas dornenvolle, denn die neu in Dienst gestellte „Schwarzenberg“ stach höchst unvorteilhaft ab gegen die trefflich einexerzierte „Novara“, sowie gegen die uns umgebenden englischen und französischen Geschwader. Ohne Zaudern und ohne Gnade wurde an die Besserung dieses Zustandes gegangen, und als es nicht schnell genug ging, das Werk in See fortgesetzt. Nach damals noch unantastbaren Grundsätzen gab es keine Maschine, es wurde nur gesegelt, nur mit Segeln exerziert, nicht selten auch nachts, und dazwischen mit den Geschützen. Zwei Monate wurden in dieser Weise an der syrischen Küste verbracht, dabei der Bau des Suezkanals inspiziert und am Heiligen Grabe gebetet, als uns der Befehl ereilte, nach der Nordsee zu gehen. Es war das letztemal, daß die „Schwarzenberg“ ihre Segel entfaltet hatte, von nun an trat die Maschine in ihr ungeschmälertes Recht, die ihr leitender Maschinist, der wackere unermüdliche Däne Jens Jensen nun gegen seine Landsleute in die Nordsee führte. In Korfu wurden die Fregatte „Radetzky“ und das Kanonenboot „Seehund“ herangezogen und mit ihnen die Fahrt nach der Nordsee über Lissabon und Brest angetreten. In Texel wurde die Vereinigung mit den preußischen Kanonenbooten „Blitz“ und „Basilisk“ und dem „Preußischen Adler“ bewerkstelligt und mit ihnen gemeinsam

am 9. Mai das denkwürdige Gefecht bei Helgoland geliefert. Tegetthoff, im Range der zweitjüngste Linienschiffskapitän, wurde zum Kontreadmiral befördert, und es gab einzelne sehr lange Gesichter, als das eigentliche Geschwader unter Admiral v. Wüllerstorff endlich erschien und die Kapitäne in ihrem jüngsten Kameraden einen berühmten Mann wiederfanden. Aber ein dauernder Schaden für sie wurde noch nicht angerichtet, das kam erst später. Man wußte mit Hilfe des neuen Marine-Oberkommandanten, Erzherzogs Leopold, der auch wenig von Seeschlachten hielt, die Patentierung Tegetthoffs aufzuschieben, bis die Vordermänner befördert wurden und nun mit ihrem Patent wieder an ihre alte Stelle traten.

Die Feuertaufe der Flotte, die so große Hoffnungen erweckte, sollte so bald noch keine Früchte tragen. Erzherzog Leopold hatte keinen Sinn für den Aufschwung einer Sache, die ihm fremd und unsympathisch war, es blieb alles beim alten, und es wurde weiter gesegelt. Kein Uebungsgeschwader aus dem vorhandenen Material, zu dem immerhin schon fünf Panzerschiffe gehörten! Keine taktische Schulung, deren die Flotte so bald schon benötigen sollte! Das alles mußte der Mann, den die Flotte zum Glück besaß und der sie zum Siege führte, erst wenige Wochen vorher schaffen.

Die Kommandofrage im Kriege 1866 wurde schnell erledigt, keiner neidete Tegetthoff die Stellung. Der berufene Admiral ließ sich als seemännischen Beirat ins Hauptquartier der Südarmee kommandieren, wo auch die Oberleitung für die maritimen Unternehmungen verblieb. Die Flotte befand sich indessen wohl mit ihrem Tegetthoff, den die Abhängigkeit vom Hauptquartier wenig anfocht. Erzherzog Albrecht war zudem nicht der Mann, sie irgendwie hindernd empfinden zu lassen, wenn nicht die seemännischen Ratgeber allzu große Bedenken äußerten.

Der Erzherzog Leopold war zur Nordarmee abgegangen, das Marine-Oberkommando blieb daher verwaist in den Händen einiger, die die laufenden Geschäfte verwalteten, von denen aber keine besondere Initiative ausging. Das kam Tegetthoff insofern zugute, als er nun nicht lange fragte, sondern alles in Dienst stellen ließ, dessen er habhaft werden konnte. Auch die Schiffe, an die niemand mehr dachte, mußten herhalten und mit einem vertrauenerweckenden Panzer aus Ketten und Eisenbahnschienen zur Flotte stoßen. Die Werft, ohne Direktiven von oben, kam bereitwilligst entgegen.

Mit diesem Material, das selbst in seinem hölzernen Bestande nützlich sein konnte, da auch Italien noch über Holzschiffe verfügte, erfocht Tegetthoff am 20. Juli den Sieg bei Lissa, ein Sonnenstrahl für den schwer geprüften Staat, die letzte Freude des Erzherzogs Max, des unglücklichen Kaisers von Mexiko.

Es berührte eigentümlich, wenn es auch politisch von keiner Seite tragisch empfunden worden sein dürfte, daß nach Rückkehr der Flotte nach Triest die Offiziere nächst etwaigen Verwandten zuerst das Haus des preußischen Generalkonsuls aufsuchten, um hier aufs wärmste begrüßt und beglückwünscht zu werden In diesem Hause des hochverehrten Herrn und seiner ebenso hochverehrten Gemahlin war die Marine stets aufs gastlichste und allerherzlichste aufgenommen worden, man fühlte sich dem Hause eng befreundet, und folgerichtig spielte der

politische Gegensatz diesmal gar keine Rolle, erschien die preußische Generalkonsulin bei einem Feste, das die Stadt Triest der Flotte gab, am Arm des österreichischen Admirals.

Dieser Sieg hatte endlich, freilich erst nachdem die Wirren des Staates wieder einiger Ruhe Platz gemacht hatten, den ersehnten Aufschwung der Marine zur Folge und brachte den Admiral Tegetthoff, diesmal ohne hindernde Patentverschiebungen, an die Spitze der Marine, der er leider nur so kurze Zeit erhalten bleiben sollte.

Ich gedenke noch einer letzten Episode meiner österreichischen Dienstzeit. Der Herbst des Jahres 1866 brachte durch den Abzug der französischen Garnison aus Rom die Freiheit des Papstes in Gefahr. Man befürchtete eine Revolution, und Oesterreich entsandte zum Schutze des Papstes die Korvette „Erzherzog Friedrich“, zu deren erstem Offizier ich ernannt worden war, nach Civitavecchia.

Mit Hinblick auf die Heiligkeit des Zweckes, aber in der Eile und in den Wirren nach dem verhängnisvollen Kriege war die Auswahl des Stabes bezüglich der Konfession in wenig sorgfältiger Weise erfolgt. Nur die Minderzahl bestand aus Katholiken, ja der Kommandant war — horribile dictu — glaubensfreudiger Jude, ich, der nächste, lutherisch, dann gab es noch mehrere Protestanten und einen Griechen. Wir geben uns indessen der Hoffnung hin, daß Seine Heiligkeit Pius IX. hiervon nichts bemerkt hat und sich im Falle der Notwendigkeit einer Flucht in unsern Armen vollkommen sicher gefühlt haben würde. Haben wir doch in blindem heiligem Eifer das gesamte päpstliche Archiv nächtlicherweile heimlich an Bord geborgen, und die Schuld liegt keineswegs an uns, wenn am nächsten Tage ein ausführliches Verzeichnis sämtlicher verschifften Akten und Sachen in der Florentiner Zeitung „L'Italie“ erschien.

Der Ersatz der französischen Garnison durch die Légion d'Antibes machte allen Befürchtungen und unsrer Mission ein Ende. Das Schiff kehrte im April 1867 nach Pola zurück und stellte außer Dienst.

Hiermit sei die kurze Skizze geschlossen. Auf mein Gesuch wurde mir im Sommer 1867 die Verabschiedung aus dem k. k. österreichischen Dienst gewährt, und ich erbat von meiner Heimat aus Aufnahme in die preußische Marine, die sich eben zu entwickeln begann, um als Kaiserlich deutsche Marine und als mächtig aufstrebendes Gebilde nun ihrem Stern entgegenzueilen.



Luxus im Beamtentum.

Von

H. Dieck,

Wirkl. Geh. Oberregierungsrat, Eisenbahndirektionspräsident a. D. in Bonn.

Ein kürzlich in Nr. 27 der „Kölnischen Volkszeitung" veröffentlichter Artikel „Auf der schiefen Ebene" weist zutreffend darauf hin, daß das wirtschaftliche Aufblühen unsers Vaterlands und die damit verbundene Verfeinerung der Lebensgenüsse einerseits die deutschen Kulturzustände sichtlich gehoben, anderseits aber zu einer übermäßigen Wertschätzung der äußeren Güter geführt sowie eine Uebersättigung und nervöse Verschrobenheit gewisser Kreise hervorgerufen hat.

Auch in den Kreisen der Beamten treten mitunter die auf das Aeußerliche gerichteten Tendenzen und eine Ueberschätzung des Unwesentlichen, im Gegensatze zu der alten Ueberlieferung, insofern in die Erscheinung, als ganz unrichtige Vorstellungen über das gebotene standesgemäße Auftreten der höheren Beamten Verbreitung und Unterstützung finden und zur Ermöglichung eines solchen ein nicht unbedenklicher Aufwand getrieben wird.

Mit Recht ist von einem höheren Beamten zu verlangen, daß er sich durch sein Auftreten das Ansehen verschafft, das sein Beruf erfordert, daß er Fühlung mit dem Leben behält und sich nicht damit begnügt, seinen Amtspflichten an seiner Arbeitsstelle während der Dienstzeit nachzukommen. Duckmäuser und Philister eignen sich sehr wenig für die höheren Beamtenstellen der verschiedenen Staatsverwaltungszweige. Auch ein gewandtes Auftreten, das am besten durch den Verkehr in feiner, gebildeter Gesellschaft erhalten wird, ist für einen höheren Beamten in hohem Maße erwünscht und hebt dessen Ansehen. Aber es ist ein großer Irrtum, dem von allen verständigen Männern mit der größten Entschiedenheit entgegengetreten werden sollte, daß zur Hebung dieses Ansehens die Schaffung eines gewissen äußeren Nimbus und eine Repräsentation erforderlich sind, welche zu Luxusausgaben führen, die bei den nicht begüterten Beamten Kummer und Sorgen hervorrufen und eine Vernachlässigung der Pflichten gegenüber der Familie zur Folge haben. Eine solche unrichtige Auffassung ist um so mehr zu bekämpfen, als die Befürchtung bevorstehender Ausgaben, die mit den zu erwartenden Einnahmen nicht im Einklange stehen, tüchtige Kräfte davon abschreckt, sich überhaupt dem Staatsdienste zu widmen, und Staatsdiener, die sich gern einen eignen Hausstand gründen möchten, davon abhält, einen Ehebund zu schließen.

Die höheren Beamten, die schon zur Ermöglichung ihrer Vorbildung beträchtliche Summen haben aufwenden müssen, sind im allgemeinen nicht reich mit Glücksgütern gesegnet, haben es aber trotzdem verstanden, ihrer Stellung entsprechend aufzutreten. Es wäre höchst bedenklich, wenn der Zug der Zeit dahin

führte, an sie in der gedachten Richtung gesteigerte Anforderungen zu stellen und diejenigen Beamten, denen ihr Privatvermögen es gestattet, diesen Anforderungen zu entsprechen, bei Verleihung höherer Stellen zu bevorzugen. Nach wie vor darf für das Avancement allein die Tüchtigkeit bestimmend sein. Wird hiervon abgewichen, so entsteht die große Gefahr, daß im höheren Staatsdienste Persönlichkeiten eine ihnen nicht zukommende Rolle spielen, die, durch ihren Reichtum dazu in die Lage versetzt, ihre Hauptaufgabe darin erblicken, nach außen hin zu glänzen, und die, da sie sich selbst den Aufgaben des Dienstes nicht gewachsen fühlen, die Arbeit ihren Untergebenen und Mitarbeitern überlassen, letztere beiden aber, wenn sie nicht in ihre Fußstapfen treten, nicht als gesellschaftlich gleichberechtigt betrachten und behandeln.

Es sind keinerlei neue Verfügungen erlassen, die bei Vorschlägen für das Aufrücken in höhere Stellungen einen Bericht darüber erfordern, in welcher Weise der Vorgeschlagene seinen sogenannten gesellschaftlichen Verpflichtungen nachzukommen in der Lage ist, es kommen nach wie vor Fälle vor, in denen unbemittelte Beamte hohe Stellungen verliehen erhalten, aber es verbreitet sich in den Beamtenkreisen immer mehr die Auffassung, in den leitenden Stellen werde großer Wert auf das gesellschaftliche Hervortreten der höheren Beamten gelegt. Private Aeußerungen, die einmal dieser oder jener hohe Staatsbeamte getan haben soll, wie „Ein Mann ohne Vermögen darf sich nicht der höheren Beamtenlaufbahn widmen" oder dergleichen, werden für glaubhaft gehalten, die Mittellosigkeit wird zur Aufrechterhaltung eines äußeren Scheins zu verstecken gesucht. Manche der noch in mittleren höheren Stellen befindlichen Beamten huldigen einer gewissen Ressorteitelkeit. Sie lassen es erkennen, welchen Wert sie darauf legen, daß der Chef ihrer Behörde zur äußeren Hebung des Ressorts „ein Haus macht", sie drängen ihre Mitarbeiter dazu, „sich in der Gesellschaft zu zeigen" und „selbst Gesellschaften zu geben". Eine Gesellschaft folgt der andern, Einladungen für drei oder vier Tage in der Woche, ja mitunter noch mehr, während der Saison, gehören nicht zu den Seltenheiten. Ihnen allen nachzukommen, gestatten dem Manne schon seine Dienstpflichten nicht; er darf aber nicht zu oft ablehnen, sonst vergibt er etwas seiner Stellung oder verletzt den Gastgeber. Es läßt sich nicht verkennen, daß ein derartiges Gesellschaftsleben nicht immer geistig anregend wirkt und leicht zur Verflachung führt. Ein jeder, der sich an einem solchen beteiligt hat, wird zugestehen, daß man ordentlich aufatmet, wenn die sogenannte Saison vorüber ist und man wieder anfangen kann — ich bitte um Verzeihung wegen des Ausdrucks —, verständig zu leben.

Das schlimmste aber ist, daß manche Familien, die sich den Anforderungen eines solchen gesellschaftlichen Lebens fügen, durch Verhaltung und Ausstattung der nötigen Gesellschaftsräume, Beschaffung der erforderlichen Toiletten für die Damen und Bestreitung der bei dem überhand nehmenden Luxus steigenden Kosten der Bewirtung zu Ausgaben genötigt werden, die weit über ihre Verhältnisse hinausgehen und eine oft unglaubliche Einschränkung in der Befriedigung sonstiger Lebensbedürfnisse zur Folge haben, so daß an Rücklagen für die erforderliche

spätere Ausbildung der Kinder und die Ausstattung der Töchter gar nicht gedacht werden kann.

Gott sei Dank gibt es noch viele Familien in den höheren Beamtenkreisen, die sich des Mangels an Vermögen nicht schämen und den gesellschaftlichen Luxus nicht mitmachen. Sie laufen dabei aber immer Gefahr, von einem gewissen Teile „der Gesellschaft“ als minderwertig betrachtet zu werden. Grämen brauchen sie sich hierüber aber nicht, denn eine derartige Beurteilung kann nur von Leuten ausgehen, die keine Zierde für eine gute Gesellschaft bilden. Käme aber noch hinzu, daß auch das Haupt der Familie durch seine gesellschaftliche Zurückgezogenheit in seinem besseren dienstlichen Fortkommen geschädigt würde, so wäre ein sozialer Zustand geschaffen, der unter keinen Umständen weiter geduldet werden darf und — das kann zuversichtlich erhofft werden — auch nicht geduldet werden wird. Hin und wieder hervortretende Anzeichen, daß dem gesellschaftlichen Auftreten der höheren Beamten und dem Besitze von Vermögen bei diesen ein übermäßiger Wert beigelegt wird, dürfen nicht zu ernst aufgefaßt werden. Die Anschauungen ändern sich, auch die Personen wechseln. Der Wert eines Beamten wird nach wie vor nach seiner Tüchtigkeit abgeschätzt werden müssen. Große Anforderungen sind gerade jetzt an die Arbeits- und Tatkraft eines höheren Beamten zu stellen. Zumutungen, denen nur der Besitzer eines größeren Privatvermögens nachzukommen vermag, können nur seine Schaffensfreudigkeit lähmen. Auch dem tüchtigen und befähigten Beamten ohne Vermögen muß das Vorwärtskommen in der Beamtenlaufbahn gesichert bleiben.

Eine Pflicht zur Repräsentation ist nur den wenigen hohen Staatsbeamten auferlegt, deren Gehälter mit Rücksicht auf diese Pflicht entsprechend hoch festgesetzt oder denen besondere Repräsentationsgelder zugebilligt sind. Auch diese Beamten werden aber die mit ihrer Repräsentationspflicht verbundenen Ausgaben schon mit Rücksicht auf die geringe Höhe der zur Verfügung gestellten Mittel und auch des guten Beispiels wegen in mäßigen Grenzen zu halten haben. Kein verständiger Mann, der einer Einladung zu einem hohen Staatsbeamten Folge leistet, wird, wenn die Bewirtung in würdiger, aber einfacher Weise erfolgt, den Mangel an Luxus vermissen. Allen übrigen Beamten liegt keine Repräsentationspflicht ob. Soweit bekannt geworden, sind in Preußen bei Neuregelung der Gehälter Verhandlungen darüber gepflogen worden, ob nicht die Zahl der Gattungen von Beamten, denen Repräsentationsgelder zu gewähren, zu erhöhen sei, und insbesondere, ob die den Regierungspräsidenten zugebilligten Zulagen auch den Chefs andrer Provinzialbehörden zu geben seien. Davon ist aber, getreu dem in unsrer Monarchie herrschenden Grundsatze der Sparsamkeit und im Interesse des Beamtenstands selbst, der nicht zu Luxusausgaben verleitet werden darf, Abstand genommen worden. Auch von der übertriebenen Bemessung der Dienstwohnungsräume und deren luxuriöser Ausstattung war man mit voller Berechtigung zurückgekommen. Seit einigen Jahren scheint wieder eine Aenderung der Anschauungen Platz gegriffen zu haben, da wieder Dienstwohnungen zu repräsentativen Zwecken vergrößert und auch für Beamte, denen keine Repräsen-

tation obliegt, Repräsentationsräume hergestellt sind. Es ist kaum anzunehmen, daß dies zum Vorteile der Verwaltung und der betroffenen Beamten gereicht, vielmehr zu befürchten, daß durch dies Vorgehen weitere unerfüllbare Wünsche wachgerufen und die Beamten zu Ausgaben verleitet werden, die, falls sie kein Privatvermögen besitzen, ihre Mittel übersteigen. Besonders bedenklich erscheint die Schaffung von Repräsentationsräumen unter Benutzung der vorhandenen, dem Wohnungsbedürfnisse entsprechenden Räume, wenn zufällig der zeitige Stelleninhaber die vorhandenen Räume für Wohnungszwecke nicht sämtlich gebraucht, da immer im Auge behalten werden muß, daß Nachfolger in dieser Stellung eine große Familie mit heranwachsenden Kindern beiderlei Geschlechts besitzen können, für deren angemessene Unterbringung es nach Umwandlung jener erstgedachten Räume an Platz fehlen wird.

Der Deutsche neigt zur Geselligkeit und ist gastfreundschaftlich veranlagt. Die deutsche Hausfrau schmückt ihr Heim nach besten Kräften und hat ebenso wie ihr Mann eine Freude daran, es andern zu zeigen und darin den Pflichten des Wirts nachzukommen. Diese auch den deutschen Beamtenfamilien innewohnende Neigung soll ihnen in keiner Weise verleidet werden. Aber jeder hat sich nach seiner Decke zu strecken. Inwieweit ein Beamter den freundschaftlichen Familien- oder sonstigen Verkehr ausdehnen will, ist, falls er keine dienstliche Repräsentationspflicht hat, lediglich seine Privatangelegenheit, um die sich niemand zu kümmern hat, weder sein Vorgesetzter, noch sein Mitarbeiter. Dienstliche und kollegialische Pflicht der letzteren ist es aber, dafür einzutreten, daß ein Zurückhalten im geselligen Verkehre ihm in keiner Weise zum Vorwurfe gemacht wird oder zum Nachteile gereicht.

Ausgaben, die besser vermieden würden, erwachsen den Beamten, und zwar nicht bloß den höheren, mitunter auch dadurch, daß ihre Vorgesetzten bedauerlicherweise sich bestimmen lassen, bei ihnen Subskriptionslisten aller Art in Umlauf zu setzen, möge es sich um Errichtung von Denkmälern oder Wohltätigkeitszwecke oder die Bestellung von Büchern und Kunstwerke handeln. Durch das Herumsenden derartiger Listen, in die die Vorgesetzten zuweilen bereits die von ihnen in Aussicht gestellten Beiträge eingetragen haben, werden manche Beamte bewogen, Beiträge mitunter in für ihre Verhältnisse erheblichen Summen zu zeichnen oder Bestellungen zu machen, zu denen sie sich ohne das Vorgehen ihrer Vorgesetzten nicht veranlaßt gesehen hätten. Zulässig erscheint nur, auf neue Schöpfungen u. s. w. *hinzuweisen*, ein jeder Ansporn zu derartigen Geldausgaben muß aber unterbleiben. Die Beteiligung der Beamten bei derartigen Zeichnungen ist deren reine Privatangelegenheit, sie dürfen dabei von ihren Vorgesetzten in keiner Weise kontrolliert, geschweige denn beeinflußt werden.

Erinnerungen an Giuseppe Zanardelli.

Von einem langjährigen Freunde.

„Aperte, ita ut res sese habet, narrato."

Die Pietät würde keinem Menschen gestatten, angesichts einer Gruft, die sich eben erst geschlossen hat, etwas zu sagen, was auf das Andenken des Toten einen Schatten werfen könnte. Die Ergebenheit, die ich lange Jahre hindurch der edeln Gestalt Giuseppe Zanardellis geweiht habe, würde mir verwehren, ein Urteil auszusprechen, das nicht eine aufrichtige Huldigung vor dem großen Manne wäre, den Italien verloren hat.

Glücklicherweise bietet die beharrliche Festigkeit seines Charakters, die unwandelbare Hochherzigkeit seiner Bestrebungen, die Lauterkeit seines ganzen Handelns im öffentlichen und privaten Leben und seine hervorragende geistige Bedeutung eine Gewähr dafür, daß, wenn wir hier seinen unsterblichen Geist heraufbeschwören, nichts andres entstehen wird als ein Zeugnis liebevoller Ehrerbietung und ein Beweis, daß nicht alles verloren ist, wenn von dem trefflichen Manne so viel in der Geschichte seines Volkes zurückbleiben kann.

In einer Zeit, in der die rein repräsentativen Institutionen so viele Anfechtungen erfahren, als ob sie den Triumph der Intrigen und der Mittelmäßigkeiten bedeuteten, gewährt es den besten Trost, das Werden und das Leben eines Mannes zu verfolgen, der die wahre Verherrlichung und Bejahung der parlamentarischen Regierung ist, weil er ihre Schicksale und ihr Glück teilte, in ihr lebte und gedieh, derart, daß es ein Zeichen des Niedergangs war, als er sich von ihr zurückzog, ein Vorzeichen raschen Wiederaufblühens, als er wieder auf dem politischen Schauplatz erschien. Mit ihm und durch ihn offenbarte sich die Unzulänglichkeit oder vielmehr die Unrichtigkeit von Bourgeois' Ausspruch, der parlamentarische Mechanismus sei ein System, das einzig und allein dazu angetan sei, der Herrschaft der Unfähigen eine Stütze zu sein. Er, der den Parlamentarismus verkörpert, liefert mit seiner geistigen Bedeutung nicht nur für Italien, sondern für alle Nationen einen genügenden Beweis für den Wert eben dieser Einrichtung, deren kraftvollster Vertreter er war.

Muße hatte er nicht, er konnte keine Zeit darauf verwenden, Bücher zu schreiben. Es ist von ihm nur ein Buch über die Advokatur vorhanden, das mit jener Vornehmheit der Anschauungen und der Form geschrieben ist, die alle seine Handlungen und Gedanken charakterisierte. Er gab und hinterläßt uns darin das Resultat eines italienischen Rechtsbewußtseins, das sich nicht mehr in unfruchtbaren Klügeleien ergeht, sondern auf eine synthetische und positive Formel gebracht ist. Und da der Mann, dessen Leben der Erforschung der Wahrheit in den Gerichtssälen gewidmet war, mit derselben Schärfe und Gründlichkeit bei den umfassenden Vorstudien zu den großen Gesetzesreformen, die

Italien ihm verdankt, die juristische Wahrheit zu finden bemüht war, so kann man ohne Schmeichelei von ihm sagen, daß er zu den Söhnen der Nation gehört, auf die Italien stolz sein darf.

Er urteilte mit Vico: „Jurisprudentia coalescit ex partibus tribus, philosophia, historia et quadam propria arte juris ad facta accomodandi“; daher seine gründliche und lange, allgemeine und spezielle Vorbereitung für die Lösung jeder Frage von öffentlichem und privatem Interesse.

Doch begleiten wir ihn jetzt — und für nichtitalienische Leser, denen nicht wie uns sein Leben und dessen einzelne Episoden wohlvertraut sind, wird es vielleicht noch interessanter und notwendiger sein, um ihnen das volle Verständnis für die Bedeutung dieses Mannes zu erschließen — begleiten wir ihn jetzt von seinen Anfängen auf dem langen Lauf seiner mühevollen Lebensbahn, auf der er niemals sich selbst und seiner Tradition untreu wurde.

Er war einer jener Männer, die ihre Straße so sicher dahinzogen, die in ihrem ganzen Verhalten und in ihren Prinzipien so bestimmt waren und sich so gleich blieben, daß ihr bloßer Name eine Tradition und eine Idee bedeutete.

Er erblickte das Licht der Welt am 29. Oktober 1826 in Brescia, der Stadt der großen mittelalterlichen Erinnerungen an stolze, adlige Kraft, von der sich noch eine leuchtende Spur im Charakter und in der modernen Geschichte der Bevölkerung erhalten hat. Und wie von selbst drängt sich uns hier der Vergleich Zanardellis mit dem unbeugsamen Arnold von Brescia auf, mit dem auch das Gepräge seiner Züge eine gewisse Aehnlichkeit hatte.

Die Ereignisse im Leben Giuseppe Zanardellis stehen im engsten Zusammenhang mit denen unsrer nationalen Wiedergeburt. Erzogen unter dem unmittelbaren Einfluß seiner Mutter, die als echte Brescianerin die ersten dunkeln Regungen der Sehnsucht nach bürgerlicher Freiheit in ihm weckte, vollendete er seine ersten Studien im Collegio di Santa Anastasia in Verona. Seines Vaters, der ihn um den Preis vieler großer Opfer studieren ließ, und seiner Mutter, die er wegen ihrer Herzensgröße aufs innigste liebte, hat er noch in seinem Testament mit den liebevollsten Worten gedacht und bestimmt, daß seine Erben ihnen auf dem Friedhof von Brescia eine Votivkapelle errichten sollten.

Er studierte Rechtswissenschaft in Pavia, als die Revolution von 1848 ausbrach, die er mit tätiger Anteilnahme verfolgte. Doch schon während seiner Universitätszeit hatte Giuseppe Zanardelli sich eine feste Stellung inmitten der Plejade der Studenten geschaffen, die, hingerissen und entflammt von den glühenden Worten, mit denen er die Rechte der Italiener verfocht, in ihm einen jener zum Führen berufenen Geister erkannte. Vielleicht bildeten die schwärmerischen Anhänger von damals die erste Schar jener ergebenen Freunde, die, wenn sie ihm auch das sichere Bewußtsein seiner selbst und seiner Kraft gaben, ihn doch in der Zukunft zu der Gewohnheit führten, sich nur mit Bewunderern zu umgeben und die wärmsten Freunde, wenn sie mehr Freunde der Wahrheit als Platos waren, mit argwöhnischen Augen zu betrachten.

Es ist hier nicht der Ort, die großen „Tage von Brescia“ oder den Kampf

zu schildern, in dem Zanardelli, erbittert über den Mißerfolg, aber nicht müde, für die Einheit und die Freiheit seines Landes zu kämpfen, seine Charakterfestigkeit und seinen kühnen, unternehmenden Geist offenbarte. Dem letzten dieser ruhmvollen Tage, die mit der Unabhängigkeitsproklamation von Iseo begannen, dem glücklichen Vorzeichen der politischen Treue, die dieser Ort dem großen Sohne des größeren Vaterlandes mit Begeisterung gelobt hatte, gehört eine Episode an, die Zanardelli selbst in einem Briefe an Federico Odorici, den Geschichtsschreiber von Brescia, erzählt hat. Als damals die Nachricht eingetroffen war, daß von Verona ein großer Convoi mit Munition, von 180 Soldaten begleitet, abgegangen sei, gelang es dreißig kühnen jungen Leuten, dem Feinde diese Zufuhr abzuschneiden, indem sie den Kommandanten zwangen, sich mit Waffen und Bagage zu ergeben.

Da die hochherzige Bevölkerung bis aufs Blut gequält wurde, suchte er nach dem unglückseligen Tage von Custozza eine Zuflucht in Toskana, wo er zum Doktor der Rechtswissenschaft promoviert wurde; doch unterzog er sich später der Doktorprüfung noch einmal in Pavia, um seinen Doktortitel auch für die Lombardei und Venetien gültig zu machen. In Florenz war er mit Visconti-Venosta zusammen bei der „Costituente“ tätig — ein Zusammentreffen, das seltsam erscheint, wenn man sich daran erinnert, daß er mit Visconti-Venosta dem Kabinett Di Rudinì angehörte, in dem sie sozusagen die beiden entgegengesetzten Pole darstellten, und daß der Gegensatz zwischen ihren Richtungen sicher nicht die letzte Ursache für das Ende dieser politischen Kombination war, die doch auch so viele vernünftige und erfolgverheißende Elemente in sich barg.

Nach der Katastrophe von Novara hatte er nicht mehr die Kraft, dem Vaterland fern zu bleiben, für das nur ein kühner Prophetenblick eine bessere Zukunft erhoffen lassen konnte. Nach Brescia zurückgekehrt, war er als Privatlehrer der Rechtswissenschaft tätig; doch bald stellte ihn die hartnäckige Regierung auf die Probe, indem sie ihm mit gewohnter Arglist die Mitarbeiterschaft bei der „Gazzetta di Milano“, dem persönlichen Organ Radetzkys, antrug. Die von der Regierung insgeheim gewollte Ablehnung dieses Anerbietens war die Ursache, daß ihm die gewünschte Anstellung bei der Handelskammer der Stadt verweigert wurde, ebenso wie seine Weigerung, einen die österreichische Herrschaft rechtfertigenden Artikel zu schreiben, Anlaß gab, daß ihm sogar die private Lehrtätigkeit verboten wurde.

Die blinde Regierung merkte nicht, daß sich ein Mann von dem Schlage Giuseppe Zanardellis, wenn er „nicht wußte, wie er den apologetischen Artikel beginnen sollte“, durch die Verfolgung nur zu größeren Taten anspornen und in seinem einzigen, hochherzigen Bestreben bestärken ließ. Doch logisch war die k. k. Regierung in ihren Entscheidungen, denn die Tyrannei hat keine bessere Verbündete als die Unwissenheit, und der von dem Liberalen erteilte Unterricht konnte der mißtrauischen Regierung nur ein spitzer Dorn im Auge sein.

Zanardelli schrieb von jetzt an für den „Crepuscolo“, eine in Mailand erscheinende Wochenschrift, die Carlo Tenca in Gemeinschaft mit Correnti, Massarani

und andern herausgab, mit der Absicht, daß das Blatt, die Wachsamkeit der k. k. Zensur täuschend, zu den Italienern stets von Italien sprechen, ihre Bestrebungen lebendig erhalten und ihren Mut durch die Geschichte der ruhmreichen Vergangenheit stärken sollte. Es ist ja die schöne Aufgabe der Literatur, in Zeiten der Unterdrückung die freiheitlichen Bestrebungen zu unterstützen, indem sie durch das Beispiel und den historischen Beweis dartut, daß da, wo das bürgerliche Bewußtsein noch rege ist und glüht, noch nicht alles verloren ist.

So regte auch Giuseppe Zanardelli durch seine Untersuchungen über das Feudalrecht und andre Gegenstände zum Studium des italienischen Rechtes an, das das Vorhandensein eines italienischen Rechtsbewußtseins in der Vergangenheit vor Augen führte.

Das Jahr 1859 fand ihn bereit, sein Propagandistenleben wieder aufzunehmen. Doch die wachsame Polizei schärfte rasch ihre Blicke; sie wollte ihn gerade verhaften, als er, rechtzeitig gewarnt, nach Lugano entfloh. Eilends kehrte er dann in sein Heimatland zurück, als er von Garibaldi damit betraut wurde, die Regierungskommission zu organisieren, und von Cavour den stillschweigenden Auftrag erhielt, den Aufstand zu schüren. Dabei bewies er seine organisatorischen Fähigkeiten, indem er dem Beispiel Benedetto Cairolis in Pavia folgte und die Anwerbung der Freiwilligen leitete, denen sein Wort ein Glaubensartikel war.

Nach dem ruhmvollen Sieg bei Como am 26. Mai 1859 lud ihn Garibaldi, der Führer der Alpenjäger, telegraphisch nach Como ein, wo er ihn umarmte und ihm für seine energische Tätigkeit als Haupt des nationalen Komitees von Brescia dankte.

Die erste offizielle Anerkennung für seine politische Tätigkeit erhielt er durch seine Wahl zum Abgeordneten des Wahlkreises Gardone. Dieser Kreis ist ihm immer treu geblieben, und auch er ließ ihn nie im Stich, auch nicht, als nacheinander die Kreise Chiari, Pieve di Cadore (in Erinnerung an die Zeit, in der Zanardelli dort königlicher Kommissar war), Ascoli-Picano und Nocera Inferiore sich um die Ehre stritten, ihn als Abgeordneten zu bekommen.

Es ist nicht meine Aufgabe, ihm auf seiner parlamentarischen Laufbahn, die damals begann, Schritt für Schritt zu folgen; übrigens wäre es auch nicht leicht, dies im Rahmen einiger Seiten zu tun, weil speziell seit 1876 seine Geschichte die der ganzen italienischen Entwicklung ist. Ich will nur daran erinnern, daß er schon im Jahre 1863 durch das Vertrauen seiner Kollegen zum Sekretär des Parlaments und im Jahre 1896 zum Sekretär der mit der Enquete über die Tabakregie betrauten Kommission gewählt wurde; daß er, als die Linke ans Ruder gekommen war, im ersten Kabinett Depretis Minister der öffentlichen Arbeiten, im Jahre 1878 Minister des Innern im Kabinett Cairoli, 1881 im späteren Kabinett Depretis, 1887 im Kabinett Depretis-Crispi und 1897 im Kabinett Di Rudinì Justizminister, endlich vom 15. Februar 1901 bis zum 29. Oktober 1903 Ministerpräsident war. Ferner wurde ihm dreimal die höchste Würde in der Kammer übertragen: er bekleidete das Amt des Präsidenten vom 25. November 1892 bis zum 22. Februar 1894, vom 7. April

bis zum 14. Dezember 1897 und vom 18. November 1898 bis zum 25. Mai 1899.

Nicht ein einzelnes Urteil über seine persönlichen Handlungen würde im Augenblick am Platze sein, und es wäre nicht leicht, es von der Geschichte der parlamentarischen Ereignisse zu trennen; vielmehr wird ein zusammenfassendes Urteil über sein Wirken während der Entwicklung seiner politischen Persönlichkeit angebracht sein.

Wenn es einen Mann gibt, dem man die große Eigenschaft zusprechen kann, die in England so hoch geschätzt wird, wiewohl es dort auch nur sehr wenige vollkommene Beispiele dafür gibt, die „consistency“, so ist es sicherlich Giuseppe Zanardelli, in dem nicht einmal die reifen Jahre die liberalen Prinzipien zu mäßigen vermochten, von denen er ausgegangen war. Er war seelisch so organisch glücklich veranlagt, daß er sich in der Jugend frei von Uebertreibungen hielt und sich mit den Jahren in keiner Hinsicht zu ändern brauchte, weil, wie es bei Fox, Canning und Robert Peel der Fall war, sein Geist stets mit der Zeit fortschritt.

In Zeiten, in denen das Konspirieren eine Notwendigkeit war, war er, wie es seinem Charakter entsprach, kein Sektierer, so daß man nicht begreift, wie manche Leute später, in der Zeit des Lichtes, ihm diesen Vorwurf machen konnten. Ein Freund seiner Freunde, getreu bis zur Aufopferung, war er selbstverständlich hocherfreut über ihren Triumph und mit ihnen über den der gemeinsamen Ideen; aber er ließ sich nicht in die Bestrebungen geheimer Gesellschaften verstricken, wie er auch später auf einem andern Felde, wiewohl er zu den höchsten Graden der Freimaurerei erhoben worden war, keine führende Rolle übernahm. Er bewunderte den nationalen Genius Mazzinis, aber er folgte ihm nicht in seinen exklusiven Ideen. Er glaubte an „Gott und Volk“ und vergaß vielleicht nie diesen inneren Zusammenhang, wiewohl er später als Verfolger der geistlichen Orden hingestellt wurde; doch er verließ die Prinzipien Mazzinis viel früher als andre, die in den Ideen des politischen Fortschritts um so weiter hinter ihm zurückblieben. Er erklärte sofort sein monarchisch-konstitutionelles Credo, teils durch seine Artikel im „Crepuscolo“, teils und insbesondere in dem Programm, das er am 5. August 1859 mit Gerardi, Pallavicini und andern aufstellte auf folgender Grundlage: Ordnung, Freiheit, Gleichheit, mit offener Anerkennung und Ergebenheit gegen die konstitutionelle Herrschaft Vittorio Emanueles II. Auf diese Prinzipien gründete er den Circolo Nazionale in Brescia, dessen Seele und treibende Kraft er war.

Unberechtigt ist deshalb der später gegen ihn erhobene Vorwurf, daß er zu wenig Vertrauen zur Monarchie habe, die er gepriesen hatte, lange bevor ihr ruhmvolles Geschick von andern vorhergesehen worden war. Er war kein Schleppenträger der Monarchie, weil er weder das Bedürfnis hatte noch einen Reiz darin fand, sich als ihren Retter hinzustellen, und ebensowenig den Wunsch empfand, die Belohnung für die Vergangenheit von der Zukunft zu fordern.

Die kleinen Geister wunderten sich, daß er auch insofern sich gegen die Norm der Durchschnittsmenschen auflehnte, als seine Begeisterung sich nicht mit

den Jahren abgekühlt oder das Feuer der Jugend ruhiger Gelassenheit Platz gemacht hatte; im Gegenteil, seine Sensibilität verfeinerte sich mit den Jahren, und er vervollkommnete sich noch in der Idee der politischen Freiheit und Gleichheit.

Wenn auch in einer Periode seines politischen Lebens die Vorurteile über seine Anfänge und seine Bestrebungen, die wie sein ganzes Verhalten nicht anders als loyal sein konnten, ihm einen Weg, auf dem vielleicht manches nationale Unheil vermieden worden wäre, zu verlegen vermochten, so gaben ihm doch das persönliche Vertrauen und die politische Korrektheit des jungen Monarchen den besten Beweis für die große Wertschätzung, die man in den höchsten Kreisen für den „Veteranen der Freiheit“ hatte, und den besten und liebsten Trost.

Nur wer den großen Liberalen in jenen Tagen gesehen, seine täglichen Empfindungen verfolgt und eine Vorstellung von seinem begreiflichen Schmerz über das Scheitern einer lang überdachten und vorbereiteten politischen Kombination bekommen hat, konnte das bittere Leid wahrnehmen, das er im Herzen trug, und das er weder damals noch später auf irgend eine Weise enthüllte. Er konnte wiederholen — und sein späteres Verhalten hat es bewiesen —, was Charles Fox sagte, als er am 17. Februar 1783 aus dem Ministerium Rockingham austrat: „Es tut mir leid um den ehrenvollen Platz, den ich dort einnahm, es tut mir vor allem um das Gute leid, das ich für mein Land hätte wirken können; ich behalte die Hoffnung auf ein neues Emporsteigen; sie schmeichelt meinem Ehrgeiz, befriedigt mein aufrichtiges Verlangen, mich nützlich zu machen, und indem ich es bekenne, glaube ich mich nicht zu anmaßend zu zeigen.“

Man hat Zanardelli mit Gladstone verglichen; und in der Tat hatte er mit ihm die faszinierende Beredsamkeit, die auserlesene Form, die Bestimmtheit der Ziele, die Korrektheit der Mittel, die Sicherheit der Intuition gemein. Wie Gladstone hatte er unter seinen Aktiva eine große, liberale Wahlreform, und zweifellos würde er wie Gladstone das diesem von Deschanel gespendete Lob verdienen, daß, wenn dem Land eine radikale Revolution erspart wurde, es dies den sukzessiven und stufenweise durchgeführten Reformen verdankte, mit denen er das Glück hatte seinen Namen zu verknüpfen.

In einem Punkt war der italienische Politiker seinem englischen Kollegen nicht ebenbürtig, in dem, was die Franzosen esprit de suite nennen würden; Gladstone besaß einen größeren, beharrlichen Unternehmungsgeist, während in Zanardellis Leben auf Epochen eifrigster Tätigkeit Perioden einer sozusagen dichterischen, träumerischen Tatenlosigkeit folgten. Dies kommt von der Verschiedenheit der Verhältnisse her, von dem Unterschied zwischen der englischen Opposition, die fortwährend unter den Waffen steht und bereit ist, die Macht wieder zu übernehmen, und der italienischen, die im Schatten lebt und von den politischen Ereignissen, selbst den auswärtigen, den direkten Anstoß zu ihrem eignen Siege erwartet.

Dafür zeigte der italienische Politiker vermöge der Gleichförmigkeit seines Charakters und seines Verhaltens stets eine Festigkeit, die nicht als das Hauptverdienst des englischen Staatsmannes angesehen werden kann, dessen

höchster Ruhm im Gegenteil die Schmiegsamkeit war. Ich will der Wahrheit und Gewissenhaftigkeit wegen gern anerkennen, daß die Geschmeidigkeit eine Waffe und Weisheit des Staatsmannes sein kann und soll, der die Pflicht hat, das Staatswohl über seine eigne Person zu setzen. Es ist in der Tat ein gewisser Egoismus, der es verschuldet, daß mancher durch unerbittliches Beharren bei der eignen Meinung gehindert wird, das höchste Ziel des Staates völlig zu erkennen. Ein Philosoph des Altertums hat den sich mit Fichtes Theorien berührenden Ausspruch getan, daß alles in der Welt sich auf Leidenschaft zurückführen lasse, und alle Leidenschaften auf die Liebe zum eignen Ich.

Und doch, wenn man das Leben Giuseppe Zanardellis in allen verschiedenen Beziehungen genau betrachtet, so kann er alles eher als ein Egoist genannt werden. Die letzte und höchste Aufopferung seiner Person und die ganze Haltung, die er seinen Freunden gegenüber beobachtete, verbieten absolut, ihn dieses Fehlers für schuldig zu halten; denn wiewohl er stets seine Freunde überragte, so kann man doch geradezu von ihm sagen, daß er ein Sklave der Freundschaft war.

Hier trat eine seiner Unzulänglichkeiten zutage: so hoch er auch stieg, so konnte und wollte er sich doch kleinen Anforderungen nicht entziehen, und anderseits dachte er, wiewohl er unter den Seinigen so viele der besten Elemente zählte, nicht daran, sich einen unmittelbaren Gehilfen, den Seinigen einen Führer zu schaffen, der ihn dereinst ersetzen sollte. Man kann denjenigen keinen vollkommenen Heerführer nennen, der keine Vorsorge trifft und sein Heer nicht so organisiert, daß das Fehlen seiner Person nicht unfehlbar eine allgemeine Verirrung herbeiführt.

Er war groß geworden, nicht wie Pozzo di Borgo von seinem Rivalen Talleyrand sagte, „se rangeant toujours parmi les petits", sondern im Gegenteil, indem er sich immer und von Anfang an außerhalb der kleinen persönlichen Nebenbuhlerschaften hielt; und daher dachte er nicht oder nicht zu rechter Zeit, an eine sichere und strenge Organisation der Partei, die von ihm den Namen hatte.

Doch trotz seiner eminent wirkungsvollen Eigenart, trotz der begeisterten Ausbrüche der Sympathie, die er hervorrief, erschien er nie, nicht einmal in den großen Augenblicken der nationalen Epopöe, als eine jener Gestalten, die die Phantasie erregen und über die daher zahllose Volksanekdoten im Umlauf sind. Er war nicht der Held, er war der Weise: mit den Studien durchwob er sein ganzes Leben. Selbst in den Augenblicken angestrengter ministerieller Tätigkeit leitete ihn das Studium bei seinen Entscheidungen, und er verließ sich nie auf das studuisse, sondern dachte stets an die neue Weite des Horizontes, die sich dem eröffnet, der den schönen Berg erstiegen hat.

Die forensische Tätigkeit faßte er wie ein Priesteramt auf; und wiederholt suchte er darzutun, daß sie nicht nur einen bürgerlichen, sondern auch einen politischen Zweck habe, indem er bestritt, daß sie jemals der Tyrannei Beistand gewährt habe, und bewies, daß auch das römische Recht das Produkt der parallelen Entwicklung der bürgerlichen und der politischen Freiheit war, ohne daß man darin einen Gegensatz finden könne.

Beim Studium der ihm anvertrauten Rechtssachen verkörperte er das von ihm in seinem Buche über die Advokatur geschilderte Sinnbild: „Bei jeder Gelegenheit, in jeder Bedrängnis, mag sie noch so schwer und ernst sein, dem Unglück treu bleiben — das ist die edle, die heilige Devise des Advokaten: wenn es sich um das erhabene Recht der Verteidigung, wenn es sich um die Ehre und das Leben von seinesgleichen handelt, gehört der Advokat nicht mehr irgend einer Partei an, er ist der Tröster und der Rächer alles Unglücks."

Hätte er sich selber malen wollen, er hätte die Farben nicht besser wählen können. Wie es niemals vorkam, daß eine Diskussion ihn unvorbereitet fand, so geschah es auch nie, daß er eine Prozeßsache nur wegen des Gewinnes übernahm, der ihm daraus zufloß und der von ihm nie mehr als bescheiden berechnet wurde. In den stillen Morgenstunden führte er die sorgfältige Prüfung der Sache durch. Gewohnt, sich sehr früh zu Bett zu begeben und nicht später als um fünf Uhr aufzustehen, machte er nur dann eine Ausnahme von dieser Gewohnheit, wenn ein besonders ernster und bedeutungsvoller Fall ihn veranlaßte, nach einem kurzen Schlaf noch in derselben Nacht aufzustehen, um gegen Morgen auf sein nicht weiches Lager zurückzukehren. Geradezu mit Neid dachte er an das bei den Römern den Advokaten verliehene Privilegium, die Handwerker, die sie mit ihrem Lärm in der Arbeit stören konnten, aus der Nähe ihrer Wohnungen fernhalten zu dürfen.

In der ganzen ungeheuren Tätigkeit, die er entfaltete, blieb er Jurist — vielleicht sogar zu sehr Jurist; er verlor jene Weite des geistigen Programms, die wünschenswert gewesen wäre. So wurde ihm vielleicht nicht mit Unrecht vorgeworfen, daß er in nationalökonomischen Fragen und in der äußeren Politik nicht vollständig für seine Aufgabe vorbereitet war.

Die Beherrschung der ersteren vermochte er sich notgedrungen anzueignen; doch man konnte nicht sagen, daß er sie alle völlig beherrschte und daß er jenen nämlichen Geist der Voraussicht, der ihn in den juristischen Sphären charakterisierte, ebenso auf dem Gebiet des Interessenkampfes offenbarte, der die große Spezialität der heutigen Zeiten ist.

In der auswärtigen Politik erklärte er sich selbst zuweilen nicht für absolut kompetent, sei es weil er kein Urteil auszusprechen wagte, wo er etwas nicht vollständig und von Grund aus studiert hatte, sei es, weil er selten Gelegenheit dazu bekam, da er sich immer die Behandlung der Fragen des inneren öffentlichen Rechtes vorbehalten hatte.

Wiewohl wir unter seinen Reden auch solche über die Katasterordnung und über die Fassade von Santa Maria del Fiore in Florenz finden, wiewohl er als Minister der öffentlichen Arbeiten glänzend über das Gotthard-Unternehmen sprach und im Senat bei den Verhandlungen über die Tiberarbeiten dem Mathematiker Brioschi die Stirn bot, so war und blieb er doch seinem eigentlichen Wesen nach der starke, sichere Jurist, der heroische Veteran des klassischen Patriotismus, der fleckenlose Fahnenträger der erhabenen, strahlenden Ideale Freiheit und Ge-

rechtigkeit, das lebendige Symbol jeder höheren, vortrefflichen Bestrebung des Vaterlandes.

Zu einem jener heiteren Symposien, die er in liebenswürdiger Gesinnung in der Consulta veranstaltete, und denen oft ein feiner Kunstsinn eine besondere Weihe gab, hatte er Gemma Caimmi, die feurige Interpretin von Rostands „Aiglon", eingeladen. Welche Freude machte es ihm, die klangvollen Strophen anzuhören, in denen die Eltern verwünscht werden, die die Jugend des Königs von Rom in ein weichliches Leben hineingezogen hatten! Ich sehe ihn noch vor mir, wie er sich auf dem Stuhl emporreckte und mit lebhafter Aufmerksamkeit und Bewunderung dem Ausbruch jener Gefühle lauschte, wie seine Augen leuchteten eingedenk der vaterländischen Erinnerungen, die ihn in seiner Jugend so entflammt hatten, und er mit erregter Stimme bat, die Apostrophen gegen die Macht zu wiederholen, deren Programm stets die Unterdrückung unsrer nationalen Bestrebungen war.

Diese dramatische Szene ruft zugleich in meinem Geist und noch mehr in meinem Herzen die schönen Worte wach, mit denen er am Morgen seines Todestages, eines zauberhaft schönen Tages, dem eine lange, trübselige Regenzeit vorhergegangen war, den Doktor, der ihn mit liebevoller Sorgfalt behandelte, bat: „Doktor, machen Sie auf, machen Sie noch einmal auf! Machen Sie das ganze Fenster auf! Ziehen Sie die Vorhänge auf! Ach, welche milde Luft, wie köstlich, welch herrlicher Sonnenschein! Ich habe lange keinen so herrlichen Sonnenschein mehr gesehen! Wie schön ist der See heute! Machen Sie das Fenster auf, Doktor, lassen Sie recht viel Sonne auf mein Bett kommen, mich verlangt so sehr nach Sonne!"

Ihn verlangte nach Sonne, wie sein ganzes Leben von der Sonne der Vaterlandsliebe durchstrahlt gewesen war; und alle seine Empfindungen vereinigten sich auf seinen Lippen zu einem Ausdruck der Bewunderung für sein Vaterland, für seinen herrlichen See, der für ihn ein Gegenstand so großer, warmer Begeisterung und so vieler Mühe und Sorgfalt war.

Dort in seinem Maderno, wo alles an die Liebe zu dem großen Ehrenbürger erinnerte, wohin er immer wieder zurückkehrte, um sich von den politischen Kämpfen zu erholen und auch um in sich jenes patriotische Schweigen einzuschließen, das nicht zürnende Enthaltung, sondern ein wohlüberlegtes Beiseitetreten war, „sehen wir ihn noch," sagte der Bürgermeister dieses Ortes, der seinen größten Sohn verloren hat, „einsam zum Seeufer hinuntergehen, um seine Gäste an der Rampe des Hafens abzuholen, unterwegs die lächelnden Kinder liebkosen, frischen jungen Leuten die Hand drücken, mit liebevollen Worten den Alten Rat und Trost spenden, allen mit der echten Güte eines aufrichtigen Herzens begegnen."

Sein künstlerisches Empfinden, das er im Jahre 1857 in seinen Briefen über die Ausstellung in Brescia offenbart hatte und von dem alle seine Werke zeugten, in denen der Sinn für das Schöne sich wunderbar mit dem Gefühl für das Wahre paarte, hatte sich noch verfeinert durch den Anblick jener Schön-

heit der Natur, die der herrliche Benacus seinen Augen in strahlender Pracht darbot.

Seine unbeschreibliche Seelengüte, die sich unter anderm zeigte, als er, kaum vom Ministeramt zurückgetreten, nach Palazzolo eilte, um seine Schwester aufzusuchen, die dort als einfache Nonne in einem Krankenhause dem erhabenen Dienst der Nächstenliebe lebte; diese Seelengüte, die sich in der tiefen Pietät gegen seine Mutter so herrlich offenbarte und ihm so sehr die Herzen gewann, daß Politiker aller Parteien sich zusammenfanden, um der Toten das Geleit zu geben, — dort, an den Gestaden jenes Sees, verfeinerte und veredelte sie sich noch durch den Anblick jener majestätischen Berge und auch der Leidenden, die aus so weiter Ferne kamen, um dort Genesung zu finden.

Jene Fremden, die den Lebenden feierten, und die herbeieilten, um ihm bei seinem Leichenbegängnis die letzte Ehre zu erweisen, erinnern sich auch noch an jene andre Wallfahrt, die uns alle in einem einzigen, gemeinsamen Gedanken vereinigte, als er gegen Ende Oktober von Rom abreiste. Keiner der zahlreichen Freunde, die herbeigeeilt waren, um ihn auf dem Bahnhof in Rom zu begrüßen, konnte damals, wiewohl die Lippen ihm den Wunsch aussprachen, daß er bald zurückkehren möge, die traurige Vorahnung unterdrücken, daß das Ende rasch kommen werde.

Ein Meister in allen feinen und zarten Künsten der Höflichkeit, der den Frauen mit der Ritterlichkeit der Altvordern begegnete, war er bei Gesprächen niemals unhöflich oder ein unaufmerksamer Zuhörer; keine schwere Staatssorge, keine unerfreuliche Privatangelegenheit hielten ihn jemals ab, direkt auf alle die unzähligen bewundernden Kundgebungen zu antworten, die er zu erhalten pflegte, und in der Antwort verstand er stets das Wort zu finden, das sie dem Empfänger angenehm machte. Bis in seine letzten Tage ließ er es sich nicht nehmen, seine ganze Korrespondenz auf dem laufenden zu halten, und das Wort des fernen Freundes war der große Trost seiner Leidenstage, so wie ihm in frohen und glücklichen Tagen die unzählige Menge von Telegrammen, Briefen und Geschenken, die ihm von allen Seiten geschickt wurden, große Freude gemacht hatte.

Mit so gewissenhafter Sorgfalt erwiderte er jede Kundgebung, die an ihn gerichtet wurde, daß er, als die Kammer vor dem Beginn der Weihnachtsferien dem in der Ferne weilenden großen Manne ihre Wünsche sandte, persönlich antwortete, der Gruß und der Glückwunsch der Volksvertretung hätten ihm unsagbar wohlgetan, und er gebe den Gefühlen einer Dankbarkeit Ausdruck, die niemals ein Ende haben könne. Doch da ihm der Kammerbeschluß durch ein Telegramm des Präsidenten besonders mitgeteilt worden war, so besorgte er, daß der Ausdruck seiner Empfindungen unzulänglich erscheinen könne, und antwortete am nächsten Tage mit einem Telegramm, in dem er „seine Rührung über die Einmütigkeit der wertvollen Empfindungen, die die unvergängliche Dankbarkeit verhundertfache," zum Ausdruck brachte.

Noch immer ist es uns, als könne sie nicht völlig verschwunden sein, die

große Gestalt, die mit dem Geschlenker der langen Arme und ihren ungelenken nervösen Bewegungen dem Dichter Carducci recht zu geben schien, der seine Art, wie eine Schildkröte den Hals zwischen die Schultern zurückzuziehen, so anschaulich geschildert hat. Die Lebhaftigkeit seines außerordentlich scharfen Blickes, seine weitausholenden Gebärden, das Vibrieren seiner Stimme, die Liebenswürdigkeit seines Charakters und die Größe seiner Seele leben im Gedächtnis seiner Bewunderer noch immer fort.

Doch noch lebendiger wird seine ganze Persönlichkeit wieder erstehen, wenn seine Reden gesammelt werden; denn da er in erster Linie Parlamentarier war, der im Parlament und für dessen Tätigkeit lebte und wirkte, so wird man aus seinen Reden ein genaues und vollständiges Bild von ihm erhalten; enthalten sie doch einen wahren Kommentar, der ein hervorragendes Denkmal seines Wirkens, ein Zeugnis seiner unvergänglichen Bedeutung und eine sichere Bekräftigung der italienischen Rechtsauffassung ist.

Es wird sich darin offenbaren, daß er nicht mit Unrecht als das „Licht der Demokratie", der „Stahl der Gerechtigkeit" bezeichnet worden ist; man wird daraus die Anziehungskraft seines Geistes und die Lebenskraft seiner Ueberzeugungen kennen lernen, die so helles Licht um sich her verbreiteten und einen weiten Umkreis erleuchteten.

Hamilton hat in seiner „Parlamentarischen Logik" gesagt, in der Diskussion müsse ein Argument reizen, um überzeugend zu wirken. Nie hat ein Wort Zanardellis dieser Vorschrift entsprochen, nie hatten seine Reden es nötig, zu diesem Mittel zu greifen, um Aufmerksamkeit und Ehrerbietung hervorzurufen; und er, der außerhalb des Sitzungssaales bisweilen sehr lebhaft in der Form und im Bilde war, war in der Kammer stets höchst korrekt. Wenn auch niemand sich die Illusion machen kann, daß Reden die Kraft haben, den Ausfall der einzelnen Abstimmungen zu ändern, so hängt doch die Entscheidung über eine Situation bisweilen von jener Bestimmtheit der Sprache, von jener Korrektheit der Beweisführung, von jener Sicherheit der Intuition ab, worin unser tiefbetrauerter Staatsmann so hervorragend war, von dem man nur das eine allenfalls sagen kann, daß er nicht immer die ferner liegenden politischen Kombinationen vorhergesehen hat. Wenn, wie Bacon sagte, die Aufgabe des Gesetzgebers eine tiefe Kenntnis der alten Einrichtungen und ein vollkommenes Verständnis für die neuen Bedürfnisse erfordert, so darf er nicht seine eignen Ideen an die Stelle der nationalen setzen, wodurch er die ganze Gesetzgebung kläglich zuschanden machen würde.

In wunderbarer Weise erfüllte Giuseppe Zanardelli dieses Gebot Bacons. Wenn je die Behauptung wahrscheinlich erschien, daß er bei den Zeiten stehen geblieben sei, auf die er bei seinen Studien sein Hauptaugenmerk gerichtet hatte, bei der Periode der französischen Juli-Monarchie, so müßte die Schnelligkeit, mit der er die neuen Fragen erfaßte, wenigstens hinsichtlich ihrer Beziehungen zum Staat, und die frische Art und Weise, mit der er sie löste, uns überzeugen, daß, wenn die Behauptung auch auf die Form und auf die historische Grund-

lage seiner Argumentationen vielleicht zutreffen mag, sein Geist in bezug auf den Stoff selbst diese Gefahr überwunden hatte und sogar die Wahrheit der Forderung dartat, daß ein Ministerium von der öffentlichen Meinung geschaffen werden, doch sobald es gebildet ist, ihr Widerstand leisten und ihre Einwirkung mäßigen solle.

Gewiß war und blieb seine Beredsamkeit von eminent klassischem Charakter, sie beruhte ihrem Wesen nach auf Sachlichkeit und tiefen Kenntnissen; denn der große, echte Liberale war die wirksamste Widerlegung von La Reveillère-Lépeaux' Ausspruch, daß jede Superiorität, auch die des Geistes, für die Freiheit verderblich sei.

Ein Beweis seiner großen Bildung waren die vielfachen und treffenden Zitate, die er bei seiner umfassenden Literaturkenntnis mit der größten Leichtigkeit einzustreuen vermochte. Viele Dichter, wie Horaz, Catull, Parini, Foscolo, kannte er fast ganz auswendig, und auch Romane verschmähte er nicht, wenn er sie für notwendig hielt, um in einen Gegenstand tiefer einzudringen; so studierte er der Ehescheidungsfrage wegen die Werke von Paul und Victor Margueritte. Sein Gedächtnis hielt ihm jederzeit gegenwärtig, was er gelesen, gesehen oder gehört hatte. Die außerordentliche Fülle seiner geistigen Hilfsmittel, die ihm jederzeit den seinem Gegenstand angemessenen Gedanken darbot, setzte ihn in den Stand, auf jene kalten, vorausbedachten Episoden zu verzichten, die oft die Aufmerksamkeit ablenken. Bei seinen Angriffen bediente er sich nicht der Methode, die Gedanken der Gegner zu entstellen oder zu verstümmeln, um dadurch häufige Berichtigungen zu motivieren; er pflegte sie statt dessen in das günstigste Licht zu rücken, um sie dann in aller Muße zusammenzufassen und einen nach dem andern mit außerordentlicher Meisterschaft und mit beständiger Betonung des liberalen Standpunktes zu widerlegen.

Wenn man, seitdem der alte Gegensatz zwischen Gesellschaft und Individuum aufgehört und sich statt dessen, dank dem modernen gesunden Menschenverstand, eine Harmonie der Ziele zwischen ihnen gebildet hat, im Parlament Giuseppe Zanardelli der Freiheit in ihrem höchsten Sinne das Wort reden hörte — die keine Pflichten auf den Staat häuft, außer den durch die neuen Bedürfnisse bedingten, sondern sie auf die besonders wichtigen beschränkt —, so fühlte man sich durch die Ueberzeugung getröstet, daß in den möglichen neuen Konflikten, die der moderne Gedanke zu ersinnen und die Leidenschaft hervorzurufen vermochte, sein Verstand und sein sich stets gleichbleibender Sinn die Schiedsrichter werden könnten.

In diesem Verhalten blieb er sich stets treu. Und als im Jahre 1878 nach dem durch den verbrecherischen Wahnwitz des Propheten von Arcidosso herbeigeführten Aufruhr vom Monte Amiata und der empörenden Tat Passanantes, die den Sturz jenes Ministeriums herbeiführte, das man mit einem glücklichen Ausdruck als eine „ministerielle Oase" bezeichnet hatte, Zanardelli dem unbewußten Bedürfnis, einen Verantwortlichen zu finden, zum Opfer fiel, da bewährte sein unbeugsamer brescianischer Geist, indem er sich der unterlegenen

Sache treu erklärte, wieder einmal mit Sicherheit und Feuer die Festigkeit seiner Ueberzeugungen, von denen er nicht um Haaresbreite abweichen wollte; und seine Rede vom 6. Dezember 1878 wird ein Denkmal erhabenen Selbstbewußtseins und politischer Uneigennützigkeit bleiben.

Mit der gleichen Uneigennützigkeit war er schon im Jahre 1877 von seinem Amt zurückgetreten, um nicht die von Depretis verlangten Eisenbahnkonventionen zu unterzeichnen, in denen nach seiner Ansicht die Rechte des Staates nicht genügend gewahrt waren, und rechtfertigte so das Urteil J. Hellés', der kurz darauf in der „Réforme économique" schrieb, der schwache Depretis und der ehrgeizige Nicotera hätten den Sieg über den „ehrlichen und gewissenhaften Zanardelli" davongetragen.

„Malo periculosam libertatem," hatte er in seiner Rede zu Iseo vom 3. November 1878 gesagt; aber wenn auch seine Theorie vom Reprimere e non prevenire in den ersten Zeiten einige Besorgnis hervorgerufen hatte, so wurde sie doch später, als sie von dem Ministerium, an dessen Spitze er stand, in weitgehendem Maße angewendet wurde, von allen Parteien der Kammer mit Beifall aufgenommen, als die einzige, die uns jenes ruhige englische Freiheitsgefühl geben konnte, auf das man sich wie auf ein altes, ununterbrochenes Regierungssystem verlassen kann.

Infolgedessen erlangte er, der doch keine persönlichen Gründe zu freundschaftlichen Beziehungen mit Enrico Ferri gehabt hatte, von dem ihn außer den politischen Ansichten auch die über das Strafrecht trennten — eine Konsequenz des Kampfes zwischen der klassischen und der positiven Schule —, von den Sozialisten eine sozusagen mehr schwärmerische als wohlbegründete Unterstützung.

In seinem Verhalten als Minister ließ sich vielleicht eine gewisse Einseitigkeit der Ansichten an ihm aussetzen, die ihm, wenn es ein hohes Ziel zu erreichen galt, den Blick aufs Ganze ein wenig trübte — eine Einseitigkeit nicht des Geistes und der Bildung, sondern in der richtigen Bewertung der respektiven Wichtigkeit gleichzeitiger Fragen. In diesem Sinne war seine Gestalt nicht polyedrisch wie die der größten Staatsmänner.

So kam es, daß er über der Reform des Strafgesetzes, die er 1890 mit so großem Ruhm und nach so vielen Mühen durchführte, dem politischen Teil des Regierungsprogramms keine Aufmerksamkeit schenkte. Und so ließ er sich, um die projektierten Gesetzesreformen zu vollenden, dazu herbei, trotz der Bedeutung seines Namens in ein Ministerium zu treten, von dem ihn die Verschiedenheit der Ansichten über viele Fragen trennte. Die Folge davon waren Verstimmungen aus Anlaß der wiederholten Verhängung des Belagerungszustands, zu der er, wie er nachher erklärte, seine Zustimmung nicht gegeben hatte, für die er aber doch seine Mitverantwortlichkeit nicht in Abrede stellen konnte, weil das Staatsinteresse ihn gehindert hatte, seine Entlassung zu geben, ehe die scharfe innere Meinungsverschiedenheit sich in jenen Taten ausgesprochen hatte, die zu allen seinen vorhergehenden im Gegensatz standen. Dabei hinderte ihn seine Teilnahme an derartigen viel angefochtenen Handlungen nicht an der Freundschaft mit den

gleichen Männern, die davon am meisten getroffen wurden, und weil er, wie der „Corriere della Sera“ richtig bemerkte, durch seine persönlichen Eigenschaften viele feindliche Waffen abstumpfte und Kollege zu sein verstand, ohne als Mitschuldiger zu erscheinen, blieb ihm immer der Rückweg offen.

Er konnte sein ganzes Verhalten verteidigen, wie alle Handlungen seines politischen Lebens, zu denen ihn stets seine leitende Idee geführt hatte, die er bei dem Bankett der Pentarchia in Neapel im November 1883 ausgesprochen hatte: „Excelsior, dem Hohen, Erhabenen zu! — dem Hohen, Erhabenen, das für uns die Liebe zur Gerechtigkeit und zur Wahrheit, der Kultus des Opfers, das unwandelbare Gefühl für unsre Rechte, das erhabene Gefühl für unsre Pflichten sein muß!“

Von der hohen Würde, die ihm auf Erden zu erreichen vergönnt war, ist er jetzt in die hohe Region göttlicher Vollkommenheit gelangt, in der die beseelenden Kräfte des Alls konzentriert sind. Giuseppe Zanardelli, an dessen Bahre sich die gewohnten Erörterungen über seine religiösen Empfindungen in seinem letzten Augenblick und über seine Beziehungen zum Freimaurerbund entsponnen haben, konnte in seinem edlen Geist die einen Pflichten mit den andern vereinigen. Wer ihn intim kannte, weiß von ihm, daß er nicht nur der furchtbarste Gegner der übertriebenen liberalen Forderungen und der entschiedenste Freund des niederen Klerus, der Schützer und Verteidiger seiner von der hohen kirchlichen Hierarchie mißachteten Rechte, sondern zugleich die große, leitende Kraft des liberalen Gedankens sein und von einem reinen Glauben an ein höchstes Wesen, den Führer bei allem menschlichen Tun, den Hort in allem menschlichen Unglück, erfüllt sein konnte. Und wenn auch die katholische Kirche nicht zu denen gerechnet werden kann, die Bagehot „kraftspendende Religionen“ nennt, so konnte er sich doch zu ihrer höchsten religiösen Idee erheben und sich darin durch die Freundschaft bestärken lassen, die er mit den besten Vertretern des intelligenten Klerus zu unterhalten verstand. Somit klingt es durchaus glaubenswert, daß er zu seinem Freunde, dem Bischof Bonomelli, der ihn in seinen letzten Lebenstagen besuchte, gesagt habe: „Ich empfehle mich dem Herrn“, der letzte Ruf aller Menschen, die dem Unbekannten gegenüberstehen.

So ist die große Gestalt Giuseppe Zanardellis, die einen durch Giuseppe Garibaldi und Giuseppe Mazzini, Giuseppe Biancheri und Giuseppe Saracco berühmt gewordenen prophetischen Namen trug, in das Reich der Geschichte eingezogen.

Seine kräftige Konstitution, die stets, in manchen Dingen sogar zu sehr, im Empfinden und im Handeln jugendlich geblieben war, konnte auf die Dauer der langen Arbeit nicht standhalten, die er mit seiner geradezu übertriebenen Gewissenhaftigkeit sich während seiner Ministertätigkeit auflud, bei der er kein besonderes Ressort übernahm, um in Wahrheit alle Zweige der höchsten Verwaltung leiten zu können.

Die unheilvolle Reise nach der Basilicata im Hochsommer untergrub seine Gesundheit, und er erholte sich davon nie mehr völlig. Wohl stellte sich, wenn er

sich in Porto d'Anzio und in Frascati aufhielt, eine Besserung ein, aber in Wirklichkeit ließ ihm das Uebel keine völlige Ruhe, und es verschlimmerte sich vollends durch die lange, anhaltende Arbeit, die ihm das Konklave machte. Stets lebensfroh bis ans Ende, wollte er nichts von Untersuchungen wissen, die den bösartigen Charakter des Leidens hätten feststellen und alle seine Hoffnung zerstören können.

Leider Gottes sollte die schmerzliche Tatsache denen, die seinen Rücktritt auf das Ausbleiben des Zarenbesuchs hatten zurückführen wollen, beweisen, daß er auch das letzte Mal nicht die Wahrheit verleugnet hatte. Am 20. Oktober 1903 schrieb er an den König: „Die Aerzte erklären mir, daß, da meine Krankheit vom vielen Arbeiten herrührt, mein Zustand, wenn ich meine Tätigkeit mit Intensität wieder aufnähme, sich verschlimmern und schwer heilbar werden würde. Nun könnte ich aber ohne eine solche Intensität meinen Dienst nicht verrichten ... dem ich, wie ich mir bewußt bin, gestützt durch das große Vertrauen Eurer Majestät, mit dem gewissenhaftesten Pflichtgefühl nachgekommen bin ..."

Die edeln, vorbildlichen Empfindungen, die er hier aussprach, fanden ihren Widerhall in dem allgemeinen, von den Parteien unabhängigen Eindruck, den sein Tod machte. Der König, der die Nachricht davon erhielt, während er der ersten Vorstellung des Costanzi-Theaters beiwohnte, verließ unbemerkt sofort das Theater und sandte ein Telegramm ab mit dem Ausdruck seines „Schmerzes über den Tod des ausgezeichneten Mannes, dem er durch große Bewunderung und aufrichtige Zuneigung verbunden" sei. Er beauftragte den Grafen von Turin, ihn bei den Leichenfeierlichkeiten zu vertreten, bei denen zahlreiche Abordnungen des Parlaments und die noch bedeutungsvolleren eines ganzen trauernden Volkes aus den kleinen Ortschaften und aus Brescia erschienen. Besonders bemerkenswert war die Art, wie Frankreich sich durch den vom Botschafter Barrère persönlich überbrachten Ausdruck des Beileids und durch die Anwesenheit des mailändischen Konsuls bei den Leichenfeierlichkeiten in Brescia an den Ehrungen für den Toten beteiligte, was, wenn es auch die besonderen, ihm von dieser Nation entgegengebrachten Sympathien bewies, doch nicht als Bestätigung dafür betrachtet werden darf, daß Zanardelli die Freundschaft mit Frankreich zum Schaden der offiziellen Bündnisse pflegte, die er nicht nur erneuert hat, sondern auch mit lebhaften, wirkungsvollen Worten im Parlament verteidigte. Er war sicher, daß, wenn auch die Aehnlichkeiten der parlamentarischen Form auf sein Empfinden wirken mochten, die Ueberzeugung von den hohen politischen und wirtschaftlichen Interessen ihn da fesseln würde, wo der neu bestätigte Vertrag seiner erprobten Treue nicht erlaubte, den Verpflichtungen untreu zu werden, wäre es auch nur mit den Gedanken und dem Wunsch. Daher hatte er in seiner großen Loyalität — was ihm sogar mit einiger Schärfe zum Vorwurf gemacht wurde — nicht einmal daran gedacht, mit der Erneuerung der Konventionen, die vom höchsten nationalpolitischen Interesse waren, eine Sicherstellung in bezug auf wirtschaftliche Fragen zu verbinden.

Unter den großen bedeutungsvollen Kundgebungen der nationalen Trauer

wird an erster Stelle der Vorschlag stehen, ihm ein Monument vor dem neuen Justizpalast zu errichten, das gleichsam die Bestätigung dafür sein wird, daß im wiederauferstandenen Italien in der Justiz seine neue Richtung zur Geltung kommen sollte, und das ebenso der Ausdruck der großen Dankesschuld gegen den Mann sein wird, der das Ideal der Gerechtigkeit zu seinem höchsten Gedanken machte, wie er sich im Strafgesetz- und im Handelsgesetzbuch geoffenbart hat, die seinen Namen tragen. Und zugleich wird dieses Denkmal die Bekräftigung seiner Liebe für die Hauptstadt Italiens sein, für die er als Patriot und als Bewunderer seiner glorreichen Geschichte begeistert war.

Die hohe Würdigkeit seines Lebens, die ihm seine hervorragende Stellung eingetragen hatte — die allererste Bedingung, um an die Spitze der Regierung zu stehen — macht ihn zu einem Idealmenschen, dessen Haupttugend es war, immer sich selbst zu genügen, sich begehren zu lassen und niemals von andern zu verlangen. Die „Konzentration", die John Morley an Gladstone bewunderte, war das Hauptelement im Leben Giuseppe Zanardellis; seiner eignen Ueberzeugungen und der eignen Fähigkeit sicher, geizte er weder nach Geld noch Macht, aber er war seines eignen Wertes sich bewußt.

Diese große Würdigkeit, die ihn immer jene zur Lockung der Abgeordneten angewendeten Mittel verschmähen ließ, die er schon in seiner Rede zu Iseo so scharf gegeißelt hatte, indem er darin die Abgeordneten nicht mehr „deputati di camera", sondern „di anticamera" nannte, machte sein parlamentarisches Leben weniger aktiv und vielleicht weniger fruchtbar, als es hätte werden können. In der Tat verliefen die Pläne, zu denen er die Initiative ergriffen hatte, Feindseligkeiten gegenüber, die er nicht durch unrühmliche Abmachungen beschwichtigen konnte noch wollte, oft im Sande. Doch der Geschichte gegenüber bleibt seine Gestalt unantastbar, und gerade die Situation, in der er seine Freunde zurückgelassen hat, die er durch keine Bezeichnung eines Nachfolgers binden wollte, nicht einmal in dem von ihm vertretenen Wahlkreis, ist eine Bestätigung für die große Unpersönlichkeit seiner Bestrebungen. Oder vielleicht ist seine Ueberzeugung auch die richtige gewesen, denn, wenn man oft bei ernsten Staatsereignissen den Ausruf hört: „O, wenn doch der rechte Mann da wäre!", so vergißt man öfter, daß vor allem kluge Männer da sein müssen, die den rechten Mann wählen können und wollen!

Und jetzt nehmen wir, von Mitleid und Ehrfurcht erfüllt, Abschied von dem großen Parlamentarier, der nicht nur in unsern Herzen ein großes Erbe von Liebe, sondern uns zugleich eine reiche Fülle von Lehren hinterläßt, indem er beweist, daß die Politik nicht die Kunst der Verstellung, sondern der Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit, nicht die Kunst, andre zu überwinden, sondern andre zum allgemeinen Wohl zu erheben, nicht ein Mittel, für das eigne Interesse zu sorgen, sondern eine Arena für die erhabensten Kämpfe mit der Ueberlegenheit der Besseren ist.

Und so sende ich denn ihm, der mich mit seinem liebevollen Wohlwollen ehrte, einen letzten Gruß und lege eine Blume auf das Grab, das die letzten

Reste eines Gerechten, eines Starken, eines weisen Bürgers einschließt, von dem auch die Gegner, selbst in den Augenblicken der größten Kämpfe sich selbst bekennen mußten, was Robert Peel von Lord Palmerston sagte: „Wir bekämpften ihn, aber wir sind stolz auf ihn."

E. Montalcini.



Belebungen.

Von

Dr. Max B. Weinstein.

Die folgenden Auseinandersetzungen hängen auf das engste zusammen mit dem von mir in meinem letzten Aufsatz: „Die Sprache der Sinne" behandelten Thema.[1]) Belebungen gehören ganz und gar zur Sprache der Sinne, sie sind ein Ausdruck dieser Sprache, freilich wesentlich ein dichterischer Ausdruck. Unbewußt bedient sich selbst der poesieloseste dieses Ausdrucks; kennt er ihn auch nicht in seinem inneren Gehalt, so benutzt er ihn „übertragend". Der Unterschied zwischen ihm und dem dichterisch Empfindenden besteht darin, daß jener aus Sprachgewandtheit oder Sprachgewohnheit Worte benutzt, die in dem betreffenden Falle nur uneigentliche Bedeutung haben können, nur Zeichen sind für etwas, was er sonst in trockener Rede sagen müßte; die Worte enthalten viel zu viel für das, was er selbst meint; er nimmt sie, weil sie etwas auch von dem umfassen, was er sagen möchte. Dieser dagegen meint durchaus alles, was er sagt, und oft ist ihm der Bereich der Worte noch zu eng, er möchte noch mehr sagen und glaubt nur zu stammeln, wenn er der Sprache der Sinne nach außen Laut verleiht. So ist das Beleben überhaupt eine der liebsten Beschäftigungen des Menschengeistes, und es wird ohne Rücksicht auf den klaren Verstand betrieben. Es ist mir wohlbekannt, daß man in guter Gesellschaft und in geistreichen Feuilletons die Gedanken etwas durcheinander wirbeln lassen soll. Da man jedoch bei einem halbdichterischen Thema gar zu leicht in ungeordnete Auseinandersetzungen geraten kann, will ich lieber etwas System hineinbringen.

Zunächst bemerkt man, daß alle Belebungen entweder äußerliche sind oder innerliche. Im ersten Fall ist es nicht eigentlich das, wovon wir gerade sprechen, was belebt wird, sondern es wird ihm ein Belebtes beigegeben, das es darstellt, beherrscht oder lenkt. Im zweiten Fall dagegen denken wir uns das, wovon wir sprechen, unmittelbar belebt, oder sagen von ihm wenigstens Eigenschaften und Betätigungen aus, die nur dem Leben angehören. Selbstverständlich gehört die innerliche Belebung ganz besonders dem Gebiete der Dichtung an. Aber es ist oft sehr schwer zu entscheiden, ob an äußerliche oder

[1]) Juli-Heft 1903.

an innerliche Belebung gedacht ist; selbst Plastik und Malerei verhalten sich darin nicht immer eindeutig. Wenn der Maler Wetterwolken darstellt, in denen die Leiber der Walküren verschwimmen; jagen diese Sturmjungfrauen nur die Wetter, oder sind sie die Wetter selbst? Aehnlich unentschieden ist die Deutung der Darstellungen auf dem sogenannten Turm der Winde zu Athen. Und das Gerippe mit der Sense, ist es der Tod selbst oder nur der Bringer des Todes? Ich werde in einzelnen Fällen auf solche Unentschiedenheiten aufmerksam machen, sie haben neben ihrem künstlerisch-dichterischen Interesse oft auch Bedeutung für die geistige Höhe der Schöpfer dieser Belebungen. Es können sich aber die Belebungen erstrecken auf alle Gegenstände der seelischen Tätigkeit. Dem Vorgange Schopenhauers entsprechend bezeichnen wir die seelische Tätigkeit, die die Außenwelt beherrscht, als Verstand, das übrige als Vernunft. Dem Verstand gehört die Anschauung, Vorstellung der Außenwelt und ihrer Vorgänge an, der Vernunft alles nicht körperlich oder in Vorgängen zwischen Körpern Anschauliche. Daß das so definierte Gebiet der Vernunft in sehr verschiedenartige Einzelgebiete zerfällt, wird auch aus den nachfolgenden Darlegungen erhellen, namentlich wollen wir die Zweiteilung in Begriffe und Gefühle machen, die im äußersten sich scharf unterscheiden, an der Grenze aber durcheinander gehen.

Belebungen werden seit unvordenklicher Zeit geübt, man ist sogar geneigt, sie hauptsächlich bei den sogenannten wilden Völkern zu suchen. Aber sie finden sich auf den höchsten Kulturstufen, und es ist sehr bemerkenswert, daß sie mit fortschreitender Erfahrung sich sogar mehr und mehr ins Unwahrscheinliche, besser ins Unanschauliche, begeben; die moderne Kunst bietet viele Beispiele dafür. Die Wissenschaft anderseits befindet sich in eigenartiger Lage, indem sie auf der einen Seite Leben vernichtet, auf der andern Seite, wenn auch mit einem Verstandesvorbehalt, Leben schafft.

Die äußerlichste aller Belebungen ist die der Begriffe; Begriffe, als das Handwerkzeug der Vernunft, sind Abstraktionen, sie erfüllen ihre Aufgabe als Begriffe um so mehr, je weniger ihnen von Anschauung anhaftet, also je inhaltleerer sie eigentlich sind. Und doch Belebung? Ja, als Allegorie. Es hat eine Zeit gegeben, in der eine außerordentliche Vorliebe für die Allegorie vorhanden war, namentlich das 17. und 18. Jahrhundert konnte sich im Schaffen von Allegorien nicht genug tun. Verfasser besitzt zwei alte Kupferwerke, die wohl an tausend allegorische Darstellungen geben. Selbst der große Winckelmann, dessen ganze Kunstauffassung doch auf reiner Anschauung beruhte, hat nicht verschmäht, eine besondere umfangreiche Arbeit: „Versuch einer Allegorie besonders für die Kunst“ zu schreiben. Die Bedeutung der Allegorie war jedoch stets mehr eine praktische als eine dichterische. Man hat den Großen der Erde von je alle möglichen Tugenden zugeschrieben und um ihnen selbst und ihren Gästen diese Tugenden fortwährend und eindringlich vor die Augen zu führen, hat man ihre Säle mit diesen Tugenden geschmückt. Da nun diese Tugenden unkörperlich sind, stellte man sie durch Personen, die ganz bekanntlich diese Tugenden hatten, dar, oder durch Handlungen, aus denen diese Tugenden unmittelbar hervorleuchteten. Das

ist im wesentlichen die Allegorie. Es kamen auch die Väter der Städte und die Regierungen und schmückten die öffentlichen Gebäude gleicherweise; hier jedoch mehr, um an die Ausübung der Tugenden zu mahnen, was nur gutgeheißen werden kann. Die Allegorie ist gegenwärtig in Verruf, sie wird jedoch in der Kunst noch sehr viel verwendet, und sie kann auch gar nicht entbehrt werden. Eine der schönsten allegorischen Darstellungen ist noch neuerdings geschaffen worden, die heilige Getraud, auf der Gertraudenbrücke in Berlin. Und die Figur in der Siegesallee ebenda, Otto der Faule, die köstlichste Darstellung der Faulheit!

Sind das nun Belebungen? Wenn wir nur auf das Aeußere sehen, ja; denn selbst, wenn zu diesen Belebungen, wie das in allegorischen Darstellungen so oft geschieht, leblose Gegenstände benutzt werden, so werden die wesenlosen Begriffe doch wenigstens körperlich versinnbildlicht, z. B. der Begriff „fester Halt“ durch einen Anker, der „Unendlichkeit“ durch einen Ring u. s. f. Aber Leben gewinnen die Begriffe selbst dadurch nicht. Das Leben ist für uns das Geheimnis aller Geheimnisse und darum das eigentlich Dichterische. Begriffe aber lassen uns kalt, wir haben gar kein Interesse daran, sie mit Leben zu umkleiden. Alles Interesse knüpft sich für uns nur an die Darstellung, der Begriff gewinnt nichts dabei; oft wollen wir nicht einmal wissen, was die Darstellung allegorisiert. Aber das seltsamst tüftelnde Volk der Erde, die Inder, besitzen sogar ein Drama, in dem die Handlung zwischen Begriffen vor sich geht. Und dieses Drama, Prabodha Chandrodaya, der Erkenntnis Mondaufgang, muß sogar nach den Auszügen, die ich kenne, schön und von packender Handlung sein. Tut nichts, es ist nur das Drama, die Begriffe können schlafen gehen; wenn wir ihre Namen indisch lesen und sie also als Nicht-Sanskritianer nicht verstehen, wird uns das Drama wahrscheinlich besser gefallen, als wenn man sie uns übersetzt. Und so spielen die Belebungen der Begriffe vielfach in das Gebiet der Kuriosa hinüber, sie kommen uns oft recht wunderlich vor.

Verwandt mit der Allegorie ist die Symbolik, nicht zu verwechseln mit dem modernen Symbolismus, von dem später zu sprechen sein wird. Man weiß, welche Rolle Allegorie und Symbolik in der Erklärung der heidnischen Religionen gespielt haben und noch spielen. Die christliche Symbolik hat viel schöne Darstellungen, namentlich in den altchristlichen Grabstätten, geschaffen, manches jedoch auch, was wenig anmutet. Von Interesse aber ist, daß selbst die Herrscherin aller Begriffe, die Vernunft, belebt worden ist. Athene, aus Zeus' Haupt entspringend, hat zwar viele Verrichtungen, bedeutet jedoch in dieser Symbolisierung die Vernunft selbst. Auch ihre Schwester, der Verstand, hat eine Belebung erfahren. Das den Griechen kongeniale Volk der Inder, das auch eine Lehre hat, wonach alles Irdische, Angeschaute nur Täuschung ist, hat diese Täuschung zu einer Göttin, Maja, gemacht, die dem rein intellektuellen Urwesen vermählt ist und die Welt mit allen Freuden und Leiden schafft. Weniger hübsch, aber immerhin zutreffend und an eine Tätigkeit Athenes erinnernd, soll die Täuschung auch als webende Spinne gedacht worden sein. Maja ist dann später die Sinnen-

welt selbst. Und so führen selbst die Begriffe zu innerlichen Belebungen. Und noch mehr fällt auf, daß sogar abstrakte Philosophen Bilder brauchen. Von Platon zu schweigen, belebt Schopenhauer fast jeden Satz durch ein anschauliches Bild.

Ein ungemein ausgedehntes Gebiet für Belebungen bieten die Religionen. Es ist bekanntlich viel darüber gestritten worden, ob Religion ein unbedingtes Bedürfnis der menschlichen Seele ist. Es kommt darauf an, wie man Religion definiert. Läßt man sie in der umfassendsten Form als Glaube, Furcht, Erwartung und moralische Betätigung auftreten, so findet sich das eine oder das andre, gegenwärtig wenigstens, bei allen Völkern der Erde, es gibt keine religionslosen Völker und, man kann auch sagen, keine religionslosen Menschen, wiewohl Atheisten bestehen mögen. Wie sich der Mensch im Urzustande verhalten, als er noch Mammut und Höhlenbär jagte oder gar mit Tertiärgetier zusammenlebte, wissen wir nicht; die prähistorischen Funde geben darüber keine Auskunft, oder wir vermögen sie nicht recht zu deuten. Da jedoch der Mensch schon auf niedrigster Stufe Künstler ist und gewesen ist, wie unsre Museen für Völkerkunde und die so verblüffenden Funde in den Höhlen Frankreichs und Belgiens zeigen, und da die Kunst in so naher Beziehung zur Religion steht, darf angenommen werden, daß letztere ihren Ursprung in weit zurückgelegenen Zeiten hat.

Ohne der Inspirationslehre zu nahe zu treten, kann wohl behauptet werden, daß Furcht und Erwartung die verbreitetsten Pfeiler der Religion gewesen sind. Wie sehr sie noch jetzt das religiöse Gefühl lenken und unterstützen, ist nicht zu verkennen, wenngleich es ein wenig beschämend ist. Furcht ist besonders geeignet, die Natur zu beleben, denn man fürchtet ja nur das Lebende. Und so hat die Furcht dazu geführt, fast alles, was das Auge sieht und das Ohr hört, mit Leben zu begaben, ja selbst die Luft mit flebenden Wesen zu füllen. Götter, Dämonen, Gespenster und Geister werden überall angenommen, und der so weitverbreitete Ahnenkultus belebt sogar das vor unsern Augen Gestorbene. Fustel de Coulanges in seinem geistvollen Werk La Cité Antique behauptet sogar, daß bei Griechen und namentlich Römern der Ahnenkultus die ganzen Familien- und Bürgereinrichtungen beherrscht hat. Das mag wohl etwas zu weit gehen; welch eine wunderliche Neigung aber der Römer zum Schaffen von Gottheiten gehabt hat, ist bekannt. Und auch hier bewährt sich sein Gegensatz zum Griechen; seine Gottheiten sind wesentlich praktischer Art, sie knüpfen sich an die menschlichen Verrichtungen, Leiden, Freuden und Hoffnungen. Der Hellene dagegen schafft nutzlos, mehr um seine Phantasie und seine Freude am Dichten zu befriedigen. Diesen Unterschied haben schon die Kirchenväter gewürdigt, und wenn sie Beispiele absurder und häßlicher Gottheiten vorführen, entnehmen sie sie dem römischen Belebungskreis, wie z. B. die berüchtigte Cloacina. Weniger handgreiflich sind die Belebungen aus der Erwartung; die wundertätigen Madonnen- und Heiligenbilder gehören hierher. Und wem fällt nicht ein, daß Furcht und Erwartung Hölle und Paradies geschaffen haben, erstere mit ihren Teufeln, die ganz humoristisch wirken würden, wenn sie nicht so entsetzenerregender Aemter walteten,

letzteres bevölkert von den so holden Engelsgestalten. Welch eine gewaltige Triebkraft die Furcht ist, erhellt daraus, daß bei manchen Völkern nur das Böse Verehrung genießt in der rein richtigen Entschuldigung: das Gute tut uns ja nichts, das Böse aber kann uns schaden und muß darum bei Laune erhalten werden. Die Furcht hat eine so außerordentliche Belebungskraft, daß ihre Erzeugnisse sich in den höchsten Kulturstufen vorfinden, ja des krassen Materialisten ganze Religion besteht in solchen Erzeugnissen. Fast steht die Furcht am Ende der Entwicklung wie am Anfange, wie ja auch die größten Bösewichter sich nicht bloß unter den rohen Wilden, sondern auch unter höchst Gebildeten finden. Doch verdanken wir der Furcht auch Belebungen von höchstem poetischem Gehalt. Welch eine Fülle von Dichtungen und Malereien haben die feuchten Nebel und die Sümpfe veranlaßt! Wie wunderbar ist die Belebung der Furcht im Erlkönig geschildert; sie ist so gewaltig, daß sie vom naturgemäß ängstlichen Kinde auf den starken Vater übergeht, der doch genau sieht, wie leblos ihre Grundlagen sind. Und die Tänze der Toten auf den Kirchhöfen, die Reihen der Elfen auf beblumten Auen und Lichtungen, die ergreifenden Geistergesänge um Mitternacht!

Vieles ist selbst im Volke verblaßt; haben wir aber nicht sogar die Toten aus ihrer stillen Behausung in das Ueberall gezogen, so daß sie sich selbst vor blasierten, vielfach bis ins innerste Herz ungläubigen und poesielosen Herren und Damen der Gesellschaft produzieren, um, statt wie im Volksglauben, das Gemüt mit einem angenehmen Grausen, wie die Tragödie, zu ergreifen, lediglich alberner Neugier und lächerlichem Aberglauben zu dienen?

Die Bemerkung liegt sehr nahe, daß in den eigentlichen Anschauungsreligionen die Belebungen in der Regel äußerliche sind.

Helios ist nicht die Sonne, sondern ihr Lenker und Walter, Hera nicht die Luft, Zeus nicht Donner und Blitz u. s. f. durch alle heidnischen Religionen. In der Tat läßt es ja schon der Anthropomorphismus oder Theromorphismus nicht zu, so ganz in Widerstreit zu der unmittelbaren Anschauung der genannten und andern Gegenstände zu treten. Freilich ist hier die Grenze schwer zu ziehen. Es erfordert schon einen höheren geistigen Standpunkt, in der alles beherrschenden Sonne nicht die Gottheit selbst zu sehen. Und wenn eine Religion ihren Gottheiten gleichwohl Menschengestalt zuschreibt, kommt es vor, daß gesagt wird, die Gottheit Sonne biete uns nur ihr glanzvolles Antlitz, alles andre habe sie hinter sich zurückgeschlagen. Aiolos hält wirklich die personifizierten Winde in Schläuchen versteckt und läßt sie auf Heras Wunsch gegen das unwiderstehliche Geschenk von schönen Mädchen auf den unglücklichen Dulder Odysseus los. Oft soll die Belebung unmittelbar die Gewalt des Gegenstandes andeuten, wie die reißenden oder durch ihre Fülle das Land fruchtbar machenden Flüsse durch Darstellung als Stier. Doch diente der Stier auch zur Versinnbildlichung des schaffensfrohen Frühlings, wie der Wolf zu der des tötenden Herbstes. **Wir** haben eine besondere Frühlingsgöttin Hulda oder Berta und lassen den trübseligen Herbst leer ausgehen. Die Art der Belebung schwankt. Reiner Theromorphismus kommt,

wenn überhaupt, wohl nur auf der niedrigsten Kulturstufe vor. Reiner Anthropomorphismus scheint freilich auch sehr selten zu sein. Die Mischung ist häufig, entweder indem ganze Tiere und ganze Menschen zur Belebung dienen oder die Darstellung halb Tier, halb Mensch ist. Dabei fällt auf, daß bei religiösen Belebungen so oft gerade der Kopf dem Tiere entnommen wird, und dies von Völkern so hoher Kulturstufe wie die Inder und Aegypter. Semiten und Perser sind umgekehrt verfahren wie der Grieche in seinen Zentauren und in seinen Bildungen aus Schlange und Mensch und Bock und Mensch, wie wir selbst bei unsern Wassernixen und Necken vorgehen. Aber Anklänge an die Darstellung mit Tierhaupt sind bekanntlich auch bei den Griechen vorhanden und gerade bei ihrem höchsten Gott, bei Zeus, dem oft widdergesichtigen, wie bei Dionysos, dem stiergesichtigen. Und wer denkt nicht an die schöne gehörnte Io, die in Aischylos Prometheus so rührend zu klagen weiß und so verzweifelt in die Welt läuft. Um die Macht und umfassende Wirksamkeit auszudrücken, werden die Belebungen ins Ungeheure groß gedacht oder mit vermehrten Leibern und Gliedern dargestellt. Hier hat sich besonders die indische Phantasie fruchtbar erwiesen, gegen deren Schiwa, der vom Himmel durch die Erde bis in die Grundfeste der Welt ragt, selbst Homers sieben Hufen bedeckender Ares ein winziger Knirps ist. Auch die dreigestaltige Hekate kommt gegen Götterungetüme, wie sie auf dem Berge Meru versammelt sind, wohl mit einem Dutzend und mehr Köpfen und entsprechender Zahl von Extremitäten, nicht auf. Manches scheint uns lächerlich, weil wir den Grund der gewählten Darstellung nicht kennen.

Die Belebung durch leblose Gegenstände, wie Balken und namentlich Steine, ist wohl die merkwürdigste. Bei manchen Völkern sind solche Gegenstände, namentlich wenn sie irgend durch Form oder sonstige ungewöhnliche Eigenschaften auffallen, an sich belebt. Wir selbst knüpfen an solche Gegenstände gern Sagen und Märchen, wie an verfallenes Menschenwerk. Der Neger-Medizinmann aber benutzt sie bei seinen Beschwörungen, indem er ihnen besondere Kräfte zuschreibt. Die ersten Diamanten in Südafrika sollen in dem Beutel eines solchen Medizinmannes gefunden sein, dem sie ihres Glanzes wegen „Medizin" zu sein geschienen haben. Der Steinkultus ist weitverbreitet, die Griechen betrieben ihn sogar zu gewissen Zeiten, und irre ich nicht, so haben sie auch dem Dioskurenpaar als Pfosten Opfer gebracht. In manchen Statuen der Griechen sehen Archäologen „etwas Pfeilerhaftes", wie in der bekannten Hestia Giustiniani, doch mögen solche Pfosten und Steine auch nur ungeschickt hergestellte Figuren gewesen sein. Viel mehr mutet uns die Belebung der Bäume im Baumkultus an. Wir stellen uns gerne kräftige Germanen, einer gewaltigen Eiche ihre Verehrung bringend, vor; doch war diese Verehrung, ob sie dem Baume galt oder einer durch ihn repräsentierten Gottheit, auch mit scheußlichen Menschenopfern verbunden, an die wir nicht denken, wenn wir den süßen Klängen von Normas Arien lauschen. Poetischer ist der Baumkultus durch Anhängen von Binden, Täfelchen und andern Geschenken, der sich bei den antiken Völkern, aber auch bei Negerstämmen findet. Der Brauch ist so hübsch und sinnig, wie der, Marienbilder mit Blumen

zu bekränzen und zu umgeben, wovon man in katholischen Kirchen so viele rührende Beispiele sieht. Kostbarkeiten als solche Bildern zu stiften entspricht, bei noch so energischer Belebung zu hohem Range, weniger unserm Geschmack, läßt sich aber aus Menschenart erklären.

Wir kommen jetzt zu den dichterischen Belebungen, die also keinen praktischen Zweck haben, sondern aus des Menschen „Lust zu fabulieren" erwachsen. Diese Lust wohnt wohl jedem Menschen, mindestens doch während eines gewissen Lebensabschnittes inne, und wer nicht selbst fabulieren kann, läßt sich gerne was vorfabulieren. Wo blieben die Künstler in Festem, Farben, Worten, Tönen, die Interpreten der Sprache der Sinne, wenn dem nicht so wäre. Denn selbst die pflichtmäßigsten Gedenkschöpfungen sucht die Kunst zu beleben, sie ist gar keine Kunst, wenn sie nicht belebt. Wir ärgern uns ja über so viele Denkmäler in Marmor und Bronze, weil sie nicht zu uns sprechen. Und so sehr wird ein solcher Mangel selbst vom einfachsten Menschen empfunden, daß der Volkswitz sogar schiefe Darstellung und Lächerlichkeiten heraussucht, nur um die Denkmäler zum Sprechen zu bringen. Berliner Denkmäler wissen viel davon zu erzählen, aber anderswo wird es nicht anders sein. Erstaunlich aber ist es, wie viele zu gewissen Zeiten die Sprache der Sinne reden zu können glauben und auch wirklich zu reden verstehen. Wir leben in einer Epoche, in der diese Sprache eine unglaubliche Verbreitung gefunden hat; alles spielt, malt, dichtet, modelliert u. s. f., man ist manchmal verblüfft, Mädchen von 16 Jahren Gedichte schreiben zu sehen, die an Ausdruck und Stimmung den besten Werken früherer Dichtergrößen nahe kommen, und wenn man die Zeitschriften und Tagesblätter durchsucht, stößt man fortwährend auf neue Namen. Freilich führen die meisten nur ein Eingedichtleben, hauchen ihre poetische Seele ganz in zwölf Versen aus, und so kann man wirklich von Dichterheeren sprechen, statt von Dichtern. Aber um beim Thema zu bleiben, so haben wir auch hier äußerliche Belebungen und innerliche. Während jedoch in den früher behandelten Fällen die innerlichen Belebungen mehr den äußerlichen glichen, tritt hier das Umgekehrte ein, indem die äußerlichen Belebungen sich an die innerlichen anschließen. Die Kunstbelebungen sind warmblütig. Wir finden sie aber in der Naturpoesie und in der Stimmungspoesie. Jene belebt die Anschauungswelt, diese die Gefühlswelt, beide sprechen zur Seele. Den Alten stand die Naturpoesie viel näher als die Stimmungspoesie, selbst die Inder, die uns romantisch genug anmuten und deren Dramen uns eigentlich näher stehen als sogar die der Griechen, selbst sie verloren sich nur selten in Stimmungsdichtung. Wir sind gegenwärtig ganz Stimmung, nur Stimmung, einzig Stimmung bis in die Möbel und ins Porzellan hinein. Ich erinnere mich eines entzückenden Witzes, den ich irgendwo gelesen habe. Ein neuer Dichter besucht einen Kollegen in Apoll und findet ihn in freudiger Erregung die Enge seiner Bude hin und zurück messend. „Na, Bedeutendes geschaffen?" fragt er ihn. „Ich habe ein Drama geschrieben, weißt du, so Romeo und Julie, aber geschlossener in der Form und mit mehr Stimmung."

Die Belebungen der Naturpoesie betreffen alles Sicht- und Hörbare:

Bäume, Flüsse, Donner, alles wird mit Seele begabt. Die Tierfabel ist eine ihrer merkwürdigsten Schöpfungen; jetzt freilich fast vergessen oder nur epigrammatisch angewendet, früher ein umfänglicher Zweig der Dichtung. Sie diente wesentlich didaktischen Zwecken, und didaktische Poesie ist jetzt ganz verpönt. Freilich, Reineke Fuchs hat mit Didaktik verteufelt wenig zu tun. Und im Märchen übt die nach Menschenart sprechende und handelnde Tierwelt ewig ihren Zauber aus. Vielleicht die merkwürdigsten Belebungen bieten die Aristophanes-Komödien. Die „Vögel" wirken auch auf ein modernes Gemüt. Wie wundervoll singt die Nachtigall „Muse des Buschichts, Reich an Ton, Mit der ich oft In Talen und in bewaldeter Gebirgshöhe, Sitzend geheim auf der lauschigen Esche Gesproß, Aus der regsamen Kehl austöne des Sanges Heilige Weisen u. s. f." Und die prachtvolle Heranrufung aller Vögel durch den Wiedehopf; es gibt wenig naturpoetisch Schöneres. Dann denke man an den Sang der Wolken, an die Wespen, an den Chor der Frösche. Der Nickelmann in der „Versunkenen Glocke" hat es nicht unter seiner Würde gehalten, den letzteren nachzuahmen, wie in diesem so modernen Drama vieles antikes Gewand trägt, trotz deutscher Namen. Persönlich halte ich den Aristophanes überhaupt für den größten Naturdichter, und das seltsamste ist, daß wir bei ihm von der eigentlichen antiken Naturbelebung fast nichts finden. Diese verleiht allem besondere Gottheiten; Quellen, Büsche, Haine wimmeln von Nymphen, und der finstere Wald und das Felsgestein werden mit bockbeinigen Gestalten, à la Waldschrat, bevölkert. Davon hat die Dichtung unendlichen Gebrauch gemacht. Diese Belebungen sind für sich schon so dichterisch, daß selbst ein nur mäßig begabter Poet mit ihnen ganz was Leidliches schaffen kann; richtiger konnte, denn unsre Zeit hat all diese holden Bilder fast vergessen; wie auch die Dichtungsarten, zu denen sie Anlaß gaben und denen noch unsre Vorvoreltern entzückt lauschten, kaum noch gekannt, geschweige geübt werden.

Bieten diese Belebungen nicht auch Stimmung? Gewiß, aber Stimmung andrer Art, als die moderne verlangt. Jene Stimmung ist nämlich eine behaglich angenehme, diese dagegen eine unruhvoll bewegende, und wer wollte leugnen, daß die letztere mehr zum Herzen spricht als die erstere. Doch halt, auch der moderne Dichter belebt zur Behaglichkeit; ich las einmal ein Poem, in dem der Dichter seine Sonntagnachmittagsstimmung schilderte. Er in Schlafrock und Pantoffeln auf dem Sofa, vor sich eine Kaffeekanne, deren Summen wie ein Schlummerlied klingt, und über ihm auf einer Konsole eine porzellanene Kuh, die gemolken wird, während er in Träume versinkt. Solche Naturpoesie hat es eine Zeitlang in Masse bei uns Modernen gegeben; ihre Vertreter kennt man, ich will sie nicht nennen, wo von Dichtung die Rede ist. Sie sind aber, Gott sei Dank, ein überwundener Standpunkt.

Die gegenwärtige Richtung in der Kunst, wenn man ihr auch nicht immer folgen kann, führt zweifellos zu wirklichen Kunstschöpfungen, die Uebertreibungen, wie sie namentlich der Symbolismus sich zuschulden kommen läßt,

muß man in den Kauf nehmen. Die spätere Literaturgeschichte wird diese moderne Stimmungskunst jedenfalls zu den beachtenswerten und ernsten Bestrebungen rechnen. Alle Belebungen sind hier darauf berechnet, auf das Gemüt zu wirken, oder es sind Belebungen aus dem Gemüt heraus. Und wie die Gefühle, die ja nur negativ erklärt werden können, schrankenlos ins Unbegrenzte gehen, so sind auch diese Belebungen ungebunden und oft von abenteuerlicher Abstraktion. Hier wäre vielleicht der Ort, zunächst von der süßesten aller Belebungen, der Liebe, Minne, Aphrodite, Venus und wie sie sonst heißen mag, zu sprechen, der pièce de résistance aller Dichtung, ja alles Dichtens. Aber das ist nichts Abenteuerliches; so abgebraucht und immer neu, so unermessen und doch zu beengt, so selbstverständlich und so voll Poesie; selbst in der Auffassung der Modernen mit ihrem sexuellen Ausleben immer noch schön und berückend. Und ad vocem Moderne, die verschmähte und gar betrogene Liebe mit Pistole und Vitriolflasche rächt, fällt mir ein, daß Aphrodite eine Antaphrodite hatte, deren Aufgabe auch Rächen der Gefühllosigkeit war; sie trug bezeichnenderweise einen Schmuck in Form des versteinernden Medusenantlitzes auf dem Haupte. Da ich schon ein älterer Mensch bin, habe ich gewiß vieles, was von der holden Belebung der Liebe noch zu sagen sein möchte, vergessen. Lest aber unsre Volkslieder, da ist diese Belebung wohl am innigsten und tiefsten geschildert.

Ich kehre zu dem zurück, was für unsre Stimmungsbelebungen besonders kennzeichnend ist, und dieses besteht in der Außerachtlassung jeder Rücksichtnahme auf die Anschauung. Wenn Marie Madeleine den Sternenschein blaß blühen läßt, so mag das noch, bis auf den häßlichen Gleichklang, hingehen, wiewohl wir die Sterne selbst mit Blumen vergleichen, nicht ihren Schein. Sie mag auch die Einsamkeit mit einem Meer vergleichen. Schwerer fällt es schon, der Dichterin zu folgen, wenn sie das Meer der Einsamkeiten singen läßt. Die Stimmung, aus der heraus eine solche Belebung erwachsen kann, ist mir wohl vertraut, aber greift das nicht schon in das Gebiet des unheimlichen Symbolismus? Was will aber gar ein andrer Dichter sagen, wenn er die großen Sterne „mächtig hellsten Dunkelheiten“ glühen läßt? Was er wirklich sagen will, weiß ich nicht, fühle ich auch nicht, aber Gründe für solche und manche andre Belebungen werde ich gleich anführen. Nämlich vielen unsrer Poeten ist die Stimmung, in der sie sich befinden, selbst nicht ganz klar; sind sie glücklich, sind sie unglücklich, sind sie erfreut oder betrübt, leben sie in allen Fasern oder hat das Schicksal sie in die furchtbare Abgestumpftheit gestoßen? Sie schreiben, wie der Wind kommt, und da sie vielleicht glauben, das Publikum braucht ihre eigentliche Stimmung gar nicht zu kennen, hüllen sie sie in Worte und Bezeichnungen, die sie verstehen mögen. Sie selbst und die Eingeweihten. Aber was machen wir, armes Publikum, denen schon helle Dunkelheiten dunkel sind, wie gar erst mächtig hellste Dunkelheiten! Es ist ein Wespennest, in das ich hier die Hand stecke, aber ich habe ja höfliche Sammethandschuhe angezogen; ein entzückendes Gedicht im Ulk „Symbolischer Frühling“ ist ganz ohne Sammethandschuhe geschrieben,

und der verehrte geistvolle Rezensent der „Kreuzzeitung“ kämpft schon seit Jahr und Tag mit sehr scharfen Waffen gegen solches; ich will auch mit Sammethandschuhen das Thema anfassen. Doch haben wir Bücher, die den Symbolismus für das Alleinseligmachende aller Kunst erklären. Das soll dem Symbolismus nicht abgestritten werden, daß man in ihm die schönsten Worte und Gegenstände zusammenstellen kann. Und so übt er auch manchmal die Wirkung, die er üben soll: uns in eine Stimmung zu versetzen, die wir nicht zu deuten vermögen. Daß man das auch in andrer Weise kann, nämlich durch Bilder, die nicht zum Widerspruch reizen, weil sie nicht so aller Anschauung ins Gesicht schlagen, können unsre Symboliker an Ossian sehen, und auch Klopstock, jawohl, Klopstock hat wundervolle und dabei doch klare Stimmungsdichtungen geschaffen. In der darstellenden Kunst ist der Symbolismus nicht so schlimm, denn das Unanschauliche ist eben nicht darstellbar. Die Dichtung darf ja viel weiter gehen als die Darstellung. Außerdem helfen uns hier wenigstens die Kataloge zum Verständnis. Und endlich kann auch eine Darstellung als solche, selbst wenn sie für uns keinen bestimmten Sinn hat, wirken. Die Dichtung aber vermag das nur nach der lächerlichen Seite, wenn sie wideranschauliche Wortzusammenstellungen benutzt, oder nach der ärgerlichen, wenn es weitläufiger Erklärungen bedarf, um zu erkennen, was der Dichter eigentlich gemeint hat. Bei der Abweisung, daß man undichterisch denke oder ein stimmungsloser Mensch sei, kann man sich nicht beruhigen, denn bis auf die wenigen Uebermodernen denkt wohl das ganze Volk so undichterisch und ist so stimmungslos, zu verlangen, daß es versteht und fühlt, was es liest. Für verwöhnte Gaumen und Uebersättigte zu schreiben, ist allerdings auch eine Kunst, aber im ganzen doch eine sehr armselige, so armselig, wie die betreffenden Menschen, für die diese Kunst bestimmt ist. Daß mit vorstehendem der Symbolismus, wie ihn J. L. Klein in seiner Geschichte des Dramas auch im Drama erblickt und am Hamlet vorbeispielt, nicht gemeint ist, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Ich will nun noch einen andern Grund für manche der Unbegreiflichkeiten namhaft machen, der manches entschuldigt. Es sind die Reimschwierigkeiten. Gewisse Reime sind allzusehr verbraucht und werden mit Recht möglichst gemieden; sie sollen schlafen, bis spätere Geschlechter, denen sie schon ganz aus dem Gedächtnis geschwunden sind, sie als erfrischt wieder hervorholen. Also möglichst viele noch nicht gewohnte Reime. Dichter wie ein Rückert verstehen es, schönsten Sinn und eine unglaubliche Fülle von Reimen zu vereinigen. Den meisten aber ist es nicht gegeben, und so wird der Sinn oder das Bild des Reimes wegen gequält oder gar zum Vers hinausgejagt. Wenn einer die Sehnsucht rot anmalt, während die meisten, wenn sie der Sehnsucht überhaupt eine Farbe geben wollen, sie eher bleich darstellen würden, so geschieht das sicher, weil der grauende Tod vorhergeht. Ist einem andern die Luft gläsern, so hat er eben einen Reim auf Gräsern nötig. Und so wohl auch die vorhin genannten Dunkelheiten wegen der Trunkenheiten und manches andre, was anzuführen die Feder sich sträubt. Aber für Schöpfungen, die man gar nicht versteht, die selbst einem mit allen

Falten und Winkeln des Menschenherzens nicht Unvertrauten versiegelt sind, gibt es keine Entschuldigung, sie verderben Papier, Druckerschwärze und, was am meisten zu bedauern, den Geschmack. Von diesem Aufsatz hoffe ich das Entgegengesetzte.

Die Flottenlage im fernen Osten.

Von

Sir C. C. P. Fitz Gerald, Vizeadmiral.

Der freundlichen Aufforderung des Herausgebers dieser Blätter, einen kurzen Artikel über die Flotten Rußlands und Japans in den Gewässern des fernen Ostens zu schreiben, entspreche ich nur mit einem gewissen Zögern, da es schon viele Jahre her ist, daß ich das nordchinesische Seegebiet verlassen habe, jenen Teil der ozeanischen Welt, auf den jetzt alle Augen mit so gespannter Aufmerksamkeit gerichtet sind. Allein, trotzdem ich seit so lange schon aus dem fernen Osten heimgekehrt bin, habe ich doch nicht aufgehört, die Entwicklung der Ereignisse zu verfolgen, die zu dem gegenwärtigen Kriege geführt haben, zu einem Kriege, in dem die Flotten der beiden kriegführenden Parteien notwendigerweise eine so bedeutende, wenn nicht entscheidende Rolle spielen müssen.

Dem Zweck meiner Arbeit liegt es fern, mich über Recht oder Unrecht in dem gegenwärtigen Streitfalle auszusprechen; ich will nur einige Andeutungen über die Schiffe und Mannschaften geben, denen es vorbehalten sein wird, die Frage der Oberherrschaft zu Wasser in dem nordchinesischen Seegebiet zu entscheiden, vorausgesetzt, daß keine der westlichen Mächte sich in die Streitsache einmischt.

Weder China noch Korea kommen irgendwie als Seemächte in dem vorliegenden Falle in Betracht; tatsächlich kann Korea oder können vielmehr die Koreaner nur einen geringen oder gar keinen Einfluß auf die Geschehnisse zu Land oder zu Wasser ausüben, abgesehen davon, daß sie vielleicht die Ehre haben werden, den Kriegsschauplatz herzugeben; da sie aber die trägste, schmutzigste, faulste und dünkelhafteste Volksgemeinschaft in der halbzivilisierten Welt sind, ist es unmöglich, sich ihretwegen irgendwie aufzuregen.

Während der zwei Jahre, die ich im Dienste auf der chinesischen Station von 1898 bis 1900 verbrachte, habe ich mich überwiegend im Norden und vielfach auch direkt in Japan aufgehalten und sehr viel Gelegenheit gehabt, das Seewesen der Japaner sowohl bezüglich der Kriegstüchtigkeit ihrer Schiffe wie ihrer Arbeiten auf den Werften kennen zu lernen, und es hat auf mich den Eindruck gemacht, daß es durchaus sachgemäß und zweckentsprechend eingerichtet sei

und im Vergleich zu dem irgend einer westlichen Macht, soweit ich diese kennen gelernt habe, nur günstig beurteilt werden könne.

Ihre kriegsmäßig ausgerüsteten Schiffe waren in vortrefflichem Zustande, reinlich, bis zum Zierlichen sauber, gut diszipliniert, und von den Mannschaften hieß es, sie seien im Geschützwesen gut ausgebildet und tüchtige Schützen, doch habe ich keine Gelegenheit gehabt, mich von letzterm persönlich zu überzeugen. Die Schiffsbauplätze, die ich besuchte, ließen, soweit sie damals in ihrer Entwicklung gediehen waren, nichts zu wünschen übrig; was mir aber am meisten auffiel, war die äußerste Sparsamkeit, die offenbar auf allen Gebieten durchgeführt wurde. Da wurde nichts verschwendet. Sowohl ich wie meine Offiziere, die mich begleiteten, waren im höchsten Grade erstaunt über den Eifer, das ernste Wesen und das persönliche Interesse, womit allerwärts die Arbeiter ihrem Geschäfte nachgingen. Man gab sich nicht den bloßen Anschein, als ob man so ernstlich bei der Sache sei, weil man sich beobachtet wußte, denn wir überraschten sie häufig, ohne daß sie darauf vorbereitet sein konnten. Lachend und plaudernd verrichteten die kleinen Menschlein ihr Tagwerk, und sie entwickelten dabei einen Eifer, etwa wie Engländer, die Kricket oder Fußball spielen.

Japan hat drei Hauptwerften, in Yokosuka am Busen von Yeddo, in Kuri an dem Inlandsee und in Sassebo auf der westlichen Insel Kiu-schiu. Es errichtet noch eine vierte in Maisuru an der Nordwestküste der Hauptinsel, doch weiß ich nicht, wie weit deren Einrichtung bis heute vorangeschritten ist.

Yokosuka, Kuri und Sassebo sind stark befestigt und gegen jeden Angriff von der Seeseite her geschützt.

Ich habe mich bei den Werften Japans etwas länger aufgehalten, weil sie jedenfalls, wenn der Krieg sich in die Länge ziehen sollte, von entscheidendem Einflusse auf seinen Ausgang sein werden.

Was die russischen Schiffsbauplätze in Wladiwostok und Port Arthur anlangt, so vermag ich darüber nichts zu sagen. Rußland liebt es nicht, Fremden einen Einblick in seine Einrichtungen zu gewähren; es hält diese Dinge lieber geheim.

Ich will mich nun den Schiffen der beiden kriegführenden Parteien zuwenden, denjenigen, die sich in den Gewässern des fernen Ostens befinden, und denjenigen, die auf dem Wege dorthin begriffen sein sollen.

Japan besitzt sechs Schlachtschiffe erster Ordnung; vier von ihnen, die „Shickishima", die „Asahi", die „Hatuse" und die „Mikasa", sind ganz neu und von großer Offensiv- und Defensivkraft. Die beiden andern, die „Fuji" und die „Yashima", wurden im Jahre 1897 fertiggestellt und entsprechen etwa dem britischen Schlachtschifftyp des „Royal Sovereign", so daß sie nicht gerade zur ersten Klasse zählen, doch sind es leistungsfähige und mächtige Schiffe. Alle sechs sind in England gebaut und armiert worden. Sie haben auch noch den „Chin Yen", den sie von den Chinesen erbeutet haben, ein in Deutschland gebautes Schiff; es ist gründlich umgebaut und in kriegstüchtigen Zustand versetzt worden; da es jedoch nur 7220 Tonnen Wasserverdrängung hat und nur

14 Knoten macht, kann es nicht als modernes Schlachtschiff angesehen werden, immerhin dürfte es sich als ein wirksames, zum Küstenschutz geeignetes Schiff erweisen. Die nach alter Weise ausgerüsteten Schiffe „Hi-yei", „Kongo" und „Fuso" sind kleine und in jeder Hinsicht veraltete Schiffe und haben absolut keinen Gefechtswert.

Japan besitzt weiter sechs sogenannte „gepanzerte Kreuzer". Vier von ihnen, die „Jashima", die „Adzuma", die „Idzumo" und die „Iwate", sind zu Elswich nach Plänen von Philipp Watts gebaut worden, während die andern beiden, „Adzuma" und „Yakumo", zu St. Nazaire von der „Société de la Loire", beziehungsweise auf der Vulkanwerft zu Stettin erstellt wurden. Diese sechs Schiffe sind, wenn auch nicht dem Namen, so doch der Sache nach Schlachtschiffe; sie haben alle zwischen 9000 und 10000 Tonnen Wasserverdrängung, und ihre Armierung besteht hauptsächlich bei den in Großbritannien erbauten aus vier achtzölligen und vierzehn sechszölligen Geschützen und bei den in Deutschland beziehungsweise in Frankreich erbauten aus vier achtzölligen und zwölf sechszölligen. Ihre Panzerung ist selbstverständlich nicht so dick und nicht so ausgedehnt wie bei den erstklassigen Schlachtschiffen, doch ist sie modern und von großer Widerstandsfähigkeit; auch beträgt die Geschwindigkeit dieser Schiffe 20 bis 21,5 Knoten. Sie bilden für die obenerwähnten sechs Schlachtschiffe ein einheitlich gestaltetes und sehr wirkungsvolles Hilfsgeschwader.

Diese zwölf Schiffe machen die Hauptstreitmacht der japanischen Flotte aus, sie werden indes unterstützt von einer großen Anzahl von Kreuzern zweiter und dritter Klasse, von denen einige im Auslande und andre zu Yokosuka und Kuri erbaut worden sind. Dazu kommen noch zwei in Italien erbaute gepanzerte Kreuzer erster Klasse, die sich zur Zeit, da diese Zeilen niedergeschrieben werden, auf der Fahrt nach Japan befinden.

Die Torpedoflotille der Japaner, die aus Torpedozerstörern und Torpedobooten besteht, ist zahlreich und soll gut organisiert sein. Viele dieser Fahrzeuge sind in England gebaut worden, und die japanischen Seeleute stehen im Rufe, sich vortrefflich auf das Manövrieren mit Torpedos zu verstehen. Sie haben diese Waffe im chinesisch-japanischen Kriege mit verheerender Wirkung zur Geltung gebracht.[1])

Als der Krieg ausbrach, hatte Rußland in den chinesischen Gewässern sieben erstklassige Schlachtschiffe, die „Sebastopol", die „Poltawa", den „Petropawlowski", den „Preswjät", die „Pobjeda", den „Retwisan" und den „Zäsarewitsch". Dazu befand die „Osljabja" sich irgendwo im Roten Meere auf der Fahrt.

Diese Schiffe sind, soviel bekannt, alle moderne Schlachtschiffe erster Klasse, die Elite der russischen Flotte, stark armiert, schwer gepanzert und von großer Geschwindigkeit.

Der „Zäsarewitsch" und der „Retwisan" sind auf der Außenreede von Port

---

[1]) Seit Niederschrift dieser Zeilen haben die Japaner bei Port Arthur den praktischen Beweis für ihre geschickte Handhabung der Torpedos erbracht.

Arthur durch Torpedos schwer beschädigt worden, auch die „Poltawa“ hat an der Wasserlinie durch das japanische Feuer Schaden erlitten, doch dürfte es voreilig sein, daraus, wie das von einigen Kritikern geschehen ist, den Schluß zu ziehen, daß sie dauernd kriegsunfähig gemacht worden seien.

Rußland scheint beim Ausbruche des Kriegs auch seine besten Kreuzer im fernen Osten gehabt zu haben.

Der „Gromoboi“, die „Rossija“, der „Rurik“ und eine kleine Anzahl andrer befanden sich in Wladiwostok, die „Diana“, die „Pallada“, der „Askold“, der „Nowik“, der „Bajan“ und der „Bojarin“ waren zu Port Arthur und der „Warjag“ zu Tschemulpo. Die vier ersten Schiffe der Division von Port Arthur sind ernstlich beschädigt worden, eines durch einen Torpedo und drei durch Geschützfeuer; der „Warjag“ ist versenkt worden. Außer den obengenannten, die samt und sonders leistungsfähige, moderne Kreuzer sind, hatte Rußland in den chinesischen Gewässern verschiedene etwas veraltete Fahrzeuge vom Kanonenboottypus von geringem Gefechtswert; eines davon ist bereits bei Tschemulpo vernichtet worden.

Bezüglich der russischen Torpedoflotille ist es nicht leicht, zuverlässigen Aufschluß zu erhalten. Nach Brasseys „Naval Annual“ sollten sich neun Torpedozerstörer in Port Arthur befinden und drei dort im Bau begriffen sein; auch ist bekannt, daß in diesem Hafen eine beträchtliche Anzahl von Torpedobooten vorhanden ist, aber, selbst wenn alle diese Torpedofahrzeuge, von denen man weiß, daß sie in den chinesischen Gewässern vorhanden sind, see- und diensttüchtig sind, muß doch die russische Flotille der Schiffszahl nach der japanischen bedeutend unterlegen sein. Auch können sich die russischen Hilfsmittel, um sie gefechtsfähig zu erhalten, entfernt nicht mit denen Japans, wie sie in den zahlreichen leistungsfähigen japanischen Schiffswerften vorhanden sind, messen.

Es ist stets gefährlich, in Kriegsangelegenheiten etwas vorherzusagen, da wir so häufig die Erfahrung machen, daß gerade das eintrifft, was am wenigsten erwartet wird. Der plötzliche Angriff der Japaner auf Port Arthur noch vor erfolgter Kriegserklärung war gewiß etwas Unerwartetes, wenigstens auf seiten der Russen, und Seine Majestät der Zar hat ihn für einen „verräterischen“ Angriff erklärt. Wenn aber die Japaner dadurch, daß sie einen Angriff vor der offiziellen Kriegserklärung unternahmen, sich gegen irgend einen internationalen Ehrenkodex vergangen haben, so können sie sich für ihr Vorgehen jedenfalls auf eine ganze Anzahl europäischer Beispiele berufen.

Seine Majestät der Zar muß den Angriff der russischen Schwarzen-Meer-Flotte unter Admiral Nachimow auf ein in der Bucht von Sinope vor Anker liegendes türkisches Fregattengeschwader am 30. November 1853 und die totale Vernichtung des letzteren vor dem Erlaß irgend einer Kriegserklärung aus dem Gedächtnis verloren haben. Denn wenn auch Seine Majestät der Zar damals noch nicht auf der Welt war, so muß er doch davon in der Geschichte seines Landes gelesen und es dann total vergessen haben, sonst würde er doch wohl

niemals einen Ausspruch getan haben, der in so fataler Weise auf die Ehre der russischen Flotte zurückfällt.

Es muß allerdings zur Rechtfertigung der Russen zugegeben werden, daß in der sogenannten „Schlacht" von Sinope nur ein paar hundert mohammedanische Türken in das bessere Jenseits befördert wurden, wogegen bei Port Arthur eine Anzahl christlicher Russen getötet wurde, während sie ihr Vaterland verteidigten und das verhängnisvolle Geschick ihrer Rasse erfüllten.

Hinsichtlich der beiderseitigen Flotten muß bemerkt werden, daß, während die sechs japanischen Schlachtschiffe und sechs gepanzerten Kreuzer dem Wesen der Sache nach innerhalb ihrer Klassen eine vollständige Gleichartigkeit aufweisen, dies bezüglich der russischen Schiffe durchaus nicht der Fall ist, da diese eine merkwürdig ungleichartige Zusammenstellung verschiedener Typen zu erkennen geben, die die verschiedenen Ideen der Schiffsbaumeister von St. Petersburg, Philadelphia, La Seyne, Kiel, Stettin, Kopenhagen und Danzig zum Ausdruck bringen.

Diese Vielgestaltigkeit der Typen wird bei der Verwendung im wirklichen Kriege gewiß die Sache nicht leichter machen, da die modernen Kriegsschiffe samt und sonders Mechanismen sehr komplizierter und heikler Art sind, zu deren erfolgreichen Handhabung nicht nur eine genaue Kenntnis aller Einzelheiten, sondern auch ein hoher Grad technischer Fertigkeit bei den Mannschaften erforderlich ist.

Die gegenwärtigen Schlachtflotten Rußlands sowohl wie Japans sind — soweit die Schiffe in Betracht kommen und mit einigen wenigen geringfügigen Ausnahmen — das Produkt der letzten zehn Jahre. Dabei ist aber der folgende große Unterschied zu beachten, der nämlich, daß, während Japan seit vollen dreißig Jahren sein Flottenpersonal beständig weiter ausgebildet und es nicht eher neue Schiffe gebaut hat, bis es für diese eine vollständig eingeschulte Mannschaft zur Verfügung hatte, Rußland anderseits sein Augenmerk weniger der Heranbildung des Personals zugewendet zu haben scheint und mehr darauf bedacht gewesen ist, eine möglichst große Anzahl von Schiffen der neuesten Typen zu bauen und aufzukaufen, dabei von dem Gedanken ausgehend, daß es dadurch seinen Gegnern Furcht einflößen und es seine Zwecke erreichen werde, ohne sich auf einen Kampf einzulassen. Diese Art des Vorgehens wird in England und Amerika mit dem Worte „to bluff" — „verblüffen" — bezeichnet. Manchmal erreicht man damit etwas, manchmal aber auch nicht.

Die japanischen Staatsmänner sind der Ansicht gewesen, daß man mehr Zeit dazu bedürfe, ein geeignetes Personal heranzubilden, als geeignete Schiffe zu bauen oder aufzukaufen, und sie haben nach diesem Grundsatz gehandelt. Die Ergebnisse der Flottenoperationen, soweit sie einstweilen vorliegen, scheinen dartun, daß sie recht gehabt haben.

Es würde sicherlich voreilig sein, wenn man in dem Augenblicke, in dem dies niedergeschrieben wird, behaupten wollte, Japan habe die Obermacht zur See errungen, obwohl der Erfolg seines raschen und kühnen Vorgehens ihm

nicht nur materiellen Vorteil, sondern auch ein moralisches Prestige verschafft hat, das im Kriege, im Land- wie im Seekriege, vieles ausmacht. Es ist das namentlich im Seekriege der Fall wegen der Unbestimmtheit und Ungewißheit und der oft übertriebenen Vorstellungen, die man sich von dem Erfolg oder dem Mißerfolg der vielen neuen Mittel des Seekriegs macht, die eingeführt worden sind, ohne daß seit ihrer Einführung irgendwelche Seegefechte größeren Umfangs zwischen zwei ebenbürtigen Kombattanten stattgefunden hätten.

Es ist nicht meine Absicht, die Kriegsoperationen, die einstweilen stattgefunden haben, im einzelnen zu schildern oder einer Kritik zu unterwerfen, und das aus dem einfachen Grunde, weil die Berichte, die in den öffentlichen Blättern, der einzigen mir zugänglichen Informationsquelle, erschienen sind, so verschiedener und sich so widersprechender Natur sind, daß sich auf ihrer Grundlage ein ersprießliches oder vernünftiges Urteil unmöglich bilden läßt.

Die Resultate der Kämpfe bei Port Arthur sowohl wie bei Tschemulpo sind unbestritten, die Art jedoch, auf die diese Resultate erzielt worden sind, ist nicht so klar, und die verschiedenen Berichte über die Operationen, die aus verschiedenen Quellen stammen, sind so äußerst verworren, daß ich gar nicht versuchen will, an eine so unvollkommene Berichterstattung irgendwie weitere Schlüsse zu knüpfen.

Es ist von einigen Kritikern gesagt worden, daß, wenn Japan auch die vollständige Uebermacht zur See erlangen sollte, daraus doch nicht folgen werde, daß ihm schließlich überhaupt der Sieg zufallen werde. Dem nun möchte ich mir erlauben zu widersprechen, ja ich trage kein Bedenken, die Ansicht zu vertreten, daß, wenn Japan die gedachte Uebermacht erlangt, es auch imstande sein wird (selbst mit einer viel weniger bedeutenden Truppenzahl), seinen Feind zu erschöpfen und Port Arthur oder Dalny auszuhungern. Angesichts der langen und prekären russischen Verbindungslinie sehe ich keinen Grund dafür, warum Japan nicht am Ende den Feldzug gewinnen sollte, wie lange die Sache auch dauern mag, und warum es nicht schließlich die Friedensbedingungen nach seinem Sinne diktieren und es ihm gestattet sein sollte, die Früchte seines Sieges zu genießen.

Folkestone, 15. Februar 1904.



Vom Reichsamt des Innern.

Von

Wirkl. Geheimrat **Rothe,**

früher Unterstaatssekretär im Reichsamt des Innern.

Welches sind die Aufgaben des Reichsamts des Innern? Was und wie wird in dieser immer stärker anschwellenden Behörde gearbeitet? Hierüber begegnet man häufig etwas unklaren Vorstellungen. Womit das Auswärtige Amt, das Reichsschatzamt, das Reichsmarineamt, das Reichspostamt beschäftigt sind, begreift sich leichter. „Der Name sagt genug ja schon." Aber Reichsamt des Innern? Für das Innere, für Polizei-, Kommunalwesen u. dergl. sorgen doch schon oder noch die Bundesstaaten, dazu haben sie ihre Ministerien des Innern. Was tut daneben das Reichsamt des Innern? Eine Instanz über den Ministerien der Einzelstaaten kann es nicht sein, das würde der bundesstaatlichen Natur des Reichs widersprechen. Reichspolizei- und Kommunalsachen gibt es auch nicht. Was also ist sein Zweck und Wesen? Vielleicht interessiert es manchen Leser dieser Zeitschrift, hierüber einiges zu hören, wenn auch die meisten nichts Neues erfahren werden. Mit den Ministerien des Innern in den Einzelstaaten hat das Reichsamt des Innern nicht viel mehr als den Namen gemein. Es bearbeitet von den dem Reich durch die Verfassung überwiesenen Gegenständen alle diejenigen, die nicht zum Auswärtigen, zum Finanz-, Post-, Justiz-, Heeres- oder Marineressort gehören. Meist sind das solche Sachen, die in den größeren Einzelstaaten von den Ministerien für Handel, Gewerbe, Verkehrswesen besorgt werden.

Werfen wir zuvörderst einen Blick auf Entstehung und Entwicklung des Reichsamts des Innern. Von samenkornartigen Anfängen ausgegangen, hat es sich zu einem mächtigen Baume und, wenn man die ihm nachgeordneten Behörden hinzunimmt, zu einem Walde ausgewachsen, in dessen verschlungenen Pfaden sich zurechtzufinden in der Tat nicht leicht ist. In seinem Werden und Wachsen prägt sich ein Stück der Entwicklung aus, von der der Schöpfer des geeinten Vaterlandes sagte: „Helft Deutschland nur in den Sattel, reiten wird es schon können." Im Anfange war sozusagen gar nichts da. Die Bundes-, später die Reichsverfassung enthielt von der weitverzweigten Behördenorganisation, deren Aufzählung jetzt die Seiten des Reichshandbuches füllt, nur einen Keim: „Der Kaiser ernennt die Reichsbeamten" und „Die Anordnungen und Verfügungen des Kaisers bedürfen zu ihrer Gültigkeit der Gegenzeichnung des Reichskanzlers, der dadurch die Verantwortlichkeit übernimmt". Das war alles. Die einzige Reichsbehörde, die in der Verfassung vorkommt, ist der Reichskanzler, und auch diesen hatte der Verfassungsentwurf nicht als Behörde, sondern nur als Leiter der Geschäfte des Bundesrats gedacht. Die Bestimmung im jetzigen

Artikel 17, wonach der Reichskanzler durch Gegenzeichnung die Verantwortlichkeit für die Anordnungen und Verfügungen des Kaisers übernimmt, wurde im Reichstag des Norddeutschen Bundes hinzugefügt. Erst dadurch ist nach dem Ausdruck des Fürsten Bismarck die Stellung des Reichskanzlers zur Stellung eines leitenden Reichsministers heraufgehoben worden. Als solcher brauchte er Organe zur Bearbeitung der Angelegenheiten, die Artikel 4 der Verfassung der Zuständigkeit des Reichs unterwirft. Von diesen wurden die auswärtigen und die Angelegenheiten der Kriegsmarine, auch nachdem sie Bundessache geworden, einstweilen noch von den preußischen Ministerien weitergeführt. Die Verwaltung des Heerwesens ist dauernd bei den Kriegsministerien der Bundesstaaten mit selbständiger Armeeeinrichtung verblieben. Für alles übrige wurde durch Präsidialerlaß vom 12. August 1867 das Bundeskanzleramt errichtet. Ihm waren anfangs auch die Bundesfinanz-, Justiz-, Post- und Telegraphensachen zugeteilt. Mit dem Ausbau der Einrichtungen des Reichs, dessen Gesetzgebung sich des ihr durch die Verfassung zugewiesenen Stoffes in schneller Folge bemächtigte, wuchsen die Geschäfte in nicht vorhergesehenem Maße. Die in der einen Behörde vereinigten verschiedenartigen Geschäftszweige verlangten nach Sonderung. Solche wurde während der Jahre 1876 bis 1879 in der Art vorgenommen, daß für Finanz-, Justiz- und Postsachen besondere Reichsämter begründet wurden. Infolgedessen erhielt die seit 1871 „Reichskanzleramt" genannte Behörde durch Kaiserlichen Erlaß vom 24. Dezember 1879 die Bezeichnung „Reichsamt des Innern"; ein Weihnachtsabend war sein Geburtstag.

Trotz der Abtrennung dreier Reichsämter waren die der verkleinerten Behörde verbliebenen Geschäfte weit umfangreicher, als die ursprünglichen gewesen waren. In der ersten Zeit genügte unter der Leitung des Reichskanzlers und eines Präsidenten ein kleiner Stab von Räten und Hilfsarbeitern. Deren Zahl ist in dem Etat für 1868 nicht angegeben. Wie bescheiden sie aber war, zeigt die für Besoldungen und sonstige persönliche Bedürfnisse ausgeworfene Summe, die — ohne das Gehalt des Reichskanzlers — nicht mehr als 67 550 Mark betrug, während der Gesamtaufwand für das Bundeskanzleramt auf 157 550 Mark veranschlagt war. In dem Etat für 1880 dagegen erscheint das von Finanz-, Justiz- und Postsachen entlastete Reichsamt des Innern mit einer Gesamtausgabe von 3 150 224 Mark, wovon auf Besoldungen und andre persönliche Ausgaben bei der Zentralbehörde 396 810 Mark fallen. Aus dem früheren Präsidenten war ein Staatssekretär geworden, ein Unterstaatssekretär war hinzugekommen, es gab acht vortragende Räte, fünf ständige und mehrere kommissarische Hilfsarbeiter. Außerdem waren für einzelne Geschäftszweige Unterbehörden gebildet worden, nämlich das Bundesamt für das Heimatwesen, das Schiffsvermessungsamt, die Disziplinarbehörden, das Oberseeamt, das Statistische Amt, die Normaleichungskommission, das Gesundheitsamt, das Patentamt sowie eine Anzahl von Kommissariaten. In diesen seiner Aufsicht untergebenen Behörden wuchs dem Reichsamt des Innern von unten wieder zu, was ihm oben abgenommen war. Später traten noch das Reichsversicherungsamt, die Physikalisch-technische Reichsanstalt,

das Kanalamt und das Aufsichtsamt für Privatversicherung hinzu. Im übrigen ist der Geschäftskreis des Reichsamts des Innern unverändert geblieben. Wie es aber innerhalb des verengerten Rahmens weiter angeschwollen ist, zeigt ein Vergleich zwischen den Etats für 1880 und 1903.

1880	1903
1 Unterstaatssekretär	1 Unterstaatssekretär
	3 Abteilungsdirektoren
8 vortragende Räte	19 vortragende Räte
5 ständige Hilfsarbeiter	7 ständige Hilfsarbeiter
Gesamtausgabe	
3 150 224 Mark	80 783 376 Mark

Stärker noch als die Zentralbehörde sind die nachgeordneten Behörden, einige zu fast unheimlichem Umfange, angewachsen. Der größte unter den Riesen ist das Patentamt. Schon bei seiner Errichtung im Jahre 1878 zählte es unter einem Vorsitzenden im Nebenamt 23 Mitglieder, darunter 3 nebenamtliche, 4 Bureau- und 2 Kanzleibeamte. Der Etat für 1903 aber führt auf: einen Präsidenten, 5 Direktoren, 136 Mitglieder — 28 im Nebenamt —, 65 ständige technische Hilfsarbeiter, 137 Bureau-, 89 Kanzleibeamte, wozu noch eine ungezählte Schar von nichtständigen Hilfsarbeitern kommt. Zu ähnlichem Umfang haben sich das Reichsversicherungsamt und das Statistische Amt entwickelt. Die Gesamtzahl der bei den nachgeordneten Behörden fest angestellten Beamten beträgt nach dem letzten Etat rund 1600, und der Kostenbedarf für diese Behörden erreicht mit den Ausgaben für Bureaubedürfnisse und Unterhaltung der Dienstgebäude die Summe von 9 661 207 Mark. Dem stehen gegenüber 153 angestellte Beamte und 1 384 650 Mark bei der Zentralbehörde.

Was wird nun von diesen zahlreichen Beamten und mit so bedeutenden Mitteln geleistet? Man wird wohl antworten dürfen: nicht nur multa, sondern auch multum. An Vielseitigkeit läßt der zu bewältigende Stoff jedenfalls nichts zu wünschen übrig. Das Reichsamt des Innern ist für die Reichsverwaltung das Mädchen für alles. Ihm fällt zu, was irgend von Reichs wegen zu erledigen ist und in eines der übrigen Ressorts nicht hineinpaßt. Es ist gegenwärtig in vier Abteilungen gegliedert, von denen eine der Unterstaatssekretär leitet. Die Hauptaufgabe der ersten Abteilung besteht in Bearbeitung der Etats-, Kassen-, Beamten- und Bausachen; von ihr ressortieren daher auch die über das Reich verteilten Disziplinarkammern für Reichsbeamte und der in höherer Instanz entscheidende Disziplinarhof in Leipzig.

Ferner sind zu nennen: die Angelegenheiten des Bundesrats und des Reichstags; Militär- und Marinesachen, soweit sie die Mitwirkung der Reichszivilverwaltung erfordern, was bei dem Ersatz-, Servis- und Einquartierungswesen, den Naturalleistungen im Frieden, der Zivilversorgung, der Vorbereitung für den einjährig-freiwilligen Dienst der Fall ist. Für den letztgenannten Gegen-

stand steht dem Reichsamt des Innern die Reichsschulkommission zur Seite, die nicht etwa, wie wohl irrtümlich angenommen wird, über den Unterrichtsbehörden der Bundesstaaten steht, sondern nur zur Begutachtung der Frage berufen ist, welchen höheren Lehranstalten die Befugnis zur Ausstellung von Berechtigungszeugnissen für den einjährigen Militärdienst zu erteilen oder zu belassen ist.

Ferner Ausstellungs- und Auswanderungssachen. Zur Mitwirkung der dem Reichskanzler durch das Auswanderungsgesetz übertragenen Befugnisse besteht seit 1898 ein sachverständiger Beirat; in den Auswandererhäfen sind Kommissare angestellt, die die Auswandererschiffe zu besichtigen und die zur Unterbringung und Beförderung der Auswanderer bestehenden Einrichtungen zu überwachen haben.

Zur ersten Abteilung gehört dann noch ein Geschäftszweig, der einen immer größeren Umfang annimmt, das ist die Unterstützung wissenschaftlicher und künstlerischer Bestrebungen, deren Bedeutung über die Grenzen des Einzelstaats hinausgeht. Die Verfassung erwähnt hiervon nichts, dennoch wird es nicht als verfassungswidrig gelten können, wenn das Reich durch Förderung von Kulturbestrebungen sich noch von einer andern Seite zeigt, als im Lichte seiner Zoll-, Steuer- und Militärhoheit. Aus den Verhandlungen über die Verwendung der zu solchen Zwecken bewilligten Gelder, über die Organisation der zu unterstützenden Veranstaltungen u. dergl. ergeben sich mannigfache Beziehungen zwischen den Reichsbehörden und den Kreisen von Wissenschaft und Kunst. Fortlaufende oder vorübergehende Beihilfen erhalten gegenwärtig: die großen Unternehmungen der monumenta Germaniae historica und des Grimmschen Wörterbuchs, das Germanische Museum zu Nürnberg und das Römisch-Germanische Museum zu Mainz, die Leopoldinisch-Karolinische Akademie der Naturforscher, das Kunsthistorische Institut zu Florenz, die Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte, die Internationale Kommission für wissenschaftliche Luftschiffahrt, die Hauptstation für Erdbebenforschung in Straßburg. Unterstützungen werden ferner gewährt zur Erforschung des römischen Grenzwalls, zur Bearbeitung der wissenschaftlichen Ergebnisse der Tiefseeexpedition, für die Südpolarexpedition, zur Beteiligung des Reichs an der internationalen Bibliographie der Naturwissenschaften, zur künstlerischen Ausschmückung des Reichstagsgebäudes und des Reichstagspräsidialgebäudes, zur Unterhaltung der Nationaldenkmäler auf dem Niederwald und in Berlin, zur Beteiligung der deutschen Kunst an internationalen Ausstellungen des Auslands, zur Herausgabe eines Werks über die Sixtinische Kapelle. Auch die auf deutschem Boden tagenden wissenschaftlichen internationalen Kongresse pflegen aus Reichsmitteln unterstützt zu werden. Als wissenschaftliche Anstalt ressortiert von der ersten Abteilung auch die Physikalisch-technische Reichsanstalt in Charlottenburg, die sich der experimentellen Förderung der exakten Naturwissenschaften und der Präzisionsmechanik sowie der Prüfung und Beglaubigung von Meßgeräten widmet.

In der ersten Abteilung werden das zur Veröffentlichung von Verwaltungsvorschriften bestimmte Reichszentralblatt und das Handbuch für das Deutsche Reich bearbeitet.

Wir kommen zur zweiten, der sozialpolitischen Abteilung. Sie hat es mit der Fürsorge für die arbeitenden Klassen, den gewerblichen Angelegenheiten und dem Versicherungswesen, der Freizügigkeit und dem Armenwesen zu tun, daneben mit einigen Spezialitäten, wie Ueberwachung der reichsgesetzlichen Bestimmungen über den Feingehalt der Gold- und Silberwaren und über die Prüfung der Handfeuerwaffen.

Die Abteilung wurde begründet, als es galt, die großen Gedanken des Fürsten Bismarck über Heilung der sozialen Schäden durch positive Maßregeln in gesetzliche Formen zu kleiden und die Ausführung der darauf zustande gekommenen Gesetze, betreffend Kranken-, Unfall-, Alters- und Invalidenversicherung, zu leiten. Auf Grund dieser Gesetze trat das Reichsversicherungsamt ins Leben, dem als Verwaltungsbehörde die Aufsicht über die Berufsgenossenschaften der Unfallversicherung und die Versicherungsanstalten der Invalidenversicherung, als richterlicher Behörde die endgültige Entscheidung der Streitigkeiten über Ansprüche der Versicherten zusteht. Um auf dem wichtigen Gebiet der Unfallverhütung den Erfindungsgeist anzuregen und für den Erlaß von Unfallverhütungsvorschriften mustergültige Einrichtungen vorzuführen, hat das Reich neuerdings eine ständige Ausstellung derartiger Einrichtungen ins Werk gesetzt.

Auch nach andern Richtungen nimmt der Arbeiterschutz die Tätigkeit der Abteilung wachsend in Anspruch. Dahin gehören die gesetzlichen Bestimmungen gegen Ausbeutung der Arbeitskraft von Frauen, Kindern und jugendlichen Arbeitern, von Haus- und Heimarbeitern, die Vorschriften über Sonntagsruhe in den gewerblichen Betrieben, die Anordnungen auf dem Gebiet der Gewerbehygiene, die die mit gewissen Betrieben verbundenen Gefahren für Leben und Gesundheit zu vermindern bezwecken. Alle diese Vorschriften sind durch Untersuchungen technischer und statistischer Natur vorzubereiten, wobei häufig Vertreter der beteiligten Arbeiterklassen gehört werden. Zum Teil geschah dies früher in der Kommission für Arbeiterstatistik, an deren Beratungen Mitglieder des Bundesrats und des Reichstags teilnahmen. Da aber der nur periodisch zusammentretenden Kommission die Fülle des Stoffes über den Kopf wuchs, wurde im Jahre 1902 eine Art von ständigem Reichsarbeitsamt errichtet in Gestalt einer besonderen Abteilung des Statistischen Amts, dem die frühere Kommission beratend zur Seite steht. Ein neugegründetes Reichsarbeiterblatt veröffentlicht Nachrichten aus allen Kulturstaaten über Lohnbewegung, Arbeitsmarkt und sonstige für die Arbeiterfrage wichtige Verhältnisse. Das zu Basel errichtete Internationale Arbeitsamt empfängt Beihilfen aus Reichsmitteln.

Als neue Aufgabe sozialpolitischer Art ist seit einigen Jahren die Fürsorge für das Wohnungsbedürfnis von Arbeitern in reichsfiskalischen Betrieben und von geringbesoldeten Reichsbeamten mit bedeutenden Mitteln in Angriff genommen.

Auch abgesehen vom Arbeiterschutz hält der Ausbau der Gewerbeordnung die Reichsverwaltung fortwährend in Atem. Genannt seien die Handwerkergesetzgebung, die Verhältnisse der Handlungsgehilfen, das Hausier- und das Schankstättenwesen, die Sicherheit der Dampfkessel, die Beschaffenheit andrer gewerb-

licher Anlagen, bei denen Rücksichten der öffentlichen Wohlfahrt obwalten. Nicht weniger als 18 Novellen zur Gewerbeordnung sind bis zum Jahre 1902 ergangen, die im Verwaltungswege erlassenen Vorschriften auf diesem Gebiet sind nicht zu zählen.

Von der zweiten Abteilung ressortieren das Bundesamt für Heimatwesen, das in Streitigkeiten zwischen Armenverbänden über die öffentliche Unterstützung Hilfsbedürftiger endgültig entscheidet, und das Aufsichtsamt für Privatversicherung. Das letztere wurde auf Grund des Privatversicherungsgesetzes von 1901 errichtet, das für die Lebens-, Feuer-, Transportversicherung und andre Versicherungszweige die Einheit des öffentlichen Rechts in Deutschland hergestellt und dadurch von den dem Reich in Artikel 4 der Verfassung gestellten Aufgaben die letzte gelöst hat. Dem Aufsichtsamt für Privatversicherung ist ein Beirat von Sachverständigen zugeordnet.

Die dritte Abteilung wurde im Anfang der neunziger Jahre von der ersten ausgesondert. Sehr verschiedenartig sind die ihr zugeteilten Geschäfte. Dahin gehören das Gesundheits-, Apotheken- und Veterinärwesen, der Nahrungsmittelverkehr, der Verkehr mit Geheimmitteln und Giften, die Bekämpfung von Pflanzenschädlingen. Sachverständiges Organ für diese Dinge ist das Gesundheitsamt, dem der aus Männern der Wissenschaft und Praxis zusammengesetzte Reichsgesundheitsrat, ferner ein Beirat für Fragen der Land- und Forstwirtschaft und die ständige Kommission für Bearbeitung des deutschen Arzneibuchs beigegeben sind. Auch in diesem Geschäftsbereich vermehren sich fortwährend die Aufgaben. Die wissenschaftliche Erforschung und Bekämpfung der Infektionskrankheiten, als Cholera, Pest, Tuberkulose, Typhus, Malaria, nimmt einen immer größeren Raum ein. Die Ausführung des Fleischbeschaugesetzes macht eine Menge von Einrichtungen und Anordnungen notwendig. Zur Erforschung und Bekämpfung der Pflanzenschädlinge, von denen früher nur die Reblaus bekriegt wurde, ist im Jahre 1898 die biologische Abteilung des Gesundheitsamtes errichtet, für deren Zwecke auf dem Gebiet der vormaligen Domäne Dahlem Laboratorien und Versuchsfelder hergestellt werden.

Sodann fällt der dritten Abteilung der Schutz des gewerblichen Eigentums zu, das Patent-, Musterschutz- und Warenzeichenwesen nebst der gesetzgeberischen Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbs. Die Entscheidung über Erteilung und Zurücknahme von Patenten, über die Eintragung von Gebrauchsmustern und Warenzeichen ist Sache des Patentamts. Bei diesem ist auf Grund des Patentanwaltsgesetzes von 1900 eine Prüfungskommission, ein Ehrengericht und ein in höherer Instanz entscheidender Ehrengerichtshof für Patentanwälte gebildet. Durch den Beitritt des Reichs zu der zwischen den meisten Kulturstaaten bestehenden Union zum Schutz des gewerblichen Eigentums ist neuerdings ein bedeutsamer Fortschritt auf diesem Gebiete geschehen. An dem in Bern errichteten Internationalen Bureau des Verbandes zum Schutze des gewerblichen Eigentums ist das Deutsche Reich durch eine Beihilfe beteiligt.

Ein weiteres Tätigkeitsfeld der dritten Abteilung ist das Maß- und Gewichts-

wesen. Dabei wird sie von der Normaleichungskommission unterstützt, die alle auf die technische Seite des Eichwesens bezüglichen Fragen zu regeln hat. In dem Internationalen Maß- und Gewichtsbureau zu Paris ist das Reich vertreten, das Unternehmen der internationalen Erdmessung fördert es durch Beiträge.

Eine andre Gruppe bilden die Schiffahrtssachen. Nachdem die rechtlichen Verhältnisse der Binnenschiffahrt und Flößerei vor zehn Jahren gesetzlich geordnet sind, hat es die Reichsverwaltung bei der Flußschiffahrt hauptsächlich nur noch mit den Maßregeln zur Eichung der Flußschiffe zu tun. Um so ausgedehnter ist ihre Wirksamkeit im Interesse der Seeschiffahrt. Dabei handelt es sich um das Flaggenrecht, die Registrierung und Vermessung der Kauffahrteischiffe, um die Rechtsverhältnisse der Seeleute (Seemannsordnung), um die Bestimmungen über die Befähigung der Kapitäne, Steuerleute und Maschinisten, um die Vorschriften zur Verhütung von Seeunfällen und die Untersuchung der Seeunfälle, um die Unterstützung überseeischer Postdampferlinien, der deutschen Schiffsklassifikation, der Seemannsheime im Auslande, des der Ausbildung von Schiffsjungen dienenden Schulschiffvereins, der Zeitballstationen. Für die technische Seite dieser Angelegenheiten stehen der Reichsverwaltung zur Seite: das Schiffsvermessungsamt, die technische Kommission für Seeschiffahrt, Inspektoren für die Schiffsoffizierprüfungen, Kommissare bei den zur Untersuchung der Seeunfälle in den Bundesstaaten eingerichteten Seemannsämtern, deren Sprüche der Beschwerde an das Reichsoberseeamt unterliegen. Eine unmittelbare Verwaltungstätigkeit übt das Reichsamt des Innern bei der Unterhaltung und dem Betriebe des Kaiser Wilhelm-Kanals, wobei es sich des Kanalamts zu Kiel als Organs bedient.

In Zusammenhang mit der Schiffahrt steht die Fischerei, für deren Hebung das Reich mit beträchtlichen Mitteln eintritt. Bei deren Verwendung stützt es sich auf die Vorschläge des deutschen Fischervereins für die Binnen- und des deutschen Seefischervereins für die Seefischerei. Im Interesse der letzteren wurde vor einigen Jahren zwischen den Uferstaaten der Ost- und Nordsee eine planmäßige Durchforschung der nordischen Meere verabredet, woran das Deutsche Reich sich mit eignen Dampfern beteiligt.

Die jüngste der Abteilungen des Reichsamts des Innern ist die vierte, die handelspolitische Abteilung. Von den übrigen ausgesondert wurde sie aus Anlaß der Vorarbeiten für den neuen Zolltarif, den nach der wirtschaftlichen Seite zu prüfen dem Reichsamt des Innern zusteht. Die erste große Arbeit der neuen Abteilung war die Herstellung einer deutschen Produktionsstatistik, die, gewonnen durch Einzelbefragung aller größeren Industriellen und Tausender von Landwirten, ein handelspolitisches Rüstzeug darstellt, wie solches in gleicher Vollständigkeit noch nirgends vorhanden gewesen ist. Diese Erhebungen werden fortdauernd ergänzt und weitergeführt. Sie können bei den Verhandlungen über neue Handelsverträge, die für die nächste Zeit das Hauptarbeitsfeld der Abteilung bilden werden, gute Dienste leisten. Dabei wird auch der aus Vertretern

von Handel, Industrie und Landwirtschaft gebildete wirtschaftliche Ausschuß eine umfassende Tätigkeit zu entfalten haben.

Die handelspolitische Abteilung wirkt mit bei der Erledigung zolltarifarischer Beschwerden aus dem In- und Ausland, ebenso bei der Redaktion des Handelsarchivs, das Konsulatsberichte, Bestimmungen auswärtiger Staaten über Zolltarife u. dergl. periodisch veröffentlicht. Zur schnelleren Orientierung der Beteiligten über die wirtschaftlichen Vorgänge im Ausland werden außerdem im Reichsamt des Innern „Nachrichten für Handel und Industrie“ und „Berichte über Handel und Industrie“ herausgegeben. Veranstaltungen, die allgemeinen Interessen von Handel, Gewerbe und Landwirtschaft dienen, werden durch Beihilfen gefördert.

Die handelspolitischen Arbeiten sind in besonderem Maße auf die Unterstützung der Statistik, namentlich der Ein- und Ausfuhrstatistik, der Statistik des Preises der Handelswaren, der Handelsstatistik des Auslandes angewiesen. Deshalb ressortiert von der Handelsabteilung das Statistische Amt. Dieses zieht bei Ermittlung der für den Wert der Ein- und Ausfuhr bestimmenden Warenpreise die Mitwirkung von Sachverständigen aus allen Zweigen des Handels, der Industrie und der Landwirtschaft heran.

Von der vierten Abteilung ressortiert auch die Bevölkerungsstatistik, die Ernte- und sonstige Landwirtschaftsstatistik einschließlich des meteorologischen Dienstes.

Ferner werden dort Bank- und Börsensachen bearbeitet. Zum Geschäftskreise der Abteilung gehört jedoch nicht die Aufsicht über die Reichsbank, deren Leitung kraft Gesetzes unmittelbar dem Reichskanzler und in dessen Vertretung dem Staatssekretär des Innern für dessen Person zusteht. Zur Erteilung von Gutachten über Fragen des Börsenwesens dient der Börsenausschuß. Die Berufungskammer für Börsen-Ehrengerichtssachen entscheidet unter dem Vorsitz eines Beamten des Reichsamts des Innern auf Berufung gegen die Urteile der an den deutschen Börsen bestehenden Ehrengerichte.

In der vorhergehenden Aufzählung sind mit Uebergehung von Einzelheiten nur die Hauptgegenstände der Tätigkeit des Reichsamts des Innern und seiner Organe genannt, und auch bei diesen verbot die Rücksicht auf den verfügbaren Raum ein näheres Eingehen. Nur ein Wort über Art und Richtung der im Reichsamt des Innern zu leistenden Arbeit sei noch hinzugefügt. Sie hängt mit der staatsrechtlichen Natur des Reichs und seinem Verhältnis zu den Einzelstaaten zusammen. Auch in den dem Reich überwiesenen Angelegenheiten ist, soweit die Zuständigkeit des Reichsamts des Innern in Betracht kommt, die Selbstverwaltung der Bundesstaaten nur eingeschränkt, nicht aufgehoben. Dem Reiche steht in diesen Angelegenheiten nach Artikel 4 der Verfassung nur die Beaufsichtigung und Gesetzgebung zu. Eine unmittelbare Verwaltungstätigkeit findet daher, abgesehen vom Kaiser Wilhelm-Kanal, im Reichsamt des Innern nicht statt. Das Schwergewicht seiner Tätigkeit liegt auf dem Gebiete der Gesetzgebung und ihrer Ausführung. Es hat die in seine Zuständigkeit fallenden

Reichsgesetze und die zu deren Ausführung nach Artikel 7 der Verfassung vom Bundesrat festzustellenden allgemeinen Verwaltungsvorschriften und Einrichtungen vorzubereiten, soweit damit nicht einer der Bundesstaaten den Bundesrat befaßt. Es hat ferner über die Ausführung der Gesetze und Verordnungen zu wachen (Artikel 17 der Verfassung) sowie innerhalb seines Geschäftsbereichs alles dasjenige zu bearbeiten, was durch die Reichsgesetze dem Kaiser, dem Bundesrat oder dem Reichskanzler an Genehmigungs-, Dispensations- und andern Befugnissen übertragen ist. Dazu kommen die Arbeiten zur Aufstellung des Etats für das Reichsamt des Innern und zur Verwendung der bewilligten Gelder, die Anstellungs- und Personalsachen der bei der Zentralbehörde und den Unterbehörden beschäftigten Beamten und die Beaufsichtigung ihrer Geschäftsführung. In allen diesen Angelegenheiten ist das Reichsamt des Innern abhängig von den Anordnungen des Reichskanzlers als des verantwortlichen Reichsministers, oder, da er die Masse der Einzelgeschäfte nicht zu übersehen imstande ist, von den Weisungen seines Stellvertreters, des Staatssekretärs des Innern. In diesem verkörpert sich die Aktion des Reichsamts des Innern. Die Bezeichnung als solches bedeutet denn auch nicht eine im eignen Namen auftretende Behörde, sondern die Zusammenfassung der dem Staatssekretär des Innern zum Zweck der Vertretung des Reichskanzlers beigegebenen Beamten. Alles, was vom Reichsamt des Innern hinausgeht, trägt daher nicht die Firma des Amts, sondern des Staatssekretärs, es sei denn, daß der Reichskanzler einzelne Sachen selbst an sich zieht.

Aus der Natur seiner Wirksamkeit ergeben sich die engsten Beziehungen zwischen dem Reichsamt des Innern und dem Bundesrat, dem Reichstag und den Regierungen der Bundesstaaten. Die Haupttätigkeit des Bundesrats vollzieht sich in seinen Ausschüssen, denen fast alle Vorlagen zur Vorberatung überwiesen werden. Die Vertretung der Vorlagen des Reichskanzlers und seiner Stellvertreter liegt dabei den Beamten der Reichsämter ob, sei es in der Eigenschaft von Bevollmächtigten zum Bundesrat oder von Kommissaren des Reichskanzlers. Die Unterstaatssekretäre und Direktoren der Reichsämter pflegen zu stellvertretenden Mitgliedern des Bundesrats von der preußischen Regierung bestellt zu werden, da das Reich als solches, vom Vorsitz abgesehen, im Bundesrat nicht vertreten ist. Aus diesem Grunde, und weil Deutscher Kaiser der König von Preußen ist, kann der Reichskanzler Vorschläge an den Bundesrat nicht wohl ohne vorheriges Einvernehmen mit der preußischen Regierung bringen; daß die preußischen Stimmen gegen seine Anträge abgegeben werden, wäre kein haltbarer Zustand. Jede wichtigere Vorlage macht daher Vorverhandlungen mit Preußen und seinen Vertretern notwendig. In vielen Fällen wird aber auch die Ansicht der andern Bundesregierungen im voraus eingeholt. Und immer umfangreicher werden die Vernehmungen von Sachverständigen und Vertretern der an einem Gesetz oder einer Verordnung beteiligten Bevölkerungskreise. Das alles führt zu schriftlichen und mündlichen Verhandlungen, Sitzungen, Konferenzen ohne Ende. Gelangt nach Beendigung aller Vorarbeiten und der Be-

schlußfassung im Bundesrat ein Gesetzentwurf an den Reichstag, so beginnt der letzte Akt, der auch im Gesetzgebungsdrama der kritischste zu sein pflegt. Fast immer ist er sehr zeitraubend. Daß eine Reichstagskommission auf die Vorberatung eines Gesetzes fünfzig und mehr Sitzungen verwendet, ist keine Seltenheit. Die letzte Zolltarifkommission, bei der die gesamte handelspolitische Abteilung des Reichsamts des Innern beteiligt war, hat es auf über 100 Sitzungen gebracht. Und während der Plenarberatung seines Etats hat wochenlang das ganze Amt seinen Hauptwohnsitz im Reichstagsgebäude. Nach der Mannigfaltigkeit seiner Aufgaben ist gerade das Reichsamt des Innern mit gesetzgeberischen Arbeiten stark befaßt. Aus seinem Bereich in der gegenwärtigen Abgrenzung sind von 1867 bis 1902 221 Gesetze hervorgegangen, das macht ein halbes Dutzend im Jahresdurchschnitt. Dazu treten die nicht zustande gekommenen Gesetzentwürfe und die weit zahlreicheren, die, in einem der andern Reichsämter vorbereitet, die Mitwirkung des Reichsamts des Innern erfordern, weil sie sich mit seinem Arbeitsgebiet berühren. Uebrigens ist es mit dem letzten Akt im Reichstag meistens auch noch nicht getan. Zu allerletzt folgen noch die Ausführungsvorschriften, deren Bearbeitung oft noch mehr Mühe macht als die Arbeit an den Gesetzen. Wer diese flüchtige Wanderung durch das Arbeitsfeld des Reichsamts des Innern mitgemacht hat, wird sich davon überzeugt haben, daß es dort an Beschäftigung nicht fehlt. Eher wird der Eindruck entstanden sein, daß es dort zu viel und zu vielerlei zu tun gebe. Es ist nicht wahrscheinlich, daß der Arbeitsstoff sich vermindern wird oder daß auch nur der Beharrungszustand schon erreicht ist. Bei der fortschreitenden Verzweigung und Verfeinerung unsers öffentlichen Lebens, das den modernen Kulturstaat vor immer neue Aufgaben stellt und die alten erweitert, ist vielmehr eine fortgesetzte Steigerung der Arbeitslast zu erwarten. Dann aber kann der Tag kommen, an dem eine abermalige Amputation sich nicht mehr abweisen läßt. Die Frage ist nur, welches Glied oder welche Glieder abgeschnitten werden sollen. Für die großen Sondergebiete des Finanz-, Justiz- und Postwesens ergab sich die Schaffung eigner Zentralbehörden von selbst. Dem Versuch, weitere Geschäftszweige zu gesonderter Organisation herauszugreifen, stellen sich größere Schwierigkeiten entgegen. Die bisher aufgetauchten Vorschläge befriedigen nicht. Aus technischen Kreisen stammt die Idee einer technischen Zentralbehörde, in der alles, was technischer Natur ist, aus sämtlichen Zweigen der Reichsverwaltung vereinigt werden soll. Dahin würden aus dem Reichsamt des Innern zu rechnen sein die Patent- und Musterschutzsachen, die Angelegenheiten der Gewerbehygiene und der Unfallverhütung, die Bausachen nebst der Unterhaltung des Kaiser Wilhelm-Kanals, vielleicht auch das Gesundheits-, Versicherungs- und Schiffahrtswesen. Schon diese Zusammenstellung ergibt, daß das geistige Band fehlen und Zusammengehöriges auseinandergerissen werden würde. Der Begriff der Technik umfaßt nicht etwas derart Gemeinsames, daß sich darauf eine Behördenorganisation gründen ließe. Und soll etwa das Technische Reichsamt ausschließlich aus Ingenieuren, Architekten, Chemikern u. s. w. bestehen? Ganz ohne die Mitwirkung von Juristen und Verwaltungsbeamten

wird sich eine Reichsverwaltung nicht gut führen lassen, zumal wenn, wie im Patentamt, über die feinsten Rechtsfragen zu entscheiden ist. Werden aber juristisch gebildete Beamte hinzugezogen, so wird die künftige technische Behörde nicht viel anders aussehen als die Verwaltungsbehörden, denen jetzt schon Techniker beigegeben sind. Innerhalb der Reichsverwaltung ist dies bei allen Behörden der Fall, die technischer Sachkunde bedürfen. Unter den Mitgliedern des Patentamts, das die Rufer nach einer technischen Zentralbehörde hauptsächlich im Auge haben, bilden die Nichttechniker noch nicht den siebenten Teil, und den Mitgliedern stehen noch Dutzende von technischen Hilfsarbeitern zur Seite. Das Patentamt ist bereits eine überwiegend technische Behörde, allerdings unter juristischer Leitung. Im Reichsversicherungsamt sind Gewerbetechniker und Mathematiker angestellt, im Gesundheitsamt Aerzte, Chemiker und Botaniker, im Aufsichtsamt für Privatversicherung Versicherungstechniker. Und dem Reichsamt des Innern selbst gehören neben einem Bautechniker Sachverständige für Zoll- und Handelsangelegenheiten, für Industrie und Landwirtschaft, für Fabrikations- und Versicherungstechnik sowie für die Seeschiffahrt an. Die dem Streben nach einer technischen Zentralbehörde zugrunde liegende Absicht, dem technischen Element einen stärkeren Einfluß gegenüber dem juristischen zu verschaffen, mag nicht unberechtigt sein. In dieser Richtung ist auch schon manches geschehen, wie die Berufung von Technikern in leitende Stellen des Patentamts. Ein verfehlter Gedanke aber ist es, die Ansprüche der Technik auf dem Wege einer aus Technikern aller Art zusammengestoppelten Zentralbehörde befriedigen zu wollen.

Etwas andres wäre es, das Patentamt allein zu einer obersten Reichsbehörde für gewerblichen Rechtsschutz zu gestalten. Jedoch auch auf diesem Wege liegt ein unüberwindliches Hindernis, das ist der Doppelcharakter des Patentamts als richterliche und als Verwaltungsbehörde. Der Reichskanzler oder der ihn vertretende Staatssekretär kann nicht Chef eines Gerichtshofs sein, da er für dessen Entscheidungen nicht die Verantwortlichkeit übernehmen kann. Und wollte man nach Analogie des Reichsgerichts einen vom Reichskanzler unabhängigen Patentgerichtshof herstellen, so würde es für die ausgedehnte Verwaltungstätigkeit der Behörde, die sich von der richterlichen nicht ablösen läßt, an der verfassungsmäßigen Verantwortlichkeit fehlen.

Aehnliche Erwägungen stehen dem Vorschlag entgegen, das Reichsversicherungsamt zu einer obersten Reichsbehörde zu machen und ihm die bisher im Reichsamt des Innern bearbeiteten sozialpolitischen Angelegenheiten zu überweisen. Eine richterliche Behörde wie das Reichsversicherungsamt kann keine Politik, auch keine Sozialpolitik machen.

Eher ausführbar wäre die Abtrennung der Seeschiffahrtssachen. Für ihre Verbindung mit dem Reichsmarineamt spräche die dort hervorragend vertretene seemännische und schiffsbautechnische Erfahrung sowie die zwischen Kriegs- und Handelsmarine in vielen Punkten bestehende Interessengemeinschaft. Allein auch die Geschäfte des Marineamts befinden sich in fortdauernder Steigerung, und dann ist zwischen Handels- und Kriegsmarine doch auch eine gewisse Gegen-

sätzlichkeit vorhanden; dort herrschen wirtschaftliche, hier militärische Interessen. Mehr Fürsprecher findet daher in der Oeffentlichkeit die Errichtung eines obersten Reichsamts für Handelsschiffahrt, dessen besondere Aufgabe sein würde, den Bau und die Ausführung der Handelsschiffe im Interesse von Leben und Gesundheit der Reisenden und der Besatzung in ähnlicher Weise zu überwachen, wie dies jetzt schon bei den Auswandererschiffen geschieht. Wie man auch über diese Möglichkeiten denken mag — eine wesentliche Entlastung des Reichsamts des Innern würde dadurch nicht erreicht werden, da die Schiffahrtsangelegenheiten immer nur einen kleinen Teil seines Arbeitsgebiets ausmachen. Zu gründlicher Entlastung führt nur eine reinliche Scheidung, die das übergroße Ganze in zwei Hälften zerlegt. In einer zukünftigen Ausgabe des Reichshandbuchs finden wir vielleicht kein Reichsamt des Innern mehr, sondern statt dessen ein Reichsgewerbeamt für die sozialpolitischen und ein Reichshandelsamt für die handelspolitischen Angelegenheiten; in die sonstigen Geschäfte des jetzigen Reichsamts des Innern würden beide sich teilen. Eine Schwierigkeit könnte dabei aus der Frage entstehen, welchem von den beiden künftigen Staatssekretären die allgemeine Stellvertretung des Reichskanzlers, die jetzt bei dem Staatssekretär des Innern ist, übertragen werden solle. Die einfachste Lösung dieser Frage wäre: keinem von beiden, sondern dem Reichsschatzsekretär, dessen Wirkungskreis in alle Zweige der Reichsverwaltung eingreift.

Das deutsche Kiautschougebiet.

Von

Dr. Schrameier.

Bei der Erschließung Chinas für den Handel im freien Wettbewerbe der Nationen verfolgte die englische Politik ursprünglich das Ziel, die Souveränität und den Bestand Chinas unangetastet zu lassen. Allein es entstand ein Gegner in dem unaufhaltsamen Vordringen Rußlands in Ostasien und seiner Länderbegehrlichkeit. Die Erhaltung des indischen Kolonialbesitzes, der durch Rußland gefährdet erschien, führte zu den Versuchen Englands, China zu einem modernen Staate zu erziehen, um sich seiner Hilfe gegen den nördlichen Eindringling zu bedienen. Als Mittel hierzu galt die Schaffung einer Kriegsflotte und eines nach europäischen Grundsätzen ausgebildeten Heeres, Errichtung industrieller Anlagen, Waffenfabriken, Eisenbahnen sowie Hebung des Warenhandels. Ehe die Resultate dieses Erziehungssystems ausreifen konnten, trat ein Ereignis ein, das für die Entwicklung der asiatischen Frage von durchgreifender

Bedeutung werden und der Politik der in China beteiligten Mächte ganz neue Bahnen weisen sollte. Es ist das der japanisch-chinesische Krieg. Hervorgerufen durch die großartige Kolonisationspolitik Rußlands in Sibirien, die als Ausgangspunkt für die sibirische Eisenbahn einen eisfreien Hafen entweder in der Mandschurei oder in Korea verlangte und damit die Selbständigkeit dieser Ländergebiete bedrohte, brachte er in seiner Wirkung eine Umwälzung der ganzen Weltlage Ostasiens hervor. China, das den japanischen Ansprüchen auf Korea sich zu widersetzen und seine Oberhoheit über dieses Land geltend zu machen gewagt hatte, wurde in schnellem Siegeszuge zu Boden geworfen. Japan besetzte Korea, legte Hand auf die Mandschurei und drohte durch seine Festsetzung im Norden des chinesischen Reiches Rußland um die Früchte jahrelanger geduldiger Kolonisationsarbeit zu bringen. Es erfolgte die Intervention Rußlands und Frankreichs, denen Deutschland sich anschloß, zugunsten Chinas. Japan wurde gezwungen, das bereits annektierte Ländergebiet im Norden von China zurückzugeben. Der faktische Uebergang dieser Länder in russische Hände wurde dadurch nur beschleunigt. Grollend zog Japan sich zurück und näherte sich England, das sich nach der Erkenntnis der Ohnmacht des chinesischen Kolosses von diesem abwandte, ohne sofort für Japan ausgesprochene Stellung zu nehmen. Dadurch, daß England durch das spätere formelle Bündnis mit Japan dem russisch-französischen Uebergewicht in China ein Gegengewicht zu bieten suchte, ließen sich die augenblicklichen Erfolge Rußlands nicht wettmachen.

Für Deutschland ist das wichtige an dem chinesisch-japanischen Kriege nicht so sehr, daß es zum ersten Male in seiner modernen Geschichte bei der Intervention zugunsten Chinas als Weltmacht auf der Weltbühne erschien, sondern daß die Bedeutung der ostasiatischen Frage für Deutschland sich der Bevölkerung aufdrängte. Die ostasiatische Frage wurde eine Frage der Weltpolitik. Deutschland erkannte klar, daß zur Sicherung seiner Handelsbeziehungen in China die Festsetzung an einem Platze der chinesischen Küste nötig würde. Die Besetzung Kiautschous erfolgte unter allgemeiner Zustimmung der Nation; sie sollte dartun, daß Deutschland endgültig den Schutz seiner Interessen in Ostasien selbst zu übernehmen und dafür Opfer zu bringen gewillt sei, daß eine Verschiebung der Machtverhältnisse an der chinesischen Küste ohne sein Zutun nicht angängig sei; schließlich daß bei der Verfügung über den Bestand Chinas seitens der Mächte es seinem Willen Anerkennung zu verschaffen bereit sei. Ist daher die Besetzung Kiautschous und die damit erfolgte Annäherung an China auf der einen Seite eine direkte Folge des englisch-russischen Gegensatzes, so ist sie auf der andern ebensosehr ein Ausfluß des erwachenden Volksbewußtseins, daß Deutschlands Weltmachtstellung zur Wahrung seiner ausgedehnten Handelsbeziehungen in andern Erdteilen seiner eignen Stützen und Mittel bedarf. Ueber die Bedeutung der Erwerbung des Kiautschougebietes gibt der mit China am 6. März 1898 abgeschlossene Vertrag Auskunft.

Die Abtretung des Hafens und des die Wasserfläche umschließenden Landes an der Kiautschoubucht unter Verzichtleistung der vom Kaiser von China aus-

geübten Hoheitsrechte erfolgte zu dem Zwecke, dort eine deutsche Marine- und Kohlenstation zu gründen und Schiffswerften anzulegen. Außerdem sieht der Vertrag die Durchquerung der Provinz Schantung durch zwei deutsch-chinesische Eisenbahnlinien, die Erschließung der mineralischen Vorkommen auf einer Strecke von 15 Kilometern rechts und links an der Bahn durch eine deutsch-chinesische Gesellschaft, die Bevorzugung von deutschem Kapital, deutschen Maschinen und deutschem Arbeitsmaterial, wo immer in Zukunft industrielle Anlagen in der Provinz Schantung von China in Aussicht genommen werden sollten, vor. Durch diesen Vertrag ist das deutsche Kiautschougebiet wirtschaftlich als Teil des deutschem Kapital und deutscher Tätigkeit geöffneten Gebietes der Provinz Schantung anerkannt. Verfolgen unsre andern Kolonien die Absicht, deutschem Unternehmungsgeiste in der Ausbeutung eines möglichst ausgedehnten deutschen Ländergebietes durch deutsche Ansiedlung einen natürlichen Ausfluß zu sichern, so handelt es sich bei dem Kiautschougebiete um die Anbahnung von Handelsbeziehungen mit dem chinesischen Reiche unter deutscher Leitung und die Konzentration deutscher Interessen in China auf ein für die notwendigen Hafenanlagen, Befestigungen und Geschäftseinrichtungen ausreichendes Areal.

Aus dem Kiautschouvertrage sind Deutschland neben dem Rechte, im Kiautschougebiete unter deutscher Flagge einen modernen Hafen zu bauen, die Verbindung nach dem Innern mit China nicht zur Verfügung stehenden Mitteln herzustellen und die Bodenreichtümer der Provinz Schantung zu erschließen, auch ernste Pflichten erwachsen. Nicht nur ist es Ehrensache für Deutschland geworden, die ihm im Vertrauen auf seine Weltmachtstellung von China anheimgegebenen Arbeiten, also im Grunde die wirtschaftliche Erschließung eines neuen Ländergebietes, auf jede Weise zu fördern, sondern es liegt ihm auch die Verpflichtung ob, gegen sich selbst, gegen sämtliche Vertragsmächte, die aus der Erschließung der chinesischen Provinz im geregelten Völkerverkehre Vorteile zu ziehen berufen sind, ja sogar gegen China: jeden unberechtigten Widerstand gegen diese Arbeiten, von wem es auch ausgehen möge, alles, was die gedeihliche Entwicklung stören oder vereiteln könnte, zurückzuweisen oder aus dem Wege zu räumen. —

Geht die Erwerbung des Kiautschougebietes auch von denselben wirtschaftlichen Voraussetzungen aus wie die Hongkongs, so ist seine wirtschaftliche Bedeutung doch nicht dieselbe.

Groß geworden in der Schule englischer Selbstverwaltung, verlangte der in China tätige deutsche Kaufmann, dem die Vorzüge dieses Systems für die freie Charakterbildung nicht verborgen bleiben konnten, daß bei der Gründung der neuen Kolonie die größte Freiheit individueller Rechte, die größte Freiheit in Handel und Verkehr gewährt werden sollte. Die innere Einrichtung der neuen deutschen Kolonie an der chinesischen Küste mußte also weniger oder mehr sich englischem Vorbilde nähern; dieselben Geschäftserfahrungen, derselbe Geschäftssinn, dieselbe Weitherzigkeit und Unbefangenheit, dieselbe Ausnutzung lokaler Eigentümlichkeiten mußten dort von einzelnen und der Gesamtheit gepflegt und genährt werden, die in den langen Jahren der Abhängigkeit des deutschen Kaufmanns von englischer Uebermacht

ihm als bewunderns- und nachahmenswert entgegengetreten waren. Im Gegensatze zu einem ausgesprochenen Beamtentum wird also der Kolonist derjenige sein, dessen berechtigten Wünschen und Bestrebungen bei den Einrichtungen der Kolonie an erster Stelle Rechnung getragen wird. Je größer die Kenntnis der englischen Einrichtungen und Bräuche ist, um so freier wird ihre Anwendung sich gestalten; nicht in sklavischer Nachahmung desjenigen, was jetzt als veraltet oder als fehlerhaft erkannt werden muß, wird die englische Schule sich äußern, sondern in überlegter Weiterbildung bewährter Grundsätze und deren Durchdringung mit deutschem Wissen und deutscher Bildung. Das ist der Charakterzug, der bei den inneren Einrichtungen der Kolonie schon jetzt zutage tritt; in diesem Geiste sind die Verordnungen erlassen, die, indem sie persönlicher Eigenmacht wirksame Schranken ziehen, die Grundlage bilden für die Betätigung individueller Freiheit zum Wohle der Gesamtheit.

An erster Stelle ist hier die Aufstellung der Vertreter der Zivilgemeinde zu dem Gouvernementsrat anzuführen. Von Selbstverwaltung kann natürlich so lange keine Rede sein, als die Hauptkosten der Unterhaltung vom Reiche getragen werden müssen. Auch Hongkong ist, trotzdem die Kolonie nicht nur sich selbst erhält, sondern auch zu dem militärischen Schutz durch eine namhafte Summe beiträgt, noch nicht zur Selbstverwaltung übergegangen. Hongkong ist eine Kronkolonie und wird trotz seiner selbständigen Bedeutung als solche verwaltet. Die großen Kosten einer Doppelverwaltung für ein an Umfang kleines Gemeinwesen wirken abschreckend; das Ueberwiegen der Interessen des Reiches über die Lokalbedürfnisse ist das natürliche Hindernis für jede Selbstverwaltung. Dagegen ist die Zivilgemeinde im Kiautschougebiete jetzt in weitgehender Weise zur Teilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten zugelassen. Aehnlich wie in der englischen Kolonie stellt sie einige Mitglieder auf, die in allen Angelegenheiten, die die Zivilgemeinde betreffen, zu Rate gezogen werden. Vor dem Erlaß einer Verordnung oder der Einführung einer Maßregel, durch die wirtschaftliche Interessen von allgemeiner Bedeutung berührt werden, werden die Vertreter gehört und zu gemeinsamen Besprechungen veranlaßt. Diese Einrichtung hat die wertvolle Wirkung gehabt, daß die Kaufmannschaft zu einer Handelskammer zusammentrat. Bei den vielen Fragen der wirtschaftlichen Ausgestaltung des Schutzgebietes ist die geordnete Mitarbeit der Bürgerschaft von hohem Segen gewesen; gerechte Wünsche und Vorschläge der Bürgerschaft werden durch die Vertreter in geeigneter Weise zum Ausdruck gebracht und unterliegen gemeinsamer Würdigung mit den Organen der Verwaltung. Das System der Beteiligung der Bürgerschaft an den öffentlichen Angelegenheiten ließe sich mühelos noch erweitern, z. B. durch Wiederaufstellung des ursprünglich geplanten Schulkuratoriums, das als solches zu internen Fragen des Unterrichts, der Lehrmittel u. s. w. Stellung nähme, ferner durch den Zusammenschluß zu besonderen Kirchengemeinden. Das öffentliche Wohl kann durch eine verständige und geordnete Beteiligung der Bürgerschaft an den öffentlichen Fragen nach englischem Vorbilde nur gewinnen; freilich verlangt sie eine Unterordnung der Wünsche des

einzelnen unter die allgemeine Wohlfahrt, eine Beschränkung der Forderungen auf das Mögliche und Erreichbare, die gewissenhafte Selbsterziehung des Individuums im Dienste der Gesamtheit.

Die Beteiligung der Bürgerschaft an der Rechtsprechung ist auf die gleiche Einrichtung der Konsulargerichte zurückzuführen, wie überhaupt die Rechtsinstitute der Kolonie sich an die bewährten Vorbilder der Konsularbezirke im allgemeinen anschließen, ohne neue Gesichtspunkte aufzustellen, dagegen sind die niederen Bezirksgerichte für Chinesen mit ihrem einfachen Prozeßgang nach chinesischem Vorbilde entstanden, das auch in englischen Kolonien Anwendung gefunden hat. Ihre Schaffung unter prinzipieller Ausschließung einheimischer Richter ist eine Maßregel von grundlegender Bedeutung für die Verwaltung der Kolonie und die Eingewöhnung der einheimischen Bevölkerung in neue Verhältnisse gewesen.

An die erprobten Einrichtungen, die in der englischen Kolonie Hongkong unsern deutschen Kaufleuten und Beamten entgegengetreten waren, hat auch die Steuerordnung des Kiautschougebietes angeknüpft. Neben einer Grundsteuer, deren teilweise Umwandlung in eine Mietssteuer der Zukunft vorbehalten ist, kommen bis jetzt nur Tonnengelder von einlaufenden Schiffen sowie eine Konzessionsgebühr für die Zulassung und Beaufsichtigung gewisser Gewerbe in Betracht. Selbstverständlich genügen die Einkünfte nicht für die notwendigen Verwaltungsausgaben, deren Bestreitung das Ziel der kolonialen Entwicklung allein schon zur Aufrechterhaltung des eignen Kredits bleiben muß. Hongkong hat neben den angeführten Einkommenquellen noch eine Stempelsteuer, deren Einführung in der deutschen Kolonie nicht nur zu einer ungemeinen Belastung jedes einzelnen Geschäfts und zu einem die Einkünfte fast verschlingenden Beitreibeapparate führen, sondern auch den Nachteil haben würde, daß sie den Abschluß der meisten stempelpflichtigen Geschäfte an außerhalb der Kolonie gelegenen Plätzen begünstigen und damit die Konzentrierung des Geschäftes in Tsingtau und dessen Unabhängigkeit von andern Plätzen erschweren würde. Hongkongs Durchgangs- und Verschiffungshandel hat eine vollkommen selbständige, von andern Plätzen unabhängige Bedeutung errungen; eine ähnliche Selbständigkeit ist für das deutsche Schutzgebiet nur für die dort im Laufe der Zeit etwa entstehenden Industrien zu erhoffen; die Einführung einer Stempelsteuer würde im gegenwärtigen Augenblick auf die Entwicklung der Kolonie und deren Selbständigkeitsbestrebungen einen durchaus ungünstigen Einfluß ausüben. Eine Einkommensteuer nach heimischem Vorbilde ist deshalb ausgeschlossen, weil es unmöglich sein wird, die Höhe eines Einkommens vom Ausländer, besonders vom Chinesen, jemals zuverlässig zu erfahren. Eine Firmensteuer gestaltet sich in ihren Wirkungen leicht ungerecht. Die Erfahrungen, die Hongkong mit der Einführung einer Kopfsteuer gemacht hat, lassen es nicht angezeigt erscheinen, einen derartigen Versuch in unsrer Kolonie zu wiederholen. Selbstverständlich ist dahin zu trachten, daß noch andre Einnahmequellen, zu denen bis jetzt im Schutzgebiete die Beteiligung am Bau von Mietshäusern und die Wasserversorgung gehört, dem öffentlichen Dienste in ausreichender Weise nutzbar

gemacht werden sowie daß die noch zu schaffenden Hafen- und Kai-Einrichtungen, Verkehrs- und Beleuchtungsmittel als Einnahmequellen der Bürgerschaft gesichert bleiben. Der öffentliche Geist, der als deutsches Erbteil ins Ausland mitgebracht wird und bei unsern Kaufleuten und Beamten in Ostasien in englischer Schule erstarkt ist, wird sicher auch hier das Richtige treffen und sich in unsrer jungen aufblühenden Kolonie bewähren.

Als Betätigung dieses in der Kolonie herrschenden öffentlichen Geistes kann die Regelung des Grundstückserwerbes im Kiautschougebiete aufgefaßt werden, die, auf das englische Lease-System zurückgreifend, zu einer vollkommen neuen wirtschaftlichen Rechtsordnung für den Immobilienverkehr geführt hat. Durch die Monopolisierung des Ankaufs des für Bebauungszwecke nötigen Gebietes von den chinesischen Bauern in den Händen der Regierung wurde nach dem Vorbilde Hongkongs eine Einnahmequelle ersten Ranges geschaffen; durch die weitere Einführung einer Immobilienumsatzsteuer bei Weiterveräußerung der einmal von der Regierung übernommenen Grundstücke unter Vermeidung der dem Lease-System anhaftenden Mängel dem Bodenwucher und der sozialschädlichen Neigung der Terrainspekulationen entgegengetreten und der Kolonie die durch Steigerung des Bodenwertes zu erhoffende Zuwachsrente auf alle Zeiten gesichert. Die für den Erwerb von Grundstücken aufgestellten Bedingungen führen zum erstenmal den Grundsatz durch, daß die Wertvergrößerung des Grundes und Bodens, soweit sie nicht auf eignen Arbeiten des Grundbesitzers beruht, sondern bedingt ist durch den Aufschwung des gesamten wirtschaftlichen Lebens, nicht dem einzelnen als unverdienter Gewinn in den Schoß fällt, sondern als Zuwachsrente, insofern sie das Produkt der Zusammenarbeit aller ist, auch allen, das heißt der Bürgerschaft, der Gemeinde zugute kommt. Durch diese Landregelung ist der Kolonie eine regelmäßige, von Störungen und unberechtigten Schwankungen unabhängige Einnahmequelle erschlossen, nicht nur durch regelmäßig fortschreitende Verkäufe, sondern auch durch die Grundsteuer, die in ihrer primitiven Form alle Erfordernisse eines geregelten Abgabenwesens erfüllt. Die Verteilung der Steuer ist gerecht; sie ist nicht drückend, ist vermehrungsfähig mit der Entwicklung des Gebietes selbst. Sie bedarf keines großen Beitreibeapparates, da sie sich aus den Grundbüchern ersehen und ohne Schwierigkeit nach dem Kaufpreise oder dem auf dem Kaufpreise beruhenden Schätzwerte berechnen und erheben läßt. Durch die Landregelung werden billige Landpreise und damit billige Mieten, billige Lebensführung begünstigt. Es ist nicht ausgeschlossen, daß bei einer weiteren Entwicklung der Kolonie die aus dieser Quelle fließenden Einnahmen andre Besteuerungsarten unnötig machen werden und daß die jetzt in der Kolonie als einzige Steuer bestehende Grundsteuer als „single tax“ für alle Bedürfnisse des Gemeindelebens ausreicht. Indes ist dieses bei der Einführung des Systems nicht so sehr das Ziel gewesen wie die Zurückdrängung der verderblichen Bodenspekulation und der damit verbundenen Verteuerung der Lebensführung.

Herrscht bei allen diesen inneren Einrichtungen unsers deutschen Schutz-

gebietes eine durch die Umstände bedingte Aehnlichkeit mit der englischen Kolonie an der chinesischen Küste vor, so ergibt eine Vergleichung der geographischen Lage und der geschichtlichen Entstehung der englischen und deutschen Kolonie an der chinesischen Küste einen Anhalt für die Verschiedenheit der Ziele beider Handelszentren und ihrer äußeren Entwicklung. Bleibt Hongkong, dessen Hinterland die Küste, nicht das Binnenland ist, auf einen ausgedehnten Durchgangsverkehr zur See angewiesen, und hat es vermöge seiner insularen Isoliertheit mit einer gewissen Abschließung vom Binnenlande zu rechnen, so kommt für Kiautschou an erster Stelle die wirtschaftliche Entwicklung des Binnenlandes, die Erleichterung seiner Verkehrsmittel, die Förderung seiner Ausfuhrgegenstände und im Zusammenhange damit die Hebung der Aufnahmefähigkeit für Waren der Einfuhr in Betracht. Bei der Ausgestaltung der deutschen Kolonie war also die wirtschaftliche Abhängigkeit von dem chinesischen Hinterlande vermöge seiner Festlandslage niemals außer Augen zu lassen, seine Einbeziehung in die Interessen der Kolonie an erster und ausschlaggebender Stelle zu pflegen. Geht der Ursprung Hongkongs darauf zurück, daß der englische Handel der drückenden Aufsicht der chinesischen Behörden sich zu entziehen suchte, so wurde Kiautschou in Aussicht genommen als Stützpunkt und Auslaßpforte des erst zu schaffenden Handels von Schantung. Der eignen Absicht der chinesischen Regierung entsprach die Anlage der Eisenbahn und von Bergbauunternehmungen in der chinesischen Provinz unter deutscher Leitung; ihre Erschließung und Nutzbarmachung für den Welthandel bildet den Inhalt des Kiautschouvertrages; die Eröffnung neuer Absatzgebiete im Innern ist danach die vornehmste Pflicht deutscher Handelsleute in der neuen Kolonie.

Nach diesen Gesichtspunkten ist während der fünf Jahre ihres Bestehens der Ausbau der Kolonie erfolgt. Die Arbeiten an dem großen, für unsre Flotte im Auslande genügenden Platz bietenden Hafen sind so weit gefördert, daß binnen Jahresfrist Ozeandampfer längsseit der Molen liegen und die aus dem Innern schon jetzt mit der Bahn angebrachten Kohlen als wertvollstes Handelsobjekt nach andern Ländern einnehmen können. Binnen Jahresfrist wird ferner die gesamte der Schantung-Eisenbahngesellschaft übertragene Bahn bis Tsinanfu, die Hauptstadt der Provinz, nebst der Zweigbahn ins Poschantal betriebsfähig hergestellt sein. Schon jetzt ist die Personenfrequenz nicht unbeträchtlich, und auch der Güterverkehr befindet sich in stets fortschreitender Entwicklung. Da der Provinz Schantung schiffbare Wasserstraßen fast vollständig fehlen, so ist die Eisenbahn das einzige Mittel, den Verkehr aus dem Innern nach der Küste zu ziehen. Liegt ihre Hauptbedeutung auch vorläufig darin, die Kohlenfelder bei Weihsien, Poschan und in weiterer Zukunft bei Itschoufu zu erschließen, so muß sie in kurzer Frist den gesamten Aus- und Einfuhrhandel der Provinz Schantung, mit Ausnahme des nördlichen Berglandes, das von Tschifu abhängen wird, der Kiautschoubucht zuführen. An den Eisenbahnstationen im Innern sind Verkehrszentren entstanden, die einzelnen chinesischen Städten schon jetzt einen wirtschaftlichen Aufschwung verliehen haben. Der Eisenbahn ist der deutsche Kaufmann

und Händler ins Innere gefolgt und hat dort Geschäftsniederlagen gegründet. Durch die Abhängigkeit aller dieser Einrichtungen von Tsingtau ist dieses der natürliche Mittelpunkt aller auf die Erschließung Schantungs gerichteten Bestrebungen geworden. Die gesunde Entwicklung schreibt die Fortführung der jetzt im Bau begriffenen Bahn über Tsinanfu nach Westen und nach Norden hin vor; der Schwerpunkt Nordchinas wird damit mehr und mehr nach Tsingtau und in die deutsche Interessensphäre verlegt werden.

Durch die Festlegung großer deutscher Kapitalien in Schantung ist ein Handinhandgehen mit China zur Pflicht gemacht. Führen wir China in eine neue Kultur ein, so geschieht es, um das Land zu einer höheren Stufe wirtschaftlicher Wohlfahrt zu erziehen, deren Früchte wir mitgenießen wollen. Ohne die bereitwillige Mitarbeit der Chinesen würde jede Tätigkeit der Deutschen im Innern verlorene Liebesmühe bleiben. Und zwar sind wir nicht nur von der Beihilfe des Arbeiters abhängig, der uns die Schienen legt und die Kohlen verladet, sondern auch von dem Vertrauen des Kaufmanns zu unsrer Geschäftsführung, von der willigen und besonnenen Unterstützung chinesischer Beamten. Der Kaufmann ist bis jetzt der Pionier des Deutschtums im Osten; die Regierung ist ihm auf dem Fuße gefolgt und hat sich da festgesetzt, wo er vorgearbeitet hat. Je größere Energie es verlangt, dem deutschen Kaufmann immer mehr Eingang zu verschaffen in das Reich, dessen ungeheures Absatzgebiet uns bei den nationalpolitischen Abschlußplänen Englands noch einmal notwendig werden kann, um so mehr gilt es, die rein wirtschaftlichen Machtfragen zum ausschließlichen Maßstab unsers Auftretens in China zu machen.

Je mehr wir uns aber mit der Tatsache abfinden, daß bei allen politischen und wirtschaftlichen Problemen in China mit China selbst zu rechnen und eine souveräne Mißachtung Chinas nicht mehr am Platze ist, um so leichter wird es sein, eine Ueberbrückung der Gegensätze in friedlicher Gestaltung herbeizuführen.

Die Umformung zu einem Industriestaate, die in Japan bereits vor sich gegangen ist, wird sich auch in China mit geschichtlicher Notwendigkeit vollziehen; es gilt, ihr entgegenzusehen und zur Sicherung deutschen Einflusses, deutscher Arbeit und Kapitalien ihr in Kiautschou nach Kräften zuvorzukommen. Sorgen wir nicht dafür, daß für die Kohlen in unserm Schutzgebiete sich Verwendung findet und die reichen Eisenerze zur Verarbeitung gelangen, um als Schienen oder als Haus- und Feldgeräte ihren Weg ins Innere zurückzufinden, so wird in der Provinz selber der Industriegeist erwachen und der Gewinn, den wir jetzt noch in Händen halten und uns für die Zukunft sichern können, uns abnehmen. Das China von heute ist ein anderes als dasjenige vor einigen Jahren; mit Macht ist China darauf hingedrängt worden und wird es täglich mehr, die technischen Erfahrungen, die wir uns im Laufe der Zeit erworben und vor ihm noch voraushaben, zu eignem Nutzen zu gestalten. Wie es sein Land trotz anfänglichen heftigen Sträubens mit einem Telegraphennetz überzogen hat, wie es die Eisenbahn ihren Siegeszug ins innerste Herz des Landes antreten läßt, wie

es durch eine eigne Dampferflotte an seiner Küste mit andern Mächten konkurriert, wie es seine eignen Werften angelegt hat und Waffenfabriken und Eisenhütten unterhält, wie es zur Verarbeitung der Seide die modernsten Maschinen aus Europa bezieht, wie es sein Geld in den besten und größten Münzstätten prägt, so wird mit wachsender Erkenntnis des Nutzens der Unternehmungsgeist weitere Kreise ziehen und auf eine Ausbeutung der reichen Bodenschätze, die einen, vielen reichen Ländern fehlenden Wohlstand bedingen, durch die Mittel europäischer Technik hinwirken.

Bei dem Aufschwung, den das in veralteten Anschauungen erstarrte China trotz aller ihm anhaftenden Verknöcherung in den allerletzten Jahren gerade in bezug auf die Heranziehung fremdländischer Hilfsmittel der Technik genommen hat, seine Augen gegen die früher oder später mit Notwendigkeit eintretende Gefahr einer Konkurrenz mit Europa verschließen zu wollen, wäre um so leichtfertiger, als das kleine durchaus nicht von diesem Kaufmanns- und Unternehmungsgeiste beherrschte Japan gezeigt hat, welche hohen Erfolge sich in kurzer Zeit durch die Uebernahme fremdländischer Herstellungsmethoden erringen lassen. Augenblickliche Mißerfolge Chinas in seinen Baumwollspinnereien, Waffenfabriken, Eisenwerken u. s. w. aufzuzählen ist zwar leicht genug; man vergißt dabei, daß China sich im allerersten Stadium des Lernens befindet, das jedes Volk hat durchmachen müssen, daß aber bei seiner hohen Begabung und seinem Ausdauervermögen es über die Lehrjahre hinauswachsen wird und muß, und daß mit dem auch vom europäischen Kaufmann in jeder Weise begünstigten Streben nach Vervollkommnung in der Ausnutzung europäischer Technik eine Verdrängung europäischer Artikel vom chinesischen Markte notwendig verbunden ist. Auf diese Eventualität sich vorzubereiten, ist eine einfache Pflicht der Regierungen; nicht zum wenigsten sind auch aus diesem Gesichtspunkte Einrichtungen im Kiautschougebiete getroffen, die die Nutzbarmachung der auch in ihrem Hinterlande zu verwertenden industriellen Unternehmungen für unser deutsches Schutzgebiet anstreben. Bis jetzt sind eine mächtige Eisenbahnreparaturwerkstätte, eine Seidenfilature und eine Dockanlage im Entstehen; andre Anlagen werden mit der Gewinnung von Rohmaterialien im Innern und der Ausdehnung der Bedürfnisse der Einwohnerschaft folgen, ihre natürliche Konzentrierung im deutschen Schutzgebiete, dem Ausgangspunkte der Schiffahrt für die Provinz Schantung und der das nördliche China durchziehenden Eisenbahnlinien, dem Mittelpunkte aller Handelsbeziehungen und dem Markte gelernter Arbeiter bleibt das Ziel vorläufiger Entwicklung.

Während die für Hongkong durch seinen geschichtlichen Werdegang bedingte Abschließung von China auch zu einer starren Absperrung vom chinesischen Zollreiche geführt hat, stellte sich bei der wirtschaftlichen Abhängigkeit des Kiautschougebietes vom chinesischen Hinterlande die Notwendigkeit heraus, soweit es mit der Souveränität des Deutschland abgetretenen Gebietes vereinbar war, eine Zollunion mit dem großen chinesischen Hinterlande im Interesse eines freien Warenverkehrs und der ungehinderten Verarbeitung chinesischer Erzeugnisse und

ihrer Weiterverbreitung im Innern des Landes zu begünstigen. Das mit China getroffene vorläufige Zollabkommen ist ein Versuch, dieser Absicht gerecht zu werden. Ebenso wie die durch die Macht der Verhältnisse bedingte Anpassung der Währungsverhältnisse an die chinesischen verfolgt das Zollabkommen mit China den Zweck, der wirtschaftlichen Isolierung des Schutzgebietes entgegenzutreten. Auf der Grundlage, daß die Höhe der Zollsätze für den Warenverkehr von und nach dem chinesischen Hinterlande sich nach dem für die Vertragshäfen gültigen Tarif richtet, wurde ein chinesisches Transitzollamt zur Verzollung von Waren von und nach China im Schutzgebiete selbst zugelassen. Bei vollkommener Wahrung des Freihafencharakters des Schutzgebietes erhebt dieses Transitzollamt den vertragsmäßigen chinesischen Einfuhrzoll auf die zur See nach Tsingtau gelangten Waren erst dann, wenn sie über die Grenzen in das chinesische Gebiet gebracht werden. Ausfuhrzoll wird von den aus dem Innern Chinas nach Tsingtau geschafften Waren erst dann erhoben, wenn sie aus deutschem Gebiete nach andern Ländern verschifft werden. Keinen Zoll zahlen Produkte, die innerhalb des deutschen Gebietes erzeugt sind, ferner Waren, die aus solchen oder aus über See in das deutsche Schutzgebiet eingeführten Produkten hergestellt sind. Die Halbzollvergünstigung (chinesischer Küstenzoll) wird solchen chinesischen Waren und Produkten, die aus chinesischen Häfen nach Tsingtau gebracht werden, zuteil, sobald sie über die Grenze in das chinesische Gebiet gehen. Europäische Waren und Produkte, die aus einem chinesischen Vertragshafen nach Tsingtau verschifft werden, erhalten hier den gezahlten Zoll voll zurückvergütet, ebenso zahlen chinesische Waren, die aus einem chinesischen Vertragshafen nach Tsingtau gebracht werden, bei einer Verschiffung nach Außerchina keinen weiteren Ausfuhrzoll.

Die Frage, welchen Ausfuhrzoll Fabrikate aus Materialien, die aus dem Innern Chinas nach dem deutschen Schutzgebiete eingeführt sind, zahlen sollen, ist noch offen. Ihre Lösung wird nur in dem Sinne erfolgen können, daß eben so sehr das China verbürgte Recht der Zollerhebung auf zollpflichtige Gegenstände als das Deutschland zustehende Recht auf freie Verarbeitung gewahrt bleibt. Nur unter sorgfältiger Abwägung der beiderseitigen Interessen ist die endgültige Regelung, die dann praktisch kaum Schwierigkeiten bereiten dürfte, denkbar. Jede Vergewaltigung Chinas würde, wenn auch nicht sofort, so doch später Repressalien hervorrufen, die der wirtschaftlichen Entwicklung der Kolonie direkt schädlich werden müssen, und auf den Widerstand der am chinesischen Handel und den chinesischen Zolleinkünften interessierten Fremdmächte stoßen. Das wohlverstandene Wohl unsrer neuen Kolonie verlangt eine gerechte, von allen kleinlichen Mitteln augenblicklicher Uebervorteilung absehende Behandlung Chinas in dem uns zur Erschließung überlassenen Ländergebiete.

Mannigfaltig sind die Aufgaben, die aus der besonderen Stellung der Kolonie an der chinesischen Küste dieser erwachsen. Galt es für Deutschland, in dem großen Interessenkampfe der um die Weltmacht ringenden Völker einen eignen Rückhalt zu besitzen, der ihm die Möglichkeit sichert, selbständig auftreten

und nötigenfalls eingreifen zu können, so darf bei der wirtschaftlichen Entwicklung dieses Stützpunktes nicht vergessen werden, daß sein natürliches Gedeihen auf einem wirtschaftlichen Anschlusse an das chinesische Reich beruht. So wertvoll der eigne Besitz für Deutschland an der chinesischen Küste ist, so ist er im Grunde doch nur ein Glied seiner großen Auslandspolitik und ein Bruchteil seiner Handelsinteressen im Osten. Die Kolonie auf Kosten des deutschen Gesamthandels in Ostasien pflegen zu wollen, wäre ein schwerer Fehler; ihre Daseinsberechtigung steht und fällt mit unserm nationalen Einfluß an der ostasiatischen Küste. Nur ein starkes und tatkräftiges Deutschtum in China ist die Wurzel unsrer kolonialen Blüte im Kiautschougebiete.



Das Interesse Oesterreich-Ungarns und Rußlands an der Erhaltung des Status quo am Balkan.

Von

Graf Rudolf Waldburg-Zeil.

In der Politik so gut wie im übrigen Leben ist das Werdende immer stärker als das Bestehende, letzteres immer bestimmt, vom ersteren besiegt zu werden. Wenn aber irgendwo, so muß dieser Grundsatz für Verhältnisse gelten, wie wir sie in einem Teile der Balkanhalbinsel antreffen, wo noch unreife, aber lebenskräftige und zum Bewußtsein ihrer Stärke immer mehr erwachende Völkerschaften unter der Herrschaft eines alten, morschen und jeder Entwicklung unfähigen Reiches, wie die Türkei, sich befinden. Wenn trotzdem die Politik der beiden, für den Balkan maßgebenden Großstaaten, Oesterreich-Ungarns und Rußlands, scheinbar als höchstes Ideal die Erhaltung des Status quo, mit andern Worten die Erhaltung eines auf die Dauer unhaltbaren Zustandes verlangt, so kann sie damit nur ganz besondere Zwecke verfolgen.

Die Hauptstärke der russischen Balkanpolitik liegt darin, daß sie ein klares, unverrückbares historisches Ziel hat, das sie, wenn sie sich nicht selbst aufgibt, erreichen will und erreichen muß. Die Eroberung Konstantinopels und damit die freie Hand am Schwarzen Meer ist für die handelspolitische Entwicklung des russischen Reiches in Europa eine Notwendigkeit, auf die es nie und nimmer wird verzichten können. Damit ist aber nicht gesagt, daß diese schon von Peter dem Großen gehegten Zukunftsträume unbedingt zu einem Konflikt mit der österreichisch-ungarischen Monarchie führen müssen, und sich nicht für letztere annehmbare Kompensationen finden ließen.

So klar aber auch die Endziele der russischen Politik am Balkan sein mögen, so ist der Weg dazu doch ein sehr weiter und die Aktionsfähigkeit Rußlands zurzeit auf ein sehr geringes Maß reduziert. Am Persischen Meerbusen, wo zwischen dem Zarenreich und England ein stiller, aber deshalb nicht weniger hartnäckiger Zweikampf ausgefochten wird, im äußersten Osten, in Korea und der Mandschurei, wo alle moskowitischen Bestrebungen in dem jungen, tatenlustigen Japan einen nicht zu unterschätzenden erbitterten Gegner finden,[1]) ist der beste

[1]) Der Aufsatz wurde vor Ausbruch des Krieges in Ostasien geschrieben. Die Redaktion.

Teil der russischen Expansionskraft gebunden. Dazu herrscht im Innern Rußlands eine tiefgehende Unzufriedenheit und eine stets wachsende Finanznot. Endlich ist der jetzige Beherrscher aller Reußen, Kaiser Nikolaus, kein Freund weittragender Entschlüsse und gewagter Abenteuer.

Kein Wunder also, wenn die derzeitigen Lenker der äußeren Politik des Zarenreiches nach einem Ausweg suchen, der, ohne den historischen Zielen untreu zu werden, sie doch von einem allzu aktiven Vorgehen entbindet, denn wenn Rußland für eine Zeit auf größere Aktionen im Balkan verzichtet, so muß es vor allem, um sich den Weg freizuhalten, zwei Gefahren vorbeugen. Die eine ist ein zu mächtiges Anwachsen des österreichisch-ungarischen Einflusses, die andre die Entstehung eines großen, starken Nationalstaates am Balkan.

Durch die Abmachungen nun, die zwischen Oesterreich-Ungarn und Rußland auf die Erhaltung des Status quo geschlossen worden sind, ist dieses Ziel vorläufig einigermaßen erreicht. Der wohl unbegründeten Furcht vor einem einseitigen Vorgehen Oesterreich-Ungarns wird dadurch der Boden entzogen, und anderseits wird auch allen Aspirationen der Balkanstaaten ein Riegel vorgeschoben. Freilich ist unter den drei hier in Betracht kommenden Balkanstaaten ein einziger, der mit einiger Aussicht auf Erfolg eine weitergehende Expansionspolitik treiben könnte. Rumänien schreitet, trotz mancher innerer, besonders volkswirtschaftlicher Schwierigkeiten und schwer zu lösender Probleme, wie der Juden- und Fremdenfrage, im großen und ganzen unter der Regierung eines weisen Königs in stetiger kultureller Entwicklung fort. Aber als einzige romanische Nation am Balkan ist es viel zu isoliert, um eine Eroberungspolitik treiben zu können. In engster Anlehnung an die Tripelallianz, geschützt zudem gegen etwaige Angriffe durch eine modern organisierte tüchtige Armee, hat sich die rumänische Regierung friedliche, zivilisatorische Ziele gesetzt. Was aber das durch Taten unmenschlicher Barbarei in letzter Zeit berüchtigt gewordene Serbien betrifft, so mag wohl in den Köpfen mancher Politiker dort die Idee von einem groß-serbischen Reiche spuken. Aber die Hilflosigkeit der Regierung, die Disziplinlosigkeit und Korruption der Armee, vor allem aber die Indolenz der Bevölkerung, die Armut und der Mangel an inneren Hilfsquellen des Landes unterbinden auf absehbare Zeiten jede ernst zu nehmende Aktion dieses Staates. Anders verhält es sich mit Bulgarien. Das bulgarische Volk ist unter allen Völkern des Balkans zweifellos das vielversprechendste. In ihm liegt noch eine Fülle unverbrauchter Lebenskraft verborgen. Besonders die militärischen Eigenschaften sind bei der bulgarischen Nation in hohem Maße vorhanden, die Serben haben das bei Slivnitza bitter zu fühlen bekommen, und neuerdings beim makedonischen Aufstande zeigten die Bulgaren einen Grad von Organisationstalent, Tapferkeit und taktischem Geschick, der bei allem Abscheu vor ihren Ausschreitungen und Grausamkeiten uns vom militärischen Standpunkte aus mit Bewunderung erfüllen muß. Wenn nun auch die Chancen in einem etwaigen Kriege zwischen der Türkei und Bulgarien für erstere günstiger sein mögen, so ließe sich doch der Ausgang eines solchen keineswegs mit Bestimmtheit vorhersagen. Nichts aber könnte Rußland unerwünschter kommen, als daß an Stelle der altersschwachen Türkei ein großer, starker bulgarischer Nationalstaat sich bis zum Schwarzen Meer erstrecken würde, der für die russischen Aspirationen ein ungleich gefährlicherer Gegner wäre, als die Hohe Pforte. Und da sorgt nun wieder das österreichisch-ungarisch-russische Abkommen, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen und der Zukunft nicht vorgegriffen wird.

So sind also die Vorteile, die die Erhaltung des Status quo für Rußland bringt, sehr klar und handgreiflich. Was für Vorteile zieht aber Oesterreich-Ungarn aus diesem Uebereinkommen? Die Ziele der Monarchie am Balkan können, so sehr sie auch in Bosnien und der Herzegowina ihren kolonisatorischen Befähigungsnachweis erbracht hat, in erster Linie doch nur friedliche sein. Weder ist die Lage im Innern der Monarchie für auswärtige Aktionen geeignet, noch sind die Vorteile einer etwaigen Gebietserweiterung am Balkan so große und unzweifelhafte, daß dadurch die enormen Opfer, die eine Okkupation an Geld und Blut voraussichtlich erfordern würde, zweifellos wettgemacht werden. Möglich,

daß die Besetzung eines Teiles von Albanien im Einverständnisse mit Rußland über kurz oder lang zur politischen Notwendigkeit wird. Vorläufig kann die Monarchie nur die Erlangung wirtschaftlicher Vorteile und die Wahrung ihres berechtigten politischen Einflusses am Balkan anstreben. Und da läßt es sich nicht leugnen, daß in der Erhaltung des Status quo auch ein großes Interesse für Oesterreich-Ungarn liegt. Der Hauptvorteil aber, den Oesterreich-Ungarn aus seinen Abmachungen mit Rußland ziehen kann, liegt vielleicht darin, daß das fast verschwundene Vertrauen zwischen den beiden Großmächten in den letzten Jahren langsam wieder zugenommen hat und allmählich die Einsicht durchbricht, daß die Interessen beider Staaten auf der Balkanhalbinsel keine so unvereinbaren sind, wie man es wohl früher glaubte. Einmal wird es zweifellos zur großen Abrechnung im Orient kommen. Nur eine Vogel Strauß-Politik könnte damit nicht rechnen. Je mehr aber bis dahin das Vertrauen zwischen der Monarchie und Rußland gewachsen ist, desto geringer wird die Gefahr eines Zusammenstoßes, und desto sicherer wird die Erkenntnis durchgreifen, daß die vitalen Interessen beider Staaten am Balkan sehr wohl nebeneinander Platz finden.

Je einiger dann Oesterreich-Ungarn und Rußland sind, desto kräftiger werden sie auch ihr durch Geschichte und geographische Lage wohlbegründetes Recht, bei allen Balkanangelegenheiten den entscheidenden Einfluß zu haben, wahren können. Diese Ansicht, daß Oesterreich-Ungarn und Rußland als den beiden meistinteressierten Staaten die Vorhand im europäischen Oriente gebührt, scheint man ja nach den nicht vor langer Zeit bei Gelegenheit des Besuches Kaiser Wilhelms in Wien einem Politiker gegenüber gemachten und in der „Freien Presse" veröffentlichten Aeußerungen des Grafen Bülow auch an deutscher maßgebender Stelle zu teilen, und je offenkundiger und verläßlicher das Zusammengehen Oesterreich-Ungarns und Rußlands sich zeigen wird, desto mehr wird diese Anschauung auch bei den übrigen europäischen Mächten natürlich bei Wahrung ihrer berechtigten Interessen Platz greifen müssen.

So können also die auf Grund des Status quo zwischen Oesterreich-Ungarn und Rußland getroffenen Abmachungen, wenn auch weit entfernt davon, ein Ideal darzustellen, unter den gegebenen Verhältnissen ein für beide Staaten nicht ungünstiges Abkommen bedeuten, vorausgesetzt natürlich, daß diese Abmachungen auch von beiden Seiten tatsächlich und loyal eingehalten werden.

Leider läßt es sich nicht leugnen, daß dies von russischer Seite nicht immer geschehen ist, und daß insbesondere die sogenannte russische nichtoffizielle Politik, für die aber, als meist von diplomatischen Funktionären ausgehend, die Regierung unbedingt verantwortlich ist, auch nach dem österreichisch-ungarisch-russischen Uebereinkommen noch vielfach agitatorische, der Monarchie direkt feindliche Ziele verfolgt. Doch ist hier nicht der Platz, um näher darauf einzugehen. Immerhin ließe sich vielleicht durch jedesmalige energische Reklamationen seitens der österreichisch-ungarischen Diplomatie diesem Uebel, das die Vorteile des österreichisch-ungarisch-russischen Uebereinkommens oft sehr ernstlich in Frage stellt, ein Ziel setzen.

Noch einmal hat im vergangenen Jahre das Machtwort der Großstaaten die orientalische Krisis beschworen, und vorläufig schließt der in den makedonischen und albanesischen Berglanden frühzeitig aufgetretene rauhe Winter wirksamer als alle Reformen jede größere kriegerische Unternehmung aus. Wer aber kann wissen, ob, wenn das Frühjahr kommt und der Schnee am Balkan schmilzt, der drohende Konflikt zwischen den christlichen und mohammedanischen Nationen der östlichen Halbinsel sich noch weiter wird hinausschieben lassen.

Wann immer aber die große Abrechnung am europäischen Oriente vor sich gehen wird, früher oder später, dann erst wird es sich zeigen, ob das wichtigste Ziel, das unsre Diplomatie mit der Status quo-Politik verfolgt, das Vertrauen zwischen den beiden Großmächten zu begründen und ihre Interessen auszugleichen, erreicht worden ist.



Andors goldene Venus.

Von

Balduin Groller.

Ich kriege meinen Freund Andor eigentlich recht selten zu Gesicht. Er kugelt immer an allen möglichen europäischen Höfen herum, haut ewig Könige und Königinnen, Prinzen und Prinzessinnen aus, und da behält er natürlich wenig übrig für seine Freunde. Um so größer dann die Freude, wenn ein freundlicher Zufall es fügt, daß wir wieder einmal zusammenkommen und uns so recht von Herzen ausplauschen können. Ich darf wohl sagen, die beiderseitige Freude. Denn er ist ein Prachtmensch, ein guter Junge, eine brave Haut, und hält Treue. Noch eine schöne Eigenschaft: er weiß immer was zu erzählen.

Wie wir nun wieder einmal so beisammen sitzen und uns alles mögliche abfragen, unterbricht er auf einmal seinen Redefluß, um mir freundschaftlich mit der Faust zu drohen:

„Da fällt mir eben ein — du hast ja das größte Geheimnis meines Lebens, die Geschichte von der silbernen Venus, ausgeplaudert! Dafür sollte man dich doch ein wenig totschlagen."

„Aber, mein guter Alter, du weißt ja, daß ich davon lebe, das auszuplaudern, was ich höre oder erschaue, sei es in mir, sei es außer mir. Wenn du mich also totschlagen wolltest — ich wäre geneigt, das eigentlich doch nicht für besonders empfehlenswert zu halten —, so wäre doch Stil in der Sache. Man lebt davon, man stirbt daran — das wäre ganz in der Ordnung. Uebrigens habe ich es an der pflichtgemäßen Obsorge nicht fehlen lassen. Ich habe den Schauplatz der Begebenheit in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt. Versuche es doch einmal nachzuzählen, wieviel Throne auf europäischem Boden stehen — eine ganze Masse! Da hat kein Mensch darauf kommen können, welchen Thrones Zierde gemeint war."

„Ich mache mir auch nichts daraus — an den Hof gehe ich doch nicht mehr zurück."

„Oho! Gespannte Beziehungen zwischen dir und einem mächtigen Hofe?! Ich sehe europäische Verwicklungen voraus und befürchte das Schlimmste!"

„Ihr könnt unbesorgt sein."

„Ihr??"

„Ich meine deine Freundin, die Baronin Suttner, auch. Der Weltfriede ist vorläufig nicht gefährdet. Ich bin nämlich gar nicht bös mit jenem König."

„Das ist jedenfalls beruhigend."

„Wir sind im besten Einvernehmen geschieden. Er hat nun sogar auch mir das Große goldene Ehrenzeichen für Kunst und Wissenschaft verliehen."

„Das hätte er dir schon für deine silberne Venus geben müssen."

„Er gab es mir für die goldene."

„Was — eine goldene Venus hast du auch gemacht?"

„Jawohl, aber das ist auch ein Geheimnis."

„Auch? Ich werde es ebenso streng hüten, wie das erste," versicherte ich eifrig und spitzte die Ohren, im Geiste auch schon den Bleistift.

„Nicht viel dran," fuhr er fort, „nur eine ärgerliche Sache."

„Aber der Friede ist nicht gefährdet, sagtest du?"

„Nein, alles in schönster Ordnung. Ich habe nur den Respekt vor Seiner Majestät verloren, und darum will ich nicht mehr zurück."

„Lieber Freund, bei deinem Geschäft ist das ein gefährlicher Präzedenzfall."

„Mein Geschäft ist die Bildhauerei."

„Pardon — die Bildhauerei für die Könige! Woher also hier die Erkaltung der Beziehungen?"

„Ich habe den Respekt vor ihm verloren. Ich habe eine Zeitlang geglaubt, daß er wirklich etwas verstehe."

„Vom Regieren?"

„Von der Bildhauerei. Jetzt verachte ich ihn."

„Er wird das mit königlicher Fassung tragen müssen. Nun sei aber so gut und drücke dich etwas deutlicher und ausführlicher aus. Ich bin sonst für die schmerzlose Methode des Interviewens —"

„Wenn aber das Opfer störrisch ist, dann —?"

„So ist es. Also schieße los."

„Also gut. Du weißt, daß ich mir mit der silbernen Venus seine allerhöchste Gnade zugezogen hatte. Nach der Affäre, die du kennst, kam er bald wieder zu mir ins Atelier und fragte, ob er den fertigen Guß der Statue nicht auch sehen dürfte. Nach Rücksprache mit dem hohen herrlichen Modell konnte ich ihm das zusagen mit dem Vorbehalt: der Kopf müsse verhüllt bleiben."

„Selbstverständlich!" erwiderte er mit vielsagendem Lächeln.

„Sie wissen, Majestät, daß in unserm Falle der schöne Satz Suprema lex voluntas regis eine kleine Korrektur erfahren hat."

„Ich habe es zugestanden, lieber Andor; mächtiger noch ist der Wille einer schönen Frau."

„Du, Andor," erlaubte ich mir hier zu unterbrechen. „Dein König scheint aber wirklich nicht gar so dumm zu sein."

„Habe ich auch nicht behauptet, nur von der Plastik versteht er nichts, und das ist schlimm genug. Also daß ich weiter erzähle:

„Uebrigens — wissen Sie, lieber Andor," fuhr der König fort, „daß diese Vorsichtsmaßregeln, die ich natürlich respektiere, eigentlich doch überflüssig sind."

„Ich weiß; Majestät haben das durch ein Epigramm kundgegeben."

„Ein Epigramm?! Nicht, daß ich wüßte!"

„Ein Epigramm, das ebenso sehr für die Gnade, wie für den Esprit Eurer Majestät spricht."

Er lachte, das gefiel ihm.

„Das haben Sie gut gegeben, Andor,“ sagte er huldvoll. „Epigramm — ist sehr gut! Sie meinen eine Ordensverleihung?“

„Eine Ordensverleihung an eine hohe Persönlichkeit.“

„Das Große Ehrenzeichen. Schade, daß die Welt das Epigramm nicht versteht!“

„Das ist das Schöne daran für die drei, die es verstehen.“

„Drei?“

„Die hohe Persönlichkeit, der Künstler —“

„Und?“

„Und — der Verfasser.“

„Ja so — der Verfasser — ist auch sehr gut. Der mußte es natürlich auch verstehen.“

„Majestät haben da mit vollendeter Diskretion zu verstehen gegeben, daß Sie — wissen!“

Der König hatte nämlich die geheim angefertigte Statue vor dem Gusse, und selbst das unvergleichliche Modell in meinem Atelier gesehen, bis auf den Kopf, der bei beiden verhüllt blieb. Bald darauf erfolgte die Verleihung des goldenen Ehrenzeichens an die Herzogin Maud.

Nach und nach rückte er dann mit seinem Anliegen heraus. Mit meiner silbernen Venus hätte ich ihn auf eine Idee gebracht. Die Sache sei aber sehr diskret.

Ich glaub's, daß sie diskret war! Die Königin hätte ihm die Augen ausgekratzt, wenn sie davon etwas erfahren hätte, und mir wahrscheinlich auch. Es war nichts Geringeres, als daß ich ihm seine kleine Freundin, eine pikante Französin, modellieren sollte. Ich kannte die Person, so vom Sehen aus, hatte aber doch kein rechtes Urteil über sie im Hinblick auf ihre plastische Brauchbarkeit. Was man so von der Ferne in der Equipage vorbeischießen oder in der Theaterloge, von einer Spitzenwolke umhüllt, sieht, das sieht man doch nicht immer gleich als Plastiker an. Daß es da keine monumentale Herrlichkeit geben würde, wie bei der — andern, das war mir freilich gleich klar, aber immerhin konnte es doch vielleicht ein zierliches pikantes Figürchen, so eine Nymphe oder ein Zöfchen aus dem Gefolge der Venus Urania werden.

Also gut; ich bin natürlich dabei und fange an vom Notwendigsten zu reden, vom Format und vom Material. Er wollte etwas ganz Exquisites haben. Mir wird immer bange, wenn Laien etwas „Exquisites“ haben wollen. Das kann sich natürlich immer nur auf Nebensächlichkeiten beziehen. Denn die Hauptsache bleibt ja doch die Form, und die ist etwas bestimmt Gegebenes. Also was sollte das sein? Die silberne Venus ging ihm im Kopfe herum; etwas Aehnliches wäre ihm angenehm, aber dasselbe sollte es nicht sein.

„Machen wir eine goldene Venus, Majestät,“ schlug ich dreist vor.

Majestät lachte und sagte dann mit einem Seufzer:

„Das geht nicht, lieber Freund. Die schöne Herzogin Maud kann sich solche Scherze erlauben, ohne zu fragen, was sie kosten, das kann aber nicht auch ein armer König!“

Ich lachte untertänigst zu der schalkhaften Bemerkung Seiner Majestät und erlaubte mir zu betonen, daß ich es nicht „so" gemeint hätte. Eine Statue aus purem Golde, das wäre ja doch nur alberne Protzerei, einfach Brutalität. Die Amerikaner leisten sich gelegentlich so ein Vergnügen, und es wäre wirklich auch etwas höchstens für Barnums greatest show.

Wie ich es denn sonst gemeint hätte.

„Ich dachte an ein Figürchen für den Schreibtisch, höchstens einen halben Meter hoch, oder, wenn es eine liegende Gestalt werden soll, höchstens ebenso lang. Das Material, und wäre es Demantstein, darf sich nicht zur Hauptsache vordrängen wollen. Das ginge mir, dem Künstler, doch zu sehr wider die Natur. Ich möchte Majestät an Benvenuto Cellinis berühmtes Salzfaß erinnern."

„Ja, es ist das herrlichste Werk der Goldschmiedekunst!"

„Es ist eines der berühmtesten Cellinis."

„Sein Wert wird auf Millionen geschätzt."

„Allerdings, Majestät. In künstlerischer Hinsicht scheint es mir dennoch ein wenig überschätzt zu sein, immerhin ist es aber gut genug, zu zeigen, daß neben dem künstlerischen Gehalt das Material, und sei es auch Gold, nur eine untergeordnete Rolle spielt. So dachte ich mir's auch für unsre Statuette."

Die Idee gefiel ihm ausnehmend gut, nur ein Bedenken hatte er. Auf dem Schreibtisch würde sich das Ding großartig machen, und seinen Wünschen würde eine solche Aufstellung am besten entsprechen, aber dort würde die Statuette auch von andern Leuten gesehen werden, und wenn auch das weiter nichts auf sich hätte, so bliebe es doch noch immer eine kitzlige Sache. Es käme nämlich auch die Königin darüber, und mit der sei in einem gewissen Punkte nicht zu spaßen — leider.

Wir einigten uns also dahin, für das kleine Kunstwerk einen besonderen, verschließbaren Schrein anfertigen zu lassen, den Majestät ganz gut in den höchsteignen Privatgemächern irgendwo im Bücherkasten oder in einem Dokumentenschrank verstecken konnte.

Als alles verabredet war, kamen wir überein, daß er mir die Person am nächsten Tage schicken solle.

Richtig kam sie auch am nächsten Tage angefahren in einer großartigen Equipage; Kutscher und Bedienter in knalligen Livreen, begleitet von einer aufgedonnerten alten Tugendwächterin, ihrer „Mama". Für mich gab es, als sie mit der schauerlichen Mama bei mir eintrat, zunächst eine kleine Enttäuschung. Die Toilette freilich von raffiniertem Schick und brillanter Extravaganz, aber der Kopf — der Kopf, der machte mir gleich Sorge. Der war höchstens ein malerisches, aber kein plastisches Problem. Ein kapriziöses Gesicht von mesquinen Formen; lebhafte Augen, in der Wirkung ihres Spiels unterstützt von kundiger Handmalerei an den Brauen und Lidern, der Teint gehoben durch reichliche Verwendung von Puder; lebhaft rote Lippen, stets zu einem Lächeln geöffnet, weil sie dann ganz brillante Zähne erblicken ließen, die wieder ihrerseits durch ihren hellen Glanz die frische Farbe der Lippen hoben. Immer nur koloristische

Wirkungen. Ein Maler hätte da, unterstützt von einem gut gewählten Hintergrund, mit Hilfe des Arrangements, der spielenden Lichter des Helldunkels, durch Reflexe und sonstige massenhaft zur Verfügung stehende Mätzchen immerhin ein ganz effektvolles Kunstwerk zustande bringen können, aber der Bildhauer stand in Nöten da.

Alles, was das Persönchen interessant und pikant machte, war für ihn nicht zu fassen. Die Farbenkontraste von Augen, Wangen, Lippen, Zähnen, die flockige Anordnung der Haare, die reine, neckische Pintscherlfrisur, das bis zum Kinn hinaufreichende reiche Rüschen- und Spitzenwerk, das mit dazu beitrug, dem Gesichtchen einen gewissen Reiz zu geben, war für den Plastiker einfach wertlos.

Ja, mein Alter, das war ein rechter Jammer! Ein Jammer übrigens, den wir Bildhauer oft erleben. So manch eine, die vor der Welt als große Schönheit gilt, fällt kläglich durch, wenn sie ihr Examen vor dem Bildhauer bestehen soll. Da hält doch nur die ehrliche, edle Form stand. Da wird alles auf das Echte, das Reelle reduziert, auf die strenge Form, und alle sonst so wirksamen Hilfsmittel versagen. Da hast du auch das große Geheimnis enthüllt, warum es in der Plastik so wenig schöne Porträtbüsten von Frauen gibt — es gibt eben wenig schöne Frauen auf der Welt.

Ich war also recht herabgestimmt, aber ich hoffte doch auf das weitere. Sie sollte sich nun ausziehen, aber die Alte genierte mich; sie brachte ein gar so gemeines Element in die Atmosphäre.

„Tu mir die Freundschaft, liebes Kind," sagte ich ihr also, „und schicke die Alte fort."

Sie lachte mich schelmisch an und schickte die Alte fort.

Und nun zog sie sich aus an jener Stätte, die mir geweiht war durch die königliche Schönheit des Urbildes meiner silbernen Venus. Wo Aphrodite geweilt, nun die Hetäre. Seien wir nicht empfindsam, redete ich mir zu, vielleicht gibt es doch noch eine ganz gute Mänade.

Als ich endlich den Vorhang aufzog, hinter dem es in einem fort gekichert und geträllert hatte, da — ich kann es dir nicht recht beschreiben — ich war einfach weg — einfach paff!"

„So schön war sie?"

„Im Gegenteil. Ich war wütend und empfand ihre Gegenwart als eine persönliche Beleidigung. Mit so einem Korpus kommt man nicht zu einem Bildhauer; das ist einfach eine Unverschämtheit. Nicht ein Zug von Adel und Schönheit in der ganzen nichtigen Figur. Und so etwas macht Geschäfte — mit solchem Handwerkszeug — mundus vult decipi! Es ist ganz erstaunlich, was alles Karriere machen kann! Von den kleinen, verzwickten, durch konsequente Verwendung zu engen Schuhwerks mißgestalteten Füßen bis zum Scheitel alles ordinär, direkt unschön.

Ich sah sie mir eine Weile schweigend an, dann sagte ich ihr, sie könne sich getrost wieder anziehen.

„Schon? Warum?" fragte sie mich.

Ich besann mich noch rechtzeitig, daß es doch die Favoritin des Königs sei, und zog mich aus der Schlinge.

„Weil," erwiderte ich, „das ein gewöhnlicher Sterblicher nicht aushält; mich packt sonst eine rasende Leidenschaft." Und dabei unterdrückte ich nur mit Mühe das Gähnen.

„O, wenn es nur das ist?—" sagte sie lächelnd und mir beredte Blicke zuwerfend.

„Einen König betrügt man nicht," sagte ich weise. Innerlich war ich aber wütend. Wieder eine Unverschämtheit! Was für einen alternden König gut genug ist, das ist — bei allen Göttern Griechenlands! — es doch nicht auch für einen Bildhauer von meinem Range! Ich war ordentlich froh, als sie nur wenigstens ihre schwarzen Strümpfe und ihr Hemd, ein Wunderwerk aus Seide und Spitzen, wieder anhatte.

„Wie soll es denn aber nun weiter werden?" fragte sie doch schon etwas unsicher, als sie sich mit ihrem Mieder beschäftigte.

„Sehr einfach," entgegnete ich. „Deine unvergleichliche Schönheit hat sich mir unauslöschlich tief eingeprägt, und sie wird aus dem Geiste, aus dem Herzen heraus neu geschaffen werden."

Das beruhigte sie wieder, und beim Abschied gab sie mir einen Kuß. Sie wollte in ihrer königlichen Großmut doch durchaus etwas für mich tun."

„Nun, Andor, und kam dann die goldene Venus doch noch zustande?"

„Aber, natürlich! Das Köpfel hatte ich rasch modelliert, selbstverständlich ein wenig, ein wenig sehr idealisiert, und für den Körper nahm ich mein neuestes Modell, eine junge Budapesterin, die mich seit einigen Monaten auf meinen Reisen begleitet, und die mir auf solche Art schon wiederholt aus der Verlegenheit geholfen hat."

„Und der König war zufrieden?"

„Er war begeistert und verlieh mir die höchste Auszeichnung, die er für eine Kunstleistung zu vergeben hat."

„Na, dann ist ja alles in Ordnung."

„In der schönsten Ordnung. Auch Lydia, seine Freundin, ist entzückt. Beide bewundern die vornehme Schönheit und die wundervolle Naturwahrheit der Statuette. Begreifst du nun, daß ich vor einem Kunstfreund, der sich einen solchen Bären aufbinden läßt, allen Respekt verlieren mußte. Der König ist also bei mir in Ungnade gefallen, und ich gehe nicht mehr an seinen Hof. Das also ist die Geschichte der goldenen Venus — aber nichts ausplaudern, wenn ich bitten darf!"

„I — wo werd' ich! Uebrigens, mein Herr, lesen Sie das nächste Heft der ‚Deutschen Revue'." —

Ueber die Abstammung des Pferdes.

Von

Prof. Dr. R. v. Lendenfeld (Prag).

Man ist bis vor 25 Jahren allgemein der Ansicht gewesen, daß es wirkliche wilde Pferde — nicht bloß „verwilderte", wie jene Australiens und Südamerikas — nicht gäbe. Gegen Ende der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts entdeckte Przewalsky ein pferdeähnliches Tier in den zentralasiatischen Steppen und Wüsten, das dann als Equus Przewalskii beschrieben wurde. Die Gelehrten aber wollten nicht glauben, daß dieses Tier ein wirkliches wildes Pferd sei. Flower, einer der besten Kenner der Equiden, sprach die Meinung aus, daß dieses Przewalskysche Pferd ein Bastard zwischen dem Kiang, dem wilden, zentralasiatischen Esel, und einem mongolischen Pony sei. Kürzlich hat nun Salensky die Ergebnisse seiner Beobachtungen einer Anzahl von lebenden Przewalsky-Pferden veröffentlicht, während Ewart Bastarde von Kiang und verschiedenen Ponyformen beschrieb, die er in den letzten Jahren gezüchtet hat. Diese Studien haben ergeben, daß erstens der Equus Przewalskii eine wohl charakterisierte Pferdeart ist, und daß zweitens die Kiang-Ponybastarde wesentlich von den Przewalsky-Pferden abweichen. Es ist sonach sicher anzunehmen, daß der Equus Przewalskii wirklich ein echtes wildes Pferd ist, und es entsteht die Frage, in welcher Beziehung er zu unserm domestizierten Pferde steht. Ewart vertritt die Ansicht, daß das letztere von wenigstens zwei verschiedenen Arten wilder Pferde abstamme und spricht die Vermutung aus, daß unsre großköpfigen, dickknochigen Rassen mit dem Przewalsky-Pferde verwandt seien. Es wäre demnach dieses zentralasiatische Pferd als Abkömmling einer der wilden Vorfahren unsers Pferdes anzusehen.



Literarische Berichte.

Die Kleinwelt unserer Väter. Roman von Antonio Fogazzaro. Aus dem Italienischen übersetzt von M. Gagliardi. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. 1903. 404 S.

Mit dem Bild des Verfassers geschmückt und mit einer knappen biographischen Skizze versehen, bietet dies Buch in vornehmer Schale eine wirkliche Perle der ausländischen Literatur. Von allen fremden Erzählern steht Fogazzaro ohne Frage deutschem Empfinden näher als irgend einer. Die Italiener nennen ihn ihren größten Prosaisten seit Manzoni, und auch in dieser von stammesverwandter Hand besorgten Uebertragung des Piccolo Mondo antico wird die reizvolle Lieblichkeit des Originals kaum merklich verdeckt.

Eine Familiengeschichte ist, was F. hier erzählt, und sie ist es in dem doppelten Sinn des Stoffs und der Bestimmung. Man kann, was von wenig Büchern des Auslands gesagt werden darf, dieses Buch unbedenklich in jede Hand geben. Für die gebildeten Familien Italiens bedeutet F. etwa das, was uns ein Gustav Freytag ist. Inhaltlich wird das schlichte psychologische Drama, das sich an ein altes Familiendokument, eine Erbschaftsurkunde, knüpft und der äußeren Bewegung fast völlig entbehrt, durch die antiösterreichischen Freiheitsbestrebungen Oberitaliens um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts wirkungsvoll belebt. Der frommgläubige Franco und seine freidenkende Gattin Luisa stehen im Vordergrund, aber auch die andern Gestalten bis herab zu den

Statisten des Romans haben Leben und Seele: sie prägen sich plastisch dem Gedächtnis ein. Dabei offenbart der Verfasser, dessen Held viele Züge seines eignen Wesens trägt, ein tief religiöses und echt patriotisches Herz. —ck.

Die Giftmord-Tragödie nach den Archiven der Bastille. Von Franz Funck-Brentano. Mit einem Vorwort von Albert Sorel. Einzige berechtigte Uebersetzung aus dem Französischen von Frau Nina Knablich. Mit acht Illustrationen. Verlag von A. Langen, München.

Eine der interessantesten Perioden aus den Annalen der Kriminalistik, die zugleich von großer kulturgeschichtlicher Wichtigkeit ist, behandelt der bekannte Gelehrte, der gleichzeitig ein vortrefflicher Schriftsteller, in diesem neuesten Buche, das sich wie ein spannender Roman liest. Es hat zum Gegenstand jene Kette von Giftmorden, die unter Ludwig XIV. jahrelang das allgemeine Gefühl der Unsicherheit in Paris hervorriefen und zu deren Sühne und Unterdrückung der „Sonnenkönig" einen eignen Gerichtshof, die Chambre ardente (Feuerkammer), einsetzte. Es waren vorwiegend Frauen, die sich des Giftes gegen Verwandte und ihnen irgendwie unbequeme Personen bedienten; an ihrer Spitze standen die Marquise von Brinvilliers und die berüchtigte Voisin. Letztere war die Helfershelferin der Geliebten des Königs, der Frau von Montespan, die mit Gift und Liebestränken Nebenbuhlerinnen zu beseitigen und sich die Liebe des Monarchen zu erhalten suchte und die sogar vor den Greueln der sogenannten „Schwarzen Messe" nicht zurückbebte. Es ist ein seltsames und ungeheuerliches Bild des damaligen Frankreichs, das Funck-Brentano durch seine lebendige Schilderung vor unsern Augen entrollt. Fr. R.

Stadt und Gebirg. Roman von José Maria Eça de Queiroz. Uebersetzt von Luise Ey. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. 1903. 307 S.

Im Grund eine sehr einfache Geschichte: wie ein überzivilisierter Großstadtmensch durch unfreiwillige Rückkehr zur kraftvollen Natur geheilt wird, ist ihr kurzer Inhalt. Das klingt recht doktrinär, ist auch als schriftstellerisches Thema uralt und durch Rousseaus Programmschrift weltbekannt. Allein ein Novum in der Literatur der Völker ist die Verwertung des Gedankens in vorliegender Form. Es war dem von südlicher Glut und französischer Lebhaftigkeit durchdrungenen „portugiesischen Zola" vorbehalten, mit bestrickender Realistik und außergewöhnlicher Unterhaltungsgabe eine Allegorie zu schaffen, die, im Dienste der Moral stehend, doch sich liest wie ein brillanter moderner Roman. Mit Behagen genießt man die feinen, mit leicht übertreibender Satire durchsetzten Schilderungen des Pariser Lebens, und macht dann die Wandlung des Helden, dem seine ländliche Verbannung in die ungebrochene Natur wahres Menschentum wiederschenkt, innerlich mit.

Queiroz starb im August 1900. Seine dankbare Heimat setzte ihm unlängst in Lissabon ein Denkmal. „Stadt und Gebirg" ist sein letztes Werk. —ck.

Gib acht auf die Gassen! Sieh nach den Sternen! Gedichte von Therese Köstlin. Stuttgart, Max Kielmann. 1904.

Die Verfasserin dieser Gedichte ist eine Enkelin K. Geroks. Das merkt man bei der Lektüre ganz wohl: da und dort wird man an Gerok erinnert. Die Sammlung ist von einer durchaus christlichen Lebensanschauung getragen; sie zeugt von warmer Teilnahme am Nebenmenschen und verrät große Freude an der Natur. Stil und Sprache ist einfach und schlicht, aber gedankenreich und tief poetisch. Diese Poesie kommt vom Herzen und geht darum auch zum Herzen. E. M.

Im Vaterhaus. Jugenderinnerungen von Alfred Freiherrn v. Berger und Dr. Wilhelm Freiherrn v. Berger. Wien, Carl Konegen.

In anziehender Weise plaudern die beiden Brüder — in gesonderter Darstellung — über ihre Erinnerungen ans Elternhaus und an die Gestalt des verehrten, charaktervollen und geistvollen Vaters, des ehemaligen Parlamentariers und Ministers Dr. Johann Nepomuk Berger, der am 9. Dezember 1870 starb. Es sind im Grunde nicht bloße Plaudereien und liebevolle Erinnerungen an eine glückliche Kindheit, sondern zugleich Aufschlüsse allgemeinerer Art über das, was den eigentlichen und, genau betrachtet, einzigen Wert des Lebens ausmacht: über das Wesen einer großen, gestaltenden und erziehenden Persönlichkeit. Man wird das Buch nicht ohne nachhaltigen Eindruck aus der Hand legen. Br.

Stadterweiterungsfragen mit besonderer Rücksicht auf Stuttgart. Ein Vortrag von Theodor Fischer. Mit 32 Abbildungen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Ein anerkannter Meister der Städtebaukunst, der Stuttgarter Architekt Professor Theodor Fischer (früher städtischer Baurat in München), bespricht in diesem, nun als Broschüre mit höchst instruktiven Illustrationen

vorliegenden Vortrage die für alle größeren Städte brennend gewordene Frage der Stadterweiterung. Er tritt auf das entschiedenste dafür ein, daß sie nicht nur unter voller Berücksichtigung der ökonomischen und hygienischen Rücksichten, sondern vor allem auch der ästhetischen gelöst werden müsse, daß mit einem Wort jede Stadterweiterung womöglich zugleich eine Stadtverschönerung werden müsse, während bisher nur allzuoft gerade das Gegenteil zu beklagen war. Trotz seiner lokalen Veranlassung verdient dieser Vortrag auch außerhalb Stuttgarts in allen interessierten Kreisen die regste Beachtung; wer Belehrung und Aufklärung über diese Fragen sucht, wird das Büchlein mit großem Nutzen lesen. Fr. R.

Littledom Castle and other tales. By Mrs. M. H. Spielmann, with a preface by Mr. M. H. Spielmann. Illustrated by Kate Greenaway, Arthur Rackham, Hugh Thomson, Harry Furniss, C. Wilhelm, Rosie Pitman, Madame Ronner &c. London and New York 1903, George Routledge & Sons.

In diesem prächtigen Bande hat Mrs. Spielmann, die Gattin des Kunsthistorikers Marion H. Spielmann, ihren englischen Landsleuten und allen Feerei und Drollerei liebenden Gemütern in der weiten Welt eine Gabe geboten, die viel unschuldige Heiterkeit für alt und jung ins Haus bringen wird. Es sind eine Anzahl längerer und kürzerer Geschichten, in denen eine phantastische Freude am Wunderbaren sich ausgelassen ergeht, und dennoch ein lose zusammenhaltender Rahmen aus der Wirklichkeit das Schattenbild einer Art von rationellem und erfreulichem Erlebnis zuwege bringt. Verstärkt und gleichzeitig außerordentlich amüsant gewürzt wird dieser aus der reellen Welt in die Zauberei hineinklingende Unterton durch den trockenen Humor und die durch die bloße Form schon ungemein lustig wirkende, pointiert gesellschaftliche Prosa der Gespräche, mit der all der schöne Schein prickelnd durchsetzt ist. Wenn inmitten der unglaublichsten Vorgänge, in denen die Naturgesetze auf den Kopf gestellt und alles menschliche Wünschen und Tun ungeheuerlich übertrieben, verkleinert oder verhebbert — niemals verzerrt — wird, die dramatis personae sich plötzlich mit der gewählten Delikatesse des gentlemanischen Umgangstones zueinander wenden oder in leiser Ironie ihre gegenseitigen Exzentrizitäten streifen, so wird der Effekt unaussprechlich komisch und die Balance des Verständigen ohne alle dozierende Reflexion auf das glücklichste wiederhergestellt. Für Kinder ein Feuerwerk von bunten Lichtern, für Nachdenklichere ein glänzendes Spiel der Einbildungskraft, von sinnvollen Funken und Blitzen durchzogen, werden diese anspruchslosen Erzählungen vor und nach Weihnachten nicht wenige Freunde finden. Der Menschenfresser, der seines grausigen Berufes satt in lächelnder Insipidität Vegetarianer geworden ist; der jungfrauenfeindliche Drache, der ebenfalls relativ gezähmt beim guten Menschenfresser als Haushälterin Stellung gefunden hat; die Jungfrau selbst, die in des harmlos gewordenen Drachen Nähe noch immer rettungssüchtig umhersitzt und es nicht dahin bringen kann, daß sie gerettet wird, bis der Ritter, der sie leider nicht mehr von Ungeheuern zu erlösen braucht, sich berufsmäßig von ihr in handfeste Bande schlagen läßt — das sind Figuren, deren neckische Umrisse sich inmitten all des umgebenden Hokuspokus nicht leicht vergessen lassen.

Das Buch ist von einer Reihe erster englischer Künstler illustriert. Wer die Leistungen der modernen britischen Zeichenkunst kennt, weiß, was das besagen will an Sicherheit und Elastizität der Linien, an Fülle und Variabilität der Empfindung. Der Elfenzeichner Wilhelm, gleich vollendet in Humor, Gemüt und Eleganz, und die berühmte holländische Katzenmalerin Frau Ronner schließen sich den andern Namen gleichwertig an. Kate Greenaways letztes Werk, ein wundervoller, auf der Erde sitzender Bauernknabe, ist dem Buche einverleibt. A.

Geschichte der bildenden Künste. Zweite, verbesserte und erweiterte Auflage. Von Dr. Adolf Fäh, Stiftsbibliothekar in St. Gallen. Mit farbigen Tafeln und Abbildungen im Texte. Vollständig in 12 Lieferungen (Lieferung 1 bis 9 erschienen). Freiburg i. B., Herdersche Verlagsbuchhandlung.

In der ersten Auflage nur ein einfacher Grundriß, hat sich dieses Werk in der zweiten zu einer umfassenden „Geschichte der bildenden Künste“ ausgewachsen, die die Architektur, die Plastik und die Malerei in ihrer gesamten geschichtlichen Entwicklung von ihren Anfängen bis zum Ende des 19. Jahrhunderts umfassen wird. Wie der Verfasser in seinem Vorwort sagt, richtet sich diese Kunstgeschichte „hauptsächlich an Studierende und an jene Gebildeten, die dem Kunstleben der Vergangenheit nur so weit ihre Aufmerksamkeit zuwenden, als ihr andern Zielen gewidmeter Beruf es erlaubt“. Ansprüche auf selbständige wissenschaftliche Bedeutung erhebt das Werk also nicht; aber man gewinnt bei der Prüfung im einzelnen die Ueberzeugung, daß der Verfasser sich die Ergebnisse der neuesten Forschungen zu eigen gemacht und mit Geschick und sicherer Urteilskraft verwertet hat, was besonders bei der Auswahl der Illustrationen zutage tritt. Auf die Ausführung der letzteren, auf Papier und Druck ist eine

ungewöhnliche Sorgfalt verwendet worden, so daß die äußere Ausstattung des Gegenstandes würdig ist, dem das Buch gewidmet ist. Obwohl es in erster Linie auf katholische Kreise berechnet ist, hat sich der Verfasser einer durchaus objektiven, tendenzfreien Darstellung beflissen. Nur bei der Auswahl der Illustrationen in den die griechische Plastik und die italienische Renaissance behandelnden Abschnitten ist man zu ängstlich verfahren. So sind namentlich in ersteren den Lesern dieser sonst überaus reich illustrierten Kunstgeschichte einige Meisterwerke vorenthalten worden. A. R.

Süd- und Mittelamerika. Zweite, neubearbeitete Auflage. Von Prof. Dr. W. Sievers. Mit 144 Abbildungen im Text, 11 Kartenbeilagen und 20 Tafeln in Holzschnitt, Aetzung und Farbendruck. (Allgemeine Länderkunde, III. Teil.) Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Der vorliegende Band dieses vorzüglichen geographischen Monumentalwerkes hat im Vergleich zu der ersten Auflage eine gründliche Umgestaltung erfahren, indem das vordem in einem Bande vereinigte Amerika jetzt in zwei getrennten Bänden behandelt wird. Nordamerika und Mexiko bilden den Inhalt des einen, Südamerika, Zentralamerika und die Antillenwelt den des hier zu besprechenden, von Prof. Dr. Wilhelm Sievers-Gießen verfaßten Bandes. Diese Trennung geschah dem in der allgemeinen Länderkunde zur Geltung gebrachten Grundsatze gemäß, die Erdoberfläche nicht nach politischen, sondern vielmehr nach geographischen Gesichtspunkten zu gliedern; zudem war der Stoff durch die neueren Forschungen so erheblich angewachsen, daß er sich nicht mehr in einem einzigen Bande unterbringen ließ. Auch im einzelnen finden wir nunmehr die Einteilung nach großen, physisch gleichartigen Gebieten, nach natürlichen Landschaften durchgeführt, was den Ueberblick erleichtert und das Verständnis fördert. Demzufolge wird Südamerika in zwei große Hauptabschnitte geteilt: das „ungefaltete Land des Ostens“ mit den Unterabteilungen: Guyana, Llanos, Amazonien, brasilianisches Bergland, La Plata-Länder, Patagonien, Feuerland, und das „gefaltete Land des Westens“, das gewaltige Cordillerengebiet umfassend. Das Festland und die Inseln von Mittelamerika behandelt ein dritter Abschnitt, während in dem einleitenden Teil die Erforschungsgeschichte behandelt und in einer allgemeinen Uebersicht eine Darstellung von der Lage und Größe des Festlandes und der Inseln, ihrer Entstehung und ihrem Bau, von Klima, Fauna, Flora und Bevölkerung, wie schließlich auch von den politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen gegeben wird. Der Verfasser berücksichtigt überall die neuesten Forschungsergebnisse und gibt auch ein umfangreiches Verzeichnis der in Betracht kommenden Literatur. Besonders zu rühmen ist der illustrative Schmuck des Werkes, der gegen die erste Auflage bedeutend vermehrt wurde.

Die Renaissance. Historische Szenen vom Grafen Gobineau. Deutsch von Ludwig Schemann. Neue, durchgesehene und verbesserte Ausgabe. Straßburg, Karl J. Trübner.

Das große, im besten Sinne geistvolle Werk des mit Recht immer mehr geschätzten Denkers und Dichters ist von Ludwig Schemann, dem gründlichen Kenner und begeisterten Apostel Gobineaus, bereits in Reclams „Universalbibliothek“ herausgegeben und in Tausenden von Exemplaren erschienen. Die hier vorliegende Ausgabe ist einerseits durch vornehme Ausstattung ausgezeichnet, anderseits — namentlich in den ersten Teilen — vielfach berichtigt worden; die Uebersetzung ist freier, die Sprache dadurch beweglicher und selbständiger geworden, ohne daß sie aufgehört hätte, sinngetreu zu sein. Auch in dieser Form wird das monumentale Werk hoffentlich viele Leser finden. Die teilweise etwas überschwengliche Einführung, die der Reclamschen Ausgabe vorgedruckt ist, ist beibehalten. Br.



Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Apelt, Willibald, Leben, träumen. Gedichte. Leipzig, Breitkopf & Härtel. M. 2.—

Arendt-Denart, Max, Christus kein Welterlöser. Eine unchristliche Studie. Berlin, Hugo Schildberger. M. 1.—

Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 46. Bändchen: Die Gleichnisse Jesu. Von H. Weinel. 52. Bändchen: Die Grundzüge der

israelitischen Religionsgeschichte. Von Dr. Friedr. Giesebrecht. Leipzig, B. G. Teubner. Gebunden M. 1.25.

Bertholet, Alfred, Der Buddhismus und seine Bedeutnng für nnser Geistesleben. Tübingen, J. C. B. Mohr. M. 1.—

Blanco-Fombona, R., Contes américains. Paris, G. Richard. Fr. 3.50.

Choisy, Gaston, Chez les Allemands. Psychologie sociale. Paris, L. Geuonceaux & Cie. Fr. 3.50.

Delitzsch, Friedrich, Babel und Bibel. Ein Rückblick nnd Ausblick. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 1.50.

Eschelbach, Hans, Professor Berger. Drama in drei Akten. Paderborn, Junfermannsche Buchhandlung. M. 2.—

Eyth, Max, Im Strom unserer Zeit. Aus Briefen eines Ingenieurs. Zweiter Band: Wanderjahre. Heidelberg, Carl Winter's Universitäts-Buchhandlung. M. 5.—

Frankfurter zeitgemäße Broschüren. Band XXIII, Heft 4 und 5. Dr. jur. Kruedemeyer, Die Mischehe in Theorie und Praxis. Preis des Bandes (12 Hefte) M. 4.—. Einzelhefte 50 Pf. Hamm i. W., Verlag von Breer & Thiemann.

Illustrierte Geschichte der deutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Von Prof. Dr. Anselm Salzer. Mit 110 farbigen und schwarzen Beilagen, sowie über 300 Textabbildungen. Heft 8 und 9. Vollständig in 20 Lieferungen à M. 1.—. München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft.

Loewe, Dr. Victor, Bücherkunde der dentschen Geschichte. Kritischer Wegweiser durch die nenere dentsche historische Litteratur. Berlin, Johannes Räde.

Loisy, Alfred, Evangelinm nnd Kirche. Antorisierte Uebersetzung nach der zweiten vermehrten, bisher unveröffentlichten Auflage des Originals von Joh. Grière-Becker. München, Kirchheim'sche Verlagsbuchhandlung.

Lucka, Emil, Gaia. Das Leben der Erde. Eine Dichtung. Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Lucka, Emil, Sternenmächte. Dichtungen. Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Lyrischer Reigen. Band 1: Letzte Verse vom armen Kurti (M. 2.50). Band 3: Schorlemorle. Studentengedichte von Konrad Weichberger (M. 1.—). Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Müller, Robert, Heinrich Eberhardt. Roman. Straßburg i. E., J. H. Ed. Heitz. M. 5.—

Pfungst, Dr. Arthur, Aus der indischen Kulturwelt. Gesammelte Aufsätze. Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff). M. 2.60.

Republik Chile. Kurze Beschreibung nach offiziellen Angaben. Mit einer Karte nnd 44 Abbildungen. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Revue de Paris, La, 11e Année. No. 13. 1er Février 1904. Paraît le 1er et le 15 de chaque mois. Paris. Prix de la livraison Fr. 2.50.

Ruthenische Revue. Halbmonatschrift. 2. Jahrgang Nr. 1. Wien, Geschäftsstelle der Ruthenischen Revue. Vierteljährlich K. 1.50.

Schubert, Theodor, Die Entstehnng der Planeten-, Sonnen- und Doppelsternsysteme und aller Bewegungen in denselben. Aus den Elementen ihrer Bahnlinien nachgewiesen. Bunzlau, G. Kreuschmer. M. 3.—

Sienkiewicz, Henryk, Briefe aus Amerika. Aus dem Polnischen übersetzt von J. v. Immendorf. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung. M. 4.—

Soergel, Dr. Hs. Th., Rechtsprechung 1903 zum B. G. B., E. G. z. B. G. B., C. P. O., K. O. G. B. O., R. F. G. u. Zw. V. G. nach der Reihenfolge der Gesetzesparagraphen bearbeitet. 4. Jahrgang. Stuttgart 1904. Deutsche Verlags-Anstalt. M. 5.20.

Spättgen, Doris Freiin v., Zwischen Unrecht und Recht. Roman. Dresden, E. Piersons Verlag. M. 3.—

Villiers du Terrage, Marc de, Les dernières années de la Louisiane française. 64 Illustrations, 4 Cartes. Paris, E. Guilmote, Librairie orientale et américaine. Fr. 15.—

Weigand, Wilhelm, Gedichte. Auswahl. München und Leipzig, Georg Müller.

Weitz, August, Schweigen. Schauspiel in drei Aufzügen. München, Albert Langen. M. 2.—

Welter, Nikolaus, Die Söhne des Oeslings. Ein Bauerndrama aus der Zeit der französischen Revolution. Diekirch, J. Schroell. M. 2.—

Witting, Walther, Künstlerisches aus Briefen Friedrich Prellers des Aelteren. Zu seinem 100. Geburtstage, dem 25. April 1904. Weimar, Hermann Böhlaus Nachf. M. 2.40.

Zeyer, Julius, Roman von der treuen Freundschaft der Ritter Amis und Amil. Aus dem Böhmischen übersetzt von Josa Höcker. Band I von „Slavische Romanbibliothek". Prag, J. Otto.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

In 3. Auflage ist erschienen: | Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Paul Ernst, Der schmale Weg zum Glück.

Roman. Geheftet M. 4.—, gebunden M. 5.—.

Johannes Schlaf schreibt in der Wiener Tageszeitung „Die Zeit" u. a:
„Der schmale Weg zum Glück ist ein Entwicklungsroman. Ich glaube, es ist im Laufe der letzten zehn Jahre keiner geschrieben worden, der sympathischer und deutscher wäre! Klassisch geradezu möchte ich das erste Buch des Romans nennen, das die erste Kindheit und die ersten Schuljahre des Hans bis zu seinem Uebergang zu den Universitätsstudien gibt. Ich muß sagen, daß mir unter dieser Lektüre mehr wie einmal eine Rührung angekommen ist."

Soeben wurde ausgegeben:

Der Kaiser.

Ein Charakterbild Wilhelms II.

von

Dr. Paul Liman.

Verfasser von „Bismarck nach seiner Entlassung", „Bismarck-Denkwürdigkeiten" ꝛc.

Inhalt:

Preis: Geheftet 5 Mk., Gebunden 6.50 Mk.

Nicht eine Lebensbeschreibung im Schulbuchstil oder mit Byzantinismus, sondern ein Charakterbild Kaiser Wilhelms gibt der bekannte Politiker von unabhängigem Standpunkte und ohne jede Parteilichkeit, wohl aber auf nationaler Grundlage.

C. A. Schwetschke und Sohn,
Verlagsbuchhandlung, Berlin W. 35.



Original-Einband-Decken

zur „Deutschen Revue".

Den geehrten Abonnenten empfehlen wir zum Einbinden der Zeitschrift die in unsrer Buchbinderei hergestellten

Original-Einband-Decken
nach nebenstehender Abbildung

in brauner englischer Leinwand mit Gold- und Schwarzdruck auf dem Vorderdeckel und Rücken.

Preis jeder Decke 1 Mark.

Je 3 Hefte bilden einen Band; die Decke zum ersten Band des Jahrgangs 1904 (Januar- bis März-Heft) kann sofort bezogen werden.

Die Decken zu den Jahrgängen 1894—1903 werden auf Bestellung auch jetzt noch geliefert.

☛ Ein Bestellschein liegt diesem Hefte bei.

Die verehrl. Postabonnenten belieben sich an die nächstgelegene Buchhandlung zu wenden, da durch die Postämter Einband-Decken nicht bezogen werden können. Auf Wunsch liefern wir gegen Franko-Einsendung des Betrags die Decken auch direkt.

Stuttgart, Neckarstr. 121/23. **Deutsche Verlags-Anstalt.**

...twortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart. — Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstr. 121/23.

Diesem Hefte sind Prospekte von der Verlagsbuchhandlung von Schuster & Löffler in Berlin und dem

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von * * * * *

Richard Fleischer

Neunundzwanzigster Jahrgang. Zweiter Band
April bis Juni 1904



Stuttgart und Leipzig 1904 Deutsche Verlags-Anstalt

Inhalt

des

Zweiten Quartal-Bandes des Jahrgangs XXIX

(April bis Juni 1904)

Seite

Berichte aus allen Wissenschaften

Kleine Revuen

Neunundzwanzigster Jahrgang April 1904 Preis vierteljährlich 6 Mark beim Postbezug ohne Bestellgeld

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis Seite

Stuttgart **Deutsche Verlags-Anstalt** Leipzig
1904
Preis des Jahrganges 24 Mark

Aus den Jugendbriefen Rudolf v. Bennigsens.

Mitgeteilt von

Hermann Oncken.

II.

Nachdem der Versuch des jungen Rudolf v. Bennigsen (von dem wir im Januar-Heft der „Deutschen Revue" Mitteilung machten), gleich im ersten halben Jahre die kaum begonnene Laufbahn des Verwaltungsbeamten wieder mit der Wissenschaft, dem Studium der Staatswissenschaften, der Politik und Geschichte zu vertauschen, im Herbste 1846 gescheitert war, blieb ihm weiter nichts übrig, als auf eigne Hand seine Muße zu seinen Lieblingsstudien zu benutzen. So schreibt er am 22. Januar 1847 aus Lüchow an seine älteste Schwester Luise (nachmals Gemahlin des großherzoglich-hessischen Kammerherrn und Rittergutsbesitzers v. Leonhardi auf Groß-Karben bei Frankfurt): „Seit acht Tagen habe ich angefangen, Herder zu studieren. Die milde Klarheit seines ganzen Wesens hat etwas sehr Wohltuendes, und dabei steht dieser Mann des vorigen Jahrhunderts, ganz abgesehen von seiner individuellen Größe, auf einer vorurteilsfreien Höhe der Anschauung in betreff von Christentum und Religion überhaupt, daß unsre heutigen Lichtfreunde und Deutschkatholiken noch viel von ihm lernen könnten. Zum Vorkämpfer bei der Wiedereroberung dessen, was auf dem Gebiete der Religion das ewig menschliche, praktisch handelnde [Christentum] an das dogmatisierende, transzendentale verloren hat, wäre er bei seiner so rein versöhnenden Natur freilich nicht geschaffen."

Im Laufe des Jahres 1847 befestigte sich sein Entschluß, die Verwaltungskarriere mit der Justizkarriere zu vertauschen. Am 17. Februar 1848 verließ er Lüchow und wurde als Kanzleiauditor nach Osnabrück versetzt. So sollte er die Ereignisse des Revolutionsjahres nicht in dem kleinen Orte des ganz weltentlegenen hannoverschen Wendlandes, sondern in einer etwas größeren Stadt beobachten können, die immerhin, so sehr auch der junge Bennigsen über die Enge der Philisterstadt spottete und klagte, einen nicht unbelebten Mikrokosmus der gewaltigen Bewegung der Geister im Sturmjahre darbot; bemerkenswert ist auch die Summe der politischen und geistigen Kapazitäten, die diese kleine Stadt beherbergte: der Bürgermeister Stüve, damals zum Leiter des Staates berufen, unter den Richtern der Oberappellationsrat Ludwig Windthorst, unter den jungen Juristen Männer wie Bennigsen und Planck, der noch heute lebende Nestor der deutschen Rechtswissenschaft.

Aus dieser Osnabrücker Zeit im Revolutionsjahre 1848/49 stammen die nachfolgend mitgeteilten Briefe. Zu ihrer Charakteristik seien einige Bemerkungen vorausgeschickt. Die Ansichten des jungen Bennigsen erscheinen radikaler, als

vielleicht mancher sie zu hören erwartet, sie entwickeln sich vor allem im Laufe des Jahres zum Radikalismus hin. Er ist ein konstitutioneller Unitarier, aber sieht in der konstitutionellen Monarchie nur den Uebergang zu dem unvermeidlichen Ende, zur Republik hin; er sympathisiert unter den Frankfurter Parteien am ehesten mit dem linken Zentrum; beachtenswert erscheint mir als Bestandteil seiner politischen Gedankenwelt die Beschäftigung mit sozialistischen Theorien, wie man überhaupt bei einem großen Teil der alten Achtundvierziger ein (von Frankreich herübergekommenes) freilich ziemlich dilettantisches Interesse für die soziale Frage erkennen kann. Daß auf die einzelnen politischen Werturteile eines 23jährigen Jünglings nicht allzu großes Gewicht zu legen ist, versteht sich von selbst; manches ist im Augenblick und nur für den Augenblick gebildet. Auch darf man nicht vergessen, daß diese politischen Briefe ja eigentlich Familienbriefe sind, erst an den Vater und hernach meistens an die Mutter gerichtet; wir gewinnen daher eher eine Art von Stimmungsbild, als daß wir exakte politische Erörterungen zu hören bekämen; häufig begegnen wir Allgemeinheiten, denen die Farbe des Lebens fehlt. Aber gerade weil es nur Familienbriefe sind, fällt um so stärker die politische Leidenschaft und der Sinn für das einige große Vaterland auf, die von nun an das ganze Denken und Fühlen des Jünglings durchziehen.

Osnabrück, 5. März 1848.

„Mein bester Vater!

Für Deine Güte, mir das Geld, welches ich leichtsinnig genug gewesen bin, zu verbrauchen, sogleich geschickt zu haben, sage ich Dir meinen innigsten Dank. Mein Bestreben soll es nun aber auch gewiß sein, sparsam und sorgsam mich einzurichten. Die anstrengendere Beschäftigung in der Justizkarriere sowie die ernste und große Zeit, die wir alle vor uns haben, wird mich ja darin unterstützen.

Die drei Monate, seitdem ich Euch verlassen habe, dehnen sich zu Jahren in der Erinnerung an alle Umwälzungen, die diese wenigen Wochen Europa gebracht haben. Vom Siege der Demokraten in der Schweiz bis zu der Revolution in Paris — welche Kette! Einen Menschen konnte man reich an Erfahrungen nennen, der in seinem ganzen Leben solche Dinge gesehen. Und jetzt! Drei Monate reichen hin vom ersten vereinzelten Angriffe auf die Jesuiten in der Schweiz bis zum Siege des Demokratismus in Frankreich, der in zwei Tagen das Werk der Reaktion nicht bloß, sondern mit ihr Aristokratie und Monarchie gestürzt hat und mit blutigen Zügen Europa den Weg vorgeschrieben hat, der es durch gewaltsame oder friedliche Umwälzung zu seiner neuen Gestaltung führen muß. Gott gebe, daß Frankreich diese Revolution für Deutschland mit gemacht hat!

Deutschland hat kein Paris, und das ist für kommende Zeiten wahrlich kein Unglück, käme es aber jetzt zum Kampfe, dann würde der Bürgerkriege jahrelang kein Ende sein. In Baden hat man ja aber endlich die Größe der Aufregung und Erbitterung in Deutschland begriffen, die übrigen Fürsten werden folgen, die Einheit und Vaterlandsliebe ist seit 1840 unbeschreiblich gewachsen, und so

wird das Elend einer Revolution an Deutschland hoffentlich vorübergehen. Sind doch die Stimmen der Reaktion, jene frommen Klänge vom göttlichen Rechte der Könige mit einem Male verstummt, sind aber auch verstummt jene Verräter, die Deutschlands Freiheit mit Frankreichs Hilfe erkämpfen wollten. Seine innere und äußere Entwicklung will Deutschland haben, aber aus sich selbst, und noch einmal, wahrlich zum letzten Male, wendet es sich an seine Fürsten. Man bittet zwar nicht mehr, man verlangt mit greller Stimme, aber man fordert doch noch, was alle bisherigen Völker der Geschichte genommen haben. Mögen Deutschlands Fürsten die ersten sein, die, wenn auch noch so spät, aus der Geschichte gelernt haben, zu opfern, was nicht mehr zu verteidigen ist. Sind dann auch solche Opfer nicht die Gaben freier Liebe, sondern die Almosen, die man einem bewaffneten Bettler gibt, die Deutschen werden ihren heutigen Fürsten doch später Dank wissen für die friedliche Entwicklung, die sie gestattet, und werden vergessen einen Teil der Schuld, die Deutschlands principes seit Varus um unsre Einheit und Freiheit auf sich geladen haben. Schwer mag es freilich sein, von der göttlichen Höhe herunterzusteigen, auf welche fromme Politiker das Königtum gestellt haben, hart wird es klingen, von einer freien Presse die Rede zu hören, daß Konstitutionen nur eine Uebergangsform sind für schwache Zeiten, und diese Lehre wird man bald auf den Gassen predigen; härter noch zuzugeben, daß ein deutsches Parlament die Fürsten allmählich zu dem Range und der Bedeutung englischer Lords herabdrücken wird. Aber ist eine solche Resignation nicht würdiger als der Trotz von Stuarts und Bourbons? Oder wäre eine Politik, die freiwillig den Uebergang von der Monarchie zur Republik herbeiführt, indem sie sich mit der Rolle eines konstitutionellen Königs begnügt, eines deutschen Königs nicht würdig, nicht würdiger als der egoistische Stolz, der sein Volk ins Verderben stürzt, ehe er ein Titelchen seiner Macht opfert, und der auch Deutschland vorzeitig zur Republik treibt, wo es doch nur erst keimende republikanische Ideen, aber noch keine Republikaner gibt? —

Ihr seid gewiß in großer Aufregung, in Angst aber denke ich nicht. Noch ist, glaube ich, keine Gefahr. Den hauptsächlichsten Forderungen wird man sicherlich nachgeben, wie die Erlasse des Großherzogs von Baden und das Manifest der Bundesversammlung beweisen. Die Gefahr für Deutschland kommt also, wenn überhaupt, erst in einigen Jahren, wo auf der einen Seite das Gewährte seine Konsequenzen entwickelt und auf der andern Seite vielleicht Reue über das im Momente der Furcht Bewilligte eintritt. Und von Frankreich? Wer denkt noch ans Intervenieren und gar für L. Philipp? Also müßte Frankreich angreifen. Solange Männer wie Lamartine und Louis Blanc die Seele seiner Regierung sind, gewiß nicht. Ihnen ist es mit der inneren Entwicklung wahrlich ernst. Gelingt es ihrer Partei also, was ich freilich auf die Länge für unmöglich halte, durch den Sozialismus den Kommunismus und mit ihm die Anarchie zu bewältigen, so wird man sich vor Eroberungs- oder Propagandakriegen hüten, die Frankreich abermals einem siegreichen Generale überliefern würden. Bleiben noch Polen und Italien. Eine großherzige Politik könnte aber

auch da vielleicht das mittlere und westliche Europa vor Kriegen bewahren, die endlich zu einem furchtbaren Prinzipienkampfe zwischen Dynastien und Völkern nicht bloß — da wäre der Sieg schon entschieden —, sondern auch zwischen Besitz und Arbeit führen, wo der geistige Kampf erst begonnen hat — also zur Barbarei. So trübe wird ja aber die Zukunft nicht sein! Deutschlands Werk wäre es dann aber auch nach dreißig Jahren der Muße und des Studiums, und nachdem ihm durch Frankreichs letzte Revolution die politische Entwicklung gesichert ist, seinerseits aus der Tiefe seines Geistes und aus der Masse seiner geistigen Errungenschaft die Einheit von Altertum und Christentum heraufzubeschwören und mit ihr die neue Religion einer praktischen Liebe, die auch von dieser Welt wäre, und damit das Werk der neuen Zeit zu vollenden, welches durchzuführen die Franzosen nicht imstande sein werden, das physische und geistige Elend nämlich der arbeitenden Massen durch die Energie der Vernunft und der Liebe in dem neuen sozialen Staate zu bewältigen.

Mein Brief, merke ich soeben beim Durchlesen, ist ziemlich phantastischer Natur geworden. Ganz ruhig zu bleiben in diesen Zeiten ist aber schwer. Einige unwillkommene Abkühlung tritt für mich regelmäßig durch die Examensvorbereitungen ein, von deren Ende ich jedoch bald hoffe berichten zu können. — — —

Der Klub versammelt jeden Nachmittag und Abend zahlreiche Zuhörerkreise um die Vorleser der neuen Zeitungen. Das Interesse ist auch hier groß. Eigentliche Aufregung oder Agitation gibt es aber nicht, wie wohl überhaupt noch nicht in Hannover. Auf Nachrichten von Frankfurt warte ich sehnlichst."

In denselben Tagen wurde auch das Königreich Hannover von der Bewegung ergriffen. Noch am 6. März lehnte der König Ernst August jede Konzession rundweg ab. Am Tage darauf brachte in Osnabrück der Bürgermeister Stüve in einer Volksversammlung eine Adresse an den König zur Annahme, die die üblichen, überall in Süddeutschland zum Siege gelangten Forderungen enthielt; alle Städte des Landes schlossen sich diesem Vorgehen an. Erst in der Nacht vom 17. zum 18. März gab der König nach, bewilligte alle Forderungen, entließ seine alten Minister und berief mit den Worten: „Nun, wenn es mit den Tories nicht geht, versuchen wir es mit den Whigs!" ein neues Ministerium, dessen nominelle Leitung Graf Alexander v. Bennigsen und dessen Seele als Minister des Innern der bisherige Osnabrücker Bürgermeister Stüve wurde.

Aus diesen Tagen stammt der folgende Brief:

Osnabrück, 22. März 1848.

„Du glaubst nicht, wie sehnlich ich auf Briefe von Frankfurt hoffe, meine liebe Mutter. Wartest Du aber vorher auf Antwort von mir, so will ich mich beeilen, zu schreiben. Ihr seid aber mehrere, und Briefe von Euch müssen mich doch mehr interessieren, als Nachrichten über meine einzelne Persönlichkeit und Osnabrück zumal, wo es inmitten aller der deutschen Revolutionen trotz der ungeheuern Aufregung verhältnismäßig ruhig zugeht.

Blut ist hier doch noch nicht geflossen, obgleich an dem Tage gerade, wo ich meinen letzten Brief schrieb, die Bewegung und Aufregung anfing, sich in

einem Maße zu steigern, daß ihr nur der feindliche Gegenstoß fehlte, um gewaltsam auszubrechen. Lütcken und die Militärgewalt hat sich mit viel Umsicht benommen. Militär ist nirgends aufgestellt worden. Die Infanterie zog sogar einzeln und unbewaffnet an den Abenden mit dem wogenden Volke durch die Straßen. Die bedrohten Häuser des pietistischen Kanzleidirektors und (des) Pastoren Schwietering wurden dem Schutze der Bürger anvertraut. Seit zwei Tagen hat obendrein durch die Uebergabe der militärischen Gewalt an den Magistrat die Bürgerschaft die Gewalt ganz in Händen. Die Sicherheit bei aller Aufregung wird ihr auch nicht schwer fallen aufrecht zu erhalten, da es keine Armut im Orte gibt und der Sturz des hannoverschen Ministeriums, Stüves Berufung zum Minister sehr beruhigend gewirkt hat, obgleich Stüve den Leuten viel zu konservativ und in seinem Magistratsamte zu autokratisch gewesen ist. —

Unsre ruhigen Norddeutschen sind aber nicht wiederzuerkennen. Bislang völlige Apathie und Stille, und in vierzehn Tagen ist die Bewegung so weit, daß man schon an der Grenze der Republik angelangt ist. Schwarz-rot-goldene Fahnen wehen von vielen Häusern, die deutsche Kokarde trägt beinahe jeder. Alle paar Tage große Volksversammlung, sogar auf offenem Markte das letztemal, wo Reden gehalten worden sind, und noch von den Gemäßigten Breusing,[1]) Nölle, Handelsdirektor, die vor wenigen Wochen jahrelang auf die Festung geführt hätten; das Volk zieht in Prozession mit Musik und deutschen Fahnen durch die Straßen. Mit ‚Freiheit und Gleichheit' wird man in den Schlaf gesungen und wieder aufgeweckt. In den Bierhäusern wird bis tief in die Nacht hinein das Volk bearbeitet und eine Petition nach der andern von dort an den Magistrat und den Wohlfahrtsausschuß gesandt. Haben doch im Dreinhöferschen Bierhause die Unteroffiziere unter lautem Beifalle des Volkes eine Petition aufgesetzt um gleiche Karriere mit den Offizieren und Erlaubnis zu grüßen und nicht zu grüßen, wie es jedem Menschen beliebe. Vorläufig ist der ganze Spektakel noch sehr harmlos, in Ermangelung eines jeden Gegenstandes. Eine Diversion könnte freilich den hiesigen Liberalen der nächste Montag bringen, wo ein Monstermeeting für das ganze Fürstentum [Osnabrück], Bürger, Bauern, Einwohner von dem Wohlfahrtsausschusse (Bürgervorsteher und gewählte Bürger) hierher ausgeschrieben ist, um die vor einigen Tagen in hiesigen Volksversammlungen der Stadt Osnabrück ohne Widerspruch angenommenen Petitionen um ganz allgemeines Wahlrecht und Wählbarkeit, sofortige Beeidigung des Militärs auf die Verfassung, sofortige Auflösung der nächsten Kammer, sobald sie das neue Wahlgesetz eingeführt hat, sofortige Berufung einer neuen Kammer nach diesem neuen Wahlmodus von allen Einwohnern des Fürstentums beraten und, falls — was wohl unzweifelhaft ist — diese Propositionen angenommen werden, nötigenfalls durch ungeheure Deputationen nach Hannover zur Ausführung bringen zu lassen. Diese großartige Agitation war beschlossen, ehe das alte System in Hannover vollends gestürzt und das neue Ministerium berufen war,

[1]) Kaufmann und Bankier in Osnabrück, nachher Abgeordneter im Frankfurter Parlament.

und ist den hiesigen Volksfreunden schon reichlich leid geworden. Man fürchtet schon von manchen Seiten, daß es Osnabrücks Liberalen gehen möchte, wie Goethes Zauberlehrling. Uebrigens ist bis nächsten Sonntag die Bürgerbewaffnung organisiert, und mag die Sache überhaupt wohl gut ablaufen, obgleich die Bauern schon anfangen, sich zu rühren und Exzesse auf dem Lande zu begehen. Die Lage der hiesigen Heuerleute den Kolonen [1]) gegenüber soll sehr drückend sein, die französischen sozialistischen Zusicherungen sind in gedruckten Proklamationen von der äußersten Partei auch hier schon unter das Volk geworfen. Im ganzen scheint es jedoch" ... [Leider ist der zweite Bogen des Briefes nicht erhalten.]

Leider findet sich jetzt in dem Briefwechsel eine Lücke, die wir zurzeit nicht auszufüllen vermögen.

Als im Herbste 1848 die Eltern Bennigsens ihre silberne Hochzeit feierten, reiste der Sohn zu einem anscheinend längeren Besuche nach Frankfurt hinüber, um nun dem großen Mittelpunkte der politischen Entscheidungen persönlich näherzutreten. Auch aus dieser Zeit, die für die Vertiefung seiner politischen Ansichten unzweifelhaft sehr wirksam gewesen sein muß, fehlt es an unmittelbaren Nachrichten von seiner Hand. Das interessanteste ist, daß er, wie aus seinen unten abgedruckten Briefen vom 28. Dezember 1848 und 31. März 1849 hervorgeht, wiederum einen Versuch gemacht hat, aus den engen hannoverschen Verhältnissen herauszukommen und in den Dienst der provisorischen Zentralgewalt des Reiches, und zwar in des Reichsministeriums des Aeußern, wie es damals auch der junge liberale Fürst Chlodwig Hohenlohe-Schillingsfürst tat, zu treten. Die Beziehungen des Vaters sollten ihm wahrscheinlich bei dieser Anstellung behilflich sein. Der Plan zerschlug sich, vielleicht zum Heile Bennigsens. Näheres erfahren wir darüber in einem Briefe der ältesten Schwester Rudolfs, Luise, an den zweiten Bruder Karl, vom 20. September 1848: „Rudolf seine Laufbahn als Reichssekretär ist durch die Ministerkrisis wenn auch nicht abgeschnitten worden, so doch in die Länge gezogen. Vor 14 Tagen bekam er vom Unterstaatssekretär Biegeleben einen Brief, worin Heckscher um Entschuldigung bittet, daß er ihn nicht zu dem Gesandtschaftssekretär nach dem Haag verwandt habe, da es nötig gewesen sei, hierzu einen Handelskundigen, wegen der verwickelten Verhältnisse mit Holland, zu wählen; doch würde er ihn jedenfalls anderweitig einzustellen nicht verfehlen. Leider folgten hierauf die Stürme wegen des Waffenstillstandes, und so ist noch immer nichts im Gange. Zachariä, der viel gilt, hat Rudolf aber auch viel Hoffnung gemacht. Jedenfalls will er sich vor seiner Abreise noch einmal schriftlich oder persönlich an das provisorische Ministerium wenden. Ende dieser Woche denkt Rudolf ernstlich fortzugehen, da wir im Augenblick ohne Sorgen sein können, und auch für den Fall, daß sein Gesuch Erfolg hat, kann er doch rasch wieder hier sein. Ganz verderben darf er es doch auch

[1]) Die Kolonen sind auf westfälischem Boden (Osnabrück, Münster) die bäuerlichen Grundbesitzer, die Heuerleute ihre zu Dienstleistungen gegen den verpachtenden Grundeigentümer vertragsmäßig verbundenen Zeitpächter.

nicht mit Hannover, besonders da er nicht seinen Abschied zu nehmen gedenkt, sondern auf unbestimmte Zeit Urlaub zu bekommen hofft." Aus dem folgenden Briefe ist die Berührung mit Windthorst von persönlichem Interesse. Die Männer, die sich in den siebziger Jahren als Führer der größten Parteien des Reichstags und entgegengesetzter Anschauungen von Staat und Kirche entgegentraten, standen schon damals in getrenntem Lager. Wenn Bennigsen ihn als einen „interessanten Radowitzianer" bezeichnet, so hat er nicht Radowitz, den preußischen Unionspolitiker, sondern den Vorsitzenden der katholischen Fraktion in Frankfurt im Auge.

Osnabrück, 4. November 1848.

„Meine teure Mutter!

Ich habe sehnsüchtig auf einen Brief von Dir gewartet, da Du mir ja von Euch allen, namentlich aber von Vaters Gesundheitszustande so manches zu schreiben hattest. Du hättest dieses Mal an dem Satze nicht so strenge halten sollen, daß zunächst der Abreisende zu schreiben pflege. Was habe ich am Ende von mir schreiben können, als daß ich gut nach Osnabrück gekommen war und diese Normalstadt des deutschen Philistertums noch in der alten Apathie wiedergefunden hatte. Ich sehe aber wohl, daß ich keine Nachricht von Frankfurt bekommen soll, als bis Ihr einen Brief von meiner Seite gesehen habt.

Ich fange also an zu schreiben, und zwar unter dem Gekreische zweier Kanarienvögel. Mein eigner Vogel, den ich mir gekauft habe, um auf der Stube doch eine lebendige Seele um mich zu haben, hat nämlich einen Gast bekommen an einem halbverfrorenen Tierchen, welches der Assessor Schulze und ich heute nachmittag beim Spazierengehen gefangen haben, und da läßt der Neid bei dem alten und die Freßgier bei dem neuen es noch zu keiner Brüderlichkeit kommen.

Körperlich geht es mir gut und äußerlich lebe ich ruhig, so daß ich Dir hierin nur gleiches wünschen kann. Aber zu innerer Ruhe zu kommen, ist mir nicht möglich. Was helfen da alle äußeren Zerstreuungen, aller gleichförmige Geschäftsgang, wenn man täglich, stündlich daran erinnert wird, daß eine Welt in Trümmer geht, in der man doch lebte, wenn man sie auch haßte. In der Zerstörung allein kann aber auf die Dauer nur der Geist leben, „der stets verneint", und ist die Aufgabe des jetzigen Geschlechts auch noch so groß, so ist sie doch eine zu resignierte, um nicht das Gefühl des Ernstes und der Trübe immer wieder aufwachen zu sehen. Sind wir doch nur die vorderen Linien eines stürmenden Heeres, und erst wenn wir mit unsern Leibern den Graben ausgefüllt haben, wird es der nachdringenden Generation gelingen, über uns hinweg die Bresche zu nehmen. Den Staat der Liebe sollen wir gründen helfen, und unsre Waffen sind der Haß, unser Ziel die Vernichtung. Und alle träumten doch so schön, die Alten von ihrer demokratischen Monarchie, die alles versöhnen, und die Jungen von der sozialen Republik, die den Himmel auf Erden verwirklichen sollte. Aber das Register hatte ein Loch. Ob unsre Täuschung oder die der liberalen Männer aus den dreißiger Jahren größer ist, weiß ich nicht, das wird aber einem jeden klar, der Augen und Ohren offen hat, daß trotz

Gervinus und Welcker den deutschen Fürsten und Aristokraten es ebensowenig Ernst mit einer konstitutionellen Monarchie ist als Ludwig XVI., und daß trotz L. Blanc und G. Sand der gemeine Mann ebenso roh ist als die mittleren und höheren Klassen.

Ich verkehre viel mit F. Rudloff. Ohne Bitterkeiten geht es freilich bei unsern diametral entgegengesetzten Ansichten nicht ab, im ganzen komme ich aber doch gut mit ihm aus, da er von Herzen wirklich ganz vortrefflich ist ... An geistiger Anregung für eine Fortentwicklung meiner Ideen fehlt es mir aber doch sehr. Mein hiesiger Bekanntenkreis will von meinen radikalen Grundsätzen nichts wissen, und mit den Osnabrücker Radikalen mag ich wieder nichts zu tun haben, da sie an Engherzigkeit und Roheit ihresgleichen suchen. Die vergnügtesten Abende sind die Partien nach Oesede, auf halbem Wege zwischen Iburg und Osnabrück, wohin von hier Rudloff, Schulze, Risch, ich und noch ein und der andre wandern, und von Iburg Gruner, Blumenbach, Schnedermann, Schaumann (derselbe, mit dem ich in Lüchow viel verkehrte). Alle 14 Tage wird da bei einer Punschbowle der fürchterlichste Unsinn getrieben. Theater war bis heute auch hier, die Detmolder Hoftruppe, nicht übel. Ich bin aber doch nur vier- oder fünfmal hingegangen, da ich, offen gestanden, mir aus dem Bühnenspiel bei dem heutigen Weltspektakel nicht mehr mache, als der Römer bei seinen Gladiatorenkämpfen aus der griechischen Tragödie.

Die Gesellschaften fangen erst in 8 bis 14 Tagen an. Infolge des augenblicklichen Hierseins des Ob.-Appell.-Rats Windthorst von hier habe ich jedoch vorgestern ein großes Diner bei selbigem und gestern ein kleines Souper mit Damen beim Landdrosten mitgemacht, und mich auch an beiden Tagen, links neben dem interessanten Radowitzianer Windthorst am ersten und am andern neben einem hübschen, liebenswürdigen katholischen Frl. v. Duesberg aus Münster, Nichte des weil. Ministers,[1]) sehr gut unterhalten. Mich hat selten eine junge Dame gleich bei der ersten Bekanntschaft so angesprochen, und ich bedaure sehr, daß sie in 14 Tagen nach Münster zurückkehrt.

Der Brief, sehe ich, ist zwar nicht lang, aber doch sehr unleserlich. Auf Deine — wenn mein Wunsch etwas vermag — baldige Antwort, meine beste Mutter, sollst Du mehr hören. Mit tausend Grüßen

Dein R."

Osnabrück, 28. Dezember 1848.

„... Dein und Karls[2]) beide Briefe haben mir viele Freude gemacht... Mit dem Wendlande scheint er ja gute Bekanntschaft gemacht zu haben. Die Leute sind dort aber gar zu höflich, und wünsche ich nur, daß er sich von den Komplimenten, die man ihm da über mich scheint gemacht zu haben, nicht mehr blenden läßt als ich selbst. Meinen beiden Antezessoren im Auditorate war ich wohl an

[1]) 1846 bis März 1848 preußischer Finanzminister, vorher Leiter der katholischen Abteilung im Kultusministerium.

[2]) Ein jüngerer Bruder Rudolfs, damals Sekundaner auf dem Gymnasium zu Lüneburg.

Bildung überlegen. Ich war den Lüchowern somit etwas Neues, und dies Neue erregte einiges Staunen. Von meiner mangelhaften Begabung und meinen geringen Kenntnissen den enormen Anforderungen der jetzigen Zeit gegenüber kann aber niemand mehr durchdrungen sein als ich, und die ganz komische Ueberzeugung der Osnabrücker Philister von meinen politischen Fähigkeiten, die sie sich aus einer in der Weinlaune mit zwei Leuten, die noch mehr Wein und Aufregung im Kopfe hatten, geführten Debatte verschafft haben, ist mir eher lästig als berauschend gewesen ...

Meine Reichsanstellung hat sich wohl zerschlagen, und das ist am Ende auch ebensogut. Ich fange allmählich an, mehr in der Gegenwart zu leben, lerne endlich auch arbeiten und Geduld haben. In unsern deutschen Angelegenheiten sehe ich auch täglich schwärzer. Der Enthusiasmus ist überall verflogen, und der Bodensatz, der geblieben, stinkt. Trunkene Reformatoren und jugendliche Helden haben wir gehabt und den Intriganten und Jesuiten sind wir wieder in die Hände geraten. Nüchtern ist man geworden, aber der Katzenjammer ist noch keine Klarheit. Und dazu als breiteste demokratische Basis unser deutsches Gelehrten- und Philistertum! Man könnte rasend werden. Von deutscher Geschichte hat Shakespeare nichts verstanden, sonst hätte er zu seinem Hamlet keinen dänischen Muckenfänger genommen. Wir sitzen so tief im Drecke als nur je. Wenn uns nicht bald große Ereignisse packen und zusammenschütteln, daß wir etwas munter und frisch werden, so liefern wir mit allen Märzerrungenschaften nichts als den allerelendesten Abklatsch des 16. und 17. Jahrhunderts. So ein Stück dreißigjährigen Kriegs „im Lichte der neuesten Zeit“. Wie würden unsre Nachbarn Chorus machen: Hot Oesterreich, hü Preußen, faß ihn, Protestant, pack an, Katholik! Für diese dicken, dummen deutschen Schädel ist nichts unmöglich. Der allerdümmste aber heißt Karl Stüve, Düpe seiner eignen Preußenfresserei, Franzosenfresserei und der Jesuiten. Das ist zuviel auf einmal. Amen! —

Karl, hörte ich von Rudloff, ist in Hastenbeck und amüsiert sich mit seinen Cousinen. Am Ende bekommt er noch ein tendre für Anna Reden, wie ich einstens für Klara. In dem Alter ist ja jedes junge Mädchen ein Engel —“

Die letzten Worte des hitzigen Politikers, der jetzt auf alles andre von oben herabsah, würde er selbst später nicht ohne heitere Empfindung gelesen haben: seine Cousine Anna v. Reden sollte nach sechs Jahren seine eigne Lebensgefährtin werden.

Einen besonders leidenschaftlich bewegten Ausdruck vollends fand die Anteilnahme Bennigsens an den öffentlichen Angelegenheiten, als im März und April 1849 die Hoffnungen auf die Schaffung des Einheitsstaates noch einmal hoch emporstiegen, um dann im Mai endgültig und schmählich zugrundezugehen. Den ganzen Wechsel dieser Stimmungen hat der Osnabrücker Kanzleiauditor mit wachsender Bitterkeit ausgekostet. Auffällig könnte das Urteil über den Minister Stüve erscheinen, weil es ganz anders klingt, als man häufig zu lesen bekommt. Daß in dem durch die Märzrevolution an das Ruder gelangten Liebling der

Liberalen ein durch und durch konservativer Reformer steckte, dessen Bedeutung freilich häufig überschätzt worden ist, das ist auch neuerdings durch Ernst v. Meiers ausgezeichnete „Hannoversche Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte 1680 bis 1866" (Leipzig 1898, 2. Bd.) nachgewiesen worden. Bennigsen lebt in einer von Stüve grundverschiedenen Staats- und Weltanschauung und vermag der eigenartigen Tüchtigkeit des Mannes nicht gerecht zu werden; aber für die Schranken in seiner Befähigung, die Enge seines in Stadt und Land Osnabrück aufgehenden Gesichtskreises und zugleich das bürgermeisterliche Autokratische hat er einen richtigen Blick. Der Hauptgrund für die scharfe Verurteilung liegt übrigens nicht in der inneren Politik, sondern in der auswärtigen Politik Stüves, die hannoverisch-partikularistisch war und in der Feindschaft gegen die Frankfurter Pläne des Einheitsreiches durchaus mit dem König Ernst August übereinstimmte. Und an der so nahe gerückten Einheit des deutschen Vaterlandes hing das Herz des Jünglings doch vor allem. Drei Tage, nachdem die Erblichkeit der Kaiserwürde in Frankfurt durchgegangen und darauf die Wahl des Königs Friedrich Wilhelm IV. zum Deutschen Kaiser erfolgt war, schrieb er von froher Hoffnung bewegt:

Osnabrück, 31. März 1849.

„Meine beste Mutter!

Ich schreibe unter dem freudigen Eindrucke, den die Frankfurter Ereignisse auf mich gemacht haben, und nicht auf mich allein hier in Osnabrück, sondern auf die eifrigsten Anhänger sogar des Stüveschen Partikularismus oder, um mich richtiger auszudrücken, Stüves persönliche Verehrer. Alles atmet wieder etwas auf, und wenn der erste Aufschwung nach dem Welckerschen Antrage [1]) auch vorüber ist, so gibt man sich doch der Hoffnung hin, daß wir auf einem bestimmten Wege sind, aus diesem elendesten aller Provisoria endlich herauszukommen. Der Hauptschlag muß freilich noch von den preußischen, hannoverschen und württembergischen Kammern geschehen, wenn die Frankfurter Verfassung ins Leben treten soll. Noch ist allerdings hier in Hannover nichts geschehen, um das Ministerium, wenn es noch zweifeln sollte, über die Stimmung im Lande aufzuklären. Ich denke aber gewiß, daß Adressen aus allen Teilen Hannovers einlaufen werden um schleunigste Wiedereinberufung der Kammern und zustimmende Erklärungen nach Berlin und Frankfurt. Eine Auflösung der Kammern, an der fast niemand zweifelte, wird das Ministerium nicht mehr wagen. Das Wiedersehen mag zwar nicht angenehm sein; die bittere Pille wird aber einem solchen theoretischen Dogmatiker und Selbstherrscher wie Stüve — diesem praktischen Staatsmanne, wie er sich selber nennt — nicht schaden. Daß sie ihn kurieren wird, glaube ich gar nicht. Ein solches Maß von Herrschsucht, Eigensinn und Bewunderung eigner Weisheit gehört zu den Krankheiten, gegen welche noch kein Spezifikum gefunden ist. Die Ueberzeugung von Stüves Unfähigkeit

[1]) Welckers am 12. März überraschend gestellter Antrag, die Reichsverfassung in zweiter Lesung in einer einzigen Abstimmung anzunehmen und dann den König von Preußen zum Deutschen Kaiser zu wählen, wurde am 21. März mit 289 gegen 252 Stimmen abgelehnt.

zum Premier eines konstitutionellen Landes greift immer weiter um sich. Große Verehrer selbst dieses merkwürdigen Charakters gelangen mehr und mehr zu der Ansicht, daß er bei den eminentesten Anlagen nichts geworden ist als ein höchst rechtlicher, intelligenter, kenntnisreicher Philister, aber kein Staatsmann. Daß aber eine solche Persönlichkeit in der Studier- und Aktenstube einer kleinen westfälischen Stadt, in einer Umgebung, zu unbedeutend, als daß er sie nicht von jeher mit Füßen getreten, ohne fremde große Staatszustände gesehen zu haben, hat verkümmern müssen, ist ein wahres Unglück. Was hätte ein Mann von solcher Geistesschärfe, Ausdauer und persönlicher Ueberlegenheit für unser Vaterland unter andern Verhältnissen werden können. Sehr bezeichnend ist eine bereits vor Jahren geschehene Aeußerung des hiesigen Bankiers v. Gülich — eines Mannes, der gescheit genug gewesen, aber viel zu schwankenden Charakters, um Stüve zu imponieren —: ‚Weit lieber eine Herrschaft Ernst Augusts als Stüves.'

Einen bösen Stoß hat übrigens unser Ministerium, abgesehen von der Stellung gegenüber der Kammer und der illoyalen Note noch an H. v. Bothmer[1]) nach dem Rücktritte, hauptsächlich durch das miserabelste aller heutigen Parteiblätter, die ‚Hannoversche Zeitung', erhalten. Eine saubere Polemik gegen andre Parteien, mit den verlogensten, persönlichsten Anzapfungen. Und nun gar diese niedrig komische und grotesk tragische Verbissenheit gegen das Frankfurter rechte Zentrum, von dem Augenblicke an, wo der Sieg des einheitlichen Oberhaupts in Aussicht stand. Erst monatelanges Gewinsele und Geschimpfe über die Parteien in Frankfurt, weil sie vor theoretischem Konsequenzen- und Prinzipienstreite das daniederliegende Vaterland vergessen und verraten. Endlich aber, als die Frankfurter Parteien anfangen abzulassen von dem Grundübel der Deutschen, dem eigensinnigen Beharren auf der sofortigen und vollständigen Verwirklichung ihrer Prinzipien, als man sich von rechts und links die Hände reicht, als Republikaner, Neu- und Altkonstitutionelle einen Teil ihrer Lieblingsideen opfern, um nur zu einem Beschlusse, der uns aus der allgemein verachteten Stellung herausreißen kann, zu gelangen, abermaliges, noch viel entsetzlicheres Geschrei nebst obligatem an die Brust schlagen und frommem Augenaufschlag zum Himmel über die moralische Entwürdigung solcher Parteien, ‚die einander das arme Vaterland verschachern und verraten'. Ueber diese elenden Sophisten! Wenn das Ministerium den April überdauert, so geschieht es wahrhaftig nicht seiner Verdienste oder schönen Augen wegen, sondern weil Männer wie Franke, Briegleb, Lindemann[2]) zu sich selbst kein Vertrauen haben, die Linke aber zu unerfahren in den Geschäften ist, und daher, noch dazu mit einzelnen Persönlichkeiten, wie Lang II, Rumann, Freudentheil[3]) im Lande nicht das genügende Vertrauen besitzt.

[1]) Kgl. hannoverscher Bevollmächtigter bei der provisorischen Zentralgewalt in Frankfurt. Gemeint ist die an ihn gerichtete Note am 12. Februar (Erklärung über die Reichsverfassung).

[2]) Oberbürgermeister von Lüneburg, Mitglied der zweiten hannoverschen Kammer, 1850 Minister des Innern.

[3]) Dr. jur. in Stade, Mitglied der Frankfurter Nationalversammlung.

Ob und wie lange Vater noch in Frankfurt bleiben wird, ist jetzt noch wohl sehr ungewiß. Bitte, schreibe mir doch bald über Vaters Aussichten und Eure Pläne für die Zukunft. An einem Sitze im Staatenhause für den Fall des Zustandekommens der Verfassung ist Vater vielleicht nichts gelegen; sonst sollte ich glauben, daß Vatern, da die hannoversche Regierung doch unter den sechs Männern ihrer Wahl auch wohl den einen oder andern Militär wird schicken wollen, ein derartiger Platz nicht entgehen könnte. Ob die Sitzungen im Staatenhause für Vaters Gesundheit zuträglich sein würden, müßte er freilich auch erwägen.

Mit meinen hiesigen Geschäften bin ich mäßig zufrieden. Sehr viel zu tun ist nicht, und da habe ich genug Muße, um nebenbei Geschichte und Humaniora zu treiben. Die Kanzleiarbeiten fallen mir auch ziemlich leicht, nachdem ich mich etwas hineingearbeitet hatte, und der Kanzleidirektor sowie die andern Herren scheinen auch nicht unzufrieden mit meinen Leistungen zu sein. Die Generation vor mir, Bremer, Allershausen u. s. w. ist vor kurzem zum Assessorexamen zitiert. Wenn es gut geht, könnte ich auch bis zum Januar oder Februar als Richter angestellt sein, also jedenfalls noch vor der neuen Organisation, die schwerlich vor Ostern oder Johanni 1850 ins Leben getreten sein wird.[1])

Daß ich im Sommer nicht im Reichsministerium des Aeußern angestellt bin, ist mir, so wie die Dinge gegangen sind, sehr lieb. Die Wirtschaft unter Schmerling hätte ich am Ende gar nicht ausgehalten. Daß ich diesem Sünder von Anfang an nicht getrauet habe, gereicht mir jetzt ordentlich zur Genugtuung.

Ich habe jetzt 14 Tage Ferien vor mir, die ich zu einigen größeren Arbeiten für die Kanzlei und zu Politicis und Spaziergängen zu verwenden denke. Von Karl hörte ich nichts. Geht er nach Lüchow oder Hastenbeck oder? Meinen Urlaub denke ich bis zum Sommer aufsummieren zu lassen, wo mich der Kanzleidirektor dann hoffentlich auf sechs bis acht Wochen fahren lassen wird. Um baldige Nachrichten bitte ich recht sehr, da ich gar nicht weiß, was jetzt aus Euch wird.

Morgen wird von dem großen Klub (Offiziere, Beamten, Honoratioren) den Münsterschen Husaren, die hier Rasttag halten, ein patriotisches Diner gegeben. — H. v. Falcke[2]) ist ganz hierher gezogen. Im Klub scheint man ihn nicht aufnehmen zu wollen. Ich hasse dieses ancien régime ziemlich gründlich, gestürzte Minister, die nicht geradezu infam sind, sollte man aber nicht weiter verfolgen. Die Unerbittlichkeit gegen das System, aber die Schonung gegen Personen sollen wir auch noch von den Engländern lernen ..."

*

Vollständig umgeschlagen erscheint die Stimmung, als das Werk der Frankfurter Nationalversammlung endgültig gescheitert ist. Besonders der am 20. Mai

---

[1]) Das Gerichtsverfassungsgesetz vom 11. November 1850.

[2]) Freiherr Georg Friedrich v. Falcke, 1847/48, interimistischer Verwalter des Kabinetts und des Ministeriums für die auswärtigen Angelegenheiten.

vollzogene Austritt der meisten Mitglieder der Partei Dahlmann-Gagern aus dem Parlament, das offene Eingeständnis dieser einst gefeierten Führer, am Ende ihres Könnens und Ratens zu sein, veranlaßt ihn, die gesamte Politik des rechten Zentrums und vor allem diesen Entschluß der Resignation einer herben Verurteilung zu unterziehen.

Osnabrück, 29. Mai 1849.

„Meine beste Mutter!

Diese Zeilen werden Dich ja hoffentlich noch in Frankfurt antreffen, obgleich ich freilich ungewiß bin, ob Vater nicht schon wie unsre Deputierten abberufen ist oder in diesen Tagen abberufen wird. In F. wird Euer Bleiben gewiß nicht lange mehr sein, wenn auch dieses trostlose Reichsverwesertum mit seinem glorreichen Ministerium von der preußischen Gnade sein Dasein noch eine kleine Weile fristen sollte.

Das wäre also vorläufig das Ende des ersten Liedes, oder wenigstens der Ausgang der großen moderierten Gagern-Dahlmannschen Partei, die sich vermaß, Deutschland reformieren zu wollen, und sich so jämmerlich in der Natur der deutschen Fürsten täuschen mußte, die sie im März 1848 stützte, in der Hoffnung, an ihnen Werkzeuge zu finden für die Verwirklichung ihrer parlamentarischen Regierung. Von dem ersten Schrecken, dem ja nur gefällige Dienste folgten, hatten sich diese trefflichen Werkzeuge bald erholt, und als sie die vielfachsten Wechsel der Stimmung durchlaufen und nach einem Jahre bei der souveränen Verachtung einer moderierten Majorität angelangt waren, die sich selbst nicht achtete, da war endlich die im stillen längst ersehnte Zeit der Faustschläge und Fußtritte gekommen. Unerbittlich wird die Geschichte diese ins Deutsche übertragenen Girondins richten, und wenn sie schon die ganze Politik des vorigen Jahres mit den härtesten Worten geißeln wird, wo wird sie in unsrer gebildeten Sprache die Ausdrücke finden, um eine Partei zu bezeichnen, welche in dem Augenblicke, wo die Gefahr am höchsten ist, wo die alten seit 30 Jahren bekämpften Mächte noch einmal in scheinbarem Glanze aus dem Staube sich erheben, wo die Anarchie im Westen und das russische Bündnis im Osten eine Wahrheit sind —, welche da in feiger Verzweiflung den Platz verlassen, auf den das deutsche Volk sie gestellt hat, doch nicht um ein Jahr hindurch wohlmeinende Reden zu halten, sondern um den Fels zu bilden im tosenden Meere — und weshalb? Weil sie seit vier Wochen die Majorität verloren hatten. Wer war es denn, der immer über Vaterlandsverrat schrie, wenn im vorigen Jahre die Linke einer kompakten Majorität gegenüber, die einen Beschluß nach dem andern faßte, um die Fürsten zu halten, auszutreten drohte, und nun? Ich hasse diese Männer und doch sehe ich klar, daß nur mit ihrer Hilfe Deutschland zu retten ist. Nur wenn die Sittlichkeit, das Talent und das Wissen einer so großen Reihe altgeachteter Namen sich mit dem Eifer und dem Mute einer jüngeren Partei verbindet, ist eine rasche Entscheidung und Wahrung unsrer Kultur möglich. Warum mußte da dieser Partei jegliche Tatkraft fehlen? Wenn nicht vor einem Jahre, weshalb denn nicht jetzt, in allen Berechnungen gescheitert, sich mit der gemäßigt republikanischen Partei ver-

einigen, der doch die nächste Zukunft gehört hätte? Handelt es sich denn noch um einzelne Formen der Verfassung? Was bedeuten heutzutage das absolute Veto, die Monarchie selbst, wo in der nächsten Zukunft ein zufälliges Ereignis, ein paar Mißernten oder irgend ein an sich ganz äußerlicher Umstand einen sozialen Kampf hervorrufen kann, in dem, so roh und aller organisierenden Kraft bar, wie die sozialen Lehren bis jetzt noch sind, alle Kultur und Menschlichkeit zugrunde gehen müßte! Mit täuschenden Formen einer vorübergehenden Herrlichkeit umgaukeln wir unsre Sinne, während wir einem Abgrunde zutaumeln, der, wenn nicht in kürzester Zeit eine rettende Kraft sich zeigt, uns und unsre Söhne und Enkel verschlingen wird, wie jene Jahrhunderte einer barbarischen Völkerwanderung eine fürchterliche Oede von einem Dutzend Generationen zwischen der versunkenen antiken Herrlichkeit und der aufblühenden christlich-germanischen Welt.

Du glaubst gar nicht, meine teure Mutter, wie seltsam es mich hier in Norddeutschland oft erfaßt, wo man auch gar keine Ahnung von Gefahren hat, die gar nicht mehr zu vermeiden, sondern nur noch zu überwinden sind. Ich frage mich oft, was es mir genutzt hat, wenn ich mich viel mit der menschlichen Geschichte beschäftigte. Das Wesen des göttlichen Geistes in uns steht dem Menschen freilich nie näher, als wenn er mit offenem Blick und warmem Sinn jener Spur folgt, die nun bereits seit Jahrtausenden von der Menschheit getreten ist auf dem Wege ihrer dornenvollen Arbeit entgegen einem Ziele, dem sie sich allmählich mehr und mehr nähert, um oft auf lange Zeit zurückzusinken und ohne es je zu erreichen. Für unsre Zukunft werde ich nur mit Trauer und Resignation erfüllt, wenn ich nirgend eine erlösende Hand sehe, die uns aus solcher Verbildung und Roheit, aus solchem Fanatismus und solcher Frivolität leiten könnte in Zustände eines harmonischen Daseins, wo gleichmäßig Herz und Geist der gewonnenen Schätze froh würden. Aber was dürfen wir hadern, daß wir nicht geboren sind in einer Zeit des Genießens, sondern in einer Zeit des anstrengendsten Kampfes? In dem Kampfe liegt freilich das Schreckliche nicht; das ist ja die Aufgabe und der Stolz des Menschen, in der Anstrengung immer mehr von den in den Schachten seines Innern verborgenen Goldadern an das Licht der Sonne zu fördern, sondern in der Art, wie dieser Kampf in den kommenden Jahren geführt werden wird. Die Gesetze der menschlichen Entwicklung beherrschen uns mit unentrinnbarer Gewalt. In Zeiten einer gewaltigen Scheidung wie jetzt ist alle Begeisterung allein ohnmächtig; wo alte und neue geistige Mächte im vernichtenden praktischen Streite miteinander befangen sind, da ist es nötig, daß zu der Begeisterung auch die Leidenschaft und der Haß gefügt werde, um den Erfolg zu erreichen. Und das sehe ich doch an meinen Zeitgenossen und fühle es an mir selbst, daß damit die größte Summe des rein Menschlichen verloren geht. Wie Cortez sich zagend und doch begeistert abwendete von seinen brennenden Schiffen, als er nach Mexikos Hauptstadt aufbrach, so muß auch die heutige Jugend den klassischen Bildern einer glücklicheren Zeit, trauernd aber nicht verzweifelnd, den Rücken kehren und sich mit aller Glut und Leidenschaft waffnen, um seligeren Geschlechtern eine neue Zukunft zu erobern. —

Was male ich aber so düstere Bilder, meine beste Mutter. Vielleicht sind meine Augen verdunkelt, wenn sie die Zukunft durch so finstere Nacht erblicken. Möge das Geschick sich anders lenken, als ich fürchte. Immer aber werde ich flehen, daß, wie auch dereinst der maßloseste Streit angefacht wird, das Band der Liebe zwischen meinen Eltern, Geschwistern und mir nicht zerreißt. Partei zu nehmen ist für uns jüngere freilich Pflicht, ich möchte aber fast glauben, daß in unsrer Familie nicht wie in manchen andern Kreisen die Glieder nach den entgegengesetzten Richtungen auseinandergerissen sind, und da vertraue ich sicher, daß in den folgenden Jahren nicht die Bitterkeit das gegenseitige Vertrauen unter uns zerfressen wird.

Mit herzlichen Grüßen und treuer Liebe Dein Rudolf."

*

Osnabrück, 9. Juni 1849.

„Meine beste Mutter!

Durch Deinen gestern hier angelangten Brief hast Du mir große Freude gemacht, da ich wirklich in Ungewißheit mich befand, was Eure Pläne für die nächste Zukunft waren. Ob ich Euch aber, wie Du meinst, Ende Juli noch in F. werde besuchen können, steht doch wohl noch sehr dahin. Wer weiß, wo bis dahin Reichsverweser und Reich sich aufhalten. —

Mich freut es, daß Du Dir aus Karls Schülerstreichen nicht so viel machst, als jener Herr in Hannover (H. v. Hammerstein?). Das Benehmen der Schüler finde ich übrigens auch höchst unpassend, aber ein solches Geschrei davon zu machen, ganz lächerlich. Immer besser, ein junger Mensch äußert oder benimmt sich einmal etwas zu aufgeregt, als daß er gar kein Herz für die Freiheit und sein Vaterland hat. Hier bei uns ist so etwas, namentlich bei Söhnen guter Familien, freilich erschrecklich, und wer nicht von Kopf bis zu Fuß in die weiß-gelben Farben gekleidet geht, gilt bei unsern Beamten für einen roten Rebellen oder im günstigsten Falle für einen Phantasten, der geboren ist, sich und andre unglücklich zu machen. Was jener Herr von Karls Betätigung bei oppositionellen Bestrebungen und seinem gefährlichen Einfluß schreibt, trägt auch zu sichtlich den Stempel der gröbsten Uebertreibung, als daß man solchen Dingen irgend Glauben schenken könnte. Ich habe heute morgen an Karl geschrieben und ihm meine Meinung über die Vorfälle am 17. Mai und über seine Stellung als Schüler zur praktischen Politik gesagt.

Die Pfingsttage habe ich zu weiteren Spaziergängen, namentlich auch zu einer dreitägigen Fußtour über Tecklenburg, nach Iburg, Rothenfelde und dem Ravensberge benutzt, in Gesellschaft der gesamten unverheirateten Kanzlei, Darfeld, Schulze, Allershausen, Rudloff, Planck. Mein altes Reiseunglück hat mich aber wieder einmal, und zwar in Gestalt des fürchterlichsten Moorrauches heimgesucht. Seit gestern ist diese greuliche Landplage hier so arg, daß der Gestank bis in die Zimmer dringt. Solange man aber die Moorkolonisten nicht in den Sümpfen zu ersäufen Lust hat, werden für Osnabrück und Ostfriesland immer ein bis zwei Monate der schönsten Jahreszeit verdorben bleiben.

An dem Kanzleiauditor Planck, Sohn des Göttinger Kanzleidirektors, habe ich einen ganz angenehmen Gesinnungsgenossen gefunden. Man hat ihn von Hannover, weil er Vizepräsident des Vaterländischen Vereines und als solcher zu dem Celler Kongreß deputiert gewesen ist, hierhergesetzt, damit vielleicht in dem beschränkten Kreise des Osnabrücker Philistertums die Gnade Stüvescher Grundsätze eher bei ihm zum Durchbruche komme. Wenn diese Leute aber von der jungen Generation noch irgend jemand zu bekehren hoffen, müssen sie früh aufstehen.

Du scheinst zu glauben, meine beste Mutter, ich würde nächstens zum Examen zitiert. Das ist aber gar nicht möglich. Genau genommen soll man zwei Jahre Kanzleiauditor sein; wenn nun auch diese Zeit nicht streng eingehalten wird, so kann ich doch vor Ende des Herbstes schwerlich hoffen, zugelassen zu werden. Diejenigen, die ein halbes Jahr vor mir ihr erstes Examen gemacht haben, wie Bremer,[1] Allershausen u. s. w., sind erst im März d. J. zitiert und noch nicht einmal sämtlich fertig. In der Beamtenkarriere haben sie deshalb die Auditoren um ein Jahr früher zum Examen gelassen, weil es ihnen total an Arbeitskraft mangelte.

Du hoffst noch immer das Beste von der liberalen Partei. Wenn man aber diese fürchterliche Ratlosigkeit in ihren Blättern sieht, so weiß ich doch wahrlich nicht, was ich noch eben von einer Partei erwarten soll, die schon seit einem Jahre — der einzige Gervinus ausgenommen — dieselbe Politik des fait accompli befolgt hat, wie die vormärzlichen Diplomaten traurigen Angedenkens, möge das Faktum, d. i. die augenblickliche Macht, von unten oder von oben hin gedrängt haben. Die Führer der Bewegung, und das ist doch die Aufgabe in einer solchen Zeit des gesunkenen politischen Geistes und nur der aufwallenden politischen Begeisterung, sind sie nach dem 24. Februar 48 auch keine sechs Wochen mehr gewesen. Hier im Lande steht freilich allem Anschein nach die Partei der Frankfurter Verfassung weit besser als die des Radowitzschen Projekts.[2] Daß z. B. Stüve in hiesiger Stadt zum Deputierten gewählt werde, hält man ziemlich allgemein für unmöglich und scheint vielmehr an Breusing zu denken. Aehnlich mögen die Verhältnisse in Sachsen sein. Auf die niederträchtigen preußischen Mittelklassen mit ihrer besonnenen Bettelweisheit ist nach dem, was man seit dem Oktober vorigen Jahres hat erleben müssen, nicht viel zu rechnen. Was sind das aber auch für Menschen, die in der Kölner Zeitung und ähnlichen den Ausdruck ihrer Partei haben. Ein so jammervolles Schwanken bei den wichtigsten Angelegenheiten, ein solcher Mangel an Mut und Ausdauer, überhaupt an allen bestimmten Zwecken und bestimmten Mitteln für ihre Erreichung, die sich weiter als über ihre Nasenspitze erstrecken, ist fast beispiellos. Und das wagt sich den Kern des preußischen, womöglich des deutschen Volkes zu nennen. Wenn solche politische Handlanger, die ewig nur von einem Tage zum andern

[1] Graf George Bremer, ein Jugendfreund Bennigsens.

[2] Der preußische Entwurf einer Reichsverfassung vom 26. Mai 1849, von Hannover und Sachsen akzeptiert (Dreikönigsbündnis).

leben, während sie für das Weitere Gott sorgen lassen oder höchstens auf das große Los in einer ungarischen oder französischen Lotterie ihre kühnen Pläne bauen, in dem gewaltigen Drängen der jetzigen Zeit, wo gerade bestimmte Zwecke und Ausdauer über alles vermögen, eine bedeutende Zukunft haben, so will ich mein gesamtes Studium der Geschichte wieder von vorn anfangen. Nur noch einige Monate Ausdauer, und die drei bis vier königlichen Regierungen mußten nachgeben. Aber da kam die Furcht vor der roten Anarchie und die ewige Halbheit und süßliche Gutmütigkeit, alles läuft davon, die großen liberalen Blätter liebäugeln mit der Frankfurter Verfassung links und den Berliner Projekten rechts. Ein Zufall kann die Wagschale nach der einen oder andern Seite sinken machen; ist es da ein Wunder, wenn solche Ratlosigkeit der Führer auch die Menge irre macht? Ich frage mich in der Tat täglich vergebens, weshalb man sich nicht einfach an die paar Gedanken gehalten hat und nach ihnen (und es wäre auch noch nicht zu spät) handelte: für die Frankfurter Verfassung hat sich fast ganz Deutschland exkl. Oesterreich erklärt; versucht man eine andre, so ist der Bürgerkrieg oder verewigte Revolution gewiß; werden die Berliner Vorschläge in Berlin, Dresden, Hannover und München verworfen, und zwar von einer imposanten Majorität, und wird von neuem auf die Annahme der Frankfurter Verfassung gedrungen, so ist der Sturz der jetzigen Kabinette absolut notwendig; [eine große Agitation ist also in diesem Sinne auf die in den nächsten Wochen vorzunehmenden Wahlen" [ein dritter Bogen des Briefes ist verloren gegangen].

Der äußere und innere Abschluß dieser Briefe wird in dem folgenden eingeleitet, mit dem wir unsre diesmaligen Mitteilungen schießen:

Osnabrück, 8. Oktober 1849.

„Meine beste Mutter!

Heute morgen haben Planck, Rudloff und ich beim Kanzleidirektor unsre Gesuche um Zulassung zum Examen abgegeben. Ob ich nun gleich nicht glaube, daß inklusive des Vortrags beim Könige u. s. w. unsre Affäre vor fünf bis sechs Wochen entschieden sein wird, so habe ich Dir doch gleich Nachricht geben wollen, daß dieselbe in ein neues Stadium gerückt ist. Der Kanzleidirektor äußerte sich, als ich ihm unsre Absicht mitteilte, ganz freundlich; gegen Planck, der ihm die schriftlichen Gesuche ins Haus trug, hat er aber ganz seltsame Fragen getan über Beteiligung an politischen Vereinen 2c. hier in Osnabrück, was diesen übrigens wohl ganz persönlich betraf, da der Kanzleidirektor ihm geradezu erklärt hat, er sei aufgefordert — wahrscheinlich damals, als Planck des Celler Kongresses wegen in die Verbannung hierhergeschickt wurde —, über seine politischen Tendenzen und Tätigkeiten zu berichten. Ich glaube übrigens doch, daß man ihn ernennen wird, weil ich sonst nicht begreife, weshalb man ihn vor einem halben Jahre nicht entlassen hat, da man bei seiner Persönlichkeit eine Aenderung in der politischen Richtung durch derartige Regierungsmanövres nicht erwarten konnte. Mich wird man sicher noch eher zulassen, da ich weniger kompromittiert

bin, wenn man mich auch hier und in Hannover für radikal ansieht. Der König soll sich freilich über Bremer und mich nicht sehr günstig geäußert haben. Zweckmäßig dürfte es allerdings für eine Regierung sein, die doch gelegentlich zu einem Staatsstreich ihre Zuflucht nehmen kann, in die höhern Richterkollegien keine Leute aufzunehmen, bei denen sie entgegengesetzte Grundsätze und Furchtlosigkeit zu scheuen hat.

Vorläufig sind wir drei mit der Vorbereitung zu dem Examen beschäftigt, repetieren mehrere Male in der Woche zusammen (wobei mir Plancks gediegene Kenntnisse, ein Produkt ausgezeichneten Scharfsinns und ausdauernden Fleißes sehr nützlich werden), so daß ich mit den ziemlich zahlreichen Relationen in der Kanzlei vollauf zu tun habe. — —"

Im Dezember 1849 bestand Bennigsen sein Assessorexamen. Nach einem kurzen Aufenthalt in Celle wurde er im Juni 1850 nach Aurich versetzt.



Der ewige Krieg und die Friedensbewegung.

Eine Entgegnung

von

Bertha v. Suttner.

Im Februar-Heft der „Deutschen Revue" hat der kommandierende General des I. Armeekorps, Freiherr v. d. Goltz, einen Aufsatz veröffentlicht, worin die für alle Zukunft verbürgte Unvermeidlichkeit des Krieges dargelegt wird. Die lobenswerte Unparteilichkeit dieser Blätter gestattet es einer überzeugten Anhängerin der vom Verfasser jenes Aufsatzes als aussichtslos und berechtigungslos bekämpften Bewegung, ein Wort der Entgegnung und Verteidigung vorzubringen.

Nicht in die Form einer Polemik, mit der versuchten Widerlegung aller einzelnen Sätze, soll die Entgegnung gekleidet werden; das verbietet nicht nur der knapp zugemessene Raum, sondern auch die Achtung vor der Kompetenz des geehrten Autors, der von *seinem* Gesichtspunkt aus und im Lichte der von ihm mit neun Zehnteln der heutigen Menschheit geteilten Weltanschauung seine Sache mit ebensoviel berufsmäßiger Entschiedenheit als geschichtsphilosophischer Schärfe verficht. Ich möchte der militärischen Auffassung nur die „pazifistische" entgegenhalten und den Lesern auseinandersetzen, was der eigentliche Charakter der Friedensbewegung sei, wohin ihre Arbeiten zielen, und auf welche — gleichfalls philosophischen und historischen — Prämissen ihre Urteile und Aussichten gegründet sind. Ich hoffe damit auch meinen Herrn Gegner selber einigermaßen zu interessieren, der in seiner voreingenommenen Geringschätzung der Bewegung

offenbar keinen Einblick in diese genommen hat und sich über ihre Postulate und Ergebnisse nicht auf dem laufenden hielt.

Die Geschichtsphilosophie, auf die die „Pazifisten" ihre Bestrebungen stützen, ist — kurzgefaßt — diese: Die menschliche Gesellschaft entwickelt sich allmählich von ursprünglicher Barbarei zu immer höherer Kultur; das Rauhe macht dem Milden, die Willkür dem Gesetze, die Gewalt dem Rechte Platz. Der Egoismus, an sich unausrottbar, erweitert sich bis zum Altruismus, indem das ebenso unausrottbare Prinzip der wohlwollenden Liebe sich vom eignen Selbst auf die Familie, auf den Stamm, auf die Nation und schließlich auf die Menschheit erstreckt. Der ewig währende Kampf, „der Vater aller Dinge", ändert seine Formen; seine erste, niedrigste Form war das gegenseitige Auffressen; der geistige Wettbewerb wird seine höchste sein. Der Krieg — nämlich das gemeinschaftlich organisierte Töten mit Keule, Pfeil, Schwert, Flinte, Kanone, Torpedo, Dynamit und Ekrasit — kann schon darum nicht eine ewige Form des Kampfes bleiben, weil seine technischen Fortschritte solche Dimensionen annehmen, daß die Möglichkeit aufhören wird, sich seiner — ohne gegenseitige Vernichtung — zu bedienen. Aber schon die Vorbereitung zum Kriege — die Rüstung — wächst in solchem Maße an, daß die Völker, die sich damit schützen wollen, davon erdrückt werden müssen.

Daß Nationen und Staaten sich vergrößern und verbreiten, andre zusammenschrumpfen und verschwinden, ist eine von dem ewigen Auf und Nieder, dem Werden und Vergehen der Erscheinungen bedingte Notwendigkeit. Darauf stützen auch die Kriegsverteidiger mit Vorliebe die Notwendigkeit der Kriege — Soldaten brauchen aber eigentlich nicht die Ursachen der Kriege zu begründen. „What do you think of expansion?" wurde ein englischer Offizier befragt. „Nothing — I obey orders," antwortete er. Es geschieht ja auch im Innern geordneter Staatswesen, daß einzelne, Familien, Firmen sich mehren und ihre Besitzungen ausdehnen, während andre zugrunde gehen oder aussterben, doch geschieht dies nicht mehr wie einst, durch Fehde und Raub, sondern auf andre Weise. Es wird da nicht mehr durch die ungehinderte Gewaltausübung des Starken und Zurwehrsetzung des Schwachen ein unausweichliches Raufen hervorgebracht, denn innerhalb der geordneten Gemeinschaften wird der Schwache geschützt, der gewalttätige Starke gestraft; ein gleiches könnte sich in der Gemeinschaft der Kulturnationen heranbilden und wird es auch; dabei würde die naturgebotene Bewegung — Wachstum und Verfall der einzelnen — nicht aufhören und müßte nicht einer ewigen Stagnation Platz machen, als welche die Gegner der Friedensbewegung sich den erstrebten Völkerfrieden vorstellen. So wie die Gesetze, die Lebensregeln und die Moral sich allmählich im Verkehr der Bürger jedes Staates eingesetzt haben — nicht aus sentimentaler Friedensliebe, sondern durch die vernünftige Einsicht, daß Sicherheit und Wohlbefinden nur durch solche Regulative erreicht werden können —, ebenso werden auch im Verkehr zwischen den Staaten, die ja immer mehr aus ihrer Isolierung treten und auf Zusammenleben angewiesen sind, Gesetz und Ethik zur Herrschaft gelangen. Das ergibt dann

„die kriegslose Zeit“, die Moritz v. Egidy, der in seiner Kriegszeit seine Soldatenpflicht tapfer erfüllt hatte, prophetischen und sehnenden Geistes kommen sah. Eine Zeit, in der die rechtsgemeinschaftlich verbundenen Kulturvölker andre Pflichten zu erfüllen haben werden, als gegenseitigen Totschlag und Vorbereitung darauf.

Doch solche künftige, glücklichere Zustände wollen nicht bloß abgewartet, sie wollen erarbeitet werden, und diese Arbeit ist — die Friedensbewegung. Daß neben den Forderungen und den bereits erreichten Erfolgen der Friedensidee die jahrtausendalte, tiefgewurzelte, mit unzähligen persönlichen Interessen verschlungene Institution Krieg noch scheinbar unerschüttert dasteht, daß unmittelbar nach der Haager Konferenz der (vorher schon geplante) Transvaalkrieg ausbrach, daß noch gewaltige Kriegsbrände, zu denen der Zündstoff aufgespeichert worden, ausbrechen können — im Augenblick, da ich schreibe, im fernen Osten sogar schon wieder ausgebrochen sind! — das ändert an der Berechtigung und an der Zukunftszuversicht der Friedensarbeit nichts, ebensowenig als das Vorhandensein von Seuchen die Möglichkeit ihres Erlöschens ausschließt oder gegen die Berechtigung der Sanitätsarbeit zeugt.

Wenn ein Kulturzustand den andern verdrängen will, so geschieht dies nicht mit einem Schlag; beide sind gleichzeitig vorhanden, der neue wächst nur allmählich heran, während der alte in demselben Maße langsam schwindet — wie in den sogenannten „dissolving views“ —; der Zuschauer weiß den Augenblick nicht genau zu bestimmen, wann das eine Bild sich in das andre auflöst.

Indessen fängt das Friedensbild — das Bild der „internationalen Rechtsbeziehungen“ vielmehr: dieser Ausdruck deckt unsre Ziele viel besser als das Wort Frieden — schon an, deutliche Umrisse zu zeigen: die Idee — vor zwei Jahrzehnten war es nur Idee und Theorie — beginnt Gestalt anzunehmen. Die Friedenssache **lebt**, denn schon schafft sie sich Organe. Da ist vor allem der ständige internationale Schiedsgerichtshof im Haag. Schon sein Name enthält Begriffe, die vor einem Jahrzehnt noch zu den Undenkbarkeiten gehörten. Ein von 26 Mächten eingesetztes Tribunal, das man anfangs zwar gern totschweigen wollte, das aber tatsächlich schon funktioniert und einen Streitfall, wegen dessen die Kanonen schon gesprochen hatten, der weiteren gewaltsamen Austragung entrissen und friedlicher Schlichtung zugeführt hat. Da sind die am 29. Juli 1899 im Haag unterzeichneten Vereinbarungen „zur friedlichen Schlichtung internationaler Streitigkeiten“, in denen das ganze Programm der Friedensbewegung niedergelegt worden ist —, Schiedsgericht, Vermittlung, gute Dienste, Untersuchungskommissionen —, worin auch der Wunsch formuliert wird, daß „zum Besten des materiellen und moralischen Wohls der Völker“ die Regierungen das Problem des Rüstungsstillstandes studieren mögen. In diesem Dokument gibt es einen § 19, der lautet:

Unabhängig von den allgemeinen und besonderen Verträgen, welche die Signatarmächte zur Berufung des Schiedsgerichtes verpflichten, behalten sich diese Mächte das Recht vor, entweder vor der Ratifizierung der vorliegenden Akte oder nachher neue allgemeine oder

besondere Konventionen zu schließen, um dadurch das obligatorische Schiedsgericht auf alle ihnen passend scheinenden Fälle anwendbar zu machen.

Und was hat die jüngste Zeit in dieser Richtung hervorgebracht? Unter Berufung auf § 19 sind besondere Schiedsgerichtsverträge unterzeichnet worden: zwischen England und Frankreich; gleich darauf zwischen Frankreich und Italien und England und Italien. In seiner letzten Thronrede hat der König von Schweden verkündet, daß ähnliche Verträge zwischen den skandinavischen Königreichen und andern Ländern bereits in Verhandlung sind.

Noch haften diesen Vereinbarungen — die ja ein Anfang, ein Uebergang sind — zu viele einschränkende Klauseln an; doch wird jetzt in Washington ein Vertragsplan zwischen Amerika und England aufgesetzt, nach dem nicht nur die juridischen, sondern alle durch die Diplomatie nicht geschlichteten Streitsachen obligatorisch vor das Schiedsgericht zu bringen sind.

Der Vertrag zwischen England und Frankreich, wenn er auch gar nie zur Anwendung käme, hat schon eine unschätzbare Frucht gezeitigt: die Vereinbarung, daß für den Fall eines zwischen den respektiven Alliierten Rußland und Japan ausbrechenden Krieges Frankreich und England die Neutralität bewahren werden. Welche Garantie, daß der ostasiatische Brand isoliert bleibt, welche unberechenbare Summe geretteter Leben und Güter! Wären die beiden Länder noch in dem gespannten Verhältnis, wie es den Besuchen der Souveräne, den ausgetauschten Parlamentsbesuchen vorausging, wie gern hätten sie da die Gelegenheit ergriffen, dem alten Groll durch Anteilnahme an dem Duell ihrer Alliierten Luft zu machen. So war aber eine Atmosphäre der Versöhnung und des Wohlwollens geschaffen worden (groß sind dabei die Verdienste des französischen Deputierten d'Estournelles), in der jeder Gedanke eines französisch-englischen Waffenganges ersticken mußte. Eine Friedenstat zieht andre nach sich, geradeso wie jede kriegerische Aktion den Keim neuer kriegerischer Komplikationen nach sich zieht.

Der englisch-französischen und französisch-italienischen Entente entspringt die Sehnsucht zur französisch-deutschen Versöhnung; immer mehr würde das Netz der friedlichen Allianzen sich erweitern, bis daß es alle Kulturstaaten umspannte und unter ihnen, ohne ihre Selbständigkeit und Eigenart zu tangieren, eine Rechtsgemeinschaft schaffen würde. Die reduzierten Heere dieser Staaten würden einander nicht mehr bedrohen, sondern nur noch als die Wächter von Recht und Ordnung, als die Exekutive der etwa mißachteten Tribunalurteile, als die Schützer der Schwachen und Verfolgten und als die Verteidiger gegen barbarische Raubanfälle keineswegs eine geringere, sondern eine höhere Mission zu erfüllen haben als heute.

Unter den Organen der Friedensbewegung ist eines der bedeutendsten die Interparlamentarische Union. In 17 verschiedenen Parlamenten haben sich Gruppen „für Schiedsgericht und Frieden“ gebildet, die sich seit einer Reihe von ungefähr 15 Jahren in den europäischen Hauptstädten zu „interparlamentarischen Konferenzen“ zusammenfinden. Diese Konferenzen finden unter den Auspizien der Regierungen, unter der Mitwirkung der Kammerpräsidenten,

Minister und Staatsmänner statt, und bei diesen Gelegenheiten wird dem Prinzip der Völkerjustiz offizieller und weithin tönender Ausdruck gegeben. Ministerpräsident Koerber erklärte in seiner Begrüßung der letzten Konferenz in Wien, 1903, daß „das Schiedsgericht fortan ein integrierender Teil des politischen Verkehrs“ geworden sei. Daß die sämtlichen 2000 Parlamentarier, die der Union angehören, stets das sie vereinende Prinzip auch außerhalb der Konferenzen vertreten, daß sie bei Verhandlungen und Abstimmungen über Militär- und auswärtigpolitische Angelegenheiten immer, wie es ihre Pflicht wäre, für die Ziele der Union eintreten, ist leider nicht der Fall. Auch hier muß man erst von der Entwicklung die Festigung erwarten. Die letzte Gruppe, die der Union beigetreten ist, hat sich am 12. Januar in Washington konstituiert. Es meldeten sich sofort 40 Mitglieder des Senats und des Repräsentantenhauses, und somit besteht jetzt auch eine amerikanische Gruppe, die den Teilnehmern der nächsten Konferenz, die im Sommer 1904 in St. Louis stattfinden soll, einen würdigen Empfang bereiten kann. Präsident Roosevelt, der wärmste Förderer des Schiedsgerichtsprinzips, wird nicht verfehlen, das Seinige zum Glanze dieses Empfanges beizutragen.

Unter den Institutionen, die von der Friedensbewegung ins Leben gerufen worden sind, darf man nicht vergessen: das Nobel-Komitee des Storthings, das alljährlich einen Preis für die Verdienste auf dem Friedensgebiete austeilt; das Institut de la Paix in Monaco, das Fürst Albert I. im vorigen Jahre in seiner kleinen Residenz gegründet hat und das zum wissenschaftlichen Studium der einschlägigen Probleme, zur Sammlung der darauf bezüglichen Dokumente, Akten und Literatur dienen soll; die beiden Zentralämter in Bern, das eine der Mittelpunkt sämtlicher Friedensvereine, das andre sämtlicher interparlamentarischen Gruppen, beide von der Schweizer und einigen andern Regierungen subventioniert; endlich das Kriegs- und Friedensmuseum in Luzern, eine Schöpfung des genialen, der Friedensbewegung zu früh entrissenen Streiters Johann v. Bloch.

Der sichtbare und verheißungsvolle Aufschwung, den die Friedensbewegung in der letzten Zeit genommen hat, wird jedenfalls einer abermaligen Rückschleuderung weichen, da der ostasiatische Krieg entbrannt ist und seine Flammen vielleicht gar auf Europa herüberspringen. Aber das ist das Los aller kulturellen Fortschritte, daß sie sich nicht in gerader Linie, sondern mit häufigen Rückkrümmungen weiterbewegen. Die Linie führt aber dabei, Gott sei Dank, doch nach aufwärts.

In Kriegszeiten müssen die Friedensfreunde doppelten Spott über sich ergehen lassen; doch der Umstand, daß ihr Feind, dessen latente Schrecken ihnen stets im Bewußtsein leben, in akute Tätigkeit getreten ist, macht ihren Mut nicht erlahmen und benimmt nichts ihrer Zuversicht, daß durch stetes Anhäufen ihrer Anstrengungen, durch langsame Gewinnung — Zoll für Zoll — neuen Bodens ihr Gebiet sich endlich so ausdehnen wird, daß für die Betätigung des gegnerischen Prinzips kein Raum mehr bleibt.

Nur ausharren! Dabei kann man auch auf das Unerwartete, auf „das Wunderbare" hoffen. Wer hätte noch vor zehn Jahren geglaubt, daß ein Kriegsherr eine Friedenskonferenz einberufen würde, bei der die Einschränkung der Rüstungen auf dem Programm stand und aus der ein ständiges internationales Tribunal hervorgehen würde? Wer hätte geglaubt, daß in rascher Aufeinanderfolge so viele Schiedsgerichtsverträge auftauchen würden, wie sie in den letzten paar Monaten unterfertigt und geplant worden sind? Die seit der intergouvernementalen Konferenz noch immer ausgebrochenen Kriege haben diese Erlebnisse wohl verzögert, aber nicht verhindert. Das Neue, Große, Erlösende, wenn es nur einmal von ein paar Geistern erfaßt worden ist, bricht sich sicher Bahn.

Freilich, alle die hier aufgezählten Institutionen und Organisationen sind von verschwindender Winzigkeit, wenn man sie neben die Flotten und Heere, die Kanonenfabriken und Kriegsschulen, neben den ganzen Apparat des entgegengesetzten Prinzips stellt, und gering erscheinen auch die Kongresse und Konferenzen und Höflichkeitsbesuche von Volk zu Volk, wenn man dagegen die losgelassene Hölle eines Kampfes hält, wie er sich jetzt im fernen Osten abspielt ... Aber ist nicht auch ein aus der Erde sprießendes Bäumchen unscheinbar neben einem vielhundertjährigen, weitschattenden Riesenbaum? Und doch kann das Bäumchen der Vorbote des Zukunftswaldes sein, der sich an der Stelle erheben wird, wo der morschgewordene hingesunkene Riesenbaum vermodert! —

Das ist unsre — der Pazifisten — Anschauung. Ich habe mit deren Begründung nicht versucht, die Anschauung des Freiherrn v. d. Goltz in ihren einzelnen Punkten zu widerlegen — es wäre das wohl eine Anmaßung gewesen —; ich habe ihr nur die meinige und die meiner Gesinnungsgenossen gegenübergestellt. Das ist jedes Ideenkämpfers gutes Recht.



Noch einmal der „ewige Friede".

Von

C. Freiherrn v. d. Goltz.

Der kurze Ueberblick, den Frau Bertha v. Suttner in der Entgegnung auf meine Arbeit „Der ewige Friede und der nächste Krieg" über die Erfolge zusammengestellt hat, welche die Bestrebungen der Friedensfreunde bisher erzielten, orientieren auch den Fernerstehenden vollkommen.

Man vermag den Friedensfreunden die Genugtuung nachzuempfinden, mit der diese Erfolge sie begreiflicherweise erfüllen: das Friedensmanifest eines

gewaltigen Kriegsfürsten, der Schiedsgerichtshof im Haag, die Vereinbarungen zur friedlichen Schlichtung internationaler Streitigkeiten, die besonderen Schiedsgerichtsverträge, die Anregung des Problems eines Rüstungsstillstandes u. s. w. Das ist viel und in verhältnismäßig kurzer Zeit erreicht.

Dennoch vermag ich mich von dem lockenden Bilde nicht blenden zu lassen. Einstweilen fehlt der Bewegung das ausführende Organ, das den Frieden demjenigen aufzwingt, der sich im guten nicht fügen will. So wird es in den meisten Fällen vorerst das Schicksal der Schiedsgerichte sein, nur Kriege zu verhüten, die ohnehin nicht ausgebrochen sein würden, sondern bei denen der eine Teil wenigstens von Hause aus entschlossen war, es dahin nicht kommen zu lassen. Sie können dennoch wertvolle Dienste leisten, bewaffnete Konflikte unbedeutender Art verhindern oder schneller beenden, weil sie dem einen Teile die goldne Brücke zum Rückzuge bauen und dem andern das Nachgeben durch ehrenvolle Form erleichtern. Die Folgen diplomatischen Ungeschicks mögen durch die Intervention eines weise geleiteten Schiedsgerichts mitunter gemildert werden.

Aber es wäre ein verhängnisvoller Irrtum, zu hoffen, daß die gleiche Wirkung auch möglich sei, wo ernste Lebensinteressen der streitenden Völker auf dem Spiele stehen.

Kein Schiedsgericht der Mittelmeerstaaten hätte je das Römerreich auf seine Halbinsel zu bannen vermocht. Das europäische Schiedsgericht, das sich, wenn auch nicht der Form, so doch der praktischen Bedeutung nach, zusammengetan, um Friedrich dem Großen Schlesien abzusprechen, beschwor damit den Siebenjährigen Krieg herauf, und im Grunde genommen warf sich Europa der ersten französischen Republik gegenüber auch zu einem Schiedsgerichtshofe auf. Es führte damit die Koalitionskriege herbei.

Nichts aber ist auf diesem Gebiete lehrreicher, wie der gegenwärtige Krieg in Ostasien. An der Spitze der gesamten Friedensbewegung steht der Kaiser von Rußland, und es ist ihm heiliger Ernst damit. Dennoch war er nicht imstande, das Machtwort zu sprechen: „Rußland hat in neuerer Zeit so ungeheure und wertvolle Gebiete erworben, daß es noch für ein Jahrhundert Raum zu fruchtbringender Arbeit findet, es kann sehr wohl den verhältnismäßig kleinen Teil Ostasiens, dessen Japan für seinen Expansionstrieb bedarf, diesem überlassen und räumt ihn ihm gutwillig ein.“

Nicht die Vereinbarung hält England und Frankreich einstweilen davon ab, an dem Waffengange der Bundesgenossen teilzunehmen, sondern beider wohlverstandenes Interesse. Die Vereinbarung gibt diesem in tiefer liegenden Ursachen begründeten Zustande nur den bestimmten Ausdruck.

Doch verlangen die Friedensfreunde selbst Zeit für den Sieg ihrer Idee, und wir dürfen uns deshalb auf die Gegenwart nicht endgültig berufen.

Mit dem allmählichen Werden einer geläuterten Weltanschauung sollen die neuen „internationalen Rechtsbeziehungen“ sich erst derart festigen, daß das rohe Element der Gewalt aus dem gesellschaftlichen Umbildungsprozeß verbannt und durch den Kampf der Geister ersetzt werde. Zur Aufrechterhaltung dieser neuen

Ordnung bleiben die verkleinerten Heere bestehen „als die Wächter von Recht und Ordnung, als die Exekutive der etwa mißachteten Tribunalurteile, als die Schützer der Schwachen und Verfolgten und als die Verteidiger gegen barbarische Raubanfälle“.

Da haben wir nun das noch fehlende ausführende Organ, aber mit ihm auch wieder, was vermieden werden sollte — den Krieg.

Frau v. Suttner sagt: „Innerhalb der geordneten Gemeinschaften wird der Schwache geschützt, der gewalttätige Starke gestraft.“

Wenn der sich das nur gefallen läßt!

Ich fürchte, daß trotz des ersehnten politischen Zustandes der durch Verträge verbundenen sozialen Gemeinschaften sich von Zeit zu Zeit immer wieder der starke Bösewicht finden wird, der sich nicht fügt. Er wird sich um so eher finden, je friedfertiger und kriegsunlustiger die andern geworden sind.

*

Trotz alledem sind wir „Kriegsfreunde“ am Ende gar, in bezug auf das Erreichbare, wie ich merke, noch die besten Bundesgenossen der „Pazifisten“, freilich, ohne daß sie es anerkennen werden.

Wir wollen nicht abrüsten, sondern die kriegerische Verfassung des modernen Staates im Einklang mit seiner allgemeinen Entwicklung und natürlichen Erstarkung weiter ausbauen. Unser Ideal ist es, in der Stunde der Gefahr die gesamte organisierte Volkskraft unter Waffen zu haben. Das gibt den künftigen Kriegen ihren furchtbaren Ernst. Ein jeder wird bis zu einem gewissen Grade ein Kampf um die Existenz. Das Bewußtsein davon aber erfüllt Regierende und Völker, macht den Entschluß zum Kriege schwerer und wird ihn am Ende auf diejenigen Fälle beschränken, wo es sich um unlösbaren Widerstreit von Existenzbedingungen handelt und wo selbst die thronenden Götter ihre Lieblinge nicht mehr auseinander zu halten vermögen, sondern selber „mitmachen“ müssen, wie einst vor Troja.



Zollparlamentsbriefe des Prof. Bluntschli.

Mitgeteilt von

Heinrich v. Poschinger.

Am 27. April 1868 fand in Berlin die Eröffnung des ersten deutschen Zollparlaments statt, dem auch Professor Dr. Bluntschli aus Heidelberg angehörte. Am 30. April hatte Bluntschli eine denkwürdige Unterredung mit dem Grafen Bismarck, worüber ersterer in seinen Denkwürdigkeiten Bd. III S. 193

berichtet. Ueber ebendieses Gespräch und einige sonstige Wahrnehmungen aus dieser parlamentarischen Kampagne liegen unveröffentlichte briefliche Mitteilungen Bluntschlis vor, die dazu bestimmt waren, politische Freunde in der Heimat über die politischen Ereignisse in Berlin auf dem laufenden zu halten. Am 8. Mai 1868 schrieb Bluntschli: „Nach der Niederlage der Nationalgesinnten bei der Adreßdebatte im Zollparlament war die Meinung unter den Nationalliberalen, daß Bismarck sich habe rächen wollen für die Niederlage in der Bundesschuldensache und zugleich ein Mittel in die Hand genommen habe zu diplomatischer Ausbeutung. — Aegidi erzählt, Bismarck habe dem Grafen Münster vor der Abstimmung gesagt: ‚Die einfache Tagesordnung ist ein Schlag gegen mich.' Ich kann das nicht glauben. Denn dann hätten die Konservativen teilweise anders gestimmt. Eher glaube ich, daß er die Absicht hatte, in der Sitzung zu sprechen, sobald die Debatte eröffnet werde.

„Der Rückschlag im Süden wird für die nationale Sache sehr empfunden werden. Die Neigung, wegzugehen, ist bei vielen groß, auch unter den Südlichen. Wäre die Tabakfrage nicht, so würde die Zerstreuung schneller vor sich gehen. Es ist eine bare Unmöglichkeit, diesen großen Apparat in Bewegung zu setzen, wenn man ihm nichts zu tun gibt, als zu abgeschlossenen Handelsverträgen ja zu sagen und Tariffragen zu beantworten. Ob noch zu helfen ist und wie, das weiß ich nicht. Bismarck allein könnte es: er ist aber schwerlich in der rechten Nervenstimmung. Derselbe konservative v. Blankenburg, der gestern den Antrag auf einfache Tagesordnung in frivolster Weise begründet hat, spricht heute privatim den Wunsch aus, wir möchten doch den Eintritt Hessens in den Nordbund beantragen. Das wird sicher nicht geschehen, wenigstens nicht von der liberal-nationalen Partei. Wenn die Konservativen es bringen, so werden wir ihnen helfen, die Mehrheit herzustellen. Da kann man mit Recht die Inkompetenz des Parlaments zur Beschlußfassung behaupten. Es wäre höchstens kompetent zu einer Bitte."

Berlin, den 12. Mai 1868.

„Unter den deutschen Gesandten steht die Meinung fest, Bismarck wechsle seine Meinungen je nach der Eingebung des Moments. Dann folge er einem plötzlichen Instinkt. Das mag im kleinen ganz richtig sein, im großen sicher nicht. Freilich bewahrt der Instinkt einer großen Natur von selber eine gewisse Harmonie. Daß Bismarck mit einem Parlament nur schwer sich zu stellen weiß, ist gewiß. Die Leidenschaft und die Neigung zu absoluter Beherrschung reißt ihn oft über die Linie dessen hinaus, was parlamentarische Parteien von ihren Führern vertragen. Dann aber vermittelt niemand, und die Faktoren, die zusammen wirken müssen, gehen verstimmt auseinander. Sie behaupten auch, er ertrage keine Kraft neben oder um sich und werde sogar leicht neidisch. Letzteres glaube ich nicht, für ersteres spricht der Schein. v. Forckenbeck sagte mir, Bismarck habe ihm folgende Aeußerung gemacht: ‚Sie glauben nicht, wie schwer es mir geworden ist, den König zu der Allianz mit Viktor Emanuel zu bestimmen.

Als ich die hatte, da hatte ich alles. Aber ich mußte so weit gehen, auch die Lektüre des Königs zu kontrollieren.' Ist sehr glaublich.

„Bei Minister v. Schleinitz. Er bemerkte über die Lage: ‚Wenn wir über den Main gehen, so haben wir nicht bloß sicher die Franzosen, sondern auch Oesterreich gegen uns. In diesem Fall begegnen wir einer französisch-österreichischen Allianz.' Auf meine Zweifel, ob Oesterreich das wagen werde, erwiderte er: ‚Herr v. Beust wird die Sache objektiv betrachten und den Krieg scheuen. Aber die Leidenschaft des Kaisers wird trotzdem zum Kriege treiben.' Er meinte, schon die Schaffung eines gemeinsamen Organs für die Gesetzgebung würde die ganze Frage auf die Spitze treiben. Im übrigen erkannte er an, daß seit 1866 der Einheitsstaat allein möglich sei, aber daß die Dezentralisation der Provinzen kommen müsse, um ihn den andern Ländern, auch im Süden annehmbar zu machen. Zum Schluß wollte er auch auf Deutsch-Oesterreich nicht verzichten und betonte lebhaft die Zusammengehörigkeit. Das ist aber ohne große künftige Katastrophen nicht möglich. Er gab zu, daß die Anspannung der finanziellen und militärischen Kräfte für jetzt zwar notwendig, aber auf die Dauer nicht zu ertragen sei und äußerte seinen Verdacht gegen Varnbüler."

*

Berlin, den 14. Mai 1868.

„Gestern Diner bei Bismarck. Etwa 60 Personen. Ich saß zwischen Rothschild und Graf Bethusy-Huc (Freikons.). Bismarck als Wirt liebenswürdig, politisch reserviert. Er ist ein kranker Mann. Er sagte mir, er könne nachts nur zwei Stunden schlafen und müsse viele Stunden im Bett wachen, um diese Zeit zu gewinnen. Er wolle auf Monate weg zur Erholung. Zu allen andern Gründen, die jede große Aktion verhindern, kommt dieser vielleicht als der stärkste hinzu. Er traut sich die physische Kraft nicht zu, um allen Hindernissen entgegen eine Unternehmung durchzusetzen. Kommt der Krieg, wie Moltke glaubt, dann ist's anders."

*

Berlin, den 16. Mai 1868.

„Simson bat mich, wie bereits Tags vorher, nochmals dringend, zu bleiben, und zwar mit Rücksicht auf den Kronprinzen, den ich sprechen müsse. Der Moment sei kritisch, und in der Krisis dürfe ich nicht fehlen. In Gottes Namen will ich noch den letzten Versuch machen, obwohl meine Hoffnung sehr gering und mein Zweifel groß ist, daß der Kronprinz die hiesigen Dinge zu bessern vermöge; die Neigung dazu hat er zweifellos."

*

Berlin, den 17. Mai 1868.

„Zweistündige Unterredung mit Bismarck. Vollständiges Einverständnis. Der Kronprinz ist, statt nach Neapel zu gehen, eigens hergereist, um noch zum Zollparlament zu kommen. Bismarck war auch Simson gegenüber am vorigen Donnerstag reserviert; er hat aber doch wieder Fühlhörner ausgestreckt, um eine

Verständigung zu versuchen. Der Fehler ist, daß nicht einer oder ein paar vermittelnde Personen da sind, welche die momentane Gereiztheit und Spannung ausgleichen. Simson und Forckenbeck wären wohl von der liberalen Seite dazu berufen, es ist aber sehr schwierig, denn Bismarck achtet nur, wenn er Kraft verspürt.

„Die äußere Politik kann die Entwicklung sichern und Impulse geben, aber die innere Arbeit wird im Frieden zur Hauptsache. Mit dem Degen kann man ein Land erobern, nicht ein Volk regieren. Bismarck soll das alles zugeben, aber oft gesagt hat er, er könne es nicht ändern, wenn er nicht etwa selber das Ministerium des Innern übernehme. Das aber ist nicht seine Sache. Kann er nicht oder will er nicht? Das ist die Frage. Simson hält sehr viel vom Kronprinzen.

„Ueber die große Frage: Friede oder Krieg? Wenn ich alles zusammenfasse, was ich darüber höre, so steht die Sache so: Im März noch allgemeine Meinung, auch der englischen Staatsmänner, daß Napoleon keinen Krieg wage. Daher Rat, vorwärtszumachen in Deutschland und ein fait accompli hinzustellen. Vor etwa 16 Tagen anders. Dieselben Staatsmänner warnten lebhaft vor jedem Schritte, der Napoleon einen Vorwand oder Anlaß gebe zum Kriege, den er vorbereite. Hastige Pferdeeinkäufe, Besorgung von Lazarettgegenständen, eine Menge Dinge, die nur im Kriege dienen, Besetzung der Adjutanturen ganz wie vor den früheren Kriegen. Daher entstand die Meinung, Napoleon wolle einen plötzlichen Ueberfall beginnen. Seither ist es wieder etwas stiller geworden. Jedenfalls müssen sich die Dinge bald entscheiden, spätestens bis zum September. Denn die Franzosen halten diese Spannung nicht aus. Hier ist man auf alles gefaßt; aber man will den Angriff abwarten und Napoleon sich hineinstürzen lassen. Ueber den endlichen Sieg der Germanen über die Romanen hat Simson so wenig Zweifel als ich; und zwar aus weltgeschichtlichen oder psychologischen Gründen. Auf die Süddeutschen (Bayern und Württemberger) wenig Verlaß. Ein französischer Sieg in einer Schlacht würde sie schwankend machen. Der Norden muß daher die Hauptlast tragen. Als Bismarck dem Könige Vortrag über die Reichsverfassung machte, wollte er sich auf die bestrittenen vier Artikel beschränken. Die andern waren schon vorher beraten oder von dem Bundesrat einstimmig gutgeheißen. Der König verlangte aber Vortrag über alle 79 Artikel; das ist preußische Pflichttreue.

„Ein gutes Wort von Bennigsen. Als die Königin, welche die Ultramontanen fürchtet und sie deshalb begünstigt, ihn zur Versöhnlichkeit ermahnte, damit aller konfessioneller Hader vermieden werde, erwiderte Bennigsen:

‚Die Ultramontanen wollen nicht Versöhnung, sie wollen Herrschaft.‘“



Erinnerungen eines Diplomaten in St. Petersburg 1864 bis 1868.

Von

Friedrich Graf Revertera.

Vieles in Rußland war anders geworden, als ich zu Ende August 1864 in St. Petersburg eintraf, das ich vor fünfzehn Monaten verlassen hatte. Der polnische Aufstand war niedergeschlagen, Großfürst Konstantin abberufen, Wielopolski beurlaubt und General Graf Berg dazu ausersehen, mit allen Mitteln einer gesetz- und rechtlosen Militärdiktatur die letzten Spuren nationaler und kirchlicher Autonomie vom Erdboden zu vertilgen. Hinrichtungen waren an der Tagesordnung, Schuldige und Unschuldige, auf denen oft nur der Schatten eines Verdachtes lagerte, nach summarischer Aburteilung massenhaft eingekerkert, interniert, nach Sibirien abgeführt oder als Rekruten in russische Regimenter eingeteilt, mit ihnen aber auch der Keim der Unzufriedenheit überallhin verbreitet worden. Der adlige Grundbesitz und das Kirchenvermögen hatten erdrückende Kontributionen aufzubringen, bis das letztere im Jahre 1865 vollständig inkameriert und der Weltklerus in staatlichen Sold genommen wurde. Mehr als hundert Klöster mußten von den Ordensbrüdern geräumt werden, die Schulen wurden russifiziert und alle höheren Verwaltungsposten mit russischen Beamten besetzt.

Graf Berg war kein Tyrann. Dazu bestellt, Polen dem russischen Reiche gänzlich zu assimilieren, tat er was ihm befohlen war, ohne seine Ohren gegen die Klagen über allzu willkürliche Maßregeln der Unterbehörden zu verschließen, und manche erlösend, die ohne nachweisbare Verschuldung der drakonischen Militärjustiz zum Opfer gefallen waren.

Nicht so human verfuhr General Murawiew, der russische Alba, der als General-Gouverneur von Wilna, Grodno und Minsk, sowie General Annenkoff in Wolhynien, Podolien und der Ukraine, eine wahre Schreckensherrschaft inszenierte. Die polnische Erhebung hatte sich 1863 auch auf diese Provinzen ausgebreitet, war aber hier um so leichter unterdrückt worden, als die ruthenische und großenteils orthodoxe Landbevölkerung sich daran nicht beteiligte. Die Reaktion kehrte sich demgemäß, nach Bewältigung der Insurrektion, gegen den Adel und die polnische Geistlichkeit, dann aber, indem man polnisch und katholisch in einen Begriff zusammenfaßte, mit besonderer Härte gegen die vielen griechisch-unierten Kultusgemeinden, die manu militari gezwungen wurden, zur russischen Kirche überzutreten. Das System politischer und religiöser Nivellierung, wodurch alle Unterschiede beseitigt und die Nebenländer des russischen Reiches mit diesem zu einer durchaus homogenen Masse umgeschaffen werden sollten, erhielt mit der Zeit manche Abschwächung, war aber, eben als ich auf den Gesandtenposten in St. Petersburg berufen wurde, noch im Stadium rücksichtsloser Ausnutzung des über die Revolution erfochtenen Sieges.

Für mich ergaben sich daraus manche Schwierigkeiten. Die russische Regierung machte es Oesterreich zum Vorwurfe, durch Begünstigung der Polen in Galizien ihre Politik zu durchkreuzen. Die Ernennung des ersten polnischen Statthalters Graf Goluchowski erregte ihr Mißfallen nicht weniger als die Aufhebung des Belagerungszustandes, der wegen der in unmittelbarer Nähe der Grenze tobenden Kämpfe eine kurze Zeit über Galizien verhängt worden war.

„Sie werden," sagte mir Gortschakow, „mit Goluchowski die gleichen Erfahrungen machen, wie wir mit Wielopolski, der, gewiß ein loyaler Mann, bei seinen Landsleuten keine Anerkennung fand. Die Polen werden sich, nach dem Grundsatze ubi bene, ibi patria immer dorthin wenden, wo sie am meisten zu erwarten haben. Solange die österreichische Regierung mit uns gute Nachbarschaft hält, mag sie tun, was sie für gut und vorteilhaft erachtet, ohne sich um Rußland viel zu bekümmern. Unsre Sympathien aber gehören begreiflicherweise den Ruthenen Ostgaliziens, die von den Polen als Parias behandelt werden." Daraus haben sich später zwischen Gortschakow und Beust unangenehme Auseinandersetzungen ergeben, auf die ich noch werde zurückkommen müssen.

Das Mißvergnügen Gortschakows hatte aber noch einen tieferen Grund. Seitdem sich Graf Rechberg dazu entschlossen hatte, im Laufe des Jahres 1863 mit Frankreich und England drei identische Noten zugunsten Polens an das russische Kabinett zu richten, war er von der Vorstellung befangen, daß der Kaiser Napoleon uns dafür als Köder den Besitz der Donaufürstentümer vorgehalten habe. „Geben Sie acht," sagte er mir gelegentlich, „daß daraus nicht ein casus belli zwischen uns erwachse. Rußland wird es niemals zugeben, daß eine andre Macht sich an den Donaumündungen festsetzt." Ich glaube, es ist mir niemals vollständig gelungen, ihn zu überzeugen, daß die kaiserliche Regierung eine Gebietserwerbung nach jener Seite gar nicht beabsichtigte. Er kam wiederholt darauf zu sprechen, immer mit der Drohung eines casus belli.

Die Kollektivschritte der drei Mächte wurden bekanntlich von Rußland als eine Einmischung in Fragen der inneren Politik entschieden zurückgewiesen. Frankreich empfand den Mißerfolg tiefer als England, am meisten aber hatte Oesterreich darunter zu leiden, denn die durch sein Auftreten erzeugte Gereiztheit erschwerte wesentlich die diplomatischen Schritte, die mir aufgetragen wurden, um im Gnadenwege die Entlassung österreichischer Untertanen aus der sibirischen Gefangenschaft zu erwirken. Ich war erst kurze Zeit auf meinem Posten, als ich mit derartigen Versuchen auf hartnäckigen Widerstand stieß. Erst nachdem die Stimmung im allgemeinen eine beruhigtere geworden war, gelang es mir, mit Unterstützung des mir befreundeten Ministers Walujeff, eines Mannes von feiner Bildung und humaner Gesinnung, viele junge Leute aus Galizien ihren Familien zurückzugeben. Wäre der milde und wohlwollende Kaiser Alexander II. noch Autokrat im Stile seines Vaters gewesen, so hätte manches Fürwort befreundeter Höfe bei ihm leicht Eingang gefunden. Allein ich mußte Graf v. Mensdorff, der in den Jahren 1852—53 Gesandter am russischen Hofe gewesen war, aufmerksam machen, daß wenn man damals sagen konnte, Nikolaus

ist Rußland, die Diplomatie nunmehr bemüßigt war, auch andre Faktoren zu berücksichtigen, die an oberster Stelle zu Macht und Einfluß gekommen waren.

Drei Ereignisse hatten dazu hauptsächlich beigetragen, daß das bis dahin stumme russische Volk zu sprechen begann und seine Stimme vom Kaiser selbst nicht überhört werden konnte: der Krimkrieg hatte tiefliegende Gebrechen der Zivil- und Militärverwaltung zutage gefördert, die Aufhebung der Leibeigenschaft Freiheitsgedanken erweckt, die nach verschiedenen Richtungen, zuweilen mit elementarer Gewalt zum Durchbruch kamen, die polnische Insurrektion aber nationale Gegensätze bis zur Fieberhitze gesteigert und den Haß des russischen Volkes gegen alles Fremde mächtig angefacht. Unter solchen Umständen bildete sich eine Art öffentlicher Meinung, die, noch unsicher und tastend, aber von Interessen und Leidenschaften beherrscht, nicht unbeachtet bleiben konnte. Bestrebungen und Wünsche gingen freilich oft weit auseinander, daraus aber ergab sich der Ansatz zu Parteiungen, die, nicht zu vergleichen mit den Parteien parlamentarischer Länder und bei der tiefen Unwissenheit der Volksmassen auf verhältnismäßig enge Kreise beschränkt, durch Rührigkeit und Intelligenz doch zu einer gewissen Bedeutung gelangten.

Zur Zeit, von der ich spreche, hatte eine Gruppe von Männern die Oberhand, die den aufgeklärten Absolutismus repräsentierten und Rußland nach ihren Ideen reformieren wollten. Die Namen Milutin und Tscherkasky sind noch allen erinnerlich, die die durch sie beeinflußte Strömung grollend oder sympathisch verfolgten. Ihr Gewicht im Rate der Krone war damals so überwiegend, daß selbst in Fragen, die auf die auswärtigen Beziehungen störend einwirkten, Gortschakow es nicht wagte, ihnen energisch entgegenzutreten. Es ist mir z. B. noch erinnerlich, daß ich einmal, gemeinsam mit meinem preußischen Kollegen, Graf v. Redern, ihn für eine deutsche Gemeinde im Gouvernement von Grodno zu interessieren versuchte, der General Kaufmann, der Nachfolger Murawiews, die Kirche sperren ließ, zu deren Erbauung sie von der Regierung in früherer Zeit ermächtigt worden war. Gortschakow erkannte die Ungesetzlichkeit dieser Maßregel und mißbilligte sie, entschuldigte sich aber zugleich, dagegen nichts tun zu können, nachdem er zu dem Ministerkomitee, in dem die Sache geprüft und gutgeheißen wurde, nicht zugezogen worden sei. „Vous prêchez un converti," waren seine Worte, „mais je n'y puis rien" — die nationale Befangenheit war zu groß, um dagegen anzukämpfen.

Nach dieser Abschweifung kehre ich zum beinahe vergessenen Ausgangspunkte meiner Erzählung wieder zurück.

Ich sollte dem Kaiser am 2. September in Zarskoje-Selo, seiner bevorzugten Sommerresidenz, mein Beglaubigungsschreiben überreichen. Am dortigen Bahnhofe von einem vierspännigen Hofgalawagen erwartet, wurde ich ins Schloß geleitet, wo ich Uniform anlegte und sodann von Seiner Majestät in dessen Privatgemächern empfangen wurde. Kaiser Alexander konnte ebenso von bezaubernder Liebenswürdigkeit sein, wie er unter Umständen durch steife Zurückhaltung und eisige Kälte sein Mißvergnügen zu erkennen gab. Dazu war

diesmal kein Anlaß gegeben. Es gereichte ihm vielmehr zur sichtlichen Befriedigung, daß nach der langen Pause seit dem Abgange des Grafen Thun im Januar 1863 wieder ein österreichischer Gesandter ernannt worden war, und er begrüßte mich auf das gnädigste als einen alten Bekannten. Nachdem der zeremonielle Teil der Audienz erledigt war, ließ er mich in einem Armstuhl neben sich Platz nehmen und eröffnete eine lange Unterredung über die verschiedenen Fragen der Tagespolitik, wobei er sich mit Bitterkeit über seinen Freund Napoleon und mit wenig Wohlwollen über Herrn v. Bismarck aussprach, dem er das Hauptverschulden am deutsch-dänischen Kriege beimaß. Viel besser, meinte er, wäre es gewesen, England für ein Zusammengehen mit den Mächten der einstigen heiligen Allianz zu gewinnen, um den revolutionären Velleitäten Napoleons Einhalt zu tun, der imstande wäre, Europa an allen vier Ecken in Brand zu stecken, wenn dabei für Frankreich ein Vorteil zu erreichen wäre. Bismarck aber verfolge mit Verwegenheit seine eigenen Pläne, die mehr Ehrgeiz als Einsicht verrieten, und habe den Kaiser einmal mit der Aeußerung völlig verblüfft, daß er nichts so sehr wünsche als die Möglichkeit eines Krieges gegen England. Vor solcher Staatskunst müsse er seinen königlichen Onkel von Preußen ernstlich bitten, auf seiner Hut zu sein u. s. w.

Nach meiner Erfahrung ist Kaiser Alexander über Bismarck und Napoleon immer derselben Ansicht geblieben, davon wurde aber das Verhalten Rußlands zu Preußen ebensowenig beeinflußt, wie dessen Beziehungen zu Frankreich, und diese Wahrnehmung ist wohl geeignet, die Vorstellung, die man sich von einem Autokraten zu machen pflegt, einigermaßen zu modifizieren.

Nach beendigter Audienz wurde mir in meinem Absteigequartier ein lukullisches Frühstück serviert und auf meinen Wunsch ein weniger prunkvoller Wagen zur Verfügung gestellt, den ich dazu benutzte, bei befreundeten Familien in ihren von Blumenduft erfüllten Datschas (Landhäusern) Besuche zu machen und wieder zur Eisenbahn zu fahren, die mich nach St. Petersburg zurückbrachte.

Der Kaiser verreiste am 4. September, um Ihre Majestät die Kaiserin in Darmstadt abzuholen und nach dem südlichen Frankreich zu begleiten, bei welcher Gelegenheit in Nizza eine Begegnung mit Kaiser Napoleon geplant war, die wirklich zustande kam, aber die daran Beteiligten wenig befriedigte. Monarchenzusammenkünfte sind eben nur dann von politischer Bedeutung, wenn eine Annäherung, diplomatisch gehörig vorbereitet, dadurch nur besiegelt, nicht aber erst eingeleitet werden soll. Die durch den polnischen Aufstand veranlaßte Erkaltung der früheren Beziehungen fand ihren Ausdruck darin, daß Kaiser Alexander im voraus erklärte, über Polen nicht sprechen zu wollen, und Napoleon, kaum nach Paris zurückgekehrt, den verarmten Emigranten freigebige Unterstützungen gewährte, denen, nicht ohne Grund, eine demonstrative Absicht zugeschrieben wurde.

Die Abwesenheit des Fürsten Gortschatow, der dem Kaiser nach Deutschland gefolgt war und erst im Oktober zurückkehrte, ließ mir Zeit, nachdem ich den Mitgliedern der kaiserlichen Familie die Antrittsbesuche gemacht hatte, meine häuslichen Angelegenheiten zu ordnen, was bei der geringen Anzahl der mir



zur Wahl gestellten Häuser mit ziemlicher Schwierigkeit verbunden war. Es war mir ganz erwünscht, daß die Geschäfte, die ich mit Herrn Westmann, dem stellvertretenden Beamten des Vizekanzlers, zu verhandeln hatte, mich nicht übermäßig in Anspruch nahmen.

In diese Zeit fiel die Verlobung des russischen Thronfolgers Nikolaus mit der schönen Prinzessin Dagmar von Dänemark. Kanonensalven verkündeten am 3. Oktober der Stadt St. Petersburg das freudige Ereignis, und eine telegraphische Botschaft des Kaisers „an sein Volk" forderte dieses auf, Gott dafür zu danken. Wer Rußland kennt, weiß auch, mit welch religiöser Begeisterung die orthodoxe Bevölkerung sich an allen frohen und traurigen Ereignissen des Herrscherhauses beteiligt. Der Jubel war denn auch unbeschreiblich, und niemand konnte ahnen, daß nach wenigen Monaten der im Auslande weilende Großfürst nicht als Bräutigam, sondern als Leiche heimkehren würde.

Wie wenig die Kaiserbegegnung in Nizza den gehegten Erwartungen entsprach, das äußerte sich in den Worten des Fürsten Gortschakow, der ihr nicht beigewohnt hatte. „Nizza," sagte er nur, „hat keine Bedeutung. Entzieht sich Oesterreich der Umstrickung Napoleons, so kann zwischen uns, bei dem Fehlen kollidierender Interessen, ein gutes Einvernehmen bestehen. Das Verhalten zur Frage der rumänischen Klöster ist für Rußland der Prüfstein österreichischer Freundschaft. Graf Rechberg hat mir seine kräftige Unterstützung in der Konferenz in Konstantinopel zugesichert. Sein unvermuteter Rücktritt läßt mich im Zweifel, ob ich darauf noch zählen kann."

Diese Klosterfrage war eine sehr verwickelte. Oberst Couza war bekanntlich in der Walachei und Moldau zugleich zum Hospodar erwählt worden und hatte, ohne sich um die Signatäre des Pariser Kongresses viel zu kümmern, den Fürstentitel von Rumänien angenommen. In den Fürstentümern gab es reiche Klöster, deren Einkünfte dem heiligen Lande zufließen sollten, worauf Rußland ein scharfes Auge hatte. Couza nun, als aufgeklärter Fürst, trieb die Mönche aus, sperrte die Klöster und nahm ihr Vermögen an sich. Rußland, dem das Protektorat über die Fürstentümer entzogen war, veranlaßte die Kompaziszenten von 1856, durch die bei der Pforte akkreditierten Botschafter gegen das unberechtigte Vorgehen ihres Vasallenfürsten Einsprache zu erheben. Gortschakow berief sich auf die Kapitulationen und auf den vom Pariser Kongresse angenommenen Ferman, der den Christen des türkischen Reiches Schutz und freie Religionsübung gewährte. Wäre Kaiser Nikolaus noch am Leben, hieß es in Rußland, so würden nicht 14 Tage vergehen und ein russisches Heer hätte den Pruth überschritten, um den frechen Couza zu züchtigen. Das war nun freilich nicht möglich, doch konnte Rußland die unter seinen Augen geschehene Klosterberaubung nicht hingehen lassen, ohne seine Ohnmacht zu verraten.

Es lag also Gortschakow alles daran, in der Botschafterkonferenz Unterstützung zu finden. England war an der Sache wenig gelegen, Frankreich verhielt sich indifferent, um Couza an sich zu fesseln, und Preußen, das nur auf

dringendes Verlangen von Oesterreich zum Pariser Kongresse eingeladen worden war, glaubte sich in orientalischen Fragen einer großen Zurückhaltung befleißen zu sollen.

Es blieb also nur Oesterreich, auf das zählen zu können Gortschakow so großes Gewicht legte.

Am 28. Mai war in Konstantinopel ein Protokoll unterschrieben worden, demzufolge die Veräußerung der Klostergüter unterbleiben sollte. General Ignatieff berichtete aber einige Monate nachher, der französische Botschafter Marquis Moustier habe, aus Paris kommend, erklärt, dieses Protokoll werde von Frankreich nicht als bindend betrachtet.

Aehnlich äußerte sich auch der neuernannte Botschafter Baron Talleyrand in St. Petersburg, und Fürst Gortschakow, darüber empört, ließ mich zu sich bitten, um Grafen Mensdorff vor solchen, alles Vertrauen zu den Mächten erschütternden Schwankungen eindringlich zu warnen. Er vermeinte von Oesterreich nicht genug energisch unterstützt zu werden, ließ aber durchblicken, daß er einer Säkularisierung der Klostergüter gegen volle Geldentschädigung sich nicht widersetzen würde. Das Endresultat bestand darin, daß die rumänische Regierung dafür 150 Millionen Piaster bezahlte.

Gortschakow gab mir auch einen Bericht Ignatieffs zu lesen, der ihn ganz besonders aufregte. Der Botschafter wollte nämlich wissen, daß Kaiser Napoleon seinen Klienten Couza dazu ermutige, sich von der Türkei unabhängig zu erklären, dann aber beabsichtige, Bulgarien und Makedonien ebenso selbständig zu machen wie Rumänien. Das, meinte der Vizekanzler, wäre die geplante Revanche für die mißlungene Intervention in Polen. Eine teilweise Bestätigung der von Ignatieff hinterbrachten Nachricht schien darin gefunden zu werden, daß der kinderlose Couza im folgenden Monate Mai einen Knaben adoptierte und ihm den Prinzentitel verlieh. Rußland und die Türkei fanden sich in diesem seltenen Falle sogleich zusammen, um gegen die Umwandlung des Hospodarates in eine erbliche Fürstenwürde zu protestieren.

Ich muß mich nun einer andern, viel bedeutenderen Sache zuwenden. In Wien war am 30. Oktober der Friede mit Dänemark unterschrieben worden, der Besitz der Elbeherzogtümer an Oesterreich und Preußen übergegangen. In uneigennützigster Weise hielt das Wiener Kabinett daran fest, die Erbansprüche des Prinzen von Augustenburg dem deutschen Bundestage zur Prüfung und Entscheidung zu überlassen.

Von russischer Seite trat nun in der Person des Kaisers Alexander als Haupt des Holstein-Gottorpschen Hauses ein neuer Prätendent in die Schranken, der aber zugleich mittels einer vom 21. Dezember datierten Zessionsurkunde seine Rechte an den Großherzog von Oldenburg abtrat. Die preußischen Kronjuristen wollten überdies nachweisen, daß das Haus Hohenzollern einen Anspruch auf das schleswig-holsteinsche Erbe erheben könnte, König Wilhelm aber war aufrichtig genug, selbst zu erklären, daß ihm ein solches Recht nicht zustehe. Ernstlich zu nehmen war also, neben den Kandidaturen Augustenburg und Oldenburg,

nur der von Bismarck vertretene Standpunkt, daß die Herzogtümer kraft der Eroberung ein freies Eigentum der deutschen Großmächte geworden seien, und wie bekannt, drängte er Oesterreich, sie Preußen zu überlassen. Troß aller dynastischen Beziehungen und persönlicher Freundschaft zum preußischen Königshause war Kaiser Alexander so billig, anzuerkennen, daß Oesterreich im Rechte war, diese Zumutung abzulehnen, meinte aber, wie er mir selbst sagte, im konservativen Interesse würde es liegen, den Großherzog von Oldenburg vorzuziehen. Dafür trat auch natürlich Fürst Gortschakow mit Wärme ein, gestand mir aber im Vertrauen, daß er an Bismarcks Stelle ebenso handeln würde wie er. Leider, setzte er hinzu, sei Rußland auf eine friedliche Politik angewiesen. Niemand habe von ihm etwas zu besorgen. Die Entschlossenheit des Herrn v. Bismarck gefiel, ja sie imponierte ihm, zugleich aber, das war nicht zu verkennen, beneidete er ihn um die Möglichkeit seines Auftretens, und der Gedanke, daß er damit Erfolge erzielen könnte, die weit über das hinausgingen, was Rußland wollte, beunruhigte ihn sichtlich. Er war fortan für die Erhaltung des österreichisch-preußischen Bündnisses eifrig bemüht, und als es sich immer mehr lockerte, erschöpfte er sich in Ratschlägen, die darauf hinausliefen, das Wiener Kabinett zur Nachgiebigkeit in der deutschen Bundesreform und zum Aufgeben der augustenburgschen Kandidatur zu vermögen.

Was das letztere betraf, so war allerdings die Möglichkeit vorhanden, durch Voranstellung des Großherzogs von Oldenburg uns die Sympathien des russischen Hofes und, wenn Preußen dagegen wäre, sogar seine moralische Unterstützung für den Fall eines Friedensbruches zu sichern. Ich unterließ es nicht, in meiner Berichterstattung darauf hinzuweisen, daß, wenn der Großherzog, was kaum zu bezweifeln, alle von Preußen etwa zu stellenden Bedingungen annehmen und sonach als preußischer Kandidat Augustenburg entgegengestellt würde, das ganze Gewicht Rußlands in die Wagschale unsrer Gegner fallen dürfte. Herr v. Bismarck ließ sich diesen Vorteil nicht entgehen. Er war so glücklich, sich die oldenburgsche Bewerbung vom Halse zu schaffen, indem er dem russischen Hofe sein Bedauern aussprach, daß das zähe Festhalten Oesterreichs an dem Augustenburger sie unmöglich mache. Das Odium der Ablehnung fiel demgemäß auf uns zurück, obwohl ein Mißgriff des russischen Gesandten in Wien uns in einem gewissen Sinne zu Hilfe kam. Graf Stackelberg überreichte nämlich, um die oldenburgschen Erbansprüche zu unterstützen, dem Grafen Mensdorff ein Memorandum, mit dem Verlangen, diese ebenso wie die des Prinzen von Augustenburg der deutschen Bundesversammlung vorzulegen. Fürst Gortschakow war davon nicht wenig überrascht, nachdem er selbst bis dahin das Verfügungsrecht der verbündeten Mächte dazu benutzen wollte, um durch sie die Anerkennung der Gottorpschen Rechte zu erlangen. Stackelberg scheint den Auftrag mißverstanden zu haben. Der Vizekanzler äußerte sich darüber sehr unzufrieden und beharrte bei seiner Meinung. Dem Bundesrechte war es wohl entsprechend, daß über die Berechtigung nicht nur eines, sondern auch des andern Prätendenten in Frankfurt Beschluß gefaßt werde. Daß es aber für Oesterreich vorteilhafter gewesen

wäre, die oldenburgsche Kandidatur anzunehmen, kann ich, in Anbetracht der Wichtigkeit unsrer Beziehungen zu Rußland, nicht in Zweifel ziehen.

Der Winter 1865 war in gesellschaftlicher Hinsicht voll Leben und Annehmlichkeit. In den Palästen des hohen Adels folgten sich die Feste in ununterbrochener Reihe und mit einem Aufwande, der den Vergleich mit manchen Höfen kleinerer Monarchen nicht zu scheuen brauchte. Die in einigen Familien, wie den Kotschubey, Kuscheleff, Bezborodko, Stroganoff, Cheremetieff, Woronzoff, Paskiewitsch u. a., angehäuften Kunstschätze verliehen ihren Häusern einen unbeschreiblichen Reiz. Talente aller Art wurden herangezogen, um auch Abwechslung in den Genuß dieser Herrlichkeiten zu bringen. Konzerte und Liebhabertheater dienten zur Befriedigung verschiedenster Anforderungen. In den Reihen der Gesellschaft fand sich eine Anzahl dramatischer Dilettanten, die Schauspielern von Profession den Rang streitig machen konnten. Von allen am gefeiertesten war die graziöse und liebenswürdige Fürstin Paskiewitsch, deren hervorragende Leistungen von einer Truppe talentvoller Darsteller mit Erfolg begleitet wurden. In musikalischen Kreisen hatte Graf Wielhórski einen Ruf als Melomane und Kompositeur, während ein bescheidenerer Kunstjünger, der Oesterreicher Lewi, als Operettenschreiber in Offenbachschem Stile verdienten Beifall erntete. In andrer Weise, durch Witz und Humor, machten sich der Dichter Tutschew, der polnische Graf Fredro, der Galeriedirektor der kaiserlichen Eremitage, Herr Gedeonoff, und andre beliebt, so daß es den Freuden der großen Welt auch an geistiger Würze nicht fehlte. Die Salons von St. Petersburg scheinen mir zu jener Zeit diejenigen aller übrigen Residenzen an Geschmack und gediegenem Luxus übertroffen zu haben.

Die Gewohnheiten des Lebens kürzten zwar die langen Winternächte, stellten aber zugleich große Ansprüche an die Widerstandskraft von nicht sehr robusten Naturen. Nach Schluß der Oper, die bis Mitternacht dauerte, pflegte man sich da und dort in intimerem Kreise zusammenzufinden. Es wurde mit Spiel und Konversation die späte Souperstunde erreicht, zum Schluß aber zuweilen in dreispännigen Schlitten, Troika genannt, eine Spazierfahrt in die Umgebung unternommen, die sich mitunter auf weite Entfernungen erstreckte. Bei Mondbeleuchtung, in tiefem Schnee, mit Windeseile von feurigen Rossen fortgetragen zu werden, gewährte in angenehmer Gesellschaft manches Vergnügen, zumal die dichte Pelzumhüllung ein Gefühl von Kälte nicht aufkommen ließ. Mancher unschuldige Flirt fand bei diesen Fahrten auch seine Rechnung. Honny soit qui mal y pense. Die Stunden der Ruhe, die sich nach solchen Nächten bis tief in den Morgen erstreckten, gingen in den drei letzten Tagen des Faschings, die nicht mit Unrecht folles journées hießen, gänzlich verloren. Die Einladungen lauteten für zwölf Uhr mittags. Man tanzte, setzte sich zu einer reichlichen Mahlzeit, tanzte wieder bis gegen Abend, fuhr nach Hause, sich umzukleiden, kam dann zurück, um bis gegen Morgen zu tanzen und zu soupieren. Dem Schlafe wurde nur so viel Zeit eingeräumt, als durchaus notwendig war, um die Kräfte vor dem Ende des dritten Tages nicht gänzlich zu erschöpfen. Es war das ein wüstes Treiben

und eigentümlich in seiner Art als Vorspiel der in Rußland noch mit großer Strenge beobachteten Fastenzeit. Seither wird der Fasching, wie ich höre, mit richtigerer Schonung der Gesundheit zu Grabe getragen, ohne der Fröhlichkeit Abbruch zu tun.

Da sich der kaiserliche Winterpalast auch einige Male öffnete und das diplomatische Korps zu den märchenhaft schönen Festen daselbst mit Einladungen bedacht wurde, hatte ich Gelegenheit, dem Kaiser öfter als sonst in die Nähe zu kommen. Er pflegte im Laufe des Abends Cercle zu halten, wobei nicht allen Anwesenden das gleiche Maß von Liebenswürdigkeit zugemessen wurde. So geschah es mir einmal, daß Seine Majestät mich mit wenigen Worten beehrte, an meiner Frau aber, die sich im allgemeinen einer großen Beliebtheit erfreute, vorüberging, ohne sie einer Ansprache zu würdigen. Die Absichtlichkeit dieses Benehmens war so augenfällig, daß ich mich bewogen fand, den Fürsten Gortschakow um die Veranlassung zu fragen. „Nehmen Sie das nicht persönlich," erwiderte er, „der Kaiser ist eben verstimmt über die Aufhebung des Belagerungszustandes in Galizien, die Gleichgültigkeit Ihrer Regierung für die Ansammlung polnischer Emigranten in der Moldau und Walachei, hauptsächlich aber über die Nichtberücksichtigung seiner an Oldenburg übergegangenen Rechte auf die Herzogtümer." Ich erwähne den unwichtigen Zwischenfall nur als charakteristisch für die Art und Weise, wie Kaiser Alexander der Politik einen Einfluß auf sein persönliches Verhalten einräumte.

Die zwischen Oesterreich und Preußen bestehenden Differenzen erhielten dadurch eine neue Verschärfung, daß Herr v. Bismarck in einer vom 22. Februar datierten Depesche für den Fall der Bildung eines schleswig-holsteinischen Staates eine Reihe von Bedingungen aufstellte, die das Wiener Kabinett als mit den Souveränitätsrechten des künftigen Herzogs unvereinbar erklärte. Bayern, Sachsen und Hessen-Darmstadt beantragten dagegen am Bundestage, Holstein dem Prinzen von Augustenburg in provisorische Verwaltung zu übergeben. Um darüber nicht abermals in einen Konflikt zu geraten, machte Graf Mensdorff Preußen den Vorschlag, die beiden Staaten sollten sich in Frankfurt der Abstimmung enthalten. Das wollte aber Herr v. Bismarck nicht, und so geschah es, daß die großmächtlichen Gesandten am Bunde gegeneinander stimmten, und zwar Oesterreich für eine auf den 6. April zu verlegende Schlußfassung, Preußen für Zuweisung des Antrages an einen Ausschuß.

In einer vom 30. März datierten Depesche setzte mir Graf Mensdorff diesen Sachverhalt auseinander, und ich entnahm daraus, daß er nicht wünschte, der Sache eine große Wichtigkeit beizulegen. „Wir geben zu," schrieb er mir, „daß zwischen den Kabinetten von Wien und Berlin Meinungsverschiedenheiten bestehen, die wir aber nicht für bedeutend genug halten, um unser Einvernehmen mit Preußen zu gefährden. Der von den drei Mittelstaaten gestellte Antrag war nicht von uns angeregt, und wir eignen uns denselben auch nicht an. In der Unmöglichkeit, ihn zu verhindern, war unser Bestreben darauf gerichtet, daß der Kompetenz des Bundestages möglichst enge Grenzen gesteckt werden, damit

es nicht den Anschein habe, als bezweckte der Antrag der Trias, den Großmächten damit zu imponieren. Unsre Ratschläge fanden williges Gehör, wir konnten aber nicht so weit gehen, dem Bundestage das Recht abzusprechen, einen Wunsch bezüglich des künftigen Schicksals der Herzogtümer zu erkennen zu geben. Den Dissens mit Preußen auf das geringste Maß zu beschränken, schlugen wir vor, uns beiderseits der Abstimmung zu enthalten. Herr v. Bismarck hielt es nicht passend, darauf einzugehen, und wir waren genötigt, unser Votum der von uns immer festgehaltenen Stellung anzupassen. Das wird sich voraussichtlich in der nächsten Sitzung wiederholen. Es darf aber unser Votum nicht anders gedeutet werden, als daß wir dem Bundestage das Recht zuerkennen, einen Wunsch auszusprechen, ohne daß dadurch die definitive Lösung der schleswig-holsteinischen Frage präjudiziert werde. Sie kann nur im Einvernehmen der beiden Großmächte gefunden werden, das zugleich alle Interessen befriedigen und die Erhaltung des Friedens sichern kann."

Diese Auseinandersetzung fand den vollsten Beifall des Herrn Vizekanzlers. Er zollte der Loyalität und Uneigennützigkeit der k. k. Regierung rückhaltlose Anerkennung und versicherte, seinen ganzen Einfluß auf Herrn v. Bismarck aufbieten zu wollen, um ihn zum Abgehen von seinen überspannten Forderungen zu vermögen. „Es ist das erstemal," berichtete ich an Graf Mensdorff, „daß ich von ihm eine Sprache zu hören bekam, die zu seiner gewohnten Parteilichkeit für Preußen einen auffallenden Gegensatz bildet. Der mittelstaatliche Antrag gefällt ihm zwar nicht, sagt er, Preußen aber hätte besser getan, sich mit Oesterreich der Abstimmung zu enthalten."

Was Herr v. Bismarck wollte, war dem Fürsten Gortschakow vollkommen klar. Wenn die offene Annexion der Herzogtümer für den Augenblick nicht zu erreichen war, so sollte sie in verkappter Weise durch einen Vasallenstaat unter Bedingungen geschehen, die der Prinz von Augustenburg schon abgelehnt hatte, und die Oesterreich, wie der Vizekanzler zugab, nicht annehmen konnte. Auf meine Bemerkung, es habe den Anschein, daß Herr v. Bismarck keine Scheu vor Konflikten in der Bundesversammlung habe, die den ganzen Bund in die Luft sprengen könnten, gestand er mir, der gleichen Ansicht zu sein. Nach seiner persönlichen Kenntnis der Persönlichkeit Bismarcks glaubte der Fürst, daß eine solche Katastrophe von ihm nicht gefürchtet, vielmehr seinen Wünschen entsprechen würde. Wie lange aber, fragte er, wird es Oesterreich gelingen, zwischen Frankfurt und Berlin die Vermittlerrolle zu spielen? „Prinzipiell billige ich die konservative Politik des Grafen Mensdorff," lauteten seine Worte. „Ich trachte Bismarck dafür zu gewinnen. Bleibt er jedoch taub für meine Ermahnungen, so sind meine Mittel erschöpft." Oesterreich sollte die oldenburgischen Rechte anerkennen, betonte er neuerdings, das würde dem Streite mit Preußen über Augustenburg ein Ende machen und die Lösung der ganzen Frage erleichtern.

Kaiser Alexander glaubte in dieser Verwicklung, wie auch bei allem, was im Oriente vorging, die Hand Napoleons zu erblicken. Er äußerte darüber seine Besorgnis gegen den preußischen Gesandten Graf Redern. Es wäre im höchsten

Grade bedauerlich, sagte er ihm, wenn sich Preußen durch so perfide Einflüsterungen verleiten ließe, die Bahnen einer abenteuerlichen Politik zu betreten. Sein Mißtrauen gegen Napoleon kam, seit der polnischen Insurrektion, bei dieser wie bei jeder Gelegenheit wieder zum Vorscheine.

Ein trauriges Ereignis versetzte im Monate April 1865 die kaiserliche Familie in tiefste Betrübnis. Das Befinden des Großfürsten-Thronfolgers, der seiner angegriffenen Gesundheit wegen den Winter in Nizza verbrachte, verschlimmerte sich derart, daß der Kaiser, an dessen Krankenlager berufen, am 28. April schleunigst abreiste, schon am 29. aber den Tod des hoffnungsvollen Sohnes zu beweinen hatte. Anstatt der für die nahe bevorstehende Vermählung in Aussicht genommenen Feste war dem von Schmerz gebeugten Kaiserhause ein Leichenbegängnis beschieden. Zu diesem, das nach langen Vorbereitungen endlich im Juni vor sich ging, war vom Wiener Hofe in außerordentlicher Mission General der Kavallerie Prinz Liechtenstein entsendet worden. Ruhe und Zurückhaltung, wie sie in Zeiten schwerer Prüfung Menschenkindern ein Bedürfnis sind, können sich Monarchen niemals gewähren. So war denn auch die Anwesenheit vieler fremder Prinzen und Spezialgesandten der Anlaß zu Audienzen, Empfängen und Einladungen, die als Zutat zu den erschöpfend langen Zeremonien der griechischen Kirche den Leidtragenden die größten Ueberwindungen auferlegten.

Ich wurde eben damals von einer lästigen Flechtenkrankheit geplagt, die mir bei Tag und Nacht alle Ruhe raubte. Von Schonung konnte, bei den geselligen Verpflichtungen, die mir die Anwesenheit der fremden Notabilitäten auferlegte, keine Rede sein. Aus der Hand der behandelnden Aerzte mußte ich zur Beisetzung der Leiche in die Kirche der Peter- und Pauls-Festung eilen, dann zu zahllosen Besuchen, wieder nach Hause, wo für die Landsleute offene Tafel gehalten wurde, zu Abendgesellschaften, die die der Trauer wegen geschlossenen Theater ersetzen mußten u. s. w. Nachdem das durch zwei Wochen gedauert hatte und ich mit Sehnsucht erwartete, einen bereits bewilligten Urlaub anzutreten, nötigten mich dringende Geschäfte noch vorher zu einer Bereisung der Rjasanschen Güter meiner Frau. Unser Töchterchen wurde zum Sommeraufenthalte zu meiner Schwiegermutter nach dem schönen Troitzkoe bei Moskau gebracht, wonach ich endlich zu Ende des Monats Juli St. Petersburg verlassen konnte, dahin aber nach Anwendung verschiedener Kuren, nur unvollständig geheilt, im Oktober wieder zurückkehrte.

In der Zwischenzeit war am 14. August in Gastein der Vertrag unterschrieben und in Salzburg am 20. desselben Monats von den Monarchen ratifiziert worden, wodurch die während des Sommers drohend herangerückte Kriegsgefahr zwischen Oesterreich und Preußen scheinbar beseitigt, in Wirklichkeit nur vertagt wurde. Graf Mensdorff richtete aus dieser Veranlassung an die deutschen Regierungen eine Zirkulardepesche folgenden Inhalts:

„Die von Oesterreich und Preußen soeben vollzogene Konvention hebt eine bedauernswerte Spannung auf, die sich bereits bis zu einem gefährlichen Grade

gesteigert hatte. Die Verschiedenheit der Gesichtspunkte beider Mächte bezüglich der definitiven Lösung der Herzogtümerfrage hat auch auf die Ausübung der Regierungsgemeinschaft störend gewirkt. In mehreren Fällen waren auf einseitige Schritte Preußens Proteste der kaiserlichen Regierung gefolgt und weitere Konflikte waren zu besorgen, die, wenn nicht rechtzeitig verhütet, einen Bruch zur unvermeidlichen Folge haben mußten. Das Kondominium war unhaltbar, eine Einigung über die Zukunft der Herzogtümer noch nicht zu erreichen. Es war notwendig, ein Provisorium zu finden, um die täglich wachsende Gefahr fernerer Reibungen zu beseitigen.

„Das konnte nur durch geographische Scheidung der Administration der Herzogtümer erreicht, die ideelle Gemeinschaft des Besitzes mußte in reelle Teilung verwandelt werden. Diesen Gedanken verwirklicht die Gasteiner Uebereinkunft. Der Kaiser hat sie genehmigt, weil sie der doppelten Rücksicht entspricht, Friede und Freundschaft zwischen den beiden deutschen Großmächten zu erhalten, Oesterreichs spezielle Rechte aber wie jene des Deutschen Bundes vollständig zu wahren. In dem Besitze von Holstein wird Seine Majestät das materielle Unterpfand seiner Rechte erblicken. Die Bedeutung der Konvention für den Deutschen Bund spricht für sich selbst. Wenn der kaiserliche Hof sich mit Bedauern zu einer abermaligen Trennung der kaum vereinigten Herzogtümer entschlossen hat, so liegt das Motiv in der Erhaltung des Friedens für Deutschland und Europa, und das Uebereinkommen bildet nur ein neues Provisorium, durch das kein Grundsatz aufgehoben, kein Recht verletzt, der Zukunft nicht vorgegriffen wird. Der kaiserliche Hof wird dem Ziele einer bundesgemäßen Lösung treu bleiben. Er hegt die Zuversicht, daß die deutschen Regierungen in der Konvention einen neuen Beweis der österreichischen Mäßigung und Friedensliebe erblicken werden."

Dies der kurzgefaßte Inhalt der Depesche. Was für schmerzliche Betrachtungen knüpfen sich aber für einen warmfühlenden Oesterreicher an die Gasteiner Konvention und ihre Motivierung! Aus der holsteinschen Mausefalle, in die das kaiserliche Kabinett von Herrn v. Bismarck mit so bewundernswerter Schlauheit gelockt worden war, gab es kein Entrinnen mehr. „Wer Schleswig hat," sagte später Bismarck in seinen Erinnerungen, „hat auch Holstein," und das war in Wirklichkeit der Fall in dem durch die Gasteiner Abmachung geschaffenen Verhältnisse. Preußen hatte freie Hand, in Schleswig die längst vorbereitete Annexion tatsächlich zu vollenden, während es in Holstein alles beanstandete und als eine Provokation hinstellte, was von nah oder fern einer Anerkennung des Herzogs von Augustenburg förderlich schien, worüber aber Oesterreich sich mit der Bundesmajorität in voller Uebereinstimmung befand. Konflikte mußten sich aus dieser Lage der Dinge mit Notwendigkeit ergeben. Sie waren nur zu vermeiden, wenn Oesterreich sich wieder von seinen deutschen Verbündeten trennen, der Bundesversammlung das Entscheidungsrecht über die Erbansprüche der verschiedenen Prätendenten streitig machen, seine eigne in London, gemeinsam mit Preußen abgegebene Erklärung annullieren, politisch also jede

definitive Lösung im voraus unmöglich machen wollte, die etwas andres wäre als die Annexion des Herzogtums an Preußen.

Militärisch war unsre Lage in Holstein ebenso ungünstig. Kiel und die Militärstraßen in preußischen Händen, Rendsburg mit gemischter Besatzung den gleichen Zufälligkeiten ausgesetzt, die vorher die gewaltsame Vertreibung der Bundestruppen herbeigeführt hatten, die schwache österreichische Brigade endlich, weit entfernt von ihren Reserven und außerstande, vorkommendenfalls eine Umzingelung durch überlegene Streitkräfte zu verhindern: unter solchen Umständen war Holstein gegen einen preußischen Angriff nicht zu verteidigen, während sich die Preußen in Schleswig in einer unangreifbaren Stellung befanden. Politisch und militärisch war Oesterreich im voraus geschlagen, wenn es den Rückhalt an seinen deutschen Verbündeten verlor und, ohne die Allianz mit irgend einer europäischen Macht, nicht in sich allein die Kraft fühlte, sich mit dem wohlgerüsteten Gegner zu messen.

Ein Provisorium, wie es die Gasteiner Konvention geschaffen hatte, bot also noch weniger vielleicht, als das vorhergegangene Kondominium in den Herzogtümern, eine Garantie gegen die Erneuerung von Konflikten, die Herr v. Bismarck, seit September in den Grafenstand erhoben, in jedem ihm geeignet scheinenden Momente bis zur unvermeidlichen Kriegserklärung zu steigern vermochte.

Zudem war die abermalige Trennung der erst kurz vorher vereinigten Herzogtümer in ganz Deutschland, wie bei den Schleswig-Holsteinern selbst, äußerst unpopulär. Und, da es mit Händen zu greifen war, daß Preußen niemals auf Schleswig und ebensowenig auf den Kieler Kriegshafen, die Militärstraßen und den Nordostseekanal verzichten würde, daß also die Vereinigung der Herzogtümer nur noch durch die Annexion zu erreichen war, so fiel die Verantwortung der in Gastein verabredeten Trennung auf Oesterreich, wenn es die Einsetzung des Herzogs in beide Herzogtümer nicht zu erzwingen vermochte. Wie wenig es zum Kriege gerüstet und wie gering die Bundeshilfe anzuschlagen war, beurteilte wohl Bismarck am richtigsten. Die Anerkennung Italiens hatte überdies Preußen bundesfähig mit dem neuen Königreiche gemacht, ein Vorteil, den sich Graf Bismarck nicht entgehen ließ, zumal sich das letztere der Sympathie von Frankreich und England erfreute. Durch seine Hilfeleistung gegen die polnische Insurrektion hatte er sich auch Rußland zu Danke verpflichtet. Ein Krieg gegen das gänzlich isolierte Oesterreich konnte ihm also als ein nicht übergroßes Wagnis erscheinen, um so weniger, als die mit der ungarischen Insurrektion angesponnenen Fäden die Monarchie im Innern mit einem ihre militärische Macht lähmenden Aufstande bedrohten.

In russischen Regierungskreisen wurde die Gasteiner Konvention richtig, aber nicht beifällig beurteilt. Man erkannte sofort, daß sie Preußen nur halb befriedigen und Herrn v. Bismarck ermutigen würde, die errungenen Vorteile auszunützen, um aus dem alle Mängel der Unhaltbarkeit an sich tragenden Provisorium zu einer kräftigen Initiative überzugehen. Je mehr Fürst Gortschakow die Notwendigkeit einer definitiven Lösung erkannte, um so unheimlicher wurde

ihm zumute. Dachte er an die Ermutigung, die er seinem glücklichen Rivalen an der Spree seinerzeit zuteil werden ließ, so empfand er es nun doppelt schwer, dessen kühnem Gedankenfluge nicht mehr Einhalt tun zu können. Er wollte den Frieden und war doch unvermögend, den vorauszusehenden Krieg von Europa abzuwenden. Er erkannte die Mäßigung und Prinzipientreue der österreichischen Politik, aber auch ihr Unvermögen, aus der so sehr gelungenen Umstrickung einen friedlichen Ausweg zu finden. Nachgeben, nachgeben! war denn auch alles, was er uns zu raten wußte. Während aber an unsre Nachgiebigkeit in Gastein schon die äußersten Zumutungen gestellt worden waren, machte er es uns noch zum Vorwurfe, nicht den oldenburgschen Erbanspruch dem augustenburgschen voranzustellen. In Deutschland wäre uns eine solche Wendung als Schwäche gegen Rußland verübelt worden, von dem eine militärische Hilfe gegen Preußen dennoch nicht zu erwarten war. Wohl aber hätten wir damit uns wenigstens die moralische Unterstützung einer der Großmächte, des für uns so wichtigen Nachbarstaates, gesichert.

Unter verschiedenen Schwankungen blieb sich die Haltung des russischen Kabinetts im wesentlichen gleich, als im Frühjahre 1866 die Kriegsgefahr immer näher heranrückte. „Die persönlichen Gefühle der Höfe, die nationalen Sympathien und Antipathien sowie die materiellen Interessen gegeneinander abwiegend," schrieb ich am 8. März, „glaube ich mit Sicherheit sagen zu können, daß vorderhand von Rußland nichts Feindseliges, weder in Taten noch in Worten, für uns zu besorgen ist. Weiter hinaus gehen meine Erwartungen nicht. Im Falle eines Krieges bin ich darauf gefaßt, daß jeder unsrer Erfolge gegen Preußen mißfällig aufgenommen, aus unsrer Niederlage aber Rußland suchen würde, für sich selbst den größtmöglichen Nutzen zu ziehen. Seine anfangs strenge Neutralität könnte leicht den Charakter ausgesprochener Sympathie für unsre Gegner annehmen."

Um das vorauszusehen, wie es später auch wirklich eintrat, war es nicht notwendig, mit prophetischer Gabe ausgerüstet zu sein. Fürst Gortschakow sprach sich in nicht mißzuverstehenden Worten gegen mich aus, daß er das Ueberwiegen der Kriegspartei in Berlin befürchte, in diesem Falle aber wir auf nicht mehr als die strikte Neutralität Rußlands zählen könnten, mit dem Vorbehalte vollkommener Freiheit, bei veränderten Umständen seine eignen Interessen zu Rate zu ziehen. In Berlin habe das russische Kabinett nichts versprochen, auch nicht einmal, daß es der Ausführung seiner etwaigen Pläne keine Schwierigkeiten bereiten werde. Anderseits, meinte der Fürst, wäre es mit der beobachteten Neutralität unvereinbar, die Handlungsweise des Grafen Bismarck zu tadeln. „Rußland", fuhr er pathetisch fort, „erhebt seine Stimme nur, wenn es den Willen und die Macht hat, ihr Gehör zu verschaffen." An freundschaftlichen Ermahnungen habe er es in Berlin nicht fehlen lassen, das Vertrauen in ihren Erfolg aber sei ihm abhanden gekommen.

„Siegen wir über Preußen," schrieb ich ein andres Mal, „so dürfte manches versucht werden, um uns zu einer mäßigen Ausnutzung der errungenen Vorteile

zu nötigen; der Tadel, den man für Bismarck im Herzen trägt, wird die alten Sympathien für Preußen und seinen König nicht ertöten."

Man war in Petersburg nicht ohne Kenntnis von den ersten Annäherungsversuchen zwischen Berlin und Florenz.

„...Gortschakow freute sich über die Zurückhaltung, womit in Italien die preußischen Projekte aufgenommen wurden, und versicherte mich mit Nachdruck, daß seit der Anerkennung des Königs von Italien Rußland sich von ihm politisch gänzlich ferngehalten habe."

Am 29. März empfing mich der Vizekanzler, nachdem er soeben den Kaiser gesprochen hatte, mit der, wie er sagte, indiskreten Mitteilung, daß Seine Majestät abermals an den König von Preußen ein sehr eindringliches Mahnwort gerichtet habe, das großen Eindruck gemacht zu haben schien. Er knüpfte daran die Bemerkung, das sei mehr als mir versprochen worden wäre, und beweise, daß von russischer Seite unauffällig alles versucht werde, um die Erhaltung des Friedens zu ermöglichen, doch scheine ihm die Situation äußerst bedrohlich. Ueber den Grafen Bismarck äußerte er sich bei dieser Gelegenheit sehr abfällig. Er war verletzt von der Rücksichtslosigkeit, womit er seine freundschaftlichen Ratschläge behandle und, ohne Beachtung der oldenburgschen Rechte, die Annexion zu erzwingen versuche.

Daß es ihm damit ernst war, bestätigte mir der englische Botschafter, Sir Andrew Buchanan, mit dem ich auf vertrautem Fuße stand. Er war angewiesen, den Vizekanzler zu sondieren, und hatte zur Antwort erhalten, Rußland werde auf jeden Fall neutral bleiben. Wollte aber England sich um die Erhaltung des Friedens verdient machen, so rate er ihm, in diesem Sinne einen Druck auf die preußische Regierung auszuüben.

Die Kandidatur Oldenburg führte damals zu einem Gedankenaustausche zwischen London und St. Petersburg. Es wurde davon gesprochen, sie als einen Vermittlungsantrag der neutralen Mächte den Kabinetten von Wien und Berlin zu empfehlen. Von welcher Seite dazu die Anregung gegeben wurde, ist mir nicht genau bekannt. Gortschakow wollte nicht für den Urheber gehalten werden, gab aber doch zu, daß er aus Gehorsam gegen den Kaiser in England vertraulich angefragt habe, mit der Ueberzeugung, eine abschlägige Antwort zu erhalten, die auch nicht ausblieb, worauf er die Sache sogleich habe fallen gelassen. Gemeinsam mit Frankreich und England war also, scheint es, die russische Regierung nicht abgeneigt, einen Schritt zu tun, der, als der Anfang einer Intervention, mit der Beobachtung strikter Neutralität schwer zu vereinbaren gewesen wäre.

(Fortsetzung folgt.)



Was kann für die Verwundeten im Seekriege geschehen?

Von

Vizeadmiral z. D. Paschen.

Ueber die Frage der Verwundetenfürsorge im Seekriege, insbesondere in der Seeschlacht, ist viel geschrieben und gesagt worden. Wenn man aber den derzeitigen Stand der Frage bezeichnen soll, so kann man ihn dahin zusammenfassen, daß für die Verwundeten ernsthaft erst nach der Schlacht gesorgt werden kann, daß sie während der Aktion im ganzen der Hilfe durch Kameraden oder der Selbsthilfe überlassen bleiben müssen, soweit sich solche den Umständen nach anwenden läßt.

Ohne Frage werden die Verluste in einer modernen Seeschlacht ganz bedeutende sein. Der Kommandant eines Schiffes wird die große Zahl Verwundeter als Hindernis für die weitere Führung des Schiffes empfinden, sowohl im Falle, daß das Schiff selbst nur solche Beschädigungen erlitten hat, die seine See- und Kampfeigenschaften nicht wesentlich in Frage stellen, als auch, wenn es gezwungen sein sollte, mit schweren Beschädigungen den nächsten Hafen aufzusuchen. Schon aus diesem Grunde wäre eine schnelle Abgabe der Verwundeten an geeignete Schiffe wünschenswert, neben dem andern Wunsch natürlich, das Los der Schiffbrüchigen und Verwundeten ähnlich zu gestalten, wie es den Opfern des Landkrieges zuteil wird.

Leider sind hierfür aber die Bedingungen des Seekrieges keine günstigen oder vielmehr sehr ungünstige. Es besteht wohl keine Frage mehr darüber, daß alle zivilisierten Staaten, die Operationen zur See im Kriegsfalle planen, auch Hochseelazarettschiffe vorgesehen haben. Ferner steht es auch wohl außer Zweifel, daß die Bereitstellung solcher Schiffe in völliger Ausrüstung zur Begleitung der Seestreitkräfte jedenfalls bei der deutschen Marine sichergestellt ist.

Was nun die Aufgaben dieser Schiffe, ihre Station während der Operationen und ihren Standort während der Schlacht anbetrifft, so bleibt die gesamte Literatur vor diesem Punkte stehen oder stimmt darin überein, daß man die Hoffnung oder Erwartung, es könne etwas von seiten dritter für die Verwundeten und Schiffbrüchigen schon während der Seeschlacht geschehen, ausschließen müsse. Selbst in etwaigen Gefechtspausen ist eine Hilfeleistung durch neutrale Schiffe wohl als außer Bereich jeder Möglichkeit liegend zu betrachten.

Die Entscheidung muß gefallen sein, ehe man an andre Dinge denken kann. Solange es Kriege gibt, wird man immer mit der Schlacht in ihrer ganzen Bedeutung, als dem allein bestimmenden Mittel, den Frieden zu erzwingen, zu rechnen haben. Alles was die Schlacht stört, was die Entscheidung hindert oder verzögert, kann hundertfach mehr Opfer und Leiden im Gefolge haben, als wie für den Augenblick erspart würden.

Der Führer kann sich um nichts kümmern, als die Schlacht zum letzten Ende durchzukämpfen. Das Gebot der Menschlichkeit steht auf einem andern Blatt. In die Seeschlacht lassen sich zweifellos Maßregeln einfügen, die der Menschlichkeit dienen und geeignet sind, unnötige Grausamkeiten zu beseitigen, aber der Ausgang der Schlacht darf dadurch nicht einen Augenblick in Frage gestellt werden.

Was indessen zu Lande für Verwundete geschehen kann, verbietet sich zur See. Die Krankenträger im Felde tragen die Verwundeten zu den Verbandplätzen, und es hängt nur von ihrem persönlichen Mut ab, wie weit sie in die Feuerlinie eindringen wollen. Sie stören die Schlacht nicht, und die Schlacht kümmert sich nicht um sie.

Es fehlt an Erfahrungen, um sich von dem Verlauf eines großen Seekampfes ebenbürtiger Gegner ein richtiges Bild machen zu können. Bei der Vervollkommnung der heutigen Seekampfmittel aber kann man trotzdem sagen, daß der Verlauf der Seeschlacht ein derartig vehementer und verhältnismäßig kurzer in ihren einzelnen Phasen, dabei in ihrem räumlichen Verlaufe ein so unberechenbarer sein wird, daß dritte — Neutrale —, die sich außer Schußweite befunden haben und nun z. B. einem aus der Linie zu holenden, schwer beschädigten oder sinkenden Schiff Hilfe bringen wollen, schon wieder inmitten der Gefechtszone stehen können, wenn diese Arbeit beginnen soll.

Kein Befehlshaber würde sie dann aber auch nur im geringsten berücksichtigen oder gar als unverletzlich ansehen können, wenn sie seine Bewegungen hindern oder stören. Auch kein Staat könnte daher Schiffen, die in solchen Momenten Hilfe brächten, die Unverletzlichkeit zusichern, noch für seine eignen beanspruchen wollen. Die Sachlage schließt dieses aus.

Etwaige Lazarett- oder Hilfsschiffe dürfen ihren Standort daher nirgends anders angewiesen erhalten als gänzlich außerhalb des Schlachtbereiches, d. h. nicht nur außerhalb Schußweite, sondern auch außerhalb der Möglichkeit, wegen Veränderung des Kampfplatzes selbst die Position wechseln zu müssen.

Unter Nichtfachleuten bestehen wohl kaum richtige Vorstellungen von dem Wesen einer Seeschlacht, von dem unter Umständen fast unbegrenzten Raum, auf dem sie sich abspielen kann. Die Lazarettschiffe müssen sich aber unbedingt außerhalb dieses Raumes und dem Feinde unzugänglich aufhalten.

Wann soll es nun dem Lazarettschiff gestattet sein, seine Hilfeleistung zu beginnen? Gegen Ende der Schlacht! Und was bezeichnet das Ende der Schlacht?

Das Streichen der Flagge, d. h. die bedingungslose Uebergabe an den Gegner bedeutet die Beendigung der Schlacht für das betreffende Schiff, das dazu gezwungen wurde.

Solange die Flagge weht, wird der Gegner keine Annäherung der Neutralen an ein solches Schiff zwecks Hilfeleistung dulden.

Mit dem Streichen der Flagge wird das Schiff relativ immun, es geht in den Besitz des Feindes über, jedoch bleibt es der Wiedereroberung ausgesetzt. Daraus folgt schon, daß, wenn das Schiff jetzt die Absicht hat, Verwundete ab-

zugeben, es — notabene, wenn es noch dazu imstande ist — einen Platz aufsuchen muß, wo jede Störung ausgeschlossen ist.

Wenn man die Dinge von diesem Gesichtspunkt betrachtet, so kommt man zu der Anerkennung der Zweckmäßigkeit einer Anordnung, die jetzt besteht: daß die Aufgabe der ersten Hilfeleistung bei Schlachtschiffen von den leichteren Schiffen geleistet werden soll, wenn der Kampf dies zuläßt. Unter Umständen werden die Kreuzer zur Erfüllung solcher Aufgaben noch befähigt und verfügbar sein. Immer wieder aber muß betont werden, daß die Durchführung der Schlacht bis zur Entscheidung die Hauptsache ist und auch die Kreuzer unter Umständen alle an diese Aufgabe und die Verfolgung gesetzt werden müssen.

Noch einmal kurz gesagt: die Tätigkeit der Lazarett- oder Hilfsschiffe beginnt nach der Schlacht, dann besonders wird für die Boote dieser Schiffe reichlich Arbeit sein, um von den möglicherweise zum Teil in sinkendem Zustande befindlichen Schiffen, die selbst keine Boote haben, die Leute abzubergen. Nichts würde aber mehr im Wege sein als ein Lazarettschiff im Schlachtgetümmel.

Auf die Schwierigkeit der Ueberschiffung von Schwerverwundeten von einem Schiff auf ein andres sei hier nur hingewiesen. Ein Lazarettschiff erfordert jedenfalls ausgezeichnetes Personal, das neben Kenntnissen von Verwundetenbehandlung auch seemännische in besonderem Maße besitzt. Der Einsatz ist hoch, und man muß hoffen, daß der Nutzen damit in Einklang steht, von den enormen Kosten gar nicht zu reden.

Nun zur Erörterung dessen, was an Bord selbst für die Verwundeten geschehen kann während der Schlacht.

Das gewöhnliche Schiffslazarett steht ganz außer Frage als Aufenthaltsort für Verwundete im Gefecht. Die Forderung von Luft und Licht konnte nur erfüllt werden, indem man auf Schutz verzichtete und es in den Teil des Schiffes legte, der außerhalb des Panzerschutzes liegt.

Als Verbandplatz im Gefecht kommt daher nur ein Raum unter dem Panzerdeck in Betracht. Die Verwundeten sind hier allerdings ebenso wie das Aerztepersonal vor Schußwirkung geschützt, aber den großen Katastrophen, die das Schiff ereilen können, bleiben sie natürlich auch hier ausgesetzt. Was ein Aufenthalt unter dem Panzerdeck bedeutet, wenn alle Kessel im Betrieb und sämtliche Luken geschlossen sind, wenn wahrscheinlich auch bald das elektrische Licht versagt, das muß der Leser sich ausmalen. Niemand wird, so meine ich, behaupten wollen, daß es ein auch nur leidlicher Aufenthaltsort für Verwundete und Sterbende ist, die bald in solcher Zahl kommen werden, daß der vorhandene Raum nicht annähernd ausreicht. Es gibt aber keinen besseren Ort. Für die Beförderung der Verwundeten kommen vor allem die Oeffnungen im Panzerdeck in Betracht, aber nur während etwaiger Gefechtspausen, im übrigen müssen sie zur Erhaltung der Schwimmfähigkeit geschlossen bleiben.

Wer heute an Bord den Vorgang, den man Verwundetentransport nennt, beobachtet, kann sich nicht recht vorstellen, daß ein Schwerverwundeter so etwas

überstehen wird. Bei aller Vorsicht ist aber ein solcher lebensgefährlicher Transport unvermeidlich, die engen Verhältnisse bedingen es eben so.

Der Raum in der Kasematte und in den Geschütztürmen u. s. w. ist trotz der Gasgefahr und des engen Raumes sicherer als der an Deck. Bei uns wird deshalb auch nach dem Grundsatz verfahren, daß während des wirklichen Gefechtes kein Verwundeten- oder Totentransport stattfindet.

Die Toten und Verwundeten werden beiseite gelegt, letztere mit einem Notverband, den sie sich nach Umständen selbst anlegen oder bei erster Gelegenheit durch ihre Kameraden angelegt erhalten. In einer Gefechtspause kommt dann der Arzt, um zu bestimmen, ob der Mann nach unten transportiert werden oder an Ort und Stelle verbleiben soll.

Was daher vor allem als richtig erkannt und gepflegt wird, ist die Ausbildung fast der ganzen Schiffsbesatzung in der Handhabung Schwerverletzter und der Anlegung von ersten Verbänden zur Stillung der Blutung.

Zum Schluß sei ein kurzer geschichtlicher Abriß der Bestrebungen des Vereins vom Roten Kreuz und andrer Vereine zur Linderung der Not im Seekriege sowie die Artikel der Konventionen gegeben, soweit diese sich auf den Seekrieg erstrecken:

Als am 22. August 1864 die Genfer Konvention abgeschlossen wurde zur Linderung des Loses der Verwundeten im Landkriege, machten sich bald Bestrebungen geltend, ihre Wohltaten auch auf den Seekrieg auszudehnen. Die Anregung gaben vornehmlich die Erfahrungen aus der Seeschlacht bei Lissa, in der das Panzerschiff „Re d'Italia" in den Grund gebohrt wurde und binnen weniger Minuten sank, nach dem Kampf dann der Panzer „Palestro" in die Luft flog. Von der 650 Mann zählenden Besatzung des „Re d'Italia" gingen fast 500 zugrunde, nur der Rest konnte von der italienischen Fregatte „Duca di Genova" gerettet werden, das rammende Schiff — „Erzherzog Max" — war selbst am Rettungswerk verhindert, da es gleich wieder in ein neues Gefecht verwickelt wurde.

Auf Veranlassung der Hilfsvereine vom Roten Kreuz traten dann im Jahre 1867/68 offizielle Delegierte der Staaten, erst in Paris, dann in Genf zusammen und vereinbarten am 20. Oktober 1868 fünfzehn Zusatzartikel, von denen Art. 6—14 besondere „Bestimmungen für die Marine" enthielten.

Der Hauptinhalt der Artikel war folgender:

Art. 6. Die Fahrzeuge, welche auf ihre Gefahr hin während und nach der Schlacht Schiffbrüchige und Blessierte aufnehmen oder, nachdem diese aufgenommen, an Bord eines neutralen oder Lazarettschiffes transportieren, genießen bis zur Beendigung ihrer Mission den Teil der Neutralität, welchen die Verhältnisse der Schlacht und die Lage der im Kampf befindlichen Schiffe ihnen zu gewähren gestatten. Die Beurteilung dieser Verhältnisse wird der Humanität aller Kombattanten anvertraut. Die auf solche Weise aufgenommenen und geretteten Schiffbrüchigen resp. Verwundeten dürfen während der Dauer des Krieges nicht wieder Dienste tun.

Art. 7. Das seelsorgerische, Medizinal- und Lazarettpersonal jedes genommenen Schiffes wird als neutral erklärt, es nimmt beim Verlassen des Schiffes die ihm als besonderes Eigentum gehörenden Gegenstände und chirurgischen Instrumente mit sich.

Art. 8. Das in dem vorstehenden Artikel bezeichnete Personal hat auf dem genommenen Schiff seine Funktionen fortzusetzen und bei der durch den Sieger auszuführenden Räumung der Verwundeten mitzuwirken. Demnächst ist demselben gestattet, in die Heimat zurückzukehren.

Art. 9. Die militärischen Lazarettschiffe verbleiben hinsichtlich ihres Materials unter dem Kriegsgesetz. Sie gehen in das Eigentum des Eroberers über, doch darf dieser sie während der Dauer des Krieges nicht ihrer besonderen Bestimmung entziehen.

(Hierzu hat die französische Regierung seinerzeit den Zusatz in Vorschlag gebracht: „Diejenigen zum Gefecht ungeeigneten Schiffe jedoch, welche nach einer bereits im Frieden von den Behörden offiziell ergangenen Erklärung bestimmt sind, als schwimmende Seelazarette zu dienen, genießen während des Krieges die volle Neutralität, sowohl für Material als Personal, vorausgesetzt, daß ihre Ausrüstung ausschließlich ihrer besonderen Bestimmung entsprechend sei.")

Art. 10. Jedes Handelsschiff, welcher Nation dasselbe auch angehöre, genießt, sobald es ausschließlich mit Verwundeten oder Kranken belastet ist, die Neutralität. Das bloße Faktum der durch das Schiffsjournal verifizierten Visitation seitens eines feindlichen Kreuzers macht die Verwundeten und Kranken zum Weiterdienen während der Dauer des Krieges unfähig.

Art. 11. Die eingeschifften verwundeten oder kranken Seeleute resp. Soldaten, welcher Nation sie auch angehören, sind durch den Eroberer zu pflegen und zu schützen.

Art. 12. Das Unterscheidungszeichen für ein jedes Schiff resp. Fahrzeug, welches auf Grund der Prinzipien der Konvention die Vergünstigung der Neutralität beansprucht, ist die neben der Nationalflagge zu führende weiße Flagge mit rotem Kreuz. — Die militärischen Lazarettschiffe erhalten einen äußeren Anstrich von weißer Farbe mit grüner Batterie.

Art. 13. Die auf Kosten von Hilfsvereinen ... ausgerüsteten Lazarettschiffe werden, sobald sie ... ausschließlich für den Zweck ihrer Mission eingerichtet waren, nebst ihrem Personal als neutral betrachtet ...

Ihr Erkennungszeichen ist die weiße Flagge mit rotem Kreuz neben der Nationalflagge. Der äußere Anstrich dieser Schiffe ist weiß mit roter Batterie.

Diese Fahrzeuge leisten den Verwundeten und Schiffbrüchigen der kriegführenden Teile, ohne Unterschied der Nationalität, Hilfe und Beistand. Sie dürfen jedoch in keiner Weise die Bewegungen der kämpfenden Schiffe behindern. Während und nach der Schlacht handeln sie auf ihre eigne Gefahr. Die kriegführenden Teile haben über diese Fahrzeuge das Recht der Kontrolle und der Visitation; sie können die Mitwirkung der in Rede stehenden Fahrzeuge ablehnen

und ihnen aufgeben, sich zu entfernen, auch in dringenden Fällen sie bei sich zurückbehalten ...

Art. 14. In den Seekriegen gestattet eine jede starke Vermutung, daß einer der kriegführenden Teile die Wohltat der Neutralität in einem andern Interesse als in dem der Verwundeten und Kranken benutzt, dem andern Kriegführenden, die Konvention zu suspendieren. Wenn die Vermutung Gewißheit wird, so kann die Konvention dem Uebertreter gekündigt werden.

*

Die vorstehend aufgeführten Zusatzartikel besprechen die Art und Weise, wie sowohl die von den kriegführenden Mächten ausgerüsteten militärischen Lazarettschiffe, wie auch die von den verschiedenen Gesellschaften entsendeten Hilfsschiffe behandelt werden sollen. Sie waren aber eben als Projekt gedacht und sind dies geblieben.

Im April 1869 fanden zu Berlin Verhandlungen einer internationalen Konferenz, bestehend aus Vertretern der Regierungen und der Hilfsvereine, statt, die den Zweck hatten, dieser Grundlage entsprechend die Einzelheiten der Hilfe im Seekriege, ihre Art und Grenzen und weiteren Aufgaben in bezug auf Organisation der Vereine und Vorbereitung der Hilfsmittel festzustellen.

Die schweizerische Regierung war sehr bemüht, die Anerkennung der Zusatzartikel zustande zu bringen. Die Mächte waren auch anfangs nicht abgeneigt. Preußen und Frankreich kamen sogar schon vor Ausbruch des Krieges 1870 überein, auch die Zusatzartikel als gültig zu betrachten. Trotzdem wurden die Zusatzartikel nicht anerkannt.

Geradezu ablehnend zur Frage ist die Haltung gerade dieser beiden Regierungen im Jahre 1880 nach einer eingehenderen Prüfung der Vorschläge.

Der Chef der Admiralität sprach es im Februar 1886 dem Auswärtigen Amt und dem Kriegsministerium gegenüber bestimmt aus, daß er jede Ausdehnung der Genfer Konvention auf den Seekrieg in Berücksichtigung der Natur des letzteren für unpraktisch und undurchführbar halte.

Im Jahre 1887 fand dann zu Karlsruhe ein Kongreß statt; die Frage wurde zwar wiederum angeregt, aber von der Tagesordnung abgesetzt, weil eben die Regierungen die Zusatzartikel nicht angenommen hatten.

Das internationale Komitee zu Genf stellte in einem Rundschreiben vom 18. Juni 1888 folgende Fragen auf:

1. Welche Rolle können die Vereine vom Roten Kreuz im Seekriege übernehmen?

2. Welches Material würden die Vereine hierzu nötig haben, und wie können sie sich damit versehen?

3. Welches Personal würden die Vereine dazu bedürfen, und wie würden sie es sich schaffen?

Den Zentralkomitees der verschiedenen Nationen wurde aufgegeben, zur Beantwortung dieser Frage die Ansichten ihrer Regierungen einzuholen. Das

deutsche Zentralkomitee wandte sich daher im März 1889 an das Reichsmarineamt mit der Anfrage, ob es geneigt sei, im Kriegsfalle ein Hilfsschiff sowie die nötigen nautischen Instrumente und Seekarten, Koch-, Eß- und Lagergerät für die Besatzung dem Verein zur Verfügung zu stellen.

In einem ausführlichen Schreiben vom 20. Mai 1889 erwiderte darauf der Staatssekretär und erklärte die Hilfsschiffe des Roten Kreuzes unter den besonderen Verhältnissen des Seekrieges nicht als wünschenswert und zweckmäßig.

So sehen wir, daß bis zu diesem Zeitpunkt die Frage keine positive Weiterentwicklung erfährt, wenn auch die verschiedenen Hilfsvereine sich ständig mit ihr beschäftigen.

Den wundesten Punkt in der bisherigen Fürsorge für Hilfeleistung im Seekriege hob der damalige Chef des Sanitätswesens der deutschen Marine, Generalarzt Dr. Wenzel, beim X. internationalen medizinischen Kongreß 1890 zu Berlin in einem eingehenden Vortrag hervor. Er sagte: „Mit den Anschauungen der heutigen Zeit steht es nicht im Einklang, daß die militärischen Hospitalschiffe im Seekriege des internationalen Schutzes entbehren, wie er den betreffenden Einrichtungen des Landheeres gewährt wird, obgleich sie dieselbe Aufgabe zu erfüllen haben. Solange dies der Fall ist, muß das Bestreben darauf gerichtet sein, den Mangel des internationalen Schutzes dadurch einigermaßen auszugleichen, daß bei Ausbruch eines Seekrieges die beiderseitigen Flotten eine genügende Anzahl von Hospitalschiffen als Begleitung mit sich führen, damit, wer auch immer im Besitz des Kampfplatzes nach dem Gefecht verbleibt, das Rettungswerk für Freund und Feind tunlichst gesichert ist."

Noch auf dem internationalen Kongreß des Roten Kreuzes in Rom 1892 erstattete Professor d'Espin einen Bericht über die von den verschiedenen Zentralkomitees in Deutschland, Niederland, Dänemark, Rußland, Italien, Oesterreich und Frankreich eingegangenen Gutachten über die Hilfeleistung des Roten Kreuzes zur See und stellt fest, daß die größte Seemacht — England — sich nicht zur Sache geäußert habe.

Erst durch die Abmachung der Haager Friedenskonferenz vom 29. Juli 1899 ist diesem Notstand hoffentlich ein Ende bereitet.

Ratifiziert wurden die 14 Artikel, die die Anwendung der Grundsätze der Genfer Konvention auf den Seekrieg bezwecken, von Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Belgien, China, Dänemark, Spanien, den Vereinigten Staaten von Amerika, Mexiko, Frankreich, Großbritannien und Irland, Griechenland, Italien, Japan, Luxemburg, Montenegro, den Niederlanden, Persien, Portugal, Rumänien, Rußland, Serbien, Siam, Schweden und Norwegen, der Schweiz, der Türkei und Bulgarien.

Daß außer dem Hochseelazarettschiff die zivilisierten Staaten sich ferner der Stationshospitalschiffe, der Transporthospitalschiffe und der Expeditionshospitalschiffe schon bedient haben und bedienen werden, ist sicher.



Fürst und Dichter im alten Indien.

Von

Prof. Dr. Pischel.

So alt wie die indische Philologie ist auch die Klage, daß die Inder keine Geschichtsschreibung haben. Der Araber al-Bîrûnî, der im 11. Jahrhundert n. Chr. lebte, und dem wir wertvolle Nachrichten über Indien verdanken, sagt einmal: „Die Inder schenken der geschichtlichen Reihenfolge der Ereignisse wenig Aufmerksamkeit. Sie sind sehr nachlässig in der Angabe der chronologischen Folge ihrer Könige, und wenn sie zur Auskunft darüber genötigt werden und sich keinen Rat wissen, so erzählen sie unweigerlich Märchen." Diese Charakteristik ist durchaus zutreffend. Für geschichtliche Ereignisse an sich haben die Inder in der Tat nie Sinn gehabt. Sie erwähnen sie nur, wenn irgendein bestimmter Zweck für den Schreiber damit verbunden war, ein religiöser oder didaktischer oder poetischer oder, was meistens der Fall ist, ein sehr realer, der Geldverdienst.

Indien zerfiel von alters her in eine Reihe kleiner Staaten, die sich scharf voneinander abschlossen oder in Krieg miteinander lebten. Nur selten haben einzelne Familien weite Ländergebiete unter ihre Herrschaft gebracht, wie im 4. Jahrhundert v. Chr. die Dynastie der Maurya und im 4. Jahrhundert n. Chr. die der Gupta. Im allgemeinen war die Geschichte Indiens immer Lokalgeschichte, und sie wurde von Männern geschrieben, die im Solde der Fürsten standen und daher parteiisch waren. Es ist ein weitverbreiteter Irrtum, daß in Indien zu allen Zeiten der Priesterstand der herrschende gewesen sei. In der Theorie der von Priestern geschriebenen Gesetzbücher gewiß, in der Praxis nur soweit, als schwache Fürsten ihren Hauspriestern Einfluß auf die Staatsgeschäfte einräumten. Der Hauspriester, im Sanskrit Purohita, war in der ältesten Zeit, die man nach den heiligen Schriften, den Vedas, die vedische zu nennen pflegt, nicht bloß Kaplan und Lehrer des Fürsten, sondern auch Hofdichter. Er begleitete den Fürsten auf seinen Kriegszügen, berechnete die günstige Zeit für den Aufbruch und den Kampf und feierte in Liedern den Sieg, den er nicht selten seinem Einflusse auf die Götter zuschrieb. Als König Sudâs aus dem Geschlechte der Tritsu den Sieg in der Zehnkönigsschlacht davongetragen hatte, rühmte in einem Liede, das im siebenten Buche des Rigveda steht, sein Purohita Vasischtha, daß sein Hauspriestertum für die Tritsus erfolgreich gewesen sei. Es waren nicht bloß politische Ereignisse, welche die Priester verherrlichten. Im vierten Buche des Rigveda feiert ein Vâmadeva in mehreren Liedern das berühmte Rennpferd Dadhikrâvan, das dem Könige der Pûru Trasadasyu gehörte. Solche Lieder sind leider im Rigveda sehr selten. Die 1028 Lieder dieses ältesten Denkmals der indischen Literatur sind fast ausschließlich religiösen Inhalts. Trotz ihrer

Einförmigkeit bieten sie aber doch genügendes Material, um uns einen Einblick in die Kulturverhältnisse Indiens im zweiten oder dritten Jahrtausend v. Chr. tun zu lassen. Und diese Kultur war bereits sehr weit vorgeschritten. Lange hat man im Rigveda „den Liederschatz eines rinderhütenden Hirtenvolks" gesehen, man hat von den „einfachen geselligen Zuständen eines Naturvolks, in denen die vedischen Stämme zum Teil auch noch lebten", gesprochen, und man hielt die vedischen Inder für ein „frisches, jugendliches Volk, das stark war im Vertrauen auf seine Götter, und wo echte Weiblichkeit, Zucht und Scham noch in hohem Grade herrschten". Jetzt wissen wir, daß das ganz irrig ist. Die Inder waren in der Zeit, in der die Lieder des Rigveda entstanden sind, längst kein Nomadenvolk mehr. Sie zerfielen in viele einzelne Stämme unter eignen Fürsten, die in befestigten Städten wohnten. Der Sport des Wettrennens und die Jagd wurden leidenschaftlich betrieben. Die vedischen Inder waren arge Trinker und Spieler. Ueberall tritt uns die Sucht nach Gold, Pferden und Kühen entgegen. Mit der Sittlichkeit war es nicht weit her; besonders spielten die Hetären schon damals, wie später, eine hervorragende Rolle. Die Dichtkunst wurde durchaus zunftmäßig geübt, und viele Lieder des Rigveda sind auf Bestellung gedichtet. Gefiel das Lied, so wurde der Dichter gut bezahlt, und er drückte seinen Dank dafür in einigen Versen aus, die er dem Liede anhängte. Diese Anhängsel führten den Namen Dânastuti, „Lobpreis der Geschenke". Sie unterscheiden sich von dem vorhergehenden Liede durch Sprache und Metrum, und charakteristisch für sie ist, daß der Gott, der in ihnen erwähnt wird, vorzugsweise Agni, der Gott des Feuers, ist, daß sie gern den Fluß angeben, an dem der Auftraggeber wohnt, und daß sie am Schluß oft die gemeinsten Zoten enthalten. Erhielt der Dichter seiner Meinung nach nicht genug für das Lied, so rächte er sich an dem Gotte, den er besungen, und an dem Besteller zuweilen durch ironisches Lob. In dem Liede Rigveda 1,120 hatte Takavâna aus dem Geschlechte des Kakschîvant das Götterpaar der Açvins[1]) besungen, in der Hoffnung, für seine Arbeit Pferde zu erhalten. Sein Lohn war aber ein Wagen ohne Pferde gewesen. Dafür dankte er durch folgende Verse: „Von den Açvins[2]) erhielt ich einen Wagen ohne Pferde, von ihnen, den stutenreichen; der hat mir viel Freude gemacht. Er wird mich, o Schlanke, schon irgendwie zu den Menschen zum Somatrunk fortschieben, der schöne Wagen. So will ich denn nichts wissen von einem Traume und einem reichen Geizhals; die beiden werden schnell zu nichts." In dem Anhange zu Rigveda 8, 70 fordert Puruhanman seine beiden Mitsänger auf: „Freunde, wünscht Begeisterung, damit wir das Lob des Çara zustande bringen, der ein freigebiger, nicht karger Herr ist. Von vielen mit Opferstreu versehenen Sängern wirst du geziemend gepriesen werden, wenn du ihnen so wie uns je ein Kalb schenkst, o Çara. Der noble Sohn des Çûradeva hat uns dreien ein Kalb zugeführt, es am Ohre erfassend, er, der Herr, wie

[1]) In indischen Namen ist ç wie polnisches ś, also ähnlich wie sch auszusprechen.

[2]) Açvin bedeutet „Pferde besitzend".

man eine Ziege herbeiführt, damit die Jungen an ihr saugen." Solche Ausfälle erlaubten sich die Dichter aber nur Privatleuten gegenüber; den Fürsten schmeichelte man in der übertriebensten Weise. Unter den literarischen Werken der vedischen Zeit werden oft zwei Gattungen erwähnt, die den Namen Gâthâ, „Lied", und Nârâçamsî, „Männerpreislied", führen. Solche Lieder sind uns erhalten. Für ihre Volkstümlichkeit spricht, daß sie sich nicht nur in Werken der vedischen Zeit finden, sondern zum Teil auch im Mahâbhârata, dem großen indischen Nationalepos, und den Purânas, den alten Geschichtsbüchern, wiederkehren, wenn auch in jüngerer Sprache und Gestalt. Der allgemeine Name „Lied" wird zuweilen genauer bestimmt als „Opferlied". Strophen dieser Art feiern die großen Opfer, die angeblich die berühmten Könige der Vorzeit dargebracht haben, mit dem ausgesprochenen Zweck, dadurch den Fürsten des Landes zur Nachahmung anzufeuern. So heißt es: „In Âsandîvant opferte Dschanamedschaya den Göttern ein haferfressendes, goldverziertes, mit grünem Kranze geschmücktes, scheckiges Pferd." Hätten sich die Opferlieder immer in dieser bescheidenen Form gehalten, so wäre gegen ihre Glaubwürdigkeit wenig einzuwenden gewesen. Aber die meisten geben ganz andre Zahlen. Ein Lied auf Bharata, den Sohn des Königs Duchschanta und der Çakuntalâ lautet: „100 Millionen und 7 mit Gold bedeckte, schwarze, weißzähnige Elefanten schenkte Bharata in Mâschnâra. Von Bharata, dem Sohne des Duchschanta, wurde in Sâtschîguna das Feuer aufgeschichtet, wo 1000 Priester Kühe millionenweis unter sich verteilten. 78 Pferde opferte Bharata, der Sohn des Duchschanta, an der Yamunâ, 55 am Ganges dem Indra. Nachdem der König, der Sohn des Duchschanta, 133 opferreine Pferde geopfert hatte, entkam er dem Zaubertruge des Königs, selbst tüchtiger im Truge. Die große Tat des Bharata haben nicht die früheren Menschen erreicht, nicht werden sie die zukünftigen erreichen, nicht die fünf Menschenstämme, so wenig wie ein Mensch den Himmel mit den Händen erreicht." Leider wissen wir über die Legende, auf welche die Strophen hinweisen, nichts, obwohl der Schluß auch im Mahâbhârata sich findet, das oft ausführlich Erzählungen gibt, auf die in den alten Liedern nur angespielt wird. Um die ganze Größe der Aufschneiderei zu verstehen, muß man wissen, daß Elefanten und Pferde in Indien von jeher in hohem Preise standen. Der Verkauf von Elefanten war überall, der von Pferden im Westen Indiens stets ein Monopol des Königs, und „Elefantenbesitzer" ist schon im Veda identisch mit „reich". Bezogen sich die Gâthâs auf die alten Könige, so wenden sich die Nârâçamsîs an die lebenden. Trotzdem sind die Uebertreibungen hier oft nicht geringer als in den Gâthâs. Aus dem Rigveda ist eine Probe das Lied 1, 126, das den König Svanaya, den Sohn des Bhavya, preist: „Laute Loblieder trage ich kunstvoll vor auf den Sohn des Bhavya, der am Indus wohnt, der mir 1000 Geschenke machte, er, der unübertreffliche König, Ruhm wünschend. 100 Goldstücke und 100 Pferde erhielt ich auf einmal von dem Könige, als ich ihn bat, 100 Rinder von dem Fürsten, ich, Kakschîvant. Zum Himmel habe ich seinen unsterblichen Ruhm verbreitet. Zu mir kamen 10 dunkle, von Stuten

gezogene Wagen, die mir Svanaya schenkte; 60000 Rinder folgten ihnen nach. Kakschivant empfing sie, als der Tag sich neigte." Daran schließt sich ein zweites Lied gleichen Charakters, das mit dem ersten zu einem Ganzen verbunden ist, und den Schluß bilden zwei Zoten in Gestalt eines Gespräches zwischen Mann und Frau. Als Beispiel einer Nârâçaṁsî wird von den einheimischen Erklärern gewöhnlich das Lied Atharvaveda 20, 127, 1—3 zitiert: „Höret, o Leute! Ein Männerpreislied wird gesungen werden. 60090 Goldstücke bekommen wir unter den Ruçama bei Kaurama, dessen 20 ziehende Büffel samt den Büffelkühen die Deichsel des Wagens nicht beachten, wenn sie dahineilen, den Himmel berührend. Er hat dem Sänger 100 Goldstücke und 10 (goldene) Kränze geschenkt, 300 Rosse und 10000 Kühe." Die Lieder tragen alle das gleiche Gepräge; den Unterschied bildet nur der Grad der Aufschneiderei. Das Frechste in dieser Beziehung ist Rigveda 8, 46, 22, wo Vaça Açvya versichert, er habe empfangen: 60000 Myriaden Pferde, 2000 Kamele, 1000 braune Kühe, 1000 mit drei roten Flecken und 10000 andre. Es ist begreiflich, daß schon im alten Indien Lieder dieser Art in schlechtem Rufe standen. Es heißt: „Die Götter entfernten aus dem Gebet und der Nahrung das Unreine. Was im Gebet Unreines war, das wurde zur Gâthâ und Nârâçaṁsî, was in der Nahrung, zum berauschenden Getränk." Und weiter: „Wer seinen Lebensunterhalt durch Gâthâs und Nârâçaṁsîs erwirbt, vom dem soll man nichts annehmen, denn er erwirbt durch Lüge. Lüge ist ja die Gâthâ, Lüge die Nârâçaṁsî." Die Verachtung der Lobredner von Beruf, die in solchen Aussprüchen zutage tritt, erstreckte sich trotz seiner einflußreichen Stellung auch auf den Purohita. Das Mahâbhârata hat uns eine sehr charakteristische Erzählung von dem Zwiste der Çarmischthâ, der Tochter des Königs Vrischaparvan, und der Devayânî, der Tochter des Uçanas, der Purohita und Barde des Vrischaparvan war, aufbewahrt. Die Erzählung geht auf alte Quellen zurück, da sich die Hauptstrophen auch in einem vom Mahâbhârata ganz unabhängigen Rechtsbuche finden. Der Gott Indra, so erzählt das Epos, sah einst badende Mädchen. Er verwandelte sich in einen Wind und blies alle Kleider durcheinander, die die Mädchen abgelegt hatten. Als diese aus dem Wasser steigen, findet keine ihre richtigen Kleider. Die Prinzessin Çarmischthâ zieht die der Devayânî an, worüber diese so aufgebracht wird, daß sie der Prinzessin zuruft: „Warum ziehst du meine Kleider an, du Satan, da du doch meine Schülerin bist? Das soll dir Unverschämten schlecht bekommen!" Darauf antwortet Çarmischthâ: „Meinen Vater, der sitzt und liegt, preist dein Vater als Barde, ganz niedrigstehend und ganz bescheiden. Du bist die Tochter eines Schnorrers, eines Lobhudlers und Geschenkenehmers, ich bin die Tochter eines der gepriesen wird, gibt und nicht Geschenke nimmt. Schüttle dich, rüttle dich, grolle und zürne, du Schnorrerin! Ohne Waffen regst du dich umsonst auf gegen eine, die Waffen hat, du Bettlerin! Du wirst schon einen finden, der dich bezwingt; ich kümmere mich nicht um dich." Daß Çarmischthâ hier die in ihrem Stande herrschenden Ansichten ausspricht, ist zweifellos; ebenso zweifellos aber, daß das Lob den

Fürsten so angenehm war, daß sie es nicht entbehren konnten. Was in der vedischen Zeit die Nârâçamsî und Dânastuti sind, ist in der späteren die Praçasti, „Lobpreisung". Praçastis, teilweise von sehr bedeutendem Umfange, sind uns inschriftlich in großer Zahl erhalten. Sie feiern den Fürsten und sein Geschlecht, auch von ihm ausgeführte Bauten, in überschwänglicher Weise, und gerade die ältesten heben mit Vorliebe auch die Geschenke hervor, welche die Fürsten verteilten. So wird Samudragupta als Verschenker von Millionen von Kühen und Goldstücken gefeiert; von Hastin wird gesagt, daß er Tausende von Kühen, Elefanten, Pferden, Gold und viele Ländereien verschenkte, von Guhasena, daß er das Herz der Gelehrten, Freunde und Lieblinge erfreute dadurch, daß er mehr gab, als sie verlangten. In der klassischen Zeit war das Amt des Purohita von dem des Barden getrennt. Die Barden, gewöhnlich zwei, hatten das Amt, dem Könige die Zeit zu verkünden, wobei sie stets ein Lob des Königs einflochten, das, so alltäglich es war, von diesem immer wieder gern gehört wurde. Im fünften Akte von Kâlidâsas Çakuntalâ tritt der König Duchschanta müde und abgespannt auf und klagt über die Last der Regierung. Da singen die Barden sein Lob, nach dessen Anhörung er erklärt, er sei wieder ganz frisch geworden. Sein Freund Mâdhavya, die lustige Person des Stückes, meint dazu, wenn man zu einem Stier sage: „du bist der schönste unter den Ochsen," so schwinde seine Müdigkeit. In der Tat war die Eitelkeit der Fürsten zum großen Teil schuld an dem Byzantinismus der Dichter. Die Fürsten begnügten sich nicht immer damit, berühmte Dichter und Gelehrte an ihrem Hofe zu haben, sie wollten auch selbst Dichter sein und mit ihrer Gelehrsamkeit glänzen. So kam es, daß die Dichter für Geld ihre Werke unter den Namen der Fürsten veröffentlichten. Von dem bedeutendsten Drama Indiens, der Mritschakatikâ, kennen wir den Dichter nicht; es geht unter dem Namen des Königs Çûdraka, wie die drei Dramen Nâgânanda, Priyadarçikâ und Ratnâvalî unter dem des Königs Çrîharscha, für dessen Lebensbeschreibung der Dichter Bâna viel Geld erhielt. Andre Fürsten erscheinen als Schriftsteller über Rhetorik, als Lyriker, Kommentatoren, Zusammensteller von Anthologien. In den meisten Fällen werden sie höchstens die Veranlassung zu den Werken gegeben haben, in manchen mögen sie wirklich die Verfasser sein. Bereits in vedischer Zeit finden sich in der Tat mehrere Könige, die selbst die Wissenschaft pflegten und erfolgreich mit den Brahmanen disputierten. An den Höfen solcher Fürsten strömten dann Gelehrte und Dichter aus allen Teilen Indiens zusammen. So wird uns berichtet, daß an dem Hofe des Königs Dschanaka von Videha im östlichen Indien sich die Gelehrten der Kuru-Pantschâla aus dem Westen sammelten, und daß Wettkämpfe im Disputieren veranstaltet wurden. Dort lebte auch Yâdschnavalkya, der Begründer des Brahmanismus, einer der bedeutendsten Männer Indiens, der alle seine Rivalen aus dem Felde schlug. Die alten Texte machen gar kein Hehl daraus, daß es ihm nicht bloß auf die Ehre, sondern auch auf den Gewinn ankam. Auf die Frage des Dschanaka, weshalb er gewandert sei, um zu disputieren oder um Kühe zu gewinnen, erklärt Yâdschnavalkya, es sei zu beiden

Zwecken geschehen. Von Yâdschnavalkyas Lehrer Uddâlaka Aruni aus dem Geschlechte des Gautama wird erzählt, daß er nach dem Nordlande zog, um die dortigen Brahmanen zum Wettkampf herauszufordern. Für alle Fälle hatte er nach der Sitte der Zeit ein Goldstück zu sich gesteckt, um damit einen Gegner zu bestechen, der ihm gefährlich zu werden drohte. Als die Brahmanen des Nordlandes von seiner Ankunft hörten, bekamen sie Angst:[1] „Der ist aus Kurupantschâla, ein Brahmane und Brahmanensohn, daß er uns nur nicht etwa die Kundschaft abwendig macht. Holla, wir wollen ihn auf ein Rätselspiel fordern!“ „Durch welchen Matadoren?“ „Durch den Svedasohn!“ Çaunaka war nämlich der Svedasohn. Sie sprachen: „Svedasohn, durch dich als Matadoren wollen wir ihn rempeln!“ Jener gab zur Antwort: „Bleibt nur ruhig hier, ich will ihm gleich auf den Zahn fühlen.“ Er trat bei ihm ein, und jener empfing den Eintretenden mit den Worten: „Der Sohn des Sveda?“ „Nun, Sohn des Gautama?“ gab der andre zur Antwort. Darauf begann er ihm Fragen zu stellen.“ Als Uddâlaka erkannte, daß er die Fragen nicht beantworten konnte, reichte er dem Çaunaka das Goldstück mit den Worten: „Svedasohn, du bist ein Gelehrter, Gold schenkt man dem Goldfinder.“ Jener versteckte es und trat hinaus. Sie fragten ihn: „Wie hat sich denn der Sohn des Gautama gemacht?“ Jener gab zur Antwort: „Wie ein Brahmane, ein Brahmanensohn; der muß sich den Kopf zerbrechen, der ihn überfragen will.“ Da gingen sie auseinander.“ Die Moral der Brahmanen, wie sie in dieser Geschichte uns entgegentritt, ist zu allen Zeiten dieselbe geblieben, ebenso ihre Wanderlust. Aus dem 7. Jahrhundert n. Chr. wird uns gleich der Dichter Bâna ein Beispiel liefern, der viele Jahre lang in Indien herumwanderte, bis er am Hofe des Königs Çrîharscha eine bleibende Stätte fand. Im 11. Jahrhundert n. Chr. wanderte Bilhana aus Kaschmir durch ganz Indien und errang sich schließlich am Hofe des Tribhuvanamalla in Kalyâna im Dekhan die Stellung eines Vidyâpati, „Meister der Wissenschaft“. Ein andrer Titel, nach dem die Dichter strebten, war Kavirâdscha, „Dichterkönig“. Kein Mittel war ihnen zu schlecht, um sich bemerkbar zu machen; die Reklame hat in Indien zu allen Zeiten nicht weniger geblüht als in Europa. Auf ihren Wanderungen erschienen die Dichter und Gelehrten an den Fürstenhöfen mit der Aufforderung, man solle ihnen einen ebenbürtigen Gegner stellen. Geschah das nicht, so ließen sie sich eine Bescheinigung darüber geben, daß ihnen hier niemand gewachsen sei. Damit gingen sie zum nächsten Hofe und erneuerten hier dasselbe Verfahren. Der Ruf des Siegers verbreitete sich schnell; seine Werke wurden massenhaft abgeschrieben und in kurzer Zeit durch ganz Indien verbreitet. Mit Hilfe eines Fürsten ging das natürlich am schnellsten. Es wird unumwunden ausgesprochen, daß die Mühe eines Autors ganz vergeblich ist, wenn sich nicht ein Fürst darum kümmert. Und so suchte man den Herrschern klarzumachen, daß Fürst und

---

[1] Die wörtliche Uebersetzung nach Geldner bei Pischel und Geldner, Vedische Studien 2, 185 f.

Dichter aufeinander angewiesen seien. Es heißt: „Berühmt werden Fürsten durch Dichter, Dichter werden bekannt durch Fürsten. Für den Dichter gibt es keinen Wohltäter, der einem Könige gleichkommt, für den König keinen Gefährten, der dem Dichter gleicht.“ „Wenn von ihnen errichtete Gotteshäuser u. s. w. mit der Zeit untergegangen sind, würde nicht einmal der Name der Könige bekannt sein, wenn es nicht treffliche Dichter gäbe.“ „Fürsten werden berühmt durch treffliche Dichter, nicht durch starke Paukenschläge.“ Bilhana weist die Könige darauf hin, daß es viele Fürsten gegeben habe, deren Name nicht einmal bekannt sei, weil sie keinen Dichter zur Seite gehabt hätten. Er fordert sie auf, die Dichter nicht zu erzürnen, und ruft aus: „O Könige, beeinträchtigt nicht die Liebe guter Dichter! Durch ihr Wohlwollen verbreitet sich euer reiner Ruhm!“ Aehnliche Aussprüche sind sehr zahlreich.

Die Dichter, die sich an einem Fürstenhofe zusammenfanden, hielten regelmäßige Versammlungen ab, die in vedischer Zeit Vidatha, später Sabhâ hießen. Sabhâ war auch der Name der Halle, in der man zusammenkam. Hier wurden die Arbeiten zur Prüfung und Begutachtung vorgelegt und die Preise verteilt. Erhielt ein Fürst auswärtigen Besuch, so wurden diesem nicht, wie heute, Soldaten vorgeführt, sondern die Gelehrten und Dichter mußten in der Sabhâ eine Schaudisputation und ein Schaudichten zum besten geben. In der Sabhâ war eine Tafel aufgehängt, auf welche die Tagesordnung und die Aufgaben verzeichnet wurden. Besonders hochgeschätzt war die Schlagfertigkeit und Schnelldichtung. Es war ein beliebter Sport, daß ein Vers oder Versteil als Thema gegeben wurde, der zu einer Strophe vervollständigt werden mußte. Dieses „Ergänzen zu einer Strophe“ entspricht unsern Glossen, wie sie sich z. B. bei Uhland finden. Für die Literaturgeschichte sind diese Themata oft von Wert, da sie meist Verse älterer Dichter sind, die variiert werden sollten. Beliebt war auch das Schnelldichten. Ein Schnelldichter wird ein Schmuck der Sabhâ genannt, und wir besitzen Werke, die eigens dazu geschrieben sind, die Schnelldichtung zu lehren und zu erleichtern. Someçvaradeva, der Purohita der Fürsten von Dholkâ, dessen Praçasti aus dem Jahre 1253 datiert ist, rühmt sich, daß er in einer halben Nachtwache ein großes Werk verfaßt habe. Das war ein Schauspiel, das uns bisher nicht bekannt ist. Wir haben aber andre Proben solcher Schnelldichtungen, die außerordentlich geschickt und in mannigfaltigen Metren geschrieben sind. Auch Glossen sind uns zahlreich überliefert. Das Thema „Die Himmelsfläche mit hundert Monden“ z. B. wurde von einem Dichter so gelöst: „Die Sinne des Tschânûramalla wurden durch den Faustschlag des Dâmodara so verwirrt, daß er die Himmelsfläche mit hundert Monden erfüllt sah.“ Tschânûramalla war ein Ringer, den Dâmodara, d. h. der Gott Krischna, tötete. Ein andrer Dichter löste dieselbe Aufgabe so: „O Geschick! Verhülle den Mond, bis der Herr meines Herzens gekommen ist. Wenn aber der Geliebte da ist, dann mache die Himmelsfläche mit hundert Monden erfüllt.“

Das Treiben an einem Fürstenhofe wird uns sehr anschaulich in zwei

Werken geschildert, dem Bhodschaprabandha des Ballâla aus dem Ende des 16. Jahrhunderts und dem Prabandhatschintâmani des Merutunga, den Tawney ins Englische übersetzt hat, aus dem 14. Jahrhundert. Beide haben unabhängig voneinander alte Quellen benutzt. Ihr Held ist der König Bhodscha von Mâlava, der im 11. Jahrhundert regierte. Er war ein großer Freund der Dichtkunst, und es werden ihm selbst viele Werke aus den verschiedensten Wissensgebieten zugeschrieben. An seinen Hof in Dhârâ versetzt die Legende alle berühmten Dichter Indiens, auch Kâlidâsa, der wenigstens sechs Jahrhunderte früher gelebt hat. Merutunga und Ballâla nehmen alles gläubig hin. Trotzdem, und obwohl sie sich in ihren Angaben sehr oft widersprechen, sind ihre Werke kulturgeschichtlich von höchstem Interesse. Das ganze Bild ist richtig, so verkehrt auch viele Einzelheiten sind. Wie in alten Zeiten teilt der König verschwenderisch sein Geld und Gut unter die Dichter, so daß oft sein Schatzhaus leer ist, und die Dichter suchen jede Gelegenheit, um ihm zu schmeicheln und ihn auszuplündern. So wird erzählt, daß einst ein Dichter aus Kalinga im Dekhan, der von der Freigebigkeit Bhodschas gehört hatte, nach Dhârâ kam. Er konnte aber den König einen ganzen Monat lang nicht zu Gesicht bekommen und litt Mangel. Endlich gelang es ihm, sich dem Könige zu nähern, als dieser auf die Jagd ging. Er richtete an ihn die Strophe: „Wenn sich König Bhodscha zeigt, fallen im Augenblick drei Dinge: das Schwert des Feindes, das Unglück des Dichters, und der Schurz der Gazellenäugigen." Der König gab ihm für die Strophe 100 000 Goldstücke. Ein andrer Südländer machte folgenden Vers auf den König: „Nachdem der Schöpfer die Majestät des Bhodscha geschaffen, ist alles andre dagegen nur ein winziges Atom; sie wurde der Donnerkeil in der Hand des Vischnu, am Himmel die Sonne und im Meere das höllische Feuer." Der Dichter erhielt für jede Silbe 100 000 Goldstücke. Die gleiche Belohnung wurde oft ausgeteilt. Einst traf Bhodscha einen Brahmanen, der einen Krug aus Leder in der Hand hatte. Nach dem ungewöhnlichen Materiale gefragt, antwortete der Brahmane, in Bhodschas Zeit gebe es weder Eisen noch Kupfer genug, um Krüge daraus zu machen, und begründete es mit dem Verse: „Zwei Dinge sind für König Bhodscha schwer zu bekommen: Eisen, weil alle seine Feinde in Fesseln liegen, und Kupfer wegen der Schenkungsurkunden." Nicht bloß Männer, sondern auch Frauen erschienen am Hofe als Dichterinnen. Die Themata, die ihnen der König stellte, verraten nicht immer großes Zartgefühl. So forderte er einst die junge Dichterin Vidschayâ auf, die Brüste der Frauen zu besingen, und zur Ergänzung gab er ihr den Vers: „Es lebe der Liebesgenuß, der Wonne in der Welt bewirkt." Sie entledigte sich der Aufgabe, indem sie hinzudichtete: „Wenn Leute wie du, o König Bhodscha, die Folge sind." Merutunga bemerkt dazu, daß der König darauf beschämt sein Haupt senkte und die Vidschayâ in seinen Harem aufnahm. Bhodscha wird wohl gewußt haben, was er der Vidschayâ bieten konnte. Ihre Mutter Sîtâ war ursprünglich Garköchin, später, wie die Tochter, Dichterin. Wenn man den beiden Prabandhas glauben wollte, so hätte damals das Gold des Königs Wunder gewirkt. Alles dichtete

in Dhârâ in kunstvollen Versen, und das Volk der Dichter war, namentlich was die Frauen anbetrifft, äußerst gemischt. Daß unter den Dichterinnen Hetären waren, ist nicht verwunderlich, da die Hetären im alten Indien, wie im alten Griechenland, die allein gebildeten Frauen waren. Wenn aber auch Köchinnen, Hirtinnen, Zimmermannsfrauen, Gärtnerinnen, Fliegenwedelhalterinnen als Dichterinnen auftreten, und zwar in bestem Sanskrit und kunstvollen Metren schreiben, so erklärt sich dies eben nur aus dem ganz legendenhaften Charakter der Werke. Zu schmeicheln verstanden jedenfalls die Frauen ebensogut wie die Männer. Die Dichter kamen allen Launen des Königs bereitwillig entgegen. So wird erzählt, daß Bhodscha einst sah, wie von den Aesten, die Affen schüttelten, Früchte ins Wasser fielen. In Nachahmung des Geräusches, das sie beim Fall im Wasser machten, gab er den Dichtern in der Sabhâ als Thema zur Ergänzung das Wort gulugugguluguggulu. Kâlidâsa, der die Hauptrolle am Hofe spielte, löste die Aufgabe auch richtig, indem er dichtete: „Reife Dschambûfrüchte fallen von den durch Affen geschüttelten Zweigen in das klare Wasser (mit dem Geräusch) gulugugguluguggulu." Der König war sehr erstaunt, daß der Dichter seine Gedanken erraten hatte. Kâlidâsa glückte dies auch bei dem Thema tatamtatamtamtatatamtatamtam. Er löste die Aufgabe mit der Strophe: „Der goldene Krug, der bei der Königsweihe aus der Hand des berauschten Mädchens fiel, machte auf der Treppe das Geräusch tatamtatamtamtatatamtatamtam." Dafür erhielt er das übliche Geschenk von 100 000 Goldstücken für jede Silbe. Es ist recht interessant zu sehen, wie verschieden oft dasselbe Thema behandelt wurde. Eine Probe habe ich schon gegeben; ein andres Beispiel ist das folgende. Als Bhodscha einst in Dhârâ in der Hetärenstraße spazieren ging, sah er, wie einem jungen Mädchen beim Ballspiel der Lotos, den es hinter dem Ohr trug, infolge der heftigen Bewegung herunterfiel. Er ging in die Sabhâ und forderte die Dichter auf, den Ball zu besingen. Bhavabhûti sagte in einem Metrum, das sehr geschickt das Springen des Balls nachahmte: „O Ball, dein Herz ist erkannt. Weil du begierig bist, an die Lippen der Frau zu kommen, springst du immer wieder in die Höhe, so oft du gefallen bist, von den Lotoshänden der Schönen geschlagen." Vararutschi sagte: „Dieser Ball, obwohl nur einer, erscheint wie drei: ganz rot durch die Röte der Handfläche der Geliebten, auf dem Erdboden ganz weiß durch den Glanz ihrer Fußnägel, in der Luft ganz blau durch die Strahlen ihrer Augen." Kâlidâsa rezitierte die Strophe: „Als der Lotos an ihrem Ohre sah, daß die Frau den Ball oft zornig mit der Hand schlug, weil er ihrem Busen glich, fiel er um Gnade flehend zu ihren Füßen, aus Furcht, er gliche ihren Augen." Er erhielt die höchste Belohnung, weil er die Situation erraten hatte. Unter den Dichtern spielten Eifersucht und Neid eine große Rolle. Einer suchte dem andern den Rang abzulaufen. Der Bhodschaprabandha gibt uns auch davon eine charakteristische Probe. Kâlidâsa, so erzählt er, wurde von Bhodscha besonders geehrt, so daß er ihn sogar auf seinen Thron setzte. Die andern Dichter waren darüber erbittert und beschlossen, sich an Kâlidâsa zu rächen.

Nun war Kâlidâsa ein sehr leichtsinniger Herr, der besonders das weibliche Geschlecht aller Stände sehr liebte. Darauf bauten seine Konkurrenten ihren Plan. Sie bestachen eine Dienerin, die den König überredete, Kâlidâsa habe ein Verhältnis mit seiner Lieblingsgemahlin. Infolgedessen verbannte Bhodscha den Dichter. Kâlidâsa ging aber nicht weit. Er blieb vor den Toren der Stadt in dem Hause einer ihm befreundeten Hetäre. Die Unschuld der Königin, die sich drei Gottesurteilen unterzog, stellte sich bald heraus, und nun war der König trostlos, daß er Kâlidâsa verbannt hatte. „Wie die Nacht ohne den Mond, der Tag ohne die Sonne, ein Weib ohne Geliebten, die Götterhalle ohne Indra, so erschien dem Bhodscha die Sabhâ ohne Kâlidâsa.“ Einst nun gab er den Dichtern als Ergänzungsstrophe den Vers in Prâkrit auf: „Der Mond dort sucht das Mondantlitz der Geliebten an Schönheit zu erreichen.“ Für den Fall, daß sie nicht die Ergänzung fänden, sollten sie alle des Landes verwiesen werden. Keiner fand die Lösung, und sie baten durch Bâna um eine Frist von acht Tagen. Als sie auch nach deren Ablauf nichts gefunden hatten, beschlossen sie, in der Nacht sich heimlich zu entfernen. Sie kamen bei dem Hause vorüber, in dem Kâlidâsa sich aufhielt. Durch den Lärm veranlaßt, trat dieser verkleidet unter sie, und als er die Ursache ihres Auszugs gehört hatte, gab er ihnen die Lösung mit dem Verse: „Wie könnte er es aber nachahmen, da er selbst die Gestalt einer Sichel hat.“ Sofort kehrten die Dichter um, und am nächsten Tage trug Bâna die Ergänzung als sein eignes Werk vor. Der König merkte zwar, daß Kâlidâsa der wahre Dichter war, gab aber doch dem Bâna ein Geschenk von anderthalb Millionen Goldstücken, die dieser für sich allein behielt. Das war aber nicht nach dem Sinne der andern. Sie gestanden dem Könige alles, und dieser suchte Kâlidâsa auf und versöhnte ihn. So märchenhaft die Darstellung ist, so entspricht sie doch ganz dem Charakterbilde, das wir aus Bânas Schriften gewinnen. Er hat nachweislich seine Vorgänger stark geplündert und seinen Patron Çrîharscha in einem Romane sehr schmeichelhaft verherrlicht. Seine Frau soll ihrem eignen Vater den Aussatz angeflucht haben, weil die Göttin Sarasvatî diesem und nicht ihrem Manne den Preis in einem Wettdichten zuerkannt hatte. Bhodscha steht aber nicht allein. Auch von andern großen Gönnern der Literatur, wie dem nur unter dem Beinamen Vikramâditya sicher bekannten Könige von Udschdschayinî, zu dessen Zeit Kâlidâsa als eine der „neun Perlen“ seines Hofes lebte, und Lakschmanasena, dem Könige von Bengalen, der im 12. Jahrhundert „fünf Perlen“ an seinem Hofe hielt, werden ganz gleiche Geschichten erzählt wie von Bhodscha. Die uns erhaltenen Dichtungen auf die Könige nehmen es mit der Wahrheit so wenig genau, daß man lange über der Lüge den historischen Kern verkannt hat. Manches müssen wir auf Rechnung indischer Anschauungen setzen. Unsre Fürsten dürften es sich energisch verbitten, wenn sie in Dramen ganz unter dem Pantoffel ihrer Hauptgemahlin stehend auf die Bühne gebracht würden, oder wenn die Dichter die intimsten Reize ihrer Gemahlin ausführlich schilderten. In Indien scheint man daran nicht Anstoß genommen zu haben. Aber in dem ganzen

Treiben der Dichter lag Methode. Nilakantha sagt, für jemand, der in der Sabhâ zu siegen wünsche, seien fünf Dinge nötig: keine Aufregung, Unverschämtheit, Verachtung des Gegners, Lachen, und Lob des Königs. Nach diesem Rezept haben die Brahmanen zu allen Zeiten in Indien gehandelt. Das Gold war die Gottheit, die sie jeder andern vorzogen. Wenn Nathan der Weise recht hätte, daß der wahre Bettler doch einzig und allein der wahre König sei, dann gäbe es kaum ein Land der Erde, in dem so viele Könige herumliefen, wie Indien. Am Königshofe erscheinen die Brahmanen zwar als Bettler, aber in sehr wenig königlichem Lichte. Sie waren stets eine kluge und geistreiche, aber ruppige Gesellschaft.



Vierzig ungedruckte Briefe Leopold v. Rankes.

Herausgegeben von seinem Sohne

Friduhelm v. Ranke.

(Fortsetzung.)

Im Jahre 1855 hatte Dönniges dem ultramontanen Einfluß weichen müssen und war der bayrischen Gesandtschaft in Florenz beigegeben worden. Von hier aus schrieb er am 12. März 1856 an Ranke: „Seit der Wendung meines Schicksals in Bayern, die ich schon seit längerer Zeit kommen sah — und woran Sie nicht glauben wollten, als Sie in Berchtesgaden waren, bin ich auf ein halbes Jahr nach Italien gegangen. Erwarten Sie nicht, daß ich Ihnen hier eine ausführliche Erklärung oder überhaupt nur irgend eine Erklärung schreiben sollte, ich spare dies einem mündlichen Gespräch auf, wenn wir uns wiedersehen, oder wenigstens einer Zeit, wo ich ruhig über mein Schicksal berichten kann."

An seine Stelle war inzwischen Dr. Franz Löher, ein Mann der Hauptsache nach von gleicher Gesinnung wie Dönniges, so verschieden er auch im Charakter von ihm war, bei König Max getreten. Dieser teilte Ende Februar 1856 im Allerhöchsten Auftrage Ranke mit, daß der König beabsichtige, zunächst in den kommenden fünf Jahren Medaillen in Gold mit seinem Brustbilde in Verbindung mit Belohnungen von je 200 bis 400 Dukaten als Anerkennung und Auszeichnung der erfolgreichsten Leistungen im Gebiete der deutschen Wissenschaft und Literatur zu verleihen. Am 3. März schrieb Ranke darüber an König Max:

12.

Eurer Königlichen Majestät

danke ich vor allem für den freundlichen guten Morgen, mit dem ich heute früh noch vor 11 Uhr wirklich überrascht worden bin: ich freue mich desselben um

so mehr, da ich annehmen zu dürfen glaubte, daß das Unwohlsein Ihrer Majestät der Königin, von welchem die gestrige Zeitung meldete, nur leicht sein werde. Möge es sich so verhalten!

Herr Dr. Löher hat mir von dem Plan Eurer Majestät geschrieben, durch regelmäßige Verleihung von Medaillen von ansehnlichem Geldwert Allerhöchst Ihre Anerkennung bedeutender Werke der Literatur auszusprechen. Wie durch den Maximiliansorden mit den Gelehrten selbst, so würde Eure Majestät durch diese neue Gnade auch mit den Werken derselben in Verbindung treten: die Prämiierten würden gleichsam eine zweite Klasse desselben bilden, insofern sie nicht schon dem Orden angehören. Der Kreis derjenigen, deren wissenschaftliches Verdienst mit dem Namen Eurer Majestät in Verbindung gesetzt würde, erhielte dadurch eine neue Erweiterung; die Hoffnung einer erlauchten und erleuchteten Anerkennung würde manchen anspornen.

Und gewiß ist es besser, ein schon erworbenes Verdienst zu belohnen, als durch Preisfragen Tätigkeiten zweifelhaften Erfolges hervorzurufen.

Unter den Kategorien, welche aufgestellt worden sind, vermisse ich eine für poetische Werke. Warum sollten diese, da sie doch der Literatur angehören, ausgeschlossen sein? Wie manchem, der sich mühselig durcharbeitet von dieser Gruppe, der doch gewiß unter den Bewerbern erscheinen würde, wäre eine so ehrenvolle Beihilfe eine wahre Förderung.

Und vielleicht könnten auch prosaische Werke, die durch besonders gelungene Handhabung deutscher Sprache und Schrift, abgesehen von ihrem wissenschaftlichen Wert, hervorleuchten, einer Auszeichnung würdig sein. Das bestgeschriebene Werk des letzten Jahres wäre ein schöner Titel.

In Eurer Majestät Umgebung scheint man zu zweifeln, ob auch Werke der Rechtswissenschaft und der Philologie zu berücksichtigen seien. Die ersteren gebe ich auf, insofern sie sich besonders dem praktischen Leben zuwenden. Dagegen sehe ich keinen Grund für die Ausschließung philologischer Arbeiten. Zumal wenn Philologie in dem allgemein anerkannten Sinne, wo sie auch neuere Sprachen und vergleichende Sprachwissenschaften begreift, verstanden wird.

Geschichte würde in drei Kategorien auftreten: allgemeine, deutsche und bayrische. Daß auf die letzte ein vorzüglicher Nachdruck gelegt werde, ist höchst angemessen.

Von großer Schwierigkeit wird es immer sein, die wahrhaft besten Werke auszuscheiden. Ich sollte glauben, daß ein zwiefacher Preis gestiftet werden könnte; der eine für solche Arbeiten, die in Form und Inhalt einen hohen Rang in der Literatur einnehmen, der andre für solche, welche als vorzüglich gelungen und für ihr Fach bedeutend anerkannt werden, wenn sie auch gleich erst in zweiter Linie auftreten könnten. Alle Jahr müßte ein erster Preis erteilt werden und etwa vier oder fünf der andern Art. Doch müßten auch diese nicht zu geringfügig sein, um nicht einen Gegenstand des Wunsches und der Bewerbung zu bilden. Die Preise müssen in eine Klasse dringen, welche nicht eben mit den Orden geschmückt wird.

So denke ich mir ungefähr Eurer Majestät Entwurf näher aus; aber ich bescheide mich, daß meine Ideen nur sehr individueller Natur sind.

Wir gehen, wie es scheint, einer Epoche des Friedens entgegen: für welche die Welt besonders der Mäßigung der deutschen Fürsten verpflichtet ist. Wie schön, wenn die Künste des Friedens nun auch durch eine Protektion gepflegt werden, wie sie Eure Majestät in Aussicht stellen.

Mit tiefster Devotion unterzeiche ich mich

Eurer Königlichen Majestät

alleruntertänigster

Berlin, den 3. März 1856. L. Ranke.

Bereits am 10. März genehmigte der König die Statuten für die Maximiliansmedaille. Dem obigen Vorschlage entsprechend, wurden als die Gebiete, auf die sich diese Auszeichnungen erstrecken sollten, außer Staatswissenschaft, Geschichte und Naturwissenschaften, auch Philologie bezeichnet. Ferner sollte zur Förderung der dramatischen Poesie die Medaille nebst zwei Preisen von 200 und 100 Dukaten für eine Tragödie und ein Lustspiel verliehen werden. Am 19. Juli desselben Jahres wandte sich demgemäß Justus v. Liebig in seiner Eigenschaft als Vorsitzender des Maximiliansordens für Wissenschaft und Kunst mit der Bitte an Ranke, über das im Laufe des verflossenen Jahres erschienene wichtigste Werk auf dem Gebiete der Geschichte sein Urteil abzugeben. Die Antwort habe ich nicht gefunden, wohl aber sein Votum für den Verdunpreis 1858.

13.

Wahres Vergnügen macht es, die Mannigfaltigkeit der Talente zu beobachten, die sich heutzutage mit wetteiferndem Bestreben der Erforschung und Darstellung der Geschichte widmen. Bei dem erneuerten Studium der mir zur Begutachtung zugewiesenen Werke — denn eine eigentliche Rezension würde hier nicht an der Stelle sein — habe ich es aufs neue empfunden. Aber dem Erfolge pflegt auch ein Mangel zur Seite zu stehen. Ich finde es sehr schwer, mit Bestimmtheit auszusprechen, welchem der Preis gebührt.

An Droysens Geschichte der preußischen Politik fällt es auf, daß es eine preußische Politik gegeben haben soll, ehe es einen preußischen Staat gab. Das Werk umfaßt bisher nur die Politik der Hohenzollernschen Dynastie bis gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, die doch nur sehr uneigentlich als eine preußische bezeichnet werden kann. Wenn man darüber hinwegsieht, so muß man anerkennen, daß der Verfasser das vorliegende Material fleißig und in voller Ausdehnung studiert und seinen Stoff mit lebendigem Geist sehr geschickt behandelt hat. Aber wird man nicht sagen müssen, daß der Geist außerhalb der Dinge bleibt und sie nicht eigentlich durchdringt. Der ghibellinische Gedanke, der eine so große Rolle in dem Buch spielt, existiert bei weitem mehr im Kopfe des Autors als in den einfachen und mit der Erledigung der ihnen vorliegenden

Schwierigkeiten beschäftigten Persönlichkeiten jener Zeit. Dem Verfasser dient er wie ein deus ex machina, der ihm jede Schwierigkeit hebt. Wer weiß nicht, daß die deutschen Fürsten, indem sie ihre eigne Macht fortzusetzen suchten, doch auch an der Idee des Reiches, auf der die erste ja beruhte, festhielten und sich ihr nur im äußersten Fall opponierten? Der Verfasser hat sich das Verdienst erworben, den gewaltigen Stoff einmal wieder durchzuarbeiten, seinen großen Inhalt in Erinnerung zu bringen; — aber er spricht zu viel selbst, die Dinge läßt er selten zu Worte kommen. Da nun auch der eigentliche Gegenstand der Aufgabe kaum erreicht ist, so macht es mir am wenigsten Skrupel, es bei der Erteilung des Preises zurückzustellen.

Das Werk von Kopp: „Geschichte von der Wiederherstellung und dem Verfalle des Heiligen Römischen Reichs" ist mit einem bewunderungswürdigen Fleiß gearbeitet; es ist für den Forscher eine unerschöpfliche Fundgrube; wo man es studiert, findet man seine Mühe belohnt; aber es besteht doch mehr aus aneinandergereihten Auszügen von Urkunden nach gewissen Rubriken, als daß es ein Werk historischer Darstellung wäre. Der gestellten Aufgabe entspricht es doch nicht.

Bei weitem mehr ist das der Fall mit der ausführlichen Arbeit von Waitz: „Lübeck unter Jürgen Wullenwever." Vielleicht hat noch niemand einem beschränkten Stoff so umfassende Studien gewidmet; nach allen Archiven ist Waitz gewandert, um jede mögliche Information einzuziehen. Alle Fragen, die man aufwerfen kann, werden dabei nicht gelöst; — eine der vornehmsten ist der Zusammenhang des wiedertäuferischen Treibens mit den demokratischen Bewegungen in den norddeutschen Städten — aber das liegt in der Natur der Materialien. Die Darstellung des Verfassers ist der Natur seines Stoffes angemessen. Doch ist dieser selbst zu partikular, als daß wir gerechtfertigt sein würden, wenn wir sein Werk den übrigen vorzögen.

Dagegen hat sich Wilhelm Giesebrecht in der „Geschichte der deutschen Kaiserzeit" den würdigsten Stoff gewählt und ihn auch auf eine würdige Weise behandelt. Im ersten Bande ist die Forschung auf eine frühere Arbeit gegründet; im zweiten ist sie vollkommen selbständig; ebenso gründlich, ebenso umfassend. Besondern Wert erhält das Buch durch die Kulturbestrebungen jener Jahrhunderte auf den allgemeinen Tendenzen der Kaiser und des Reiches. Man kann über die Auffassung und Beurteilung der großen Persönlichkeiten rechten: ich würde Heinrich II. minder günstig beurteilen: — auch ist wohl die Schwierigkeit, welche der fragmentarische Stoff einer zusammenhängenden Darstellung entgegensetzt, nicht überall überwunden. Ich würde hie und da die annalistische Form vorziehen: — aber damit würden andre Mängel verknüpft sein. Die Darstellung von Giesebrecht wird durch Sympathie mit dem Leben jener Jahrhunderte, religiösen Sinn und einen Patriotismus, der ihr wohl ansteht, gehoben.

Ich will nicht sagen, daß das Werk unbedingt das Beste sei, aber ich behaupte, daß es der Aufgabe, die in den Statuten ausgesprochen ist, am meisten entspricht. Ranke.

Am 8. November 1856 schrieb von Linderhof bei Ettal König Max eigenhändig:

„Lieber Herr Professor!

Diesen Augenblick erhalte Ich dahier Ihren Mir werten Brief mit dem vierten Bande Ihrer französischen Geschichte;[1]) Ich danke Ihnen herzlich für beides sowie für die gewünschte Auskunft, Meine Lektüre über und von Friedrich dem Großen betreffend. Sehr freue Ich Mich, mit dem Inhalte Ihres Buches bekannt zu werden, da Ich die ersten Teile nicht bloß las, sondern studierte. Hier auf der Gemsenjagd werde Ich lebhaft an Ihren Aufenthalt in Berchtesgaden erinnert; wollte sich doch ein ähnlicher recht bald wiederholen, Ich zehre noch an demselben. Grüßen Sie Meine Pathe[2]) von Ihrem

treuen Max."

Am 19. März 1857 trat Ranke eine Studienreise nach England an. Der reiche Arbeitsstoff, den er im British Museum in London fand, zwang ihn am 19. April für das Sommersemester um Urlaub zu bitten, der ihm durch Allerhöchsten Erlaß vom 9. Mai bewilligt wurde. Am 23. Mai schrieb er an König Max im Anschluß an obigen Brief:

14.

„Eure Königliche Majestät

haben mir zuletzt aus dem bayrischen Gebirg geschrieben, unschätzbare Zeilen, da sie mir die fortdauernde Gnade, die zu meinem Glück unentbehrlich ist, beweisen. Ihrer alten Weise folgend, haben Eure Majestät das Land, wo sich Genuß und Studien, z. B. in der Kunst, am engsten verbinden, aufgesucht, Italien: jetzt weilen Sie an den Quellen und Strömungen modernen Lebens in Frankreich. In Gedanken bin ich Eurer Majestät gefolgt und habe mich der mannigfaltigen Anregung und Belehrung gefreut, die Ihnen allenthalben entgegengetragen und mit regem Sinn ergriffen worden sein wird.

Mich haben meine Studien nach England geführt, wo ich die Vergangenheit in alten Papieren zu ergründen und zugleich das heutige Leben in den verschiedensten Kreisen kennen zu lernen suche.[3]) Wenn irgendwo, so wird hier das eine durch das andre erläutert.

Ich war schon hier, als die Wahlen gehalten wurden. Ich bestieg die Hustings und sah ganz nahe dem Redner,[4]) wie ihm die Meinung des Volkes drohend und unbequem entgegentrat. Es war der Anblick des demokratischen Elements. Gleich vor dem aber — es war in Cambridge — begab ich mich nach den alten Kollegien der Universität, die seit sechs Jahrhunderten bestehen, und die Formen des mittelalterlichen Lebens, soweit es mit einer Entfremdung

[1]) S. Brief 178: Zur eignen Lebensgeschichte.

[2]) Rankes Tochter, jetzt verwitwete Frau von Kotze-Lodersleben.

[3]) Vgl. die Briefe 179 bis 187 in: Zur eignen Lebensgeschichte.

[4]) 28. März 1857. Der Kandidat war ein Mr. Macaulay, Vetter des Historikers.

der päpstlichen Hierarchie vereinbar ist, streng und unwandelbar aufbewahren. Etwas Gleiches sieht man selbst in Italien nicht mehr: das konservative Element stellt sich in vollster Kraft nur in England dar. Zwischen beiden bewegt sich das Tun und Lassen jedes Tages; das eine wird das andre nicht aus der Stelle treiben.

Werden Eure Majestät, die Sie so nahe sind, wenigstens nicht auf eine kurze Zeit herüberkommen?

Prof. v. Sybel hat mir wegen einer Aufgabe aus der bayrischen und deutschen Geschichte geschrieben, die er sich zu setzen hätte. Ich würde am meisten für Kaiser Ludwig von Bayern sein, der einer neuen Darstellung durch einen so talentvollen Historiker sehr würdig ist. Es macht mich glücklich zu hören, daß Eure Majestät Wohlgefallen an ihm finden und ihn Ihrer Gnade würdigen. Sobald ich meiner Sache durch persönliche Kenntnis so sicher bin, wie bei Sybel, werde ich Eurer Majestät immer unumwunden meine Meinung aussprechen; keineswegs sicher bin ich wegen einer andern Berufung, über die ich vor wenigen Tagen eine Anfrage von Minister v. Zwehl erhielt; weder die Person, noch die Schriften des Mannes sind mir genau bekannt.

Eurer Königlichen Majestät

allerunterthänigster

L. Ranke."

Am 20. August 1859 fragte Ranke bei Franz Löher an, ob er gelegentlich der bevorstehenden Sitzung der historischen Kommission vom König zweimal in wissenschaftlicher Audienz empfangen werden könne. König Max bat ihn, lieber in Berchtesgaden sein Gast zu sein, und freudig folgte er dieser Einladung vom 16. bis 28. September. Auch in München hielt er noch am 3. Oktober dem König Vortrag, dann begab er sich über Ansbach und Thüringen auf die Heimreise. In Berlin fand er einen Brief von dem Flügeladjutanten Oberst v. Spruner vor. Dieser teilte ihm mit, daß der König dem Beschluß der Kommission, den Dr. Büdinger [1]) mit der Abfassung der bayrischen Geschichte bis zum Jahre 1180 zu beauftragen, nicht genehmige. Denn dem Könige liege an der Schaffung einer bayrischen Geschichte bis zur neuesten Zeit. Wenn die Zeit bis 1180 bereits drei Bände beanspruche, so werde das ganze Werk zu umfangreich. Seine Majestät wünsche nicht nur eine Geschichte Altbayerns, sondern auch der neuen Provinzen im frühen Mittelalter, damit das Werk der Zusammengehörigkeit des jetzigen Staates diene. Auch habe der König großes Bedenken, das Werk durch einen Juden schreiben zu lassen. Spruner schlägt darum vor, auch für dieses Werk eine Konkurrenz zu schaffen. Schließlich werde dann doch voraussichtlich eine bayrische Kommission, ohne den Namen des Verfassers zu wissen, einer Arbeit Büdingers den Preis zuerkennen. Weiter teilt der Oberst

[1]) Die Kommission war dazu durch Büdingers Arbeit „Zur Kritik altbayrischer Geschichte (Wien 1857)" veranlaßt.

mit, daß er bei dem König in Anregung gebracht habe, nach dem Muster der von Ranke ins Leben gerufenen deutschen Jahrbücher Jahrbücher des bayrischen Staates auszuarbeiten, daß er bei diesem Vorschlage freilich nicht Sybels Unterstützung finde.

Ranke wurde durch dieses Schreiben zu folgendem Brief an Maximilian II. veranlaßt:

15.

„Allergnädigster Herr!

Gestern abend bin ich hier wieder angekommen; wie könnte ich nur einen Tag hier verweilen, ohne die Augen zurückzuwenden und Eurer Majestät den tiefsten und wärmsten Dank auszusprechen für die herrlichen Tage von Berchtesgaden, Wimbach, Bartholomä, die einsamen Spazierfahrten bei Wind und gutem Wetter, jene romantischen Ritte auf Björn und Olaf, die ich an Eurer Majestät Seite mitmachen durfte — dort, wo das Glühen der Alpen sich in dem See wiederspiegelte, vor allem aber für das Vertrauen, das Eure Majestät mir täglich bewiesen. Die Erinnerung daran macht mich unbeschreiblich glücklich.

In der letzten langen Audienz, die Eure Majestät mir in München gewährten, blieben gleichwohl zwei Punkte unerledigt. In dem einen schließe ich mich der Ansicht Eurer Majestät vollkommen an. Es ist allerdings wünschenswürdig, daß von den verdienten und berühmten Bayern eine Galerie aufgestellt, eine Art bayrischer Plutarch geschrieben werde, und daran liegt fast mehr als an den einzelnen Lebensbeschreibungen. Mit den Mitgliedern der Kommission, die noch in München anwesend waren, haben dann der Vorsitzende derselben und der Sekretär [1]) sich dahin geeinigt, daß in dem Ausschreiben der Preisaufgaben auch dem ein Preis zugesagt werden soll, der eine zweckmäßige Liste der hierbei in Betracht kommenden Namen entwerfen und eine Probe der Bearbeitung eines Teils derselben einliefern wird, welche beifallswürdig ist. Der Gedanke Eurer Majestät wird dann nach und nach realisiert werden können; diese Arbeit würde den Anfang einer bayrischen biographischen Galerie und zugleich ihre Grundlage bilden.

In bezug auf die Bedenken, welche Eure Majestät über das von der Kommission vorgeschlagene kritische Werk über die ältere bayrische Geschichte zu äußern geruhen, wiederhole ich nur, daß die Kommission nur den ersten Grundbau, gleichsam die Substruktionen einer künftigen Geschichte des Königreiches zustande zu bringen hofft: auf welchen ein für das große Publikum genießbares historiographisches Werk später aufgeführt werden könnte. Da ich mir nicht berge, daß sich gegen den vorgeschlagenen Bearbeiter einiges einwenden läßt, so bin ich mit Professor v. Sybel noch einig geworden, daß demselben zunächst kein Antrag gemacht werden soll. Direktor Rudhardt hat mir versprochen, alles anzuwenden, um einen Eingeborenen und womöglich einen Katholiken der Kommission in Vorschlag zu bringen und Proben seiner Kenntnisse vorzulegen, worauf

[1]) d. h. Ranke und v. Sybel.

dann über seine Befähigung sich urteilen ließe. Sollte es Eurer Majestät nicht gut scheinen, die Entscheidung bis dahin zu vertagen?

Soeben empfange ich von Herrn Oberst v. Spruner ein Schreiben, voll von neuen Vorschlägen, die aber von dem gefaßten Beschluß sich so weit entfernen, daß es außer der statutenmäßigen Kompetenz des Vorsitzenden liegen würde, darauf einzugehen. Erst in der folgenden Versammlung würde darüber beraten und beschlossen werden können.

Möge uns beschieden sein, durch Förderung des schon Begonnenen oder glücklichen Anfang des von Eurer Majestät Genehmigten Allerhöchst Ihren hohen Absichten zu entsprechen; möge es besonders mir so wohl werden, Eurer Majestät Beifall und Gnade auch ferner zu verdienen.

Mit tiefster Devotion

Eurer Königlichen Majestät

alleruntertänigster dankbarster

Berlin, 16. Oktober 1859. L. Ranke."

Der wichtigste Beschluß der historischen Kommission bei ihrer Tagung 1859 war wohl der gewesen, den König Max zu bitten, für ein Handbuch deutscher Geschichte einen Preis von 10 000 Gulden, und zwar zunächst für die Bearbeitung des Mittelalters von 5000 Gulden auszuschreiben. Hierüber schrieb am 5. November Minister v. Zwehl an Ranke: „Seine Majestät der König haben diesen Vorschlag allergnädigst zu genehmigen, jedoch das Bedenken hierbei anzuregen geruht, ob die 5000 bei einer Konkurrenzarbeit nicht insoferne für die erste Hälfte zu hoch gegriffen erscheine, als wenn mehrere Konkurrenten gute Arbeiten liefern, dann am Ende derjenige, der die zweitbeste Arbeit geliefert hat, ganz leer ausgehen müßte. Es möchte daher vielleicht besser sein, 1000 Gulden von jenen 5000 zurückzubehalten, um denjenigen, der den Preis erhielte, zu vermögen, etwa seine Arbeit mit der des ersten zu verbinden."

Am 9. November antwortete Ranke:

16.

„Eurer Exzellenz

erwidere ich auf dero gütiges und verbindliches Schreiben vom 5. November ganz gehorsamst folgendes.

Wenn Seine Majestät oder die höchsten Räte eine Aenderung wie die in Rede stehende, für die sich vieles sagen läßt, befehlen oder verordnen, so versteht es sich von selbst, daß die Kommission Folge leistet: denn sie hat ja nur Vorschläge zu machen.

Wenn aber wie in diesem Falle unser Gutachten oder auch nur das meine nochmals gefordert wird, so läßt sich schwer eine Aenderung durchführen, da ein jeder einzelne durch sein früheres Votum und das Konklusum der Mehrheit gebunden ist.

Darf ich nun aber meine Meinung unumwunden aussprechen, so halte ich

auch doch für besser, bei dem einmal gefaßten Beschluß zu verharren. Es kommt darauf an, und darauf ist der ganze Inhalt des schon verabredeten Ausschreibens berechnet, einen recht namhaften und ungewöhnlichen Preis auszusetzen. 10000 Gulden, für die Hälfte 5000: das klingt sehr vernehmlich und kann auch wohl einen schon gemachten Mann zur Bewerbung reizen. Jede Modifikation schwächt diesen Eindruck. Und sollte das Ausschreiben etwa keinen Erfolg haben, so würde man dies der Modifikation schuldgeben. Sollte sich dagegen eine zweite preiswürdige Arbeit finden, so bin ich von der Großmut Seiner Majestät überzeugt, daß Allerhöchstdieselben auch dieser, wenn die Kommission darauf anträgt, eine angemessene Belohnung bewilligen werden: zumal da sich nicht anders erwarten läßt, als daß nicht alle ausgeschriebenen Preise zuerkannt werden; auch aus dem schon Bewilligten wird sich leicht noch ein zweiter Preis bilden lassen.

So meine unmaßgebliche Meinung: jedoch mit der schon im Eingang betonten Bemerkung, daß die Kommission und namentlich der jetzt Vorsitzende derselben sich jeder positiven Anordnung auf das willigste unterwerfen.

Herr Geheimrat Pertz ist mit meiner Ansicht vollkommen einverstanden.

Ich aber ergreife diese Gelegenheit, Eurer Exzellenz meinen Dank für Ihr gütiges Wohlwollen auszusprechen und Sie um Fortsetzung desselben zu bitten.

In tiefster Verehrung

Eurer Exzellenz

gehorsamster

Berlin, 9. November 1859. L. Ranke."

Der Briefwechsel zwischen König Max und Ranke, zumal die hier zum erstenmal gedruckten Briefe, geben den erneuten Beweis, daß damals der deutschen Geschichtschreibung eine glückliche Aera dank dem Umstande eröffnet zu sein schien, daß ein hochsinniger, von echter Liebe zur Wissenschaft beseelter Monarch auf dem bayrischen Thron saß und daß er einem für seinen Beruf wahrhaft begeisterten Historiker Vertrauen und Gehör schenkte. Indessen wirkte Ranke nicht ausschließlich für sein Fach; sein Streben ging dahin, der gesamten deutschen Literatur zu dienen, und so entsprang in ihm der Plan zu einer Akademie für deutsche Sprache und Schrift. Dieser Gedanke hat, meine ich, auch noch heute Lebenskraft; auch heute noch ließe sich ein Plan zur Stiftung einer Akademie für deutsche Sprache und Schrift ähnlich begründen, wie es Ranke im Oktober 1860 in einem dem König Max in Berchtesgaden gehaltenen Vortrag tat.

17.

„Wissenschaft und Kunst haben ihre Akademien in Deutschland; die Literatur als solche entbehrt einer ähnlichen Vereinigung.

Man hat zuweilen davon gesprochen, den Akademien der Wissenschaften auch eine Klasse für Literatur hinzuzufügen, aber das würde der Förderung der Sache insofern nicht entsprechen, als die Literatur ein Gemeingut der Nation

als solche ist: während Wissenschaft und Künste der Welt angehören, sehr wohl in besonderen Vereinigungen gepflegt werden können, erfordert doch die Pflege des Heimatlichen, der Geschichte und der Sprache eine Vereinigung aus allen Teilen des gemeinschaftlichen Vaterlandes.

Eine gemeinsame Akademie für heutige deutsche Sprache und Schrift unter Protektion, wenn nicht aller, doch der bedeutendsten Mitglieder des Bundes würde erst zu gründen sein.

Ich bringe in Vorschlag, sie schlechthin Deutsche Akademie zu nennen; sie würde einen doppelten Zweck haben.

Der vornehmste würde die regelmäßige Befestigung der deutschen Schriftsprache sein. Die Eile, mit welcher die Zeitungen, welche die allgemeine Lektüre bilden, geschrieben werden und geschrieben werden müssen, die Uebersetzung und Nachahmung der literarischen Hervorbringungen des Auslandes, so formlos sie auch sein mögen, die überwuchernde Aufnahme konventioneller Wendungen und Worte geben unsrer Ausdrucksweise ein Gepräge von Flüchtigkeit und Nachlässigkeit, welche den Rang der deutschen Sprache als einer gebildeten, auf allgemeines Studium Anspruch habenden Sprache gefährden. In Zeiten, in welchen eine auf die Form gerichtete, rein literarische Tendenz die Geister ergriffen hat und eine dementsprechend höhere Gesellschaft sich bildet, mag man alles der ferneren Bewegung der Literatur selbst überlassen. Seitdem aber in Poesie und Philosophie ein Mangel an schöpferischen Hervorbringungen eingetreten ist, eine überwiegend politische Zwietracht die Geister beschäftigt und alle ihre Kräfte in zu heftiger Fehde anspannt, möchte wohl eine Erinnerung an die Erfordernisse der Form und die ewigen Regeln vonnöten sein. Eine Literatur leichter Fassung hat sich zur Herrschaft erhoben: ein gewisser Zug der Feder ist allgemein geworden. Wer wollte das Talent verkennen, das eine große Anzahl von Schriftstellern an den Tag legt? Aber es wird durch die Forderung der Tagesproduktion, zuweilen durch eine Art von Mode beherrscht: die deutsche Literatur bietet das Bild der Verwilderung dar.

Da möchte es nun an der Zeit sein, eine Vereinigung von Autoren aus allen deutschen Gebieten zu bilden, die sich zum Gesetz gemacht haben, ihre Gedanken, wenn ich so sagen darf, logischer Zucht zu unterwerfen und die hohen Meister der Sprache nie aus dem Auge zu verlieren, die sich einer richtigen und treffenden deutschen Ausdrucksweise befleißigen.

Wenn es gelänge, die verdienstvollsten Autoren zu finden und einen Verein unter ihnen zu stiften, welchem anzugehören als eine Ehre in der Nation angesehen würde, so würde es sehr dienlich sein, die Literatur würde als solche eine Akquisition haben.

Es versteht sich von selbst, daß man nicht eine äußere Regelrichtigkeit in schematischer Weise zum Prüfstein des Verdienstes machen dürfte. Originalität und Richtigkeit des Gedankens wie des Ausdrucks müßten sich vereinigen; einigermaßen müßte der Beifall der Nation das Talent anerkannt und bestätigt haben. Doch würde damit nur ein Teil der Absicht erreicht sein. Unabweisbar scheint

die Aufgabe, der genialen Sammlung[1]) unsers Sprachschatzes zur Seite ein Wörterbuch des heutigen Gebrauches der hochdeutschen Sprache aufzustellen. Die Redensarten, die man anwenden darf, die Unterscheidung der verschiedenen Wörter, die Synonymik würden eine vorzügliche Rücksicht bilden.

Dazu würde auch eine Grammatik des heutigen Sprachgebrauchs hinzugefügt werden müssen, nicht schulmeisterlich, wie es sein soll, sondern nach dem vorliegenden Gebrauch der besten Schriftsteller. Die Akademie würde aus drei Abteilungen bestehen: prosaische Schriftsteller, einige Poeten und einige Kenner der hochdeutschen Sprache, welche eben an die letzten Arbeiten, jedoch unter Heranziehung der ersteren vornehmlich Hand anlegen müßten.

Das schwerste würde die erste Auswahl sein, später würde die Gesellschaft sich selbst zu ergänzen haben. Aber sie würde der Protektion der vornehmsten Fürsten bedürfen."

Nach den Aufzeichnungen des Sekretärs, welcher dem vor König Max gehaltenen Vortrage Rankes beiwohnte, sollten zwölf Mitglieder von vornherein den Stamm der Akademie bilden. Als solche wurden ins Auge gefaßt: Jakob Grimm, Savigny, Gervinus, Karl Werder, Karl Gödeke, Fürst Pückler-Muskau, Gustav Freytag, Emanuel Geibel, Paul Heyse, Graf Münch-Bellinghausen (Friedrich Halm) und Grillparzer. Eduard Tempeltey, damals erst 28 Jahre alt, wurde als Sekretär in Aussicht genommen. Zur Entschädigung der Mitglieder würden jährlich 4800 Gulden erforderlich sein; das Honorar für die grammatikalischen und lexikographischen Arbeiten, die sogleich in Angriff genommen werden müßten, würde weitere 4000 Gulden beanspruchen: mithin müßte eine jährlich gesicherte Einnahme von 5000 Talern (8750 Gulden) vorhanden sein. Oesterreich müßte insbesondere für die Sache interessiert und zu Beiträgen aufgefordert werden, da sie einen ganz nationalen Charakter erhalten und überhaupt als eine allgemein deutsche aufgefaßt werden sollte.

Erst in dem folgenden Jahre 1861 gab Ranke dem Plan eine feste Form in dem bereits veröffentlichten Entwurf zu einer Akademie für deutsche Sprache und Schrift.[2]) Wenn hier der Artikel 3 lautete: Preußen und Bayern vereinigen sich zunächst, um eine solche Akademie herzustellen, und Artikel 9 die Hinzuziehung der übrigen deutschen Fürsten, vor allem Oesterreichs, der Zukunft überließ, so war das offenbar dem Berliner Einfluß zuzuschreiben, keineswegs aber im Sinne des bayrischen Königs. Maximilian II. schrieb hierüber aus Berchtesgaden am 8. November 1861 an Ranke:

„Das, was wir hier über die Gründung einer ‚Akademie für deutsche Sprache und Schrift' gesprochen, habe Ich nachträglich der reiflichsten Ueberlegung unterstellt. Ich bin daraus zu der Ueberzeugung gekommen, daß es nicht angeht, Oesterreich nur nachträglich zum Beitritt einzuladen, sondern daß man diesen deutschen Staat sogleich beiziehen und demgemäß auch den Sitz der Akademie zwischen Berlin, Wien und München wechseln müßte.

[1]) Grimms deutsches Wörterbruch 1852 ff.

[2]) S. Leopold v. Rankes Sämtliche Werke 53. und 54. Band Seite 705 ff.

Von Meinem Standpunkt und mit Rückblick auf die Stimmung in der weitaus größten Mehrzahl der Bevölkerung Bayerns, ja fast des ganzen südlichen Deutschlands kann Ich einen andern Entschluß nicht fassen und bin überzeugt, daß Sie, dieses Mir zugestehend, dennoch nicht ablassen werden, für die an sich so schöne und treffliche Idee zu wirken. Ich glaube Mich der Hoffnung hingeben zu können, daß, da diese Idee von Mir angeregt wurde, also von Bayern ausging, man in Berlin nicht einseitig vorgehen werde, welche Ansicht Sie Ihrerseits doch wohl auch geltend machen können. Ohne die Beiziehung Oesterreichs könnte Bayern sich nicht wohl beteiligen, und Ich zweifle, ob dann die Sache zu einem gedeihlichen Beginn gebracht werden könne, der doch so sehr wünschenswert wäre. Ich bitte, nicht zu glauben, daß Ich bloß nach einseitiger Erwägung der Sache zu obigem Ergebnis gelangt bin, sondern erst nach reiflicher Ueberlegung aller hier einschlägigen Verhältnisse. Es schiene Mir nun gut, wenn Sie, Mein lieber Herr Professor, an dem geeigneten Orte die Frage stellen wollten, ob man von Berlin aus die Anregung in Wien machen oder es vorziehen wollte, die Vermittlung Mir zu überlassen. Will man sich in Wien nicht beteiligen, so könnte dann die Sache immer so in die Hand genommen werden, wie sie zuletzt angeregt worden ist. Wollen Sie Mir seinerzeit weiteres in dieser Angelegenheit mitteilen."

Auch in seinen Briefen vom 2. und 19. Dezember 1861 und vom 9. April 1862 beharrte König Max auf diesem Standpunkt. Vergeblich machte Ranke darauf aufmerksam, daß ein Wechsel der Versammlungen in Berlin, München und Wien die Einheit des Unternehmens beeinträchtigen würde. Aber Ranke ließ auch nach dem Tode Maximilians II. seinen Plan nicht fallen, und 1867 durfte er erneut auf seine Durchführung hoffen, als der Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar ihm seine Hilfe zusagte. Allein er ward abermals enttäuscht: am 26. Januar 1868 schrieb ihm der Geheime Staatsrat Dr. Theodor Stichling aus Weimar: „Das lange Schweigen über das Kindlein, dessen Geburt Sie in ebenso geistvoller als gütiger Weise in Weimar zu fördern bestrebt waren, hat E. H. wohl schon das Schicksal ahnen lassen, welches die Korrespondenz unsers Großherzogs mit den beiden Königen von Preußen und Sachsen gehabt hat. Dieselbe ist — lassen Sie mich von den Einzelheiten, die nicht von praktischem Interesse sind, schweigen — im großen und ganzen erfolglos geblieben. Damit ist, vorderhand wenigstens, das ganze Projekt als gescheitert zu betrachten." Als nun 1871 das Deutsche Reich neu erstanden war, wandte sich Ranke mit einer Eingabe zur Gründung einer Akademie für deutsche Geschichte und Sprache — der ursprüngliche Gedanke hatte somit eine Erweiterung erfahren — an den Fürsten Bismarck.[1]) Eine Entscheidung scheint nicht erfolgt zu sein: jedenfalls ist eine solche Akademie bis heute ein frommer Wunsch geblieben.

Der letzte Brief des Königs Maximilian II., den ich gefunden habe, lautet:

[1]) S. 53. und 54. Band der Sämtlichen Werke Leopold v. Rankes S. 696.

„Mein lieber Herr Professor Ranke! Mit wahrem Vergnügen habe Ich Ihre Zuschrift vom 26.[1]) vorigen Monats erhalten und spreche Ihnen für Ihre von echter Anhänglichkeit zeugenden Glückwünsche zu Meinem Geburtstag Meinen freundlichen Dank aus. Oft und mit Freude gedenke Ich unsers Zusammenseins in Partenkirchen und der Unterhaltung mit Ihnen, die stets ebenso anregend als erfrischend auf Mich gewirkt. Inmitten der betrübenden Wahrnehmungen und Ereignisse, die in der jüngsten Zeit an Mich herangetreten sind, gewährte Mir die Erinnerung an so manches mit Ihnen gepflogene Gespräch Beruhigung und Genuß.

Mit den besten Wünschen für Ihr Wohlergehen verbleibe Ich, Mein lieber Herr Professor Ranke,

Ihr

wohlgeneigter

München, den 1. Dezember 1862. Max."

(Fortsetzung folgt.)

Die Grundlagen der heutigen Typhusbekämpfung.

Von

Prof. Dr. P. Frosch.

Die von Jahr zu Jahr stärker hervortretende Notwendigkeit einer Typhusseuchenbekämpfung ist von sachverständiger und berufener Seite schon seit langem dringend empfunden. Auch der einsichtige Nichtfachmann wird sie würdigen, ohne daß er in den von Typhus heimgesuchten Gegenden unsers Reiches zu Hause ist. Haben doch schwere Typhusepidemien schon immer, besonders häufig aber in den letzten Jahren die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Vielfach wird seinerzeit die Frage auf allen Lippen geschwebt haben: „Lassen sich denn Katastrophen wie die Typhusepidemie von Gelsenkirchen heutzutage noch nicht vermeiden?" — Es ist wahr, derartige Epidemien fordern durch ihr überraschendes Eintreten, ihren stürmischen Verlauf und die große Zahl der Opfer den allgemeinen Unwillen und das ungestüme Verlangen nach Abhilfe unwillkürlich heraus. Aber man würde fehlgehen, die eigentliche Typhusgefahr allein in diesen immerhin nur gelegentlichen Vorkommnissen zu erblicken. Sie sind nur Teilerscheinungen des Uebels, seine lautesten Symptome; nur die an die Ober-

[1]) Leopold v. Rankes Sämtliche Werke 53. und 54. Band S. 419.

fläche schießenden Triebe eines im verborgenen wuchernden, hartnäckigen Unkrautes, das jahraus jahrein den Boden verdirbt und über viele Wege verfügt, der Volkskraft und Volksgesundheit schwere Wunden zu schlagen.

Der Kampf gegen die Typhusseuche ist vielleicht so alt wie die Hygiene selbst. Mit den Anschauungen dieser Wissenschaft haben sich im Laufe der Jahre auch die Waffen geändert, mit denen gekämpft wurde. Manches Nützliche ist geblieben. Der unverkennbare Zusammenhang größerer Epidemien mit der Wasserversorgung hat viele sachgemäße Verbesserungen in der Technik der Wasserentnahme und -reinigung herbeigeführt, die nicht ohne Wirkung waren. Auch die Ausgestaltung der Abfuhreinrichtungen, insbesondere die Anlage von Kanalisationen, ist von der Erkenntnis begünstigt worden, daß der Ansteckungsstoff des Typhus zweifellos in den Darmentleerungen kranker Menschen vorhanden ist. Tatsächlich sind auch schon einige Städte auf diesem Wege annähernd typhusfrei gemacht worden, die vorher jahrelang als Typhusnester verrufen und mit Recht gefürchtet waren.

Wenn es sich nun beim Typhus nur um diese eine Art der Uebertragung oder Ansteckung durch das Wasser handelte, so wäre die, wenn auch noch so kostspielige Möglichkeit immerhin gegeben, Wassertyphusepidemien zu verhüten. Allein die nie stehenbleibende Forschung hat noch andre, nicht weniger gefährliche Wege der Typhusübertragung aufgedeckt, die mit der Wasserversorgung nicht das allermindeste zu tun haben, infolgedessen auch nicht durch noch so vollkommene Einrichtungen auf diesem Gebiete beseitigt werden.

Eine ausgiebige und starke Hilfe hat die Hygiene im Kampf gegen die Infektionskrankheiten in neuerer Zeit durch die Entwicklung der Bakteriologie erhalten. Auf die Entdeckung der Erreger sehr gefährlicher und gefürchteter Infektionskrankheiten folgte die nur auf bakteriologischem Wege mögliche Neugestaltung der Desinfektion zu einem wirksamen und kontrollierbaren Verfahren, folgten weiterhin auch erfolgreiche Versuche zur Gewinnung spezifischer Schutz- und Heilstoffe. Vielleicht der bedeutungsvollste Fortschritt aber wurde mit der von R. Koch in das Leben gerufenen Seuchenbekämpfung auf bakteriologischer Grundlage angebahnt. Mit der erfolggekrönten Abwehr so verheerender Krankheiten, wie Cholera und die noch gegenwärtig uns bedrohende Pest, feiert die heutige Hygiene einen Triumph, der vor dem bakteriologischen Zeitalter undenkbar schien. Und dieser Erfolg in der Verhütung von Epidemien ist um so höher zu bewerten, als er ohne Anwendung eigentlicher Heilmittel erreicht wird; er beweist, daß die Verbreitung ansteckender Krankheiten in großem Maßstabe sich mit verhältnismäßig einfachen Mitteln verhindern läßt, sobald wir nur den Krankheitserreger und die Wege seiner Verbreitung kennen. Allerdings, diese ersten Versuche bei Cholera und Pest galten der Abwehr innerhalb einer von der Seuche noch nicht ergriffenen Bevölkerung. Aber es lag nahe, und das Verfahren schien dazu leistungsfähig genug, auch andre in der Bevölkerung bereits verbreitete Infektionskrankheiten auf diese Weise zu bekämpfen, obwohl damit die Schwierigkeiten bedeutend sich vermehren mußten. — So hat diese direkt auf den Krankheitserreger gerichtete

Seuchenbekämpfung in den letzten Jahren mit Erfolg auf die Malaria Anwendung gefunden, und neuerdings ist der Versuch unternommen worden, den in manchen Gegenden zu einer Landplage sich auswachsenden Unterleibstyphus[1]) einzuschränken, und, wenn möglich, überhaupt auszurotten.

Das Prinzip dieser modernen Seuchenbekämpfung ist bei aller Genialität so einfach, daß ein Kind es begreifen könnte: sorgfältige und vollständige Ermittlung des Krankheitserregers und seine Vernichtung am Auffindungsort, bevor eine Weiterverbreitung möglich ist.

Die Ausführung dieser Absicht setzt die sichere Kenntnis des Krankheitserregers voraus. Beim Typhus sind es die Typhusbazillen, bewegliche, pflanzliche Gebilde von Stäbchenform, und so klein, daß man sie mit bloßem Auge nicht sehen kann und etwa 5000 bis 7000 Exemplare hintereinander legen müßte, um die Länge einer Stecknadel zu erreichen. Von andern, sehr verbreiteten und ihm zum Verwechseln ähnlichen Bazillen unterscheidet sich der Typhusbazillus durch seine Fähigkeit, beim Menschen die Typhuskrankheit hervorzurufen. Die Krankheit äußert sich nicht sofort nach dem Eintritt der Bazillen in den menschlichen Körper, sondern bis zum Auftreten der ersten, unbestimmten Krankheitserscheinungen vergehen 10 bis 14 Tage, in denen sich der infizierte Mensch ahnungslos seiner Gesundheit freut. In dieser Zeit vermehren sich die vielleicht nur in sehr geringer Zahl in den Körper eingedrungenen Typhusbazillen zu vielen Millionen und siedeln sich in den verschiedensten Organen an. Hauptsächlich in der Wand des untern Dünndarmabschnittes, der nunmehr Schauplatz eines heftigen, gewöhnlich drei bis sechs Wochen dauernden Kampfes zwischen den eingedrungenen Parasiten und den Grundelementen des Körpers, den sogenannten Zellen, wird. Der auf beiden Seiten mit aller Kraft geführte Entscheidungskampf zieht den gesamten Organismus in Mitleidenschaft, und was wir im gewöhnlichen Leben die Krankheit nennen, ist nichts andres als der subjektiv und objektiv wahrnehmbare Ausdruck dieses Kampfes in seiner Rückwirkung auf den Menschen. Bleiben die Typhusbazillen Sieger, so endet der Kampf mit dem Tode des kranken Menschen, im umgekehrten, glücklicherweise weitaus häufigeren Falle mit der Genesung. Der Körper lernt die Eindringlinge mit ihren eignen Waffen bekämpfen und erwirbt im Laufe des Kampfes besondere, ihm vorher fremde Eigenschaften, darunter solche, die ihn unempfindlich gegen die Anwesenheit und die Angriffe der Typhusbazillen machen. Er entledigt sich dann der ungebetenen Gäste, aber nicht auf einmal, sondern nach und nach. Im ganzen Verlauf der Krankheit, auch noch in der Rekonvaleszenz verlassen Typhusbazillen den Körper in sehr großer Zahl mit den Ausscheidungen. So werden diese von einem Typhuskranken oder -rekonvaleszenten herstammenden Abgänge selbst noch in unsichtbaren Spuren zu Trägern lebender Typhusbazillen, und können neue Typhuserkrankungen in wechselnder Zahl vermitteln, je nachdem

[1]) So genannt zum Unterschied vom Flecktyphus, einer andersartigen, bei uns nicht häufigen Krankheit.

sich der Weg dazu bietet. Solcher Wege lehrt uns die Erfahrung verschiedene kennen, die wiederum verschiedene Formen im Auftreten der Seuche bedingen. Gelangen Typhusbazillen in Nahrungs- oder Genußmittel, die gleichzeitig für viele Abnehmer bestimmt sind — Trink- und Nutzwasser, Milch aus Zentralen (Molkereien) u. s. w. —, so entstehen Epidemien, welche die Art ihres Zustandekommens durch die mehr oder weniger große und fast gleichzeitige Zahl der Erkrankungen verraten. Ist aber die Menge der infizierten Nahrungsmittel gering und die Abnehmerzahl auch nur klein, so wird auch die Zahl der gleichzeitigen Typhuserkrankungen unbedeutend sein. Hierfür kommen besonders die Milch des Kleinhandels, dann Butter, daneben andre Nahrungsmittel (Gemüse, Brot, Obst u. s. w.) in Betracht. Eine nicht unerhebliche Zahl der in Städten vereinzelt und zusammenhanglos, scheinbar rätselhaft auftretenden Typhuserkrankungen wird mit großer Wahrscheinlichkeit auf diesen Ursprung, namentlich auf Milch- und Buttergenuß zurückgeführt. Auch mit Gebrauchsgegenständen, wie Kleider, Leib- und Bettwäsche u. s. w., kann Typhus verschleppt werden; wie erinnerlich, sind z. B. aus den Typhuslazaretten Südafrikas stammende Decken für eine in London auftretende Massenerkrankung verantwortlich gemacht worden. Besonders Wäschereien werden erfahrungsgemäß ziemlich häufig dem ausübenden Personale gefährlich und haben außerdem auch durch Betrieb an Wasserläufen zu einer Verseuchung dieser und der von ihnen versorgten Ortschaften geführt. Die Erkrankung von Personen, die durch ihren Beruf mit dem Inhalt von Abortgruben, Kanalisationsanlagen, Rieselfeldern, Dung- und Misthaufen in Berührung kommen, würde auch zu dieser indirekten Art der Infektion gehören.

Endlich können die Typhusbazillen auch ohne Vermittlung und bei ihrer Kleinheit mit unsichtbaren Spuren der Ausscheidungen auf andre Menschen übergehen, die durch Beruf oder Zugehörigkeit mit dem Erkrankten in persönliche Berührung kommen. Diese unmittelbare Ansteckungsfähigkeit des Typhus ist eine längst bekannte Erscheinung in der Lazarett- oder Privatkrankenpflege. Sie äußert sich ferner, wo die Bedingungen gegeben sind, in der Erkrankung von Personen, die die Wohnung des Erkrankten teilen oder vorübergehend gelegentlich benutzen oder betreten. So bei Mitgliedern der Familie oder Verwandtschaft, bei Dienstboten, bei Hausgenossen und Besuchern. Ganz unverkennbar hängt diese durch längere Zwischenräume zwischen den einzelnen Erkrankungen gekennzeichnete Form mit der Wohnungsdichte, d. h. dem Verhältnis zwischen Bewohnerzahl und benutztem Wohnraum zusammen. Sie ist deshalb in der ärmeren Bevölkerung ein häufigeres Ereignis, begünstigt durch die Gewohnheit, daß mehrere (bis zu vier und fünf) Personen, Kinder und Erwachsene, das gleiche Bett teilen, und bewirkt nicht selten die Erkrankung sämtlicher Mitglieder einer Familie hintereinander (selbst bis acht und zehn Personen). Die Zahl der alljährlich auf diesem Wege infizierten Personen ist erheblich viel höher, als man sich vorzustellen pflegt; besonders da, wo mangelnde Intelligenz, fehlende Reinlichkeit, Unkenntnis oder Unterschätzung der Ansteckungsgefahr die allereinfachsten Vorsichtsmaßregeln vermissen lassen oder unausführbar machen. Diese Art der Typhusübertragung beschäftigt zahlen-

mäßig die allgemeine Aufmerksamkeit weniger, weil sie ihre Opfer nicht auf einmal, sondern nacheinander fordert, in kleineren oder größeren Gruppen; sie ist der Weg, auf dem sich die Typhuskrankheit dauernd in Ortschaften und Gegenden halten kann. Durch solche Ansteckung von Person zu Person wandert der Typhus von Haus zu Haus, von Ort zu Ort, überall neue Quellen der Ansteckung schaffend und die Zahl der Opfer allmählich vergrößernd. Da die Dauer der Krankheit und der Ansteckungsfähigkeit mehrere Wochen beträgt, so wird allein schon dadurch der Zeitraum der Ansteckungsgefahr ein sehr ausgedehnter, und es begreift sich, wie bereits andre Häuser und andre Orte von der Seuche ergriffen sein können, während am Ausgangspunkt die Gefahr fortbesteht.

Die geschilderten Formen der Typhusverbreitung können sich im Verlaufe einer langsam sich abspielenden, auch wohl über mehrere Orte gleichzeitig sich erstreckenden Epidemie miteinander vergesellschaften oder ablösen, wie Beispiele gezeigt haben. Auf diese Art entstehen Gegenden mit einer anhaltenden auffälligen Typhushäufigkeit und -verbreitung. Die alljährlich aus den Einzelstaaten des Reiches eingehenden amtlichen Meldungen der Typhuserkrankungen zeigen uns derartige Gegenden sowohl im Osten wie im Westen des Reiches mit einer Typhushäufigkeit bis zu 1‰ der Bevölkerung. Da sich die gemeldeten Erkrankungen aber nicht gleichmäßig über das betreffende Gebiet verteilen, sondern an gewissen Punkten häufen, an andern dafür spärlicher sind oder auch fehlen, so steigt das Prozentverhältnis der vom Typhus befallenen Bewohner in einzelnen Orten unter Umständen noch bedeutend höher.

Welche der verschiedenen Uebertragungsweisen im einzelnen Falle auch vorliegen mag, immer wird sie bewirkt durch Typhusbazillen, die von zeitlich voraufgegangenen Typhuserkrankungen herstammen. Und nichts andres als die Typhusbazillen können diese besondere, „Typhus" genannte Krankheit hervorrufen. Selbst bei gebildeten und unterrichteten Personen herrschen nach dieser Richtung noch vielfach irrtümliche Ansichten und Meinungen. Weder Erkältung noch Diätfehler (unreifes Obst u. s. w.), weder faules Wasser, feuchter Boden, noch verdorbene oder verunreinigte Lebensmittel, wie schädlich sie auch sonst sein mögen, bedingen an sich den Typhus, sondern einzig und allein nur die Anwesenheit der Typhusbazillen. Wenn also von zwei Menschen gleichzeitig der eine das übelschmeckende oder -riechende, aber typhusbazillenfreie Wasser eines Tümpels trinkt, der andre daneben das klare und schöne Wasser eines guten, aber zufällig mit Typhusbazillen verunreinigten Brunnens, so bekommt nicht der erste, sondern der zweite den Typhus.

Dieses nicht scharf genug zu betonende ursächliche Gesetz ist von R. Koch zum Ausgangspunkt der modernen Seuchenbekämpfung gemacht worden. Maßgebend war dabei folgende Erwägung: Eine planmäßige und wirksame Bekämpfung der Typhusseuche muß allen Möglichkeiten der Ansteckung und allen vorhandenen Formen der Seuche Rechnung tragen, nicht einer allein. Soll daher die Aufgabe auf dem Wege hygienischer Verbesserungen oder Wohlfahrtseinrichtungen gelöst werden, so hätte man nicht nur die bestehenden Wasser-

versorgungen in sämtlichen Ortschaften einer Typhusgegend, sondern auch die Abwässerbeseitigung, die Ueberfüllung der Wohnungen, die Abfuhreinrichtungen und vieles andre typhussicher abzuändern bezw. neu zu schaffen. Das würde, wenn überhaupt ausführbar, auf ganz bedeutende technische und finanzielle Schwierigkeiten stoßen, außerdem auch sehr viel Zeit in Anspruch nehmen, um von andern Komplikationen zunächst einmal abzusehen. Auch der Schutz, den der einzelne sich vielleicht durch eine sehr weitgehende Vorsicht verschaffen könnte, kommt für die große Masse nicht in Frage, weil zu schwierig und auf die Dauer undurchführbar. Es ist ganz unmöglich, alle die Dinge im Einzelfalle zu erkennen, die für die Typhusübertragung in Frage kommen; es läßt sich Nahrungsmitteln, wie Wasser, Milch oder Butter, nicht ansehen, ob sie zufällig mit Typhusbazillen infiziert sind oder nicht. Deshalb ist der Schutz im großen durch Nichtgebrauch oder -genuß, durch Abkochen oder irgend eine Art der Desinfektion sehr fragwürdig, außerdem auch lästig. Wer wollte zum Beispiel in einer Typhusgegend einer Hausfrau zumuten, dauernd nur noch abgekochtes Wasser im Haushalte zu verwenden (z. B. für das Abspülen des Eß-, Trink- und Küchengeschirrs), Obst, Butter und Salat von der Beköstigung ganz auszuschließen, ferner Wasser und Milch immer nur in abgekochtem Zustande zu verwenden? Diese Art des Typhusschutzes würde bald über Bord geworfen werden.

Endlich läßt sich auch die von den Kranken selbst ausgehende direkte Ansteckung auf keinem der eben geschilderten Wege vollständig beseitigen.

Die moderne Seuchenbekämpfung schlägt nun einen ganz andern Weg ein. Sie packt das Uebel an der Wurzel und stellt sich die Aufgabe, die sämtlichen typhusbazillenhaltigen Ausscheidungen jedes vorhandenen Kranken oder Genesenden möglichst frühzeitig unschädlich zu machen, also die Typhusbazillen abzutöten, bevor sie auf die erwähnten leblosen Träger der Infektion oder auch auf andre Menschen haben übergehen können. Es ist klar, daß, wenn diese Absicht vollständig gelingt, mit jedem so behandelten Krankheitsfalle die Ansteckungsfähigkeit erlischt und die Krankheit sich nicht weiter verbreiten kann, selbst wenn hygienische Mißstände der schlimmsten Art vorhanden wären. Wiewohl eine möglichst weitgehende Verbesserung aller hygienischen Bedingungen als recht wirksame Unterstützung nicht entbehrt werden kann, verlegt doch diese moderne Bekämpfungsart den Schwerpunkt auf die Verhinderung der von dem Kranken unmittelbar ausgehenden Weiterverbreitung der Ansteckung, und das erste, hauptsächlichste Ziel ihrer Tätigkeit ist der typhuskranke Mensch selbst, nicht seine äußere Umgebung.

So einfach und klar auch das Prinzip dieser Bekämpfung ist, so hat doch die Ausführung in der Praxis, besonders in größerem Maßstabe, eine ganze Reihe von sehr wesentlichen und dabei nicht immer leicht zu erfüllenden Anforderungen zu befriedigen. Dahin gehört zunächst die auf den ersten Blick leicht erscheinende Forderung, alle an einem gegebenen Punkte vorhandenen Typhuskranken vollzählig zu ermitteln. Der Nichtfachmann wird die Feststellung für sehr einfach halten, ob jemand typhuskrank zu Bette liegt oder nicht; aber der

Arzt hat guten Grund, darüber andrer Meinung zu sein. Im Beginn der Typhuserkrankung, mitunter auch länger, kann das Krankheitsbild so verwaschen und undeutlich sein, daß die sichere Unterscheidung von andern ähnlich beginnenden Krankheiten auch dem geübtesten und erfahrensten Arzte schwer fällt. Oder es treten selbst in ausgesprochenen Fällen von den vielen, dem Typhus eigentümlichen Symptomen bestimmte Gruppen so einseitig vor den übrigen hervor, daß eine ganz andre Krankheit vorgetäuscht wird. Die für den Typhus gangbaren Bezeichnungen: Gehirn- oder Nerventyphus, Lungentyphus, Nierentyphus, Gastrisches Fieber, schleichendes oder Schleimfieber sind der Ausdruck dieses Verhaltens. Die Schwierigkeiten steigern sich noch weiter, sobald kein typischer Typhusfall vorliegt. Gerade beim Typhus kennt die klinische Medizin schon seit langem Formen der Krankheit, die durch leichten Verlauf, schnelles Vorübergehen oder selbst Fehlen der wichtigsten Krankheitserkennungszeichen ausgeprägt sind. In allen diesen Fällen muß die bakteriologische Untersuchung dem Arzt zu Hilfe kommen, und sie bringt die Entscheidung, weil sie auch bei diesen Formen immer den gleichen, an bestimmten Eigenschaften mit Sicherheit wiederzuerkennenden Typhusbazillus in den Ausleerungen der Kranken nachweist.

Aber die Untersuchung mit Mikroskop und Nährboden hat schon bei der Erforschung der Cholera eine weitere, außerordentliche, ebenso überraschende wie hochbedeutsame Entdeckung gezeitigt, die wir R. Koch verdanken, und die gerade im Hinblick auf die verhütende Art der Seuchenbekämpfung einen gewaltigen und fundamentalen Fortschritt bedeutet. Sie gilt auch für den Typhus und besteht in dem Nachweis, daß neben den mehr oder weniger durch die Krankheitserscheinung erkennbaren Typhuspatienten häufig gleichzeitig Personen vorhanden sind, die, ohne irgend eine Krankheitserscheinung zu äußern oder zu empfinden, Träger des Ansteckungsstoffes, der Typhusbazillen, sind. Es gibt in der Tat, und das ist über jeden Zweifel sichergestellt, Menschen, die bei der Cholera Cholerabazillen und beim Typhus Typhusbazillen reichlich mit ihren Entleerungen von sich geben, ohne auch nur im allermindesten sich krank zu fühlen oder bei der Untersuchung die Zeichen einer abgelaufenen oder bevorstehenden Erkrankung darzubieten, die also im gewöhnlichen Sinne gesund sind.

Da derartige gesunde, aber doch infizierte Menschen sich nur in der Umgebung oder in dem Bereiche von wirklich Erkrankten vorfinden, so lernen wir daraus, daß die Infektion der Typhusbazillen anscheinend entsprechend der Widerstandskraft des befallenen Individuums die Krankheit in allen Abschattierungen vom stärksten Grade herab bis nahezu zum Fehlen jeder Erscheinung hervorzurufen vermag, aber auch vollkommen wirkungslos verlaufen kann. Für die Bekämpfung und Verhütung der Weiterverbreitung der Seuche sind aber gerade diese klinisch wenig oder nicht erkennbaren Typhusbazillenträger von der allergrößten Bedeutung. Es ist klar, daß gerade sie, weil sie ja Typhusbazillen ausscheiden, viel häufiger und leichter, und dabei vollständig unbemerkt, die Weiterverbreitung der Krankheit verursachen werden als die eigentlich Kranken. Der im Bett liegende Kranke kommt nicht aus eignem Antrieb und nicht mit vielen

Menschen in Berührung. Er ist als Kranker kenntlich, man kann sich vor ihm in acht nehmen, seine ansteckende Berührung vermeiden, seine Ausleerungen desinfizieren. Ganz anders der gesunde, infizierte und ansteckende Typhusträger. Er ist an seiner freien Beweglichkeit nicht gehindert, sein Beruf, seine Gewohnheiten bringen ihn mit vielen Menschen in Berührung, überall trägt er mit seinen Entleerungen den Ansteckungsstoff hin, vielfältig und immer unerkennbar. Vor ihm können wir uns nicht schützen, weil wir ihn nicht kennen, und weil er selbst keine Ahnung hat von seiner Gemeingefährlichkeit. Natürlich sind auch die vorerwähnten leicht Kranken nach ihrer schnell erfolgenden Genesung genau ebenso zu beurteilen.

Für die beabsichtigte Verhütung der Seuchenverbreitung ist es nun unerläßlich, auch diese Personen alle zu kennen und unschädlich zu machen. Das kann aber einzig und allein nur durch die bakteriologischen Untersuchungen erreicht werden. Wenn also an einem gegebenen Punkte, d. h. in einem Hause, wo ein Typhuskranker liegt, alle etwa vorhandenen Typhusinfektionen, also alle die typhusbazillenausscheidenden Personen ermittelt werden sollen, so darf sich die Untersuchung nicht nur auf den Erkrankten beschränken, sondern hat auch seine gesamte Umgebung, alle Personen, die etwa mit ihm in Berührung gekommen sein könnten, zu berücksichtigen. Allein damit ist die Zahl der in Frage kommenden Personen noch nicht erledigt. Da wir wissen, daß eine jede Typhuserkrankung sich auf dem einen oder andern Wege immer wieder von einer früheren, vorausgegangenen herleitet, so ist der vorliegende Typhusfall möglichst auch rückwärts bis zu dieser andern Erkrankung zu verfolgen. Wird diese gefunden, so ist auch ihr Ausdehnungskreis ganz genau so vollständig und erschöpfend festzustellen.

Bei allen diesen Untersuchungen hat die bakteriologische Untersuchung sich als ebenso leistungsfähiges wie unentbehrliches Werkzeug gezeigt. Das ganze Ermittlungsverfahren setzt also eine sehr große Anzahl von bakteriologischen Untersuchungen voraus. Sie bestehen in dem mikroskopischen, kulturellen und serumdiagnostischen Nachweis der Typhusinfektion. Die Untersuchung der Ausscheidungen der Kranken — Stuhlgang, Urin, Hustensekret, auch wohl Geschwürseiter — macht keine Schwierigkeiten; die Beschaffung dieser Materien ist für gewöhnlich ohne weiteres möglich, weil sie keinerlei Beschwerden für die Patienten mit sich bringt. Etwas anders verhält es sich mit der serumdiagnostischen Prüfung, welche die Entziehung einiger weniger Blutstropfen aus der Fingerspitze, besser noch aus dem ganz unempfindlichen Ohrläppchen notwendig macht. Der Typhusnachweis kann sie nicht entbehren, weil sie ein fast regelmäßiges Erkennungszeichen einer vorliegenden und unter Umständen vielleicht das einzige übriggebliebene Merkmal einer abgelaufenen Typhuserkrankung gibt und weil sie von allen Methoden des Nachweises am schnellsten und leichtesten ausführbar ist. Wie eingangs erwähnt, erwirbt der Körper im Lauf der Krankheit gewisse Eigenschaften, die ihm vorher fremd waren. Dahin gehört auch eine eigentümliche Veränderung des Bluts, die durch diese serumdiagnostische Prüfung, gewöhnlich Widalsche Reaktion genannt, erkannt wird. Gerinnendes Blut scheidet sich in den gallertartigen dunkel-

roten Blutkuchen und in eine leicht gelb gefärbte Flüssigkeit, Serum genannt. Das menschliche Serum ist für gewöhnlich eine Flüssigkeit, in der die Typhusbazillen ungestört ihre Lebenseigenschaften äußern. Impft man also in flüssiges menschliches Serum Typhusbazillen (z. B. aus einer künstlichen Kultur), so schwimmen sie darin viele Stunden äußerst lebhaft umher und vermehren sich wie auf jedem andern guten Nährboden. Ganz anders aber und sehr merkwürdig verhält sich das Serum von Typhuskranken ungefähr vom zehnten Krankheitstage ab durch die ganze Krankheit und noch einige Monate darüber hinaus. Bringt man nämlich in das Serum von Typhuskranken lebende Typhusbazillen, so schwimmen sie zwar anfänglich auch noch so lebhaft umher, aber sehr bald werden, wie durch eine unsichtbare Macht gefesselt, erst einzelne, dann mehr und mehr, schließlich sämtliche Bazillen zu kleinen und größeren Haufen aneinandergeklebt (agglutiniert); die ursprünglich durch die Bazillen gleichmäßig getrübte Flüssigkeit klärt sich allmählich, indem die einzelnen Haufen zu einem Bodensatz im Versuchsgefäß zusammensinken. Diese Eigenschaft des Typhusblutserums ist so ausgesprochen, daß selbst starke Verdünnung des Serums mit einer an sich wirkungslosen schwachen Kochsalzlösung (von 0,8%) bis zur hundert- und tausendfachen Menge diese eigenartige Wirkung auf die Typhusbazillen nicht aufhebt. Man bedarf deshalb auch zur Anstellung dieses Versuches nur weniger Tropfen Blut, weil sich die geringe Serummenge ausgiebig verdünnen läßt und der Versuch höchstens ein bis zwei Kubikzentimeter Flüssigkeit erfordert. Der zur Blutgewinnung nötige Einstich mit einem scharfen, feinen Impfmesserchen — unter Umständen genügt auch eine neue, ungebrauchte Schreibfeder — ist eine so geringfügige und schmerzlose Operation, daß sowohl die Scheu des einzelnen davor wie die Aufbauschung dieser Vornahme zu einer Art von Blutabzapfung durchaus ungerechtfertigt sind. Verletzungen im gewöhnlichen Leben, z. B. beim Rasieren, Nähen, Ohrlöcherstechen sind blutiger, schmerzhafter und, weil die antiseptische Behandlung fehlt, eigentlich auch gefährlicher. Bei einiger Uebung und Geschicklichkeit merkt der Patient — namentlich auf Kinder trifft das zu — überhaupt nichts davon. Das ist um so angenehmer, als die Widalsche Reaktion häufig bei Kindern anzustellen ist, bei denen erfahrungsgemäß der Typhus oft in der leichten und schnell vorübergehenden Form auftritt.

Mit diesem bisher skizzierten bakteriologischen Nachweis des gesamten zu einem Typhusfall gehörigen Infektionsmaterials ist nun aber noch immer nicht die ganze, bakteriologisch zu lösende Aufgabe erschöpft. Es genügt selbstverständlich nicht, alle im Moment der ersten Untersuchung vorhandenen Typhusbazillenträger zu kennen, sondern da die Ausscheidung der Typhusbazillen sich über die Krankheit hinaus bis in die Zeit der Genesung hinzieht, so muß zur vollständigen Vermeidung der Ansteckungsgefahr auch die Dauer der Ansteckungsfähigkeit überwacht, muß bei jedem einzelnen aufgefundenen Typhusträger bakteriologisch der Zeitpunkt festgestellt werden, von wo ab seine Ausleerungen dauernd keine Typhusbazillen mehr enthalten.

Durch diese beiden grundlegenden Forderungen: Ermittelung sämtlicher

Bazillenträger und Feststellung der Dauer ihrer Ansteckungsfähigkeit wird die Zahl der notwendigen Untersuchungen so bedeutend groß, namentlich bei mehreren oder vielen gleichzeitigen Typhuserkrankungen, daß allein zur Bewältigung dieser Arbeiten in Typhusgegenden besondere Untersuchungsanstalten notwendig werden.

Die Feststellung des vorhandenen Typhusmaterials ist der vorbereitende Schritt; es folgt darauf das eigentliche Ziel, die Vernichtung des Ansteckungsstoffes. Diese Aufgabe setzt eine Reihe von wesentlichen und unterstützenden Maßregeln voraus, die zum großen Teile in das Gebiet der staatlichen Gesundheitspflege fallen und durch Gesetzgebung oder sanitätspolizeiliche Anordnung vorgesehen sind. Dahin gehören vor andern die Anzeigepflicht, die Absonderung der infizierten Personen und die Ausführung der Desinfektion unter amtsärztlicher Kontrolle. Das, worauf es in letzter Linie ankommt, die sichere Abtötung aller den Körper verlassenden Typhusbazillen, ist leicht erreichbar. Hierfür stehen Mittel genug zu Gebote, die eine wirksame Desinfektion der verschiedenen Typhusausleerungen, der Kleider, Bett- und Leibwäsche u. s. w. sicher bewirken. Als Grundsatz gilt, daß aus der Krankenstube nichts undesinfiziert herausgeht, was vom Typhuskranken selbst stammt oder mit ihm oder seinen Ausleerungen irgendwie in Berührung gekommen sein könnte. Die Beachtung der einzelnen Punkte und die Ausübung des Verfahrens wird durch besondere Desinfektionsvorschriften geregelt und liegt zweckmäßig in den Händen eines eignen geschulten Desinfektionspersonales. Wirksam unterstützt wird diese Absicht durch Absonderung des Kranken, Verpflegung durch geübte, mit der Ansteckungsgefahr und der Desinfektion wohlbekannte Pfleger (unter Umständen geeignete Familienmitglieder, die aber dann mit dem Kranken zu isolieren sind). Wo die Wohnungsverhältnisse schlecht sind und deshalb die im Interesse der Angehörigen liegende strenge Trennung des Kranken von seiner Familie u. s. w. mit Wahrscheinlichkeit vereiteln werden, ist die Unterbringung des Kranken in einem Krankenhause anzustreben. Die bedauerlicherweise immer noch verbreitete Scheu vor den Krankenhäusern ist gegenwärtig wohl meistens durchaus grundlos. Gerade beim Unterleibstyphus aber sollte diese Krankheitsbehandlung allein schon mit Rücksicht auf die ebenso schwierige wie den Verlauf und Ausgang der Krankheit oftmals geradezu bestimmende Verpflegung des Kranken in den meisten Fällen eigentlich vorgezogen werden. An Stelle eines Krankenhauses kommen in kleinen Orten anderweitige geeignete Unterkunftsräume, Baracken, für die Absonderung in Betracht. Ernstliche Schwierigkeiten machen hier, wie begreiflich, gerade die leicht Kranken beziehentlich die ganz gesunden Typhusbazillenträger. Sie in der Wohnung oder in einem Krankenhause festzuhalten, würde auf bedeutenden, ebenso verständlichen wie subjektiv berechtigten Widerstand stoßen. Hier bleibt nur übrig, sie zu belehren, über ihren Zustand, über die von ihnen der Familie und der Umgebung drohende Gefahr aufzuklären und sie auf die ihrer Umgebung schuldige Rücksicht hinzuweisen; gegebenenfalls sie auch durch ihre Arbeitgeber, Familienmitglieder oder andre Personen von Einfluß dahin zu bringen, daß sie selbst für die jedesmalige Desinfektion ihrer Entleerungen

u. s. w. sorgen. Gerade nach dieser Richtung ist die Typhusseuchenbekämpfung auf die Hauptbeteiligten, auf das Publikum selbst angewiesen, dessen eigenstes Interesse sie schließlich doch nur wahrnimmt. Sie muß sich stützen können auf das Verständnis und den guten Willen, die allgemeine Ueberzeugung und Einsicht, daß nur durch Zusammenwirken aller und durch gewisse persönliche Zugeständnisse an das allgemeine Wohl die Beseitigung eines öffentlichen Notstandes gelingen kann. Aber auch nach einer andern Richtung könnte die Mitwirkung der führenden und intelligenten Kreise unsrer Bevölkerung viel Nutzen schaffen. Wir haben viele wohltätige Einrichtungen und Vereine; es gibt auch hochherzige einzelne genug, denen es erwünscht und möglich ist, der Not und dem Elend entgegenzutreten und ihren bedürftigen Mitmenschen hilfreich beizuspringen. Im Kampfe gegen den Typhus, der auch erhebliche materielle Opfer fordert, finden sie alle reichlich Gelegenheit, sich Anspruch auf Dank zu verdienen.

Es lag nicht in dem Zweck dieser Mitteilungen, alle mit der heutigen Art der Typhusseuchenbekämpfung verknüpften Einzelfragen ausführlich zu erörtern. Nur in den Grundzügen ist der Weg und sein Ziel gezeigt, nur in den Umrissen die Hindernisse, über die er führt. Ob der begonnene Versuch gelingt, wird die Zukunft lehren. Aber wenn er gelingt — und das kann er, unter Mitwirkung aller Beteiligten, nicht zuletzt durch Einsicht und Unterstützung aus der Nation selbst —, so sind wir ein gut Stück weiter und dürfen hoffnungsfroh voranschauen. Mit dem greifbaren Erfolge, dem Gewinn an nationalem Wohlstand und Arbeitskraft paart sich ebenbürtig der ideelle Fortschritt in humaner und kultureller Beziehung. Wir werden einen Sporn darin finden, auf der betretenen Bahn geduldig und arbeitsfreudig fortzuschreiten. Die Infektionskrankheiten sind unsre schlimmsten Feinde. Soweit wir ihre Erreger kennen, müssen wir fordern: „Fort mit ihnen vom Erdboden!"



Ueber die kosmische Verbreitung der Elemente.

Von

Prof. **Karl B. Hofmann** (Graz).

„Schon das Kind sehnt sich über die Hügel, über die Seen hinaus, die seine enge Heimat umschließen," sagt W. v. Humboldt in seinem großen Werke über die Kawi-Sprache. Es ist dem Menschen eingeboren, daß es ihn über die engen Grenzen seines Wohnsitzes in die Weite der Welt hinaustreibt. Abenteuerdrang, der Wunsch, Neues zu erleben, Neues zu sehen und zu lernen, erfüllt und bewegt ihn, bis ihm auf einer höheren Stufe der Entwicklung, wie

einst Philipps von Makedonien großem Sohne, die Erde selbst zu klein wird. Es erfaßt ihn in seinem faustischen Drange die Sehnsucht, Kenntnis von der Beschaffenheit andrer Welten, ihrer physischen Natur, ihrer Bewohnbarkeit zu erlangen.

Sollte nicht bei manchem unsrer Leser der unerfüllbare Wunsch sich geregt haben, auf einen der Kraterberge des Mondes einen „Aufstieg" machen zu können, oder sich durch Augenschein zu belehren, wie die uns für immer abgekehrte Hälfte unsers Satelliten wohl aussehen mag? Auf solchem nicht zu befriedigenden Wissensdrange mag vor Jahren der sonst schwer begreifliche Erfolg der phantastischen Erzählungen eines Jules Verne beruht haben. Solche Sehnsucht muß freilich dem Menschen ewig ungestillt bleiben; aber selbst der viel bescheidenere Wunsch, zu erfahren, aus was für Stoffen die Weltkörper gebildet sind, ob sie aus denselben oder aus andern Elementen bestehen, wie sie sich auf unsrer Erde finden, konnte erst seit ungefähr einem halben Jahrhundert ernstlich in Betracht kommen.

Die Wissenschaft besitzt heute zwei Wege, die sie zur Beantwortung dieser Frage beschreiten kann: Die chemische Analyse der zu uns gelangenden kosmischen Massen und die Benutzung des optischen Verhaltens der Elemente. Der erstere Weg ist der früher bekannte.

Noch in seinem großartig angelegten „Kosmos" (1845—62) konnte Humboldt sagen: „Ueber die qualitative Natur der Stoffe, die in dem Weltall kreisen oder vielleicht dasselbe erfüllen, haben wir keine unmittelbare Erfahrung, es sei denn durch den Fall der Aërolithen."

Chladni war der erste, der mit aller Entschiedenheit, unbekümmert um den Spott seiner wissenschaftlichen Zeitgenossen und um die uns ganz unverständlichen Vorwürfe, daß er damit die sittliche Weltordnung leugne, erklärt hat, die Meteoriten seien aus dem Weltraum zu uns gelangende Gäste von kometenartiger Natur. Heute bezweifelt niemand mehr die Richtigkeit dieser Ansicht — wir haben in der Tat die Materie von Weltkörpern selbst in Händen und können sie im Laboratorium auf ihre Bestandteile prüfen. Sie bildet größere oder kleinere Massen, die man nach dem Vorherrschen ihrer Bestandteile in „Meteorsteine" und „Meteoreisen" (wenn das Eisen in ihnen bei weitem vorwiegt), einzuteilen pflegt. Außer diesen gelangt zu uns aus dem Weltraum auch kosmischer Staub, „Meteorstaub" oder „Kryokonit". So hat z. B. A. E. Nordenskjöld, der berühmte Entdecker der nordöstlichen Durchfahrt, bei seiner Expedition im Jahre 1872 auf einem Felde von Treibeis (80 ° nördl. Breite, 15 ° östl. Länge Greenwich) unter einer 13 Zentimeter hohen Schneedecke auf einer kristallinischkörnigen Schicht kleine, schwarze Körnchen gefunden, unter denen mit dem Magnet Eisenteilchen ausgezogen werden konnten, während man in andern Proben Kobalt und Phosphor fand. Seitdem man annimmt, daß Vulkanasche, in sehr beträchtliche Höhen getrieben, dort lange schwebend verweilen kann, — man denke an die im vorigen Herbst beobachteten langdauernden Abendröten, die der Katastrophe des Mont Pelé gefolgt sind, oder an die wundervollen

Abenddämmerungen nach dem Ausbruch des Krakatau —, seitdem man diese Erscheinungen auf die schwebend erhaltene Asche bezieht, könnte man die Vermutung hegen, daß auch solche Funde, wie die im hohen Norden gemachten, kein kosmischer Staub waren. Spektraluntersuchungen, die Hartley und Ramage angestellt haben, ließen aber keinen Zweifel, daß der Staub, der am 16. und 17. November 1897 in der Nähe von Dublin mit Regen herabkam, sich doch von Vulkanasche unterschied. Solche Schwaden von Eisenstaub schweben als „wandernde kosmische Gewölke“ nach Humboldts schönem Ausdruck vielleicht äonenlang im Himmelsraum, bis sie in den Gravitationsbereich unsrer Erde oder eines andern Weltkörpers gelangen und von ihm festgehalten werden.

So hat denn auch Professor Franz, der Direktor der Breslauer Sternwarte, jene merkwürdigen nordlichtartigen Erscheinungen, die man im November des vorigen Jahres besonders in New York beobachtet hat, aus dem Zusammentreffen einer solchen Wolke von Eisenstaub mit unsrer Erde und ihrer Anordnung um den magnetischen Nordpol zu deuten versucht.[1])

Um sich eine richtige Vorstellung davon machen zu können, wie weit die „irdischen“ Stoffe (wenn ich diesen Ausdruck gebrauchen darf) im Weltgebäude verbreitet sind, muß man sich gegenwärtig halten, daß die Meteorite nicht unserm Sonnensystem angehören.

Diese Fremdlinge bringen uns aber nicht allein Botschaft von den Elementen, die in sehr fernen Himmelsräumen verbreitet sind, sondern gelegentlich auch von der dort herrschenden Kälte (wohl mehr als 100° unter dem Eispunkt). Die beiden Bruchstücke einer am 27. Dezember 1857 in Ostindien (Quenggouk) gefallenen Steinmasse, die man unmittelbar nach dem Falle untersuchen konnte, waren trotz der Erwärmung, die sie beim Eintritt in unsre Atmosphäre erfahren mußten, noch so kalt, daß die Finger bei längerem Berühren unempfindlich wurden wie beim Erfrieren. Zwar treten die Meteorite zum Teil mit rasender Geschwindigkeit[2]) in unsre Atmosphäre ein; sie verlieren diese aber nach wenigen Sekunden, daher nur ein ganz oberflächliches Schmelzen ihrer Masse möglich ist.

Welche Aufschlüsse haben wir nun aus der Analyse der Aërolithe gewonnen?

Man fand Meteoreisen, die sogenannten „Holosiderite“, die neben elementarem Eisen nur dessen Verbindungen mit andern Elementen seiner eignen Gruppe (Nickel, Kobalt und Chrom) enthielten; dann solche, die aus einer Verbindung von Eisen oder Nickel mit Phosphor oder von Eisen und Chrom mit Schwefel ohne sonstige Gesteinsbeimengungen bestanden. Bei dieser Klasse von Aërolithen kann der Eisengehalt bis auf 95 % steigen. Das größte bekannte, in Brasilien gefundene Stück wog 7000 Kilogramm. Diese Meteorite sind auch kulturhistorisch

[1]) Andre Forscher bringen diese elektrischen Erscheinungen mit den Sonnenflecken in kausale Beziehung.

[2]) So war die Wurfgeschwindigkeit des Aërolithen von Pultusk 53,8 Kilometer in der Sekunde, während der Mars, der schnellste der Planeten, nur mit einer Geschwindigkeit von 47,5 Kilometer in der Sekunde um die Sonne schwingt.

interessant. Aus solchen schmiedete man im Orient Schwerter, denen man wunderbare Kräfte zuschrieb. Bei den Eskimo auf Grönland und bei den Bewohnern von Madagaskar fand man Pfeilspitzen in Verwendung, die nachweislich aus solchem „Himmelseisen" (ba-n-pet, wie es die alten Aegypter nannten), gefertigt waren.

An diese Klasse reihen sich Eisenmassen, die man „Siderite" im engeren Sinne zu nennen pflegt, die Einschlüsse von Gestein enthalten, etwa wie Sandkörner die Lücken eines Badeschwammes ausfüllen. Diese Füllmassen sind zum großen Teil wohlbekannte irdische Minerale: Olivin (vorherrschend kieselsaures Magnesium), Augit, Chromeisen. — Endlich kann sich das Mischungsverhältnis umkehren: in der steinigen Grundmasse, die aus Olivin, Augit u. s. w. besteht, kann das Eisen bis herab zu mikroskopischen Mengen, teils in reinem Zustand, öfter als Nickeleisen, Chromeisen, Schwefeleisen eingestreut sein (die sogenannten „Sporadosiderite"). Dies sind die „Meteorsteine" im Gegensatz zu „Meteoreisen". Manche haben das volle Gepräge irdischer Gesteine, z. B. die „Eukrite", die aus Feldspatarten bestehen und an gewisse Laven Islands erinnern. Schon A. v. Humboldt fand das „heimische Ansehen" der Bestandteile der Aërolithe, ihre mit unsern tellurischen Stoffen ganz gleichartige Natur sehr auffallend.

Genaueres Eingehen auf diese Verhältnisse würde den Leser ermüden. Darum sei nur noch kurz erwähnt, daß man in den Aërolithen auch Kalium, Natrium, Zinn, Titan, einige Hundertstel Prozent Kupfer und in einzelnen Chlor gefunden hat. Auch Kohlenstoff tritt in ihnen manchmal teils in amorpher Form, teils als Graphit auf. Die seltenen „Kohlenmeteorite" bestehen aus einer erdigen Masse, die neben Kohlenstoff noch Wasser- und Sauerstoff enthalten — also Bestandteile organischer Verbindungen. Auch Gase hat man aus den Meteoriten ausgepumpt: Wasserstoff, Kohlenoxyd, Kohlensäure [1]) und Sumpfgas. Der Nachweis dieser Gase, besonders des Kohlenoxyds und des Sumpfgases, zusammengehalten mit dem jener kohligen Massen, ist, wie wir später sehen werden, im Hinblick auf spektroskopische Befunde, die man an Sternen mit rotem Licht und an Kometen gemacht hat, besonders interessant.

Es muß auffallen, daß, verglichen mit der Zahl der bekannten Elemente (zwischen 70 und 80), die Zusammensetzung der Aërolithe recht einförmig ist. Vielleicht werden spätere Fälle das Vorhandensein noch andrer Elemente bekanntmachen, vielleicht auch daß von manchen nur minime Mengen in den analysierten Proben enthalten waren, für deren Nachweis unsre Methoden nicht empfindlich genug sind.

Ueber die Menge der elementaren Stoffe, die in dieser Gestalt (als Meteorite) in den ungemessenen Welträumen sich bewegen, gibt H. A. Newton interessanten Aufschluß. Nach seinen Berechnungen und Schätzungen sollen täglich 7 1/2 bis

[1]) Um eine Vorstellung von der Zusammensetzung solcher Gasgemenge zu geben, sei als Beispiel das aus einem Meteoreisen von Texas ausgepumpte angeführt. Es bestand aus 2,18% Kohlensäure, 45,58% Kohlenoxyd und 49,24% Wasserstoff. In andern Fällen betrug die Kohlensäure 80% des Gesamtgases.

10 Millionen Sternschnuppen unsern Luftkreis durchkreuzen, von denen im Jahr 600 bis 700 Stück als Aërolithe zur Erde gelangen. Die Sternschnuppen, Meteore und Aërolithe stehen in innigster Beziehung zueinander. Die Spektralanalyse hat in den Schweifen, die die Sternschnuppen nachziehen, die glühenden Gase von Metallen z. B. Natrium, Lithium, Magnesium, in manchen Fällen auch (wie in den Meteorsteinen) Kohlenwasserstoffe gefunden. Diese Schweife entstehen aus den oberflächlichen Schichten der Meteore, die infolge der durch Reibung in unsrer Atmosphäre entstandenen Glühhitze auseinandergeblasen und zerstäubt werden.

Hier berühren wir den zweiten der beiden Wege, auf dem man zu Aufschlüssen über die Verteilung der Elemente im Weltgebäude gelangt.

*

Durch die genialen Untersuchungen Kirchhoffs und Bunsens ist die Wissenschaft mit einer Methode beschenkt worden, die es erlaubt, das Vorhandensein und die Natur von Elementen zu erschließen, ohne daß wir die Stoffe einer chemischen Prüfung zu unterwerfen brauchen. Dieser vor 43 Jahren eröffnete Forschungsweg ist die Spektralanalyse. Ueber sie dürfte auch in Laienkreisen hinreichende Kenntnis verbreitet sein, so daß wir nur in Kürze die Tatsachen erwähnen wollen, auf denen sie beruht.

Läßt man weißes Licht, z. B. das einer Petroleumlampe, durch eine enge Oeffnung und ein dahinter angebrachtes dreikantiges Glasprisma in einen dunkeln Raum treten, so erscheint auf einem gegenüber aufgestellten weißen Schirm ein prachtvolles Farbenband, dem Regenbogen gleich, und dieses heißt bekanntlich „Spektrum". Läßt man statt des Petroleumlichtes das gelbe Licht, das von brennendem Weingeist, in dem man Kochsalz zerrieben hat, ausgeht, durch die Oeffnung eintreten, so sieht man auf dem Schirm nur ein schmales gelbes Band oder eine gelbe Linie. So oft man den Versuch mit Kochsalz wiederholt, erscheint sie immer an ein und derselben Stelle des Schirmes, solange man dasselbe Prisma benutzt. Diese gelbe Linie gibt nicht bloß die mit Kochsalz (einer Verbindung von Natrium und Chlor) gefärbte Flamme, sondern jedes andre flüchtige Salz des Natriums sowie die glühenden Dämpfe dieses Metalls selbst — sie gehört diesem Element an, und nur ihm. Der glühende Dampf eines andern Metalls gibt andre Spektrallinien, z. B. sind dem Eisen deren mehr als 1100 eigen, von denen eine jede unter gleichen Bedingungen stets dieselbe Stelle im Spektralfelde innehat.[1]) Der zur Spektralanalyse nötige Apparat ist nun so gebaut, daß man mittels eines Fernrohrs die im Apparate selbst auftretenden Linien beobachtet. Da im Sehfeld außerdem eine Skala angebracht ist, so kann die Stellung jeder einzelnen Spektrallinie an der Skalenteilung genau bestimmt werden. Einen solchen Apparat kann man mit einem astronomischen Fernrohr verbinden. Richten wir dieses nach einem Stern, und es blitzt im Sehfelde die

[1]) Vielleicht bis zu 4000 Linien nach H. Kaysers Schätzung.

gelbe Natriumlinie auf (die wir nach der Oertlichkeit im Spektrum als solche wiedererkennen), so dürfen wir den Schluß ziehen, daß auf der Oberfläche jenes Weltkörpers glühender Natriumdampf vorhanden sein muß. Und so können wir auch andre Linien, die das Spektrum eines Gestirnes bilden, mit den uns bekannten Linien verschiedener andrer Elemente vergleichen und identifizieren.

Noch eine besonders wichtige Beobachtung darf hier nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Wenn man eine Leuchtgasflamme durch den Spektralapparat betrachtet, so sieht man ein durch keine Linien unterbrochenes Band der Regenbogenfarben, ein sogenanntes „kontinuierliches" Spektrum; betrachtet man glühende Natriumdämpfe, so erscheint, wie eben erwähnt, an einer bestimmten Stelle im Sehfelde eine gelbe Natriumlinie. Richtet man aber den Versuch so ein, daß man zwischen Apparat und Gaslicht glühenden, also gelbleuchtenden Natriumdampf aufsteigen läßt, so würde man das kontinuierliche Spektrum der Gasflamme erwarten, dessen gelber Teil durch die gelbe Natriumlinie verstärkt wäre. Statt dessen erscheint an dieser Stelle des leuchtenden Farbenbandes eine schwarze Linie, die ihrem Orte, ihrer Breite nach genau der Natriumlinie entspricht. Die Strahlengattung, die den gelben Anteil des Gaslichtes bildet, wird also beim Durchgang durch die Natriumdämpfe ausgelöscht; es fällt diese Partie des kontinuierlichen Spektrums aus, und die dadurch entstandene Lücke erscheint als schwarze (lichtlose) Linie. Ebenso wird von den Strahlen, die der Sonnenkörper uns zuschickt, ein Teil beim Durchdringen der glühenden Gashülle, von der er umgeben ist, ausgelöscht, und das Spektralband der Sonne erscheint von Tausenden feiner, dunkler Linien — den sogenannten „Fraunhoferschen" Linien — unterbrochen.

Es ist somit, wie man leicht einsehen wird, für die Erkennung eines Elementes gleichgültig, ob man an einer bestimmten Stelle des Spektralgebietes helle farbige Linien auf dunklem Grund oder dunkle Linien im farbigen Spektralband wahrnimmt.

Man könnte das Bedenken hegen, ob es nicht andre, außerirdische Elemente gebe, denen gleiche Spektrallinien zukommen könnten, wodurch Verwechslungen unvermeidlich wären, oder mit andern Worten, ob das Zusammenfallen der hellen Linien, z. B. des Eisens, wie wir sie als „Funkenspektren" erzeugen können, mit den dunkeln des Sonnenlichtes nicht zufällig sei. Besonders bei Elementen, deren Spektrum nur aus wenigen Linien besteht, könnte dieser Einwand erhoben werden. Eine von Kirchhoff angestellte Wahrscheinlichkeitsrechnung ist geeignet, diese Zweifel zu zerstreuen. Indem er von den zahlreichen hellen Linien des glühenden Eisendampfes nur 60 in bezug auf ihre genaue Koinzidenz nach ihrer Lage und Feinheit oder Dicke mit den dunkeln Sonnenlinien in Berechnung zog, fand er die Wahrscheinlichkeit, daß sie nicht die gleiche Ursache (glühenden Eisendampf) haben sollten, wie eins zu einer Trillion (1 mit 18 Nullen). Diese Wahrscheinlichkeit ist praktisch gleich Null, und die Gegenannahme, daß die dunkeln Sonnenlinien, die mit den hellen des Dampfes irdischen Eisens zusammenfallen, die Anwesenheit dieses Elementes in der Sonnen-

hülle anzeigen, ist vollkommen berechtigt. Kirchhoff hebt hervor, wie die Schlüsse aus unsern chemischen Analysen auch nicht bindender und zuverlässiger sind: „Ich erhalte," sagt er, „ein Mineral aus Neuseeland, analysiere es, und eine bestimmte Anzahl von Reaktionen, die ich damit anstelle, sagen mir, daß es Eisen enthält. Niemand zweifelt daran, daß meine Folgerung richtig ist, und doch fehlt der positive Beweis, daß der Körper wirklich Eisen ist. Kann denn nicht die Substanz, soweit ich sie untersucht habe, in ihren Eigenschaften mit dem Körper, den wir Eisen nennen, übereinstimmen und in andern davon abweichen? Sicher! Wir können nur behaupten, daß bei einem jeden der vielen Vergleiche, die wir angestellt haben, beide sich als identisch erwiesen haben, und eben diese Uebereinstimmung der Eigenschaften findet ihren Ausdruck darin, daß wir beide Eisen nennen. Genau in derselben Weise kommen wir zu dem Schlusse, daß Eisen in der Sonne enthalten ist." Die Gründe sind ebenso zwingend wie die, durch die irgend ein Satz in der Naturwissenschaft bewiesen ist.

Eine einfache Ueberlegung belehrt uns, welche Vor- und Nachteile diesem zweiten Wege vor dem der chemischen Analyse der Meteorite zukommen. Der Vorzug beruht darin, daß wir von dem Vorhandensein von Elementen sichere Kenntnis bekommen aus Gebieten des Alls und von Weltkörpern, die der unmittelbaren Untersuchung ihrer materiellen Beschaffenheit ewig unerreichbar bleiben werden. Dagegen belehren uns die Strahlen nur über die chemische Zusammensetzung der Oberfläche der Himmelskörper, von denen sie ausgehen, und selbst diese Kunde erleidet eine Einschränkung. Die Stoffe, deren chemische Natur wir durch Spektraluntersuchung erfahren sollen, müssen in Form glühender Dämpfe uns zur Beobachtung kommen. Sind es feste Partikelchen, selbst von außerordentlicher Kleinheit, oder feuerflüssige Massen, so geben alle Elemente das gleiche kontinuierliche Spektrum, wie etwa die glühenden Kohlenteilchen in der Leuchtgas- oder Petroleumflamme. Eine weitere Einschränkung erfährt diese Methode bei jenen Weltkörpern, die mit erborgtem Lichte leuchten, wie die Planeten.

Ueber diese letzteren nun gewähren andre, astronomische Beobachtungen einige Aufschlüsse. Aus ihnen geht mit größter Wahrscheinlichkeit hervor, daß bei der Erde und den drei andern sonnennahen Planeten: Merkur, Venus und Mars eine große Aehnlichkeit in der Zusammensetzung ihrer Atmosphäre besteht. Diese enthält also wohl bei allen, wie das Luftmeer, das unsre Erde umgibt, Sauerstoff und Stickstoff und die beiden Verbindungen: Kohlensäure und Wasserdampf; nur in den relativen Mischungsverhältnissen dieser Stoffe und in bezug auf die Dichte der Lufthüllen herrschen beträchtliche Unterschiede.

So besitzt Merkur eine dünne Atmosphäre, dagegen ist die der Venus 1,7 mal dichter als die unsre (Mädler). Der letztere Planet ist dauernd mit so dicken Wolkenschichten bedeckt, daß man seine Oberfläche nie erblicken kann. Darum erscheint ein Fixstern, vor dem die Venus vorbeizieht, um so undeutlicher, je näher ihr Rand ihm kommt, weil die Dunstschicht, durch die sein Licht hindurchgehen muß, je näher ihrer Oberfläche um so dichter ist. Vogels Spektraluntersuchungen berechtigen überdies zu der Annahme, daß diese eine beträchtliche Höhe

einnehmenden Schichten zum Teil aus Wasserdampf bestehen, also Wolkengebilde sind, wie sie über unsrer Erde schweben.

Auf dem Mars ist diese Wolkendecke viel weniger dicht und überdies zerrissen; sie wechselt, wie die Bewölkung unsrer Erde. Infolge dieser Verhältnisse dringen wohl die Sonnenstrahlen bis zu seiner Oberfläche, erleiden aber in dieser Atmosphäre eine starke Absorption. Darum erscheint der Mars rot — etwa wie die Sonne durch eine Dunstschicht gesehen. Die Erde dürfte aus gleichem Grunde auch in rötlichem Lichte leuchten. — Von besonderem Interesse sind zwei weiße, schneeglänzende Flecke [1]) in der Nähe der Rotationspole des Mars — die „Polkappen", die zuerst 1716 von Philipp Miraldi bemerkt wurden, deren klimatische Veränderlichkeit aber erst W. Herschel entdeckt hat. Sie zeigen (nach Arago) eine zwanzigmal größere Lichtstärke als die übrige Scheibe. Sie werden für Eismassen gehalten; [2]) besonders mächtig angehäuft sind die am Nordpol. Wenn dieser aus der monatelangen Nacht des Polarwinters heraustritt, so schmilzt die Kappe nach und nach ab, der Fleck wird immer kleiner. Man sieht weite Seeflächen sich bilden. Im Gegensatz zum Monde scheint auf dem Mars eine Periode viel weiter fortgeschrittener Tätigkeit des Wassers angenommen werden zu müssen. Die Marsoberfläche scheint vor allem aus Niederungen zu bestehen, die sich im Sommer mit Wasser füllen, das weite flache Becken bildet, nur von hügelförmigen Erhöhungen unterbrochen; die nivellierende Tätigkeit des Wassers hat die Gebirgshöhen abgetragen. Zugleich aber mag durch einen chemischen Prozeß ein großer Teil des Wassers an die verwitternden Gesteine festgebunden sein. Ein trauriger Spiegel, aus dem das Schicksal unsrer Erde uns entgegenschaut!

Auch die mächtige [3]) Atmosphäre, die den Jupiterkörper unsern Blicken fast dauernd verhüllt, scheint aus einem gleichen Gasgemenge gebildet zu sein, aus dem unsre Luft besteht. Auch dort ist es Wasserdampf, der die rasch hinjagenden Wolkenstreifen bildet. Desgleichen kommt dem Saturnkörper eine ähnliche Gashülle zu, wie dem Jupiter, und Janssen hat auch in ihr das Vorhandensein von Wasserdampf nachgewiesen. Dagegen fehlt eine Atmosphäre seinen um ihn kreisenden Ringen; sie sollen aus unzähligen kleinen Teilchen (kosmischem Staub) bestehen.

Verschieden von den besprochenen müssen dagegen die sehr dichten und untereinander übereinstimmenden Atmosphären der beiden äußersten Planeten, des Uranus und Neptun, sein. Sie enthalten einen ihnen und dem Jupiter gemeinsamen Stoff, der auf der Erde bisher nicht gefunden ist.

---

[1]) Auch die Venus soll ähnliche, aber minder deutliche Kappen zeigen.

[2]) Vereinzelt dürfte Johnstone Stoneys Ansicht sein, daß es Felder von fester Kohlensäure seien. Dagegen sprechen wohl schon physikalische Gründe. Stoney spricht dem Mars mit Unrecht das Wasser ab. Es wäre nicht einmal unmöglich, daß sich auf dem Mars Vegetation befindet.

[3]) Nach Barnard und Hough soll die Atmosphäre verhältnismäßig dünn sein und durch sie der teigigweiche, geschmolzene Körper des Jupiter durchleuchten.

Wenden wir uns der Betrachtung unsers Zentralkörpers zu, von dem wir samt seinem ganzen übrigen Gefolge von Planeten Licht empfangen. Woraus der weißglühende Sonnenkörper gebildet wird, darüber kann uns die Spektralanalyse keinen Aufschluß geben. Nicht einmal über seinen Aggregatzustand sind die Astronomen einig. Manche nehmen an, die Sonne sei ein feuerflüssiger Ball, während Secchi und seine Anhänger sie für eine Kugel von Gas halten, das unter kolossalem Druck stehend, sich im sogenannten „kritischen Zustand“ — einem Zwischenzustande von flüssig und gasförmig — befinde. Auch ein Vergleich zwischen dem spezifischen Gewichte der Erde (mit Cavendishs Horizontalpendel bestimmt) und dem der Sonne kann uns keinen Anhaltspunkt geben, ob der Sonnenkörper und unsre Erde aus den gleichen Stoffen bestehen.[1])

Um die weißglühende Oberfläche der Sonne — die sogenannte „Photosphäre“ — lagert eine in Hinsicht auf die Größe der Sonne nur wenig mächtige Gasschicht von 1000 bis 1500 geographischen Meilen Dicke, die ihrer roten Farbe wegen „Chromosphäre“ genannt wird. Zwischen ihr und der Photosphäre, also der Sonnenoberfläche, unmittelbar auflagernd ist eine sehr dünne Schicht, die aus glühenden, leuchtenden Metalldämpfen besteht; sie ist wahrscheinlich die „umkehrende Schicht“, die durch Auslöschen gewisser Lichtpartien die Fraunhoferschen Linien erzeugt. Ueber der Chromosphäre endlich ist, als äußerster Teil der Sonnenatmosphäre, die in den Weltraum weit hinausstrahlende „Corona“ verbreitet. Sonach besteht die Sonnenatmosphäre aus drei Schichten, deren elementare Bestandteile, wie wir sehen werden, verschieden sind. Wenn die Spektralanalyse uns über die chemische Beschaffenheit des Sonnenballs selbst keine Auskunft geben kann, so bietet sie um so reichere Aufschlüsse über seine Atmosphäre und erlaubt den Schluß, daß die obersten Schichten des Sonnenkörpers wohl aus jenen Elementen bestehen werden, deren Dämpfe wir in ihrer Atmosphäre finden.

Von den irdischen Elementen hat schon Kirchhoff eine größere Anzahl nachgewiesen, und zwar mit Sicherheit Eisen, Chrom und Nickel, ferner Natrium, Calcium, Magnesium und Wasserstoff; auch glaubte er das Vorhandensein kleiner Mengen von Baryum und Zink annehmen zu dürfen, was in der Tat spätere Beobachter bestätigen konnten. Dagegen suchte er vergebens nach den Edelmetallen (Quecksilber, Silber, Gold), ebensowenig konnte er die Elemente der

[1]) Die Erde ist etwa fünfeinhalbmal so schwer, als eine gleich große Wasserkugel wäre; das spezifische Gewicht der Sonne dagegen (aus ihrem Volumen und ihrer Masse berechnet) beträgt nur ungefähr 1/4 der Erddichte. Uebrigens können wir nicht einmal über die Natur der im Innern der Erde befindlichen Stoffe eine plausible Annahme machen. Das spezifische Gewicht der Erde ist auffallend hoch — sämtliche bekannte Gesteinsarten, aus denen die feste Oberfläche gebildet ist, haben nur etwa ein halb so großes (im Mittel 2.7). Wahrscheinlich befinden sich im Innern der Erde große Massen Eisen, vielleicht auch Edelmetalle. Indes müssen, wenn das Erdinnere nicht fest ist, bei dem nach der Tiefe zunehmenden riesigen Druck auch Stoffe, die auf der Oberfläche minder dicht sind, dort eine beträchtliche Dichte annehmen.

Arsengruppe (Phosphor, Arsen, Antimon) und das nahestehende Zinn sowie Blei, Kadmium, Strontium, Lithium und Aluminium auffinden.

Spätere Forscher waren glücklicher. Bald nachher wiesen Ångström und Thalén das Aluminium, Mangan und Titan nach; Lockyer gelang es mit dem Kobalt, dessen Existenz Kirchhoff nur als wahrscheinlich bezeichnete, so daß die Anwesenheit sämtlicher Elemente der Eisengruppe in der Sonne feststeht. Lockyer fand aber in der Schicht der Metalldämpfe auch Blei, Kadmium, Kalium, Strontium, Kupfer, Uran, Vanadin und Molybdän. Doch blieben seine Nachforschungen nach Wismut, Silber, Zinn, Silikum ohne Erfolg. Auch Phosphor und Schwefel, die in den Aërolithen nicht selten vorkommen, die Halogene Chlor, Brom, Jod, Fluor, die Metalle der Platingruppe hat man bisher nicht mit Sicherheit beobachtet. Dagegen scheint in jüngster Zeit Sauerstoff nachgewiesen zu sein. Ferner hält Hale es für wahrscheinlich, daß Kohlenstoff in der Sonnenatmosphäre glüht, und, was theoretisch besonders wichtig wäre, man will das Spektralband des Cyans — einer Verbindung von Kohlenstoff und Stickstoff — beobachtet haben.[1])

Von den erst seit kurzer Zeit entdeckten „Edelgasen" — so benannt, weil sie mit keinem andern Element eine Verbindung eingehen — ist in der Sonnenatmosphäre Helium enthalten, das wegen seiner Geschichte eine besondere Besprechung verdient. Der Weg seiner Entdeckung ist nämlich der umgekehrte von dem andrer Elemente. Das Helium ist zuerst in der Chromosphäre beobachtet und erst vor wenigen Jahren auch auf der Erde gefunden worden. Janssen bemerkte im Jahre 1868 eine auffallend gelbe Linie im Sonnenspektrum, die nachher auch Lockyer in den Protuberanzen wiederfand. Er konnte sie mit keiner Spektrallinie eines bekannten Elementes identifizieren und nahm an, daß sie einem nur der Sonne eigentümlichen zukomme, dem er darum den Namen „Helium" gab. Vier Jahre später sah der kühne Erforscher des Vesuvs Palmieri bei der spektroskopischen Untersuchung einer Lava die gleiche Linie. Aber erst 1895 gelang es Ramsay und gleichzeitig Cleve, das gasförmige Element aus dem in Arendal in Norwegen gefundenen seltenen Uranmineral „Cleveit" in kleiner Menge zu gewinnen. Seither ist es einerseits in den Quellengasen von Wildbad im Schwarzwald, von Bath, von Cauterets in den Pyrenäen, anderseits in vielen Fixsternen beobachtet worden. Es ist ein farbloses Gas, ungefähr doppelt so schwer als Wasserstoff; es ist nach diesem das leichteste bekannte Element. Im Gegensatz zu den spärlichen Mengen auf der Erde scheint es auf der Sonne in gewaltiger Masse vorhanden zu sein.

Auffallen muß es, daß von der großen Zahl irdischer Elemente nur ein kleiner Bruchteil (etwas über $^1/_3$) in der Sonnenatmosphäre aufgefunden ist. Darunter fehlen manche, die auf der Erde in Verbindungen reichlich vertreten sind, z. B. Chlor in Form von Kochsalz. Die Folgerung, daß diese Grundstoffe auf der Sonne wirklich fehlen, wäre übereilt. Die Spektren können zum Teil in einer

[1]) Bis jetzt nimmt man 33 Elemente in der Sonnenatmosphäre an.

Weise beeinflußt sein, die uns unbekannt ist, weil wir bei ihrem Studium im Laboratorium die auf der Sonne herrschenden Wärme- und Druckverhältnisse nicht herstellen können. Der Chemiker nimmt heute nicht an, ein Element müsse ein einfacher Stoff sein, sondern er versteht darunter nur einen solchen, den in noch einfachere zu zerlegen uns vorerst die Mittel fehlen. Es ist nicht unmöglich, daß auf der Sonne manche Elemente, wie etwa die Halogene, zersetzt (dissoziiert) sind, und dann andre, uns natürlich unbekannte Spektren zeigen müßten. In der kraterförmigen Vertiefung des positiven Kohlenstiftes einer Bogenlampe erreicht die Temperatur etwa 3900 ° Celsius. Bei dieser Hitze beobachtet man allerdings an den Elementen keine Aenderung ihrer Natur. Auf der Sonne ist sie aber vielleicht doppelt so hoch.[1] Auch pflegen in Gegenwart von Metalldämpfen die Spektrallinien der Nichtmetalle zu verschwinden. — Endlich wissen wir seit Moissans genialen Untersuchungen, daß zwischen manchen Elementen gewisse chemische Verbindungen erst bei sehr hohen Temperaturen zustande kommen. Es wäre daher nicht unmöglich, daß die Elemente, deren Spektren man in der Sonne bisher nicht beobachtet hat, in solchen Verbindungen festgehalten sind.

Wenn einerseits zahlreiche Elemente auf der Sonne (im Sonnenspektrum) vermißt werden, so kennt man anderseits zahlreiche Fraunhofersche Linien, die mit Linien irdischer Grundstoffe nicht stimmen. Es wäre voreilig, wollte man behaupten, es seien Elemente, die sich auf der Erde nicht finden, teils weil es sich um veränderte Spektren dieser letzteren handeln könnte, teils weil man nach den in die letzten Dezennien fallenden glänzenden Entdeckungen des Germaniums durch Clemens Winkler, der Edelgase (Argon, Krypton) u. s. w. durch Ramsay, Lord Rayleigh, Travers und der wunderbaren „radioaktiven" Elemente (Polonium, Radium u. s. w.) durch das Ehepaar Curie, durch Giesel, Marckwald und andre nicht berechtigt ist zu behaupten, daß uns schon sämtliche Grundstoffe, die sich auf der Erde finden, bekannt sind.

In welcher Weise sind nun die Elemente in der Sonnenatmosphäre verteilt?

Die dünne Zwischenschicht, durch die die Oberfläche des Sonnenkörpers von der Chromosphäre getrennt ist, besteht ganz aus glühenden Dämpfen jener Metalle, die oben angeführt worden sind; die höheren Schichten — Chromosphäre und Corona — dagegen vor allem aus gasförmigen Elementen: Wasserstoff, Helium, Coronium.

Auf unserm Planeten ist die Hauptmasse des Wasserstoffs an Sauerstoff, als Wasser, fest gebunden; frei findet er sich nur in kleinen Mengen in den vulkanischen Exhalationen mancher Krater. Nach Hofrat Hanns Annahme wäre noch in den höchsten Schichten unsres Luftmeeres Wasserstoff vorhanden, bei

[1] Nach Wilsons und Grays Berechnung wäre die Temperatur auf der Sonnenoberfläche 8000 ° Celsius; nach Langley mindestens 20000 ° Celsius. Nach gefälliger Mitteilung des Herrn Prof. v. Hepperger verdient das meiste Vertrauen der Wert 7010 ° (berechnet unter Zugrundelegung der Solarkonstante von 4 Cal. und Annahme des Stefanschen Gesetzes).

der außerordentlichen Verdünnung dieser Luft könnte aber die absolute Menge des Wasserstoffs auch keine beträchtliche sein. Ganz anders auf der Sonne! Bei der dort herrschenden Temperatur könnte Wasser nicht bestehen, es müßte in seine Elemente zersetzt sein. Dort findet sich in der Tat der Wasserstoff in ganz riesigen Mengen. Er ist es, der vor allem die Chromosphäre bildet, er ruft die Erscheinung hervor, die unter dem Namen der „Protuberanzen“ in weitern Kreisen bekannt ist. Arago, der als erster ihre gasige Natur erkannt hat, berichtet, daß sie im Jahre 1706 zuerst (von dem schwedischen Gymnasiallehrer Vassenius) bemerkt worden sind. Seit der totalen Sonnenfinsternis vom 8. Juli 1842 sind sie Gegenstand aufmerksamer Beobachtung und seither des eingehendsten Studiums geworden. Arago erklärte diese „roten Gestalten“, diese rubin- oder pfirsichroten Erhebungen für „Aufwallungen“ der Chromosphäre, für „Wolkenmassen, die die Photosphäre erleuchtet und färbt“. Anfangs konnte man sie nur bei totaler Sonnenfinsternis, dem Rande des Mondschattens aufsitzend, und dann bisweilen sogar mit freiem Auge beobachten. Man konnte anfänglich zweifeln, ob sie dem Monde oder der Sonne angehören. Seit man dem Fernrohr den Spektralapparat zugesellt hat, kann man diese Gebilde auch ohne Verfinsterung der Sonnenscheibe beobachten. Es ist somit kein Zweifel, daß sie der Sonnenoberfläche aufsitzen oder von ihr aufsteigen; die spektroskopischen Beobachtungen haben zugleich den Beweis erbracht, daß sie ihrer Hauptmasse nach aus glühendem Wasserstoff bestehen. Einige von ihnen sind nichts als „Wallungen“ der Chromosphärenschicht („Haufenprotuberanzen“ nach Secchis Bezeichnung); andre gleichen schwebenden leichten Lammwölkchen oder faserigen Federwolken („Nebelprotuberanzen“), andre wieder ruhen auf einem rotglühenden Fuß oder auf mehreren feurigen Säulen, die aus der Chromosphäre emporragen. Besonders merkwürdig aber sind die „Strahlenprotuberanzen“; sie erheben sich meist in der Nähe von Sonnenflecken wie Feuergarben aus dem Sonnenkörper, oder sie breiten sich in ihrer Höhe pinienartig aus (wie die emporgetriebenen Aschemassen bei manchen Ausbrüchen des Vesuvs); andre steigen raketenähnlich auf und senken sich im Bogen wieder zum Sonnenkörper; noch andre endlich gleichen vom Winde getriebenen Flammen.

Sie sämtlich sind gewaltige Ausbrüche des glühenden Wasserstoffgases, ob deren Mächtigkeit die Phantasie erlahmt. Die kleineren Protuberanzen haben eine Grundfläche wie ganz Deutschland und erheben sich zu 370 Kilometer Höhe; man hat aber Garben von 120000 bis 150000 Kilometer Höhe beobachtet. Wohl die gewaltigste Eruption sah der englische Astronom Professor Young am 7. September 1871; um Mittag war die Protuberanz 24000 Kilometer hoch; 5 Minuten vor 1 Uhr erfolgte ein gewaltiger Nachschub; die feurige Zunge schoß mit der Schnelligkeit von 267 Kilometer in der Sekunde bis zu 173000 Kilometer empor und hatte nach weiteren 10 Minuten die Höhe von 338000 Kilometer erreicht. Um $^1/_4$ 2 Uhr waren an der Stelle nur noch leichte, helle Wolkenstreifen zu sehen. Es war dies eine Gasmasse von dem Volumen der ganzen Erde, die mit rasender Schnelligkeit bis zu einer Höhe empor-

getrieben ward, die der Entfernung des Mondes (385000 Kilometer) von uns nahe kommt. Die höchste Protuberanz [1]) aber, die je gesehen worden ist (von Young am 7. Oktober 1880) war 563000 Kilometer hoch! Die Gasmassen müssen zum Teil in wirbelnder Bewegung sich befunden haben. Man kann dies aus der paragraphförmigen Verzerrung der sonst geraden blauen Wasserstofflinie F, die man beobachtet hat, schließen. Halm glaubt, daß diese Erhebungen der glühenden Wasserstoffmassen ihre Ursache in lokalen (partiellen) Temperaturerhöhungen der Photosphäre haben. Nach der Anschauung andrer kann man die Eruption sich als Folge der Abkühlung und dadurch bedingten Zusammenziehung des geschmolzenen Sonnenkörpers vorstellen, ähnlich wie aus erkaltenden Laven die darin eingeschlossen gewesenen Gase unter Eruption entweichen, oder wie Sauerstoff, der im geschmolzenen Silber aufgelöst war, bei dessen Erstarren unter „Spratzen" entweicht.

Wenngleich die Hauptmasse einer Protuberanz aus Wasserstoff besteht, so werden doch bei dem Ausbruch auch Anteile der Metallschicht mit emporgerissen, deren helleuchtende Linien man an dem Fuß der Protuberanz wahrnimmt. So beobachtete Lockyer gelegentlich die Linien von Natrium, Magnesium und Eisen. Die leichten „wolkenartigen" Protuberanzen zeigen dagegen nie Metalldämpfe.

Der Chromosphäre, den Protuberanzen und der Corona sind große Mengen Helium beigemischt, das in der Nähe der Sonnenoberfläche minder dicht angehäuft ist als in den höheren Schichten, entsprechend seinem geringen Eigengewicht — es ist ungefähr siebenmal leichter als unsre Luft. In der Chromosphäre und vor allem in der Corona findet sich noch ein Gas, das bisher auf der Erde nicht aufgefunden worden ist — das Coronium (charakterisiert durch eine grüne Spektrallinie), das noch leichter als Wasserstoff zu sein scheint. Natriumdämpfe sind bis in die Corona hinein verbreitet, die hauptsächlich aus äußerst fein verteilten, festen Stoffen zu bestehen scheint, da sie ein blasses, kontinuierliches Spektrum zeigt.

Die gasförmige Hülle der Sonne müssen wir uns von äußerst geringer Dichte vorstellen. Dafür spricht außer sonstigen theoretischen Gründen die Tatsache, daß wiederholt Kometen in ihrer Sonnennähe (Perihel), die in das Gebiet der Protuberanzen reichte, ihre Bahn ohne die geringste Störung mit großer Schnelligkeit durchflogen haben. So kam z. B. der große Komet des Jahres 1843 in seinem Perihel der Sonne auf vier Erddurchmesser nahe; er streifte sozusagen die Sonnenoberfläche. Dabei durchflog er diese Bahnstrecke mit der Geschwindigkeit von 562 Kilometer in der Sekunde, also neunzehnmal schneller

[1]) Diese riesigen Zahlen müssen Bedenken erregen. A. Schmidt und W. H. Julius bezweifeln die Realität der Protuberanzen. Sie halten sie für Lichtmassen, die aus dem Innern des Sonnenkörpers hervorstrahlen und durch Refraktion abgelenkt, dem Auge, analog einer Fata Morgana, über der Sonne zu schweben scheinen. Cornu vergleicht die rasch und riesig hoch aufsteigenden Protuberanzen mit den emporschießenden Nordlichtstrahlen, also einer elektrischen Lichterscheinung. Die Mehrzahl der Astronomen scheint diese Ansichten nicht zu teilen.

als die Erde sich in ihrem Perihel bewegt. Man muß sich gegenwärtig halten, daß der Widerstand, den eine Luftschicht einem sie durcheilenden Körper entgegensetzt, nicht in einfachem, sondern in quadratischem Verhältnis seiner Geschwindigkeit wächst. Wie äußerst dünn muß die Sonnenatmosphäre sein, wenn ein Körper von so schattenhaft geringer Dichte, wie es ein Komet in der Sonnennähe ist, in seiner Bewegung keine bemerkbare Verminderung seiner Geschwindigkeit, also keinen meßbaren Widerstand erleidet. — Nur über den Sonnenflecken, wo die Chromosphäre abgekühlt ist, erscheint auch ihre Dichte beträchtlich größer.

Soviel Interessantes wir über die chemische Beschaffenheit unsers Zentralkörpers erfahren, um den die Erde, lebenempfangend, ihre Bahn zieht, so wenig Aufschluß kann uns die Spektralanalyse über unsern Begleiter bieten, der uns nicht bloß physisch nahesteht, sondern auch auf unser Gemütsleben nicht minder tiefen Einfluß hat als das Tagesgestirn. Das landschaftliche Aussehen der Mondoberfläche — wenn ich diesen Ausdruck gebrauchen darf — erinnert nicht wenig an manche geognostische Verhältnisse der Oberfläche unsers eignen Planeten. Seine Kraterberge haben große Aehnlichkeit mit unsern vulkanischen Gebieten — so etwa würden die phlegräischen Gefilde bei Neapel aussehen, wenn sie einst, alles Lebens beraubt, kahl dastehen werden. Dies stimmt gut zu der kosmogonischen Hypothese, daß der Mond ein abgerissenes Stück Erdmasse ist. Dann aber ist auch der Schluß nicht zu gewagt, daß die materielle Zusammensetzung wenigstens seiner oberen Schichten mit denen der festen Erdrinde, wo sie aus Urgestein besteht, übereinstimmen, somit aus Verbindungen derselben Elemente bestehen dürfte, wie diese Erdgesteine. Die Dichte des Mondes (3.32) stimmt nahezu genau mit der mancher Silikate und dichter Basalte (3—3.6).

Nirgends auf dem Monde zeigen sich Spuren von Tätigkeit des Wassers, die eine so große Rolle bei der Tal- und Gebirgsbildung auf unsrer Erde spielt. — Alles scheint rein vulkanisches Gebilde zu sein. Landerer hat bei der Untersuchung der Polarisationswinkel der Gesteine der Mondoberfläche in der Tat den Schluß gezogen, daß sie unserm Obsidian und Vitrophyr ähneln dürften.

Eine Gashülle, ähnlich unsrer Luft, besitzt der Mond entweder gar nicht, oder sie ist nur äußerst dünn und auf die Niederungen und Schluchten zwischen den relativ hohen Bergen beschränkt.

Wenden wir nun unsre Aufmerksamkeit jenen wunderbaren Himmelskörpern zu, die zum Teil, ähnlich den Planeten, dem Machtbereich der Sonne angehören, zum Teil sie wenigstens — wie Schiaparelli annimmt — auf ihrer kosmischen Bahn, in ihrer Bewegung gegen das Sternbild des Herkules hin begleiten: ich meine die Kometen. Die Betrachtung ihrer elementaren Zusammensetzung bietet noch besonderes Interesse, da man geneigt ist, einen Teil der Meteore und die Sternschnuppenschwärme als Umwandlungsgebilde, sozusagen als Zerstörungsprodukte der Kometen anzusehen. Die Befunde ihrer Spektraluntersuchung wären daher als Ergänzung zu den Resultaten, die man durch die chemische Analyse der Meteorite gewonnen hat, zu betrachten.

Wenn man einen Kohlenwasserstoff, z. B. Acetylen, Sumpfgas, Terpentin elektrisch zum Leuchten bringt, indem man Induktionsfunken durchschlagen läßt, so erhält man ein Spektrum, das aus je einem gelben, grünen und blauen Bande gebildet wird; jedes dieser Bänder ist an dem einen Rande scharf begrenzt, an dem andern verwaschen. Alle bisher beobachteten Kometen zeigen auch ein gelbes, grünes und blaues Spektralband, deren große Aehnlichkeit mit dem eben beschriebenen „Kohlenstoffspektrum" zu der Annahme zu berechtigen schien, daß es Kohlenwasserstoffe sind, die in den Kometen glühen. Diese Wahrscheinlichkeit wird nun durch die Ergebnisse von Untersuchungen des um die Spektralanalyse hochverdienten Forschers H. C. Vogel noch beträchtlich erhöht. Er fand, daß man ein dem Kometenspektrum noch viel ähnlicheres erhält, wenn man Leuchtgas (oder sonst ein Kohlenwasserstoffgas) mit Kohlenoxyd gemischt verwendet. Es ist demnach sehr wahrscheinlich, daß nicht bloß Kohlenwasserstoffe, sondern auch das wegen seiner großen Giftigkeit bekannte Kohlenoxyd („Kohlengas") den Kometen eigen ist.[1]) Indem Vogel die Annahme der nahen Beziehung zwischen Kometen und Meteoren zugrunde legte, folgerte er, daß die Gase, die man aus Meteoriten auspumpen kann, durch den elektrischen Funken leuchtend gemacht, ein ähnliches Spektrum wie die Kometen zeigen dürften — eine Voraussetzung, die durch A. W. Wrights Versuche im wesentlichen bestätigt wurde.

Welche Kohlenwasserstoffe in den Kometen vorkommen, läßt sich nicht entscheiden, da alle das gleiche Spektrum geben. Man ist geneigt, in dem Kopfe mancher von ihnen kohlenstoffreiche Verbindungen anzunehmen, die in der Nähe der Sonne verdampfen und die Materie für die Dunsthülle und den Schweif liefern, die weit in den Weltraum getrieben werden. Wir müssen uns vorstellen, daß diese Gase bei sehr niederer Temperatur, wie sie im Weltraum herrscht, durch disruptive (Funken-) Entladung leuchtend gemacht sind. Dies dürfte auch die Schwankungen der Lichtstärke der Kometen erklären.

Zwei Kometen: der von Wells am 17. März 1882 entdeckte und der große Septemberkomet (II) desselben Jahres, sind von unserm Gesichtspunkt aus dadurch besonders interessant gewesen, daß man in ihnen Natriumdampf nachgewiesen hat, dessen charakteristische gelbe Doppellinie bei Annäherung der Kometen an die Sonne mit steigender Intensität sichtbar ward. Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß der Natriumdampf aus der Sonnenatmosphäre in diese Kometen gelangt ist. In dem Augenblicke, als die Natriumlinie sichtbar ward, schwand das Kohlenstoffspektrum — woraus man schließen darf, daß das Leuchten der Kometen keine Glimmlichterscheinung ist, sondern, wie schon erwähnt, von disruptiven Entladungen herrührt. Man kann dieses Verschwinden des Gasspektrums experimentell nachmachen. Wenn man verdünnten Stickstoff in einer sogenannten Geißlerschen Röhre durch Induktionsentladung zum Leuchten

[1]) Vogel fand das Spektrum des großen Kometen 1882 II identisch mit dem des Leuchtgases.

bringt, so sieht man ein schönes, aus hellen Linien zusammengesetztes Spektrum. Läßt man nun in die Röhre etwas Natriumdampf eintreten, so verschwindet das Stickstoffspektrum, wie dort das Kohlenwasserstoffspektrum verschwand, weil die Metalldämpfe die Leitung des Stromes übernahmen. — Der Komet 1882 II zeigte aber am 18. September (einen Tag nach dem Durchgang durch die Sonnennähe), wo er der Sonne auf wenige tausend Meilen nahe gekommen war, plötzlich noch andre Metallinien, darunter die stärkeren Spektrallinien des Eisens, wohl weil in dieser Nähe die Hitze das Eisen und andre Metalle in Dampf verwandelt.

Außer den Band- und Linienspektren gibt das Licht der Kometenschwänze noch ein schwaches kontinuierliches. Dieses muß, wie wir bereits wissen, von glühenden Massenteilchen herrühren, wenn es nicht, wie von manchen angenommen wird, reflektiertes Sonnenlicht ist. Im ersteren Falle könnte man auf Anwesenheit von Sauerstoff schließen. Läßt man nämlich durch ein Gemenge von Acetylen und wenig Sauerstoff elektrische Funken durchschlagen, so verbrennt vor allem der Wasserstoff dieser Verbindung zu Wasser, während ein Teil des aus ihr freigewordenen Kohlenstoffs sich abscheidet, infolge der Verbrennungswärme weißglühend wird und ein kontinuierliches Spektrum liefert.

So dünn die Gasmasse, die den Kern umhüllt und den Schweif bildet, auch ist, der Kern, der das Material dazu liefert, muß aus wesentlich dichteren Stoffen zusammengesetzt sein. Zöllner nimmt an, daß er aus geschmolzener Masse besteht. Auf der Bahn durch den kalten Weltraum müssen die Kerne aber zeitweilig zu meteorsteinartigen Körpern erstarren, die zusammen einen einheitlichen Kern zu bilden scheinen. Sie dürften ihrer stofflichen Natur nach mit den Meteoriten übereinstimmen.

Die fortschreitenden spektroskopischen Untersuchungen schaffen immer mehr stoffliche Kenntnisse dessen, was die Himmelsräume ausfüllt.

Richten wir unsern Blick in Gebiete des Weltalls, die weit jenseits unsers Planetensystems liegen, ob auch aus jenen ungemessenen Fernen Kunde zu uns gelangt über die elementarische Natur der sie bevölkernden Himmelskörper. Zunächst sind es die Fixsterne, diese Sonnen andrer Systeme, die zahlreichen und sorgfältigen spektroskopischen Untersuchungen durch Secchi, Huggins, Lockyer, Miller, H. C. Vogel, Pickering u. a. unterzogen worden sind, deren Resultate an Schärfe und Sicherheit dadurch beträchtlich gewonnen haben, daß die lichtempfindende photographische Platte in sehr vervollkommneten Instrumenten (Spektrographen) die Bilder dauernd festhält und nachträglicher Prüfung zugänglich macht.

Seit man die chemisch-physikalische Beschaffenheit der Fixsterne genauer kennt, werden sie nach dem Vorschlage Pater Secchis in mehrere „Typen" auf Grund ihrer Spektren unterschieden — eine Einteilung, die durch Vogel verbessert worden ist.

Mit unsrer Sonne zu dem gleichen Typus (II) gehören die mit gelblichem Lichte leuchtenden Sterne. Die Spektren, manche von ihnen bis in Einzelnheiten

dem Sonnenspektrum gleichend, lehren, daß sich in ihnen die gleichen Elemente wie auf der Sonne und in wesentlich gleichem Zustande finden — als glühende Metalldämpfe und als wasserstoffreiche Atmosphäre. Diese ist bei manchen so kolossal, daß sie den Raum zwischen Sonne und Uranus ausfüllen könnte. Zu dieser Gruppe gehört eine Zahl der schönsten Sterne erster Größe, die unsern Nachthimmel schmücken: „Capella“ im Sternbild des Fuhrmanns, „Arcturus“ im Boote, „Aldebaran“ im Stier, „Pollux“, der glänzendere der beiden Zwillinge, und unser viel kleinerer Polarstern.

Die in rein weißem Lichte erstrahlenden Sterne (Typus I), auf denen noch eine größere Hitze herrschen muß als auf der Sonne und auf den eben besprochenen Sternen, haben gleichfalls eine sehr beträchtliche Wasserstoffatmosphäre. Hierher gehört mehr als die Hälfte aller spektroskopisch untersuchten Sterne, darunter außer zahlreichen kleineren auch Sterne erster Größe: „Regulus“ im Löwen, „Sirius“, „Deneb“, der hellste Stern im Schwanze des Schwans, „Wega“ in der Leier. Ihre Spektren (ausgenommen das des Regulus) zeigen die Anwesenheit von Natrium, Calcium, Magnesium und Eisen; Helium fehlt in ihnen. Dieses hat man dagegen neben vorherrschendem Wasserstoff im „Rigel“, dem strahlendsten Stern im linken Fuß des herrlichen Sternbildes Orion sowie in der „Bellatrix“ (in dessen linker Schulter) nachgewiesen; in den Sternen δ und ε des Wehrgehänges herrscht das Helium sogar vor. Eine ähnliche chemische Natur verraten die Spektren des „Algol“ und der „Spica“. Eine besonders ausgedehnte Wasserstoffatmosphäre hat ein zu diesem Typus gehöriger Stern dritter Größe (β der Leier).

Im Gegensatz zu diesen einem jüngeren Entwicklungsstadium angehörenden Weltkörpern kennt man Fixsterne, die in ihrer Entwicklung weiter fortgeschritten und darum kühler als die Sonne sind (Typus III). Sie senden rotes Licht aus, z. B. „Beteigeuze“ in der rechten Schulter des Orion, „Algenib“ im Perseus, „Mira“ im Wallfisch, und außerdem teleskopische, sehr lichtschwache und die meisten veränderlichen Sterne. Auch sie zeigen die bei der vorigen Klasse erwähnten Metallinien, außerdem aber breite, dunkle Bänder, die anzeigen, daß die Elemente zum Teil zu Verbindungen vereinigt sind. Die Anwesenheit von Kohlenwasserstoffen wird als sicher angesehen. Ja auf der Annahme chemischer Verbindungsprozesse gründet sich Lohses Hypothese über das Auftauchen neuer Sterne. Wir können uns vorstellen, daß bei einem gewissen Grade der Abkühlung eines Weltkörpers chemische Affinitäten zwischen gewissen Elementen wirksam werden, die sich dann verbinden. Dabei kann eine so beträchtliche Wärme gebildet werden, daß der schon dunkle, also nicht mehr wahrnehmbare Stern erglüht, daher neuerdings leuchtend wird.[1])

Die Spektraluntersuchung blieb nicht bei den Fixsternen stehen — sie er-

[1]) Zur Erklärung des plötzlichen Aufleuchtens neuer Sterne sind übrigens zahlreiche andre Hypothesen aufgestellt worden, darunter auch die Annahme des Zusammenstoßes zweier Weltkörper.

forschte auch jene scheinbaren leuchtenden Nebel, die wegen ihrer großen Entfernung nur mit den schärfsten Fernrohren der Neuzeit in Haufen einzelner Sterne aufgelöst werden konnten — also unsrer Milchstraße ähnliche „Weltinseln“. Ja es ist gelungen, selbst in die chemische Natur der wirklichen Nebelflecke zum Teil Einsicht zu gewinnen. Sie sind riesige Anhäufungen glühender Gasnebel, Gemenge von Wasserstoff und einem unbekannten Gas, das früher für Stickstoff gehalten wurde. Im großen Orionnebel, den man an unserm winterlichen Himmel unterhalb des mittleren Sternes des Wehrgehänges in mildem Lichte leuchten sieht, ist mit großer Wahrscheinlichkeit auch Helium vorhanden.

Wenn wir zum Schluß eine Ueberschau darüber halten, was wir von der kosmischen Verbreitung der Elemente wissen, so wird es nicht befremdlich sein, daß eine Anzahl irdischer Elemente sich auch auf der Sonne findet. Es erscheint uns vielmehr wie eine Bestätigung der Kant-Laplaceschen Hypothese, nach der die Sonne und die Erde so gut wie die andern Planeten sich aus demselben Urnebel sollen kondensiert haben. Ueberraschen muß uns aber die Tatsache, daß man in den Meteoriten nicht ein einziges Element gefunden hat, das nicht auch auf der Erde vorkommen würde, und anderseits, daß man durch die Spektralanalyse einige Elemente, besonders Helium, Wasserstoff, Eisen, Natrium, Calcium, Magnesium selbst in den fernsten Himmelsräumen, soweit die Kraft der heutigen Instrumente reicht, nachgewiesen hat. Und wir dürfen sagen: in den fernsten Räumen. Der nächste Fixstern ist von uns 31 Billionen Kilometer (eine „Sternweite“) entfernt. Ein Expreßzug, der in der Stunde 90 Kilometer zurücklegt, würde diese Strecke erst in 39 Millionen Jahren durchmessen. Selbst das Licht, das in der Sekunde 300000 Kilometer durcheilt, braucht für eine Sternweite 3¼ Jahre. Das Licht des Sirius nun braucht 8½ Jahre, bis es zur Erde gelangt, das des Atair 17, das der Wega über 20 Jahre. Würde die Wega in diesem Augenblick erlöschen, so würde man sie noch 20 Jahre lang am Himmel glänzen sehen; ja es gibt Sterne, deren Licht Jahrtausende braucht, bis es den Weg zu uns zurücklegt.

Die Betrachtung des gestirnten Himmels in seiner glanzvollen Schönheit weckt das Gefühl der Bewunderung und Freude; die jede Fassungskraft übersteigenden numerischen Verhältnisse erzeugen wohl die Empfindung ehrfurchtgebietender Erhabenheit. Doch vermag ein tieferes Gemüt, in die Anschauung der „schauerlichen Pracht des Weltalls“ verloren, ein schmerzliches Bangen nicht abzuwehren, das aus der Einsicht hervorgeht, wie diese strahlenden Gestirne von ihrer kalten Höhe als etwas unnahbar Fremdes auf menschliche Schicksale, auf unsre Freude und unser Weh herabblicken. Doch mildert sich dieses Gefühl bei tieferer Betrachtung.

Humboldt bemerkt einmal: „In einem fernen Eilande, von fremdartigen Gewächsen umgeben, unter einem Himmel, wo nicht mehr die alten Sterne leuchten, erkennt oft der Seefahrer, freudig erstaunt, die wohlbekannten Gebirgsarten des Vaterlandes.“ Aehnlich ergeht es uns hier.

Auch wir finden — selbst in den fernsten Nebelflecken — die gleichen, uns heimischen Elemente wieder; wir wissen, daß die „ewigen Blüten des Weltgartens", die zu uns herüberleuchten, aus den gleichen Grundstoffen gebildet sind wie unser eigner Wohnsitz, aus denselben, an die das Wunder des Lebens gebunden ist; wir wissen, daß in ihnen nach den gleichen Gesetzen auch in jenen fernsten Fernen die dunkelwaltenden Mächte ihre Herrschaft üben, denen wir unser eignes Dasein verdanken, und von denen, mit einer leichten Aenderung, die Worte des Erdgeistes im „Faust" gelten:

> Wir schaffen am sausenden Webstuhl der Zeit
> Und wirken der Gottheit lebendiges Kleid.

Die Zeugenaussage als psychologisches Problem.

Von

Ernst Bernheim,

Professor an der Universität in Greifswald.

Die Zeugenaussage ein Problem? so wird vielleicht mancher Leser mit einigem Erstaunen fragen; und er wird noch mehr erstaunen, wenn er erfährt, daß dies Problem verwickelt genug ist, um den Gegenstand eigner wissenschaftlicher Forschung zu bilden. Es handelt sich dabei nicht nur um die Aussage vor Gericht, sondern um jede Aussage über gegenwärtige oder vergangene Wirklichkeit, die den Wert einer Bezeugung von Tatsachen beansprucht, also namentlich auch um die Zeugnisse der historischen Ueberlieferung.

Daß wir es nicht mit einer ganz einfachen Geistestätigkeit zu tun haben, kann ein Blick auf die lange, langsame Entwicklung zeigen, welche die Beurteilung der Zeugenaussage durchzumachen gehabt hat. Wenn wir uns heutzutage von der Wahrheit einer Mitteilung überzeugen wollen, scheint es uns selbstverständlich, nicht nur nach der persönlichen Glaubwürdigkeit des Mitteilenden zu fragen, sondern auch nach seinem objektiven Verhältnis zu den mitgeteilten Tatsachen, das heißt, ob er sie selbst gesehen und gehört oder woher er sie sonst erfahren habe. Allein diese offenbar gleichberechtigten Fragen sind weder im Gerichtsverfahren, noch in der Geschichtsforschung der verschiedenen Zeiten und Völker gleichmäßig berücksichtigt worden.

Im Prozesse unsrer germanischen Vorzeit wurde bekanntlich das größte Gewicht auf die persönliche Glaubwürdigkeit gelegt: konnten doch, abgesehen von

anderm, für die Behauptung der Parteien entscheidend sogenannte Eideshelfer eintreten, die nicht etwa die Wahrheit der behaupteten Tatsache beschworen, sondern die Wahrhaftigkeit der Aussage an sich. Die Bekundung des Tatbestandes durch Zeugen, die davon wußten, war zwar nicht unbekannt, fand aber nur beschränkte Anwendung und gewann erst in der zweiten Hälfte des Mittelalters allmählich die Oberhand über das Beweismittel der Eideshilfe. Je mehr dann mit der Aufnahme des Römischen Rechtes Prozeßleitung und -urteil Sache des Einzelrichters wurden, um so mehr bildete sich das Verhör der Zeugen aus, das sich auf deren Verhältnis zu den bekundeten Tatsachen richtete; zuerst fand es nur auf Verlangen der Gegenpartei statt, allmählich ohne weiteres seitens des Richters in der jetzt üblichen Weise. Lange Zeit hat man sich so begnügt, im allgemeinen durch Leumund und Zeugeneid die subjektive Wahrhaftigkeit der Aussagen zu sichern und durch Verhör ihre objektive Wahrheit festzustellen. Aber neuerdings erkannte man, daß in beiden Beziehungen wichtige Momente übersehen waren; die angewandte Psychologie, speziell die Kriminalpsychologie, wies im Zusammenhang mit Erfahrungen in Strafprozessen darauf hin. Und nun erst wurde man sich des ganzen Umfanges von Fragen bewußt, den das Problem der Aussage in sich schließt.

Auf dem Gebiete der Geschichtsforschung war man inzwischen, nach jahrhundertelangem Zurückbleiben, ebenso weit gekommen, ja noch etwas weiter. Der Geschichtsforscher, der die Zuverlässigkeit von Aussagen über vergangene Begebenheiten prüft, ist oft genug mit dem Richter verglichen worden, der ein Zeugenverhör leitet, und in der Tat kommen für die historische Forschung dieselben Fragen in Betracht, die wir im Gerichtsverfahren hervortreten sahen. Aber viel länger und ausschließlicher hat jene ihr Urteil über den Wert der Aussage auf die subjektive Glaubwürdigkeit der Berichterstatter gegründet. Sie hat nur nach der moralischen und intellektuellen Qualität der Autoren an sich gefragt, um deren Zuverlässigkeit zu bestimmen, und hat daher Schriftsteller der verschiedensten Epochen, die in diesem Sinne zuverlässig erschienen, ohne weiteres als einander gleichwertige Zeugen gelten lassen! Die Frage, woher denn die Kunde eines Zeugen stamme, der von den berichteten Tatsachen aus eigner Kenntnis gar nichts wissen konnte, wurde nicht aufgeworfen oder wenigstens nicht so bewußt gefaßt, daß sie zu einem entsprechenden methodischen Verfahren veranlaßt hätte, selbst dann nicht, als diese Frage im prozessualen Verhör längst zu bewußter Praxis geführt hatte. Erst seit dem Erstarken des kritischen Geistes im 18. Jahrhundert begann man sich auf die Bedeutung jenes Prinzips zu besinnen, und erst seit Anfang des 19. Jahrhunderts wurde es konsequent zu methodischer Anwendung gebracht in dem Sinne, wie Ranke es formuliert hat: „vor allem fragt sich, wem von so vielen Berichterstattern eine originale Kenntnis beigewohnt habe.“ Die Zurückführung der Berichte auf ihre ursprünglichen Quellen, die Abschätzung der Gewährsmänner je nach ihrem Zeitabstand von den mitgeteilten Ereignissen, mit einem Wort die ganze reich entwickelte Technik der Quellenanalyse ist seitdem erst die selbstverständliche Vorbedingung aller

historischen Arbeit geworden.[1] Welche völlige Umwälzung unsre geschichtliche Erkenntnis dadurch erfahren hat, ist kaum in Kürze zu schildern. Man hatte nun erst ein sicheres Mittel gewonnen, um die unendlich mannigfaltigen Entstellungen zu beseitigen, die so viele Tatsachen im Laufe der Zeit durch stets erneute Wiedererzählung angenommen hatten. Namentlich vermochte man nun die Sagen und Mythen auf ihre Ursprünge zurückzuführen und von dem Tatsächlichen zu scheiden, wie das systematisch zuerst Niebuhr auf dem Gebiete der älteren Römischen Geschichte getan hat, um damit dieser ein ganz neues Gesicht zu verleihen. Die einschneidende Wirkung der neuen Methode läßt sich vielleicht am besten durch ein Beispiel veranschaulichen: in den „Genealogischen Tabellen" von Johann Hübner, die 1708 erschienen und lange eines der angesehensten Handbücher waren, sind als Vorgänger des Frankenherrschers Chlodwig I. zahlreiche „Könige der Sicambrer, Könige der Westfranken und Herzöge der Ostfranken" angeführt, und zwar mit genauer Angabe ihrer Regierungszeiten und ihrer genealogischen Zusammenhänge, im ganzen an sechzig Herrscher, von denen allen kein einziger je existiert hat; die neuere Kritik weist aufs sicherste nach, daß diese sämtlichen Daten das allmählich erwachsene Produkt teils sagenhafter, teils gelehrter Erfindung sind. Indem man die mannigfachen Entstellungen der Tradition als solche erkannte, mußte man zugleich dem Problem der Aussage noch um einen Schritt nähertreten. Man konnte nämlich nicht umhin, die verschiedenen Gründe und Motive der Entstellungen zu bemerken und ihre Einflüsse zu untersuchen. Da entdeckte man mehr und mehr, von wie vielen Umständen die Treue der Beobachtung, Reproduktion und Wiedererzählung abhängig sei, wie sorgfältig man jeden Bericht mit Hinblick auf alle diese Umstände zu kritisieren und wie individuell den Zeugniswert zu beurteilen habe. Diese Einsichten wurden noch vertieft und erweitert durch neue Wissenschaften: die Soziologie, die Völkerpsychologie und vergleichende Ethnologie, die Lehre von der Suggestion u. a. m. eröffneten den Blick für die eigenartigen Einflüsse des Milieus, von denen die Zeugnisse jeder Zeit unbewußt abhängen.

Die historische Methode hatte damit die Untersuchungsmethode der Juristen, die so lange Zeit voraus gewesen war, um ein bedeutendes überholt. Aber die Erfassung des Aussageproblems als eines eignen einheitlichen Forschungsobjektes ist jüngst von Juristen und Psychologen, speziell von den Kriminalpsychologen, ausgegangen. Eine seit vorigem Jahre in zwanglosen Heften erscheinende Zeitschrift „Beiträge zur Psychologie der Aussage", herausgegeben vom Privatdozenten L. W. Stern in Breslau, bietet dieser Forschung eine besondere Stätte und entwickelt in den einleitenden Abhandlungen des ersten Heftes die Grundlinien des Gebietes.

Nun erst überblicken wir das ganze vielseitige Wesen des eigentümlichen Problems.

[1] Zur näheren Information hierüber und über alle Fragen der Geschichtsforschung, die in diesen Zeilen berührt werden, muß ich auf mein „Lehrbuch der historischen Methode und der Geschichtsphilosophie", 3. und 4. Auflage, 1903, verweisen.

Die Voraussetzungen, von denen die tatsächliche Wahrheit der Aussage abhängt, führen zunächst auf die allgemeinen Bedingungen des menschlichen Wahrnehmungsvermögens. Nicht bei allen Individuen ist dieses Vermögen gleichmäßig entwickelt, und nicht alle Objekte wirken gleichmäßig darauf ein: der Gehör-, Gesicht-, Geruch- und Geschmacksinn, das Raum- und Zeitgefühl sind bei den Menschen von Natur in sehr verschiedenem Grade ausgebildet, und die Eindrücke verschiedener Wahrnehmungsobjekte auf die menschlichen Sinne sind außerdem an sich von verschiedener Stärke und Deutlichkeit. Es gibt z. B. Menschen, deren Farbensinn schwach, nicht normal entwickelt ist, manche sind sogar völlig farbenblind; aber auch bei normal gebildeten Sinnen wirken die Eindrücke der Farben an sich meist weniger intensiv als andre Gesichtseindrücke. Man sieht leicht, welche Bedeutung das für die Beurteilung der Zeugenaussagen haben kann, wenn es etwa in einem Mordprozeß auf die Farbe des Kleides oder Hutes einer verdächtigen Persönlichkeit ankommt, oder wenn es sich bei der Untersuchung eines Eisenbahnunfalls um die Farbe eines Signallichtes dreht. Ferner ist die Treue der Wahrnehmung bedingt durch Grad und Richtung der Aufmerksamkeit, des Interesses, womit beobachtet wird. In der Pädagogik spielt das ja längst eine große Rolle, und man hat entsprechende experimentelle Untersuchungen angestellt; nicht minder kommt es bei den Wahrnehmungen in Betracht, die der prozessualen und geschichtlichen Aussage zugrunde liegen. Die Menschen sind auch in dieser Hinsicht von Natur verschieden veranlagt und je nach momentanen oder dauernden Umständen verschieden disponiert; einerseits ist die Schärfe der Sinne, die Fähigkeit, sich zu konzentrieren, von Hause aus individuell differenziert, anderseits ist der Standpunkt, der Bildungsgrad, der Beruf, die allgemeine Interessenrichtung, der ganze psychische Zustand der Beobachtenden so ungleichartig wie möglich. Von Kindern kann man nicht die gleiche Art und Genauigkeit der Beobachtung erwarten wie von Erwachsenen, und man hat experimentell nachgewiesen, daß auch die Geschlechter sich darin unterscheiden. Wer einmal die Aussagen Ungebildeter vor Gericht angehört hat, wird sich erinnern, wie unfähig sie sich meist zeigen, in ihren Wahrnehmungen die Hauptsachen von den Nebenumständen zu trennen, überhaupt scharf aufzufassen. Ein Generalstabsoffizier, der von einer beherrschenden Höhe aus mit dem Fernrohr den Verlauf einer Schlacht verfolgt, wird ganz anders beobachten als ein Bauer, der zufällig auf die gleiche Höhe gerät. Ebensowenig wie von Ungebildeten in der Gegenwart darf man von den Menschen entfernter Vergangenheit, primitiver Kulturstufen eine kritische Exaktheit der Wahrnehmung erwarten, wie sie höheren Bildungsstufen eigen ist — die „Differenz der Zeiten" in dieser Hinsicht recht zu würdigen, ist eine wichtige Aufgabe der historischen Methodik, die vielfach bei der Beurteilung der Quellen noch nicht scharf genug erfaßt wird. Geläufiger ist den Historikern die Rücksicht auf Affekte und psychische Zustände, die die Wahrnehmung trüben, und der Richter hat sie nicht minder ins Auge zu fassen: der unbeteiligte Zuschauer eines Vorganges sieht und hört anders und zum Teil andres als derjenige,

der dabei interessiert oder direkt beteiligt ist — Parteilichkeit im weitesten Sinne kommt da zu vielseitiger Geltung. Verwandt damit ist die Voreingenommenheit oder Vorerwartung, wodurch die Aufmerksamkeit eine bestimmte, einseitige Richtung erhält oder wodurch den Sinnen geradezu Wahrnehmungen vorgetäuscht werden; die verhängnisvolle Tragweite solcher „Suggestion" ist erst neuerdings recht erkannt worden. Ganze Bevölkerungskreise werden ja oft von Vorurteilen und Wahnvorstellungen ergriffen, die die Wahrnehmung verfälschen, wie man es z. B. beim Konitzer Morde und ähnlichen aufsehenerregenden Verbrechen erlebt hat. Ja, ganze Zeitalter haben unter dem Bann suggestiver Ideen gestanden, die allgemein umfangreiche Wahrnehmungskomplexe vorzutäuschen vermochten: hat doch z. B. der Hexenwahn jahrhundertelang die bestimmtesten Aussagen über Wahrnehmungen hervorgerufen, die, wie wir wissen, durchaus illusorisch waren und doch damals für durchaus tatsächlich galten. Diese Erscheinungen der Suggestion berühren sich mit den pathologischen Seelenzuständen und -affektionen bis zu völliger Geistesstörung, womit die Beurteilung prozessualer Aussagen so oft zu tun hat.

Der nächstwichtige Faktor der Aussage ist die Erinnerungstreue. Sie ist natürlich von der Treue der Wahrnehmung und allen deren Voraussetzungen abhängig, denn man kann sich nur der Dinge erinnern, die man überhaupt wahrgenommen hat, und nur so, wie man sie wahrgenommen hat. Aber das Erinnerungsvermögen ist auch an sich individuell verschieden und reagiert auf verschiedene Objekte unter wechselnden Umständen sehr ungleichartig. Es kommen da die gleichen Umstände in Betracht, wodurch wir die Wahrnehmung so mannigfach beeinflußt sehen. Aber als neues Moment von maßgebender Wirkung macht sich der Zeitabstand geltend, der zwischen dem bekundeten Vorgang und der Aussage liegt, daneben auch der Ortsabstand. Für das Verhältnis von Voruntersuchung und Hauptverhandlung ist dieses Moment speziell von großer Bedeutung, und allgemein für die Beurteilung historischer Zeugnisse. Die Geschichtsforscher haben, wie oben erwähnt, seitdem sie kritisch verfuhren, den Zeitabstand wohl von dem Gesichtspunkt aus gewürdigt, daß der Berichterstatter, der den berichteten Ereignissen möglichst nahesteht, die nächste Kenntnis davon besitzen kann, aber sie haben weniger beachtet, daß auch die Erinnerungstreue dabei in Frage kommt: Abweichungen von der tatsächlichen Wahrheit, die sie bei den Schriftstellern entdeckten, haben sie zu schnell auf Rechnung der ursprünglichen Kenntnis oder der Wahrhaftigkeit gesetzt. Erst neuerdings ist man namentlich durch die Kritik von Memoiren und Selbstbiographien vorsichtiger geworden. Man hat z. B. nachgewiesen, wie selbst das eiserne Gedächtnis eines Bismarck in seinen „Gedanken und Erinnerungen" wichtige selbsterlebte Tatsachen nicht nur ungenau festgehalten, sondern auch positiv verschoben hat.[1]) Die

[1]) Vergl. den Aufsatz von H. Ulmann in der Historischen Vierteljahrsschrift 1902, Heft 1, S. 48 ff.; auch die Schrift von H. Glagau, Die moderne Selbstbiographie als historische Quelle, 1903.

experimentellen Untersuchungen über die Erinnerungstreue, die ich weiterhin erwähne, werden den Historikern und Juristen noch manche wertvollen Anhaltspunkte bieten können, wenn sie weiter gediehen sein werden als bis jetzt.

Doch noch andre Faktoren bestimmen die Zuverlässigkeit der Zeugnisse. Nicht unmittelbar wie durch eine Photographie wird ja die ursprüngliche Wahrnehmung durch die Aussage wiedergegeben; vielmehr durchlaufen die Sinneseindrücke die verwickelten psychischen Prozesse der Reproduktion (Vorstellungen, Begriffe, Schlüsse), ehe sie sich zu einer Aussage gestalten. Auf diesem Wege können wiederum starke Trübungen und Entstellungen der Tatsächlichkeit einfließen. Es kommen, wie bei der Wahrnehmung, innere und äußere Umstände in Betracht: einerseits Art und Grad des Denkvermögens je nach individueller Begabung und Ausbildung, anderseits mannigfache störende Einwirkungen von außen. Und solche Umstände finden bei jeder Reproduktion zum Zwecke der Wiedererzählung derselben Tatsache von neuem Gelegenheit, sich geltend zu machen, ja sie verstärken und vermehren sich noch hierbei. Dies ganze Gebiet ungenauer, lückenhafter, entstellter Reproduktion und Weitererzählung ist der historischen Kritik wohlbekannt und hat durch sie eingehende methodische Behandlung gefunden. Namentlich hat die Kritik der Sagen und Mythen Anlaß zur Analyse der verschiedenen psychischen Prozesse gegeben, denen sie ihre Entstehung und Weiterbildung verdanken. Unter diesen Prozessen spielt die Suggestion eine ebenso mächtige Rolle wie bei der ursprünglichen Wahrnehmung; allgemeiner wirkt noch der den Menschen, wenn auch in verschiedenem Grade, eigne phantastische und ästhetische Zug zur Ausschmückung, Abrundung, Uebertreibung, willkürlichen Kombination und Motivierung der gesehenen oder gehörten Tatsachen, ein Zug, der besonders die Wiedererzählung ausgiebig entstellt. Da Gerüchte nicht anders zustande kommen als Sagen und bei prozessualen Aussagen oft eine große Rolle spielen, können Juristen und Historiker fördernde Beiträge zu diesem Stück des Aussagestudiums geben und beide zugleich manche Aufklärung gewinnen durch die experimentellen Untersuchungen über die Treue der Wiedererzählung, die ich nachher berühre.

Immer noch nicht genug: auch der Uebergang von der abgeschlossenen inneren Reproduktion zur endlichen Mitteilung in Wort oder Schrift ist nicht frei von der Gefahr wesentlicher Entstellungen. Hier ist namentlich der Ort, wo die bewußte Lüge aus persönlichen Interessen oder aus Parteiinteresse auftritt und alle menschlichen Leidenschaften sich einmischen. Die Entstellungen dieser Art sind durchweg so auffällig, daß sie immer von der historischen Kritik und von dem richterlichen Verhör berücksichtigt und bei der Feststellung der Tatsachen in Anschlag gebracht worden sind. Aber es gibt auch unbewußte Entstellungen auf diesem Gebiete, die zum Teil erst neuerdings kritische Beachtung gefunden haben. Es hat sich bei experimentellen Versuchen herausgestellt, wie stark sich die Aussage durch Fragen in bestimmter Richtung beeinflussen läßt, namentlich bei Kindern und Ungebildeten, denen man die Antwort gewissermaßen in den Mund legen, suggerieren kann. Bei den Hexenprozessen ist das in

geradezu herkömmlichem Stile der Fall gewesen, ohne daß die unseligen Richter sich dessen irgend bewußt waren. Außerdem kommt überall ins Spiel die größere oder geringere Fähigkeit sich auszudrücken, bei umfangreicheren Aussagen, wie es namentlich historische Berichte meist sind, der ganze Apparat der Darstellungsmittel.

Welche erschreckende Fülle von Trübungen und Entstellungen sehen wir nun vor uns! Müssen wir angesichts dessen nicht zweifeln, ob es überhaupt möglich ist, durch Zeugenaussagen irgend etwas Tatsächliches zu konstatieren, scheint nicht geradezu eine grundsätzliche Skepsis geboten? Sollten wir nicht das gerichtliche Zeugenverhör als überflüssig abschaffen, die Angaben historischer Berichterstatter ganz beiseite lassen, um uns nur noch auf unmittelbare Indizien und Ueberreste der Begebenheiten zu verlassen? In der Entwicklung der Geschichtswissenschaft ist wirklich, seitdem man den Quellen der Ueberlieferung kritisch gegenübertrat, wiederholt eine derartige Skepsis aufgetaucht, schon im 16. Jahrhundert, noch entschiedener in den beiden folgenden Jahrhunderten, besonders in Frankreich; das geflügelte Wort „L'histoire n'est qu'une fable convenue" stammt daher. Solche skeptischen Bedenken sind jedoch im Fortschritte der Wissenschaft immer wieder überwunden worden, indem man erkannte, daß sie wohl auf zutreffenden Bemerkungen beruhten, aber in ihren Folgerungen weit über das Ziel hinausschossen. Jene Bedenken gaben der Wissenschaft endgültig nur den Anstoß, die bemerkten Fehlerquellen scharf ins Auge zu fassen, zu analysieren und Mittel zu ihrer genauen Abschätzung und Ausschaltung zu suchen. Die Skepsis erwies sich hier, wie meist, als Wegweiserin zu wissenschaftlich gesicherter Methodik. Dies mag vorbildlich sein gegenüber erneuten und neuen Zweifeln, die die kritische Erfassung des Problems der Aussage hervorrufen könnte. Aus der Vergegenwärtigung aller trübenden Elemente ergibt sich nicht der Verzicht auf die Zeugenaussage, sondern die Aufgabe, diese Elemente scharf zu erkennen und abzuschätzen, ihre Tragweite zu bestimmen und an Stelle der ungewissen Urteilskriterien methodisch gesicherte zu setzen, auch soweit möglich den Entstellungen systematisch vorzubeugen.

Welche Mittel sich zur Erfüllung dieser Aufgabe bieten, ist in den programmatischen Abhandlungen der obengenannten Zeitschrift dargelegt, und wir haben im Verlaufe unsrer Erörterungen schon manches Dahingehörige berührt. Es handelt sich zunächst um die exakte Kenntnis aller inneren und äußeren Bedingungen, von denen die Aussage abhängt, sodann um die Analyse verschiedenster Einzelfälle, wodurch die Wirkungen jener Bedingungen aufgeklärt werden, und zwar teils mittels des Materials, das die Gerichtspraxis und die historische Kritik liefern, teils mittels eigner Experimente. Die experimentelle Forschung dieser Art steht noch erst in ihren Anfängen, aber es ist bereits höchst interessant und lehrreich, sie zu verfolgen. Man hat z. B. einer Anzahl Personen ein einfaches Bild zur Betrachtung in die Hand gegeben und jede nach einiger Zeit eine möglichst genaue Beschreibung aus dem Gedächtnis geben lassen; man hat die Kinder einer Klasse über einen von allen erlebten Vorgang im Schulzimmer

aussagen lassen; im strafrechtlichen Seminar zu Berlin ist ein Streit mit körperlicher Bedrohung inszeniert worden, dessen Hergang vorher zwischen den Akteuren genau festgelegt war, und es ist daran ein Verhör der unvorbereiteten Zuhörer geknüpft; man hat ferner in gewissen Zeitabständen die Erzählung einer selbsterlebten Begebenheit wiederholen lassen und dergleichen mehr; und man hat in allen diesen Fällen die der Tatsächlichkeit entsprechenden oder von ihr abweichenden Angaben statistisch festgestellt, um so bestimmte Maßstäbe für die Treue der Wahrnehmung, Erinnerung, Reproduktion u. s. w. zu gewinnen. Die Vertreter dieser praktischen Untersuchungsmethode, welche die Methode der theoretischen Experimentalpsychologie ergänzt, haben nicht übersehen, daß zur Erzielung möglichst allgemeingültiger Durchschnittsresultate Experimente in größerer Masse und an größeren Massen nötig seien, in mannigfaltiger systematischer Anordnung und Differenzierung. Dazu bedarf es kollektiver Arbeit, wie sie nur in einheitlich organisierten, zentralen Instituten möglich ist, und solche sind im Interesse der neuen Forschung noch zu schaffen.

Man könnte einwenden, es würde damit ein unverhältnismäßiger Arbeitsaufwand, es würden zu detaillierte, umständliche Untersuchungen verlangt. Aber man denke an die unendlich subtilen, weitläufigen Arbeiten und Einrichtungen, die die naturwissenschaftliche Forschung heutzutage erfordert! Man muß sich allmählich daran gewöhnen, daß auch die Geistesprobleme, speziell die sozialen, streng wissenschaftlich zu behandeln sind. Die Sozialwissenschaften sind nicht deshalb hinter der Naturforschung zurückgeblieben, weil sie eine wissenschaftliche Behandlung weniger verdienten, sondern weil der menschliche Geist sich viel später darauf besonnen hat, sie überhaupt als Forschungsobjekte anzusehen, und weil ihr komplizierter Stoff der Erkenntnis so große Schwierigkeiten bietet. Die Analyse und die Geschichte des Aussageproblems haben uns das beispielsweise gezeigt. Es hat sich dabei auch ergeben, daß das Studium der Aussage in seiner praktischen Bedeutung kaum hinter einem andern zurücksteht. Denn es handelt sich ja darum, neue, sichere Grundlagen für das unentbehrliche Beweismittel der prozessualen Zeugenaussage zu gewinnen, dessen Zuverlässigkeit durch drastische Erfahrungen besonders in Kriminalprozessen schwer erschüttert scheint, das Verhör demgemäß zu modifizieren und eine scharf individualisierte Beurteilung des einzelnen Zeugnisses zu ermöglichen. Wir haben gesehen, daß auch die historische Methodik manches für die Kritik ihrer Quellenzeugnisse aus den neuen Studien lernen kann. Höchst wichtig erweisen sich diese Studien aber ferner für die Pädagogik. Denn indem sie zeigen, in welchem Maße Wahrnehmung, Gedächtnis, Reproduktion von so mannigfachen Umständen bedingt sind, zeigen sie zugleich, daß und wie man pädagogisch darauf einwirken kann. Namentlich wird dadurch das Grundprinzip der modernen Pädagogik, die Anschauung, in neues Licht gerückt, denn die Umstände, von denen die Wahrnehmung abhängt, bedingen selbstverständlich auch die Anschauung. Man kann und muß also die psychischen Funktionen, die wir dabei im Spiele sahen, einzeln ausbilden und üben, und man hat die störenden äußeren Einflüsse bewußt fern-

zuhalten, kann dieses Fernhalten auch zum Teil schulen. Zugleich erkennt man, in welchem Maße die Anforderungen an das Auffassungsvermögen verschiedener Schüler für verschiedene Stoffe individuell zu differenzieren und demgemäß abzuschätzen sind, worauf bei allem Unterricht so viel ankommt. Aehnliche Fingerzeige erhält man für die Schulung der Gedächtnistreue und der Reproduktion. Zwar haben die theoretischen Experimentaluntersuchungen der psychischen Vorgänge in dieser Hinsicht bereits manche Aufklärung geboten, aber die neueren Studien, von denen hier die Rede ist, ergreifen unmittelbar die konkreten Erscheinungen in ihrer mannigfaltigen Differenzierung und stehen daher der Anwendung auf das reale Leben um soviel näher, etwa wie die Medizin dem praktischen Leben nähersteht als die Biologie.

Was könnte für den gesamten Kulturstand eines Volkes grundwichtiger sein als die Hebung des Beobachtungsvermögens, als die gesteigerte Fähigkeit exakter Reproduktion und Mitteilung? Jede Hebung dieses Niveaus bedeutet ja eine Abnahme zahlreicher Vorurteile, Illusionen, suggestiver Einflüsse, zahlreicher Trübungen und Entstellungen der Tatsächlichkeit! Ueberall, wo man es mit Aussagen über Tatsachen zu tun hat, muß sich das geltend machen, nicht zum mindesten in der Qualität der Zeugenaussagen vor Gericht und der historischen Ueberlieferung. Zwar wird von dem Fortschritt intellektueller Fähigkeiten, diesem einen Faktor wahrheitsgemäßer Aussage, der andre, die moralische Wahrhaftigkeit, nicht unmittelbar berührt, aber es ist schon viel für die menschliche Kultur gewonnen, wenn jener eine Fortschritt mit Bewußtsein angebahnt wird. Das neue Studium der Aussage hat die aussichtsvolle Aufgabe, dazu wesentlich beizutragen.



Ueber den Wert der Rennen für die Pferdezucht.

Von

Major R. Henning, Bern.

Allgemein kann man Rennen und Pferdezucht gar nicht in Beziehung bringen, denn es gibt viele Pferderassen, die eine sogenannte Rennbahn nie betraten und doch florieren. Hier kann es sich nur um die Repräsentanten der englischen Vollblutrasse handeln, die entweder als Rennpferde gezogen werden, um Rennen zu gewinnen, oder die als Erzeuger von Voll- oder Halbblutpferden der Landespferdezucht dienen sollen.

Der materielle Wert der Rennen und des Trainings, durch den die Pferde erst zu Laufakrobaten ausgebildet werden, um Rennen mit Aussicht auf Erfolg bestreiten zu können, ist zu trennen. Der Wert liegt hauptsächlich im Training. Jede Leibesübung, mag sie heißen wie sie will, vernunftgemäß geleitet, führt zur Kräftigung des ganzen Individuums. Für den Trainer eines Pferdes ist es die Hauptaufgabe, die Zufuhr von Hafer in Muskel umzusetzen, dabei übriges Fett und Fleisch, welche die inneren Organe Herz und Lunge beengen könnten, zu entfernen, damit das Tier gesund, in rennmäßiger Verfassung an dem

vorherbestimmten Tage ablaufen kann. Daß die Vorbereitung für Flachrennen eine andre sein muß als für Hindernisrennen, liegt schon im Namen begründet, dasselbe gilt von den Trabrennen.

Das A und O, um ein Rennen mit Aussicht auf Erfolg bestreiten zu können, ist also zunächst ein rationeller Training. Da nun aber die Renntermine jahraus jahrein für die hochdotierten Rennen der Dreijährigen, sagen wir für das mit 20000 Mark als Staatspreis dotierte Unionsrennen zu Hoppegarten, lange vorher feststehen, so ist es nicht nur die Kunst des Trainers, sondern es schließt auch ein großes Glück in sich, wenn er sein Pferd gesund und rennmäßig vorbereitet ablaufen lassen kann. Um nun dieses Glück nicht von einem Pferde abhängig sein zu lassen, nennen größere Rennställe mehrere Pferde für ein Rennen. Man läßt dann dasjenige Pferd ablaufen, das für den bestimmten Tag die beste Verfassung zeigt, und dieses Management ist mit der zweite Hauptfaktor, der materiellen Wert in bezug auf das Einbringen klingender Münze hat. Treffen nun auch die Tätigkeit des Trainers und die des Managers des für den Termin richtig gewählten Pferdes positiv günstig zusammen, so kann alles durch einen ungewandten Reiter wertlos werden, d. h. das beste Pferd im Rennen unter einem weniger gewandten Jockey, kann durch das weniger gute Pferd unter besserm Jockey geschlagen werden. Wir fassen daher den materiellen Wert des Sieges in klingender Münze kurz wie folgt zusammen:

Management und Trainers Glück
Und bezahlte Jockeyship
Hilft zum Siege blasen.
Ohne dies Trifolium
Gibt's kein wahres Gaudium
Auf dem grünen Rasen.

1903 äußerte in Wien der Rennstallbesitzer Herr v. Pechy zum König Leopold von Belgien, als dieser ihm zum Siege seines Pferdes gratulierte, daß er seine Renngewinne hauptsächlich seinem Jockey Taral zu verdanken habe. Von deutscher Seite wurde versucht, den Jockey Adams für 40000 Mark jährlichen Einkommens zu gewinnen, er lehnte aber ab und trat in den Dienst des Herrn A. Dreher, Wien. Es zahlt ferner Baron A. Rothschild an den Jockey W. S. Oconner für drei Jahre, wenn er 49 Kilogramm Reitgewicht nicht überschreitet, 375000 Franken; für den gleichen Zeitraum zahlt Monseigneur Bloch demselben Reiter, wenn er für den Rothschildschen Stall nicht reiten muß, 150000 Franken. Wir hatten fixe Reitgehälter in dieser Höhe zu zahlen für durchaus ungesunde Verhältnisse. Diese liegen aber in den korrumpierten Zuständen des Turfs im allgemeinen begründet. Rennpreise von 200000 Mark (Eclipse Stakes) in England und über 200000 Franken (Grand Prix de Paris) in Frankreich und 100000 Mark in Deutschland sind zu hohe Preise, als daß sie nicht Unredlichkeiten in den verschiedensten Formen zeitigen würden.

Schon durch den Sieg, verhalten um eine Kopflänge, wird bewiesen, daß man nicht zeigen will, was das Pferd am festgesetzten Tage zu leisten imstande ist.

Nach den heutigen Renngesetzen ist es auch nicht nötig mehr zu zeigen, als der Zweite dem Sieger absordert, wodurch der Wert der Rennen als Leistungsprüfung illusorisch wird. Hierzu kommt noch die Minimalforderung, für 1000 Meter höchstens 3 Minuten zu verwenden, 5½ Meter à Sekunde, wodurch der Unredlichkeit und dem Humbug in der Durchführung der Rennen Tor und Tür geöffnet ist.

Rennstallbesitzer und Trainer, letzterer um seine Tantieme zu erhöhen, gehen daher darauf aus, mit möglichst geringer Anstrengung für das Pferd den vorher, ehe man die Leistung kannte, festgesetzten Preis einzustreichen, um das Tier für spätere Rennen frisch zu erhalten.

Bei der genannten Minimalforderung bleibt es den Akteurs überlassen, bis 300 oder 400 Meter vor dem Ziel zu bummeln und dann Rennen zu machen. Die Pferde siegen dann durch ihren Speed (Schnelligkeit auf ein paar 100 Meter), nicht aber durch ihre

Fähigkeit für die gegebene Bahnlänge. Da nun aber die bei der Sache sehr durch die Geldpreise interessierten Rennleute sich ihre Gesetze selbst machen, wiewohl ein Rennpferdbesitzer, der ein Pferd im Rennen hat, nicht als Zielrichter fungieren darf, so ist es natürlich, daß diese Gesetze bis heute nicht im Sinne einer Leistungsprüfung geändert sind.

Der Schlendrian ist und bleibt der alte, trotz des züchterischen und sportlichen Jena, das uns durch das Ausland bereitet wurde.

Dieses Jena erfährt eine gute Illustration, wenn man bedenkt, daß 1888 die obige Forderung Gesetzeskraft erhielt und am 29. Januar 1890 im Landtage von dem Rennstallbesitzer Herrn U. v. Oertzen folgende tröstlichen Worte fielen: „Legen Sie die Sache wie bisher vertrauensvoll in unsre Hände, die Pferdezucht wird sich dabei nicht schlecht stehen." Man hatte also nach zwei Jahren 1888 bis 1890 noch nicht den Mißgriff in der Minimalforderung erkannt oder bis heute nicht erkennen wollen.

In Heft 24 „Unsere Pferde", Stuttgart, Schickhardt & Ebner, finden sich für jede Distanz Minimalforderungen, die das Zeigen rennmäßiger Leistungen garantieren, zusammengestellt. Genügt die gezeigte Leistung nicht der Forderung, so wird kein Preis gezahlt. Dieses festzustellen ist Sache der elektrischen Zeitmessung, die wir schon 1887 vorschlugen, die aber erst 1903 in Hoppegarten in Flachrennen eingeführt ist.

Um den Humbug in der Durchführung der Rennen noch mehr einzuschränken, dürfen die Preise für das zweite 2c. Pferd nie vor dem Rennen festgesetzt sein, sondern sie müssen summarisch genannt sein und nach dem Rennen dem Abstande der Pferde entsprechend verteilt werden, wie dieses Seite 66 in „Vorschläge zur Einführung von Leistungsprüfungen" (Verlag A. Hopfer, Burg) erläutert ist. Siege, verhalten um Kopflängen, treten überhaupt dann nicht mehr auf, denn jede Verdunklung in der Durchführung des Rennens schwindet, und eine Preiszahlung an angehaltene, abgestoppte Pferde findet nie statt. Im Unionsrennen wurden von 1871 bis 1903 von 33 Siegen 11 mit Kopf- und Halslängen gewonnen. Das sind unwahrscheinliche Resultate, denn die Natur schafft selten so gleiche Fähigkeiten für die 2200 Meter der heutigen Union. Für Rennen, die erst 400 Meter vom Ziel beginnen, ist so etwas erklärlich, aber ernste Rennen ergeben andre Abstände, wie 1886, als der Ungar Fenek in der Union um 50 Längen Cotrimpos (Graditzer) schlug, der 21 Tage später, da Fenek nicht lief, das deutsche Derby gewann.

Durch diese Satzungen wird nicht nur die Ehrlichkeit in der Durchführung der Rennen, also das moralische Element gehoben, sondern der Zufallssieger ohne Leistung für die gegebene Distanz, den man sonst zur Zucht benutzte und so die Zufälligkeiten der Rennbahn auf die Zucht übertrug, wird seltener in Erscheinung treten.

In dieser Zucht nach Leistung wird man dauerhaftere, zähere Pferde ziehen als heute, wo man nur den Speed obenanstellt.

Landstallmeister von Burgsdorf, der 1817 und 1826 behufs Pferdeankaufs in England weilte, berichtete: „Schon 1817 war es mir sehr schwer, noch einige der besseren Pferde aufzufinden, und ich blieb zu der Ueberzeugung gezwungen, daß jene einzige Richtung der Engländer (höchste Schnelligkeit) bei der Zucht ihrer Vollblutpferde diesen ganzen Stamm verderben müsse. Daß solches aber in noch nicht vollen zehn Jahren in dem Grade schon der Fall sein würde, wie ich es fand, habe ich dennoch nicht geglaubt." (Vergl. S. 9. Zur französischen Pferdezucht, Bericht des Landstallmeister Grabensee, Celle 1903.) Landstallmeister Grabensee fügt hinzu: „Diese Richtung der Zucht hat in England bis jetzt fortgedauert." Wiewohl unsre Scholle eine ganz andre ist wie die Englands, haben wir zu unserm Nachteil das gleiche gemacht, auch wir haben die Distanzen herabgesetzt, so z. B. in der Union von 2800 auf 2200 Meter, im silbernen Schild von 4700 auf 2400 Meter, im Großen Preis von Hannover von 3000 auf 2400 Meter, im Wäldchenrennen zu Frankfurt a. M. von 2400 auf 2000 und im Staatspreis II. Klasse von 5650 Meter auf 4800 Meter. Es ist übrigens nicht nur der letzte, sondern alle genannten Rennen sind Staatspreise, die also vom Steuerzahler zur Hebung der inländischen Vollblutzucht dotiert werden.

Das Unionsrennen wird vom Auslande stark frequentiert und wurde seit 1871 von österreichisch-ungarischen Besitzern sechzehnmal gewonnen, indem in 20 verschiedenen Jahren 43 Ausländer abliefen. Da nun nur einer Erster sein kann, muß man die Jahre in das Verhältnis zu den Siegen setzen, also 20:16 = 80% Siege. Welches Aequivalent bietet uns die im Wiener Derby gestattete Konkurrenz? In 13 Jahren, wo Pferde in deutschem Besitz liefen, siegten diese dreimal = 23% Siege. Ein andrer Konkurrent des deutschen Züchters und Rennmanns ist der Fiskus, vulgo Graditz. In der Union liefen seine Pferde in 20 verschiedenen Jahren und siegten sechsmal = 30% Siege, durch die der Staatsrennpreis mit Hilfe des Staatsrennstalls zurückgebucht wurde. Im Wiener Derby erschien der seit 1883 (Engagement des englischen Trainers) an Kopfzahl stärkste Rennstall Deutschlands mit zwei Pferden seit 1871. Diese geringe Beteiligung liegt wohl mit in der Tantieme des Trainers begründet, denn wo voraussichtlich nichts zu gewinnen ist, startet der Stall nicht; ähnliches findet sich im Großen Preis zu Baden, wo vier Gradizer ohne Erfolg in den 33 Jahren starteten. Die großen Einnahmen des Stalles bleiben also auf die Konkurrenz mit dem deutschen Züchter beschränkt.

Unsre Zucht und unser Rennbetrieb krankt an der Konkurrenz des Fiskus, des Auslands und an den „großartigen" Satzungen, die das Rennwesen seit Jahren diskreditieren.

Dabei schreien die Vollblutmänner noch immer nach mehr Geld.

In Frankreich 1901 waren 12000000 Mark, in Deutschland 3088000 Mark (ohne Einsatz- und Renngelder mit Abzug der 20% Totalisatorsteuer) Renngewinne disponibel, die einer Vollblutproduktion von 1908 resp. 500 Fohlen gegenüberstehen, d. h. wenn man die Gelder auf ein Fohlen umrechnet, so entfällt auf ein Fohlen in Frankreich 6289 Mark, in Deutschland 6176 Mark Renngewinn. Nun laufen ja nicht alle geborenen Fohlen, und es laufen andre Pferde, die 1901 nicht geboren sind, immerhin bieten die Zahlen einen Anhalt, wie sich die Produktionen zu den Gewinnen in beiden Ländern verhalten. Um 56500 Mark stehen unsre 500 Fohlen also zurück. In Frankreich geben bekanntlich die Pariser Eisenbahnen 200000 Franken an Rennpreisen = 160000 Mark. Würden unsre Bahnen nur 100000 Mark geben, so würde unsre Vollblutproduktion pekuniär ebenso gestellt sein wie die Frankreichs.

Der Ruf nach mehr Geld ist also unmotiviert, dafür entferne man lieber den ausländischen Wallach in inländischem Besitz und die Pferde in ausländischem Besitz von den Bahnen, bis wir erstarkt genug sind, der ausländischen Konkurrenz erfolgreich entgegentreten zu können.

Kein Land hat Rennen offen, wo der Ausländer 80% gewonnen hätte, wir müssen eben verzweifelt reich oder verzweifelt schlau sein, um so etwas auf die Dauer durchzuführen.

Geld macht also nicht immer glücklich. Die Differenz gegen Frankreich und England beruht in der Scholle, deren nachteilige Wirkung auf die Entwicklung unsrer Pferde teilweise zu paralysieren wäre. Die Fohlengeburten müßten nicht nach dem 1. Januar, sondern nach dem 1. April erfolgen. Das Aufwachsen in den Ställen, bis der April oder Mai das Tummeln im Freien gestattet, verhindert eine gedeihliche Entwicklung, und die ersten drei Monate geben viel Anlaß zu Fohlenkrankheiten. Zweijährige Rennen müßten bei uns ganz fortbleiben, jedenfalls nie mit Staatsrennprämien unterstützt werden. Die dreijährigen Rennen wären zwischen dem 1. Juli und 15. Oktober abzuhalten.

Schlagen unsre Pferde dann nach drei bis fünf Generationen die in Heft 24 (siehe oben) genannten Minimalforderungen um ein Meter à Sekunde auf allen Distanzen, dann sind wir erstarkt genug, um eine Konkurrenz des Auslandes mit Aussicht auf Erfolg zurückzuweisen. Frankreich hat in den letzten 33 Jahren in 28 Jahren Ausländer im Grand Prix de Paris starten sehen, und diese haben neunmal das Rennen gewonnen = 32%. Befolgen wir die vorstehenden Gesichtspunkte in Aufzucht und Durchführung der Rennen, dann wird sich auch unsre Zucht nicht schlecht stehen.



Die Lebenslinie.

Novelle von

Karl Herold (Alexandrien).

Die alte Trine vom Sanatorium des Doktor Landhart, die man zu Besorgungen in die Stadt geschickt hatte, war eben zurückgekehrt, hatte in der Küche eine Anzahl Pakete abgeliefert, dem Doktor die Briefe hinüber in sein Arbeitszimmer gebracht und trat nun in das Zimmer des Fräulein Sophie Landhart, der Schwester des Doktors, der die wirtschaftliche Leitung des Sanatoriums unterstand. Der Doktor war nicht verheiratet.

„Ein Paket für den Herrn Grafen hat mir der Buchhändler mitgegeben. Soll ich's ihm auf sein Zimmer bringen?"

Fräulein Sophie streckte die Hand danach aus. „Er schläft," sagte sie. „Gib es mir, ich leg' es ihm dann schon hinüber!"

Trine ging und Sophie fuhr in ihrer Arbeit fort. Sie war dabei, die Wäsche zu inspizieren, und legte Stück für Stück zusammen, um sie dann dutzendweise in den großen Schränken an der Seite unterzubringen. Fräulein Sophie war eine große, schlanke Blondine mit frischem, gesundem Gesicht, ein „Mordsmädel", wie der Oberförster, der drüben in seinem Hause am Walde saß, zu sagen beliebte. Der Oberförster, ein stattlicher Witwer, hatte auch die Absicht gehabt, aus dem Mordsmädel eine Frau Oberförsterin zu machen, aber es war ihm nicht gelungen — Fräulein Sophie hatte seinen Bewerbungen eine so freundliche Kühle zuteil werden lassen, daß er von der entscheidenden Frage immer wieder abgesehen hatte. Er wußte, welche Antwort er darauf bekommen würde, und zog es deshalb vor, Witwer und Freund des Doktors und seiner Schwester zu bleiben.

Das Sanatorium lag ein weniges von einer kleinen Stadt entfernt an Berg und Wald, in stiller, idyllischer Lage. Unten im Tal sah man den Fluß glänzen, weiter hinauf lag das Städtchen mit den roten Dächern, und jenseits dieser erhoben sich einige blauduftige Bergrücken, einer über den andern. Es war das ein gar liebliches Bild von den Fenstern des Sanatoriums aus, und es mußte dies wohl auch sein, denn die Kranken, die hierhergebracht wurden, sollten etwas, das sich mit Zentnerschwere an ihre Sohlen heftete und sie zu Boden, in den Kot riß, vergessen — den Trunk!

Der Volkswitz des Städtchens hatte sich sofort nach Eröffnung des Sanatoriums seiner bemächtigt und es mit dem wenig schmeichelhaften Beinamen „Heilanstalt für Säufer der besseren Stände" belegt. Ja, ein besonders heftiger Witzbold erzählte sogar, es sei nur ein einziger Kurgast gekommen, mit dem der Doktor, um ihm und sich die Langeweile zu vertreiben, immer kneipen gegangen sei, und so habe sich zwar der Gast den Trunk nicht ab-, wohl aber der Doktor sich ihn angewöhnt, und was dergleichen Späße mehr waren. Jedenfalls hatten

sie nicht recht, die Spötter, die da meinten, es sei ein schlechtes Geschäft, das Doktor Landhart angefangen; im Gegenteil, das Haus war bald voll von Patienten und der Doktor bekam viel zu tun.

Fräulein Sophie war mit dem Ordnen der Wäsche fertig geworden, hatte die Schränke abgeschlossen und trat einen Augenblick ans Fenster. Sie sah hinaus mit einem träumerischen Ausdruck, der ihr sonst fremd war und der ihrem frischen, lebendigen Gesicht seltsam anstand. Dann wandte sie sich zum Tisch hin und entnahm dem Paket jenes Buch, das für den Grafen bestimmt sein sollte. „Desbarolles, Les mystères de la main," stand darauf. Sophie blätterte flüchtig darin; was es war, begriff sie wohl, lesen konnte sie es jedoch nicht, da die Kenntnisse des Französischen, die sie sich in der höheren Töchterschule angeeignet hatte, längst vergessen waren über ihrer wirtschaftlichen Tätigkeit, der sie sich schon seit ihren jungen Mädchenjahren hatte widmen müssen.

Sie legte das Buch wieder auf den Tisch und lauschte auf den Korridor hinaus. Ein schwerer Schritt erklang draußen.

Sophie öffnete die Tür. „Es ist ein Buch für Sie da, Herr Graf! Ich werde es Ihnen aufs Zimmer legen lassen!"

„Endlich!" sagte er. „Wie lange doch die Buchhändler brauchen, solch ein französisches Büchlein zu besorgen!" Er nahm es auf und sah hinein. „Interessiert Sie das nicht, Fräulein Sophie?"

Sie lächelte ein wenig. „Vielleicht! Aber ich habe hier im Hause so vieles, wofür ich mich interessieren muß, daß ich an das, wofür ich mich eigentlich interessieren möchte, gar nicht denken darf!"

Der Graf zog einen Stuhl an den großen, blanken Wirtschaftstisch und ließ sich nieder.

„Eine Viertelstunde Zeit, mit mir zu plaudern, muß Ihnen doch wohl bleiben. So zeigen Sie mir Ihre Hand, damit ich sehe, was das Schicksal nach Desbarolles Ihnen bestimmt hat."

„Darauf bin ich selbst neugierig," sagte Sophie und reichte ihm ihr Händchen hinüber, das er mit seiner großen Männerhand umfing. Während er die Innenseite aufmerksam betrachtete, meinte sie: „Aber ich muß Ihnen gleich sagen, daß ich an Ihre und Ihres Franzosen Chiromantie, oder wie das Ding heißt, nicht glaube."

„Das sollen Sie auch nicht," sagte er mit seiner tiefen, etwas heiseren Stimme; „sonst dürfte ich es Ihnen ja nicht sagen, wenn die Linien etwa auch Schlimmes verkünden. Es ist also nicht wahr, was da in der Hand geschrieben steht — es ist nur interessant. Und später im Leben sagt man sich dann manchmal mit einem leisen Schauer: Wie seltsam das doch war, was man in deiner Hand gelesen hat!"

Er hielt die Augen fest auf die Handfläche Sophies gerichtet, und der Arm des Mädchens begann zu zucken. Es war ihr plötzlich, als ob ihr dies Anstarren einen physischen Schmerz bereite, und sie machte eine Bewegung, ihm die Hand zu entziehen. Aber er ließ sie nicht los. „Die Hand, die ich halte,

kommt so leicht nicht wieder frei!" sagte er mit einem harten Ton in der Stimme. „Ich muß alles wissen, was darin steht!" Dann nach einer kleinen Weile: „Soll ich es Ihnen sagen, Fräulein Sophie?"

Sie hatte eine Angst vor seinen Worten bekommen, aber sie nickte doch.

„Seltsam," sagte er nachdenklich; „Sie sind so groß, so gesund, so blühend, und die Lebenslinie ist doch kurz. Danach müßten Sie schon in Ihrer Jugend sterben!"

Fräulein Sophie lachte kurz auf. „Ich bin sechsundzwanzig Jahre alt, Herr Graf — für ein Mädchen ist damit die Jugendzeit vorbei, sie zählt bereits zu den alten Jungfern! Es ist also nichts mit Ihrer Weisheit!" Ihre Hand entschlüpfte dabei der seinen, und sie legte nun beide Hände auf den Rücken. „Ich will auch gar nichts mehr davon hören; eigentlich soll man sich mit solchem Unsinn überhaupt nicht abgeben!"

„Eigentlich soll man manches nicht," sagte er und sah ihr fest ins Gesicht. „Eigentlich hätte ich auch nicht so viel trinken dürfen, daß ich mir und andern dadurch zur Qual wurde. Aber was wollen Sie! Der Doktor ist doch froh, wenn er sein Haus voll von Leuten meines Schlags hat, und wenn dann alle Zimmer regelmäßig besetzt sind, wird er ein neues Gebäude daneben aufführen lassen und wird den Wunsch haben, daß es ebenfalls recht bald ganz besetzt sein möge, er wird, mit einem Wort, wünschen, daß es immer recht viele Trinker gäbe."

Sophie machte eine Bewegung. „Das nicht!" sagte sie. „Er weiß, daß es leider viele gibt; er wünscht aber nur, recht vielen helfen zu können!"

Der Graf beachtete ihre Einrede nicht. „Ich bin auch gar nicht böse darüber, daß ich Trinker geworden war. Wissen Sie, weshalb nicht?"

Sophie verneinte.

„Weil ich dadurch Sie kennen gelernt habe, Fräulein Sophie! Adieu!" Er war dabei aufgestanden und hatte mit dem Buch in der Hand das Wirtschaftszimmer verlassen.

Sophie blieb, an den Tisch gelehnt, stehen, und ihre Blicke gingen wieder in die Ferne, ins Nichts. So war es also da, das erste Wort, vor dem sie immer gebangt hatte, und das doch einmal kommen mußte! Es hatte dies Wort während der letzten Tage in allen seinen Bewegungen gelegen, die ihn ungestüm zu ihr hinzureißen schienen — es hatte in seinen Blicken gelegen, in den Blicken dieser unheimlichen braunen Augen, die ihr folgten, wohin sie nur ging.

Und sie? Sie hatte etwas wie Freude darüber in ihrem Innern verspürt, eine heimliche Genugtuung ihres Werts hatte sie überkommen, und ein großes Mitleid mit dem Manne. Beitragen mochte freilich dazu, daß er die stattlichste Erscheinung des ganzen Hauses war, und sein großer Name tat ihm keinen Schaden. Eine Viertelstunde später sah sie ihn unten im Garten spazierengehen. Manchmal war er hinter den Gruppen von Gebüsch, die die Wege säumten, verschwunden. Dann erschien die große, kräftige Gestalt wieder, dieser Hüne mit

dem dunkeln Vollbart. Er war in der zweiten Hälfte der Dreißig, und oben an der russischen Grenze angesessen. Man sagte ihm nach, er habe ein wildes Leben hinter sich, und die müden, krankhaften Schatten, die über seinen schönen Zügen lagen, schienen das zu bestätigen. Irgend jemand wollte wissen, er habe eine tolle Leidenschaft für eine Dame vom Theater gehabt und sich, als er die Ueberzeugung gewonnen, daß er nicht ihr einziger Freund sei, dem Trunk ergeben, um die tolle Eifersucht zu bekämpfen. Die Eifersucht sei gegangen, der Trunk geblieben. Das war Sophie erzählt worden, und sie hatte ein Grauen vor ihm bekommen. Und als sie ihn wieder sah, mit ihm sprach, seinen müden, skeptischen Worten lauschte, da war das Grauen vorüber und nur das Mitleid wieder da, das ihn einhüllte wie in eine Wolke und ihn vor den Anfechtungen der ganzen Welt schützen wollte.

Er ging in den Wegen auf und ab, den Hut in der Hand, und ließ den frischen Höhenwind seinen Kopf umspielen. Das Haar trug er kurzgeschnitten, es wurde oben auf dem Scheitel etwas licht.

Es war gegen den Abend zu. Die Mägde kamen ins Zimmer herein und holten die Gedecke für die Abendtafel. Als sie alles fortgebracht hatten, ging auch Sophie hinaus. Unwillkürlich führten ihre Schritte sie hinab in den Garten. Sie müsse etwas Bewegung im Freien haben, sagte sie sich, und dabei klopfte ihr das Herz.

In den Blumenbeeten blühten die Petunien und Reseden. Ein starker, süßer Duft lag um sie her, und verfrühte Nachtfalter, die die Dunkelheit nicht erwarten konnten, schossen schon von Blüte zu Blüte. Und während Sophie ihnen zuschaute und in seltsamer Beklemmung stand, knirschte der Kies des Wegs und es trat eine Gestalt an ihre Seite, eine Gestalt, nach der sie sich nicht umschaute und von der sie doch wußte, daß sie auf sie herabsah mit brennenden Blicken.

„Fräulein Sophie!"

„Ja — was wollen Sie, Herr Graf?"

„Ich wollte Ihnen etwas sagen, was Sie aber schon wissen. Nicht — Sie wissen es, Sophie?"

„Ja!" sagte sie tonlos.

„Und —?"

„Ich meine, es ist ein Unglück!"

„Weshalb?" frug er eifrig.

„Das fragen Sie noch, Herr Graf! — Guter Gott!"

„Weil ich ein Trinker bin?" fragte er und lachte heiser auf dabei. „Aber ich gebe mir doch alle Mühe, besser zu werden! Besser zu werden, um mir Ihre Liebe zu verdienen."

Sie machte ein ungläubiges Gesicht. „Und dann sind Sie ein Graf und ich ein einfaches Bürgermädchen!"

„Fürs Heiraten habe ich keine große Auswahl, Sophie!" sagte er, sich selbst verspottend. „Möglich, daß mich noch eine Gräfin aus einem in Decadence befindlichen Hause nähme. Aber darauf will ich's lieber gar nicht

aufkommen lassen. Ich möchte eine Frau haben, die gesund an Körper und Geist ist, eine Frau, an die ich mich anklammern kann in meinen schwachen Stunden, und die die Kraft und den Willen hat, mich zu stützen. Und ich will eine Frau haben, die ich liebe. Das bist du, Sophie! — Willst du mich?"

Die große Wolke ihres Mitleids kam und hüllte ihn völlig ein, so daß kein Wort der Welt mehr an ihn rührte, das seinen Wert hätte herabsetzen können. Und das große Sehnen des Weibes nach Liebe kam — es umfing ihn und zog ihn an sich. Ihr Gesicht war von Purpur übergossen.

„Wenn —" begann sie zögernd und sah mit einem hilflosen Blick zu ihm auf.

„Ich weiß es — wenn ich nicht mehr trinken werde? Ich werde es nie wieder tun!"

„Sie müssen mir es schwören," sagte sie leise, „bei Ihrem edeln Namen, den Sie doch gewiß nicht zuschanden machen wollen!"

„Ich schwöre es dir, Sophie! Du sollst einen Mann haben, dessen du dich nicht zu schämen brauchst."

Dann gingen sie langsam und schweigend den Weg hinaus. Die Blumen dufteten und die Sonne ging drüben hinter den blauen Bergmauern mit einem roten Lächeln schlafen. Und als die beiden hinter den Büschen standen, so daß man sie von den Fenstern des Kurhauses aus nicht mehr sehen konnte, da beugte er sich zu ihr herab und küßte sie, und sein Mund stammelte ihr irre, selige Worte von seiner Liebe.

Doktor Landhart war empört, als ihm am Abend seine Schwester eröffnete, daß sie sich mit dem Grafen verlobt habe. „Aber der Mensch ist ja unheilbar!" fuhr er sie an. „Es ist eine Gewissenlosigkeit von ihm und eine Dummheit von dir!"

„Weshalb hast du ihn dann hierbehalten, wenn er unheilbar ist? Ich weiß, wir werden ihn retten, — du und ich!"

Davon war sie nicht abzubringen, und der Doktor fügte sich endlich. Es ging auch ganz gut. Der Graf war folgsam wie ein Kind und verjüngte sich in seinem Liebesglück. So gingen die Wochen wie im Fluge hin. Der Doktor hatte die Bedingung gestellt, daß man erst ein halbes Jahr den Grafen als geheilt betrachten müsse, bevor die Verlobung veröffentlicht werden solle, und der Graf hatte eingewilligt, da auch Sophie diese Bedingung gut fand. Viel Gelegenheit wurde ihm nun freilich nicht mehr gegeben, Sophie zu sehen und zu sprechen, denn der Doktor versuchte durch möglichstes Fernhalten der beiden voneinander ihre Gefühle erkalten zu machen, ihre Absicht zu ändern.

Bei Sophie gelang ihm dies nicht, denn es war die erste große Liebe, die an sie herangetreten war, und auf dem Altar dieser Liebe unterhielt sie ein ewiges Feuer. Der Graf war ein Musterpatient geworden, er ließ sich vom Doktor auf allerlei Weise beschäftigen und verlangte nicht mehr nach den betäubenden Reizen des Alkohols. Auch sein Aeußeres wandelte sich etwas in diesen Monaten. Er wurde schmaler, das Gesicht feiner, ohne den Eindruck eines körperlichen Rückganges hervorzurufen.

In der Herbstzeit, der Zeit, in der er sonst draußen auf der Jagd die Forsten durchstreift hatte, saß er wohl manchmal am Fenster und schaute sinnend in die graue Natur hinaus. Der Doktor sah es, und er tat ihm leid. Er forderte ihn einmal auf, mit ihm jagen zu gehen. Sie wanderten an diesem trüben, nebligen Herbsttag lange durch die Sturzäcker, über die Berge und durch die Wälder. Der Doktor beobachtete den Grafen — es schien sich auch nicht der geringste Wunsch nach dem bei diesem Jagdwetter doch so geschätzten Trank in ihm zu regen.

Dann war Weihnachten vorübergegangen und die kalten ersten Monate des Jahres. Mit dem Frühling war die Prüfungszeit des Grafen beendet. Er hatte das Sanatorium verlassen und sich unten im Städtchen eine Wohnung genommen. Nach seinem Gute wollte er erst nach seiner Verheiratung zurückgehen; da war unter einem tüchtigen Verwalter vorläufig alles gut aufgehoben.

Und welch ein schöner Frühling war das! Der Graf kam jeden Tag nach dem Sanatorium hinauf, dann ging er mit Sophie spazieren in dem frischgrünen Garten, und es lag ein volles, reines Glück über ihnen. In allen Büschen und Bäumen sangen die Vögel und die Sonne zeigte sich viel freundlicher als sonst

Die Zeit, in der er allein war, studierte er. Die Chiromantie hatte er beiseite gelegt und beschäftigte sich nun mit landwirtschaftlichen und chemischen Studien. Auch in der Gegend ritt er herum. Jedermann kannte ihn und jedermann freute sich über ihn, wenn er, ein Bild vornehmer Kraft und Schönheit, vorüberkam.

Dann war die Zeit wieder da, wo in den Beeten die Petunien und Resedeu blühten, wo der Sommer müde ward und sich mit einem stillen, resignierten Sonnenlächeln zum Scheiden anschickte, die Zeit, in der sich die beiden Herzen im Jahre vorher gefunden hatten.

Die Hochzeit war festgesetzt und wurde still vollzogen. Im Städtchen hatte sich alles zu der Trauung in die Kirche gedrängt, was nur irgend Zeit dazu hatte; den vornehmen Bräutigam und die schöne Braut mußte man doch sehen! Und dann war es so interessant, daß er sich extra ihretwegen das liederliche Leben abgewöhnt hatte, er, der Graf, dem einfachen Bürgermädchen zulieb. Und sämtliche heirats- und überheiratsfähigen jungen Damen der Stadt nahmen sich vor, nun recht fleißig in der Nähe des Sanatoriums spazierenzugehen, um dem Doktor in ihrem Sinne bei seinen Kuren behilflich zu sein. Und wenn es schließlich auch gerade keinen Grafen mehr vom Untergang zu retten gab, so war es doch möglicherweise wenigstens der Doktor, der jetzt, nachdem Sophie fort war, eine tüchtige Frau brauchte, und der nun vielleicht für sie abfiel! Mit einer Wirtschafterin würde er sich doch nicht mehr lange herumquälen wollen.

Das junge Ehepaar und die Zeugen nahmen im Hotel ein Diner ein, dann fuhren die Neuvermählten ab. Der Doktor sah dem Zuge mit einem schmerzlichen Ausdruck in den Augen nach.

Der Graf saß stumm in eine Ecke des Wagens gelehnt. Nun hielt er das Glück, das er seit Monaten ersehnt, erfleht hatte — und es ließ ihn kalt! Ein

seltsames Stürmen und Wogen war in ihm, ein Groll beinahe auf die junge schöne Frau, die da neben ihm saß und die vertrauensvoll ihr Leben in seine Hand gelegt hatte. Drinnen im Hotel beim Diner hatte er, zum erstenmal nach einer Reihe von Monaten, wieder Alkohol getrunken, und ein gieriges Verlangen, zu trinken — viel, viel zu trinken, war in ihm aufgestiegen. Auf den Stationen hafteten seine Augen drüben an den Büfetts, und ein wilder Neid erfaßte ihn gegen die Leute, die dort standen und ein Glas Wein oder einen Kognak zu sich nahmen. Trinken, so richtig trinken, dies Feuer löschen, das urplötzlich in ihm wieder emporschlug, das durfte er ja nie wieder — er hatte sein Edelmannswort verpfändet!

Sophie hatte ihn lange beobachtet. Ihr war todestraurig im Herzen geworden. „Was ist dir, Bernhard?" fragte sie. „Du bist so still!"

Er zögerte einen Moment. „Ich habe Durst!" entgegnete er heiser, mit einem so seltsamen Ton, daß sie aufmerksam wurde und seinen Blicken folgte. Und als sie sah, wie diese Blicke drüben an einem Manne hingen, der mit langen Zügen ein Glas Bier leerte, erschrak sie.

„So laß dir doch etwas geben!"

„Es ist dir recht?" sagte er hastig. „Ich wollte nichts trinken, ohne daß du es mir erlaubtest; du weißt, weshalb!"

„Ich habe dir nichts zu erlauben, Bernhard. Du bist Herr aller deiner Handlungen. Ich gebe dir dein Wort zurück — ich halte dich für stolz und gut, und ich glaube, daß du mich liebst!"

„Danke, danke!" sagte er und zog sie an sich. „Du hast recht, ich liebe dich ja so sehr."

Dann waren sie abends in der nächsten Großstadt im Hotel und speisten auf dem Zimmer. Er stürzte hastig einige Glas Wein hinunter und wurde lustig und lebhaft danach. Es war noch ganz früh am Abend, sieben Uhr erst. „Wenn wir noch ausgingen, vielleicht ins Theater?" schlug er vor. Sophie war damit einverstanden. Sie hörten eine Oper. In jedem Zwischenakte, während Sophie im Foyer war, ging er zum Büfett. Und als sie nach Schluß der Oper zum Hotel fuhren und sie nach dem Zimmer hinaufstieg, trat er in die Portiersloge. Er kam nicht nach; lange Zeit wartete sie. Dann ging sie wieder hinab. Der Portier sagte ihr, der Herr Graf sei im Restaurationssaal. Sie preßte die Zähne zusammen und stand einen Augenblick da, mit einem wehen Gefühl in der Brust, einem Gefühl, das sie zu töten drohte. Mechanisch war sie einige Schritte nach dem Restaurant zu gegangen, dann wandte sie sich um und stieg wieder die Treppe empor. Holen wollte sie ihn nicht. Aber oben im Zimmer kauerte sie sich aufschluchzend in einem Sessel zusammen.

Die Zeit wurde ihr entsetzlich lang, Verzweiflung überkam sie. Und dann hörte sie den schweren Schritt draußen näherkommen, und die Türe wurde ungeschickt geöffnet. Er kam herein, ein wenig stolpernd, und ließ sich auf den Diwan fallen. „Du — mußt entschuldigen," sagte er, „ich — hatte Durst. Ich — hatte so lange — nichts getrunken!" Ein häßlicher Geruch ging von ihm aus, der Geruch von Alkohol.

Sie antwortete ihm nicht. In ihrer Brust war alles wie still und tot. Nur manchmal durchzuckte sie das Gefühl eines großen Schmerzes — die Flamme auf dem Altar der großen Liebe war im Erlöschen!

Der Graf stand auf und kam ihr wankend näher, er wollte sie umfangen, aber sie wich ihm aus. Sie schien gewachsen zu sein, so groß, so hoheitsvoll stand sie da.

„Du," sagte der Trunkene, „du — komm — Sophie, ich liebe dich!" Er stotterte dabei, es kam langsam und wie sinnlos von seinen Lippen.

Sie hob die Hand mit einer müden Bewegung gegen ihn auf: „Zurück!" sagte sie, „und leb wohl! Da du nicht zu retten bist, so will ich mich selbst retten!"

Die Tür schlug zu hinter ihr, und sie verließ das Haus, um nie zurückzukehren. Sie ging mechanisch durch die Straßen bis zum Fluß. Es war späte Nachtstunde. Wohl hatte ein Passant gesehen, daß jemand von der Brücke hinabsprang. Aber wer sollte um diese Zeit und bei dieser Dunkelheit sofort Hilfe schaffen?

Gegen den Morgen fand man sie — bleich, tot! — — —

Der Graf aber schlief im Hotel seinen Rausch aus — den ersten einer neu beginnenden langen Reihe.



Berichte aus allen Wissenschaften.

Elektrotechnik.

Ueber elektro-akustische Untersuchungen.

Der hohe wissenschaftliche Wert photographischer Momentaufnahmen von Bewegungsvorgängen, deren einzelne Phasen sich der Verfolgung durch das Auge entziehen, ist heutzutage außer Frage gestellt, wenngleich unsre Aufmerksamkeit weit öfters auf die allgemein verständlichen kinematographischen Bilder gelenkt wird, die, mehr ins Gebiet der wissenschaftlichen Spielerei gehörend, einen Bewegungsvorgang aus einzelnen Stadien wieder zusammensetzen, um etwa das Bild eines Wettrennens, eines Schiffsmanövers oder dergl. vor Augen zu führen. Für den Naturforscher aber hat die Zerlegung einer komplizierten Bewegung, wie sie etwa beim Vogelflug, beim Kanonenschuß, beim Fallen einer Katze stattfindet, weit höhere Bedeutung, weil man auf Grund der Photogramme neue Gesetze der physikalischen Mechanik fand, bezw. die Unrichtigkeit früherer Annahmen widerlegen konnte.

Auch die physikalische Akustik, die man, sobald von den physiologischen Einwirkungen auf unser Gehör abgesehen wird, als ein Seitengebiet der Mechanik ansehen kann, — weil alle Tonwahrnehmungen nur auf Grund gesetzmäßiger Bewegungen, z. B. Luftschwingungen, erfolgen — hat der Anwendbarkeit der Photographie nennenswerte Erkenntnisse zu verdanken. Bei der großen Empfindlichkeit der photographischen Platte verläuft keine mechanische Bewegung so schnell, daß man sie nicht in Form von graphischen Darstellungen registrieren könnte, vielmehr wird man stets einen interessanten Einblick in die für Auge und Ohr unentwirrbaren komplizierteren Wellenfiguren gewinnen, die den Klangcharakter eines an-

geschlagenen Tones oder eines gesprochenen Wortes bedingen. Fast unzählig sind z. B. die Abstufungen in der Art und Stärke bei der Zusammensetzung des Klanges einer angeschlagenen Klaviersaite, die an sich immer von gleicher Tonhöhe, d. h. Anzahl der sogenannten Grundschwingungen pro Sekunde bleibt, aber je nach Anzahl und Beschaffenheit harmonischer, ja selbst unharmonischer Obertöne, d. h. gleichzeitiger Schwingungen von ganz oder nahezu vielfacher Anzahl, ihren Klangcharakter erhält. Die Lagerung und der Anschlagspunkt des Klavierhammers, nicht weniger aber die Schärfe oder Weichheit beim Aufschlagen, eben das, was man beim Klavierspieler guten oder schlechten Anschlag nennt, bedingt die Klangfarbe; und was das Ohr, unser bewunderungswürdigstes, nie zu täuschendes Sinnesorgan wahrnimmt und was das Gemüt empfindet, das kann der Physiker an Hand der Photogramme verfolgen. Freilich kommt seine Gelehrsamkeit erst, wenn die Welt bereits verteilt ist, denn seine Theorie bleibt für den grünen Baum der Musik immer grau, wie schon Helmholtz in seiner klassischen Lehre von der Tonempfindung andeutet. Aber die theoretischen Erkenntnisse verlieren deshalb nicht an Wert; denn für den mathematischen Physiker wie für den Experimentator und Forscher eröffnet sich aus dieser sichersten aller Darstellungsarten, dem in wellenförmigen Linien aufgelösten photographischen Schwingungsvorgang, nicht nur die Möglichkeit, solche akustischen Probleme zu studieren, sondern auch vergleichende Schlüsse zu ziehen auf analoge Vorgänge in der Physik des Aethers, oder, wie man auch sagen könnte, der Physik der Schwingungen; seien es hierbei die Millionen von Oszillationen in der Sekunde, die bei der elektrischen Wellenfortpflanzung auftreten, oder die ungeheuerliche, sich auf Billionen belaufende Anzahl von Aetherschwingungen, die den Lichtstrahl befördern: überall begegnet man verwandten Verhältnissen, immer ist es die Theorie der gedämpften elastischen Schwingungen, die zur Erklärung der zahlreichen Phänomene herangezogen wird.

Wie kann man nun aber das photographische Bild des Schwingungsvorganges gewinnen?

Greifen wir beispielsweise die Bewegung einer Telephonmembran heraus, die bekanntlich durch oszillatorische Verstärkung des im Telephonhörer befindlichen Elektromagnets in erzwungene Schwingungen versetzt wird.

Wir können hierbei die Annahme zulassen, daß die Bewegung eines Punktes bezw. einer kleinen Stelle der Membran für deren übrige Bewegung charakteristisch sei; denn wenn z. B. die Membranmitte sich senkt, so wird sich diese Senkung in Form einer Durchbiegung nach dem eingeklemmten Rande hin äußern. Es wird daher ein in der Nähe des Randes aufgekitteter Spiegel — z. B. ein leichtes Hohlspiegelchen — das Heben und Senken der Membranmitte durch eine entsprechende Winkelbewegung begleiten. Läßt man nun das helleuchtende Bild eines punktförmigen, von einer Bogenlampe bestrahlten Diaphragmas nach Hindurchgang durch ein optisches Linsensystem auf das Spiegelchen fallen, so kann man das dort reflektierte Bild als einen helleuchtenden Punkt auf einem weißen Schirm auffangen. Beim gewöhnlichen Schwingen der Membran beschreibt der helle Punkt eine kurze grade Linie. Tritt an Stelle des Papierschirms eine photographische Platte oder eine Filmfolie, die während der Belichtung senkrecht zu der Schwingungslinie rasch verschoben wird, so erhält man beim Entwickeln der Platte scharfe, schwarze Kurvenformen, die für das sachkundige Auge ein genaueres Erkennen des Schwingungsvorganges zulassen, als irgend eine Sinneswahrnehmung oder Beschreibung es vermöchte. Auf diese oder ähnliche Weise wurden die Schwingungsvorgänge frei ausklingender oder magnetisch betriebener Stahlsaiten, angeschlagener Klaviersaiten, schwingender Membranen, z. B. von Telephongesprächen, photographisch registriert; auch dem Laien werden diese merkwürdigen, durch ihre Vielgestaltigkeit und Gleichmäßigkeit überraschenden Kurven nicht ohne Interesse sein; es sei hier auf sehr schöne Abbildungen in den Annalen der Physik und Chemie verwiesen, die Abhandlungen von Raps, Klinkert, Kaufmann, Hartmann-Kempf begleiten. Letzterer Verfasser hat kürzlich in einem mit zahlreichen derartigen Photogrammen versehenen Buche die Resultate einer photographischen Methode beschrieben, mit deren Hilfe es möglich ist,

außerordentlich feine Tonhöhenunterschiede an Instrumenten nachzuweisen, die man gewöhnlich als Normalien für konstante Tonhöhen betrachtet, nämlich Stimmgabeln und Harmoniumzungen. Eine stark angeschlagene Stimmgabel, die rund 100 Schwingungen in der Sekunde ausführt, tönt um eine Spur, etwa um $^1/_{100}$ Schwingung oder um angenähert den tausendsten Teil eines Tonintervalls tiefer, als wenn sie nur ganz schwach angeschlagen wird. Solche feine Unterschiede sind zwar für die musikalische Verwertung der Stimmgabel ganz belanglos, aber bei andern Instrumenten können sie bereits zu Klangunreinheiten führen, z. B. bei einer angeblasenen Harmoniumzunge. Ein halb geschultes Ohr wird bereits wahrnehmen, daß die schwach angedrückte Taste eines Harmoniummanuals einen zu tiefen Ton hervorruft, der bei normalem Niederdrücken seine richtige Höhe erreicht und bei allzu starkem Treten des Blasebalgs wieder etwas zu tief wird. Ueberraschend ist es, daß eine aus Stahl gefertigte Harmoniumzunge, die — durch elektrischen Antrieb ins Schwingen gebracht — frei ausklingt, die Tonschwankung im umgekehrten Sinne zeigt. Man kann allgemein behaupten, daß kein Instrument einen Ton von absolut konstanter Höhe, d. h. Schwingungszahl pro Sekunde abgeben kann, sondern daß je nach seiner Stärke bezw. der Schwingungsweite des Klangkörpers ein kleines Höher- oder Tieferwerden des Tones unvermeidlich ist. Ein guter Geiger korrigiert diese Schwankungen instinktiv durch Vor- oder Rückwärtsdrücken des auf die Saite gesetzten Fingers; bei einer sogenannten leeren Saite sind solche Korrekturen nicht möglich, vielleicht ist dies — wenn auch von seiten des Künstlers nur unbewußt — einer der Gründe, weshalb er die Verwendung der leeren Saite scheut. Ferner kann man beobachten, daß der Schwellton eines Sängers von unsicherem musikalischen Gehör mit zunehmender Stärke etwas höher wird, aus dem nämlichen Grunde wie bei der stark angestrichenen Saite, weil mit der größeren Schwingungsweite die Gesamtspannung der Stimmbänder wie bei der Saite etwas größer wird, und bekanntlich hängt die Schwingungszahl von der Spannung ab. Daß man auch Tonhöhenunterschiede photographisch festhalten kann, verdankt man der Möglichkeit, die sogenannten Schwebungen, die sowohl hörbar als auch sichtbar sind, und die stets eine Differenz zweier Schwingungszahlen bedeuten, in Form von Schwebungskurven zu photographieren. Aus der Dauer einer Schwebung kann man — aber nur mit Hilfe eines Photogramms — leicht und sicher feststellen, ob ein Ton von 100 Schwingungen pro Sekunde um eine Zehntausendstel-Schwingung, d. i. ein Millionstel seiner Schwingungszahl, höher oder tiefer geworden ist.

Die Lichtempfindlichkeit der photographischen Platte genügt den mitunter erstaunlichen Anforderungen, ein deutliches Schwingungsbild bei der kurzen Belichtungsdauer von etwa dem millionsten Teil einer Sekunde hervorzubringen.

Während die musikalische Bedeutung der genannten Schwankungen in der Eigentonhöhe eines oszillierenden Systems nebensächlicher Art ist, spielen diese eine große Rolle bei dem physikalisch und praktisch höchst wichtigen Vorgang der Resonanz. Genau so, wie durch Hineinsingen in ein Klavier, dessen Dämpfung durch Treten des rechten Pedals gehoben ist, diejenige Saite infolge von Resonanzschwingungen mitzutönen beginnt, die gleich viele Schwingungen wie der gesungene Ton ausführt, gerade so entstehen unter der Einwirkung regelmäßig pulsierender Kräfte, die im Rhythmus bezw. in der Häufigkeit der Eigenschwingungen irgend eines periodisch oszillierenden mechanischen oder elektrischen Systems auftreten, Resonanzschwingungen, die unter Umständen zu zehn- oder hundertfacher Stärke der Schwingungen als bei irgend einer andern Periode anwachsen und eine Zerstörung herbeiführen können. Man denke, um ein allgemein bekanntes Beispiel zu wählen, an die Gefahr des Einstürzens von Brücken, wenn Truppen im gleichmäßigen Takte ihres militärischen Schrittes die Brücke passieren, weshalb in solchen Fällen das Marschieren außer Tritt befohlen wird. Andre gefürchtete Fälle sind das Einfallen von Häusern infolge des Mitschwingens ihrer Wände im Rhythmus der Stöße, die von einer im Keller oder vielleicht nur im Nachbarhaus arbeitenden Maschine ausgehen; oder das Brechen einer Schiffswelle infolge von intermittierenden Impulsen, die von der stoßenden Bewegung irgend eines

Maschinenteils ausgehend die eigne Torsionsschwingung der Welle zu großen Resonanzschwingungen anschwellen lassen, wie u. a. Frahm nachgewiesen hat. Daß solche Unglücksfälle seltener vorkommen, als man auf Grund der theoretischen Gesetze befürchten müßte — nach denen schwach gedämpfte schwingende Systeme in Resonanzschwingungen von unbeschränkter Größe geraten können —, ist zum großen Teil der obenerwähnten Einwirkung der Schwingungsweite auf die Tonhöhe, d. i. das Schwingungstempo, zu verdanken.

Demgegenüber muß man diese eigenartige Verstimmung häufig als Nachteil ansehen und bekämpfen, z. B. bei den sogenannten abgestimmten elektrischen Systemen für drahtlose Telegraphie, die, wennschon äußerlich gänzlich verschieden, doch ganz analogen physikalischen Gesetzen gehorchen und die, ungeachtet der „Abstimmung", oftmals verstümmelte Telegramme übermitteln. Gewissermaßen bilden die im obengenannten Buche reproduzierten Photogramme eine graphische Darstellung derartiger Abweichungen.

Frankfurt a. M. Prof. E. Hartmann.



Literarische Berichte.

Babel und Bibel. Ein Rückblick und Ausblick. Von Friedrich Delitzsch. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Preis M. 1.—; kartonniert M. 1.50.

Die Bewegung, zu der der vielgenannte Berliner Assyriologe mit seinen Vorträgen über Babel und Bibel, von denen der zweite gleich dem über das „Land des einstigen Paradieses" in demselben Verlage erschienen ist, den Anstoß gegeben hat, wird voraussichtlich noch lange nicht zum Stillstand kommen. Als Delitzsch sich im September 1903 für kurze Zeit nach London zurückzog, packte er, wie er erzählt, an deutscher „Babel- und Bibel"-Literatur, nach Ausscheidung alles völlig Wertlosen, gegen 1350 kleinere und über 300 große Zeitungs- und Zeitschriftenartikel, dazu 28 Broschüren ein, eine nicht zu bewältigende Fülle ausländischer Zeitungsausschnitte zurücklassend. Die ihm zugegangenen Briefe umspannen die ganze Erde, von Kalkutta bis an „die letzte Farm der Prärien Kaliforniens" und von Norwegen bis zur Kapstadt. Es ist nicht zuviel behauptet, wenn er sagt, daß die „Babel- und Bibel"-Bewegung die ganze für religiöse Dinge sich interessierende Menschheit ergriffen habe, und eben deswegen erachtet er jetzt den Moment für gekommen, sich in obiger Schrift mit seinen Kritikern auseinanderzusetzen. Delitzsch tut das in seiner rein sachlichen, ruhigen und vornehmen Art, die auf alle vorurteilslosen Leser eine überzeugende Wirkung ausüben muß. Er beschäftigt sich in dieser Schrift besonders eingehend mit den Theologen, christlichen wie jüdischen; nachdem er zunächst den Vorwurf entkräftet hat, in seinen Vorträgen „nichts Neues" gebracht zu haben, widerlegt er in eindringender Weise die Wahnvorstellung, als leite er den Monotheismus Israels aus Babylon her. Was aber den „Offenbarungsbegriff" betrifft, so wiederholt er seine „feste Glaubensüberzeugung, daß Gott wie in der Natur und in uns selbst, so auch in der Geschichte sich offenbart". Den Lesern der früheren Vorträge Delitzsch', sowie allen, die sich für die religiöse Bewegung unsrer Zeit interessieren, möge diese Rechtfertigungsschrift, die sich an die Gebildeten aller Bekenntnisse wendet, warm empfohlen sein.

Fr. R.

Meister der Tonkunst. Von Carl Reinecke. Berlin und Stuttgart, 1903, W. Spemann.

Man wird jedes Buch mit Freuden begrüßen, das über musikalische Helden oder musikalische Dinge redet. Im Anwachsen dieser Literatur spiegelt sich deutlich das Verlangen weiter Kreise nach Belehrung. Prof. Reinecke, der bekannte Leipziger Altmeister, hat es unternommen, Mozart, Beethoven, Haydn, Weber, Schumann und Mendelssohn in populären, leichtfaßlichen Darstellungen dem musikliebenden Publikum von neuem nahezubringen. Die liebenswürdige

Darstellungsweise des Verfassers ist den Freunden der Deutschen Revue bekannt. Ebenso bedarf der eigne Standpunkt, auf dem Reinecke steht, keiner besonderen Auslassung. Referent findet es bemerkens- und lobenswert, daß sich der Verfasser jeder Polemik enthalten hat, so nahe die Versuchung dazu liegen mußte. Was wir in Beziehung auf die 9. Sinfonie Beethovens (S. 209) oder auf die Helmführung Webers (S. 369) einem Meister wie Wagner zu danken haben, weiß ja jedermann. Den Musiker Reinecke verraten einige feinsinnige Bemerkungen und Beobachtungen. Das Buch enthält zahlreiche Notenbeispiele.

Dr. K. Gr.

Handbuch der allgemeinen Geschichte. Von Dr. W. Assmann. Zweiter Teil. Geschichte des Mittelalters. Dritte Abteilung. Dritte neubearbeitete Auflage. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn. — Auch u. d. T.: W. Assmanns Geschichte des Mittelalters von 375 bis 1517. Dritte neubearbeitete Auflage. Herausgegeben von Prof. Dr. L. Viereck. Dritte Abteilung. Die beiden letzten Jahrhunderte des Mittelalters: Deutschland, die Schweiz und Italien von Prof. Dr. R. Fischer, Prof. Dr. R. Scheppig und Prof. Dr. L. Viereck.

Assmanns Handbuch der Geschichte des Mittelalters unterscheidet sich von andern universalgeschichtlichen Werken der neueren Zeit hauptsächlich dadurch, daß es seine Darstellung auf eine fortlaufende Angabe der Quellen stützt und somit jedermann die selbständige Prüfung des Gesagten ermöglicht. Die Verlagsbuchhandlung hat sich daher ein unbestreitbares Verdienst um die Vertiefung und Förderung des geschichtlichen Wissens erworben, indem sie eine Neubearbeitung des Werkes unter Berücksichtigung des jetzigen Standes der Wissenschaft veranstaltete. Da nun durch neuere Untersuchungen vieles in ein ganz andres Licht gerückt ist und insbesondere durch die kritische Behandlung der Quellen unsre Auffassung von so manchen geschichtlichen Vorgängen des Mittelalters wesentlich geändert worden ist, so ist ein fast ganz neues Buch entstanden, in dem nur die allgemeine Art der Behandlung, die Gliederung nach Staaten und die Hinweise auf die Quellen beibehalten worden sind. Namentlich sind die Abschnitte, die sich mit der Darstellung der allgemeinen Zustände Deutschlands beschäftigen, völlig umgearbeitet und erheblich erweitert worden. Der vorliegende Teil behandelt die deutsche Geschichte von 1273 bis 1517 und ist mit außerordentlicher Sorgfalt sowie unter Benutzung des umfassendsten Materials bearbeitet.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Koloniale und politische Aufsätze und Reden. Von Dr. Scharlach. Herausgegeben von Heinrich v. Poschinger. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. M. 2.50.

Aus den Aufsätzen und Reden eines in kolonialen Angelegenheiten wohlbewanderten Mannes, des Hamburger Anwalts Dr. Scharlach, der in amtlichen Eingaben, in der Presse und im Vortrag oft Stellung zu Fragen der Kolonialpolitik genommen hat, veröffentlicht H. v. Poschinger in diesem Buche eine reichhaltige Auslese. Besonders hingewiesen sei auf die Schlußabhandlung, in der die Gründung einer deutschen Kolonialbank angeregt und erörtert wird. Aus diesen Blättern spricht nicht der Theoretiker, sondern ein Mann, der mit klarem Blick das praktisch Erreichbare und Wünschenswerte erkennt und seine Gedanken und Wünsche überzeugend und anspornend zum Ausdruck bringt.

Br.

Unter dem Zeichen des Verkehrs. Von Otto Jentsch, Kaiserlicher Oberpostinspektor. Mit 180 Abbildungen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. In Leinwand gebunden M. 5.—

Das als II. Teil der Sammlung „Naturwissenschaft und Technik in gemeinverständlichen Einzeldarstellungen" mit reichhaltigem und verständnisvoll ausgewähltem Illustrationsschmuck erschienene Werk verfolgt den Zweck, den gebildeten Lesern aller Berufsklassen neben einer allgemeinen Schilderung der Entwicklung des Weltverkehrs im 19. und 20. Jahrhundert eine gemeinverständliche und sich von jeder phantastischen Zukunftsschwärmerei freihaltende Darstellung der hauptsächlichsten und hervorragendsten Errungenschaften zu unterbreiten, die die Technik der letzten Jahre namentlich in Deutschland gezeitigt hat. In ungemein klarer und übersichtlicher Weise schildert der Verfasser, der selbst mitten in einer der größten Verkehrszentralen der Welt steht, zunächst in einem allgemeinen Ueberblick das Zeitalter der Dampfkraft und der Elektrizität, um sich dann den Fortschritten des Post- und Telegraphenwesens zuzuwenden, wobei u. a. der Schnelltelegraph von Pollák und Virág, das deutsch-amerikanische Telegraphenkabel und die Funkentelegraphie beschrieben werden. Der dritte Abschnitt umfaßt das Fernsprechwesen (Ozean- und Lichttelephonie, Telephonograph u. s. w.), während der vierte die Eisenbahnen (u. a. Elektrische Schnellbahnen, Schwebebahnen, Gleislose elektrische Bahnen) vorführt. Der Schlußabschnitt ist der Entwicklung und den Fortschritten der Schiffahrt vorbehalten, wobei u. a. das größte Segelschiff und die größten Schnelldampfer der Welt, unsre Kriegsmarine und die Unterseeboote eine ein-

gehende Darstellung erfahren. Ganz besonders veranschaulichen diese Monographien aus allen Gebieten des Verkehrswesens und der Verkehrstechnik in Wort und Bild das jetzige Wirken und die jetzige Bedeutung der Elektrizität, die dazu berufen scheint, unter allen in den Dienst der Menschheit gestellten Naturkräften die führende Rolle zu spielen. Wir stehen erst am Anfange ihrer Entwicklung, allein wenn auch die Dampfkraft in absehbarer Zeit von ihrer Bedeutung nichts verlieren wird, so ist doch jetzt schon der Ausspruch berechtigt, daß der Elektrizität die Zukunft gehört. Das vornehm und gediegen ausgestattete Buch ist in hohem Grade zeitgemäß; es sollte namentlich auch den Schülern der höheren und mittleren Lehranstalten zugänglich gemacht werden, um bei ihnen das Interesse für die Technik zu erwecken. Fr. R.

Die Naturkräfte. Ein Weltbild der physikalischen und chemischen Erscheinungen von Dr. M. Wilhelm Meyer. Mit 474 Abbildungen im Text und 29 Tafeln in Farbendruck, Holzschnitt und Aetzung. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Dieses großangelegte Werk verdient der Beachtung aller Gebildeten empfohlen zu werden, da es Fragen von höchster Bedeutung behandelt, die jedermann interessieren. Der durch die von ihm ins Leben gerufenen Urania-Vorstellungen weiten Kreisen bekanntgewordene Verfasser ist Astronom. Er hat durch eine Reihe von in populärer Form abgefaßten astronomischen und kosmographischen Schriften dargetan, daß er über die Fähigkeit verfügt, die Ergebnisse gelehrter Forschung dem allgemeinen Verständnis zu erschließen, und zeigt diese Gabe in dem vorliegenden Werke wiederum in hervorragender Weise. Es werden darin die physikalischen und chemischen Erscheinungen der uns umgebenden Welt zunächst getrennt eingehend beschrieben, um sie dann zu einem einheitlichen Weltbilde zu vereinigen. Der erste Teil umfaßt die physikalischen Erscheinungen und ihre Gesetze: die großen Bewegungen im Weltraum, die Schwerkraft, die Bewegungsgesetze starrer Körper oder die Mechanik, die Mechanik der Atombewegungen, die Molekularkräfte und die Aggregatzustände, die Erscheinungen des Schalles, die Wärme, das Licht, Magnetismus und Elektrizität und endlich die neuen Strahlen (Kathoden-, Röntgen- u. Becquerelstrahlen). Der zweite Teil behandelt die anorganischen und die organischen oder Kohlenstoffverbindungen, die Kristallsysteme, Atomgewicht und molekularer Bau, chemischer Zustand und Temperatur, chemischer Zustand und Licht, chemischer Zustand und Elektrizität, während der Schlußteil die Stufenfolge der Naturvorgänge: die Welt der Atome, die Welt des Greifbaren und die Stufen der Weltkörper darstellt. Um möglichste Korrektheit zu erzielen, wurden die einzelnen Kapitel von hervorragenden Fachgelehrten durchgesehen. Die illustrative Ausstattung ist reichhaltig und durchaus zweckentsprechend ausgewählt.

Gemeinverständliche darwinistische Vorträge und Abhandlungen. Herausgegeben von Dr. Wilhelm Breitenbach. Heft 5. Haeckels biogenetisches Grundgesetz und seine Gegner. Von Heinrich Schmidt, Jena. Mit 16 Abbildungen. Odenkirchen, Verlag von Dr. W. Breitenbach.

Das Heft gibt eine gedrängte Darlegung der Geschichte und Bedeutung des berühmten „biogenetischen Grundgesetzes" Haeckels, das zum Angelpunkt der gesamten Abstammungslehre geworden ist und ebenso begeisterte Anhänger wie entschiedene Gegner gefunden hat. Schmidt, einer der jüngeren Schüler Haeckels, nimmt leidenschaftlich für den Meister Partei, leider mitunter in einer Weise, die ihn in der Polemik das richtige Maß vergessen läßt. Ausdrücke wie „komisches Intermezzo", „lächerliche Farce", „wissenschaftliche Kurzsichtigkeit", „törichte Meinung" u. s. w gehören nicht in eine wissenschaftliche Diskussion und sind eher geeignet, der von dem Verfasser vertretenen Sache zu schaden als zu nutzen.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Zur Modernen Dramaturgie. Von Eugen Zabel. Zweite Auflage. 2 Bde. Oldenburg u. Leipzig, 1903. Schulzesche Hofbuchhandlung (A. Schwartz).

Das verdienstvolle Werk, das unter den modernen dramaturgischen Arbeiten eine hervorragende Stelle einnimmt, behandelt im ersten Bande das deutsche, im zweiten das ausländische Theater. Ein Kritiker mit langjähriger Praxis, der zugleich ein feinfühliger Aesthetiker ist, gibt uns hier in klaren Zügen ein Bild der modernen Bühne. Alle wichtigeren Bewegungen, Persönlichkeiten und Werke der letzten Zeit müssen Revue passieren. Im zweiten werden die dramatischen und schauspielerischen Eindrücke geschildert, die unsre Bühne während der beiden letzten Jahrzehnte vom Auslande empfangen hat. Ein besonders umfangreiches Kapitel ist der „italienischen Schauspielkunst in Deutschland" gewidmet. Br.

Musikalische Zeitfragen. Von Hermann Kretzschmar. Leipzig, 1903. C. F. Peters.

Ein prachtvolles und, wie wir hoffen wollen, grundlegendes Buch, das endlich einmal die

Aufmerksamkeit von der Kompositionskritik weg auf die Probleme der Organisation lenkt. Zum voraus bemerkt: mit allem einzelnen sind wir nicht einverstanden, aber Richtung und Ziel müssen jedem Leser einleuchten. Am meisten bedauert Kretzschmar, daß der Tonkunst heutzutage das gebildete Laientum zu entschwinden droht, das in den wichtigsten Fällen bisher den Ausschlag gegeben hat (Beethovens, Wagners Anerkennung!) „Es ist eine dringende Aufgabe der Universitäten, der grenzenlosen Unsicherheit des musikalischen Urteils feste und bewährte Maßstäbe, dem Spekulantentum Ideen und Ideale, dem Partei- und Cliquenwesen Selbständigkeit und Unabhängigkeit entgegenzustellen.“ Die Konservatorien, die sich nicht des geringsten Bildungsgrades ihrer Zöglinge versichern, haben sich gegen Wagner und alles Moderne gestemmt, ohne selber einen namhaften Komponisten hervorzubringen oder mit Wärme an der Wiedererweckung Bachs und der alten Meister teilzunehmen. Ueber Konzertprogramme, Büchereien, Klavierauszüge, Gesangunterricht in Volksschulen und Gymnasien und noch vieles andre redet der berühmte Musikhistoriker mit sicherer Kenntnis des Tatsächlichen und mit feinem Sinn für die Aufgaben der Zukunft. Dr. K. Gr.

Illustrierte Geschichte der deutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Von Professor Dr. Anselm Salzer. Lieferung 1—9. München, 1903. Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H.

An guten deutschen Literaturgeschichten, die wissenschaftliche Strenge mit allgemein verständlicher Form verbinden, ist zwar durchaus kein Mangel; trotzdem ist auch diese neue Darstellung mit Freuden zu begrüßen, da sie von einem Standpunkt ausgeht, der bisher nur vereinzelt geltend gemacht worden ist, dem katholischen. Auch der Nichtkatholik wird aus einer solchen Darstellung viel lernen können, zumal für die Darstellung der mittelalterlichen Literatur, da bei der beherrschenden Stellung, die die Kirche im Mittelalter auf allen Gebieten des geistigen Lebens einnahm, eine genaue Kenntnis ihrer Lehre eine unerläßliche Vorbedingung zum Verständnis des Ideengehalts der Dichtungen dieser Zeit ist und eine solche Kenntnis sich eher bei einem katholischen als einem protestantischen Gelehrten findet. Voraussetzung dabei ist freilich, daß sich die dogmatisch-religiöse Betrachtungsweise nicht auf Kosten der literarisch-ästhetischen vordrängt. Dies ist aber, soweit wir sehen können, in den vorliegenden Lieferungen, die bis zu Walter von der Vogelweide führen, nicht der Fall, und selbst die Kampflieder Walters von der Vogelweide gegen den Papst sind mit anerkennenswerter Objektivität behandelt. So begrüßen wir denn dies Salzersche Werk als wertvolle Ergänzung zu den bestehenden deutschen Literaturgeschichten, zumal es sehr sorgfältig bearbeitet ist und auch in technischer Beziehung, namentlich was die zahlreichen Kunstbeilagen mit (zum Teil farbigen) Nachbildungen von Blättern von Handschriften, Bildnissen u. s. w. betrifft, den höchsten Anforderungen gerecht wird.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Kunstlehre in fünf Teilen. Von Gerhard Gietmann S. J. und Joh. Sörensen S. J. Teil 1. Allgemeine Aesthetik. 2. Poetik und Mimik. 3. Musikästhetik. 4. Malerei, Bildnerei und schmückende Kunst. 5. Aesthetik der Baukunst. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. 1899—1903.

Das vor kurzem zum Abschluß gelangte Werk ist eine der erfreulichsten Erscheinungen auf dem Gebiete der neueren Aesthetik, wie selbst der wird zugestehen müssen, der den Standpunkt des „christlichen Idealismus“, auf dem die beiden Verfasser stehen (Teil 1, 2, 3, 5 ist von Gietmann, Teil 4 von Sörensen), nicht zu teilen vermag. Denn bei aller Konsequenz, mit der die Grundanschauung festgehalten wird, ist das Werk doch nichtsweniger als eine einseitige Darstellung der katholischen Kunstprinzipien, sondern trägt auch den neueren ästhetischen Theorien Vischers, Carrieres, Schoslers und Hartmanns voll Rechnung. Was aber dem Werke seinen hauptsächlichen Wert verleiht, ist die realistische Methode, die in ihm vorherrscht, und die Betonung des geistig-sinnlichen Charakters der Schönheit und der schönen Kunst — ein Zug, der namentlich in der Behandlung der Frage nach der Berechtigung des Nackten in der bildenden Kunst hervortritt und ganz im Gegensatz zu manchen zelotischen Aeußerungen katholischer Geistlicher zu einer merkwürdig vorurteilslosen Behandlung der ganzen Frage führt. Und sollte dem prinzipiell auf einem andern Standpunkte Stehenden auch hin und wieder eine kirchlich-dogmatische Aeußerung befremdend vorkommen, so wird dies doch mehr als aufgewogen durch die Fülle der Belehrung, die gerade ein solcher aus dem Werke schöpfen kann. Denn bei dem allbeherrschenden Einfluß, den die katholische Kirche länger als ein Jahrtausend hindurch auf die europäische Kunstentwicklung auf allen Gebieten — auf dem Gebiete der Poesie und der Musik so gut wie auf dem der bildenden Künste und der Architektur — ausgeübt hat, muß es gerade für jemand, der den Glaubenslehren und damit dem Geiste des Katholizismus ferner steht, von Wert sein, wenn er von berufener Seite aus in

diese Anschauungen eingeführt und dadurch zu einem volleren Verständnis der Kunstwerke befähigt wird. Wohltuend wirkt auch die Sprache des Werkes, die klar und durchsichtig ist und jede Schärfe in der Polemik vermeidet.

Die Ausstattung ist vorzüglich; den einzelnen Bänden ist eine allerdings nur mäßige Anzahl gut ausgewählter Illustrationen beigegeben; darunter befinden sich in Band 4 zwei Farbentafeln.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Psychologie der Gefühle. Von Th. Ribot. Uebersetzt von Chr. Ufer. Altenburg, 1903. Verlag von Oskar Bonde.

Die nicht leichte Aufgabe der Uebersetzung ist von dem bekannten Pädagogen Ufer vortrefflich gelöst. Aber ob sie gestellt werden mußte? Uns scheint, daß Ribot schon das Tatsachenmaterial nicht kritisch genug zusammengestellt, noch viel weniger aber in den theoretischen Erörterungen genug Schärfe und Eigenart gezeigt hat, um die Uebertragung ins Deutsche nötig zu machen. Wenn es auch auf den 550 Seiten an guten Bemerkungen nicht fehlt, so ist die Untersuchung im ganzen doch nicht sehr fruchtbar und anderseits recht weitschweifig. Immerhin, wer Zeit und Geduld hat, wird das Buch mit einigem Nutzen lesen, zumal da es angenehm geschrieben ist. M. D.

Das Bild in der Dichtung. Von Josef Müller. Band I. In Kommission bei Karl Bongard, Straßburg i. E. 1903.

Der erste Teil des vorliegenden Bandes gibt eine Theorie der Metapher, die neben einigen neuen Gesichtspunkten doch auch manches Veraltete und Unzulängliche enthält. Im zweiten Teil werden indische und andre orientalische Metaphern zusammengestellt; diese Sammlung hat unleugbar stofflichen Wert, ihre Fortsetzung, wie sie der Verfasser plant, wird allgemein willkommen sein.

M. D.

Des Kindes Chronik. Ein Merkbuch des Lebens. Aus praktischen Erfahrungen zusammengestellt von Helene v. Schrötter. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. 208 S. o. J. (1904).

Selten wird der Gedanke eines Buchs zu eignen Aufzeichnungen so sympathisch berühren, wie der des vorliegenden, sein ausgestatteten Gedenkwerks. „Des Kindes Chronik" gibt reichlich Raum und treffliche Anleitung zu einem selbstverfaßten Bild vom Werdegang eines Menschenkindes. Von den leeren Blättern sind 146 Seiten für die liebende Mutterhand bestimmt, das letzte Drittel soll eigne Einträge des konfirmierten Kindes aufnehmen, die bis zur Gründung eines selbständigen Hauswesens führen. Die Einteilung ist klar und übersichtlich und läßt nichts wesentliches vermissen; Ueberschriften und Merkworte sind ebensosehr mit vornehmem Geschmack als praktischem Blick gewählt. Dabei ist neben Daten, Zahlen, Tabellen, besonderen Beobachtungen und fortlaufender Erzählung auch auf die Belebung des Textes durch Photographien, Zeitungsausschnitte, Zeichnungen u. dergl. Bedacht genommen. Wo diese Chronik treu geführt wird, muß sich viel Lust und Leid auf ihren Blättern spiegeln. Das allmähliche Entstehen des Ganzen wird eine Quelle von Freude, Belehrung und Selbstzucht, das vollendete Werk eine liebe Erinnerung von bleibendem Werte sein. —ck.



Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Aquarell-Malerei, skizzierende, nach der Natur. Anleitung für Anfänger. Von Th. Hatton. Deutsch von O. Marpurg. Mit 6 farbigen Tafeln. Ravensburg, Otto Maier. M. 1.50.

Archiv für Rassen- und Gesellschafts-Biologie einschliesslich Rassen- und Gesellschafts-Hygiene. Herausgegeben von Dr. Alfred Ploetz, in Verbindung mit Dr. H. Friedmann, Dr. Nordenholz und Prof. Dr. L. Plate. 1. Jahrgang. 1. Heft. Januar 1904. Jährlich 6 Hefte M. 20.—. Einzelhefte M. 4. —. Berlin, Verlag der Archiv-Gesellschaft.

Arndt, A., Ueber das Böse. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke. M. 1.50.

Björnson, Björnstjerne, Arnljot Gelline. Aus dem Norwegischen von M. Bamberger-Ram. Buchschmuck von Olaf Gulbranssen. München, Albert Langen. Gebunden M. 4.—

Bousset, Prof. Dr. W., Was wissen wir von Jesus? Halle a. S., Gebauer-Schwetschke. M. 1.—

Deutsche Dichter des neunzehnten Jahrhunderts. Aesthetische Erläuterungen für Schule und Haus. Herausgegeben von Prof. Dr. Otto Lyon. Heft 11: C. Ferd. Meyer, Jürg Jenatsch. Heft 12: F. Grillparzer, Die Ahnfrau. Heft 13: Ferd. Avenarius als Dichter. Heft 14: Hermann Sudermann, Heimat. Leipzig, B. G. Teubner. Pro Heft 50 Pf.

Deutsche Kunst und Dekoration. Illustrierte Monatshefte für moderne Malerei, Plastik, Architektur, Wohnungskunst und künstlerische Frauenarbeiten. Heft VI des VII. Jahrgangs 1903/04. Darmstadt, Alexander Koch. Jährlich 12 Hefte für M. 24.—

Entwicklung. Monatshefte der Oesterreichischen Verlags-Anstalt. I. Jahrgang. Heft 10. Wien, Oesterr. Verlags-Anstalt. Ganzjährig K. 6.—

Gelzer, Heinrich. Vom Heiligen Berge und aus Makedonien. Reisebilder aus den Athosklöstern und dem Insurrektionsgebiet. Mit 43 Abbildungen und einer Karte. Leipzig, B. G. Teubner. M. 6.—

Graucert, Hermann. Dante und Houston Stewart Chamberlain. Zweite, vermehrte Auflage. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung. M. 1.50.

Günther, Prof. Dr. S., Ziele, Richtpunkte und Methoden der modernen Völkerkunde. Stuttgart, Ferdinand Enke. M. 1.60.

Handbuch der Wirtschaftskunde Deutschlands. Herausgegeben im Auftrage des Deutschen Verbandes für das kaufmännische Unterrichtswesen. Bd. III: Die Hauptindustrien Deutschlands. Mit zahlreichen Tabellen und 22 Karten. Leipzig, B. G. Teubner. M. 20.—

Héricourt, Dr. J., Les Frontières de la maladie. Maladies latentes et maladies atténuées. Paris, Ernest Flammarion. Fr. 3.50.

Herrmann, Dr. Alfred. Marengo. Mit zwei Karten und einem bibliographischen Anhang. Münster i. W., Aschendorffsche Buchhandlung. M. 6.—

Hollitscher, Dr. Jakob. Friedrich Nietzsche. Darstellung und Kritik. Mit einem Titelbild: M. Kleins Nietzsche-Statue. Wien, Wilh. Braumüller. M. 5.—

Jüdische Schriften von M. de Jonge. III/IV. Messias, der kommende jüdische Mann. Sturz der kirchlichen, Enthüllung der jüdischen Messias-Lehre. M. 3.—. V: Jeschuah, der klassische jüdische Mann. Zerstörung des kirchlichen, Enthüllung des jüdischen Jesus-Bildes. M. 2.—. Berlin, Hugo Schildberger.

Naumann, Friedrich, Münchner Vorträge. Die wirtschaftlichen und politischen Folgen der Bevölkerungs-Vermehrung. — Die Politik Kaiser Wilhelms II. — Die Frau im Maschinenzeitalter. — Liberalismus, Zentrum und Sozialdemokratie. München, Freistatt-Verlag. 25 Pf. pro Vortrag.

Oelmalerei. Anleitung für Anfänger. Von E. J. Cartlidge. Deutsch von O. Marpurg. Ravensburg, Otto Maier. M. 1.20.

Philippson, Alfred, Das Mittelmeergebiet, seine geographische und kulturelle Eigenart. Mit Abbildungen und Karten. Leipzig, B. G. Teubner. M. 6.—

Reuter, Gabriele. Gunhild Kersten. Novelle. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 2.50.

Schulze-Etzel, Th., Tage des Lebens. Ein Gedichtwerk. Gr.-Lichterfelde, E. Etzelt. M. 1.20.

Schulze-Smidt, B., Demoiselle Engel. Eine Altbremer-Hausgeschichte. Illustriert von W. Hoffmann. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 4.—

Schwabe, Kurd. Mit Schwert und Pflug in Deutsch-Südwestafrika. Vier Kriegs- und Wanderjahre. Zweite, vermehrte und nach dem gegenwärtigen Stand der wirtschaftlichen Verhältnisse umgearbeitete Auflage. Mit zahlreichen Abbildungen. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. M. 11.—

Strieder, Dr. Jacob. Zur Genesis des modernen Kapitalismus. Forschungen zur Entstehung der grossen bürgerlichen Kapitalvermögen am Ausgange des Mittelalters und zu Beginn der Neuzeit, zunächst in Augsburg. Leipzig, Duncker & Humblot.

Unter Gablenz und Tegetthoff 1864. Eine Schilderung zur 40. Jahresgedenkfeier an die Großtaten unserer Armee und Marine im deutsch-dänischen Kriege 1864, herausgegeben von Danzers Armee-Zeitung. Wien, L. W. Seidel & Sohn. Kr. 1.—

Viereck, L., Zwei Jahrhunderte deutschen Unterrichts in den Vereinigten Staaten. Mit 5 Gruppen- und 8 Vollbildern. Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn. M. 5.—

Witt, Dr. Otto N., Narthekion. Nachdenkliche Betrachtungen eines Naturforschers. Neue Folge. Berlin, Luc. Koschenberger.

Zehnder, Dr. Ludwig. Das Leben im Weltall. Mit einer Tafel. Tübingen, J. C. B. Mohr. M. 2.50.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Bousset, Prof. Dr. W., Was wissen wir von Jesus? Halle a. S., Gebauer-Schwetschke. M. 1.—

Deutsche Dichter des neunzehnten Jahrhunderts. Aesthetische Erläuterungen für Schule und Haus. Herausgegeben von Prof. Dr. Otto Lyon. Heft 11: C. Ferd. Meyer, Jürg Jenatsch. Heft 12: F. Grillparzer, Die Ahnfrau. Heft 13: Ferd. Avenarius als Dichter. Heft 14: Hermann Sudermann, Heimat. Leipzig, B. G. Teubner. Pro Heft 60 Pf.

Deutsche Kunst und Dekoration. Illustrierte Monatshefte für moderne Malerei, Plastik, Architektur, Wohnungskunst und künstlerische Frauenarbeiten. Heft VI des VII. Jahrgangs 1903/04. Darmstadt, Alexander Koch. Jährlich 12 Hefte für M. 24.—

Entwicklung. Monatshefte der Oesterreichischen Verlags-Anstalt. I. Jahrgang. Heft 10. Wien, Oesterr. Verlags-Anstalt. Ganzjährig K. 6.—

Geizer, Heinrich, Vom Heiligen Berge und aus Makedonien. Reisebilder aus den Athosklöstern und dem Insurrektionsgebiet. Mit 43 Abbildungen und einer Karte. Leipzig, B. G. Teubner. M. 6.—

Grauert, Hermann, Dante und Houston Stewart Chamberlain. Zweite, vermehrte Auflage. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung. M. 1.50.

Günther, Prof. Dr. S., Ziele, Richtpunkte und Methoden der modernen Völkerkunde. Stuttgart, Ferdinand Enke. M. 1.60.

Handbuch der Wirtschaftskunde Deutschlands. Herausgegeben im Auftrage des Deutschen Verbandes für das kaufmännische Unterrichtswesen. Bd. III: Die Hauptindustrien Deutschlands. Mit zahlreichen Tabellen und 22 Karten. Leipzig, B. G. Teubner. M. 30.—

Héricourt, Dr. J., Les Frontières de la Maladie. Maladies latentes et maladies atténuées. Paris, Ernest Flammarion. Fr. 3.50.

Herrmann, Dr. Alfred, Marengo. Mit zwei Karten und einem bibliographischen Anhang. Münster i. W., Aschendorffsche Buchhandlung. M. 6.—

Hollitscher, Dr. Jakob, Friedrich Nietzsche. Darstellung und Kritik. Mit einem Titelbild: M. Kleins Nietzsche-Statue. Wien, Wilh. Braumüller. M. 5.—

Jüdische Schriften von M. de Jonge. III/IV: Messias, der kommende jüdische Mann. Sturz der kirchlichen, Stabilierung der jüdischen Messias-Lehre. M. 3.—. V: Jeschuah, der klassische jüdische Mann. Zerstörung des kirchlichen, Enthüllung des jüdischen Jesus-Bildes. M. 2.—. Berlin, Hugo Schildberger.

Naumann, Friedrich, Münchner Vorträge. Die wirtschaftlichen und politischen Folgen der Bevölkerungs-Vermehrung. — Die Politik Kaiser Wilhelms II. — Die Frau im Maschinenzeitalter. — Liberalismus, Zentrum und Sozialdemokratie. München, Freistatt-Verlag. 25 Pf. pro Vortrag.

Oelmalerei. Anleitung für Anfänger. Von S. J. Cartlidge. Deutsch von O. Marpurg. Ravensburg, Otto Maier. M. 1.20.

Philippson, Alfred, Das Mittelmeergebiet, seine geographische und kulturelle Eigenart. Mit Abbildungen und Karten. Leipzig, B. G. Teubner. M. 6.—

Reuter, Gabriele, Gunhild Kersten. Novelle. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 2.50.

Schulze-Etzel, Th., Tage des Lebens. Ein Gedichtwerk. Gr.-Lichterfelde, E. Eißelt. M. 1.20.

Schulze-Smidt, B., Demoiselle Engel. Eine Altbremer-Hausgeschichte. Illustriert von W. Hoffmann. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 4.—

Schwabe, Kurd, Mit Schwert und Pflug in Deutsch-Südwestafrika. Vier Kriegs- und Wanderjahre. Zweite, vermehrte und nach dem gegenwärtigen Stand der wirtschaftlichen Verhältnisse umgearbeitete Auflage. Mit zahlreichen Abbildungen. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. M. 11.—

Strieder, Dr. Jacob, Zur Genesis des modernen Kapitalismus. Forschungen zur Entstehung der grossen bürgerlichen Kapitalvermögen am Ausgange des Mittelalters und zu Beginn der Neuzeit, zunächst in Augsburg. Leipzig, Duncker & Humblot.

Unter Gablenz und Tegetthoff 1864. Eine Festschrift zur 40. Jahresgedenkfeier an die Großtaten unsrer Armee und Marine im deutsch-dänischen Kriege 1864, herausgegeben von Danzers Armee-Zeitung. Wien, L. W. Seidel & Sohn. Kr. 1.—

Viereck, L., Zwei Jahrhunderte deutschen Unterrichts in den Vereinigten Staaten. Mit 5 Gruppen- und 8 Vollbildern. Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn. M. 5.—

Witt, Dr. Otto N., Narthekion. Nachdenkliche Betrachtungen eines Naturforschers. Neue Folge. Berlin, Rud. Mückenberger.

Zehnder, Dr. Ludwig, Das Leben im Weltall. Mit einer Tafel. Tübingen, J. C. B. Mohr. M. 2.50.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart. — Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstr. 121/23.

Diesem Hefte sind Prospekte der Aktien-Gesellschaft Bad Salzschlirf und der Hamburger Versand-Kaffee-Rösterei Hans Lindemann in Hamburg beigegeben, die gefl. Beachtung empfohlen werden.

Neunundzwanzigster Jahrgang — Mai 1904 — Preis viertelj. 6 Mark
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

Deutsche Revue

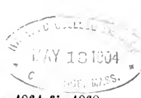
Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis — Seite

Stuttgart — Deutsche Verlags-Anstalt — Leipzig
1904
Preis des Jahrganges 24 Mark



Erinnerungen eines Diplomaten in St. Petersburg 1864 bis 1868.

Von

Friedrich Graf Revertera.

II.

Zu Anfang April 1866 entschloß sich Kaiser Alexander, durch den preußischen Militärbevollmächtigten Oberst von Schweinitz ein Handschreiben von König Wilhelm und zugleich durch seinen Generaladjutanten von Richter ein solches an Kaiser Franz Josef zu senden. Der letztere sollte sich bei dieser Gelegenheit Gewißheit über angebliche Truppenanhäufungen in Böhmen verschaffen, aus denen Graf Bismarck bemüht war, die Notwendigkeit preußischer Rüstungen zu begründen, die so offenkundig betrieben wurden, daß eine Geheimhaltung nicht mehr möglich war. Ich war dahin instruiert, die Tatsachen richtigzustellen, war aber durch ein Unwohlsein des Vizekanzlers verhindert, ihn zu sprechen und, da der Kaiser für Diplomaten nicht jederzeit zugänglich war, in einiger Verlegenheit, den Auftrag zu erfüllen. Mein Entschluß war schnell gefaßt, die Königin Olga von Württemberg, die zur Feier der silbernen Hochzeit des Kaiserpaares nach St. Petersburg gekommen war, um ihre Vermittlung anzugehen. Ich ließ mich bei ihr anmelden und wurde sogleich mit der Liebenswürdigkeit empfangen, die mir aus der Zeit, wo ich als junger Attaché in Stuttgart mit der damaligen Kronprinzessin in Berührung kam, in unvergeßlicher Erinnerung geblieben war. Die Unterredung, mit der sie mich unter so sehr veränderten Umständen beehrte, bestärkte mich in dem Vertrauen, das ich auf sie im voraus gesetzt hatte. Sie erklärte sich bereit, ihrem kaiserlichen Bruder meine Botschaft zu überbringen, machte aber auch kein Hehl aus den Befürchtungen, die sie für die Unabhängigkeit und Freiheit Württembergs und der deutschen Staaten im allgemeinen hegte, wenn die preußische Politik von Erfolg gekrönt wäre.

Ihre Majestät versicherte mich, zu wissen, daß Bismarck dem Kaiser Napoleon in Biarritz eine Allianz und als Preis dafür die bayrische Pfalz, Bayern hingegen eine Gebietserweiterung nach andern Seiten angeboten habe, was Herr von der Pfordten nicht unbedingt zurückgewiesen hätte. Ersterer, meinte die hohe Frau, sei ja zu allem, der andre zu vielem fähig. Keinem der beiden möchte

sie vertrauen. Auf meine Frage, ob sie bei der Rückreise nach Stuttgart nicht Wien berühren wollte, sagte sie, das wäre ihr Wunsch, wenn sie wüßte, daß ihr Besuch den österreichischen Majestäten willkommen wäre. Daraufhin erhielt ich den Auftrag, sie einzuladen, und es erfolgte die Begegnung in Wien mit einem Austausche herzlichster Freundschaftsversicherungen. Von dem wohlwollenden und gewinnenden Wesen, das mich an der Kronprinzessin von Württemberg in den Jahren 1853—54 so sehr bezauberte, war der nunmehrigen Königin nichts abhanden gekommen. Ich habe sie seither nur einmal und zwar in Rom während des Winters von 1870 wiedergesehen. Sie war gealtert und niedergedrückt von traurigen Erlebnissen, gegen mich aber ebenso gnädig wie in früheren Zeiten. Sie steht in meiner Erinnerung als eine leuchtende Erscheinung von vornehmer Würde und edler Einfachheit.

Die silberne Hochzeit der russischen Majestäten wurde, des unvollendeten Trauerjahres wegen, in aller Stille gefeiert. Ich war beauftragt, aus dieser Veranlassung die Glückwünsche meines Hofes zu verdolmetschen, bei deren Entgegennahme Kaiser Alexander seinem Bedauern über die kriegerische Stimmung in Berlin lebhaften Ausdruck verlieh. Der von dort kommende Herzog Georg von Mecklenburg, Gemahl der Großfürstin Katharina, wußte zu erzählen, daß Graf Bismarck den friedlich gesinnten König vollkommen beherrschte, infolgedessen jeder Versuch vergeblich wäre, den Ereignissen Einhalt zu tun. Darüber, sagte der Kaiser, wird sich niemand so sehr freuen wie Napoleon. ‚Notre bon ami de Paris,' lauteten seine Worte, ‚est aux aguets. Il ne tardera pas, si la guerre devient inévitable, d'en faire son profit.'

Der preußische Antrag auf Einsetzung eines Volksparlamentes in Frankfurt steigerte das Mißfallen an Bismarck bis zur Entrüstung. Gortschakow, der sich den Anschein gegeben hatte, ihn als einen Staatsmann aus seiner Schule zu betrachten, verleugnete nunmehr dessen subversive Taten. „Das ist nicht mehr Politik," sagte er zu mir, „das ist Revolution." Die Erregung legte sich um so weniger, als General Richter bei seiner Rückkehr aus eigner Wahrnehmung bestätigen konnte, daß die in Oesterreich vorgekommenen Truppenverschiebungen durchaus nicht die Absicht eines aggressiven Vorgehens erkennen ließen. Kaiser Alexander wollte, nach Empfang dieser Aufklärungen, wieder eine energische Vorstellung in Berlin versuchen. Eine in gleichem Sinne verfaßte Depesche, welche mir Gortschakow mitteilte, enthielt mit dürren Worten die Erklärung, daß Seine Majestät sich durch die persönliche Freundschaft für König Wilhelm niemals werde bestimmen lassen, die Mitschuld — das Wort betonte er nachdrücklich — die Mitschuld der preußischen Umsturzpläne auf sich zu laden. Ueber die Möglichkeit, Rußland ganz auf unsre Seite herüberzuziehen, gab ich mich dennoch keiner Täuschung hin. „Eine Gemeinsamkeit von Interessen, woraus mit der Zeit der Keim einer Allianz sich entwickeln könnte, ist nur im Orient zu suchen," schrieb ich dem Grafen Mensdorff. „Die Brücke dazu bildet die Pariser Konferenz." Von letzterer, die Donaufürstentümer betreffend, werde ich später noch zu sprechen haben.

Es ist kaum möglich, die Wirkungen zu beurteilen, die ein Gelingen des am 16. April versuchten ruchlosen Attentates gegen den Kaiser Alexander auf die russische Politik ausgeübt hätte. Der Verbrecher, Dimitrij Karakasow, gehörte zum niederen Adel von Saratow. Nihilistische Verbindungen hatten ihn zu der Schreckenstat verleitet, die zu verhüten einem Bauern gelang, der Komissarow hieß und als Retter des Monarchen selbstverständlich zum Helden des Tages erhoben wurde, zu seinem Unglücke. Geadelt, dekoriert und bereichert, verfiel er dem nationalen Laster der Trunksucht und verschwand wieder in der Tiefe, aus der er hervorgegangen war. Sein erster Orden war ein österreichisches Kommandeurkreuz, dessen Verleihung den besten Eindruck machte. Seine Majestät der Kaiser, dem das diplomatische Korps zur Errettung aus Mörderhand den Glückwunsch darbringen durfte, äußerte sich darüber sehr anerkennend. Zur Politik übergehend, gab er der Verwunderung Ausdruck, daß Bismarck es wagte, den von Oesterreich gestellten Antrag auf beiderseitige Abrüstung davon abhängig zu machen, daß auch die gegen Italien aufgestellten Truppen zurückgezogen und auf Friedensstärke gesetzt würden. „Diese Zumutung ist empörend,“ sagte der Kaiser, „und kann nicht angenommen werden.“

In zwölfter Stunde, als unter solchen Umständen keine Verständigung mehr möglich schien, rückte Kaiser Napoleon gewohnheitsmäßig mit dem Vorschlag einer Konferenz hervor, zu der die Einladung von Frankreich, England und Rußland gemeinsam auszugehen hätte. Die drei Kabinette waren dazu geneigt, doch bildete das der Konferenz vorzulegende Beratungsprogramm sogleich den Anlaß zu ernsten Differenzen. Fürst Gortschakow teilte mir den Bericht mit, den er darüber an Kaiser Alexander erstattet und die Antwort, die er soeben mit Allerhöchster Ermächtigung dem französischen Botschafter erteilt hatte. Die Konferenz (zuweilen war von einem Kongreß die Rede) sollte danach im allgemeinen das Mittel suchen, die bestehenden Gegensätze auszugleichen. Baron Talleyrand hatte ihm vertraulich vorgeschlagen, zwischen sofort lösbaren und vorläufig unlösbaren Fragen zu unterscheiden. Zu den ersteren wollte er die Annexion der Herzogtümer und eine den preußischen Anforderungen entsprechende Bundesreform zählen; als unlösbar für den Augenblick betrachtete er die Venetianische Frage. In gleicher Weise äußerte er sich auch gegen mich, hinzufügend, daß Kompensationen gefunden werden könnten, um Oesterreich für die ihm zugemuteten Opfer zu entschädigen. Ob Talleyrand ermächtigt war, diesen Gedanken in die Diskussion zu werfen, ist mir nicht bekannt. Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, wenn man die Leichtigkeit bedenkt, mit der Kaiser Napoleon Projekte erfand und wieder fallen ließ. Eine Umgestaltung Deutschlands in konstitutioneller und territorialer Beziehung hätte allen möglichen Begehrlichkeiten, Frankreich nicht ausgenommen, die Aussicht auf Befriedigung eröffnet.

Fürst Gortschakow fand Gefallen an der Unterscheidung zwischen lösbaren und unlösbaren Fragen. Ich war nicht in der Lage darauf einzugehen, solange mir keine ausreichende Instruktion zur Verfügung stand. Wir unterhielten uns jedoch akademisch über die etwaigen Aussichten eines Kongresses. Ein solcher war

in den letzten sieben Jahren zweimal beabsichtigt, brachte ich in Erinnerung: 1859 präludierte er der franko-sardinischen Allianz, die uns den Verlust der Lombardei einbrachte. Später, als alle europäischen Händel einem Kongresse unterbreitet werden sollten, war seine Spitze sichtlich gegen Oesterreich und Rußland gerichtet. Beide haben es wohlweislich verweigert, darauf einzugehen, ebenso England, in der Ueberzeugung, daß davon eine Bedrohung des Friedens viel eher zu erwarten war, als dessen Befestigung. Welche Sicherheit hätte ein Kongreß unter den gegenwärtigen Umständen zu bieten? Wollen die neutralen Mächte dazu einladen, mit der Verpflichtung, nötigenfalls für das Recht in die Schranken zu treten?

Gortschakow: „Gewiß nicht. Sind die Mittel der Verständigung erschöpft, so haben wir das Unsrige getan und überlassen es den Beteiligten, den Streit unter sich auszutragen."

„Dann aber," sagte ich, „werden Sie wohl einsehen, daß Oesterreich den Kongreß nicht beschicken kann, ohne zu wissen, daß es ihn ungeschwächt und unverkleinert wieder verlassen wird. Bevor es entwaffnet, wird es davor geschützt sein wollen, in kurzer Zeit die erdrückende Last neuer Rüstungen abermals auf sich nehmen zu müssen. Sie sagen, Rußland wolle diskutieren, ohne zu handeln. Gesetzt nun den Fall, es würde Italien, oder Preußen, oder es würden beide miteinander den weisen Ratschlägen der Neutralen ihr Ohr verschließen, so könnten sie, auf deren passive Haltung zählend, den Kongreß in jedem ihnen beliebigen Augenblicke effektvoll sprengen."

Gortschakow: „Doch haben Sie gesehen, welchen Eindruck es machte, als ich in der Konferenz für Rumänien mit Festigkeit die Stimme Rußlands vernehmen ließ."

„Ist seither die Lage Rumäniens besser geworden?" fragte ich. „Am grünen Tische haben Sie Erfolg gehabt, dort aber herrscht die schönste Anarchie. Und was erwarten Sie von Frankreich? Sind Sie zum mindesten sicher, daß es den Konferenzsaal ohne Hintergedanken betreten würde?"

Gortschakow: „Das weiß ich so wenig wie Sie oder ein andrer. Wie Napoleon denkt, ist immer ein Rätsel. Wird aber Mißtrauen zum System, so verwandelt sich Vorsicht in Schwäche. Man wird an allen Gliedern gelähmt und läßt im Nichtstun geschehen, was man verhindern konnte."

„Nichtstun ist unrichtig," warf ich ein, „aber weniger, als in krisenhafter Zeit etwas tun, dessen Folgen man nicht zu übersehen vermag. Glauben Sie, daß Italien sich durch eine bloße Ermahnung bestimmen ließe, den Anspruch auf Venedig fallen zu lassen?"

„Nein."

„Und wenn Oesterreich die Abtretung verweigert?"

„Dann," meinte Gortschakow, „ist doch so viel gewonnen, daß der Krieg nicht unmittelbar zum Ausbruche kommt und diese augenblicklich unlösbare Frage mit der Zeit lösbar werden kann."

„Wird Mißtrauen zum System," sagte also Gortschakow, „so verwandelt

sich Vorsicht in Schwäche." Es liegt unverkennbar viel Wahres in diesen Worten, die richtige Mitte zu treffen ist aber oft das allerschwerste. Eben damals, als es sich um die Einberufung des Kongresses handelte, war Mißtrauen die Signatur des Tages. Alle Kabinette mißtrauten sich gegenseitig, und wollte Fürst Gortschakow sich ins Herz greifen, so mußte er eingestehen, daß, seitdem er sich in Napoleon getäuscht hatte und ihm Bismarck über den Kopf gewachsen war, es kaum mehr unter den leitenden Staatsmännern einen gab, dem er sein volles Vertrauen geschenkt hätte. Und so ging es im allgemeinen auch den andern, mit Ausnahme vielleicht von zweien, die, als sie der Zufall später zusammenführte, sich zu verstehen glaubten und zueinander Vertrauen faßten: Beust und Gramont. Sie haben es beide bereut.

Der lange, ermüdende Winter mit so wechselvollen Eindrücken fand seinen Abschluß in einem großen Hofballe am 30. April. Während des Balles ging der Kaiser auf mich zu, drückte mir seine Freude über den von General Richter überbrachten Brief meines Allergnädigsten Herrn aus und verurteilte in den schärfsten Worten das preußisch-italienische Bündnis, an dessen Bestehen nicht mehr zu zweifeln war. Mit tiefer Betrübnis sprach auch Ihre Majestät die Kaiserin von der Verfinsterung des Horizonts und dem verhängnisvollen Einflusse des Herrn von Bismarck. Tags darauf war General von Schweinitz abermals auf dem Wege nach Berlin, mit mündlichen Aufträgen und einem kaiserlichen Handschreiben, dem letzten verzweifelten Versuche, den Krieg zu beschwören.

In Paris wurden mittlerweile die Besprechungen der Neutralen zum Zwecke des Kongresses fortgesetzt, die Zeit aber war nicht mehr vorhanden, um bei so weit auseinander gehenden Ansichten ein brauchbares Beratungsprogramm zu vereinbaren. Was Kaiser Napoleon mit seinen in nebelhaften Umrissen angedeuteten Kompensationen beabsichtigte, flößte dem Fürsten Gortschakow den Argwohn ein, er könnte uns etwa, als Ersatz für unsern Anteil an den Herzogtümern und für das Eingehen auf eine preußisch-deutsche Bundesreform, sowie früher einmal für Galizien, wieder die Donaufürstentümer anbieten. Ich lachte, als er mir das sagte.

Das dem Kongresse zu stellende Arbeitsprogramm sollte nach dem Vorschlage der französischen Regierung lauten: Règlement de l'affaire des duchés de l'Elbe; réforme fédérale en ce qu'elle concerne l'équilibre de l'Europe; question Vénitienne; garantie à donner au pouvoir temporel du Pape.

Diese Textierung, von Baron Talleyrand am 23. Mai dem Fürsten Gortschakow mitgeteilt, fand nicht seinen Beifall. Er wollte aus Rücksicht für Oesterreich Venedig nicht nennen und meinte, es wäre besser zu sagen: différend de l'Autriche avec l'Italie. Damit könnten sich alle einverstanden erklären. Von einer Garantie der weltlichen Macht wollte er nichts wissen. In betreff der Bundesreformen äußerte er das Bedenken, daß eine Militärverfassung, wodurch, wie es Preußen anstrebte, das Kommando über alle Bundestruppen ihm zufiele, eine Machtverschiebung zur Folge hätte, die für ganz Europa nicht gleichgültig wäre. Kaiser Alexander mißfiel alles, was den Besitz von Venedig von nah

oder fern tangieren könnte. Gortschakow sagte mir das und fragte zugleich, was daran wahr sei, daß darüber in Wien oder Paris Verhandlungen stattfänden. Ich konnte wahrheitsgemäß versichern, daß ich davon keine Kenntnis hatte, obwohl ich nach privaten Andeutungen vermuten mußte, daß auch dieser Rauch nicht ohne Feuer war. Am meisten beunruhigte den Vizekanzler immer die Furcht vor den Napoleonischen Kompensationen. England wäre schon dafür gewonnen, meinte er, wenn damit Italien zum Besitze von Venedig gelangte. Welche Entschädigung aber könnte Oesterreich geboten werden? Die Interessen sind zu verschieden, gab er zu, als daß dem Kongresse ein günstiges Prognostikon gestellt werden könnte.

„Warum also," fragte ich, „schließt sich Rußland der Einladung an, wenn sowohl Kaiser Alexander als Fürst Gortschakow überzeugt sind, daß Oesterreich vor unannehmbare Forderungen gestellt würde?"

„Einzig nur," lautete die Antwort, „weil das russische Kabinett die Verantwortung nicht auf sich nehmen will, den letzten, wenn auch aussichtslosen Versuch zur Erhaltung des Friedens vereitelt zu haben. Jedes andre Auskunftsmittel wäre ihm lieber."

In der russischen Einladung, die am 24. Mai abgeschickt wurde, blieben Venetien und die weltliche Macht unerwähnt. Der Kongreß hätte zu beraten gehabt über: die Zukunft der Elbherzogtümer, die Reform des Deutschen Bundes und „le différend italien". Gortschakow sprach den Wunsch aus, es möchten alle Mächte sich in Paris durch ihre Kabinettschefs vertreten lassen. Er selbst wollte am 9. Juni abreisen. Unterdessen kam die Nachricht, daß Oesterreich den Kongreß ablehne. Der Vizekanzler war damit nicht so unzufrieden, als bei seiner bekannten Vorliebe für Kongresse vermutet werden konnte. „Besser so," sagte er mir, „als wenn ein von den leitenden Staatsmännern gebildeter Kongreß unverrichteter Dinge auseinanderginge."

Dieses Schicksal ereilte eben die damals in Paris tagende Konferenz in betreff der Donaufürstentümer. An Ueberraschungen hatte es ihr nicht gefehlt. Die im Februar durch einen Aufstand erzwungene Abdankung Couzas hatte sie ebensowenig verhindern können als die im April erfolgte Wahl des Prinzen Karl von Hohenzollern, gegen die die Pforte unter Berufung auf die Pariser Konvention von 1857 vergeblich protestierte. Trotzdem die Konferenz die Wahl für ungültig erklärte, hielt der Prinz, der bei Turn-Severin inkognito die Grenze überschritten hatte, am 22. Mai seinen feierlichen Einzug in Bukarest und wurde von der provisorischen Regierung als souveräner Fürst proklamiert. Darüber empört, erklärte Fürst Gortschakow dem türkischen Geschäftsträger, er werde den russischen Konferenzbevollmächtigten anweisen, für eine Besetzung der Fürstentümer durch türkische Truppen zu stimmen. Diese Aufwallung war bald vorüber. An ein Zusammenhalten der Mächte war damals nicht zu denken. Fürst Karl bat um deren Anerkennung, die niemand verweigerte, und die Konferenz wurde als gegenstandslos geschlossen.

Die Geschichte des Krieges, den Oesterreich 1866 nach zwei Seiten, gegen Preußen und Italien, zu führen hatte, kennt jedermann. Man war in St. Peters-



burg nichts weniger als erfreut über die von der preußischen Armee in rascher Aufeinanderfolge errungenen Vorteile, als ich am 26. Juni abends durch den Telegraphen die offizielle Nachricht vom Siege bei Custoza erhielt. Ich eilte damit zum Vizekanzler, den ich mit einigen Freunden bei einer Whistpartie traf. Er nahm mir die Depesche aus der Hand, um sie sogleich an den Kaiser nach Zarskoje-Selo zu telegraphieren. Möge das, sagte er, der Anfang zu weiteren Erfolgen sein, auch im Norden, wo es dringend notwendig geworden ist, dem preußischen Uebermut einen Dämpfer aufzusetzen. Kaiser Alexander beeilte sich, dem sieggekrönten Erzherzog Albrecht seinen Glückwunsch zu übermitteln.

Allerdings fand zwischen den Monarchen von Rußland und Preußen während der folgenden Kriegsereignisse ein Depeschenwechsel statt, aus dem man den Eindruck gewinnen konnte, daß die preußischen Siege am Kaiserhofe ungeteilten Beifall fanden. Das war aber durchaus nicht der Fall. Persönliche Sympathien und verwandtschaftliche Gefühle kamen gewiß immer zur Geltung. Auch politische Erwägungen trugen das Ihrige dazu bei, daß man dem stärkeren Teile kein Uebelwollen zu erkennen gab. Fürst Gortschakow besuchte mich aber nach der Katastrophe von Sadowa in meinem Krankenzimmer, um mir mit ungewohnter Wärme seine Teilnahme und die Hoffnung auszusprechen, daß Oesterreich sich von dem schweren Schlage, der es betroffen, möglichst bald und vollständig erholen werde. Das war nichts weniger als eine banale Höflichkeit, vielmehr leicht zu erklären aus der momentanen Bestürzung über einen mit fast elementarer Gewalt sich vollziehenden Umsturz aller Machtverhältnisse, von dem Rußland nicht unberührt bleiben konnte.

Die Freude über den Seesieg bei Lissa wurde getrübt durch die Verstimmung des russischen Hofes über die Intervention Napoleons zum Abschlusse des Waffenstillstandes und über die Abtretung von Venedig.

Fürst Gortschakow beklagte sich bei mir, daß, nachdem die Sympathien Rußlands uns während des Krieges immer begleitet hatten, ihm gar keine Mitteilung über die Annahme der französischen Vermittlung gemacht worden sei. Die Abtretung von Venedig, meinte er, verleihe Napoleon einen Vorteil, der die andern Mächte nicht gleichgültig lassen könne. Rußland müsse zuwarten, bevor es dazu Stellung nehme; es werde aber auch nicht zugeben, daß in Fragen von europäischer Bedeutung ohne sein Zutun Beschluß gefaßt werde. Er gab mir deutlich zu verstehen, daß wir durch russische Vermittlung von Preußen bessere Bedingungen zu erreichen vermochten als durch Napoleon, der es um Oesterreich nicht verdiente, so ausnehmend bevorzugt zu werden.

Meine Gesundheit hatte einen heftigen Stoß erlitten. Ich erhielt nach Abschluß der Nikolsburger Friedenspräliminarien einen Urlaub, der mich durch das noch von preußischen Truppen besetzte Mähren nach Wien führte. Es war nicht leicht für meine Frau und mich, in den von Offizieren belegten Eisenbahnzügen Platz zu bekommen. Ihre lärmende Freude bildete einen schmerzlichen Gegensatz zu unsrer Trauer. Unter den anerkennenswerten Eigenschaften preußischer Junker

ist bekanntlich Bescheidenheit nicht die hervorragendste. Im Siegesrausche schien sie völlig verloren gegangen zu sein, und wir hatten auf der Reise in dieser Gesellschaft vieles zu leiden.

Als ich drei Monate später nach St. Petersburg zurückkehrte, konnte es mir nicht entgehen, daß die Machterweiterung Preußens auf unsre Beziehungen zu Rußland in ungünstiger Weise zurückwirkte. Die verwandtschaftlichen Beziehungen der Höfe erleichterten es dem Grafen Bismarck, auch den Fürsten Gortschakow durch Eröffnung neuer, verlockender Gesichtspunkte wieder an sich heranzuziehen. Dabei kam ihm der Argwohn gegen Napoleon trefflich zustatten, von dem nun auch Oesterreich mit betroffen wurde. Die Bildung des Norddeutschen Bundes und der Verlust unsrer Machtstellung in Deutschland hatten die von Bismarck gewollte Verlegung des österreichischen Schwergewichtes nach Osten zur Folge. Das war das Gegenteil von dem, was Gortschakow von einer Schwächung Oesterreichs durch Preußen erwartet hatte, um im Orient freie Hand zu gewinnen. Dort, wo ihm Frankreich schon so unbequem wurde, einer neuen Rivalität zu begegnen, die von Kaiser Napoleon zur Förderung seiner undurchdringlichen Pläne benutzt werden könnte, war für ihn ein Gegenstand lebhafter Beunruhigung.

So war die Lage beschaffen, als ich bald nach meiner Rückkehr die am 30. Oktober erfolgte Ernennung des Freiherrn v. Beust zum österreichischen Minister des Aeußern erfuhr. Dadurch wurde unser Verhältnis zur russischen Regierung einer neuen, harten Probe ausgesetzt. Es gab in der Welt keinen Staatsmann, auf den Gortschakow schlechter zu sprechen gewesen wäre, als eben Beust. Die von ihm seinerzeit verweigerte Ausweisung polnischer Flüchtlinge aus Sachsen hatte die Abberufung des russischen Gesandten aus Dresden veranlaßt. Dieser Konflikt und der verhängnisvolle Einfluß des Freiherrn v. Beust auf die Bundespolitik der deutschen Mittelstaaten standen in Petersburg noch in frischer Erinnerung. Man betrachtete ihn, seiner Polenfreundlichkeit wegen, als einen unversöhnten Antagonisten Rußlands und überdies als einen unruhigen Politiker, der es versuchen könnte, mit den Mitteln einer Großmacht Dinge zu unternehmen, an deren Ausführung er in den engen Grenzen seines Heimatlandes bis dahin verhindert gewesen war. Es lag nahe, zu vermuten, daß er sich Frankreich nähern werde, um die Revanche gegen Preußen vorzubereiten, ein Gedanke, der ihm das Vertrauen der russischen Regierung keineswegs zuführte.

Seine Berufung nach Oesterreich fand denn auch eine so kalte Aufnahme, daß ich eine Störung des uns so notwendigen Einvernehmens mit Rußland leicht voraussehen konnte. Unter diesem Eindrucke erwiderte ich die erste Zirkulardepesche des Ministers zuvorkommend und höflich, aber doch mit einer gewissen Zurückhaltung, die er mir, als ich wegen Meinungsverschiedenheiten ein Jahr später meine Entlassung einreichte, immer noch zum Vorwurfe machte.

Am 9. November wurde in der Kapelle des kaiserlichen Winterpalastes die Vermählung des Großfürsten-Thronfolgers Alexander mit der Braut seines verstorbenen Bruders, der anmutigen Dagmar von Dänemark, gefeiert. Durch ein

Mißverständnis, dessen sich Fürst Gortschakow schuldig bekannte, war die Entsendung eines Erzherzogs vereitelt worden und ich bei dieser Gelegenheit der alleinige Vertreter des Kaiserhofes. Unmittelbar nach der Trauung sollte das diplomatische Korps, ohne vorhergegangene Verständigung, vom Kronprinzen von Preußen und dem Prinzen von Wales empfangen werden, die zur Hochzeitsfeier nach St. Petersburg gekommen waren. Dabei ereignete sich ein Zwischenfall, der, von geringer Bedeutung, doch mehr Aufsehen erregte als er verdiente.

Es war seit dem Kriege den österreichischen Regimentern, die preußische Inhaber hatten, untersagt worden, deren Namen zu führen, und es unterblieb am Wiener Hofe das Tragen preußischer Orden. Dieser Anordnung mußte auch ich mich fügen, und so geschah es, daß ich ohne das Band des Roten Adlerordens im Winterpalaste erschien, als mir bekanntgegeben wurde, daß Kronprinz Friedrich sich die Diplomaten vorstellen lassen wollte. Mein preußischer Kollege, Graf Heinrich Redern, ein Mann von tadelloser Formvollendung, verfärbte sich vor Entsetzen, als er mich ohne den Orden eintreten sah, den ich bis vor kurzem immer getragen hatte. Eine Absicht voraussetzend, die mir fernlag, dürfte er über die Verletzung der herkömmlichen Etikette nach Berlin berichtet haben, denn ich wurde nach längerer Zeit noch von wohl unterrichteter Seite gefragt, aus welchem Grunde Bismarck ein Vorurteil gegen mich gefaßt habe. Ich weiß dafür noch heute keine Erklärung, wenn ihm nicht der ebenerwähnte Vorfall bekannt und von ihm übel gedeutet worden war. Bekanntlich war er für dergleichen Eindrücke sehr empfänglich.

Der Prinz selbst befliß sich gegen mich einer ganz besonderen Liebenswürdigkeit. Er erinnerte sich an Jagden, die wir vor Jahren in der Umgebung von Berlin zusammen geritten hatten, bedauerte die seitherigen Ereignisse und bat mich, Seine Majestät den Kaiser seiner unbegrenzten Verehrung und Ergebenheit zu versichern. Er sprach lange und mit großer Wärme. Seine Worte, die ich getreulich hinterbrachte, konnten in Wien um so mehr Beachtung finden, als schon manche Anzeichen darauf schließen ließen, daß uns Preußen gerne die Hand zur Versöhnung reichen wollte, um sich in der durch den Krieg errungenen Stellung zu befestigen. Das war auf die Voraussetzung gebaut, es werde Oesterreich, unter Verzicht auf irgendwelchen Einfluß in Deuschland, seiner Politik eine durchaus veränderte Richtung geben. Dazu waren jedoch viele Hindernisse zu überwinden. Mit Ausnahme der durch Bismarck aufgestachelten revolutionären Elemente in Ungarn und der italienischen Irredenta, empfanden alle österreichischen Völkerschaften schmerzlich die erlittenen Niederlagen, am wehmütigsten aber war für die Deutschen der Monarchie deren Lostrennung vom deutschen Mutterlande, als einer Folge des von Preußen heraufbeschworenen Bruderkrieges. Solche Wunden konnte nur die Zeit heilen, wenn diese nicht durch die herausfordernde Sprache der preußischen Regierungspresse immer wieder aufgerissen wurden. Anderseits war man, im Bewußtsein der Größe des Oesterreich auferlegten Entsagungsopfers, in Preußen nicht ohne Besorgnis, daß ein von Frankreich gepflegtes Revanchegelüste die Früchte der erfochtenen Siege neuerdings in Frage

stellen könnte. Der von den Kabinetten unterzeichnete Friede war also hüben und drüben noch nicht in die Herzen gedrungen. Graf Bismarck eiferte gegen den Aufenthalt des hannöverschen Königshauses in Hietzing und machte Baron Beust verantwortlich für die von da der hannöverschen Legion in Frankreich zufließende Unterstützung.

Ueber alles das hatte ich mit Gortschakow wiederholte Besprechungen. Er vermied es, offen für Preußen Partei zu nehmen, doch war unverkennbar zwischen ihm und Bismarck ein engerer ,Rapport wiederhergestellt. Ich war nicht der Meinung, daß davon Oesterreich bedroht wurde, wenn Baron Beust es über sich brachte, in Fragen, die das russische Interesse hervorragend in Anspruch nahmen, mehr die einigenden als die trennenden Gesichtspunkte hervorzukehren. „Wenn auch," schrieb ich ihm, „die russische Politik oft nach andern Grundsätzen verfährt als die unsrige, so hat sie doch kein Interesse an unsrer dauernden Erniedrigung. Der Hof würde unser Erstarken mit Wohlgefallen sehen, wenn wir zugleich die Absicht zu erkennen gäben, unser Vorgehen im Orient mit demjenigen Rußlands in Einklang zu bringen. Das würde uns kein Opfer der Selbstüberwindung kosten. Ueber die beiden Mächte lagert sich nicht der Schatten der Erinnerung an blutige Kämpfe und Niederlagen. Um so leichter können wir einander die Hand reichen zu ehrlichem Bunde." Dazu gaben die Ereignisse in der türkischen Sturmecke reichliche Gelegenheit.

Seit Monat Mai war die christliche Bevölkerung von Kreta in vollem Aufstande gegen die Pforte. Gortschakow empfahl im Dezember den Mächten die Anerkennung einer Autonomie der Insel oder deren Annexion an Griechenland. Es war Rußland wie allen Signatären des Pariser Vertrages untersagt, gegen die Türkei einseitig vorzugehen. Fürst Gortschakow mußte sich darauf beschränken, für eine gemeinsame Aktion Anhang zu gewinnen, Oesterreich aber schloß sich denjenigen an, die davon nichts wissen wollten.

Leichter gelang eine Verständigung in betreff Serbiens. Die Stadt Belgrad war von den türkischen Truppen geräumt, die fortfuhren, die Zitadelle besetzt zu halten. Fürst Michael verlangte die Zurückziehung der Garnison aus dieser letzten Zwingburg in Serbien und ließ durch seinen nach Petersburg entsendeten Minister Marinović die Erklärung abgeben, er wolle gewaltsam vorgehen, wenn er von den Mächten im Stiche gelassen würde. Es schien, wie General Ignatieff aus Konstantinopel berichtete, der türkischen Regierung hauptsächlich darum zu tun, sich nicht von den Serben zwingen zu lassen. Ein Druck von seiten der Mächte wäre Ali Pascha willkommen, hieß es, um seinen Rückzug der muselmanischen Bevölkerung mundgerecht zu machen. Dazu war Gortschakow gern bereit, und der Streit um die Zitadelle schien allen Kabinetten zu wenig wichtig, um nicht der Pforte ein Nachgeben anzuraten. In diesem Falle war auch Beust an der Seite Rußlands zu finden.

An diesen beiden Fragen hatte Preußen ein geringeres Interesse als an der Stellung des Prinzen Karl von Hohenzollern in Rumänien. Fürst Gortschakow nahm darum Veranlassung, mir zu sagen, er habe sich darüber mit Graf Bis-

marck auseinandergesetzt und habe bei ihm eine mit der seinigen übereinstimmende Auffassung der türkischen Frage im allgemeinen gefunden. Um so wünschenswerter wäre es, meinte er, daß auch Oesterreich sich den gleichen Standpunkt aneigne, um mit Rußland und Preußen einträchtig zu handeln.

Das wäre wohl möglich, erwiderte ich, wenn vor allem er selbst die Lage richtig beurteilen wollte, in der sich Oesterreich dem türkischen Probleme gegenüber befinde. Es kann nicht gleichgültig dafür bleiben, daß unberechenbare Ereignisse, wie das allmähliche Zerbröckeln der europäischen Türkei, seine Stellung am Adriatischen Meere beeinträchtigen. Der schmale Küstenstreifen Dalmatiens hat ein Hinterland, das notwendig dazu gehören müßte, wenn es nicht mehr in türkischen Händen wäre. „Sagen Sie mir, daß Sie damit einverstanden sind."

„Niemals," rief Gortschakow. Er erwartete, daß Oesterreich so uneigennützig wäre, jeder territorialen Vergrößerung zu entsagen. Alle Mächte sollten sich in dieser Beziehung die gleiche Enthaltsamkeit auferlegen, und auch Rußland würde vorkommendenfalls nicht mehr beanspruchen als den Teil von Bessarabien, der ihm durch den Pariser Vertrag entrissen wurde. Das wäre keine neue Erwerbung, sondern nur die Zurücknahme eines alten Besitzes.

„Mit gleichem Rechte," bemerkte ich, „könnte Oesterreich verschiedene Nebenländer der Türkei für sich in Anspruch nehmen. In solchem Umfange wird es seinen alten Besitztitel niemals geltend machen wollen, aber es braucht die Sicherung seiner freien Verbindung mit dem Meere. Die Ein- und Ausfahrt der Handelsschiffe darf uns nicht gefährdet werden. Dieses Bedürfnis muß Rußland anerkennen, wenn es von uns die Unterstützung seiner orientalischen Politik erwartet. Die Donaumündungen sind uns verschlossen und in den Händen eines nahezu selbständigen Staates. Es liegt uns ferne, uns daran zu vergreifen, und überdies würde, sagen Sie, daraus ein casus belli entstehen. Ich hoffe, Sie verstehen den Unterschied, der von unserm Standpunkte aus zwischen Rumänien und den westlichen Provinzen der Türkei besteht."

„Was meinen Sie darunter?" warf der Fürst ein. „Denken Sie an Albanien?"

„Das kann ich um so weniger sagen," lautete meine Antwort, „als ich darüber keine Instruktion besitze. Meine persönliche Ansicht ist, daß Bosnien und die Herzegowina für uns den größeren Wert haben würden."

Damit verließ ich den Vizekanzler, kehrte aber folgenden Tages mit dem Entwurfe eines Berichtes zu ihm zurück, den ich ihm vorlesen wollte, damit er sich überzeuge, daß ich seine Worte richtig verstanden habe. Gortschakow war sehr empfänglich für derlei vertrauliche Mitteilungen. Der Erfolg entsprach vollständig meiner Erwartung. Ich erzählte wortgetreu die Unterredung des Vortages und die Zukunft von Bosnien und der Herzegowina berührend, fügte ich hinzu: „Ich bedaure sagen zu müssen, daß der Herr Vizekanzler mir jede Aussicht benahm, auf seiner Seite Unterstützung zu finden."

„Das ist zuviel gesagt," fiel er mir in das Wort. „Keine Aussicht ist zu peremptorisch und entmutigend."

Ich zollte dem Fürsten Anerkennung für diese glückliche Inspiration, die ich mir erlauben wollte als stillschweigende Zustimmung zu dem von mir entwickelten Gesichtspunkte aufzufassen. Sodann veränderte ich mein Konzept, indem er mir das folgende in die Feder diktierte:

„Fürst Gortschakow ist der Meinung, daß im Falle der Auflösung des türkischen Reiches, die Rußland nicht wünscht, aber doch für wahrscheinlich erachtet, die russische Regierung auf jede Gebietserweiterung verzichten und dahin zielen würde, daß die christlichen Untertanen der Türkei sich, je nach ihrer Eigenart als autonome Staaten konstituieren, wozu ihnen Oesterreich und Rußland als angrenzende und befreundete Mächte mit Rat und Tat behilflich sein würden."

Damit, fügte der Fürst hinzu, wolle er nur andeuten, welche Lösung er im Sinne habe. Er würde es aber freudig begrüßen, wenn Baron Beust mit ihm die Frage eingehender besprechen wollte.

Es war so zum ersten Male die Möglichkeit einer österreichischen Okkupation von Bosnien und der Herzegowina angedeutet und von russischer Seite halb und halb zugegeben worden. Den richtigen Moment dazu erfaßte Graf Andrássy, als der russisch-türkische Krieg im Anzuge war und Rußland Wert darauf legte, sich der wohlwollenden Neutralität Oesterreich-Ungarns zu versichern.

Die ersten Verabredungen wurden darüber zwischen Andrássy und Gortschakow bei Gelegenheit der Wiener Weltausstellung im Jahre 1873 getroffen und von den beiden Kaisern gutgeheißen.[1]) Das Einverständnis erhielt den Namen eines Gedankenaustausches und als solcher die Unterschriften der beiden Minister im sogenannten Stöckel von Schönbrunn, das Graf Andrássy im Sommer bewohnte. Anwesend waren dabei, von russischer Seite die Räte des Auswärtigen Amtes, Jomini und Hamburger, von seiten des Grafen Andrássy beigezogen der Unterstaatssekretär Freiherr v. Hoffmann; das Schriftstück, in doppelter Ausfertigung unterzeichnet und versiegelt, wurde von den zwei Ministern in persönliche Verwahrung genommen und bildete den Ausgangspunkt der zur Zeit der Kaiserbegegnung in Reichstadt 1876 getroffenen Abmachungen. Sie hatten folgenden Inhalt:

Wenn Rußland mit der Türkei in einen Krieg verwickelt wird, bleibt Oesterreich neutral. Unterliegt die Türkei, so wird Oesterreich Rußland an der vorübergehenden Okkupation türkischer Gebietsteile nicht hindern und selbst die Besetzung von Konstantinopel zulassen. Das letztere müßte, wenn das türkische Reich in Europa zusammenbräche, wieder geräumt und dürfte keinem größeren Staate einverleibt werden.

Bezüglich der Konstituierung der Balkanländer wird Rußland freie Hand gelassen; dagegen hat Oesterreich das Recht, Bosnien und die Herzegowina in Besitz zu nehmen.

---

[1]) Diese Mitteilung verdanke ich einem der von russischer Seite zu den Besprechungen beigezogenen Diplomaten.

Die der Türkei von Rußland aufzuerlegenden Friedensbedingungen sind Oesterreich im voraus mitzuteilen.

Nachdem der Friedensschluß von San Stefano durch den Berliner Kongreß 1878 revidiert und abgeändert wurde, erlitten auch die obigen Bestimmungen das gleiche Schicksal. Bosnien und Herzegowina wurden kraft eines europäischen Mandates von Oesterreich-Ungarn in provisorische Verwaltung übernommen, mußten aber zu diesem Zwecke, des unvermutet hartnäckigen Widerstandes wegen, den die Türken der Okkupation entgegensetzten, erst erobert werden.

Nach dieser langen Abschweifung kehre ich zum eigentlichen Thema meiner Erinnerungen wieder zurück.

Baron Beust erklärte sich mit meinem Vorgehen einverstanden, vermied es aber dennoch, das ihm von Gortschakow angebotene Einvernehmen zu pflegen. Er setzte seine Hoffnung auf Frankreich. Je eifriger er sich aber bemühte, die Beziehungen zu dieser Macht enger zu knüpfen, um so mehr steigerte sich das Mißtrauen der Kabinette von Berlin und St. Petersburg und um so unerquicklicher wurde zugleich meine Stellung. Baron Beust wußte es, daß ich mit ihm nicht einverstanden war. Ich hatte die Gewohnheit, vielleicht sollte ich sagen den Fehler, mit meiner Meinung gegen den vorgesetzten Minister immer offen hervorzutreten, was ich mit der gewissenhaften Befolgung seiner Weisungen wohl für vereinbar hielt. Das Mißfallen, das er darüber empfand, äußerte sich darin, daß er in seiner Korrespondenz mit mir immer zurückhaltender wurde, und ich mich über die Lückenhaftigkeit der mir zugehenden Informationen öfter zu beklagen hatte.

Durch einen seit vier Wochen rückständigen Kurier erhielt ich ganz unvorbereitet am 28. Januar 1867 eine vom 22. datierte Depesche mit der Mitteilung, daß Fürst Metternich in Paris am 1. Januar Auftrag erhalten hatte, dem französischen Kabinette die Revision des Pariser Vertrages von 1856, in den die Neutralisierung des Schwarzen Meeres betreffenden Bestimmungen vorzuschlagen. Ich sollte dem Fürsten Gortschakow diesen Schritt als einen Rußland spontan erwiesenen Freundschaftsdienst zur Kenntnis bringen. Ich tat es unverweilt, fand aber damit nicht die von Baron Beust erwartete, dankbare Aufnahme.

Der Vizekanzler erklärte hochfahrend, Rußland werde den Zeitpunkt, sowie die Art und Weise selbst wählen, um die ihm durch den Vertrag von 1856 auferlegten Fesseln zu sprengen. Das wolle es ohne fremde Hilfe aus eigner Machtvollkommenheit tun u. s. w. Wie das geschah, als nach den preußischen Siegen über Frankreich im Jahre 1870—1871 keiner der Signatäre des Pariser Vertrages darauf gefaßt war, einen neuen casus belli zu provozieren, weiß jedermann. Die Zurückweisung der von Beust unvorsichtig ergriffenen Initiative aber findet ihre Erklärung in der damaligen Lage, auf die ein Rückblick nicht ohne Nutzen ist.

Fürst Gortschakow fühlte es wohl, daß nicht Sympathie, sondern eine falsche Berechnung den Minister v. Beust veranlaßt hatte, sich Rußland gefällig erweisen

zu wollen. Graf Bismarck war ihm zuvorgekommen, und, konnte Gortschakow darauf zählen, daß er Preußen auf seiner Seite haben würde, sobald er im richtigen Augenblicke die Schranken des 1856er Vertrages durchbrechen wollte, so ist es begreiflich, daß er es vorzog, seinen Stützpunkt in Berlin und nicht in Oesterreich zu suchen. Bismarck flößte ihm mehr Vertrauen ein, als Beust und dessen in überraschenden Wendungen nach verschiedenen Seiten oszillierende Politik. Er hatte kein Verständnis für den Dualismus, der unter Beustschem Einflusse die Grundlagen der österreichischen Monarchie zu untergraben schien. Er mißbilligte ebenso die den Polen in Galizien eingeräumten Vorteile, die einen so grellen Abstand gegen die ihnen in Rußland widerfahrene Behandlung bildeten. Am unangenehmsten aber berührte ihn das intime Verhältnis, des Herrn v. Beust zum französischen Botschafter Duc de Gramont und das des Fürsten Metternich zum Hofe der Tuilerien. Alle diese Eindrücke durch den Vorschlag einer Konferenz zur Revision des Pariser Vertrages zu vertilgen, war ein verfehltes Beginnen. Eben jetzt hatte Gortschakow gar kein Verlangen nach einer Konferenz, in der möglicherweise Kaiser Napoleon versuchen könnte, eine polnische Frage zu improvisieren. Was Rußland interessierte, die Herrschaft im Schwarzen Meere, war ihm durch das geheime Einverständnis mit Preußen gesichert. Und so gereichte es ihm zur Befriedigung, Baron Beust durch Zurückweisung seines Antrages seinen Unmut fühlen zu lassen. (Fortsetzung folgt.)

Armee und Bürgertum.

Von

Metzler, Generalleutnant z. D.

Die Voraussage von einem noch bevorstehenden Kampf um Deutschlands Bestand und Wohlfahrt erscheint jedem Kenner der Geschichte derart zutreffend, daß in natürlicher Schlußfolgerung er auch die unbedingte Notwendigkeit der Schärfung unsers Schwertes erkennt. Eine weitere Schlußfolgerung wäre ein immer mehr wachsendes Ansehen des Kriegerstandes, denn das Vaterland verteidigen heißt des Vaterlandes Dank sich erwerben. „Wenn sich aber während eines langen Friedens das Andenken an die geleisteten Dienste verliert, so werden die Bürger immer mehr und mehr auf die Beschwerden, die mit der Unterhaltung einer Armee verbunden sind, aufmerksam," zitierte bereits vor Jahren Colmar v. d. Goltz in seinem „Volk in Waffen". Seit der Zeit, da dies Wort gesprochen, hat sich aber noch manches andre zuungunsten der Wertschätzung

der Armee geändert; insbesondere trat die planmäßige Verhetzung des Volkes gegen die Institutionen der stehenden Armee und in erster Linie gegen das Offizierkorps hinzu. Es drängt sich daher die Frage mit elementarer Gewalt auf: Was tun, um das für Deutschlands Wohl unbedingt erforderliche Uebereinstimmen von Volk und Armee wiederherzustellen, bezw. zu befestigen?

Werfen wir zur Beantwortung der Frage zunächst einen Blick auf die Zeit, während der die Wandlung von der Hochschätzung der Armee bis zur jetzigen geringeren Wertschätzung stattgefunden hat. Diese Zeit umfaßt den Raum von 1870/71 ab bis jetzt.

Ja, 1870/71, das war für das Volk eine köstliche Zeit! Seine Söhne und Brüder in Waffen erfochten Sieg auf Sieg. Ja, in der Heimat ging das Vertrauen auf die Armee so weit, allzuweit, daß man im Erwarten von Siegesnachrichten fast uferlos und ungeduldig wurde! Und was tat die Armee, als sie von allen, selbst dem jetzigen Sozialdemokraten in damaligen Kinderschuhen, nach getaner Arbeit aufs freudigste bewillkommt, zurückgekehrt war? Ohne eine Spur von Selbstüberhebung begann sie ihre Friedensarbeit in verstärkterem Grade wie vor dem Krieg, und jeder Kenner der Armee wird zugestehen, daß das Tempo in dieser Arbeit immer mehr beschleunigt ward. Und jetzt, im Moment, da dies Tempo dem objektiven Beobachter und Kenner als allzu lebhaft erscheint, da es bereits auf einer Höhe angelangt ist, die ungestraft nicht überschritten werden kann, — da wächst in weiten Kreisen eine Verbitterung gegen die Armee immer mehr heran!

Die am schärfsten und am lautesten auftretenden Gegner der Armee, die Führer der Sozialdemokratie, setzen ihren Hebel an, indem sie die Offiziere zu diskreditieren suchen. Sehr gewandt nutzen sie den tiefen Sinn der Worte Rüchels aus: „Der Geist der preußischen Armee sitzt in ihren Offiziers." Sie sagen sich, wenn es uns gelingt, das Ansehen des Offiziers zu mindern, dann hat die Armee ihre hauptsächlichste Kraft verloren; die aber ist das Rückgrat der jetzigen, in unsre Bestrebungen nicht passenden staatlichen Verhältnisse, darum zuerst Unterminieren der Stellung der Offiziere! Jedes unliebsame Vorkommnis innerhalb des Offizierkorps wird hervorgezerrt, alle Einzelheiten werden zusammengetragen, und es wird jubelnd unter der Marke der sittlichen Entrüstung ausposaunt: „Seht, so sind jetzt eure Offiziere! Sie sind aber auch liederlich; sie trinken und spielen, sie dulden Mißhandlungen des Mannes aus dem Volke, und zum Ueberflusse sind sie es, die den größten Luxus treiben!" Wie gerne lauschen manche Stände und selbst solche, die nicht gerade gegen die Armee sind, diesen prinzipiellen Schmähreden gegen die Offiziere! Ohne sich klarzumachen, wohin eine fortwährende Verhetzung gegen den Offizierstand führt, stimmen sie ein in die Klagen, auch wenn es nur aus kleinlichem Neid gegen einen bevorzugten Stand geschieht. Mit Vorliebe werden die Karikaturen des Leutnants betrachtet und mit Behagen wird die Schmutzliteratur verfolgt, — denn es ist gar tröstlich, sich zu sagen: bei uns kommt so etwas nicht vor!

Nicht wird man der guten Sache nutzen — im vorliegenden Fall der Frage

nachgehen, auf welchem Wege eine Uebereinstimmung zwischen Volk und Armee zu erstreben ist —, wenn man nicht zu ergründen sucht, ob tatsächlich die Armee bezw. der Offizierstand Veranlassung zu Anschuldigungen gibt.

Da muß denn von jedem Kenner der Armee festgestellt werden, daß seit glorreicher Beendigung des großen Krieges unendlich viel zur Verbesserung der internen Verhältnisse in nachstehenden Richtungen geschah: Individuelle Ausbildung des Mannes mit Rücksicht auf das Kriegsgemäße, weit humanere Behandlung bei Fürsorge für das Wohl des Mannes, rastloser Fleiß, Hebung des Standes der Unteroffiziere, bei dessen spezieller Vorbereitung für Zivilstellungen, intensivere Heranbilduug der Unterführer zur Selbsttätigkeit, Erhöhung des militärwissenschaftlichen Standpunktes der Offiziere bei Hinlenkung auf die Kriegsgeschichte und die Erfordernisse bei künftigem Krieg, und schließlich ist als besonders heilsamer Faktor festzustellen, daß die Armee nicht in den Fehler verfiel, die einzelnen im Kriege gemachten Fehler totzuschweigen. Weil man gerade aus ihnen lernen kann, wurden sie, gleichzeitig im Interesse der Kriegsgeschichte, nicht nur von den inaktiven Offizieren und Forschern, sondern auch offiziell vom Generalstabe gebührend beleuchtet.

Dieses überaus lobenswerte Streben innerhalb der Armee fand gerade während dreier Dezennien statt, da sich das Milieu, in dem die Armee unsers Volkes in Waffen lebt, leben muß und auch leben will, ganz gewaltig änderte! Es haben sich die humanitären Ansichten in einer Weise entwickelt, daß sie vielfach als geradezu ungesund, verweichlichend bezeichnet werden müssen, und der Geldwert hat sich in einem solchen Grad geändert, daß der Offizierstand trotz einzelner pekuniärer Aufbesserungen in der mit reichen Mitteln auftretenden Umgebung geradezu mit unzulänglichen Mitteln dasteht. In weit weniger gesundem und weit üppigerem Milieu muß der Offizierstand weit mehr wie früher leisten bei gleichzeitigem Rückgang von Lehrer- zu Schülerpersonal und bei gleichzeitigem jährlichen Wachsen der Schwierigkeit des letzteren! So bilden die allgemein sich gestaltenden Verhältnisse und die durch die Sozialdemokratie geschaffenen dem Offizierkorps stetig wachsende Schwierigkeiten, die nur dann bewältigt werden können, wenn es von seiten des gebildeten und den Ernst der Lage erkennenden Teils des Volkes Unterstützung findet. Die ist aber bis jetzt nur allzu dürftig zu erkennen, ja, in allerneuester Zeit muß konstatiert werden, daß die die Grundpfeiler der Armee unterwühlenden Romane von der Menge geradezu verschlungen werden!

Sehen wir uns das Offizierkorps an bezüglich der Stände, aus denen es sich jetzt rekrutiert, so muß es als ein bürgerliches bezeichnet werden, denn unter den Leutnants aller Waffen, vom Garde-Regiment der Kavallerie bis zum Pionier-Bataillon, befinden sich zurzeit etwa 67 Prozent bürgerlicher Herkunft. Die bürgerlichen Kreise müßten es sich mithin doppelt angelegen sein lassen, dem Offizierstand sein Dasein zu erleichtern. Leider aber schickt nur ein Teil des Bürgertums, und zwar mit Vorliebe der reichgewordene Industrielle, Kaufmann oder Rentner, seine Söhne in die Reihen der Offiziere, während die Kreise, aus

denen der Offizierstand sich am liebsten rekrutiert, ja selbst die Offiziere und die Beamten, ihre Söhne Berufe ergreifen lassen, die billiger sind und — sagen wir es ganz offen — lohnender erscheinen. Steht ein Sohn aus diesen Kreisen vor der Berufswahl und wünscht er Offizier zu werden, so stellt ein vorsichtiger Vater eine Berechnung auf und kommt etwa zu nachstehendem Resultat: Zum Regimentskommandeur bringen es bei der Kavallerie und Artillerie drei bis vier Prozent, bei der Infanterie nicht ganz zwei Prozent der auf Beförderung Eingetretenen. Das sind recht, recht ungünstige Aussichten. Und was kostet der pekuniär immer ungünstige Beruf, bis mein Sohn keiner Zulage bedarf? Im Lauf weniger Jahre immer mehr, denn der Geldwert sinkt zusehends, und keine Aussichten sind vorhanden, daß die Gehaltsverhältnisse dementsprechend verbessert werden. Eine ganz natürliche Folge dieser Berechnung ist in dem geringen Andrang zur Offizierlaufbahn zu erkennen. Betragen doch die Offizierfehlstellen bei der Infanterie bereits viele, viele Hunderte!

Aber wir gebrauchen bei einem Krieg mit seinen Massenheeren und -formationen weit mehr Berufsoffiziere wie früher, zum Zusammenhalt und zum Fortreißen der weicher und schwieriger gewordenen Masse! Wie ist der Widerspruch zu lösen?

Nur durch gemeinschaftliche Arbeit von Volk und Armee, oder sagen wir nach der Reihenfolge unsrer nunmehrigen Schlußbetrachtung und ihren Kernpunkt treffend, — durch gemeinschaftliche Arbeit von Offizierkorps und Elite des Bürgertums! [1])

Man fasse den Ausdruck „Elite“ des Bürgertums in dem Sinne des „Gebildetseins“ auf, wie der bayrische General v. Endres dies in so prächtiger Weise jüngst definiert hat. Innerhalb des Adels und der Bürgerelite sind die Kreise gezogen, innerhalb derer die Ausführungen der Kabinettsorder des Kaisers Wilhelm II. bezüglich des Ersatzes des Offizierkorps sich bewegen. Ob Adel oder Bürger, das ist gleichgültig! Die Vornehmheit der Gesinnung, die Lauterkeit des Charakters, das sind die Eigenschaften, die der in die Armee Eintretende aus seinem Elternhaus mitbringen soll. Eine solche Mitgift ist mehr wert wie die jetzt so häufig pointierte Mitteilung an den Regimentskommandeur: „Ich gebe meinem Sohn eine Zulage in jeder gewünschten Höhe“ mit dem Durchblick „denn ich kann mir das leisten“. Man kann zwar diesen Kreisen nicht raten, ihre Söhne in den Kreis der Offiziere nicht hineinzuzwängen, denn sie würden bei ihrer Einbildung und auch bei der Herrschaft des Mammons einen solchen Rat recht übel aufnehmen, der Regimentskommandeur muß aber durch Abweisung auf indirektem Wege ein gegenseitiges Abwägen des Bildungsgrades der adeligen und bürgerlichen Kreise anbahnen. Das geschah bis jetzt nicht immer. Geldheiraten von Offizieren brachten überdies gar viele mit ähnlichen Kreisen in

[1]) Der Adel fällt bei unsern Betrachtungen aus; er stellt seiner Tradition gemäß ein genügendes Kontingent zur Armee.

Berührung. Ein Wandel in der Zusammensetzung der Offizierkorps fand leider statt, und jetzt erschallt der Ruf: warum verschließt sich nicht das Offizierkorps destruktiv wirkenden Einflüssen? In ihm liegt Wahrheit, aber auch Verkennung der Verhältnisse und Ungerechtigkeit! Schön ist das Wort des Generals Freiherr v. d. Goltz: „Keine Mühe darf gescheut werden, den Offizier wieder mit dem Stolze der Armut zu erfüllen, den einst der Ordensritter empfand," aber nur dann könnte das Wort in die Tat umgesetzt werden, wenn das Feld, auf dem er zu arbeiten hat, durch widrige Kräfte nicht allzusehr unterwühlt würde.

Zunächst sollten sich alle sagen: wer mithilft an der Diskreditierung eines Standes, der in der Stunde der Gefahr der Stahl an der Schwertesschneide ist, der ist ein unbewußter Vaterlandsfeind. Mit starken Farben, aber nicht mit Unrecht sagt ein Oesterreicher in einer Betrachtung über „Militär und Zivil": Die gefährlichsten Gegner des Militärs sind nicht in den untern Schichten zu suchen, sondern in jener Sphäre der Gesellschaft, die sich mit Vorliebe als die der Intelligenz bezeichnet, und diese Herrn der „Intelligenz sehen noch immer mit einer gewissen Geringschätzung auf die Offiziere, als Epigonen der Landsknechte herab". In gar manchen Kreisen denkt man noch heute: Wenn der Junge sich zu gar nichts eignet, na, da lassen wir ihn Offizier werden! Ja, wenn solche rückständige Ansichten noch herrschen, dann steht es schlimm mit der Sache der Armee innerhalb des Bürgertums.

Des letzteren Aufgabe ist es, von dem ganz hervorragenden Streben und den wissenschaftlichen Leistungen des heutigen Offiziers — in der Kulmination beim Generalstabe hervortretend — gebührende Notiz zu nehmen. Würde die Elit des Volkes ihre Söhne in größerer Zahl wie seither zum Offizierkorps senden, so würde bald allgemein erkannt sein, daß hier mindestens derselbe Spielraum zur wissenschaftlichen Entwicklung gegeben ist, wie in jedem andern auf dem Boden der Praxis arbeitenden Stande. Bleibe der an Geld Reiche ebensoweit von der Armee ab, wie der an Unkenntnis der Verhältnisse Reiche, sich geistig Ueberschätzende, dann wird eine tadellose gegenseitige Wertschätzung von Armee und dem dann nur noch in Betracht kommenden Milieu eintreten, dann kann eine durch falsche Auffassungen sich anbahnende Kluft nicht entstehen. Wie sehr an ihrer Verbreiterung gearbeitet wird, das geht u. a. aus den Sätzen der bekannten Schrift „Sine ira et studio" hervor: „Ein Offizier des Beurlaubtenstandes ist politisch ein toter Mann", und ferner: „Der Militarismus in Gestalt des Reserveoffiziers hat die Verfassung so gut wie aus den Angeln gehoben"! Der Verfasser, ein Freiherr, nimmt mit Recht an, daß ein großer Teil der Leser aus Unkenntnis der Bestimmungen für die Offiziere des Beurlaubtenstandes ihm Beifall zollen muß, — zieht er doch nach beliebter Friedensparole gegen Militarismus los und sieht sich sogar ein Freiherr hierzu genötigt! Solche Erzeugnisse, in Verbindung mit den tendenziösen Militärromanen, verdienen wahrlich wegen ihres — oft unbewußten — Handinhandgehens mit der unverblümten arbeitenden Sozialdemokratie von der Elite des Bürgertums richtiger eingeschätzt zu werden. In der schweren Zeit, der wir entgegengehen, darf das gute Bürgertum seiner Armee

die immer schwieriger werdende Arbeit nicht noch mehr erschweren! Es muß an der guten Sache mithelfen!

Was hat dagegen das Offizierkorps zu tun, um das Band zwischen Volk und Armee zu stärken? Mit Recht könnte es ausrufen: „Ich hab' dir schon so viel getan." Das tut es aber nicht, denn es war und ist seine freudige Pflicht, für das Vaterland zu arbeiten, zu kämpfen und zu sterben. Nur die Frage sei uns gestattet: Wie kommt es, daß selbst im Augenblick, da unsre Truppen fürs Vaterland nach Südwestafrika freudig auszogen, sich brillant hielten und halten werden, die Anschuldigungen gegen die Armee nicht ruhen? Wahrlich, die Armee hätte nicht so ganz unrecht, wenn sie gegen einen Teil des Volkes recht verbittert würde. Aber unentwegt arbeitet sie weiter. Trotzdem kann sie noch manches tun zur Verhütung einer Kluft zwischen dem Volk und ihr; es sei nachstehend angedeutet: Verbilligung der Laufbahn der Offiziere, striktes Verhalten der jüngeren Offiziere zu andern Ständen, gemäß den wiederholt eingeschärften Direktiven und demgemäßes etwas zeitgemäßeres Erziehen des Nachwuchses, sorgsamstes Ueberwachen der Untergebenen, damit bei der jetzigen Sorge um die persönliche Wohlfahrt des einzelnen die in Abnahme begriffenen Mißhandlungen sich noch mehr mindern, eingehendere Heranziehung der Offiziere des Beurlaubtenstandes und größere Beachtung ihres Wertes, Streben nach Nivellieren der Regimenter, damit diese in einem Guß, so wie früher, erscheinen und hierdurch einerseits die Schwierigkeit bei der Wahl der Regimenter durch die Junker gemindert wird und anderseits ein gemeinschaftlicher Druck zur Vereinfachung geübt werden kann. Dem aus den kleinsten Verhältnissen eintretenden Junker mit einfachstem Namen muß das jetzt äußerlich angesehenste Regiment in der schönsten Garnison in Zukunft ebenso offen stehen, wie jetzt das einfachste bürgerliche Regiment in entlegenster Garnison. Der Unterschied der Regimenter — abgesehen von der Garde — zwischen vorwiegend adeligem und bürgerlichem Offizierkorps macht im Volk den Eindruck, als würde selbst innerhalb der Armee ein Unterschied zwischen Adel und Bürgertum konstruiert. Es beeinträchtigt dies das Interesse der Elite der bürgerlichen Kreise an der Armee um so mehr, als die Statistik ein rapides Zurücktreten des bürgerlichen Elements mit dem Aufrücken in höhere Stellungen nachweist.[1]) Der Beweis einer Bevorzugung des Adels bei Beförderungen ist selbstverständlich bei der tadellosen Ehrenhaftigkeit unsers Offizierkorps nicht zu erbringen. Wenn aber im Werdegang des Leutnants zum Generalleutnant die Prozentzahl der bürgerlichen Namen von 69

[1]) Auf genügende Richtigkeit machen die nachstehenden Zahten Anspruch: Unter den Leutnants sind bürgeriich bei der Infanterie 70%, bei der Kavallerie 26%, bei Feldartillerie 80%, bei den andern Waffen 94 bis 99%. Unter den Stabsoffizieren der Infanterie finden wir noch 50%, dann unter ihren Regimentskommandeuren noch 34%. Das bürgeriiche Element sinkt mithin bei der Infanterie vom Leutnant bis zum Obersten von 70 auf 34%. In den Stellungen, die sich aus allen Waffen, mithin aus 67% bürgertichen, 33% adeligen Leutnants rekrutieren, finden wir bürgeriiche Prozente: 46 im Kriegsministerium, 32 im Generalstab, 38 bei den Generalmajors, 13 bei den Generaileutnants.

auf 13 sinkt, so liegt nicht nur die Frage nahe: Beteiligt sich die Elite der Bürgerschaft in genügender Weise an der Pflicht, ihre Söhne der Verteidigung des Vaterlandes zur Verfügung zu stellen?, sondern auch die: Liegen in der Armee nicht Verhältnisse vor, die der Elite der Bürgerschaft den Eintritt erschweren?

Ein edler Wettkampf des Bürgertums mit dem Adel liegt im Interesse der Armee. Das Volk, das Milieu der Armee, muß einsehen, daß auf dem beschrittenen Wege der Beschuldigungen des Offizierkorps der Hort für Deutschlands Stärke geschwächt wird und daß ein Teil der Beschuldigungen nicht auf Rechnung des Offizierkorps, vielmehr auf Rechnung des Milieus zu setzen ist. Das letztere muß zuerst energisch Hand anlegen zur Vereinfachung und Veredlung des Lebens, es muß das Seinige dazu tun, um das von ihm nicht unabhängig zu haltende Offizierkorps in seinem Streben und in seiner schweren Arbeit zu unterstützen.



Michelet und Deutschland.

Von

G. Monod, Mitglied des Institut de France.

Von allen großen Schriftstellern, die Frankreich im 19. Jahrhundert hervorgebracht hat, ist vielleicht keiner mehr von Grund aus Franzose als Michelet. Und doch ist er auch derjenige, der mit der einsichtsvollsten Sympathie das Genie der fremden Nationen kennen und verstehen zu lernen bestrebt war. In dieser Beziehung war er der wahre Sohn des 18. Jahrhunderts; und er verband mit dem glühendsten Patriotismus eine nicht minder feurige Liebe zur Menschheit. Er begnügte sich nicht, mit Schiller auszurufen: „Seid umschlungen, Millionen"; er fühlte sich gegen jedes Volk in besonderer Schuld, aus Dankbarkeit für das, was jedes von ihnen ihm an Kenntnissen, Gedanken, Eingebungen und neuen Geistesregungen gebracht hatte.

Italien war das Land, dem er am meisten verdankte. Es war für ihn wirklich der Urquell geistiger Anregung gewesen.[1]) „Je suis né," schrieb er, „de Virgile et de Vico." Aber nächst Italien war es Deutschland, das auf ihn die tiefste Wirkung geübt hatte und das er am meisten liebte; denn für England empfand er nicht nur keine wahre Sympathie, sondern war sogar niemals ge-

[1]) Ich habe in einem Artikel der „Rivista d'Italia" (Mai 1903) unter dem Titel „Michelet et l'Italie" diesen Einfluß Italiens auf Michelet und seine intimen Beziehungen zu der italienischen Einheitspartei dargelegt.

recht gegen diese Nation. In Aufzeichnungen, die in verschiedenen Zeitabschnitten niedergeschrieben wurden, stellte er sich die Frage, wie er jeder der europäischen Nationen vergelten könnte, was er von ihr empfangen hatte. Er nennt sie mit rührender Zärtlichkeit „mon Italie“, „mon Allemagne“, „ma Pologne“, „ma Hongrie“, „ma Russie“, sogar „mon Angleterre“, und er gibt an, was er jeder verdankt. Im Jahre 1854 sagt er, daß er Deutschland die wissenschaftliche Kraft verdanke, die ihn alle Fragen bis auf den Grund untersuchen ließ, daß es „das Brot der Starken“ sei, daß es ihn durch Beethoven „heroisiert“ und ihn durch Kant und Beethoven „einen neuen Glauben gelehrt“ habe. Im Jahre 1870 rühmt er sich, Deutschland mit aufrichtigerer Liebe geliebt zu haben als alle seine Zeitgenossen und durch Luther, die Nibelungen, J. Grimm, Beethoven und Fichte tief in seinen Geist eingedrungen zu sein. Sogar im Jahre 1871 bezeichnete er, nachdem er einen leidenschaftlichen Protest gegen das siegreiche, erobernde Deutschland unter dem Titel: „La France devant l'Europe“ geschrieben hatte, Grimm, Beethoven, Pestalozzi, Froebel als seine besten Erzieher, und selbst in diesem Buche verleugnet er keines von den Gefühlen der Zuneigung, die Deutschland ihm eingeflößt hat.

„Mes sympathies pour elle,“ sagte er, „n'ont jamais varié . . . Dieu me garde d'en rien effacer, de rien rabattre de ce que je dois à l'Allemagne.“

Im Jahre 1825 und 1826 begann Michelet sich mit Deutschland zu beschäftigen und lernte gründlich Deutsch. Er wurde dazu angespornt durch Quinet, dessen Bekanntschaft er im Jahre 1825 gemacht hatte und der Herder übersetzte, während Michelet Vico übertrug, sowie durch die Studien, die er über die Geschichte des Christentums und des 16. Jahrhunderts zu machen begonnen hatte.

Seit 1825 sehen wir in der Liste der Bücher, die seine Lektüre bilden, deutsche Werke Platz finden. Er fängt an mit Heeren, Herder, Creuzer; dann folgen Meiners, Winckelmann, W. Schlegel, Goethe, Jean Paul, Eichhorn, Niebuhr, Jahn. Am 27. Mai 1827 schreibt er an Quinet, der sich in Heidelberg aufhält:

„Présentez à M. Creuzer l'hommage de mon admiration et de mon respect. De tous les livres que j'ai lus, c'est le sien qui m'a fait naître le plus d'idées. Que je serais heureux de le voir, s'il venait à Paris!“ Zwei Monate später, am 21. Juli, kündigte er seinem Freunde an, daß er sich entschlossen habe, nach Deutschland zu reisen.

Die Reise mußte jedoch bis zum Jahre 1828 verschoben werden, und einstweilen schickte Quinet seinem Freunde Bücher und Angaben über die Hauptwerke, die man lesen müßte, um sich ganz von dem Geist des wissenschaftlichen Deutschland durchdringen zu lassen. Er ermutigte ihn, nach Heidelberg zu kommen, obwohl Berlin und Bonn damals die hervorragendsten Universitäten für das Studium des Mittelalters waren; aber Paulus, Schlosser, Ullmann waren auch vortreffliche Gelehrte, und man befand sich dort in unmittelbarer Nähe der Gegend von Worms, des Schauplatzes der Nibelungen.

Unglücklicherweise hatte Michelet, der Professor an der „Ecole Préparatoire“ (oder Ecole Normale) war, für seine Reise nur die zweite Hälfte des August

und die erste des September zur Verfügung, und es war ihm während seines Aufenthaltes in Deutschland, der kaum einen Monat dauerte — denn Michelet verließ Paris am 16. August, um am 18. September wiederzukommen —, nur vergönnt, mit einigen hervorragenden Männern zusammenzukommen und hauptsächlich sich in der deutschen Bibliographie zu orientieren. Nachdem er einen Tag in Baden und einen in Karlsruhe zugebracht hatte, traf er am 21. August in Heidelberg ein, wo Quinet ihn bei Frau Kayser, der Tante seiner Braut Minna Moré, unterbrachte.[1]) Alles sprach dort Französisch, so daß Michelet keine großen Fortschritte im Deutschen machte. Er sah mehrere Male „le bon et vénérable Creuzer", den er „le patriarche de l'érudition et de la philosophie" nannte, und besuchte Goerres, der in seinen Augen „le plus grand génie de l'Allemagne" war. Er sah auch Tieck und Ullmann, der ihm einen mittelmäßigen Eindruck machte, Paulus und Mittermaier. Schlosser, den er besonders gern kennen gelernt hätte, war abwesend. Sein Aufenthalt in Heidelberg konnte ihm also weder hinsichtlich der Sprache noch der Ideen die Vorteile bringen, die er erhofft hatte; aber er brachte seine Tage in der Bibliothek zu, wo er eine ungezählte Menge von Bänden durchblätterte und die Liste derjenigen feststellte, die er kaufen wollte, und wurde mit den ersten Arbeiten J. Grimms bekannt, die durch ihre Gediegenheit und Tiefe einen starken Eindruck auf ihn machten. Er fand bei Grimm wieder, was ihn bei Vico so sehr angezogen hatte, das Eingehen auf die Beziehungen der Geschichte zur Sprachforschung, zur Dichtkunst und zum Recht. Einen Teil seiner Zeit widmete er Quinet, mit dem er Spaziergänge zum Schlosse, zum Wolfsbrunnen, an den Ufern des Neckar machte, aber er fand seine Gesellschaft ermüdend durch die beständige Geistesanspannung, die der Freund von ihm verlangte. Am 4. September verließ er Heidelberg ohne Bedauern, obwohl er es „le séjour le plus délicieux du monde" gefunden hatte.

Er hatte ursprünglich den Plan gehabt, nach Göttingen und nach Kassel zu gehen, wo er Jakob Grimm gesehen hätte; aber es drängte ihn, seinen Vater, seine Frau und seine kleine Adele wiederzusehen, und er begnügte sich damit, nach Bonn zu fahren, über Frankfurt und Mainz, wo er mit Görres bei dessen Schwiegersohn Steingasse zum Essen war. In Bonn war es wie in Heidelberg die Bibliothek mit ihren 80000 Bänden, die ihn anzog und entzückte. Er hielt sich dort von neun bis zwölf Uhr und von zwei bis fünf Uhr auf. „C'est la plus belle occasion," sagte er, „que j'ai eue jamais." „Je ne vois presque personne," fährt er fort. „Les professeurs m'attirent peu. Le jeune Lassen, qui me conduit chez eux, est un Norvégien, prodigieusement savant, mais froid, silencieux, et qui ne me voit que par obligeance ... Niebuhr n'y est pas. W. Schlegel est une espèce de grand seigneur. Welcker est occupé de l'antiquité, le jeune Lassen de l'Orient, Hüllmann est un esprit peu

[1]) Wir entnehmen alle diese Details über diese Reise von 1828 den Briefen Michelets an seine Frau, an Poret und an Quinet und einem sehr kurz gefaßten Tagebuch, in dem er seine Besuche, seine Lektüre und seine Ausgaben verzeichnete.

distingué." Indessen sah er in Bonn Männer, die ihn hätten interessieren müssen, Jacobi, Arndt, Gieseler; aber er hatte keine Zeit, sie kennen zu lernen, und er litt unter der Einsamkeit seines Gasthauszimmers im „Goldenen Apfel". Er kehrte über Köln, Aachen, Löwen, Brüssel und Cambrai nach Paris zurück. Er hatte auf dieser eiligen Reise mehr „Deutschlands Luft geatmet" als es gründlich studiert und mehr die Bücher als die Menschen kennen gelernt.[1])

Nichtsdestoweniger sollte selbst dieser kurze Aufenthalt seine Früchte tragen. In Heidelberg hatte er das Haus gesehen, in dem Luther gewohnt hatte, und ein Bild des toten Luther. Sobald er nach Paris zurückgekehrt war, begann er eine Biographie Luthers, unter dem Titel „Mémoires de Luther" zu schreiben, deren Inhalt fast ausschließlich Auszüge aus seinen Werken und seinen Tischreden bildeten. Obwohl er sich zu jener Zeit noch nicht ganz vom Katholizismus losgelöst hatte, begrüßte er dennoch in Luther den „restaurateur de la liberté et du droit d'examen" und entwarf von ihm ein nicht nur unparteiisches, sondern auch bewegtes und sympathisches Bild. Er beabsichtigte dieser Biographie eine Einleitung über die Reformation im allgemeinen beizufügen. Dies ließ ihn die Veröffentlichung seines „Luther" bis zum Jahre 1835 verschieben; übrigens erschien das Werk so, wie es in den Jahren 1828 und 1829 geschrieben worden war, ohne Einleitung.

Michelet war in der Zwischenzeit durch andre Werke in Anspruch genommen gewesen, in denen sich der deutsche Einfluß ebenso stark geltend machte: die „Histoire de la République romaine", erschienen im Jahre 1831, worin er mehr als eine von Niebuhrs Anschauungen mit einigen Aenderungen sich zu eigen machte, und besonders die „Origines du droit français", erschienen im Jahre 1837, zu denen er durch die „Deutschen Rechtsaltertümer" Jakob Grimms direkt angeregt worden war. Quinet hatte ihm das Erscheinen dieses Werkes in einem Briefe vom 22. November 1828 mit folgenden Worten gemeldet: „Voici un ouvrage qui vous tiendra lieu de plusieurs. C'est la nouvelle publication de Grimm, ‚Deutsche Rechtswissenschaft des Altertums'." Quinet wußte, wie sehr Michelet, als er das römische Recht studierte und Vico las, von dem Gedanken überrascht gewesen war, „daß die alte Rechtswissenschaft durch und durch poetisch war, daß das römische Recht in seiner frühesten Zeit ein ernsthaftes Gedicht war." Das Buch Grimms sollte für Michelet die révélation de la poésie juridique d'un peuple" sein. Er faßte schon gleich danach die Idee zu dem Werke, das 1837 unter dem Titel „Les Origines du Droit français, cherchées dans les symboles et formules du droit universel" erschien.

Nachdem er in der Einleitung die Bedeutung der juridischen Symbole dar-

---

[1]) Das Ausgabenbüchlein Michelets ist sehr merkwürdig. Seine einmonatige Reise hatte ihm 362 Franken gekostet, davon waren 230 Franken für Fahrten, also brauchte er 132 Franken für 32 Reisetage, d. i. vier Franken pro Tag. Zwei Nächte und zwei Frühstücke in Frankfurt kosten ihm fünf Franken; sein achttägiger Aufenthalt in Bonn 17 Franken, zwei Tage im Hotel in Heidelberg fünf Franken.

gelegt hatte, entwarf er eine Art Tableau des menschlichen Lebens, zugleich poetisch und juridisch, indem er mit der Geburt des Menschen begann, ihn dann verheiratet und im Familienkreise zeigte, wie er den Boden in Besitz nimmt und bebaut, Städte und Staaten gründet, Kriege führt und Recht spricht, um mit dem Tode und der Beerdigung zu endigen. Gleich auf den ersten Seiten schon gibt er alles an, was er Grimm verdankt. Vom Beispiel Grimms geleitet, hatte er die französischen Texte gesammelt, und er hatte, von Grimm selbst unterstützt, die von dem deutschen Gelehrten veröffentlichten Formeln übersetzt, die mehr als die Hälfte seines Buches ausmachten. Schon im Jahre 1831 hatte Michelet in seiner „Introduction à l'Histoire universelle" mit Bewunderung „Die alten deutschen Wälder" und den Essay „Ueber den deutschen Meistergesang" von Grimm ausführlich zitiert. Einige Zeitlang unterhielten die beiden Gelehrten einen freundschaftlichen und wissenschaftlichen Briefwechsel.[1]) Im Mai 1836 schrieb Michelet an Grimm: „Permettez-moi, Monsieur, de vous offrir les deux premiers volumes de mon ‚Histoire de France', comme un faible hommage de l'admiration que vous a vouée l'auteur depuis bien des années. J'espère vous louer bientôt selon mon cœur. J'imprime en ce moment un grand ouvrage où j'ai mis largement à contribution votre incomparable livre des ‚Antiquités du droit germanique'. J'ai essayé d'y traduire un grand nombre de textes difficiles. Il en est plusieurs sur le sens desquels vous seul en Europe, Monsieur, avez le droit de prononcer. Mon intention serait de faire un pèlerinage à Gœttingen dans les premiers jours du mois de juillet. Serais-je assez heureux pour vous trouver à cette époque?" Am 1. Juni antwortet ihm Grimm, spricht ihm seine Freude über seinen Besuch aus und erbietet sich, ihm schriftlich oder mündlich alle Aufklärungen zu geben, die er wünscht.

Ende Oktober schreibt Michelet an Grimm:

„Monsieur!

C'est pour moi un chagrin réel de ne pouvoir faire, cette année, le voyage de Gœttingen, vous présenter mon travail, et profiter des observations verbales que vous auriez peut-être eu la bonté de me faire. Huit jours seulement à cette vive source de philosophie et d'érudition, j'aurais été retrempé et rajeuni pour dix ans."

Durch einen Brief Grimms vom 15. März 1837 erfahren wir, daß Michelet ihm 19 Blätter als Proben seiner „Origines du Droit français" geschickt hat. Grimm schickt ihm eine Anzahl von Korrekturen und spricht über seine Arbeit folgendes Urteil aus, das um so schmeichelhafter war, als Grimm die Aufrichtigkeit selbst war: „Man könnte es eine vermehrte und veredelte Bearbeitung meiner ‚Rechtsaltertümer' nennen. Sie haben die Gesichtspunkte zugleich er-

[1]) Da die Briefe Grimms an Michelet fast in extenso von Baudry in der „Revue Germanique et Française" vom 1. Februar 1864 veröffentlicht worden sind, so zitieren wir fast nichts aus ihnen. Die Briefe Michelets sind noch unveröffentlicht.

weitert und vereinfacht: in dieser Gestalt wird die Untersuchung viel anziehender sein und das Herbe meines freilich auf ganz andre Leser berechneten Werkes glücklich ausgeschieden haben. Außerdem ist von Ihrer Hand so viel Eigentümliches und Neues hinzugetan worden, daß von der geringen Wirkung meiner Arbeit hier in Deutschland gar nicht mehr auf die größere, die der Ihrigen in Frankreich bevorsteht, geschlossen werden darf. Vielleicht wird man dennoch noch etwas deutschen Beigeschmack darin finden und wegwünschen. Mir ist es um so werter; ich weiß unter meinen Landsleuten keinen, der so genau eingegangen ist auf meine Ideen und Gefühle. Sie haben das Bild vollständig gefaßt und mitempfunden, was in meiner Seele von unserm Altertum schwebte; ich reiche Ihnen dafür dankbar die Hand."

Einige Tage darauf, am 24. März, schrieb er wieder an Michelet, um ihm zu danken, nachdem er hundert weitere Seiten seiner „Origines" erhalten hatte. Am 2. Juli sprach Michelet dem deutschen Gelehrten die Freude aus, die er beim Empfang seiner Briefe empfunden habe: „Monsieur, le succès de mon livre est désormais indifférent. Il y a quatre lignes dans votre première lettre qui paieraient une vie de travaux. La loyauté si connue de votre caractère donne à vos paroles une gravité exceptionnelle. J'ai lu votre lettre comme le jugement de l'avenir. J'ai résisté avec peine à la tentation de citer dans mon introduction cette glorieuse approbation. Je ne dois pas oublier toutefois que votre approbation porte sur la partie de mon livre qui se compose presque entièrement de traductions. Je ne sais trop ce que vous penserez du reste. C'est une témérité sans doute d'avoir entrepris de systématiser l'ensemble des symboles en une sorte de biographie juridique de l'homme; une plus grande encore de chercher la méthode de cette nouvelle symbolique... Je désire bien vivement que vous nous donniez bientôt les trois ouvrages que vous nous promettez: la 4me partie de la Grammaire, le recueil des ‚Weistümer' et la nouvelle édition des ‚Antiquités du Droit'. Chacune de vos publications est une leçon pour l'Europe, et un événement dans la science."

Am 21. November schreibt Michelet wieder an Grimm und schickt ihm seine Einleitung: „Le jugement favorable que vous avez porté sur mes travaux est pour moi d'une extrême importance. Quant aux idées que j'ai hasardées dans l'Introduction, j'y attache infiniment moins d'importance. Si mon appréciation du droit allemand vous semblait inexacte, je la supprimerais ou la modifierais sans difficulté. Vous êtes, je l'ai dit, mon juge suprême en ces matières."

Grimm antwortete ihm am 1. Dezember:

„Die Einleitung zu Ihren ‚Origines du Droit français' habe ich mit großer Freude gelesen. Sie ist voll Geist und Feinheit, in den Gedanken wie im Ausdruck. Ihre Befürchtung, ich möge über der alten Zeit die neue vergessen, war grundlos. Ich verkenne die Vorteile der Gegenwart nicht über ihren Nachteilen. Aber mein ganzes Leben war fast auf das Altertum ge-

richtet, et mihi vetustas (sic) res scribenti nescio quo pacto antiquus fit animus."

Elf Tage nachher wurde Grimm, der sich als so konservativ ausgab, mit seinem Bruder, Ewald, Dahlmann, Gervinus, Weber und Albrecht seines Amtes entsetzt, weil sie gegen die Aufhebung der liberalen Verfassung von 1833 durch den König von Hannover, Ernst August, protestiert hatten. Michelet schrieb ihm sogleich: „Monsieur et illustre ami, le dernier événement de Gœttingen nous a pénétrés de tristesse et de joie; de joie pour l'honneur qui en revient et à vous et à l'Allemagne; mais de tristesse aussi. C'est une chose affligeante de voir une si laborieuse, si honorable, si inoffensive existence, troublée d'une manière si barbare. Ces sentiments sont ceux de tous mes amis, particulièrement de MM. Burnouf, Lerminier, Ampère et Guigniaut. S'il vous était difficile de rester en Allemagne, nous emploierions certainement le peu de crédit que nous avons ici, à vous créer, soit à Paris, soit à Strasbourg, une position convenable, au moins pour passer le moment d'orage." Grimm zog sich mit seinem Bruder nach Kassel zurück, wo sie sich eifrig mit ihrem deutschen Wörterbuch beschäftigten, dann wurde er im Jahre 1841 an die Berliner Akademie berufen. Während dieser Jahre fuhr er fort, Briefe und Bücher mit Michelet auszutauschen. Der fünfte Band der „Histoire de France", der zum großen Teile Jeanne d'Arc gewidmet ist, begeisterte Grimm. Doch von dieser Zeit an scheinen die persönlichen Beziehungen zwischen den beiden Gelehrten nach und nach aufgehört zu haben; jedenfalls aber erlosch die Dankbarkeit Michelets gegen Grimm nicht. In seiner Vorrede zur „Histoire de France", die er im Jahre 1869 geschrieben hat, kündigte er den Plan an, im Detail zu erzählen, mit welcher Leidenschaft und mit welchem Nutzen er die „Rechtsaltertümer" studiert und übersetzt habe.

Michelet hatte Deutschland in seinen Philosophen, seinen Dichtern und Gelehrten kennen gelernt; in seiner ehrwürdigen Vorzeit, die Grimm und die barbarischen Gesetze ihm erschlossen hatten; in seiner Reformationsgeschichte, seinen patriarchalischen Sitten und seiner traurigen politischen Zerstückelung, die er auf seiner Reise im Jahre 1828 mit angesehen hatte. Während Quinet, der seit 1826 in Deutschland lebte und die Deutschen aus der Nähe beobachtet hatte, im Jahre 1831 in seiner prophetischen Schrift „L'Allemagne et la Révolution" die Geburt eines neuen Deutschland ankündigte, das reizbar und zornig, gierig nach Taten, nach wahrem Leben und sozialer Initiative sein würde, das seine Freiheit opfern würde, um das Eroberungswerk Friedrichs II. fortzusetzen und unter der Führung Preußens seine Einheit zum Schaden Oesterreichs und Frankreichs zu begründen, wünschte Michelet von ganzem Herzen den Deutschen die Einheit zugleich mit der Freiheit; aber Deutschland blieb für ihn das Deutschland der Frau von Staël, ein Land der Begeisterung, des Träumens, der Theorie, erschlafft durch den Mystizismus oder durch das patriarchalische Leben. „L'Allemagne," sagte er in seinen Vorlesungen an der Ecole Normale im Jahre 1831, „n'est que naïveté, poésie et métaphysique." Zu derselben Zeit

vergleicht er es in seiner „Introduction à l'Histoire universelle" mit dem Rhein, der als Gießbach entsteht, sich aber bald beruhigt, breit und tief von Basel bis Mainz dahinfließt und mit Heldenkraft die Berge von Bingen bis Köln durchbricht, um dann, in zahllose Arme geteilt, durch die Dünen von Holland hindurch im Ozean aufzugehen, im Unendlichen, im Absoluten Schellings sich auszuruhen. Mit Rührung spricht er von „la bonne et savante Allemagne", von der bewunderungswürdigen Reinheit seiner Sitten, der Allwissenheit seiner Gelehrten, dem gewaltigen, tiefen Genie seiner Philosophen. Im Jahre 1835 machte er in einer seiner Vorlesungen an der Ecole Normale folgende Bemerkungen, die heutigen Tages seltsam erscheinen: „En Allemagne les saisons se succèdent presque insensiblement, le climat est d'une fatiguante uniformité; les habitants doivent y prendre nécessairement des habitudes de douceur, de mollesse même, et cette égalité d'humeur qui exclut les emportements de la passion, les vifs élans de l'enthousiasme, mais qui favorise et développe les petites sympathies de famille, le goût de l'art, le besoin de réfléchir, et cette vaste réceptivité, cette aptitude universelle qui fait que les Allemands apprennent tout et sympathisent avec tout. Les nations de langue latine ont plus d'esprit, plus de passion, mais moins de largeur que les Allemands. Ceux-ci se caractérisent par une réceptivité universelle qui dans certains esprits devient facilement de l'insignifiance, mais qui chez les hommes plus heureusement doués est le besoin de tout voir, de tout comprendre, de sympathiser avec tout. Aussi l'Allemagne est-elle le pays des voyageurs, des savants, des panthéistes ... La nation allemande s'est peinte elle-même dans son Perceval qui, parti pour de lointains voyages, rencontre sur la neige les traces de trois gouttes de sang et croit y voir l'incarnat qui brille sur les joues de sa bien-aimée. Il les contemple longtemps en silence, et ne sort de son immobilité que pour renverser ceux qui troublent sa rêverie. L'Allemagne elle aussi, aspire à l'isolement ou du moins elle souffre tout, hormis qu'on trouble son repos, qu'on la dérange dans ses méditations." Dennoch hatte Michelet bei den Deutschen eine Gabe bemerkt, die für sie eine Kraft zum Handeln und zur Einigkeit werden könnte: ihre Anlage zum Zusammenhalten und zur Disziplin. „C'est un peuple d'érudits supérieurement dressés et disciplinés, l'avenir décidera ce que vaut cette discipline en guerre et en littérature."

So lange, bis die Zukunft ihn lehrte, was diese Disziplin auf den Schlachtfeldern in Böhmen und Frankreich wert sein sollte, sah Michelet in Deutschland vor allem ein Land, das den unruhigen Geistern und den leidenden Herzen Frieden und Trost spendete, das die Seelen reinigte und sie allen ungesunden Aufregungen entriß.

Im Jahre 1842 befand sich Michelet in einem höchst schmerzvollen moralischen Zustand. Er hatte 1839 seine Frau Pauline verloren, und zu der Betrübnis, die ihm die Erinnerung an die Leiden seiner Gattin verursachte, gesellte sich der Schmerz darüber, daß ihm zu seinem häuslichen Glück so vieles gefehlt

hatte, und zwar zum Teil durch sein Verschulden. Als Pauline starb, hatte gerade eine sehr reine, aber sehr leidenschaftliche Freundschaft mit einer Frau seinen Geist und sein Herz in Anspruch zu nehmen begonnen. Eine Dame aus Rouen, Madame Dumesnil, eine Frau von hoher Intelligenz, war nach Paris gekommen, um ihren Sohn Alfred dorthin zu begleiten, der seine Studien vollendete. Sie war eine ausdauernde Zuhörerin und eine glühende Bewunderin Michelets geworden. Bald bildete sich zwischen beiden eine innige Vertraulichkeit, und zu gleicher Zeit entstand zwischen Alfred Dumesnil und Adele Michelet ein zärtliches Gefühl. Doch Madame Dumesnil wurde von einem schweren krebsartigen Leiden befallen und starb im Frühjahre 1842. Michelet, der vom Schmerz niedergeschmettert war, hatte nach diesen Prüfungen das dringende Bedürfnis, sich von den Orten loszureißen, wo er so viel gelitten hatte, seinem Herzen andre Eindrücke und Ruhe zu verschaffen. Auch sein junger Schüler und Freund Alfred, der Verlobte seiner Tochter, der nicht weniger durchgemacht hatte als er, hatte eine Stärkung für seine Gesundheit wie für sein Herz nötig. Michelet dachte, daß „la bonne et savante Allemagne“ ihnen den Trost geben würde, dessen sie bedurften. Er trat also am 19. Juni 1842 eine Reise nach Süddeutschland an, die bis zum 31. Juli dauerte. Metz, Straßburg, Freiburg, Donaueschingen, Tübingen, Stuttgart, Ulm, Augsburg, München, Regensburg, Nürnberg, Würzburg, Frankfurt, Mainz, Trier, Luxemburg, Reims waren die Hauptstationen. Michelet genoß in vollen Zügen alle Freuden, die ihm die Denkmäler, die Museen, die Natur und die Menschen boten.

Er hat ein Tagebuch über diese Reise hinterlassen, das ein köstliches Bild des Deutschlands von 1842 gibt. Gleich in Saarunion bemerkt er deutsche Züge in dem Wesen der Bewohner, in der Höflichkeit der Postmeister, in der Vorsicht des Postillons, in der mütterlichen Vertraulichkeit der Wirtinnen. Als er Deutschland betritt, glaubt er ins Unbekannte, Unendliche, in ein neues Leben einzutreten. Aber zu gleicher Zeit fühlt er mit jener Tiefe der Erkenntnis, die das Geheimnis seines Genies war, daß zwischen Deutschland und Frankreich, die so sehr dazu geschaffen sind, sich zu lieben, eine tiefe Kluft vorhanden ist. „Nous songions combien les âmes les plus analogues et les plus près de s'aimer sont fréquemment séparées par le lieu et par le temps. Trop tard, trop loin, ces deux mots comprennent toute la tragédie du monde. Et ceci ne s'applique pas aux individus seulement, mais non moins aux nations. Ainsi l'Allemagne est séparée de la France par le lieu, séparée et même hostile en ce que la France (quelquefois son ennemie) combat toujours en Allemagne et aux dépens de l'Allemagne. Elles sont aussi séparées par le temps, en ce que l'Allemagne est bien plus jeune que la France et que les siècles de l'une ne répondent pas au siècles de l'autre. L'Allemagne est plus jeune comme race, comme se rattachant moins à la culture romaine, jeune encore, comme intuition d'infini. De là le divorce matériel des deux nations si bien faites pour s'aimer, divorce fatal, si cruel pour les nations, si amer pour les individus.“ Als er bei Kehl über den Rhein kommt, ruft

Michelet aus: „Puissions-nous dans ces grandes eaux qui emportent tant de choses, noyer une part de nos amertumes, je ne dis pas: nos souvenirs!“ — „Nous voilà hors de France, à cela il y a toujours quelque peine, quelque arrachement.“

In Straßburg hatte er Schmidt und Jung, in Freiburg Schreiber zu Führern gehabt. Nach dem tiefen Eindruck, den die Kathedralen der beiden Städte auf ihn gemacht haben, genießt er den intimen Charakter des Lebens und der Landschaft: „Tout le long, des maisons charmantes, où le passant regarde, envie et dit à chacune: ‚Le bonheur n'est il pas là?‘“ Sonntag den 26. Juni geht er in Donaueschingen inmitten einer Menge von Männern und Frauen, die auf den Fußwegen durch die Getreidefelder wandern, ihre Kirchenbücher in der Hand, und er „segnet von Herzen das Volk und die Gegend“.

In Tübingen besuchte er Uhland. „Le minnesænger Souabe m'apparut comme le vieux Gœrres, un allemand primitif, cheveux et barbe incultes et rudes, comme les Rauhe Alpen du Schwartzwald, narines pleines d'aspirations, soufflantes comme seraient celles du vieux Danube, sourcils blonds, yeux d'un bleu fort sauvage, la tête en avant, avec un mouvement du sanglier, la face rouge et sanguine, l'élan colérique du lyrisme.“ In Tübingen begegnete er auch einem Karren mit Auswanderern, hinter dem ein kleiner Wagen mit einem weinenden Kind fuhr, das unter der Obhut seiner Schwester stand. Ein Knabe von 13 Jahren bremste den Wagen. Michelet sieht sogleich in diesem Anblick das Bild der fortwährenden Wanderungen der deutschen Rasse. Der 13jährige Knabe stellt für ihn die Kraft der Zukunft dar, das weinende Kind die Einheit der Familie, und der Karren ist das dahinrollende Vaterland. Er empfiehlt das Kind, die Familie der göttlichen Vorsehung.

In Stuttgart besuchte er Menzel, „le terrible critique de Gœthe, air spirituel, fin, réservé“. Er konstatiert einen grimmigen Haß zwischen den Anhängern Goethes und denen Schillers.

Es fehlt mir der Raum, um Michelet nach Ulm zu folgen, wo er sich in Syrlins Gedichte in Holz versenkt, nach den kleinen Städten Bayerns, wo er „une Italie lourde et barbare“ findet, nach Augsburg, wo ihm das Rathaus das ganze Leben der freien deutschen Städte enthüllt; nach München, wo Rubens und Van Dyck alle seine Gedanken gefangennehmen. Der Blick von der Walhalla auf die Donauebene entzückt ihn: „vue vaste, noble, héroïque, un paysage vertueux, pour ainsi parler.“ In Nürnberg überrascht ihn der Gedanke, daß im mittelalterlichen Deutschland der Arbeiter das Lebenselement gewesen ist, daß es keine Schranke zwischen dem Arbeiter und dem Künstler gab, und daß diese Arbeiter sich ohne Mühe vom Leisten des Schuhmachers zu den Meisterwerken der Schlosserei und von da zur „Melancholie“ Albrecht Dürers aufschwangen. „Conscience, patience, voilà le grand ouvrier allemand. Ajoutez-y ce qui ne se traduit point: Gemüt. — L'artiste allemand met partout la famille dans son œuvre. L'enfant est pour l'Allemagne la clef de voûte universelle.“ In Frankfurt besucht Michelet Anselm Rothschild, „sombre média-

teur des nations, qui parle la langue commune à toutes: l'or; et les force par là à s'entendre mieux qu'elles ne s'entendraient elles-mêmes." — „La vieille mère, qui a 93 ans, occupe toujours, dans la rue des Juifs, la noire maison où ils ont commencé leur fortune. C'est une belle superstition chez les Juifs que la père, la mère, restant au foyer primitif, portent bonheur à la famille."

Bei der Rückkehr nach Frankreich empfindet Michelet, so sehr er von dem intimen Reiz alles Deutschen durchdrungen war, dennoch eine plötzliche Freude, wieder die lebendige, freundliche Luft der Heimat zu spüren. „La grâce dans les mouvements, dans la parure," sagt er, „c'est l'art véritable de la France. Les autres nations sont productives des choses matérielles. La France est productive de mouvements, de paroles etc.; art bien difficile à saisir, à analyser."

Michelet sollte nie wieder nach Deutschland kommen. Aber er fand Deutschland in den Büchern und im Leben wieder. Im Jahre 1855, als er „La Réforme" schrieb, sprach er von Dürer und Luther in wundervollen Kapiteln, für die ihm die Erinnerungen von 1842 höchst wertvoll waren, und er fand, um die „joie héroïque" Luthers auszudrücken, Töne, wie sie keiner von den Biographen des großen Reformators gefunden hat. Seine Analyse der „Melancholia" ist eine ganze Philosophie der deutschen Renaissance. In „Nos Fils" (1869) brachte er der deutschen Pädagogik, besonders Pestalozzi und Froebel, die er durch Frau von Mahrenholtz genau kennen gelernt hatte, eine glänzende Huldigung dar. Endlich ließ er, obwohl er 1870 ein neues Deutschland hatte erstehen sehen, das in einer für Frankreich sehr grausamen Weise jene Einigkeit verwirklichte, die Michelet so herzlich gewünscht hatte, und obwohl er in seiner „France devant l'Europe" gegen die im Namen der deutschen Einigkeit vollführte Verstümmelung Frankreichs protestiert hatte, doch in dem erhabenen Bild, das er 1873 im 3. Bande seiner „Histoire du XIXme Siècle" von der literarischen, künstlerischen und moralischen Renaissance Deutschlands zur Zeit der Revolution und des Kaisers Napoleon entwarf, nicht die geringste Bitterkeit durchblicken. Er zeigt, wie die Poesie Goethes und Schillers, der Idealismus Fichtes, die Musik Beethovens dem verheerten und zerstückelten Deutschland eine und dieselbe Sprache und eine und dieselbe Seele gaben. „Les échos des symphonies de Beethoven," sagt er, „créèrent à l'Allemagne une âme commune et furent pour elle ce que nos fédérations avaient été pour la France de 1790." Michelet hatte eine viel zu erhabene Seele und einen viel zu gerechten Sinn, um nicht die Größe überall, wo sie zu finden war, zu achten und um selbst nach 1870 die Dankbarkeit zu verleugnen, die er Grimm, Gans, Kant, Fichte, Beethoven schuldete, den Männern, die er 1871 wie 1854 seine Freunde und seine Lehrer nannte.



Die Idee des ewigen Friedens vor dem Richterstuhle unsrer Zeit.[1]

Von

Generalmajor **Auspitz.**

Ich habe vor vielen Jahren eine alte ehrliche Frau gekannt, die, wenn sie in ihrer Stube nichts mehr zu tun fand, anfing, die Fliegen auf der Gasse totzuschlagen. Die Arbeit war leicht, nur daß es eine ewige Arbeit war. Ich glaube, sie schlägt noch tot." An diese scharfsinnige Allegorie Lessings fühlen wir uns nur zu sehr gemahnt, wenn wir der Friedenspropaganda, wie sie sich in unsern Tagen so lebhaft bekundet, nähertreten. Denn Krieg ist ja zu allen Zeiten fast geführt worden, auswärts und daheim, zu Land und zu Wasser, von barbarischen Stämmen und zivilisierten Nationen, unter einigermaßen haltbaren Gründen oder schlechterdings nichtigen Vorwänden; er ist gewissermaßen eine lässige, eine Gewohnheitssünde geworden, die man nicht los wird, und für die man nur so weit Buße verrichtet, als diese nicht gar zu wehe tut.

Anderseits ist die leuchtende Idee des ewigen Friedens, so stürmisch sie nun an unsre Pforte pocht, keineswegs als originär zu erachten; ihre Umsetzung in die Tat vielmehr häufig, wenn auch nicht in ununterbrochener Kontinuation, versucht worden. An dieser geradezu verführerisch lockenden Aufgabe hat sich ja bekanntlich die Machtfülle des römischen Imperators Probus, des Papstes Urban II. und des Königs Heinrich IV. von Frankreich nicht mit durchgreifendem Erfolge zu bewähren vermocht, und auch Immanuel Kant, so wenig sonst die Blätter seiner grundlegenden Vernunftlehre vergilbt sind, hat denn doch seinen „Traktat zum ewigen Frieden" eher für die Gelehrtenstube als für das Leben geschrieben. Immer und immer klingt noch der uralte heisere Gesang der Parzen, modern vielleicht mit dem Ausdrucke „Kampf ums Dasein" zu identifizieren, und sofern man lediglich — was man allerdings, als zu einem Trugschlusse verleitend, nicht soll — von der Vergangenheit auf die Zukunft schlösse, würde wohl dauernde Befriedigung nur auf den „Inseln der Seligen" ihre segensreiche Stätte finden und auf der „Asphodeloswiese im Erebos" — nirgend anders.

Aber stellen wir die Ereignisse selbst uns gegenüber und urteilen wir über sie, wie es sich ziemt, kühl und ruhig! Ja, die pazifizierende Haltung der großen Mächte im näheren Oriente, konkret in deutlichem Ausdrucke bekundet, diese behutsame Selbstbescheidung bei überquellender Kraft, steht gewiß nicht völlig außer Konnex mit der abstrakten Idee des zu stabilisierenden Friedens-

[1] Aus einem demnächst bei Braumüller (Wien) erscheinenden Werke: „Aus bewegter Zeit".

zustandes; wahre Kriegsbereitschaft, so seltsam dies anmutet, geht fast allenthalben Hand in Hand mit vorsichtiger, ja ängstlicher Bewachung des Friedens auf der Balkanhalbinsel. Anderseits dürfte die schiedsgerichtliche Schlichtung des jüngst zwischen Großbritannien und den Vereinigten Staaten von Nordamerika hervorgetretenen Venezuelakonfliktes nicht entfernt die symptomatische Bedeutung haben, die man ihr in vorzeitig und überlaut aushallendem Jubel beigemessen hat. Nüchtern erwogen, gilt hier wohl dasselbe, was im Jahre 1872 von der sogenannten „Alabamafrage" galt, die auch anfangs den Horizont der westlichen Hemisphäre in Flammengewölk hüllte, während sie letztlich geschäftsmäßig kühl mit einer von England entrichteten Geldentschädigung friedlichen Ablauf fand. In beiden Fällen kamen eben nicht internationale Streitfragen schweren Gewichtes in Betracht, und so und deshalb übertönte die Stimme der kaltblütig abwägenden Vernunft den Kampfruf wilderregter Leidenschaft.

Ganz anders aber jetzt. Wo ist nun, so muß man die allerdings stark suggestive Frage stellen, der ewige Friede, der heißersehnte? Und die einzig zulässige Antwort ist geradezu eine Verspottung unsrer idealen Ziele. Denn sie lautet: Aus Kanonenrohren erdröhnt er. Die Kosaken verkünden ihn an ihren Lanzenspitzen. Die nach Asien flutenden Heere Rußlands bringen ihn mit. Er hält ganz Europa in fieberhaftem Atem. Ja — und diese weitere Frage schließt sich der vorangegangenen enge an — ist es denn nicht wirklich eine an Ironie grenzende Erscheinung, daß die kriegerischen Konflikte unmittelbar vor der Haager Konferenz und seit deren Ablauf sich, im Vergleiche zu früheren Zeiten, beträchtlich gemehrt haben? Wir verzeichnen ja, freilich nicht in Europa selbst — die Welt ist, wie man sagt, größer geworden — vier Kriege von Belang: den spanisch-amerikanischen, den englischen in Südafrika, den chinesischen gegen alle großen europäischen Mächte und vollends nun den russisch-japanischen, dessen Eingrenzung zwar erhofft, aber mit voller Sicherheit nicht gewärtigt werden kann. Zwei der freiheitlichst entwickelten und dabei militärisch relativ zurückgebliebenen Staatswesen: die Vereinigten Staaten von Nordamerika und England, haben nicht nur den Krieg geführt, sondern auch die Frucht ihrer Siege reichlich in Tenne und Speicher gebracht. Und erlegen ist dabei, was der Kultur widerstrebt hat: Spanien, in den Sünden der Reaktion ergraut, und Südafrika, zwar durchaus ehrbar und biderb, aber dem breiten Strome des Fortschrittes nicht zugänglich. Und nun hat auch der Kaiser von Rußland, der Anreger der modernen Friedensidee und unverkennbar friedliebend in Herz und Nieren, sich gezwungen gesehen, seinerseits den Krieg aufzunehmen. Ja „Blut ist ein ganz besonderer Saft!"

Wie dies jedoch gekommen sei? Es ist gekommen, wie es allezeit kam, seit Menschen sich staatlich zusammengefunden haben. Wie stets bislang wandten auch noch in unsrer Zeit vor den Interessen die Ideen ihre Fersen. Vernunft und Gleichmut hielten nicht länger stand als sonst. Man schätzt, so scheint es, den Acker von Middlesex noch immer höher als das Luftschloß in Utopia. Noch mehr als dies — nicht einmal eine gehörige Vermittlung,

wie man sie bei den Konflikten vor der Haager Konferenz schon aus einem gewissen Schamgefühle ins Werk gesetzt hat, ist ernstlich versucht worden. Man besaß nicht einmal die Entschlußkraft bescheidenster Intervention. Schürte man auch das aufgeloderte Feuer nicht, zu löschen hat man es keinesfalls unternommen. Man ließ sich daran genügen, sich selbst abseits des Flammenherdes zu begeben. Wo wäre dabei also der Fortschritt der Friedensidee, mit dem man so großtat, wahrzunehmen? Ja, im Kriege gegen China allerdings hielten die Mächte, insgesamt bedroht und verletzt, ihre Solidarität bis zum Friedensschlusse aufrecht und erzwangen dadurch den Erfolg. Aber auch nur bis zum Friedensschlusse. Dann trat die alte Rivalität wieder in ihre vorgeblichen Rechte, und aus dem, was jener Krieg gezeitigt hat, aus der leidigen Mandschureifrage, erwuchs geradezu der eben ausgebrochene Krieg. Es scheint denn doch, mit Ingrimm muß man es konstatieren, die Beute zu sein, um die es sich handelt. Sonderlicher Humanität dürfen jene Kriege sich auch nicht rühmen. Die Frauen und Kinder in den Standlagern der Engländer wissen davon zu erzählen. Was an Zerstörungsmitteln zur Anwendung gelangen konnte, ward eifrig und skrupellos angewendet. Die Kriegsleiden waren nicht geringer als in früheren Kriegen. Selbst der männliche Widerstand der Buren, der an jede Faser menschlicher Empfindung appelliert, fand bei den Völkern zwar sympathische Anerkennung, aber keine wie immer geartete Förderung bei den Höfen und Regierungen. Der antike Ehrenspruch: „Victrix causa diis placuit, sed victa Catoni", verträgt, so scheint es, keine Uebertragung in die Moderne.

Die Propagation der Friedensidee ging indes in thesi ungestört ihren Gang. Sie fand immer bessere Ausgestaltung. Sie ward international im vollen Sinne des Wortes. Eine fest geschlossene und gut gegliederte Vereinigung solcher Tendenz umspannte mit ihren Fäden gleich dem Seidenwurme, der sie aus dem eignen Leibe zieht, Menschen edler und opferbereiter Humanität. Und nun! Soll man, angesichts der unerfreulichen Tatsachen der Gegenwart, jene Idee gleichsam wieder in die Erde scharren? Nein! Glücklicherweise reicht die Propaganda, auf so erstrebenswerte Ziele gerichtet, hinaus über Zeit und Raum; sie lebt fort ewig und unvergänglich trotz Siegern und Besiegten, Triumphen und Niederlagen. Man heißt sie eine Chimäre. Aber was unser Jahrtausend für eine Chimäre ansieht, verwirklicht vielleicht das nächste Jahrtausend. Das mächtige Fahrzeug durchschneidet die Wogen der kommenden Zeiten, und während es rollt und stampft, wer möchte es aufzuhalten vermögen? Darum ziemt den Freunden des Friedens Beharrlichkeit und Selbstvertrauen; daß ihre Ideen „sich hart im Raume stoßen" werden, mußten sie von allem Anfange her gewärtigen, und eben in ihren ebenso unermüdlichen als mühsamen Bestrebungen liegt das Verdienst, dessen sie sich rühmen dürfen.

Es kommt, sicher kommt endlich die Zeit, da der Krieg selbst den Krieg entwurzeln wird. Vielleicht, ja wahrscheinlich erst viele Generationen nach der unsrigen. Dann wird der rastlose Fortschritt exakter Wissenschaft die Wirksamkeit der Kriegsinstrumente bis ins Unendliche steigern, dem Land- und See-

kriege wird sich der Krieg in den Lüften beigesellen, und entsetzliche Verheerungen, bewirkt durch unscheinbare Apparate, die unheimlich geräuschlos ihr fluchwürdiges Werk verrichten, werden uns in eine Atmosphäre von Greueln versetzen, deren Intensität wir heute nur mit Schaudern ahnen. Die bittere Not, die uns dann bedrängt, die Verzweiflung in extremis wird wohl eindringlicher in ihrer Argumentation sein, als es leider die reine Vernunft von jeher gewesen ist, und sodann werden die bleibenden kulturellen Erfordernisse obsiegen über die vergänglichen, die vermeintlichen Interessen des Augenblicks. Bis dahin jedoch werden wir voraussichtlich gemäß dem trüben Ausspruche Humboldts den Menschen gegen den Menschen gerüstet finden und über den weiten Erdkreis, über Meer und Land hinaus das einförmige, trostlose Bild des entzweiten Geschlechtes erblicken.

Was wir derzeit wahrnehmen, ist eine Phase und nichts als eine Phase. Man sehe also zu, man warte ab! Die Zukunft gehört trotz allem der Vernunft und Mäßigung. Sie werden sich schon ihren Weg zu bahnen wissen. Denn Ideen, sofern sie der ewigen Wahrheit entströmen und der Menschheit und Menschlichkeit zugleich dienen, überleben sicherlich weitaus uns armselige Menschenkinder!



Franz Liszt.

Von

Géza Graf Zichy.

> Selbst wer ihm feindlich war und gram,
> Er mußt' ihn endlich lieben,
> Weil Gott ihm den Geleitebrief
> Ins edle Herz geschrieben.

Es war in Budapest, anfangs der 70er Jahre, daß ich den großen und guten Franz Liszt zum erstenmal sah. Sein männliches, stahlgraues Auge mit der auffallend kleinen Pupille ruhte wohlwollend auf jedermann, sein Löwenhaupt stand hochaufgerichtet vor mir. Im Konzertsaal wurde eine Ballade aufgeführt: eine meiner ersten Jugendsünden, voll nicht ausgedrückter Stimmungen und von vollendeter Formlosigkeit. Der große Meister trat auf mich zu. „In Ihrer Musik ist etwas, ich weiß nicht recht was ... aber diese interessiert mich, bringen Sie mir Ihre Ballade."

Zurzeit war ich Schüler Robert Volkmanns. Volkmann war Anhänger einer andern Schule, eines andern musikalischen Glaubensbekenntnisses. Wagner, Liszt waren ihm ein Schlachtruf, gefährliche Neuerer, Himmelsstürmer. Ich, der

Schüler, schwor auf meinen Meister. Es war geradezu rührend, mit welcher Liebe und Geduld Franz Liszt sich meiner annahm. Vor allem führte er mich zum Klavierspiel. Volkmann drückte mir die Feder in die Hand, Liszt klappte das Klavier auf.

In meiner Seele wogte ein riesiger Kampf, der damit endete, meinen beiden großen Meistern gerecht werden zu wollen und ihnen gleichen Einfluß auf meine Seele und gleiche Liebe in meinem Herzen zu geben.

Liszt und Volkmann standen sich fremd gegenüber. Ich wollte sie einander näher bringen.

Mit Liszt ging es leicht, mit Volkmann schwerer. Ich vereinigte sie zu einem Mahle in meinem Hause. Liszt plauderte in seiner unnachahmlichen Weise über dies und jenes, die Stimmung wurde immer wärmer, heiterer. Da erhob ich das Glas und trank auf das Wohl meiner beiden Meister, ich schloß mit dem Wunsche, sie möchten sich näher treten zum Heile der Kunst, zum Stolze der Nation!

Volkmann blickte mit seinen tiefen lichtblauen Augen scheinbar kalt und teilnahmlos vor sich hin. Liszt hingegen ergriff freudig bewegt sein Glas und sprach: „Prosit, Volkmann!" Die Gläser stießen aneinander, ein greller, schriller Ton erklang, und Liszts Champagnerglas sprang der Länge nach entzwei. — Volkmann lächelte höhnisch. — Diese Szene werde ich nie vergessen!

Immer mehr und mehr kam ich in Franz Liszts Bannkreis. Seine unerschöpfliche Herzensgüte, seine Ritterlichkeit, seine unvergleichliche Konversation, die in der angenehmsten Form einen Schatz von Erfahrung und Wissen offenbarte, waren eben einzig. Wäre ich nur ein Eckermann gewesen, dann hätte ich diese Gespräche zu Papier gebracht. So Gott will, werde ich seinerzeit über Liszt ausführliche Erinnerungen schreiben, diesmal will ich nur eine, zwei Szenen fixieren, wie sie mir eben einfallen.

In der Regel heiter und aufgeräumt, konnte Liszt manchmal sehr melancholisch sein. Ein Abend blieb mir besonders in Erinnerung. Wie vereinbart, sollten wir den Abend bei Frau v. B. verbringen. Die Dame erkrankte plötzlich, und ich fand Liszt in dem Hausflur stehend, in Gedanken versunken. „Sehen Sie, Géza, das ist das Los eines alleinstehenden, alten Künstlers, auf der Treppe, auf der Gasse ... Meinem Diener gab ich Urlaub, nun ist niemand in meiner Wohnung, der Ofen kalt, alles finster ja, ja, wir haben Feste, hell erleuchtete Salons, doch nie ein Heim. Die Töne verklingen, die Herzen verlöschen, und der Rest ist Schweigen". Er nahm mich beim Arm, und eine heiße Träne fiel auf meine Hand. Wie brannte mich diese Träne! Nie sah ich Liszt zuvor und nie danach weinen. Die ganze Energie meiner frohen, starken Jugend raffte ich zusammen, führte ihn in seine Wohnung, zündete die Lampen an, kniete vor dem Kamin hin und heizte ein. Auf einmal fühlte ich seinen Kuß auf meinen damals noch blonden Locken. — „Meister," sprach ich lachend, „man ist doch nicht so sehr verlassen, wenn einem die Freunde den Ofen heizen." Liszt nickte lächelnd dazu. Ich ließ ein gutes Nachtmahl kommen, und in einer Stunde sah

ch den geliebten Meister in seiner alten Laune aufblühen. Da saß er nun, der „graue Jüngling", wie ich ihn nannte, und erzählte, erzählte die Kunstgeschichte eines Jahrhunderts. Und es klang so schön, wie ein klingender Baum im Märchenland.

Liszt hatte mich liebgewonnen. Ich mußte ihn tagtäglich aufsuchen — für mich eine Reihe von Festtagen. Da gab es Konzerte, Diners, „Whist sérieux", wie er es nannte, und ich durfte nicht fehlen. Doch plötzlich kam eine schreckliche Kunde: Szegedin, die blühende Stadt, ein Raub der Wellen. Liszt war über alle Maßen erschüttert. „Es muß geholfen werden," sprach er. „Sie sind jung, Sie müssen eine Reihe von Konzerten geben zugunsten dieser Unglücklichen, ich selbst werde aber meine alten Finger instand setzen müssen und ein- bis zweimal spielen. In Wien spielen wir zusammen, arrangieren Sie etwas für drei Hände." Ich war sehr geehrt, doch noch mehr erschrocken. Du lieber Himmel, mit Liszt Klavier spielen! Es gab aber keine Widerrede, ich arrangierte seine symphonische Bearbeitung des „Rákóczy-Marsches", und der Meister spielte diese mit mir vor Seiner Majestät und dem größten Teil der erzherzoglichen Familie in Wien. Es war eine meiner schwersten Stunden. Liszt war in seinem Element, Mitte des Stückes fing er an zu improvisieren. Mir standen die Haare zu Berge. Er variierte das eine Thema in allen möglichen Tonarten mit der linken Hand, während er mit der Rechten das Ganze mit einem Wasserfall von perlenden Trillern überschüttete. Eine Weile spielte ich gar nicht, als ich aber merkte, er steuert der Originaltonart zu, fing ich an mit dem Mut der Verzweiflung chromatische Läufe zu donnern. Liszt war hocherfreut, „bravo, Géza", sprach er. — Nun kam der Schluß, und ich atmete auf. Es war ein herrlicher Abend, doch habe ich Franz Liszt noch größer gesehen.

Im Herbste des Jahres 1884 besuchte er mich auf meinem Landgute Tetétlen. Er verlebte mehrere Wochen dort. Um ihm den Aufenthalt angenehm zu machen und seine vollkommene Unabhängigkeit zu sichern, ließ ich für ihn ein kleines Haus im Park einrichten.

Liszt kommt, Liszt kommt, das ganze Dorf, die ganze Umgebung war in Aufruhr.

Am Tage seiner Ankunft sah ich frühmorgens alle Mädchen des Dorfes meine Blumenbeete plündern. Da wurden Kränze gewunden, Sträuße gebunden, es herrschte eine rührende Feststimmung in aller Herzen. Als ich zur Mittagszeit mit meinem lieben Meister das Dorf erreichte, brach ein Sturm der Begeisterung los. Hunderte von Mädchen drängten sich an den Wagen und warfen ihm Kränze und Blumen zu. Liszt war sichtlich gerührt, den Hut im Schoße nickte er wohlwollend dem begeisterten Volke zu. Der kalvinistische Pastor hielt dem katholischen Abate eine schwungvolle hungaro-germanische Rede, die wir alle nicht verstanden, der Redner aber gewiß am allerwenigsten. Die Wärme, den Schwung, die Aufrichtigkeit haben wir alle empfunden, in erster Linie Liszt.

Einige Tage nach seiner Ankunft sagte mir der gute, große Mann: „Géza, der Empfang dieser braven Leute hat mich aufrichtig gerührt, ich will mich

dankbar erweisen und werde ihnen Klavier spielen. Es macht ja den Leuten keine Freude mich zu hören, aber mich gehört zu haben freut sie doch, besonders wenn ein Büfett bereit ist. Also „tutti quanti" einladen, so viele als der Raum gestattet. Sie und Ihre Kinder müssen auch aushelfen, und das große Konzert kann stattfinden." Und so war es, der große, unsterbliche Meister, den mancher Souverän nicht mehr hören konnte, spielte vor einem Publikum, das zumeist aus einfachen Bauern bestand.

Das Programm war folgendes:

Tetétlen, den 16. November 1884.

Programm.

Präludium	F. Liszt
Ungarische Ouverture	Géza Zichy
Impromptu	F. Liszt
F. Liszts II. Ungarische Rhapsodie	Margit Zichy
Rákóczy-Marsch	F. Liszt und G. Zichy.

Zur Ehre des so vorzüglichen ungarischen Bauers sei es gesagt, daß er diese Auszeichnung voll zu würdigen verstand. Nach dem großen Konzert überbot sich der große Meister an Liebenswürdigkeit. Er bediente Gäste, bot ihnen die Speisen an, goß ihnen Wein in die Gläser. Der ungarische Bauer ist ein halber Aristokrat, stolz, gemessen, still, doch liebenswürdig. Liszt hatte alle bezaubert, trotzdem er der ungarischen Sprache nicht mächtig war. Zum Schlusse des Mahles trat ein schneeweißer Bauer vor Liszt hin. Das Glas in der Hand, sprach er: „Wie man dich nennt, hat uns der Graf gesagt, was du kannst, hast du uns gezeigt, was du aber bist, das haben wir erkannt, und darum möge dich der große Gott der Ungarn segnen!"

Einige Tage vor seiner Abreise pflanzte Liszt auf meine Bitte einen kleinen Baum. Der Baum sollte zum Andenken seines Besuches blühen, erstarken. Ein Eisengitter schützte seinen jungen Stamm und trug den Namen Franz Liszts, sowie auch den Tag, an dem er durch des großen Meisters Hand gepflanzt wurde. Ich hoffte, ich wünschte, daß beide noch lange, lange blühen mögen. Es kam anders:

Das eiserne Gitter,
Es stehet noch dort;
Der Meister gestorben,
Der Baum ist verdorrt.

Doch Vögelein singen
Am trockenen Ast,
Und blinken die Sterne,
Dort finden sie Rast.

Der Baum ist gestorben
Und wird nicht mehr blühn,
Doch meine zwei Augen,
Die sehn ihn noch grün.

Die Physik der Sonne.

Von

Dr. Aug. Hagenbach.

In der Astronomie unterscheidet man heutzutage zwei Hauptrichtungen, die durch die Methoden der Untersuchung charakterisiert sind, nämlich durch die astrometrischen und die astrophysikalischen Methoden. Die astrometrischen Untersuchungen beziehen sich im wesentlichen auf die Lage und die Bewegung der Gestirne sowie auf den Zusammenhang der Weltkörper. Als Instrument kommt ausschließlich der Refraktor in Betracht, und die Messungen sind Winkel- und Zeitmessungen. Als Beispiel der Untersuchungsobjekte seien die Bestimmungen der Zeit gegeben, was bekanntlich bei dem Durchgang der Gestirne durch den Meridian ausgeführt wird.

Die astrophysikalischen Untersuchungen hingegen enthalten ein viel umfangreicheres Gebiet. Hierbei wird das Licht der Gestirne nicht nur dazu benutzt, um die Existenz und den Ort eines Sternes nachzuweisen, sondern das Licht wird nach den physikalischen Methoden untersucht und dadurch die Konstitution der Gestirne und deren Entwicklungszustand zu erkennen gesucht. Die Apparate, die gebraucht werden, sind in Verbindung mit den Fernrohren die Spektroskope, d. h. Apparate zur Analysierung des Lichtes mit Zuhilfenahme der Photographie.

Bei diesen Untersuchungen kommen also hauptsächlich physikalische Methoden in Betracht, die in den physikalischen Laboratorien schon ausgearbeitet sind.

Es ist wohl nicht nötig, auf die Bedeutung, die die Sonne für unsre Erde hat, weiter einzugehen. Bedenken wir doch nur, daß wir Tag und Nacht, alle Jahreszeiten darauf zurückzuführen haben, daß wir die Sonne umkreisen, und ohne große Ueberlegung sehen wir ein, daß wir alles organische Leben auf Erden, jede Bewegung der Atmosphäre, Regen und Wind, kurz alle Energie der Sonne verdanken. Die Form, in der wir die Energie von der Sonne erhalten, ist Licht und Wärme.

Wir wissen heutzutage, daß Licht und Wärme Erscheinungen ein und derselben Natur sind. Im Entstehen und in der Fortpflanzung unterscheiden sie sich nicht mehr wie die tiefen musikalischen Töne von den hohen. Nur in dem Empfinden ist Licht und Wärme ganz verschieden, für das eine dient das Auge, für das andre die Nerven der Haut.

Verharren wir einen Moment bei dem Vergleich zwischen der Akustik und Optik, so werden wir auch hier finden, daß zwischen den beiden Gebieten eine Aehnlichkeit in den Erscheinungen ist, aber ein prinzipieller Unterschied in der Empfindung. Stellen wir uns vor, wie ein Ton erzeugt wird. Denken wir einen dünnen Metallstab an der einen Seite eingeklemmt und versetzen wir ihn in

Schwingungen, so tönt der Stab. Das heißt die Schwingungen, die der Stab ausführt, werden auf die Luft übertragen und in der Luft mit einer Geschwindigkeit von 330 Metern pro Sekunde fortgepflanzt, und sie erzeugen in unserm Ohr die Empfindung eines Tones.

Genau dasselbe erzielen wir bei einem Gasmolekül, wenn wir es erhitzen. Es führt sehr rasche Schwingungen aus, die von einer hypothetischen Substanz, dem sogenannten Lichtäther, aufgenommen und fortgepflanzt werden. Fallen diese Aetherschwingungen in unser Auge, so wird dabei die Empfindung des Lichtes hervorgerufen.

Die verschieden schnellen Schwingungen in der Luft entsprechen der verschiedenen Tonhöhe, während die verschieden raschen Wellen des Aethers eine verschiedene Farbe vorstellen. Soweit ist die Analogie zwischen akustischen und optischen Schwingungen vollkommen, aber sobald wir zur Empfindung der Tongemische oder Farbengemische übergehen, ist der Eindruck ein ganz verschiedener.

Lassen wir einen Akkord aus beliebig vielen Tönen zusammengesetzt erklingen, so ist unser Ohr imstande, die einzelnen Töne herauszuhören, wir können angeben, welche Töne im Akkord vorhanden sind, ohne andre Hilfsmittel anzuwenden. Unser Ohr selbst ist ein Apparat, der vermischte Töne getrennt aufzunehmen imstande ist. Anders verhält sich dies mit unserm Auge.

Stellen wir ein Gemisch selbst von den reinsten Farben her, so empfindet unser Auge nur eine Farbe, eine Mischfarbe. Dem Auge geht die Fähigkeit ab, die einzelnen Farben aus dem Gemisch getrennt aufzufassen.

Hieraus sehen wir direkt, daß wir Apparate brauchen, um die einzelnen Farben, die in einer Lichtquelle enthalten sind, zu trennen, und daß wir diese getrennt in unsre Augen bringen müssen, entweder auf verschiedene Stellen der Netzhaut gleichzeitig oder nacheinander, um die Zusammensetzung des Lichtes zu erkennen.

Solche Apparate sind das Prisma und das Gitter. Das erste beruht darauf, daß die verschiedenen Farben verschieden gebrochen und dadurch voneinander getrennt werden. Das Gitter besteht aus lauter parallelen Linien in gleichen und sehr kleinen Abständen und bewirkt durch die sogenannte Interferenz ebenfalls eine Trennung der Farben.

Ohne auf die Theorie dieser Instrumente weiter einzugehen, wollen wir nur die Tatsache festhalten, daß wir imstande sind, das Licht irgendeiner Lichtquelle in die einzelnen Farben zu zerlegen. Die Lehre von der Zerlegung des Lichtes nennen wir die Spektralanalyse und das zerlegte Licht ein Spektrum.

Bevor wir nun die genannten Methoden auf das Sonnenlicht anwenden, wollen wir kurz uns eine Uebersicht verschaffen, was für verschiedene Lichtsorten es gibt und inwieweit wir imstande sind, aus den Bestandteilen des Lichtes auf den Ursprung, d. h. auf den Stoff, der das Licht aussendet, Rückschlüsse zu machen.

Um einen Körper zum „Strahlen" zu bringen, können wir ihn einfach erhitzen. Nehmen wir einen festen Körper, gleichgültig aus welchem Stoff, und

erhitzen ihn — am einfachsten können wir z. B. mit dem elektrischen Strom einen Platindraht erwärmen —, so bemerken wir zuerst, daß er Wärme ausstrahlt, die wir mit unsern Hautnerven fühlen können. Erwärmen wir weiter, so wird er rotglühend, dann gelb- und schließlich weißglühend. Betrachten wir ihn während dieser Prozedur mit dem Spektralapparat, so erkennen wir, daß im Moment, wo er selbstleuchtend wird, rote Strahlen von ihm ausgesandt werden; allmählich kommen die orange, dann die gelben und grünen, schließlich die blauen und violetten Strahlen dazu. Man sieht aber, daß der glühende Draht sämtliche Farben des Spektrums ausstrahlt, wenn er bis zur Weißglut erhitzt ist. Je tiefer die Temperatur ist, um so kürzer ist das Spektrum; liegt die Temperatur unter 500 Grad, so können wir mit dem Auge nichts mehr wahrnehmen, er sendet kein Licht mehr aus, sondern nur noch Wärme, ein formeller Unterschied ist aber nicht vorhanden. Daß unser Auge es nicht mehr beobachtet, ist nur ein Mangel unsrer Augen; in Wahrheit sind noch viele Strahlen jenseits des Rot vorhanden, die sogenannten ultraroten Strahlen.

Auf was es uns ankommt, ist die Tatsache, daß jeder feste Körper, wenn er erhitzt wird, ein kontinuierliches Spektrum aussendet, d. h. daß er sämtliche Farben des Spektrums, sämtliche Wellenlängen aussendet, und daß, je höher die Temperatur ist, das Spektrum sich um so mehr nach dem Violett hin ausdehnt, und daß zugleich mit zunehmender Temperatur alle Farben heller werden.

Sehen wir nun zu, wie es sich mit den gasförmigen Körpern verhält.

Bringen wir einen Stoff in Dampfform zum Leuchten und betrachten dann das emittierte Licht mittels eines Spektroskops, so finden wir etwas ganz andres, nämlich das Spektrum besteht jetzt nur aus einzelnen Farben, die ganz getrennt voneinander liegen. In der Akustik ergäbe der Vergleich einzelne Töne, während das kontinuierliche Spektrum einem aus sämtlichen Tönen der Tonleiter zusammengesetzten Geräusch entspräche.

Um die Substanzen in Gasform überzuführen, gebrauchen wir am zweckmäßigsten den elektrischen Bogen. Dessen Temperatur ist so hoch, daß jede Substanz darin verdampft und zum Leuchten gebracht wird.

Bringen wir beispielsweise Eisen in den elektrischen Lichtbogen, so verdampft dieses und sendet viele einzelne Farben aus. Dasselbe finden wir für jedes chemische Element. Wir können sagen, daß jedes Element sein charakteristisches Linienspektrum besitzt. Da nun jedes Element sein bestimmtes Spektrum aussendet, so ist es auch daran zu erkennen. Das Spektrum des Eisens können wir nur mit Eisen und mit keinem andern Element, keiner Legierung oder chemischen Verbindung erzeugen. Somit ist das Spektrum auch zugleich ein Erkennungszeichen für das betreffende Element.

Wir gebrauchen noch eine weitere Tatsache aus der Spektralanalyse, und das ist das Kirchhoffsche Gesetz.

Dies Gesetz sagt aus, daß ein Körper gerade dasjenige Licht absorbiert, d. h. verschluckt, das er emittiert. Ein Beispiel möge zur Erläuterung dienen. Erhitzen wir Natriumdampf zum Leuchten, so sendet er gelbes Licht aus.

Nehmen wir eine Lichtquelle, die alle Lichtsorten aussendet, also z. B einen weißglühenden festen Körper, und bringen den Natriumdampf davor, so werden wir im Spektroskop beobachten, daß gerade das gelbe Licht fehlt. Diese Erscheinung gilt für alle Wellenlängen und alle Körper. Also auch aus den Absorptionserscheinungen sind wir ebensogut imstande, auf die Existenz eines Elementes zu schließen, wie durch das Selbstleuchten der Dämpfe.

Ausgerüstet mit diesen Kenntnissen, wollen wir zusehen, was für Schlüsse wir aus einer Untersuchung des Sonnenlichtes ziehen können über die Beschaffenheit dieses Gestirnes.

Die gewöhnlichen Methoden, Beobachtungen mit dem Fernrohr, zeigen uns nicht sehr viel Charakteristisches. Die Sonne erscheint als eine Kugel mit mäßig gut definierten Rändern, und die Oberfläche erscheint wolkig oder körnig, es ist dies die sogenannte Granulation. Man erkennt auch, daß diese Granulation sich zeitlich ändert und daß dunkle Stellen von verschiedener Größe auftreten, die sogenannten Sonnenflecken. Diese bestehen meistens aus dem Kernfleck, dem zentralen Teil und dem Halbschatten, der Penumbra. Die Größe dieser Gebilde ist sehr verschieden, es sind solche bis zu 100 000 Kilometern Durchmesser beobachtet. Flecken, die so groß sind wie die Erde, sind nichts Seltenes. In der Nähe dieser Flecken sind stets helle Gebilde zu sehen, die sogenannten Fackeln. Sie machen den Eindruck, als wenn sie wulstartig aus der sogenannten Photosphäre, d. h. der leuchtenden Sonnenoberfläche, hervorragten. Es scheint keinem Zweifel zu unterliegen, daß Flecken und Fackeln in gewisser Beziehung zueinander stehen. Die Flecken treten in gewissen Zonen der Sonne besonders häufig auf. Aus der zeitlichen Verschiebung der Flecken und Fackeln auf der Sonnenoberfläche gelingt es, die Rotationsdauer und die Rotationsrichtung festzustellen. Die Rotationszeit beträgt rund 25 Tage.

Die bis jetzt genannten Erscheinungen sind stets an der Sonne zu beobachten, eine Anzahl neuer Phänomene sind aber nur in kurzen Momenten zu sehen, und zwar in den Augenblicken, wo der Mond vor die Sonne zu stehen kommt und die ganze helle Scheibe verdeckt.

Ist der Beobachter nicht mehr geblendet durch das grelle Licht der Sonne, so gewahrt er, daß eine leuchtende Atmosphäre noch weit in den Weltenraum hinein die Sonne umgibt, es ist dies die sogenannte Corona, die aber meistens nicht ganz gleichmäßig hell ist, sondern gewöhnlich ein strahlenförmiges Aussehen hat und oft viele Sonnendurchmesser weit sichtbar ist. In diese Corona hinein ragen an einzelnen Stellen vom Sonnenrande rötliche Erhebungen, die sogenannten Protuberanzen, die aus einer ganz schmalen, ebenfalls rötlich strahlenden Schicht — Chromosphäre genannt — stammen.

Die Chromosphäre scheint die ganze Sonne zu umgeben in einer Dicke von etwa 7000 bis 11 000 Kilometern.

Die Höhe der Protuberanzen ist sehr verschieden und unter Umständen geradezu fabelhaft. Es sind solche beobachtet worden, die eine Höhe von 500 000 Kilometern, also rund 89 Erddurchmesser erreichten.

Heutzutage sind Methoden gefunden, wonach man diese Gebilde auch bei nicht verdeckter Sonne sehen kann, und die Beobachtungen dieser Garben zeigen, daß sie sich durch größere Veränderlichkeit und Vergänglichkeit auszeichnen.

Wir wollen nun die Sonne und ihre einzelnen Teile mit dem Spektroskop untersuchen und werden dabei Gelegenheit finden, über die Bestandteile und die Konstitution manches Wichtige zu erfahren.

Zerlegen wir das Gesamtlicht, das von der Sonne zu uns kommt, mittels eines Spektroskopes — dazu können wir auch einfach das diffuse Tageslicht verwenden — so sehen wir im wesentlichen ein kontinuierliches Spektrum, das heißt ein Farbenband, das sämtliche Farben, sämtliche Wellenlängen enthält, von Rot bis Violett, und wenn wir photographisch verfahren, so beobachten wir, daß auch noch Lichtenergie weiter wie das sichtbare Violett im sogenannten Ultraviolett enthalten ist.

Wir haben früher gesehen, daß jeder feste Körper, wenn er erhitzt wird, ein kontinuierliches Spektrum aussendet, und zwar war das Spektrum um so mehr nach Violett ausgedehnt, je höher die Temperatur des strahlenden Körpers ist. Wir wollen vorläufig für die Sonne den Schluß ziehen, daß dieselbe ein fester, strahlender Körper sei.

Wir sind aber imstande, noch mehr anzusagen, wir können auch seine Temperatur angeben.

Messen wir bei einem strahlenden Körper an jeder Stelle des Spektrums, also im Rot, Gelb, Grün u. s. w. die Intensität der Strahlung, die Energie im Spektrum, so vermögen wir, die Energieverteilung durch das ganze Spektrum anzugeben. Zum Beispiel können wir sagen, an welcher Stelle die Intensität am größten ist.

Diese Aufnahme wurde nun quantitativ für einen Körper bei verschiedenen Temperaturen ausgeführt und aus allen Daten ein Gesetz gefunden, das den genauen Zusammenhang zwischen der Strahlung und der Temperatur des strahlenden Körpers wiedergibt. Dieses Gesetz, das in einer mathematischen Formel gegeben werden kann, ist nachher aus rein theoretischen Ueberlegungen abgeleitet worden. Interessant ist nun, daß das theoretisch abgebildete und das experimentell gefundene Gesetz fast genau identisch sind, und dies gibt eine Garantie, daß für diese recht verwickelten Erscheinungen die richtige Hypothese ermittelt worden ist.

Damit haben wir nun aber ein Mittel an der Hand, die Temperatur eines strahlenden Körpers zu bestimmen, der sich in einer beliebigen Entfernung befindet.

Wenden wir diese Energiemessung auf das ganze Sonnenspektrum an, so ergibt sich, daß die Temperatur nahe 6000 Grad Celsius beträgt. Die Unsicherheit dieser Temperaturbestimmung ist sehr klein, sie beträgt höchstens noch 50 Grad, während früher die Vermutungen zwischen 1500 Grad und 15000000 Grad schwankten.

Außer dem kontinuierlichen Grunde des mittleren Sonnenspektrums finden wir aber bei genauerer Untersuchung viele schwarze Linien, d. h. es fehlen

einzelne Farben im Spektrum, und zwar vollkommen scharfe Linien. Diese sogenannten Fraunhoferschen Linien — zuerst von Fraunhofer beobachtet — sind Absorptionslinien, d. h. das Licht wird an einzelnen Stellen nicht durchgelassen. Nach dem früher genannten Kirchhoffschen Gesetze entsprechen diese Absorptionslinien denjenigen Wellenlängen, die ein Element, auf hohe Temperatur gebracht, selbst emittieren kann.

Dieses Absorptionsspektrum ist das Spektrum der Photosphäre. Es besteht also ein Sonnenkern, der kontinuierliches Licht aussendet, und darüber befinden sich die Dämpfe von verschiedenen Elementen, die das Licht nur teilweise durchlassen. Vergleichen wir diese Absorptionslinien mit den Emissionslinien der Elemente, so finden wir zahlreiche „Koïnzidenzen", d. h. zahlreiche Linien bekannter irdischer Elemente finden sich auch in der Sonne, und daraus kann man mit absoluter Sicherheit den Schluß ziehen, daß diese Elemente auf der Sonne vorhanden sind. Von den uns bekannten Elementen sind mit Sicherheit etwa 40 nachgewiesen. Außerdem sind aber noch zahlreiche Spektrallinien in der Sonne gefunden, deren Ursprung bis jetzt nicht nachgewiesen ist. Es ist ja auch denkbar, daß für uns unbekannte Stoffe auf der Sonne vorhanden sind. Um den Beweis zu erbringen, daß man es wirklich mit den Metalldämpfen zu tun hat, so hat man auch hier die Beobachtungen der Sonnenfinsternisse dazu verwendet.

Wenn nämlich die Elemente alle in Dampfform sind, so muß ja ihre Temperatur sehr hoch sein, und sie müssen auch selbst leuchten. Beobachtet man bei der Sonnenfinsternis im Moment, bevor der Sonnenkern hinter dem Mondrande hervorkommt, so muß man diese sogenannte „umkehrende" Schicht wahrnehmen können, ohne daß dahinter der kontinuierlich strahlende Sonnenkern sich befindet. Wie zu erwarten ist, sieht man dann die gewöhnlich dunkeln Linien jetzt hell auf dunkelm Grunde. Da aber diese Schicht nur sehr dünn ist, so dauert die Beobachtung nur einen ganz kurzen Moment — zirka eine Sekunde — und unmittelbar nachher überstrahlt das Licht des Sonnenkerns alles andre.

Die Sonnenflecke sind gegenüber der Umgebung dunkel, und wenn man ihr Licht spektroskopisch untersucht, findet man nur eine vermehrte Absorption, d. h. die Dämpfe sind an diesen Stellen sehr viel dichter und kühler. Diese kühleren Gasmassen sind aber spezifisch schwerer und sinken deshalb in die Photosphäre hinab, wo sie wieder erhitzt werden und große Eruptionen in Gestalt der Fackeln hervorrufen.

Dieser Theorie der Sonnenflecke sind andre an die Seite gestellt, wonach die Flecken als Wirbel aufzufassen wären, doch wollen wir an dieser Stelle nicht darauf eingehen.

Das Spektrum der Chromosphäre und der Protuberanzen kann am bequemsten bei Sonnenfinsternissen beobachtet werden; es besteht aus hellen Linien. Am intensivsten ist Wasserstoff und Helium, ein Gas, das auch in kleinen Quantitäten in unsrer Atmosphäre gefunden worden ist, vertreten, außerdem aber gelegentlich auch eine ganze Reihe von andern Elementen; offenbar tritt

dies nur ein, wenn in der Photosphäre starke Eruptionen stattgefunden haben und die Metalldämpfe bis in die Chromosphäre hineingeschleudert worden sind. Die Protuberanzen sind Gebilde, die sich sehr rasch ändern, sie bestehen ausschließlich aus Wasserstoff und entfernen sich bis zu riesenhaften Entfernungen vom Sonnenrande. Es ist ja auch plausibel, daß gerade die leichtesten Elemente wie Wasserstoff und Helium sich am weitesten vom Sonnenkern entfernen.

Am wenigsten weiß man von der Corona. Außer bei Sonnenfinsternissen ist sie noch nie gesehen worden. Das lichtschwache Spektrum zeigt nur Wasserstoff und eine grüne Linie, von der bis jetzt nicht nachgewiesen ist, von welchem Element sie herrührt.

Die Schwierigkeiten, Beobachtungen auszuführen während der Verfinsterung durch den Mond, sind recht große. Man bedenke, daß die ganzen Beobachtungen während der kurzen Zeit von wenigen Minuten (manchmal weniger wie eine) ausgeführt werden müssen und daß ferner immer nur auf einem Strich über die Erde die Finsternis eine totale ist, man also genötigt ist, Expeditionen zu machen nach den betreffenden Stellen und alle Apparate meistens im Freien zu diesem Zwecke zu montieren. Es ist klar, daß alle Manipulationen vorher eingeübt werden müssen, und es sind, um die wenigen Momente auszunutzen, monatelange Vorarbeiten erforderlich. Es hängen aber so zahlreiche wichtige wissenschaftliche Fragen von diesen Augenblicken ab, daß man die darauf verwendete Mühe versteht.

Wir haben durch unsre Analyse des Lichtes von dem gesamten Sonnenkörper sowie von den einzelnen Teilen eine ganz bestimmte Vorstellung von der Sonne erhalten.

Im wesentlichen besteht die Sonne aus einem Kern, der kontinuierliches Licht aussendet. Wir hatten vorläufig aus Analogie angenommen, dieser Kern sei fest, wenn wir aber noch andre Analogien zu Hilfe nehmen, werden wir unsre Vorstellung etwas modifizieren müssen. Man ist aus der Wirkung der Sonne auf die Planeten und aus der scheinbaren Größe imstande, auch die mittlere Dichtigkeit zu berechnen.

Wir verstehen unter der Dichte eins: die Dichte des Wassers, das heißt die Masse, die in einem Kubikzentimeter enthalten ist. Die mittlere Dichte der Erde beträgt dann 5,6, das heißt wenn man die Erde fein zermalmte und den Staub vollkommen gleichmässig mischte, so würde ein Kubikzentimeter 5,6 Gramm wiegen, während ein Kubikzentimeter Wasser einen Gramm wiegt. Die mittlere Dichte der Sonne beträgt aber nur 1,4, also sehr viel weniger als die der Erde. Wir wissen, daß die Temperatur rund 6000 Grad Celsius beträgt und daß an der Oberfläche sämtliche Metalle im gasförmigen Zustande vorhanden sind. Infolge der großen Gesamtmasse der Sonne — sie ist 331000mal größer als die Masse der Erde — ist die Wirkung der Anziehung sehr groß; auf der Oberfläche wirkt die Schwerkraft rund achtundzwanzigmal mehr wie bei uns, und so scheint es viel wahrscheinlicher, wenn der Sonnenkern als Flüssigkeit aufgefaßt wird. Selbst, wenn wir annehmen, daß den Kern sehr dichte Gase bilden, kommen wir

noch nicht zu einem Widerspruch mit unsern spektroskopischen Kenntnissen, denn es kann experimentell gezeigt werden, daß Gase, wenn sie stark komprimiert werden, auch ein mehr oder weniger kontinuierliches Spektrum aussenden. Wir sind deshalb nicht imstande, darüber eine einwandfreie Theorie aufzustellen. Um diesen Kern befinden sich die Metalldämpfe, und je weiter man sich vom Sonnenkern entfernt, um so mehr überwiegen die leichten Gase wie Wasserstoff und Helium. Die Metalldämpfe kondensieren sich an einzelnen Stellen und bilden die Flecken, während aus der Wasserstoffhülle oft mit immenser Geschwindigkeit glühende Garben bis in fabelhafte Höhen, Tausende von Kilometern, emporgeschleudert werden, die Protuberanzen. Diese Gasatmosphäre wird immer dünner und erstreckt sich als sogenannte Corona noch weit in den Weltenraum.

Zum Schluß wollen wir uns noch vergegenwärtigen, wodurch die Sonne imstande ist, diese strahlende Wärme und Licht beständig nach außen abzugeben. Nach dem Gesetz von der Erhaltung der Energie wird stets nur Energie umgewandelt, und wenn irgendwo Energie nach außen abgegeben wird, muß eine andre Energie den Ersatz liefern.

Es stehen zwei Möglichkeiten zur Verfügung. Entweder nimmt die Temperatur der Sonne ab durch die Strahlung, oder die Wärmeenergie wird durch eine andre Energie ersetzt. Wäre nun das erste der Fall, so hätte die Temperatur in historischer Zeit um schon etwa 1000 Grad abgenommen, und dagegen spricht die Tatsache, daß das Klima auf der Erde stets dasselbe war. Ist das zweite der Fall, so müssen wir eine Energiequelle suchen.

Wir können auf der Erde messen, wieviel Wärme pro Quadratmeter auffällt, d. h. wir können bestimmen, um wieviel eine gegebene Wassermenge in einer bestimmten Zeit erwärmt wird. Wenn wir dies nun umrechnen auf eine Kugeloberfläche vom Radius Abstand Sonne — Erde, so wissen wir, welche Energiemenge beständig von der Sonne in jeder Sekunde ausgestrahlt wird. Der Abstand von Sonne und Erde ist rund 150 000 000 Kilometer, d. h. mit den neuesten Schnellzügen, die 200 Kilometer pro Stunde fahren, würde man beinahe 100 Jahre gebrauchen, um nach der Sonne zu gelangen. Aus diesen Angaben ersieht man, daß die Energie, die die Sonne abgibt, eine ganz ungeheure ist, und es fragt sich, wodurch wird diese Energie ersetzt.

Die erste Theorie von Rob. Mayer ging dahin, daß durch Meteore, die auf die Sonne fallen sollten, der Wärmeverlust gedeckt würde. Die Berechnungen zeigen aber, daß die Meteore so zahlreich im Weltenraum vorhanden sein müßten, daß man die Störungen auf Planeten bemerken würde.

Viel besser erklärt die Helmholtzsche Theorie die Erscheinung. Nach der Kant-Laplaceschen Theorie ist das Sonnensystem entstanden dadurch, daß sich eine ungeheure Gaskugel nach und nach verdichtete. Bei diesem Verdichtungsvorgang werden aber große Mengen von Wärme erzeugt. Wir haben nun gar keinen Grund, anzunehmen, daß dieser Verdichtungsprozeß ein Ende genommen habe, sondern er dauert auf der Sonne ruhig weiter. Wenn sich die

Sonne kontrahiert bis zur Dichte der Erde, so ist der Wärmeverlust noch für 17 Millionen Jahre gedeckt.

Man wird mit Recht einwenden, daß dadurch die Sonne kleiner werden wird. Das ist auch zweifellos richtig, aber wir werden nicht imstande sein, diese in absehbarer Zeit nachzuweisen. Nehmen wir die kleinste Größe, die wir noch mit Bestimmtheit messen können (eine Bogensekunde), den $1/_{2000}$ Teil des Durchmessers der Sonne, so müssen wir 24 000 Jahre abwarten, bis die Kontraktion nachweisbar ist.

Es ist uns also nicht möglich, diese Theorie zu beweisen, aber immerhin erklärt sie ungezwungen die großen Werte der strahlenden Sonnenenergie.

Einstweilen ist also keine Gefahr, daß die Sonne aufhören wird, auf unsre Erde befruchtend und belebend einzuwirken.



Der Feudalstaat und der moderne Staat.

Von

Dr. v. Schulte.

Mit der Entwicklung der Gesellschaft verhält es sich wie mit der des einzelnen Menschen, sie ist im großen eine allmähliche. Die Keime, die in den Anlagen eines Volkes enthalten sind, kommen auf dem natürlichen Boden des Landes, gepflegt und genährt durch die ökonomischen, wirtschaftlichen und andere Verhältnisse, zur Frucht. Findet ihr Wachstum keine äußeren Hindernisse, so ist es ein so allmähliches, daß die Entwicklung und Umgestaltung dem Volke selbst nicht zum Bewußtsein kommt, daß erst der spätere Forscher seiner Geschichte sich der großen Aenderungen klar wird, die trotz des ruhigen Wartens eintraten. Aehnlich wird sich der einzelne Mensch seines Wachstums, seiner inneren, geistigen Entwicklung erst dann bewußt, wenn sie vollendet ist; der aus dem Kinde zum Jüngling und Manne gereifte fühlt erst dann, daß er, obwohl das gleiche, doch ein verändertes Wesen ist, wenn die Periode des Abschlusses eingetreten ist. Und selbst die gewaltigen Krisen, bei dem einzelnen: schwere Krankheiten, direkte äußere Angriffe, bei den Völkern innere Revolutionen, feindliche Angriffe u. s. w., werden zunächst nur momentan empfunden; sind sie überstanden und haben sie in der weiteren Entwicklung ihre Stelle eingenommen als Bildungsmomente, so empfindet man ihren wirklichen, ferneren Einfluß meist ebensowenig, wie man vorher eine klare Empfindung von dem hatte, was sich vorbereitete. Darin liegt die Erklärung, wie es möglich wurde, daß so gewaltige innere Umwälzungen der Völker möglich waren, wie sie das Mittelalter und die Neu-

zeit aufweist, ohne daß innere Revolutionen und äußere Ereignisse sie direkt herbeiführten. Wie für den einzelnen nichts lohnender ist zur vollen Selbsterkenntnis, als die Betrachtung seines eignen Entwicklungsganges, so bietet die Geschichte eines Volkes uns nicht bloß das beste Mittel, das Volk selbst kennen zu lernen, sondern auch die Einsicht in das, was ihm noch fehlt, und die Prüfung, ob die Entwicklung normal und gut war. Wenn ich von diesem Standpunkte aus ein Bild des Staats von sonst und jetzt zu zeichnen versuche brauche ich wohl nicht besonders zu motivieren, daß ich vorzüglich Deutschland im Auge habe, dessen Geschichte uns besonders interessiert und übrigens den wesentlich gleichen Bildungsgang aufweist, wie die der nachbarlichen Kulturvölker. Einen größeren Gegensatz als den, den die Gestaltung bis ins achte Jahrhundert und die spätere aufweist, gibt es nicht; die alte Zeit unsers Volkes hat mit der neuesten eine merkwürdige Aehnlichkeit. Was zwischen beiden liegt, ist der Feudalstaat; was, die älteste und neueste prinzipiell scheidet, ist das Abwerfen dessen, was, in ältester Zeit grundgelegt, zum Feudalismus führte. Diese Punkte zur Klarheit zu bringen, ist meine Aufgabe; gelingt mir das, so hoffe ich auch gezeigt zu haben, wie eine Rückkehr zum mittelalterlichen System in modernem Gewande vermieden werden kann.

Der altdeutsche Staat bis in das neunte Jahrhundert läßt sich in kurzen Zügen folgenderweise beschreiben. Recht und Gesetz entsteht im Volke und findet seinen Ausdruck unter Mitwirkung des Volkes. Wo die Rechte des einzelnen: Gut, Freiheit, Ehre, Leib und Leben, in Frage kommen, kann ohne seine Mitwirkung kein Recht gesprochen und gesetzt werden. Dies selbst bildet sich zumeist durch Gewohnheit im Kreise der Rechtsgenossen aus. Das Volksrecht wird verkündet vom König. Dieser ergänzt es durch das Königsrecht. Während jenes vorzugsweise Recht des einzelnen Stammes als der natürlichen Abteilung des Volkes ist, erscheint das königliche als Recht des Reiches, des Volks in seiner politischen Einheit. Wirkt zum Werden des Volksrechts der einzelne Stamm mit, so sind für das Zustandekommen des Reichsrechts tätig alle, die beim König als Vertreter der Kreise, der Kirche, des Reichs Macht und Ansehen haben. In beiden Fällen prägt sich der doppelte Gedanke aus: einmal, es gibt keine absolute Gewalt im Staate, König und Volk üben die gesetzgebende Macht, und dann: das Volk in seiner Gesamtheit nimmt Teil an diesen Befugnissen. Der König allein kann wohl Verordnungen und Befehle erlassen; diese aber betreffen entweder nur seine besonderen Rechte oder die Aus- und Durchführung der Gesetze, die Verwaltung. Das Volk übte seine Rechte in den öffentlichen Versammlungen der Zenten, welche die politische wie die Gerichtsversammlung bildeten. Die Grundlage für die Berechtigung im Staate fiel zusammen mit der in der Gemeinde, sie war wesentlich der Grundbesitz. Unser altdeutscher Staat kannte keine andern regelmäßigen Volksversammlungen, als die der Zentgemeinde; der Gau, der Stamm versammelte sich nur ausnahmsweise: zu großen, religiösen Feierlichkeiten, wenn ein Krieg bevorstand. Dabei blieb es, solange die einzelnen

Stämme ihr gesondertes, staatliches Dasein hatten. Die Wahl der Gemeindevorsteher, das Rechtsprechen waren sogut wie die Leitung der Gemeindeangelegenheiten Sache der einzelnen Volksversammlungen. Die Einzelgemeinden bildeten die Heeresabteilungen. Alle Lasten, wie die Rechte in Gemeinde und Staat waren gleich und ruhten auf der gleichen Basis. Mit der Bildung der fränkischen Monarchie wurde es anders. Bekanntlich gelang es den Königen des fränkischen Stammes von Chlodwig aus dem Hause der Merowinger, der von 481 bis 511 regierte, bis auf Karl den Großen, und zwar genau bis zum Jahre 802 sämtliche deutschgebliebene Stämme unter einer königlichen Gewalt zu vereinigen. Die Wirkungen dieser dreihundertjährigen Entwicklung sind für die innere Staatsbildung von kolossaler Bedeutung geworden. Ihre Gründe kann ich hier nur skizzieren. Die Könige erwarben riesigen Grundbesitz, indem sie in den früher römischen Provinzen alles Staatsgut und das Patrimonialgut der Kaiser an sich nahmen, in den neuerworbenen germanischen Ländern bei der Einziehung des den besiegten Feinden Abgenommenen den besten Teil erhielten. In diesem Großgrundbesitze, in der Menge der Kolonen und Unfreien, die auf ihm saßen, in der auf sie in den römischen Gegenden übergegangenen absoluten Gewalt über die Römer, in dem Nimbus, den das größere Reich verlieh, in dem Ruhme — in allen diesen Dingen lag notwendig eine immense Steigerung der königlichen Macht. Tatsächlich besaß Karl der Große die vollkommenste und absolute Gewalt, wenn es ihm auch nicht in den Sinn kam, diese zu üben, und er ganz in den alten Formen regierte. Unwillkürlich aber war der Staat ein andrer geworden. Selbstverständlich mußte der König überall gewisse Rechte üben. Nach germanischer Anschauung schaltete und waltete jeder in seinem Haus und Hof selbständig; sein Gesinde, seine Hörigen unterstanden nur ihm. Der Gemeinde, dem Staat fiel zu die öffentliche Sicherheit, Schutz des Landes, die Rechtspflege. Für die Wahrnehmung der staatlichen Rechte, die dem König oblagen, hatte sich früh im fränkischen Reiche eine allgemeine Anordnung festgesetzt. Zur Einziehung ihrer Einkünfte, zur Aufsicht über die öffentliche Sicherheit, Durchführung ihrer speziellen Befehle, Vorbereitung der Militärsachen, kurz, zur Verwaltung war eine ursprünglich fränkische Einrichtung nach und nach auf das ganze Reich übertragen worden, nämlich das Amt der Grafen. Als Verwaltungsbezirke hatte man ihnen regelmäßig einen alten, herkömmlichen, den Gau, angewiesen; innerhalb dessen übten sie ihre Befugnisse in den einzelnen uralten Gemeinden, den Zentenen, Zenten, aus und beriefen Versammlungen darin. So merkte das Volk, das keine äußere Veränderung sah, den enormen Wechsel nicht, um so weniger, als auch die kirchliche Einteilung in Pfarreien und andre größere Sprengel mit der politischen zusammenfiel. Eine Zeitlang bestand neben dem königlichen Grafen das Alte fort. Der Graf bot Hilfe dem, der in seinem Rechte verletzt ihn anging, indem er die Sache untersuchte, einen Befehl erließ und dessen Befolgung bei einer Strafe gebot. Aber wo es sich um die Rechte handelte, von denen die Stellung in Gemeinde und Staat abhing und für die das Volksrecht die

Entscheidungsnorm bot, mußte man sich an das Volksgericht wenden, das nach förmlichem öffentlichen und mündlichen Verfahren erkannte und dem Sieger die Vollstreckung des Urteils wo nötig durch Aufbietung der Genossen ermöglichte. Es liegt auf der Hand, daß dies umständlicher und unsicherer war, als das Durchführen der Befehle des Grafen, dem stets besondere Organe zu Gebote standen. Und so wird es denn im Hinblick auf die gehobene königliche Macht begreiflich, daß nach und nach der Graf das alte Volksgericht leitet, der ordentliche Richter im Gau ist, im Gericht dessen Autorität durch Befehle und Bußen, Bann genannt, schützt, deren Höhe sich danach richtete, ob er als Stellvertreter des Königs oder aus eignem Rechte sprach. War so der Graf für die wichtigste Funktion des Staats, die richterliche, an die Stelle des alten Volksrichters getreten, so begreift sich die weitere Zunahme seiner Macht sehr leicht. Der Graf wurde regelmäßig aus den Grundbesitzern des Gaues genommen, im Jahre 614 wurde dies vom König staatsgrundgesetzlich zugesichert. Er war wohl ziemlich allenthalben der größte Grundherr und schon darum der mächtigste Mann im Gau. Als Entgelt für seine Arbeit hatte er, da Besoldungen bei dem damaligen volkswirtschaftlichen Systeme nicht vorkommen, außer dem teilweisen Bezuge königlicher Einkünfte und von Strafgeldern meistens die Nutznießung eines im Gau gelegenen königlichen Gutes. Selbst wenn nicht der größte, so doch einer der größten Grundbesitzer kraft seines Privateigentums, zugleich ausgestattet mit königlichem Besitze, in beiderlei Beziehung Herr über eine große Zahl von Knechten und Unfreien andrer Art, endlich Stellvertreter des Königs für die Gerichtsbarkeit und die meisten andern Regierungsrechte, hatte der Graf eine Stellung, die jede andre Person des Gaues in den Hintergrund stellte.

Aehnliche Entwicklungen traten allgemein ein. Die unmittelbare Bewirtschaftung des kolossalen Grundbesitzes der Könige war unmöglich. Schon seit dem 6. Jahrhundert war es Sitte geworden, an königliche Getreue, d. h. an Personen, die sich zu unmittelbarem Dienste des Königs durch einen Treueid verpflichteten, Güter zu verschenken. Das wurde in noch größerem Maßstabe nötig, als Karl Martel seine Getreuen für die großen Dienste entlohnen mußte, die sie in den Kriegen gegen die Mauren geleistet, vollends aber, als Pippin der Kurze den letzten König aus dem Hause der Merowinger entthront und die Königswürde selbst angenommen hatte. Die Könige hatten seit alter Zeit eine große Schar von Getreuen, die durch einen Treueid sich zu ihrem Dienste verpflichteten, dafür des Königs besonderen Schutz genossen, seinem Gericht unterstanden und von ihm verpflegt wurden. In das Verhältnis von Vasallen — so nannte man diese Leute — zu treten, galt für ehrenvoll. Nach und nach kamen die meisten hervorragenden Personen dazu. Ihre Zahl wurde zu groß, um sie sämtlich am Hofe zu haben. Man ließ sie daher allmählich größtenteils zu Hause. Als Ersatz gab man ihnen Güter zum Nießbrauch, das Eigentum behielt der König, der sie nach dem Ableben des Besitzers zurücknehmen konnte; gleiches stand dem Nachfolger in der Regierung zu. Seit dem Anfang des 9. Jahrhunderts wurde Regel, daß jeder Vasall ein solches Gut — man

nannte dies Benefizium — erhielt. Seitdem galt die Treueverpflichtung als eine Folge des Grundbesitzes. Später bezeichnete man ein solches Gut als Lehen, Feudum, den Geber als Lehnsherrn, den Empfänger als Vasall oder Lehnsmann, oder Mann schlechtweg. Dies Verhältnis galt für so ehrenvoll, daß es bereits am Ende des 8. Jahrhunderts durch Gesetz gestattet wurde, einem Privaten den Eid der Treue als Vasall zu leisten. Tausende von Personen waren königliche Vasallen, Tausende aber standen in gleichem Verhältnisse zu Privaten. Diese privaten Lehnsherren waren einzelne königliche Vasallen, sodann die Grafen, vor allem die Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte. Die Kirche besaß nämlich, größtenteils durch königliche Schenkung, einen unermeßlichen Grundbesitz. In Gallien gehörte ihr seit dem 6. Jahrhundert ein Viertel des gesamten Besitzes, und fast überall besaß sie so viel, daß ihr Besitz allmählich zwischen einem Drittel und einem Sechstel des gesamten Grundbesitzes schwankte.

Lag bereits in dieser durch Eid bestärkten Zulässigkeit der Unterwerfung unter einen Privaten, die dann durch Gesetze näher geregelt wurde, eine Lockerung des Untertanenverbandes, so führten andre Gründe vollends zu dessen Zerstörung. Bis auf Karl den Großen war jeder freie Mann zum Heeresdienste verpflichtet auf eigne Kosten. Die Zunahme der Bevölkerung und damit bei den meisten der durch Teilung verkleinerte Besitz, besonders die unter Karl alljährlich stattfindenden Feldzüge machten die Uebung der Kriegspflicht im bisherigen Umfange unmöglich. Karl änderte daher das Heereswesen. Die persönliche Pflicht blieb bestehen, aber nur praktisch für den Verteidigungskrieg. Für den Angriffskrieg blieben nur unbedingt verhaftet die königlichen Vasallen, Vasallen der Bischöfe, Aebte und der Königlichen und jene Freien, die vier Mansus besaßen, d. h. so viel Grundbesitz, als zur Ernährung von vier Familien hinreichte. Die kleineren mußten gemeinsam, von 2 mit je 2, oder mit 3 bezw. 1 Mansus einer, von 3 mit zusammen 4 Mansus einer, von 4 mit je 1 ebenfalls einer auf Kosten der andern dienen. Die Durchführung lag in den Händen der Grafen und anderer Beamten, die sämtlich königliche Vasallen waren. Der einzelne Vasall durfte eine gewisse Anzahl seiner Leute zu Haus lassen. Infolge der vielen Bedrückungen, die die Grafen durch Aufbieten zum Dienste u. dergl. sich erlaubten, kam es trotz der königlichen Verbote dahin, daß zahlreiche Grundbesitzer im Gau zu den Grafen in das Vasallenverhältnis traten, indem sie bald von ihnen ein Gut empfingen, bald ihr eignes ihnen unter der Bedingung gaben, es als Lehen zurückzuempfangen. Sie traten dadurch in das angenehme Verhältnis, dem Grafen näher zu stehen und seinen besonderen Schutz zu genießen. Nach und nach sind die meisten Grundbesitzer, die nicht direkt in das Vasallenverhältnis zum König kamen und einen nicht zu kleinen Besitz hatten, in das zu Privaten getreten. Unendlich zahlreich waren nämlich auch jene Personen, die Vasallen der geistlichen Großen wurden. Diesen gegenüber hatte man aus jenem Verhältnis noch größere Vorteile. Das geistliche Gut war nämlich von Abgaben und Steuern befreit. Beim Uebergange auf andre be-

hielt es diese Eigenschaft bei. Dazu kam noch ein weiteres Privileg. Um die zahlreichen Konflikte mit den Grafen und andern königlichen Beamten zu heben, waren nach und nach die Güter der Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte von der Amtsgewalt der Grafen befreit worden. Ueber diese Immunitäten — so nannte man diese befreiten geistlichen Güter — wurden die obrigkeitlichen Befugnisse ausgeübt von Personen, die der Besitzer bestellte. Diese Aemter kamen natürlich an die Vasallen; der Vasall behielt über das ihm übertragene Gut die Rechte bei. Was man den Geistlichen konzediert hatte, ließ sich auf die Dauer einzelnen weltlichen Großen auch nicht vorenthalten. Es kam dahin, daß im Laufe des 10. Jahrhunderts in allen Gauen Deutschlands zahlreiche geistliche und weltliche Herren von der Gewalt der königlichen Beamten befreit waren, über ihre Güter die obrigkeitliche Gewalt als Richter u. s. w. besaßen auf Grund ihres Besitzes, d. h. eines bloßen Privatrechtstitels. Im Laufe dieser Entwicklung waren die alten Gaue und Grafschaften vielfach zerteilt, aus einem mehrere gemacht, anderwärts in der Hand eines Herrn mehrere vereinigt worden. Der Besitz der Lehen wurde erblich, mit ihm die obrigkeitlichen Rechte. An die Stelle des Untertanenverbandes, der kraft Gesetzes alle dem König unterworfen hatte, war die bloße Unterwürfigkeit als Folge des Lehnseides getreten. Der Staat hatte sich aufgelöst in eine Masse von Territorien, deren Inhaber kraft Erbrechts — bei den weltlichen — oder kraft Amtes — bei den geistlichen — die staatlichen Befugnisse selbständig übten. Mit dem Entthronen der Karolinger 888 und dem Entstehen des deutschen Wahlkönigtums war vollends die Wiederaufhebung dieser Entwicklung unmöglich geworden. In den einzelnen Territorien war es analog zugegangen. Der Landesherr sah alle Gewalt als eigne, als private an; Lehen und Allodialgüter nahmen bei ihnen mit gleichen Rechten und Pflichten gleiche Verhältnisse an. War es früher verboten, daß der königliche Beamte, der Graf, als Stellvertreter des Königs in der Eigenschaft eines Richters zu Stellvertretern seine eignen Beamten nahm, die die Herrenrechte über die Gutsuntertanen ausübten, so hörte das bald auf. Der kleine Mann war froh, wenn er nicht zum Heeresdienst gezogen wurde; die Gemeindeversammlungen hatten jedes politische Interesse verloren, bildeten eine Last. Die Verbindung der obrigkeitlichen und privaten Gewalt in derselben Hand durch Generationen ließ den Gedanken an eine verschiedene Quelle nicht aufkommen. So fiel denn die alte Freiheit fort. Es war schon im 13. Jahrhundert die Ausnahme, daß es in einem Territorium noch zahlreiche Grundbesitzer gab, die nicht Vasallen des Königs oder Landesherrn waren und sich von der Herrengewalt und von der Pflicht zu Leistungen an einen Privaten frei erhalten hatten. Die Regel war, daß der kleine Mann an Stelle der Heeresleistung eine Jahresabgabe zahlte, unter dem herrschaftlichen Vogte als Richter stand, statt öffentlicher Abgaben verschiedene an seinem Grund und Boden klebende Dienste mit seiner Handarbeit und seinem Gespann leisten und Naturalabgaben aller Art: Früchte, Vieh, Eier u. s. w., entrichten mußte. Die Gemeindeautonomie war gefallen; von dem erblichen

Dorfschultheiß, Erbschulzen, Erbrichter bis zum Kurfürsten war alle Gewalt erblich mit dem Charakter privater Berechtigung geworden. Und dieser Zustand hat im wesentlichen gedauert bis ins 18. Jahrhundert, in manchen Staaten bis ins 19., ja auch im größten Teile von Preußen nach manchen Richtungen bis zum Jahre 1848. Wohl hatte die französische Revolution die alten Zustände mit Stumpf und Stil verändert, aber in Deutschland dauerte es bis auf unsre Tage, bevor man den modernen Bedürfnissen volle Rechnung trug.

Wie stellt sich nun auf der kurzgeschilderten historischen Grundlage der Charakter des Feudalstaates dar?

Es fehlte ihm der wirkliche Begriff des Staats. Die Quelle der Unterwerfung unter den König, den Fürsten, den Landesherrn überhaupt bildete nicht das Gesetz, das über allen stehende Recht, das jeden ohne Rücksicht auf Geburt, Stand, Besitz, Beruf innerhalb der Schranken des Gesetzes dem höchsten Inhaber der Staatsgewalt unterwarf. Es war kein Staat vorhanden, dessen Glieder einerseits dem Ganzen gegenüber als Untertanen erschienen und als einzelne jene Rechte und Pflichten hatten, die die gemeinsame Rechtsnorm gibt. Die Grundlage des ganzen Staatsverbandes hatte einen privatrechtlichen Charakter angenommen. Dem Könige gegenüber waren die Hunderte von Landesherren durch Vertrag verpflichtet. Sie nahmen von ihm das Lehen auf Grund des Lehnsvertrags, der Investitur, leisteten für diesen Besitz den Treueid. Dieser verpflichtete sie nur zu demjenigen, was in dem Vertrage ausdrücklich stipuliert oder durch das Herkommen erbracht war. Darüber hinaus hing alles von dem guten Willen ab. Mußte das Reich Krieg führen, hatte es Einkünfte nötig, so entschied über die Größe des Heeres, die Summe des Geldes, die von der Gesamtheit der Landesherren zu leisten waren, nicht das Bedürfnis, sondern die Bewilligung. Alle Landesherren erschienen dem König gegenüber als Reichsstände, die nicht das deutsche Volk, sondern nur sich selbst vertraten, nicht des Volkes Rechte, sondern nur ihre eignen wahrten. Mit dem Volke, den Einwohnern der Territorien stand der König in gar keinem Verhältnisse, übte über sie direkt gar keine Rechte. Bezog der König etwa in einzelnen Ländern aus Zollstätten, Münzen, Gütern u. dergl. unmittelbar Einkünfte, so gehörten ihm diese auch persönlich. Was man dem König bewilligte, galt als ihm persönlich bewilligt. Nicht der Staat, das Volk als organische Einheit trug die Lasten, sondern der König. Auch dessen Rechte hatten so sehr den Charakter persönlicher, daß er darüber frei verfügen konnte. Ihm stand frei, durch Privileg einem Vasallen seine Pflichten ganz oder teilweise zu erlassen, zu gestatten, daß der eine durch Vertrag die des andern übernahm. Von einem Reichsheere, von Reichseinkünften war seit den Hohenstaufen keine Rede mehr. So erklärt sich die klägliche Rolle, die die Kaiser allgemach spielten, und ihre Schwäche gegenüber dem Auslande. Der König erschien lediglich als Haupt der Fürsten. Diese hatten sogar das Recht, über ihn zu Gericht zu sitzen. Wie sie, seit es dem Papst Gregor VII. gelang, sie dahin zu bringen, daß sie Heinrich VI. für ent-

setzt erklärten und ihm einen Gegenkönig aufstellten, wiederholt Könige abgesetzt haben, ist bekannt. Das Reich war tatsächlich nichts als ein Verband von Fürsten, Herren und freien Städten.

Und nicht anders war es fast durchweg in den einzelnen Territorien. Es gab deren, wo dem Landesherrn ohne jede Volks- oder Ständevertretung alle Macht zustand: Friaul, Vorarlberg, Kurmainz, Rheinpfalz, Aremberg, Deutsch-Orden, Bamberg, Würzburg, Kulmbach und Bayreuth, Fürstentümer Löwenstein, Hohenlohe, Freising, Neuburg und Sulzbach, Leuchtenberg, Passau, Konstanz, Augsburg, Baden-Baden, Baden-Durlach, Hohenzollern, Worms, Speier, Straßburg, Fulda, Korvey, Nassau-Diez, Mörs, Sayn, Schaumburg, Oldenburg u. s. w., kurz die meisten geistlichen, die zahlreichen Grafschaften und kleineren Gebiete. Der Landesherr konnte hier alles; eine Schranke fand er höchstens in der Empörung oder der Unmöglichkeit, das Volk weiter zu belasten. Nun kann man begreifen, wie der entsetzliche Zustand, der zum Teil, nämlich auf dem Gebiete des materiellen Rechts bis zum 31. Dezember 1899 bestand, sich bilden konnte, daß auf dem Raume von einem Dutzend Quadratmeilen ebensoviele verschiedene Münzsysteme, Zollsysteme, Gesetze aller Art galten. Wer wissen will, weshalb Deutschland gegenüber Frankreich ein so armes Land ist, es noch heute zu keinem gleichen nationalen Wohlstande und zu vollkommener Volkswirtschaft gebracht hat, braucht nur seine Geschichte zu studieren.

Aber auch in jenen Gebieten, wo es Stände gab, war es nicht besser. Das Volk als berechtigter Faktor existierte auch hier nicht. Der Landesherr galt als Inhaber aller Rechte, die er durch Gewalt, die im Laufe der Zeit als berechtigter Besitz erschien, durch kaiserliche Privilegien und durch Verträge mit den Ständen erworben hatte. Ihm gegenüber hatte das Volk weder Rechte noch Pflichten. Wer auf des Landesherrn Gütern wohnte, war sein privater Untertan, hatte nicht den Landesherrn, sondern den Gutsherrn über sich. Nur die Stände hatten Rechte. Wer aber waren diese? In manchen geistlichen Territorien nur geistliche: Aebte, Pröpste u. dergl.; in den übrigen Prälaten, Adlige und bisweilen noch Städte. Letztere hatten sehr oft aber nur das Recht, mit Ehrerbietung zu hören, was Prälaten und Adel beschlossen, und ja zu sagen. Am 1. Januar 1792 zählte das Deutsche Reich noch 266 Landesherrschaften mit Reichsstandschaft und 51 Reichsstädte. In jenen 266 gab es ganze 9 Territorien, in denen auch die Landgemeinden unter den Ständen vertreten waren: Niederösterreich, Breisgau, Tirol, Salzburg, Bayern, Basel, Minden, Ostfriesland, Hoya. In einigen, wie Kurtrier und Württemberg, war es dem ganzen Adel gelungen, als reichsunmittelbar der Landesherrlichkeit sich zu entziehen. Der Adel aller geistlichen Länder hatte fast ausnahmlos die Stellen in den Dom- und andern Stiften inne, so daß schon deshalb Adel und Prälaten Hand in Hand gingen. Dieselbe Stellung, die dem Kaiser gegenüber die Reichsstände hatten, nahmen dem Landesherrn gegenüber die Landstände ein. Sie vertraten nur ihre privaten Rechte, nicht die des Volks. Brauchte sie der Landesherr nicht, so berief er sie nicht. Er konnte Gesetze erlassen, wie er

wollte, sobald diese nur die Rechte der Stände nicht berührten. Das Land bildeten die Stände; Landschaft war überall der Ausdruck für die Stände. Das Gericht des Landesherrn war das persönliche der Stände; das Volk stand unter der patrimonialen, gutsherrlichen Gewalt. Die Regierung nahm einen privaten Charakter an. Land und Leute galten als Familienbesitz; man vererbte das erstere nicht bloß, sondern teilte es auch lange Zeit hindurch, gab einem Sohne, einer Tochter ein Gut samt der Amtsgewalt als Aussteuer, zog Land und Leute herbei, um eine Tochter auszustatten. Diese Prinzessinnensteuer pflegt in manchen Ländern noch heute sonderbarerweise stets in Graden erlassen zu werden, so gewiß sie gar nicht mehr gegeben zu werden braucht und nicht mehr gefordert werden kann. Von dem Hauswesen nahm man die Formen der Verwaltung. Der Küchenmeister, Stallvorsteher u. s. w. wurden als vornehme Personen unter dem Namen des Truchseß, Marschalls u. dergl. Oberverwalter der Güter und der Verwaltung. Das setzte sich fort im kleinen. Der Amtmann, Oberamtmann verwaltete das Gut, die Herrschaft, die Domäne, die Polizei und das Gericht. Noch heute gibt man in Preußen den Domänenpächtern den Titel Oberamtmann, eine Reminiszenz an vergangene Zeiten. Die Ausgaben und Einnahmen des Landes waren Privatsache des Landesherrn. Nur weil der Landesherr ohne Bewilligung der Stände über das Hergebrachte von diesen nichts fordern konnte, durfte er die Güter ohne ihre Zustimmung nicht veräußern.

Das Volk in seiner Masse zahlte alles. Die Landesherren legten die Reichsabgaben ihren Ständen auf, diese ihren Gutsuntertanen.

So war der Zustand des Feudalstaats in seiner Blüte, im ganzen bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts.

Den modernen Staat hat weder die französische Revolution noch das Nachahmen der amerikanischen Verfassung allein oder vorzugsweise namentlich für Deutschland herbeigeführt. Er ist die notwendige Folge der sozialwirtschaftlichen Entwicklung geworden. Das wird seine kurze Skizze lehren.

Die traurigen Zustände des 15. Jahrhunderts brachen die Allgewalt des Klerus und führten zur Reformation. Während der Vorgänge seit 1517 bis 1530 gelang es den Landesherren für ihre Person und Territorien über die Religion und Kirche entscheiden zu können. Auch außerhalb Deutschlands in denjenigen Staaten, wo die katholische Kirche allein berechtigt blieb: Frankreich, Spanien, Portugal, Italien, war es der Landesherr, dessen Gunst dieses Resultat zu verdanken war. Das Resultat war in den letztgenannten Staaten der vollendete Absolutismus des Königs mit Hilfe des Klerus, wie er sich unter Ludwig XIV. zuletzt in dem Satze ausprägte: L'état c'est moi. In den übrigen Ländern bildete sich mehr und mehr die gleiche Gewalt der Landesherren aus, auf den Bureaukratismus gestützt. Die Gründe waren: Notwendigkeit der stehenden Heere, dadurch faktische Gewalt über Landstände; Unmöglichkeit, die Staatsausgaben in der bisherigen Weise zu bestreiten, damit das Aufkommen

fester Jahresbudjets und regelmäßiger Besteuerung, größere staatliche Verwaltung auf allen Gebieten: Polizei, Unterricht, Kirchenwesen, Aeußeres, Justiz, Handel; Fortfall des ausschließlichen Rechts der Heeresleistung durch den Adel und Einführung des Werbesystems, seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts des Konskriptionssystems, das in Preußen 1813 durch die allgemeine Wehrpflicht ersetzt wurde. Die Ueberwälzung aller Staatsbedürfnisse auf die Untertanen im alten Sinne war unmöglich geworden, der unfreie Grundbesitz unfähig, die auf ihm ruhenden Lasten zu tragen. In den königlichen, den Reichsstädten hatte sich allgemach seit dem 14. Jahrhundert die Gleichheit vor dem Gesetze und die gleichmäßige Verteilung der Lasten und Rechte festgesetzt. Nachdem dann in den beiden größten deutschen Staaten: Oesterreich und Preußen, unter der Kaiserin Maria Theresia und dem König Friedrich dem Großen die Aufhebung der Leibeigenschaft erfolgt, die Einheit im Rechte angebahnt war, gab die französische Revolution, die durch die Kriege von 1791 bis 1815 hervorgerufene totale Veränderung der wirtschaftlichen Verhältnisse, der durch das 18. Jahrhundert hindurch langsam, aber sicher bewirkte Umschwung der Ideen auf dem Gebiete der Philosophie, der Religion und des Rechts, den Ausschlag zur Vornahme von Reformen. Nachdem von 1817 an in den süddeutschen Staaten, anfangend von Bayern, und verschiedenen norddeutschen eine Umbildung des Staatswesens stattgefunden, bewirkte endlich das Jahr 1848, daß in allen Staaten des Kontinents, die sich eines politischen gesunden Zustandes erfreuen, die von der Wissenschaft längst anerkannten, von den Völkern ersehnten Grundlagen des modernen Staates gelegt wurden. Sie bilden den schnurgeraden Gegensatz zu denen des Mittelalters.

Der moderne Staat ist kein Agglomerat von einer Anzahl von Personen, die, nach Geburt und Stand in Rechten und Pflichten geschieden, ihre Befugnisse und Leistungen gegenüber dem Ganzen lediglich nach dem Maßstabe des privaten Interesses bemessen, den Staat nur als ein zufälliges Wesen ansehen. Unser heutiger Staat, im letzten Grunde sich aufbauend auf der Nation, verleugnet nicht die geschichtliche Entwicklung; er sieht aber nicht den auf Usurpation, Zufall, äußeren und inneren Störungen ruhenden bloßen Besitzstand als das Wesentliche und Notwendige an. Nicht alles, was geworden ist, hat darum ein Recht auf stete Erhaltung. So wenig beim einzelnen die Krankheit, die Verbildung als das Normale erscheinen kann, so wenig ist das der Fall beim Staate. Das Volk als Staat ist eine organische Einheit, der Staat, dem jeder durch die Geburt angehört, ein ethisches Wesen. Rechte und Pflichten können nicht mehr bedingt sein durch den Zufall der Geburt, des Namens, des Besitzes; sie müssen bestimmt werden durch diejenigen Normen, die das Wohl des Ganzen erheischt, in dem das des einzelnen gesichert ist. Das Gesetz muß daher für alle entscheiden. Die oberste Staatsgewalt, die sich naturgemäß als die äußere Verkörperung des Staats ergibt und diesem seinen Charakter aufprägt, muß allen gegenüber dieselben Rechte haben. Die Gleichheit der einzelnen vor dem Gesetze die Unterwerfung aller unter das Richteramt, das vom Staate ausgeht, die

Pflicht aller, nach gesetzlichen Normen zu den Lasten des Staats beizutragen, ist notwendige Folge. Die Verteidigung des Vaterlandes, des Staatsgebietes, das wesentlich zum Staate gehört, liegt allen ob, die dazu fähig sind. Die allgemeine Wehrpflicht stellt sich somit als Voraussetzung und Folge eines wirklich organischen Staatswesens heraus. Da nicht mehr der bloße Zufall über die Pflichten entscheidet, die Leistungen nach objektiven, gesetzlichen Normen bemessen werden, da das Volk als ein Organismus dasteht: so folgt mit Notwendigkeit, daß sich die staatliche Entwicklung unter dessen Mitwirkung vollziehen muß. Die Aufrichtung der für das Ganze geltenden Gesetze, die Feststellung der vom Ganzen zu machenden Leistungen kann folglich nur mit dessen Mitwirkung stattfinden. Die Gesetzgebung, die Feststellung der Staatseinnahmen und -ausgaben, des Staatshaushaltsetats erfordert demgemäß Mitwirkung des Volks. Eine solche liegt aber nur dann vor, wenn die Mitwirkenden nicht ihr bloßes Privatinteresse, sondern das Gesamtinteresse vertreten. Daher nicht ständische Vertreter, sondern Volksvertretung. Der Konstitutionalismus ist die Krone des modernen Staats. Ihm fällt nur das zu, was seine Aufgabe ist. Was den bloß inneren Menschen angeht, was nicht auf das Gebiet des rechtlichen fällt, was den bloß sittlichen Menschen angeht und sich der äußeren Beurteilung, wie dem Zwange entzieht, berührt den Staat nicht. Freiheit des Gewissens, vollständige religiöse und kirchliche Duldung, Freiheit der Lehre, Freiheit der Presse, alles innerhalb der Schranken des Gesetzes, Freiheit der Wahl des Berufs sind wesentliche Ausflüsse unsers modernen Staats. Ist dieser somit der Rechtsstaat, so hat er seine Aufgabe nicht darauf zu beschränken, etwa die äußere Ordnung aufrecht zu halten. Seine Aufgabe muß auch die Wohlfahrt des Ganzen im Auge haben, die ohne die Grundlagen für die Wohlfahrt der einzelnen unmöglich ist. Dem modernen Staate liegt daher das wirtschaftliche Gebiet ebenso nahe wie das geistige. Die Schule fällt ihm mithin naturgemäß geradesogut anheim wie die Gesetzgebung auf dem Gebiete der Industrie, des Gewerbes, des Handels.

Aber wenn auch alle diese Aufgaben dem Staate zufallen, so ist damit keineswegs gesagt, daß alles nur durch staatliche Organe im engeren Sinne geschehen müsse. Leider haben wir infolge der Vergangenheit, aus Antipathie vor dem Bureaukratismus auf der einen Seite und aus Opposition gegen das Selfgovernment der Gemeinden auf der andern Seite noch nicht den klaren Blick erlangt. Vergessen wir nicht, daß ohne jenen unsre heutigen Zustände nicht geworden wären, aber auch nicht, daß die Gemeinden, Kreise u. s. w. organische Glieder des Staats sind. Ist durch eine längere Ausbildung des konstitutionellen Staatswesens das wechselseitige Mißtrauen gefallen, dann werden sich die Formen und Organe leicht finden, die das Problem lösen: vollste freie und autonome Bewegung aller Glieder ohne Schädigung der Einheit und Macht des Ganzen. Soll das aber erreicht werden, dann darf eins nicht vergessen werden. Solange wir mit zwei Feinden zu kämpfen haben, von denen der eine in dem

Umsturze der gesellschaftlichen Grundlagen seinen Zweck verfolgt, der andre in der Allmacht des römischen Oberpriesters das Heil der Welt erblickt, wird jede Ueberstürzung und jedes Preisgeben der Rechte des Ganzen leicht zum Umsturze des Gewonnenen führen können.



Die abgeschwächten Formen der ansteckenden Krankheiten und die öffentliche Gesundheitspflege.

Von

Dr. J. Héricourt (Paris).

Es ist eine Tatsache, die sicher das Publikum befremdet hat und die unzweifelhaft die Ursache des ziemlich weitverbreiteten Skeptizismus in betreff der Wirksamkeit der neueren mikrobiologischen Entdeckungen zur Bekämpfung der ansteckenden Krankheiten ist, daß in Wahrheit alle jene Krankheiten, die von den Hygienikern für vermeidbar erklärt worden sind, nach wie vor ihre Opfer von uns fordern, vielleicht etwas weniger zahlreich als in der Vergangenheit aber doch in so verschwindendem Maße seltener, daß die Tabellen der allgemeinen Sterblichkeit in den verschiedenen Ländern sich nicht in nennenswerter Weise verändert haben.

So kennen wir die Mikroben, die den Abdominaltyphus, die Diphtheritis, die Tuberkulose, die Pest erzeugen und verbreiten; gegen die Krankheiten, die wir als mikrobisch betrachten, obgleich wir die mikroskopischen Erreger noch nicht sicher festgestellt haben, so zum Beispiel gegen die eruptiven Fieber wenden wir äußerst vollkommene Desinfektionsmittel an, die auf der Stelle alle beobachteten Fälle sterilisieren müßten; und doch brechen Epidemien von typhösem Fieber, Diphtheritis nach wie vor hier und da aus, die Todesfälle an Tuberkulose häufen sich, und die Masern, der Scharlach, die Pocken behaupten sich sogar in Frankreich hartnäckig und erheben in altgewohnter Weise von der Bevölkerung ihren Tribut an Menschenleben. Selbst die Pest klopft mit verdoppelten Schlägen an unsre Tore, und die Befürchtung liegt nahe, daß es ihr am Ende gelingt, an irgend einem Punkte die Barrieren zu erstürmen, die ihr unser altes und gelehrtes Europa entgegenzustellen sich bemühte.

Wie unmittelbar nach der Haager Konferenz die kriegerischen Unternehmungen zahlreicher als je geworden zu sein scheinen, so sieht man unmittelbar nach den glänzendsten Eroberungen der medizinischen Wissenschaften, in einer Zeit der vollen Entfaltung der Mikrobiologie und ihrer Anwendungen auf die Verhütung

der ansteckenden Krankheiten nicht nur die gewöhnlichen Geißeln nicht verschwinden, sondern es zeigen sich sogar infolge einer Art von Ironie alte Epidemien von neuem, und die Pest verläßt ihre alten Brutstätten und setzt sich in Bewegung, um uns zu überfallen.

Nun würde es ein großer Irrtum sein, aus diesen Feststellungen auf die Nichtigkeit der Wissenschaft schließen zu wollen, wie man es höchst ungerechterweise getan hat, denn die Wissenschaft gibt selbst den Grund an für diese relative Unwirksamkeit der Maßnahmen der öffentlichen Gesundheitspflege zur Beseitigung der Krankheiten, gegen die sie so vorzüglich gerüstet zu sein scheint und die sie vielleicht etwas voreilig für vermeidbar erklärt hat.

Dieser Grund besteht darin, daß diese Krankheiten schwache, leichte, mildere Formen annehmen können, unter denen sie selbst für das geübteste Auge nicht zu erkennen sind, ja sogar von den befallenen Individuen unbemerkt bleiben können, und daß somit kein sanitäres Bollwerk ihren Gang hemmen, keine Desinfektions- oder Sterilisationsmethode mit Erfolg auf sie angewandt werden kann.

Und doch sind für die Festsetzung und die Verbreitung der Endemien und Epidemien die milderen Fälle der ansteckenden Krankheiten ebenso gefährlich, wo nicht sogar gefährlicher als die offenkundigen und schweren Fälle, denn sie streuen Keime aus, die ebenso entwicklungsfähig sind wie die andern, und diese Ausstreuung vollzieht sich in voller Freiheit, unter Verhältnissen, in denen man sich vor jeder Ansteckungsgefahr, vor jeder schädlichen Berührung unbedingt sicher hält.

*

Vom rein theoretischen Standpunkte aus kann das Vorkommen dieser milderen Formen der Krankheiten bereits erklärt werden. In der Tat ist es möglich, zwischen dem Zustande absoluter Immunität, die einen Organismus selbst vor dem leichtesten Angriff einer ansteckenden Krankheit schützt, und dem Zustande vollständiger Empfänglichkeit, die der pathogenen Mikrobe einen günstigen Nährboden für ihre Entwicklung bietet, woraus sich die schwere Form ergibt, eine ganze Reihe von Zwischenstufen festzustellen.

Diese Zustände relativer Immunität und unvollkommener Empfänglichkeit bilden offenbar eine Stufenfolge, deren Glieder in fortlaufender Reihe die beiden Endpunkte der Kette verbinden, — ein Umstand, der es uns zu erklären erlaubt, warum es schwere Krankheiten, gutartige Krankheiten und mildere Krankheiten gibt.

Unzweifelhaft kann die Verschiedenheit in der Reihenfolge der Krankheitsschwere durch den Zustand der Herabsetzung der Giftigkeit des pathogenen Keims selbst ebenso hervorgebracht werden wie durch die wechselnde Widerstandsfähigkeit des organischen Nährbodens. Gesetzt, die Giftigkeit sei herabgesetzt, die Immunität des Organismus verstärkt, oder umgekehrt, so wird die Form der Krankheit in den beiden ersten Fällen gutartig, in den beiden andern schwer sein.

Worauf es ankommt, ist, daß es diese abgeschwächten Formen geben muß; wir wollen aus dieser Voraussetzung zunächst einige Schlüsse ziehen, und dann werden wir sehen, daß das Bestehen dieser milderen Formen in der Tat bewiesen und anerkannt worden ist, und wir werden erörtern, wie es vollkommen möglich ist, sich ihren Schädigungen entgegenzustellen, die die Fortschritte der Wissenschaft und die von allen Seiten gemachten großen Anstrengungen um ihren Erfolg gebracht haben.

Erkennt man diesen Begriff der milderen Krankheiten an, so muß man gleicherweise als notwendigen Zusatz anerkennen, daß eine Krankheit ganz unten am Fuße ihrer Stufenleiter der Schwere so leicht sein kann, daß die Störung des ergriffenen Organismus sich kaum in einer einfachen Unpäßlichkeit äußert, die man gar nicht wagen würde, Krankheit zu nennen.

Daraus ergibt sich folgendes: da das ergriffene Individuum der Bewegung nicht beraubt ist, unterbricht es seine gewöhnliche Beschäftigung nicht und geht nach wie vor umher; da es weder als gefährlich noch als verdächtig angesehen wird, so verschleppt es in voller Freiheit die Keime weiter, deren Träger es ist.

Nun weiß man, daß diese Keime, auch wenn sie von einem leicht Erkrankten herrühren, doch sehr giftig sein können, sei es, daß ihre ursprüngliche Giftigkeit durch den Zustand der Immunität des Organismus, in den sie sich unbemerkt eingeschlichen haben, nur verhüllt gewesen ist — vielleicht ist dies sogar eine Bedingung für ihre übermäßige spätere Wirkung —, sei es, daß wenn diese Keime ursprünglich abgeschwächt gewesen sind, sie sich bei ihrem letzten Hindurchgehen durch einen menschlichen Organismus wieder gekräftigt haben.

Wirklich lehrt die Beobachtung, daß eine als leicht und unerheblich betrachtete Bräune sich in eine tödliche Diphtheritis verwandeln kann, und daß eine nur durch einige Pusteln gekennzeichnete Varioloide sich beim Uebergange von einem Organismus auf den andern in Variola confluens umschlagen kann; ebenso kann ein Individuum, das an einer einfachen Diarrhöe leidet, in seiner Umgebung furchtbare Erkrankungen an Cholera hervorrufen, und ein von der Pest Ergriffener, der nur an einer Leistendrüse leidet, die ihn aber weiter nicht belästigt, kann die Veranlassung zu einem Ansteckungsherde abgeben, der eine ganze Gegend zu entvölkern vermag.

*

Diese Tatsachen sind ungeachtet ihrer Wichtigkeit und ihres Ernstes doch bis zur jetzigen Stunde kaum beachtet worden. Für sich allein würden sie Stoff zu einem umfassenden Werke über ein Gebiet der speziellen Pathologie geben, das man erst in einigen Monographien zu behandeln beginnt.

Der Arzt kennt in der Tat die abgeschwächte Form der Krankheit nicht, und der Grund davon ist sehr einfach. Er wird nicht zu denen gerufen, die davon befallen sind und die seiner Hilfe nicht zu bedürfen glauben. Er hat keine Gelegenheit zur Beobachtung leichter Erscheinungen, die nur entfernte

Aehnlichkeit mit den Störungen aufweisen, nach denen er seine Diagnose zu stellen gewöhnt ist.

Damit er weiß, mit was für einer Krankheit er es zu tun hat, muß diese durch irgendwelche Züge gekennzeichnet sein, die sich mit genügender Schärfe nur in Anfällen von mittlerer Schwere zeigen. Wenn wir unser Bild von der Leiter wieder aufnehmen, die von dem Zustande eines minimalen Anfalls zu dem Zustande einer schweren Krankheit hinüberführt, so kann man sagen, daß der Arzt erst bei den mittelsten Sprossen das Vorhandensein einer Krankheit erkennen und demgemäß eine Diagnose stellen kann.

Die Beschreibung der abgeschwächten Krankheitsformen ist daher noch nicht gemacht worden, und sie muß zu den am schwersten festzustellenden gehören, weil fast alle Unpäßlichkeiten sich gleichen, wenn man sie oberflächlich betrachtet, und in einer Herabminderung des Appetits, etwas Kopfschmerz, bisweilen mit einem Fieber von kurzer Dauer, einigen Abweichungen in den Absonderungen der Schleimhäute oder der Haut, und einer leichten Veränderung in dem Produkt der Nierenausscheidung. Der oberflächliche Beobachter sieht hier nichts weiter und erklärt, es sei eine gastrische Stockung, d. h. eine diagnostische Stockung, wie man sagen sollte. Aber wenn der Arzt Zeit hätte, die diagnostischen Mittel, die ihm die Wissenschaft heutzutage zur Verfügung stellt, anzuwenden, so würde es ihm nicht unmöglich sein, unter diesen gleichgültigen Formen die wahre Natur des Uebels zu entdecken; er würde dann die geeigneten Schutzmaßregeln ergreifen, um auf der Stelle diese Ansteckungsherde, die im Begriff sind, sich zu entzünden, zu sterilisieren und die durch einen Kranken, der um so gefährlicher ist, da sein Zustand keine Besorgnis erweckt, bedrohte Umgebung zu schützen.

*

Das wirkliche Vorkommen dieser abgeschwächten Formen der ansteckenden und kontagiösen Krankheiten, auf deren Existenz wir soeben logisch geschlossen haben, ist in der Tat durch die Untersuchungen der Bakteriologen erwiesen worden.

Im Laufe der letzten Choleraepidemie, 1884—1885, hat Rominclaere, der nach dem Cholerabazillus bei Kranken, die an gastrischer Störung oder einfachem Erbrechen litten, suchte, ihn zu seinem großen Erstaunen stets gefunden. Ermengen hat seinerseits ebenfalls die spezifische Mikrobe in den Entleerungen von Individuen gesehen, die so wenig krank waren, daß sie das Zimmer nicht zu hüten brauchten. Kurz, die beiden Beobachter haben festgestellt, daß der Cholerabazillus eine außerordentliche Widerstandsfähigkeit in dem Darme geheilter Cholerakranker besaß, und drei, vier, fünf und sogar sechs Wochen nach dem Ausbruch der Krankheit haben sie noch seine Gegenwart in den anscheinend normalen Entleerungen solcher Personen nachweisen können, die damals für vollständig gesund galten. Aehnliche Beobachtungen sind von R. Koch gemacht worden.

Wenn nun Individuen, die so wenig krank sind, daß sie nach wie vor ihrem Berufe nachgehen können, wenn anderseits seit länger als einem Monat geheilte Kranke den Cholerabazillus in ihrem Darm beherbergen und überallhin verschleppen, so erklärt es sich, wie nutzlos alle Maßregeln sind, die Träger der Ansteckung an den Grenzen eines Landes anzuhalten, es erklärt sich ebenfalls, warum es stets so schwierig ist, die Herkunft der ersten Fälle einer Epidemie festzustellen und ihre Eingangspforte aufzufinden.

Vor einigen zwanzig Jahren stellten die Aerzte sehr häufig ihre Diagnose auf mukösеs Fieber: bei der Unkenntnis, in der man sich damals über die Aetiologie des typhösen Fiebers befand, war es nicht möglich, die Verwandtschaft dieser beiden Krankheiten zu erkennen, die doch, wie man später erkennen sollte, nur zwei verschieden schwere Aeußerungen einer und derselben Krankheit waren.

Heutzutage ist die bakteriologische Probe auf diese Identität gemacht worden, und wenn man die Bezeichnung muköses Fieber noch beibehält, so kann sie nur den Sinn abgeschwächtes typhöses Fieber, ephemeres typhöses Fieber haben. Aber das typhöse Fieber hat noch abgeschwächtere Formen als die unter der Bezeichnung muköses Fieber bekannten, und Militärärzte — denen sich günstige Gelegenheit bietet, die verschiedenen Formen, die diese Ansteckung unter gleichen Verhältnissen annehmen kann, wenn sie Organismen von sehr verschiedener Empfänglichkeit befällt — haben bestätigen können, daß das typhöse Fieber von der Grundform der einfachen gastrischen Störung, die kaum eine Woche dauerte, ausging, um sich in unmerklichen Abstufungen bis zum klassischen Typus des Fiebers zu steigern, der eine Dauer von vier Wochen hat. Die Logik erfordert es übrigens, daß man noch weiter gehe, und sicher sind die fieberhaften gastrischen Störungen und das gastrische Fieber von sieben bis acht Tagen Dauer nur die abgeschwächtesten Formen des typhösen Fiebers. Außer diesen Erkrankungen, die schon durch eine lebhafte, wenn auch gutartige Reaktion gekennzeichnet sind, muß man noch leichtere Erkrankungen annehmen, bei denen die fieberhafte Reaktion fehlt oder so rasch vorübergeht, daß man gar nicht darauf achtet, und ohne Zweifel ist eine große Zahl der einfachen gastrischen Störungen, jener Unpäßlichkeiten ohne Namen, die bei den Kindern so häufig sind, nur typhöse Fieber, die kaum zum Ausbruch gekommen sind.

Diese abgeschwächten Formen des Abdominaltyphus bilden einen wichtigen Teil des Inhalts der speziellen Pathologie in den großen Städten, und da es wahrscheinlich ist, daß sie eine Art Impfung gegen schwere Erkrankungen darstellen, so erklären sie jene spezielle Immunität gegen typhöse Ansteckung, die in militärischen Kreisen den aus den Städten herkommenden Rekruten eigen ist, während die Rekruten vom Lande in betreff dieser Ansteckung eine so betrübende Empfänglichkeit aufweisen.

Was die Tuberkulose betrifft, so braucht man sich nicht große Mühe zu geben, um die abgeschwächten Formen aufzufinden. Denn zunächst besteht eine Form der abgeschwächten Tuberkulose, die seit der Entdeckung des Kochschen Bazillus wohlbekannt ist: es ist die Skrofulose. Und dann weiß jedermann,

daß es Tuberkulosen gibt, die sich zehn oder zwanzig Jahre hinziehen, und andre, die ihre Opfer in vierzehn Tagen hinraffen. Endlich findet man bei der Sektion von Leuten, die an irgend einer Krankheit gestorben sind, oft Spuren von geheilten tuberkulösen Verletzungen. Es bestehen daher alle Grade zwischen den Tuberkulosen, die so gutartig sind, daß sie während des ganzen Lebens der befallenen Individuen nicht zum Ausbruch kommen, und den schwersten Tuberkulosen, die in einigen Wochen töten.

Hier will ich eine höchst überraschende geschichtliche Darstellung einfügen, die wir fast in ihrer ganzen Ausdehnung der hellsehenden und ausdauernden Beobachtung Zambacos verdanken. Es ist die einer Krankheit, die früher alle zivilisierten Länder mit Schrecken erfüllt hat, wo man aus ihrem Anlaß und um sich vor ihr zu schützen, die zahlreichen Aussätzigenspitale errichtet hatte, aus denen unsre modernen Krankenhäuser hervorgehen sollten und worin man sogar einen Vorläufer des Quarantänesystems der Gegenwart erblicken könnte.

In unsern Gegenden glaubte man seit langer Zeit vom Aussatz befreit zu sein, und die Klassiker der Epidemiologie waren übereingekommen, die vorkommenden Fälle, merkwürdige Ueberreste einer beinahe fossilen Pathologie, an die Gestade einiger Binnenmeere, z. B. der Ostsee, zu verweisen. Aber als man näher zusah, ergab es sich, daß der Aussatz durchaus keine erloschene Krankheit ist, und daß man sie, wenn man sie suchen will, in allen unsern Krankenhäusern finden kann.

In der Tat hat sich diese Krankheit, die einst vor allen furchtbar war, fortschreitend abgeschwächt und die Mehrzahl ihrer charakteristischen Symptome eingebüßt, so daß sie unkennbar geworden ist. Mit der Aenderung der Form hat sie auch den Namen geändert. Die Aerzte, die den Aussatz vergessen hatten, haben eine ganze Reihe von Krankheiten dann auf neue Namen getauft: Syringomyelitis, Sklerodermie, Ainhum, Morphitis, Krankheit von Morvan, symmetrische Gangräna u. s. w., die sie zu entdecken glaubten. In Wirklichkeit sind alle diese Krankheiten weiter nichts als abgeschwächte Formen des Aussatzes, und diese Abschwächung verdankt man wahrscheinlich den Fortschritten der Zivilisation infolge der Verbesserung der hygienischen Verhältnisse und des Wohlstandes der Bevölkerungen.

Der bakteriologische Beweis für die leprose Natur dieser Krankheiten ist übrigens von Zambaco erbracht worden, und dieser neue Begriff des Vorkommens eines abgeschwächten Aussatzes muß sich als fruchtbar erweisen. Vom wissenschaftlichen Standpunkte aus befreit sie das Gebiet der nervösen Krankheiten von einigen nichtssagenden Formen von unbekannter Aetiologie. Vom Standpunkte der öffentlichen Gesundheitspflege aus lenkt sie die Aufmerksamkeit auf Kranke, in betreff derer man gut tun wird, nicht ganz und gar zu vergessen, daß sie mehrere Jahrhunderte hindurch in vollständiger Vereinzelung gehalten worden sind. Das den Krankheiten vergangener Zeiten vorbehaltene Schicksal ist uns nicht bekannt; ihre Abschwächung kann nur das Ergebnis strenger, durch sie

hervorgerufener Maßregeln sein, und man dürfte nicht durch sträfliche Gleichgültigkeit die Wiederbelebung von Keimen, die in so glücklicher Weise fast abgestorben sind, begünstigen.

In diesem Augenblick befinden wir uns einer äußerst ansteckenden Krankheit gegenüber, die wir für immer erloschen glaubten, die aber nur schlief. Die Pest, die vor einigen Jahren in ihren indischen Brutstätten wieder auftauchte, hat ihren Lauf wieder aufgenommen und steht vor unsern Toren.

Vor ungefähr zehn Jahren lenkte ich schon die Aufmerksamkeit darauf, daß man unrecht daran täte, die Pest als eine erloschene Krankheit zu betrachten, und behauptete, sie sei nur eine vorläufig abgeschwächte Krankheit, die auf jene genau umgrenzten Bezirke beschränkt sei, wo sie sehr häufig, ohne Aufsehen zu erregen, umginge, aber wo sie auch zu ihrer alten Furchtbarkeit wiedererwachen könnte, so daß wir infolge der offenbaren Neigung, die sie damals zeigte, sich über ihre ständigen Brutstätten hinaus zu verbreiten, auf unsrer Hut sein müßten.

Ich erinnerte an die kleine Epidemie in Astrachan in den Jahren 1877 und 1878, die die Veranlassung zu der von Wetljanka (1878) gewesen war, die aber, ohne sich weiter zu verbreiten, im Januar 1879 erlosch, und ich machte die Bemerkung, daß dieser Epidemie eine durch ein leichtes Fieber gekennzeichnete, von Bubonen in der Inguinal- oder Achselgegend begleitete Krankheit vorausgegangen war, an der man noch nicht starb, und die die Aerzte als sumpfig oder typhös bezeichneten. Sicher bestand ein großer Unterschied zwischen diesem leichten Bubonenfieber und dem von Pestbeulen und Hämorrhagien begleiteten, das die Kranken zur Zeit der Pestepidemien des Mittelalters in einigen Stunden dahinraffte. Und doch bewies der Ausgang, daß es sich um dieselbe Krankheit handelte.

Es ist in der Tat dieses leichte Bubonenfieber, das man ab und zu auf den südlichen Abhängen des Himalaja beobachtete, von wo so oft die Epidemien ausgingen, die Schrecken und Verzweiflung über unsre alte Welt verbreiteten, und von wo aus vor fünf Jahren die Epidemie ausgegangen ist, gegen die wir uns heute zu verteidigen haben.

Es war daher äußerst wichtig, die abgeschwächten Formen der Pest zu kennen. Als ich sie 1893 beschrieb, drückte ich einige Unruhe über die Unwissenheit aus, in der, wie ich feststellte, in bezug auf sie selbst die Aerzte lebten, die sie an ihren gewöhnlichen Herden beobachten konnten, und die in ihrer Befremdung über ihre Verwandlung in Krankheiten von ausgesprochen epidemischem Charakter phantastische Diagnosen erfanden, nur um ihnen einen Namen zu geben.

Aber es hat keinen Zweck, Unheil zu weissagen, und was geschehen muß, geschieht.

Sehen wir jetzt zu, zu welchen praktischen Schlüssen uns dieser Begriff der abgeschwächten Formen der ansteckenden Krankheiten führt.

Von diesen Schlüssen haben die einen ein etwas spekulatives Interesse; aber die andern besitzen eine unbestreitbare Wichtigkeit und müßten Maßnahmen der

öffentlichen Gesundheitspflege zur Folge haben, die sich von den heutzutage üblichen gewaltig unterscheiden und deren Unzulänglichkeit, wenn nicht Verkehrtheit allgemein bekannt ist.

Zunächst wird man uns zugeben, daß alle Statistiken über epidemische Krankheiten und über die Zahl der von der Ansteckung ergriffenen Individuen innerhalb einer Bevölkerung nicht allein irrtümlich, sondern geradezu phantastisch sind.

Es liegt in der Tat klar vor Augen, daß, wenn man im Laufe einer Cholera-, einer Typhus-, einer Pestepidemie die Zahl der Individuen feststellen könnte, die von sehr leichten Formen der Krankheit befallen worden sind, die nur an gastrisch-cholerischen, typhoiden, bubonischen Störungen gelitten haben, man ohne Zweifel die Zahl der innerhalb einer Bevölkerung Befallenen mit hundert, ja mit tausend multiplizieren müßte, und wahrscheinlich würde es keine Uebertreibung sein, wenn man sagte, daß infolge gewisser Epidemien wie Influenza und Cholera alle Einwohner einer Stadt in gewissem Grade erkrankt sind.

Wenn dann aber der Begriff des Umfanges einer Epidemie in diesem Sinne abgeändert und sehr erweitert werden muß, so muß der Begriff der Sterblichkeit im Gegenteil verhältnismäßig, d. h. beträchtlich eingeschränkt werden.

Um ein Beispiel zu nehmen, müßte eine Choleraepidemie wie die in Paris 1884, die auf eine Bevölkerung von ungefähr zwei Millionen Einwohnern tausend Opfer forderte, in Wirklichkeit als die Ursache einer Sterblichkeit von 1 zu 2000 angesehen werden, anstatt von 1000 auf 3000 Fälle, d. h. 1 zu 3, wie man annahm, indem man nur die schweren Fälle zählte, die von den Aerzten anerkannt und zur Anzeige gebracht waren.

Es sind also die über die Schwere und den Umfang der epidemischen Krankheit im Umlauf befindlichen Anschauungen einer Nachprüfung zu unterziehen, und wir werden ebenfalls zu dem unlängst aufgegebenen klassischen Begriffe der vor dem Ausbruch der Epidemien bestehenden Krankheitsanlagen zurückkehren müssen, den der Scharfsinn der früheren Beobachter in so begründeter und gerechtfertigter Weise aufgestellt hatte.

Noch mehr: Dieser Begriff, der vor dem Ausbruch der Epidemie bestehenden Krankheitsanlage, der durch den Begriff der abgeschwächten Formen in neue Beleuchtung gerückt ist, erscheint nicht mehr, wie es früher war, mit der Lehre von der Einschleppung unvereinbar.

Was ist in der Tat diese Krankheitsanlage, die vor dem Ausbruch der schweren und zur Anzeige gelangenden Fälle einer epidemischen Krankheit beobachtet wird, anders als die Gesamtheit der leichten, milden, durch abgeschwächte Angriffe des Uebels veranlaßten, durch einen Kranken, der sich selbst kaum unwohl fühlte, verbreitete Fälle, die sich in der Nachbarschaft verbreiteten, ohne die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen? Auf diese Weise vollzieht sich in dem Vorstadium einer Epidemie die Verseuchung der Umgebung in aller Stille

bis zu dem Augenblicke, wo schwere Fälle, die auf das fortschreitende Wiederaufleben der Keime zurückzuführen sind, die Bevölkerung mit Schrecken erfüllen und den Verwaltungsbehörden, die dann das Eingangstor des Uebels suchen, das man, und zwar aus guten Gründen, niemals mit Sicherheit finden wird, Ruhe und Besinnung rauben.

In diesem Augenblicke hat man allerdings nicht mehr Zeit, Maßregeln gegen die Einschleppung der Keime zu ergreifen. Schon lange zuvor waren sie am Platze, und auf das Ersticken der sekundären Herde, die sich auf allen Seiten entzünden werden, müssen sich die Bemühungen der modernen Gesundheitspflege richten.

Gegenüber Anfällen einer ansteckenden Krankheit, die so abgeschwächt sind, daß sie dem Kranken das Aussehen und das Verhalten eines gesunden Menschen lassen, trotzdem er das Vermögen besitzt, die Keime, die er unwissentlich mit sich herumträgt, in der Nähe und Ferne zu verbreiten und zu verschleppen, würde man sich nicht mehr ernstlich dem Trugbilde einer ärztlichen Ueberwachung an den Grenzen eines Landes hingeben können.

Ist es in der Tat nicht klar, daß Leute, die sich kaum unwohl fühlen und an einer kaum merklichen Ganglienverstopfung leiden, zu Lande und zu Wasser frei von Indien nach Europa gelangen können? Keine ärztliche Untersuchung würde sie als krank zu erkennen vermögen, keine Grenzsperre würde sie zurückhalten können. Und doch sind diese Leute Verbreiter der Pest und können rings um sich her Pestbazillen aussäen, die sehr wohl imstande sind, wieder Leben zu gewinnen und diejenigen, die sie später befallen, tödlich zu treffen.

Augenscheinlich ist auf diese Weise die Pest nach Oporto und Glasgow gelangt, da man niemals den Weg, den sie genommen hatte, ausfindig machen konnte, und auf diese Weise wird sie höchst wahrscheinlich noch nach andern großen Städten des Kontinents von Europa gelangen, die eines Tages mit einem in voller Tätigkeit stehenden Pestherde erwachen werden.

Aber das Genie Pasteurs hat uns in den Stand gesetzt, solche Möglichkeiten furchtlos ins Auge zu fassen, denn die Vorschriften, die er der privaten, öffentlichen und internationalen Hygiene gegeben hat, müssen sich in neue Vorbeugungsmaßregeln umsetzen, die menschlicher und wirksamer sind als unsre jetzigen, die noch etwas von Barbarei an sich haben.

Schon zeigt sich die Besonnenheit der Einwohner der großen Städte davon in günstiger Weise beeinflußt, und man beobachtet nicht mehr diese sinnlose Angst, die die Nachricht von einem Pestfalle in der Mitte zivilisierter Bevölkerungen sonst verursachte.

Aber damit der Begriff, den wir entwickelt haben, seine volle Frucht trage, ist es nötig, daß sich die Aerzte von seiner Wichtigkeit überzeugen. Dann werden sie zu jeder Zeit auf epidemische Krankheiten achten, und sobald eine Epidemie sich am Horizonte zeigt, soweit dieser auch entfernt sein mag, werden sie ihre Aufmerksamkeit auf die leichten Formen möglicherweise ansteckender Krankheiten

richten und die kleinsten Anzeichen beachten, die eine anscheinend unbedeutende Unpäßlichkeit verdächtig machen könnten.

Haben sie sich an ein solches Vorgehen gewöhnt, so werden sie in den Familien, den Schulen eine Menge Ansteckungen verhüten, die in der Tat zu verhüten sind und die trotzdem nicht aus unsern Statistiken verschwinden; und wenn sie aufhören, blind gegen die Anzeichen der Krankheitsanlagen, der Vorläufer der Epidemien, zu sein, so werden sie die ersten Fälle von diesen, die sich in voller Freiheit bewegen, entdecken und die Entstehung der ersten Herde zu verhüten oder sie wenigstens auf der Stelle beim ersten Aufflammen zu ersticken wissen.



Ein badischer Staatsmann als deutscher Wirtschaftspolitiker.

Von

Eugen v. Jagemann.

Als um die letzte Jahreswende Finanzminister Dr. Adolf Buchenberger ans Krankenlager gebannt wurde, von dem er sich nicht mehr erheben sollte, regte sich die Teilnahme weit über die Grenzen der badischen Heimat hinaus, bis zum Kaiserthrone selbst. Und als der arme Dulder nach zwei Monaten vom Leiden erlöst ward, herrschte Einmütigkeit, daß auch das gesamte Deutschland in ihm einen hervorragenden, verdienstvollen Mann verlor. Mit Recht bezeichnete die Vertretung der Freiburger Hochschule am Grabe ihn als eine besondere Erscheinung, die Personalunion der Wissenschaft und Praxis auf dem Gebiet der Wirtschaftspolitik darstellend.

Schon aus diesem Grund bietet der Einblick in die Entfaltung seines Wirkens ein tieferes Interesse. Aber auch aus einem andern Grunde: der Entwicklungsgang des modernen konstitutionellen Lebens bringt unter schnellem Verbrauch vieler und tüchtiger Kräfte die Manövrierkunst gegenüber den parlamentarischen Schwierigkeiten in den Vordergrund, während seltener wird die Staatskunst im tieferen Sinn, nämlich die vorsorgende Beherrschung der Kulturentwicklung. Trotz der Unentbehrlichkeit taktischen Vermögens bleibt sie doch die wertvollere, — der sorglichen Arbeit des Gärtners vergleichbar, der sät, jätet, gießt, stutzt, Sonne und Schatten nach rechtem Maße beiläßt und sich des allmählichen Wachstums, später aber stetigen Fruchtertrages erfreut. Ein solcher Gärtner ist der Heimgegangene, obwohl zugleich ein gern gehörter und vorzüglich wirksamer Debatter, gewesen. Seine Lebensarbeit war nicht auf effektvolle Abschlüsse, sondern auf lange Entwick-

lungen berechnet; er zog tiefgründige Furchen, blieb stetig am Pflug und bemühte sich unablässig, gute Keime zu legen.

Nicht Ar und Halm zogen ihn zur Landwirtschaftspflege, die anfangs der achtziger Jahre sein Hauptfeld wurde, sondern die einfache Pflicht des Berufs, indem ihm als Mitglied des Ministeriums des Innern das Respiziat hierüber zufiel. Aber gerade darin zeigt sich, wie umfassend seine Veranlagung, wie unermüdlich sein Fleiß war, daß er, anfangs selbst lernend, bald zum Meister des Gebiets ward, und zwar mit durchaus selbständigen Gedanken. Ich erinnere mich noch mancher Gespräche aus jener Zeit, in der in Baden eine nennenswerte agrarische Richtung noch kaum bestand; er aber, dem die anvertrauten Interessen eng am Herzen lagen, stand fest schon auf dem Boden eines gemäßigten Protektionismus, wobei seine berufliche Umgebung ihm manches Wasser in den Wein goß. — Er fand jedoch den Staatsschutz nicht vorwiegend im Zollwesen, sondern weit mehr in geistiger Hebung und Leitung. Vor allem mehrte und erhöhte er diejenigen Einrichtungen, die ausreichend nur die Gesamtheit schaffen kann, und diese Gesamtheit konnte, da die Landwirtschaft nicht korporativ zusammengefaßt war, nur der Staat sein. So wurde namentlich das Fachunterrichtswesen gepflegt: Obst-, Wein- und Wiesenbauschulen, Hufbeschlagsunterricht, Haushaltungs- und Molkereilehre, Versuchsanstalten und Ausstellungen dienten diesem Zweck.

Die sorgliche Arbeit auf allen Einzelgebieten der landwirtschaftlichen Erzeugung leuchtet hervor aus dem ersten Werk, das Buchenberger auf dem Agrargebiet veröffentlichte. Es war das 1887 erschienene Buch: „Verwaltungsrecht und Pflege der Landwirtschaft in Baden". Es bietet für den Leser zwischen den Zeilen schon in den Jahreszahlen der Gesetze und Verordnungen den Ueberblick, was alles mit der Klinke von Gesetzgebung und Verordnungsgewalt in den wenigen Jahren, seit seine Hand leitete, geschaffen worden war. Denn neben den Stämmen alten Rechts finden sich Aeste und Stämme eines neuen. Pflanzenbau, Tierzucht (bis herab zur Forelle im Waldbach und zur Biene auf der blumigen Au), Versicherungs-, Kredit- und Genossenschaftswesen und gar manches andre sind mit gleicher Liebe und Gründlichkeit behandelt. Die eigenste Tätigkeit zeigt noch klarer ein 1891 erschienener Ergänzungsband über den in den vier Jahren neu hinzugekommenen Stoff an staatlicher Rechts- und Verwaltungsfürsorge. Dabei spielen der Schutz der geschlossenen Hofgüter, die Versicherung der Viehbestände, das landwirtschaftliche Unterrichtswesen in neuen Sparten (Obstverwertungskurse, Kurse für Bienen- beziehungsweise Fischzucht), Förderung von allerhand Kulturanlagen und die Anbahnung besserer Hagelversicherung die Hauptrolle.

Die Frage der Verschuldung des Grundes und Bodens sowie der Rückgang der Bodenrente hauptsächlich führten, wie in andern deutschen Einzelstaaten, so auch in Baden zu einer amtlichen Erhebung über die Lage der Landwirtschaft. Die Leitung dieses Unternehmens und die 1883 erschienene Veröffentlichung der Ergebnisse, wobei er sich der strengsten Objektivität befleißigte,

aber gleichwohl Angriffe erfuhr, bedeuten einen weiteren Meilenstein auf dem Weg seiner gleichzeitig praktischen und literarischen Tätigkeit.

Zugleich brachten ihm seine Arbeiten immer mehr Verbindungen. Denn obschon ihm jeder Stoff aus den Bedürfnissen des Heimatlandes hervorwuchs, war er eine viel zu umfassend angelegte Natur, als daß er zur Beurteilung dieses Stoffs sich an so enge Grenzen gehalten hätte. Er erfaßte stets die Zusammenhänge, die in dem Satz beschlossen sind, daß Deutschland ein Wirtschaftsgebiet bildet, und erkannte früh die Bedeutung der transozeanischen Konkurrenz, die alsbald ihn zu einem Freund mäßiger Kornzölle machte. Diese Verhältnisse führten ihn dazu, oft an Beratungen des Deutschen Landwirtschaftsrats, des Deutschen Fischereitags und an den Bestrebungen des Vereins für Sozialpolitik teilzunehmen. Er verstand dabei ebensowohl zuzuhören als zu reden. Das letztere ist selbstverständlich. Das erstere aber hebe ich hervor, nachdem mir jüngst ein gemeinsamer Jugendfreund, den günstige Schicksale nach Neuseeland verpflanzten, dargelegt hat, von allen Staatsmännern, die er kennen gelernt, habe der Heimgegangene am meisten es verstanden, auch diese Tugend zu üben. In solchem Austausch von Empfangen und Geben liegt es, daß er schnell sich ein hohes Ansehen im weiteren Vaterlande verschaffte und von Männern verschiedener Richtung, die in dem ehrlichen Streben für das Beste der Landwirtschaft eins waren, gleich hochgeschätzt war. Ich erinnere beispielsweise einerseits an den preußischen Landwirtschaftsminister Freiherrn v. Hammerstein und anderseits an Professor Adolf Wagner.

Wenn der letztere ihn ausersah, in dem Lehrbuch der politischen Oekonomie die zweibändige Abteilung über Agrarwesen und Agrarpolitik zu schreiben, so hat nicht etwa dieses Werk Buchenberger den Ruf eines deutschen Wirtschaftspolitikers verschafft, sondern er ward erwählt, weil er ihn bereits durch seine Persönlichkeit, sein Wirken und seine Anschauungen besaß. Aber zweifellos wuchs er an dieser Fülle des Stoffs noch höher empor, auch erhöhten die Vorzüge des Werks seine Autorität: klare geschichtliche Grundlegung, Erläuterung der inneren Lebensgesetze wie der äußeren Rechts, Behandlung aller Tagesfragen an ihrer systematischen Stelle finden sich verbunden. Dazu eine klare, gemeinverständliche Sprache, so daß oft recht schwierige Thesen gleichsam selbstverständlich erscheinen, und ein wohltuend ausgleichender Sinn, endlich die Verarbeitung nicht nur des literarischen Materials in der gewöhnlichen Bedeutung, sondern mit Einschluß aller Verhandlungen in Parlamenten und freien Assoziationen. Ein Blick auf das Register der mittelbar zu Wort kommenden Autoren wird gewiß die Probe aushalten, daß nicht ein Name von Bedeutung fehlt. So ist sein Werk zugleich ein zeitgenössisches Theater der Meinungskämpfe.

Der innere Gehalt seiner Wirtschaftspolitik kann wohl dahin gekennzeichnet werden, daß er der Pfadweiser mittlerer, gangbarer Wege war. Fast immer kämpfte er mit zwei Fronten. Noch im Winter 1902/03, als er mir die Grunddisposition zeigte einer Rede zugunsten des

jüngsten Zolltarifs, die er dann im Reichstag hielt, brauchte er das begleitende Wort, er werde nach beiden Seiten des Hauses abwechselnd Dinge zu sagen haben, die angenehm und minder angenehm berührten. So folgte seiner Ausführung denn auch der Beifall bald von rechts, bald von links.

Im ganzen genommen glaubte er an einstige Wiederkehr besserer Zeiten für die Landwirtschaft in Deutschland und schätzte ebenso den Wert gebildeter Landwirte mit großem Besitz wie das einfache Landvolk, das er in seinen Tugenden und Kräften den sozialen Jungbrunnen der andern Stände nannte. Er begann und schloß sein Werk mit den Worten Friedrichs des Großen, daß die Früchte des Bodens der einzige wahre Reichtum seien, aus dem auch Kaufleute, Dichter und Philosophen hervorwüchsen. Aber zugleich war ihm jener Haupterwerbszweig eingeordnet in den Rahmen der Sozialpolitik in umfassendem Sinne; denn er erstrebte ein soziales Verwaltungsrecht für alle Stände, für jeden nach seinen Sonderverhältnissen. Der Zusammenhang der verschiedenen Lebenskreise galt ihm als Gewähr und Rechtfertigung des Einstehens füreinander. Er bekämpfte daher den Pessimismus, den gewisse Kreise gegen die Landwirtschaft hegen, als sei sie ein auf zu teuern Landpreisen fußender Erwerbszweig, den man nur tiefer sinken lassen solle, bis die Naturheilkraft eines großen Krachs eine weitgehende Wertabschreibung und damit die Grundlage richtiger Bilanzen der Zukunft bringe, mit denen sich wieder rationell arbeiten lasse. Demgegenüber bekannte er, ohne jede Verschleierung, daß ausgiebige Schutzzölle den Preis der Lebensmittel vielleicht steigern könnten, aber keineswegs müßten; doch sei dies für die Allgemeinheit weit besser, als wenn unter dem enormen Preisrückgang, den der internationale Mitbewerb bei dem Getreide herbeigeführt hat, die Landwirtschaft ungeschützt in ein Siechtum verfalle. Ihr Niedergang werde wie ein Alp sich auf alle Verhältnisse legen.

Aber ebenso trat er dem Optimismus entgegen, der da glaubt, daß man mit einigen Rezepten aus der Staatsapotheke dem leidenden Glied des Ganzen Heilung bringen könne, ohne die Ursachen der Krankheit selbst tiefer anzufassen. In dieser Hinsicht sind namentlich seine Bedenken gegen die an sich auch ihm sympathische Idee einer Heimstättengesetzgebung lesenswert. Hatte doch selbst der Feldmarschall Graf Moltke als Reichstagsabgeordneter den Entwürfen hierzu stets seine Unterschrift geschenkt, und wie schön wäre es, wenn jeder Landwirt sicher auf seiner Scholle säße! Im Einklang mit dem Worte Carl Friedrichs von Baden an die Physiokraten, daß die Natur keine Sprünge mache, weist Buchenberger nach, daß der Uebergang aus den gegebenen Verhältnissen in ein solches System gar nicht durchführbar sei, und daß man dem Heimstättenbesitzer selbst einen schlechten Dienst erweise, wenn er, kreditbedürftig, an der aufgerichteten Schranke einer engen Verschuldungsgrenze scheitere.

Aber er begnügte sich nie mit der Negative. Seine Vorschläge liegen auf dem Gebiet des Durchführbaren. Politica est ars possibilium! Ausdehnung des Anerbenrechts, Einführung der Schätzung zu vererbender Landgüter — statt wie zuvor nach dem Verkaufs- — nach dem Ertragswert, Ge-

staltung des Vollstreckungsrechts so, daß die Mindesterfordernisse des Betriebs gewürdigt bleiben, hießen seine Forderungen.

Er schätzte in allen Dingen den psychologischen Faktor hoch. Die Schutzzölle für die landwirtschaftliche Erzeugung galten ihm nicht nur für erstrebenswert wegen ihrer Wirkung, den Preis mit den inländischen Produktionskosten erhoffterweise in Einklang zu halten, sondern schon wegen des anspornenden Moments auf den Landwirt, wenn er sich gestützt fühle, auch seinerseits zu voller Tätigkeit und Umsicht sich aufzuraffen. Und umgekehrt wünschte er einen Hochschutz schon deshalb nicht, weil die mühelose Garantie ausreichender Preise umgekehrt den agrarischen Fortschritt als nicht mehr nötig hemmen würde.

Dies führt direkt auf den Angelpunkt seines Systems: Staatshilfe, aber nur in dem Maße, daß die Selbsthilfe sich dadurch um so reger entfalte, und nur insolange letztere nicht allein durchreichen kann. Der Staat soll von Wirtschaftshemmnissen rechtlicher Art, wo sie noch beständen, befreien, den Wucher strenger auffassen, die bloße Rentenschuld statt der amortisabeln zulassen, Zwangsversicherungen schaffen, in seiner Zoll-, Steuer- und Verkehrspolitik auf die Bedürfnisse der Landwirtschaft Rücksicht nehmen, auf seinen Domänen einen vorbildlichen Pächterstand halten, seine zerstreuten Parzellen in freie Hand zu Eigentum gelangen lassen, seine Finanzfürsorge dem Genossenschafts- und Unterrichtswesen und der Aneiferung auf den verschiedenen Produktionsgebieten zuwenden, kurzum helfend und anspornend eingreifen, wo es nottut. Das war sein Begehren. Auch sollen die Gemeinden, an vielen Orten zu bloß politischen Verwaltungskörpern herabgesunken, sich wieder aufraffen zu dem, was sie im Mittelalter waren, nämlich zu wirtschaftlichen Interessengemeinschaften, und demnach das Kredit- und Assoziationswesen stützen und landwirtschaftliche Fortschritte in die Hand nehmen.

Aber von polizeilichen Verboten, um mit dem Staatsknüttel in die Einzelwirtschaft hineinzuregieren, hielt Buchenberger nichts. Wirtschaftliche Irrungen sind nach seiner Ansicht regelmäßig nicht zu verbieten, sondern zu verhüten. Den Kreditgebrauch solle man nicht durch staatliche Verschuldungsgrenzen reglementieren, sondern bestrebt sein, vielmehr die Quellen übermäßigen Kreditbedarfs zu verschließen. Im übrigen legt er für das Kreditwesen Wert auf Annuitäten und darauf, daß dem Landwirt frei gehalten werden müsse, vom Eintritt sinkenden Zinsfußes Nutzen zu ziehen.

Was aber das Gebiet der Selbsthilfe angeht, so gehört dazu Familie, Gesinde, Haus und Hof, Stall und Feld, und der Gedanke, wie durch Verbesserung der Technik und der Oekonomik zu helfen sei, verhundertfältigt sich auf zahllose Punkte. Nur eines wird man in seinen Werken nicht finden: daß der Landwirt für ihm fremde Erwerbsgebiete mit andern Lebensbedingungen — sei es ahnungslos oder tendenziös — Rezepte in Gesetzesform verschreiben solle. Der deutsche Michel hat solche gleichwohl einzunehmen gehabt, zum Schaden der Finanzen sowie von Treu und Glauben im Verkehr, und man hat alle Mühe, sie leidlich wieder los zu werden.

Mit dieser einen rühmlichen Ausnahme ist Buchenbergers Einfluß in dem Fortgang der Entwicklung des Agrarrechts und der Agrarpolitik in Deutschland seit dem Erscheinen seines Werkes oft erkennbar. Insbesondere verwirklichte auch das Bürgerliche Gesetzbuch einige seiner Postulate. Sein Wort konnte um so weniger nutzlos verhallen, als er gerade dem Regierungsstandpunkt das Brauchbarste bot, nämlich solche Hilfen für die Landwirtschaft, die man gewähren kann, ohne sich mit den andern Lebenskräften der Nation in Widerstreit zu stellen. Kein Nationalökonom aus Baden seit Nebenius und dessen Eintreten für die Zollvereinsidee hat, aus dem Regierungskreise heraus, so viel geistigen Einfluß nach außen geübt wie er.

Als des Werkes zweiter Band erschien, war dessen Verfasser inzwischen jedoch seinem bisherigen Berufsgebiet entzogen worden. Großherzog Friedrich von Baden stellte ihn 1893 an die Spitze der Finanzverwaltung des Landes. Auch dort ward er nicht Fiskalist, sondern blieb Volkswirt. Die Hinaufsetzung der Steuerfreigrenze und die Einführung der Progression bei der Einkommensteuer zeigen seinen sozialpolitischen Standpunkt. Indes habe ich hierauf nicht einzugehen, weil seine Bedeutung für das Heimatland gewiß an andrer Stelle von berufener Hand gewürdigt werden wird. Ich will nur hinzufügen, in wiefern er, durch den Wechsel seiner Stellung, zum deutschen Oekonomen auch auf anderm Gebiet als dem landwirtschaftlichen noch wurde, dem er jedoch fortdauernd durch seine Mitwirkung an der Zoll- und Steuergesetzgebung des Reichs verbunden blieb. Namentlich zum Zustandekommen des jüngsten Zolltarifs und seiner Erhöhungen der Agrarzölle setzte er seine ganze Persönlichkeit ein.

Ich habe seine Tätigkeit für das Zustandekommen einer Reichsfinanzreform im Auge. Schon bei den 1893er Konferenzen, mit denen Minister v. Miquel diese Bestrebung eröffnete, die jetzt erst, nach einem Jahrzehnt vergeblicher Mühen, vielleicht einen gewissen Erfolg verspricht, war Buchenberger beteiligt und hatte davon den Gewinn, mit den Finanzministern Deutschlands alsbald in eine nahe persönliche Beziehung zu kommen. Ihm war das Ziel, die Landeshaushalte von der Unerträglichkeit ständiger Schwankungen zu befreien, eine Gewissenssache des richtigen Finanzmannes, und er wollte gern auf Ueberschüsse vom Reich her ans Land verzichten, wenn die Sicherheit erreicht würde, daß das Reich nicht mehr beliebig mit Defiziten und ihrer Abwälzung auf den Gliedstaat in dessen Wirtschaftsbereich eingreife. In einer Jubiläumsgabe an seinen Landesherrn, worin er Finanzpolitik und Staatshaushalt Badens für die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts darstellte, wies er dem Reich dieselbe sittliche Pflicht zu, die er stets von den Landwirten begehrte, nämlich vor allem selbst Mann zu sein. Er sah eine Verzerrung darin, daß die minder leistungsfähigen kleinen Gemeinschaften alimentationspflichtig für die größeren seien; Fürst Bismarck hatte dies einst dahin ausgedrückt, das Reich solle nicht der Kostgänger der Einzelstaaten sein. Buchenberger mahnte, sich doch auf das oberste Gebot jeder Finanzwirtschaft zu besinnen, daß jede

in sich selber die finanzökonomischen Grundlagen ihrer Existenz zu suchen habe.

Insbesondere wies er darauf hin, wie ungesund es sei, wenn die für die Ausgaben verantwortlichen Organe nicht auch für entsprechende Deckung sorgten! Ja, dieses Verhältnis machte ihm in der elfjährigen Dauer seiner Ministerschaft die schwerste Sorge, weil der bittere Kelch öfters wiederkehrte.

Man würde ihn aber ganz falsch beurteilen, wenn man glaubte, die Sorge um den Landeshaushalt habe seinen Blick mehr nur dahin und weniger auf die Bedürfnisse des Reichs gelenkt. Es konnte im Gegenteil keinen Staatsmann geben, der, an solcher Stelle, sich in der Opferwilligkeit für das Reich übertreffen ließ. Er betätigte das gleich beim Amtsbeginn, als er im Badischen Landtage für das vom Grafen Posadowsky ausgearbeitete Projekt einer Tabaksfabrikatsteuer eintrat, dem im Reichstage auch die badische Vertretung das Wort lieh. Er wußte sehr wohl, wie unpopulär dies in dem tabakbauenden Heimatlande war, das zudem bis heute über zu niederen Stand des Schutzzolles auf Rohtabak klagt. Er hatte aber stets nur die Sache im Auge und ließ sich nicht durch Nebenrücksichten leiten.

Ich muß mich mit diesen Andeutungen begnügen, denn die Entwicklung der Reformfrage gehört in ihren neueren Teilen noch nicht der Geschichte und nicht durchweg der Oeffentlichkeit ein. Aber aus jeder Zeit ließen sich Belege geben, wie Buchenberger den Einzelstaat stets als das, was er ist, als Glied des Ganzen, nicht einseitig als eine Gruppe von Sonderinteressen erfaßte. Es konnte daher nicht überraschen, daß bei einer Erledigung des Reichsschatzamts im Jahre 1897 der damalige Reichskanzler Fürst Hohenlohe mit dem Wunsch an ihn herantrat, die Leitung der Reichsfinanzen zu übernehmen. Gewiß wäre er der rechte Mann am rechten Platz gewesen und damit ein deutscher Wirtschaftspolitiker noch in einer dritten Form geworden. Im Sinne des Fürsten suchte ich meinem einstigen Schulkameraden die Lichtseiten dieses Amtes, das freilich seinen Inhaber zuvor nur allzuoft gewechselt hatte, im Weg privater Korrespondenz wenigstens zu näherer Anschauung zu bringen. Von seinem Standpunkt der Pflichten aus konnte dabei nur von dem Reiz einer großen und wichtigen Aufgabe und von der Befriedigung die Rede sein, die es gewähren müsse, den Grundsatz zu betätigen, daß hervorragende Männer aus allen deutschen Stämmen die Last auf sich nähmen, persönliche Träger der Reichsinstitutionen zu sein und so deren gesamtdeutschen Charakter lebendig zu entfalten. Er lehnte jedoch ab und ließ sich auch durch einen Umstimmungsversuch des ihm befreundeten Staatsministers v. Miquel nicht erschüttern. Er begründete seinen Schritt vor allem mit den vorher bestehenden Pflichten der Treue und Hingebung an seinen Landesherrn. Daneben finden sich damals schon Ausblicke auf die Schwäche seiner Gesundheit. Zugleich aber sah er auch sachliche Schwierigkeiten. Insbesondere befürchtete er, „eine maßvolle Politik der goldenen Mitte“ gegenüber agrarischen Extremen nicht sicher stets nach seinen Wünschen durchführen zu können.

In dieser Auffassung offenbart sich die Selbständigkeit des Mannes, der die größte Lust zur Arbeit hatte, aber nicht zur Arbeit nach fremder Meinung. Keine Mühe und Sorge wäre ihm zu viel gewesen, unerträglich aber ein sacrificio del intelletto. Eine freie Geisteslust war sein Lebensodem, die Voraussetzung seiner Forschungen und Leistungen. Ich kann hier sein Wesen, dessen Reiz in der Fülle an Geist, Humor und Wohlwollen lag, nicht beschreiben; denn ein Nekrolog läge außerhalb des Programms dieser Revue. Aber auf die schließliche Frage, welche innere Eigenschaften ihn zum Wirtschaftspolitiker so hervorragend befähigten, lautet die Antwort: die Freude an der Arbeit und an der Natur zugleich. Dies eben erklärt es, warum er gerade mit dem Fach der Landwirtschaft in so voller Liebe verwuchs. In der Natur hatte er Freude und Vorsorge bis zum Kleinsten. So befreite er aus Tierliebe das Zugvieh vom Doppeljoch, in dem er einen rohen Zwang und eine Quälerei erkannte. Aber die Befreiung geschah nicht durch einen Ukas. Er ließ das Landvolk belehren, daß die unnötige Kraftanstrengung, die solche Gespannweise heischt, Nutzen und Nahrungsstand der Tiere beeinträchtigt, und ließ mit gutem Beispiel vorangehenden Gespannreformern für jedes Kummetgeschirr oder rationelle Einjoch Prämien auszahlen. Und wie er den Tieren sein Patronat zuwandte, so besonders auch den Blumen. Eine seiner reinsten Freuden war es, „im Garten Deutschlands" 1892 eine Ausstellung der Gartenbaukunst, die den höchsten Beifall fand, schaffen zu können. Angesichts der Blumenpracht erhoben sich seine Gedanken selbst zu poetischem Schwung, und er verglich die sich neigenden Blumenhäupter mit grüßenden Herzen.

Nun ruht er selbst, tief eingebettet, unter dem reichsten Blumenflor.



Die Bedeutung des Tierexperimentes.

Von

Dr. Eduard Deutsch.

Ueber der Wiener Anatomie prangt in großen goldnen Lettern der Satz: Indagandis sedibus et causis morborum (der Erforschung des Sitzes und der Ursachen der Krankheiten gewidmet); dem Sinne nach identisch, aber poetischer gefaßt klingt die Pariser Inschrift: Hic locus est, ubi mors gaudet, succurrere vitæ (hier freut sich der Tod, denen zu dienen, die noch im Lichte wandeln). Aber die Toten sagen uns nicht alles, und selbst im Zusammenhalt mit den am Krankenbett erhobenen Erscheinungen zeigen sich noch

ungezählte kleinere und größere Lücken, die auf rein spekulativem Wege zu überbrücken im allgemeinen nicht möglich ist.

So ergibt sich die Notwendigkeit, andre Lebewesen mit in den Kreis der Beobachtungen einzubeziehen, von selbst, ja diese Nötigung tritt nicht nur dann auf, wenn es gilt, Krankheitsursachen und -bedingungen festzustellen, sondern sie ist bereits früher vorhanden, denn wollen wir gestörte Funktionen am kranken Organismus erkennen, so müssen wir wohl erst Erfahrungen darüber sammeln, wie denn der gesunde Organismus arbeitet, die Aufgaben und die Tätigkeit jedes einzelnen Organs im Leben beobachten, und so finden wir die ursprüngliche Nötigung zum Tierexperimente bereits als wichtigste Voraussetzung und Forderung der Physiologie. Nur so konnten durch die Untersuchungen von Stephan Hales und Harvey die bisher geltenden Vorstellungen vom Kreislauf und Druck des Blutes richtiggestellt werden, nur so kam Licht in das große, dunkle Gebiet der Physiologie der Hirnrinde und der Nervenlehre überhaupt; das Tierexperiment, allerdings im Verein mit den am Menschen ausgeführten Operationen, brachte Aufklärung über die Funktion einzelner Organe, z. B. der Schilddrüse, deren Deutung sich die längste Zeit der Erkenntnis entzog, der ganze Chemismus der Nahrungsaufnahme bezw. -verwertung konnte so zumindest in seinen Grundlagen klargelegt werden u. s. w.

Von all diesen noch im Rahmen der Physiologie gelegenen Experimenten ergibt sich fast unmerkbar — ohne Kluft — der Uebergang zu Versuchen, deren Ergebnisse auf den Menschen angepaßt, sei es Krankheitsvorgänge erläutern, sei es Heilung bringen konnten, oder deren direkte Nachahmung zu einem rettungbringenden Eingriff werden sollte. Wir erwähnen in letzterer Beziehung bloß, daß, bevor man daran denken konnte, beim Menschen den kranken Kehlkopf zum Teil oder ganz zu entfernen, bevor man es wagen durfte, eine Magenresektion (Ausschneidung des Magens) durchzuführen, es erst durch den (wiederholten) Tierversuch erhärtet werden mußte, ob die weitere Existenz unter so veränderten Bedingungen möglich sei oder nicht; das sind Errungenschaften der Chirurgie, mit denen der unsterbliche Name Billroths aufs innigste verknüpft ist.

Auch die Erprobung der zahlreichen, von der chemischen Industrie dargestellten neuen therapeutischen Präparate, von denen viele eine unschätzbare Bereicherung unsers Arzneischatzes darstellen, ist an das Experiment gebunden, ebenso wie die Bestimmung des heilenden Prinzipes in den verschiedenen Drogen, beispielsweise des Chinins aus der kompliziert zusammengesetzten Chinarinde, des Kokains aus den Kokablättern, des Agaricins aus dem Fliegenschwamm u. a. m. Die Bestimmung der Höhe der Einzelgaben, der giftig oder tödlich wirkenden Dosen (Dosis toxica und letalis) auf ein Kilogramm Tier — so lautet der fachmännische Ausdruck — konnte nur auf solchem Wege ermittelt werden, ja man kann geradezu sagen, daß die ganze Lehre von den Giften (Toxikologie) nur auf den Beobachtungen an Tieren aufgebaut werden konnte. Natürlich sind hier Gifte im allgemeinsten Sinne gebraucht, also auch gasförmige, und es bietet sich hier Gelegenheit, auf ein Ereignis zu kommen, das Frankreich seinen

größten modernen Epiker gekostet hat, wir meinen den unsern Lesern wohlbekannten unglücklichen Zufall, der den Tod Zolas verursachte. Der nachträgliche Versuch mit dem verderbenbringenden Kamin brachte an den Versuchstieren die deutlichen Symptome der Kohlenoxydgasvergiftung hervor und zeigt uns, in welcher Weise der Tierversuch unter Umständen für gerichtlich-medizinische Zwecke unentbehrlich sein kann.

Seitdem durch Pasteur, Koch, Roux u. a. die Bakteriologie zur eignen Wissenschaft erhoben ward und wir in den kleinen Lebewesen, den Kokken und Bakterien, die gefährlichsten Feinde der Menschheit erkannt haben, sind wir mehr als je auf das Tierexperiment angewiesen; denn den strengen Anforderungen der Bakteriologie genügt es nicht, bei einer bestimmten Erkrankung einen bestimmten Bazillus gefunden zu haben, um ihn schon als Erreger dieser Krankheit hinzustellen, sondern es ist notwendig, daß dieser Bazillus aus den kranken Teilen gewonnen, in Reinkultur dargestellt, einem gesunden Organismus, also dem Versuchstiere, eingeimpft, wiederum die gleichen Krankheitserscheinungen hervorrufe. Gerade das Zielbewußte im Tierexperimente macht uns dieses so unschätzbar, weil wir selbst die Bedingungen setzen können, unter denen bestimmte Krankheitserscheinungen auftreten. Auf diese Weise sind für eine ganze Reihe von Krankheiten die ursächlichen Erreger sichergestellt worden.

Für die Diagnose ist in vielen Fällen einzig und allein das Tierexperiment entscheidend; denn neben den einzelnen Bildern, die für die Einzelerkrankung, sowohl makroskopisch als auch mikroskopisch, als Typen gelten können, finden sich oft genug Bildungen, die auch dem Geübten die Diagnose nicht gestatten und bei denen auch das mikroskopische Bild, wenn nicht vollständig im Stiche, so doch zu keinem sicheren Resultate gelangen läßt. Gerade hier erweist sich das Tierexperiment als unentbehrlich. Ein Stückchen des kranken Gewebes, dem Tiere eingeimpft, kann durch den positiven oder negativen Ausfall uns eine sichere Richtschnur abgeben, in welchem Sinne unser therapeutisches Eingreifen sich zu gestalten hat.

Auf mein engeres Fachgebiet, das der Dermatologie, übergehend, möchte ich in dieser Beziehung speziell auf den Lupus, die fressende Flechte der Haut, verweisen. Wohl hatten einzelne Kliniker bereits seinen Zusammenhang oder seine nahe Verwandtschaft mit der Tuberkulose geahnt, sicher erwiesen wurde diese aber erst durch die Entdeckung des Kochschen Bazillus im Gewebe, bezw. durch die Versuche, mittels Verimpfung von Lupusgewebe auf Tiere bei diesen typische Tuberkulose hervorzurufen.

Aber das sind vielleicht Dinge, deren Bedeutung der Laie etwa darum zu wenig zu würdigen versteht, weil der effektive Nutzen anscheinend zu wenig in die Augen springt und weil das „Cui prodest“ (wem zunutze) — nicht in dem angezogenen Beispiele, aber in manch andern Fällen —, nicht immer so strikte beantwortet werden kann, daß es dem Laien einleuchtet, bezw. weil solche Untersuchungen manchmal erst für die Zukunft praktische Erfolge zeitigen. Dagegen hat wohl jedermann von den großen Erfolgen schon gelesen, welche die

Pasteursche Schutzimpfung gegen Lyssa (Hundswut) gewährt, und manch angsterfüllter Vater, manche verzweifelnde Mutter konnten an ihrem todkranken Kinde die glänzenden Wirkungen des Behringschen Heilserums gegen Diphtheritis dankerfüllten Herzens mitansehen und den nur auf dem Wege des Tierexperimentes gewonnenen Fortschritt in der Bekämpfung dieser furchtbaren Erkrankung segnen und wieder segnen. Noch gegen andre Krankheiten hat man bereits mehr oder weniger wirksame Sera dargestellt, und in jüngster Zeit ist es einem Wiener Kollegen gelungen, auch ein solches gegen Scharlach zu gewinnen, das nach den bisherigen, allerdings zu einem abschließenden Urteile noch nicht berechtigenden Beobachtungen bald unserm Arzneischatz einverleibt werden dürfte, all das natürlich nur auf Grund der Einschaltung des Tierexperimentes.

Wenn im Hinblick auf solche Erfolge es noch immer nicht nur einzelne, von falscher Sentimentalität irregeleitete Personen, sondern ganze Vereine von sogenannten Vivisektionsgegnern gibt, so läßt sich das kaum begreifen, noch schwerer begreiflich aber erscheint es, daß es derartigen Vereinen auch gelungen ist, die Regierungen einzelner Staaten zu gewissen Zugeständnissen zu bewegen, Zugeständnisse, mit denen sich diese Vereine wohl brüsten können, die aber glücklicherweise von keinem allzu großen Belang sind. Wir erwähnen aus diesem Grunde, daß in einzelnen Staaten, so in England, Dänemark, Oesterreich u. a., durch Verordnungen festgelegt ist, „daß Versuche an lebenden Tieren nur zum Zwecke wichtiger Untersuchungen, nur ausnahmsweise und nur in Fällen der größten Notwendigkeit vorgenommen werden dürfen." Glücklicherweise legen aber die kompetenten Behörden den Experimenten keine besonderen Schwierigkeiten in den Weg, kann sich doch damit kaum je der Praktiker, sondern nur der gelehrte Forscher abgeben, so daß im allgemeinen diese wichtigen Untersuchungen den klinischen Laboratorien vorbehalten bleiben. Leider läßt uns auch das Tierexperiment zuweilen total im Stich; ich muß wieder auf mein engeres Fachgebiet zurückkommen. Die venerischen Erkrankungen, die Blenorrhöe, das venerische Geschwür, insbesondere aber Syphilis, ließen sich bis nun auf Tiere nicht übertragen, es schien ein trauriger Vorzug des Menschengeschlechtes, daß es allein (nach dem heutigen Stande der Forschung) den günstigen Nährboden für die Erreger dieser Krankheiten abgibt. Die Erreger der beiden erstgenannten Krankheiten sind uns bereits wohl bekannt und lassen sich auch in Reinkulturen gewinnen, und im letzten Jahre gelangen auch bereits wiederholt mit positivem Ergebnis Uebertragungen des venerischen Geschwüres auf Affen, bezüglich des Erregers der Syphilis wissen wir noch nichts. Nichtsdestoweniger wurden und werden Untersuchungen bezüglich der Uebertragbarkeit auf Tiere bis in die jüngste Zeit fortgesetzt, und gerade aus den letzten Jahren datieren Untersuchungen über Syphilisimpfungen an Schweinen (die Haut der Schweine ähnelt im Bau am meisten noch der menschlichen), die den einen Autoren anscheinend in allen Fällen mit positivem Erfolge gelangen, während sie andern Autoren bei gewissenhafter

Nachprüfung und bei zahlreicher Variation der Versuche in einem einzigen von zwanzig Versuchen (Neisser, Breslau) gelangen, und da muß es noch dahingestellt bleiben, ob die an diesem Tiere beobachteten Krankheitserscheinungen tatsächlich als solche syphilitischer Natur zu betrachten sind oder nicht. Ob, wie es jetzt den Anschein hat, die Impfung auf anthropoiden Affen haftet, muß noch dahingestellt bleiben, aber sicherlich wäre gerade für die Erkenntnis der Syphilis, insbesondere in bezug auf die Möglichkeit einer Schutzimpfung gegen die Erkrankung oder in bezug auf die Herstellung eines Heilserums das Experiment von der weittragendsten Bedeutung.

Und so gelangen wir zur Frage, ob man solche Impfungen auch an Menschen vornehmen dürfe. In dieser brüsken Form ist die Frage unbedingt zu verneinen. Sie wurde nicht immer verneint, und wer die Geschichte der venerischen Erkrankungen studiert, wird von ziemlich zahlreichen derartigen Versuchen lesen, denen wir die Klarheit unsrer heutigen Anschauungen über das Wesen der genannten Erkrankungen sowie die Möglichkeit ihrer Abgrenzung gegeneinander verdanken. Um keinerlei Mißverständnis hervorzurufen, sei besonders betont, daß es jederzeit auch Aerzte und Forscher gegeben hat, die aus wissenschaftlichem Interesse und wissenschaftlicher Begeisterung am eignen Leibe solche Experimente vorgenommen haben oder vornehmen ließen. Aber wie schätzenswert die Ergebnisse dieser Untersuchungen auch in bezug auf die Erkenntnis dieser Erkrankungen, insbesondere auch auf die Art und Möglichkeit ihrer Uebertragung waren, speziell in therapeutischer Beziehung hatten sie kaum wesentliche Resultate geliefert, und gerade heute, in der Zeit der Heil- und Immunsera, wo sich der Therapie einzelner Erkrankungen ganz ungeahnt neue Wege erschlossen, die, wie die früher angezogenen Beispiele erweisen, mit Glück weiter verfolgt werden, tritt die Frage schärfer denn je an uns heran, dürfen wir uns auch an das edelste Versuchsobjekt, den Menschen, wagen? Bei der Wichtigkeit, die der Bekämpfung der Lustseuche als Volkskrankheit zukommt, ist es begreiflich, daß die Frage nicht einfach kurzerhand abgewiesen wird. So möchte ich hier eines Vorschlages seitens meines ehemaligen Lehrers, des Herrn Professors Eduard Lang, der in einem vor Aerzten gehaltenen Vortrag (1899) niedergelegt ist, gedenken, und ich lasse ihm hier das Wort: „Meiner Ansicht nach könnten unter gewissen Voraussetzungen zu den Versuchen Individuen herangezogen werden, die eine längere Freiheitsstrafe zu erdulden haben. Hierbei leitet mich keineswegs der Gedanke, in den Sträflingen ein minderwertiges Menschenmaterial zu diesen Studien heranzuziehen — denn der ärztlichen Caritas gilt jedes Menschenkind gleich edel — als vielmehr die Tatsache, daß die Detenierten einer genügend lange fortgesetzten Beobachtung zugänglich bleiben. Im ersten Augenblick dürfte sich da manchem die Frage aufdrängen, ob die Ziele der geplanten Forschung auch hoch genug seien, um zu ihrer Erreichung an das edelste Versuchsfeld, den Menschen, heranzutreten. Ueber die Erhabenheit des gesteckten Zieles kann ein Zweifel nicht obwalten, ja es läßt sich — ohne Widerspruch zu besorgen — kühn behaupten, daß wir einem der idealsten Güter nachstreben, wenn wir uns zur Auf-

gabe stellen, an der Erstickung einer so tückischen Krankheit, wie es die Syphilis ist, zu arbeiten. Von jedem einzelnen Mitglied unsers Heeres erwarten wir, daß es mit kaltem Blute dem Tode entgegengehe, wenn ideale und materielle Güter des Vaterlandes auf dem Spiele stehen. Fast stündlich erleben wir, daß Gruben- und Caissonarbeiten, Tunnelanlagen und Bahnbauten, Industriewerke und sonstige Unternehmungen, also Schaffung rein materieller Güter, Opfer an Menschenleben erfordern, wie sollte nicht erst die Anbahnung eines Fortschrittes, der sich das Heil der leidenden Menschheit zur Aufgabe stellt, es zulassen, eine im Verhältnis geringe Zahl von Individuen für die große Idee zu gewinnen! Der Soldat fühlt sich gehoben und geadelt, wenn seine Seele zum Kampfe patriotisch entflammt wird; gewiß ist der Mensch auch einer Begeisterung zugänglich, wo es sich darum handelt, am Altare der Wissenschaft Opfer darzubringen, die dem ganzen Menschengeschlechte zustatten kommen. Und nun bedenke man, daß der Sträfling, ausgeschlossen aus der menschlichen Gesellschaft, kaum je in die Lage kommen kann, Handlungen zu begehen, die neu aufgetauchten besseren Regungen entspringen. Mit höchst vereinzelten Ausnahmen, halte ich jeden Menschen, auch den „Verbrecher", edler Aufwallung fähig. Wie müßte das Gemüt eines solchen Geschöpfes aufgerichtet werden, wenn man ihm Gelegenheit böte, sich in den Dienst der Allgemeinheit zu setzen und dadurch neuerdings zu einem nützlichen Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu werden. Diejenigen, die sich einem solchen Dienste weihen wollten, könnten überdies mit vollster Beruhigung dahin belehrt werden, daß, selbst wenn der Versuch zum Ausbruch der Krankheit führen sollte, eine tiefere Schädigung im allgemeinen nicht zu besorgen wäre, weil sofort eine sorgfältige zweckentsprechende Behandlung Platz greifen würde, die mit nur sehr wenigen Ausnahmen nach kürzerer oder längerer Zeit vollständige Genesung erwarten läßt; wobei vorausgesetzt ist, daß die Erfüllung aller hygienischen Anforderungen eine selbstverständliche Bedingung darstellt. Die Beherzigung dieses Umstandes sowie etwaige vom Staate zugesicherte Benefizien für die der Allgemeinheit geleisteten Dienste würden gewiß das Ihrige dazu beitragen, um eine genügende Anzahl von Freiwilligen für die Idee anzuwerben. Die praktische Ausführung dieser Idee knüpft sich selbstverständlich an die Einwilligung der hierbei in Betracht kommenden Personen und an die Zustimmung der hierzu kompetenten staatlichen Behörde."

Ich habe diesem Vorschlag darum in seiner ganzen Ausdehnung Raum gegeben, weil einzelne Sätze, aus dem Zusammenhang herausgerissen, leicht falscher Auffassung Vorschub leisten könnten. Der aufmerksame Leser aber, der sich freien Blick und freies Urteil gewahrt hat, findet hier, allerdings dem Stoffe entsprechend in fremder Gewandung, einen Gedanken, dem wir im jüngsten Drama Maxim Gorkis, „Nachtasyl", wieder begegnen. In jedem der „gewesenen Menschen", die Gorki schildert, weiß er Regungen eines lebendigen, bedrückten und sehnenden Gemütes zu finden. Wie zähe glaubt dort der alte Wanderphilosoph Lukas daran, daß jeder Mensch wenigstens eine Illusion, wenn auch nur eine schöne Lüge,

sein eigen nennen müsse, um das Gemüt zu schmücken. Und hier handelt es sich nicht um eine schöne Lüge, sondern um das erhabene und erhebende Bewußtsein edler Tat im Dienste der Forschung, im Dienste der Wahrheit, im Dienste der Menschheit. „Was ist Wahrheit?" läßt Gorki den alten Philosophen im Drama fragen. „Die Menschheit — das ist Wahrheit" und „Was ist der Mensch?" „Nicht wir, nicht ich, auch die andern nicht — nein! Du bist es, ich, sie alle, der alte Lukas, Napoleon, Mohammed! Alles in einem! Riesengroß! Darin ist der Anfang und das Ende! Alles im Menschen, alles für den Menschen!"



Haltern-Aliso.

Ein Vortrag

von

Dr. C. Schuchhardt, Hannover.

In Nordwestdeutschland, wo die großen, entscheidenden Kriege zwischen Römern und Germanen sich abgespielt haben, die Feldzüge des Drusus, Tiberius, Varus, Germanikus, hat man auch seit langer Zeit sich bemüht, die Hauptereignisse dieser Kriege im Gelände wiederzuerkennen.

Die Leidenschaft zu wissen, wo die Varusschlacht gewesen ist, bewegt bei uns das ruhigste niedersächsische Blut. Und an zweiter Stelle steht Aliso, die Festung an der Lippe, die schon Drusus auf seinem ersten Zuge anlegte, die nachher den Trümmern des Varianischen Heeres die einzige Zuflucht bot, und die schließlich noch von Germanikus neu hergerichtet wurde als Stützpunkt für seinen letzten Feldzug gegen Arminius im Jahre 16 n. Chr.

Hat die Varusschlacht mehr die Herzen des ganzen Volkes beschäftigt, so Aliso mehr die Köpfe der Militärs und der Gelehrten. Moltke hat einmal gesagt, wenn man Feldzüge der Vergangenheit rekonstruieren wolle, müsse man zuerst ihren Ausgangs- und Stützpunkt feststellen.

Aber all diese eifrigen Bemühungen haben doch nichts gebracht, was einen festen, dauernden Halt geboten hätte. Erst jetzt ist ein Haken eingeschlagen, der eine schöne Fuge getroffen hat, und an den sich nun vieles weiter wird anknüpfen lassen.

Wir haben an der Lippe, bei Haltern, nur 40 Kilometer aufwärts von Wesel eine ganz große Römerstation gefunden — bewiesen durch bereits Tausende der schönsten römischen Dinge — und zwar nicht durch Zufall gefunden, sondern ganz systematisch, auf wohlberechnetem Wege.

Seit zwei Jahrzehnten hatte man an der Lippe eine ganze Kette von römischen

Kastellen angenommen: von Xanten über Schermbeck, Haltern, Lünen, Hamm, Lippstadt bis Elsen bei Paderborn. Dies Elsen sollte Aliso sein, die vorgeschobenste Festung der Römer, auf der Schwelle des Cheruskerlandes.

Die gut erhaltenen Befestigungen dieser Kette sahen sehr römisch aus; aber so wie sie tauchten bei näherem Zusehen immer mehr in Westfalen und Hannover auf, so daß die Fülle allmählich beängstigend wurde.

Als sich daher 1898 eine Westfälische Altertumskommission bildete, beschlossen wir, als erstes die Frage des römischen Ursprungs dieser Gattung durch Ausgrabung der besten Exemplare an der Lippe klarzustellen.

Das Ergebnis war negativ, aber vielleicht um so interessanter. Die Anlagen waren nicht römische Kastelle, sondern karolingische befestigte Gutshöfe, etwas, was wir noch gar nicht kannten.

Seitdem ist die Forschung auf diesem Gebiete sehr rasch fortgeschritten, gefördert gleichmäßig von archäologischer und archivalischer Seite. Wir wissen heute, daß Karl der Große diese Königshöfe, mit Grafen oder Königsbauern besetzt, an Land- und Wasserstraßen bis tief in das Sachsenland hinein geführt hat, daß das marschierende Heer in ihnen Unterkunft und Verpflegung fand, und daß der große Frankenkönig vielleicht gerade durch dieses System das Ziel erreicht hat, das die Römer vergeblich erstrebten: das weite Nordwestdeutschland zu erobern. Der Form nach haben sich die curtes Karls des Großen aus den römischen Gutshöfen im Limesgebiet entwickelt und selbst dann nachher wieder das Vorbild für die deutschen Königspfalzen abgegeben. So hat die römische Kultur vom Rhein und von der Donau aus bis weit in das deutsche Mittelalter hinein gewirkt.

Diese Erkenntnis der karolingischen curtes brachte für die Auffassung von römischen Kastellen an der Lippe und überhaupt in Nordwestdeutschland einen völligen Umschwung. Für das Römertum war jetzt nur noch eine vertrauenswürdige Stätte vorhanden, das war Haltern an der Lippe, denn hier war außer Münzen und Fibeln auch eine große Partie römischer Schleuderbleie gefunden, also ein Munitionsdepot, das immer auf ein Lager deutet.

Haltern war deshalb das nächste, was die Westfälische Altertumskommission ins Auge faßte.

Hier habe ich 1899 die Grabung begonnen, und zwar auf dem St. Anna-Berge, dreiviertel Stunden westlich der Stadt. Hier waren die Funde gemacht, und hier hatte auch in den 1830er Jahren der Major Schmidt vom Großen Generalstabe noch Reste von Wällen und Gräben zu erkennen geglaubt. Inzwischen war leider das Gelände parzelliert und im Suchen nach Quarzitsteinen, die für den Chausseebau wertvoll schienen, gänzlich durchwühlt worden, so daß jetzt keine Spur von Befestigung mehr zu erkennen war.

Nach einer Reihe von Tagen fand ich aber doch den römischen Spitzgraben mit kleinen römischen Sachen darin, und am Ende der nur einwöchigen Versuchsgrabung zeigte sich auch schon die Spur einer größeren Ansiedlung unten an der Lippe zwischen Haltern und dem Annaberge.

Glücklicherweise nahm gerade damals das Kaiserlich Archäologische Institut die Erforschung auch des Archäologischen in Deutschland in die Hand. Eine Kommission dieses Instituts unter Führung seines Generalsekretars bereiste kurz nach meiner Grabung die Lippe, erkannte die Bedeutung des Annaberges und beschloß, die weitere Forschung bei Haltern mit allen Mitteln zu fördern. Das ist dann geschehen, fünf Jahre hindurch, und nur durch dies Zusammenwirken, durch die starke Mithilfe des Reichs neben der aufopferungsvollen Tätigkeit der Kräfte am Orte, in Haltern und Münster, konnten die großen Resultate erzielt werden, über die ich heute berichten darf.

Vier Anlagen haben wir bis jetzt festgestellt. Das Kastell auf dem Annaberge ist ein großes unregelmäßiges Dreieck von 350 Meter Durchmesser und einem Innenraume zweieinhalbmal größer als der der Saalburg. Die unregelmäßige Form erklärt sich daraus, daß die Umfassung sich möglichst am Rande der Hochfläche hält. Zwischen dem Annaberge und Haltern liegen sodann um eine alte Lippebucht drei weitere Anlagen: ein Magazinplatz, dicht am alten Ufer, bis jetzt 280 : 70 Meter weit untersucht, darüber auf aufsteigendem Gelände ein großes rechteckiges Lager, das zuerst 600 : 300 bis 350 Meter groß angelegt war, nachher in der Längsrichtung um etwa 100 Meter verkürzt wurde, und schließlich das sogenannte „Uferkastell", für das wir jetzt bereits fünf Perioden unterscheiden können, und das wahrscheinlich ein Brückenkopf gewesen ist.

Gebaut waren alle diese Anlagen nur aus Holz und Erde. Nirgends ist ein Baustein, sei es Naturstein oder Ziegel, und nirgends ein Bröckchen Kalk gefunden.

Wir hatten es bei der Ausgrabung also nicht so bequem, wie an klassischen Stätten oder auch in den Limeskastellen, wo man an einer Mauer nur hübsch entlang zu gehen braucht, um den Grundriß des Gebäudes ganz von selbst aus der Erde wachsen zu sehen. Die Spuren, nach denen wir die Halterner Anlagen erkennen und rekonstruieren mußten, bestanden lediglich in den Einschnitten und Löchern, die die Gräben der Umfassung oder die Pfosten der Bauten im gewachsenen Boden hinterlassen hatten. Aber „nichts ist dauerhafter als ein ordentliches Loch", hat gerade in Haltern einmal ein hervorragender Archäologe gesagt. Mag der Graben nachher noch so dicht zugefüllt sein, mag der Pfosten in seinem Loche stehen geblieben und verfault sein, stets wird sich noch nach 1000 und 2000 Jahren die Füllung als schmutziger lockerer Boden deutlich abheben von dem harten goldgelben Sande des gewachsenen Erdreichs umher.

Auf diesen Beobachtungen beruht alles, was wir von den Halterner Bauten aussagen können.

Auf dem Annaberge wurde dicht hinter dem einfachen Spitzgraben der Wall durch eine steile Holzwand gehalten, genau wie bei den Limeskastellen die Mauer ihn hält. Auf alle 100 römische Fuß springen aus dem Wall Türme vor — bis fast in die Grabenspitze —, die auf vier großen Holzfüßen ruhen. Die zwei Tore, die ich bisher feststellen konnte, sind ebenfalls große Holzbauten, gegen 15 Meter breit und gegen 20 Meter tief. Sie sind dreiteilig: durch die

Mitte geht der Durchgang, links und rechts liegen 5 Meter breite geschlossene Räume, die unten Wachtstuben, obenauf eine Plattform gehabt haben werden.

Der Anlegeplatz ist nur von Palissaden eingehegt gewesen. Auf seinem weiten Raume sind eine Menge Spuren gefunden, die auf große Magazine deuten, und zwar speziell für Geschirr, für Waffen, für Korn.

Am interessantesten ist darunter eine dreieckige Anlage ganz im Westen des Platzes, deren Erklärung zuerst viel Kopfzerbrechen gemacht hat. Der Innenraum ist nur 20 : 20 Meter groß und umgeben von einem etwa 4 Meter breiten und fast 2 Meter tiefen Sohlgraben, der nach den erhaltenen Pfostenlöchern eine steile Wandabsteifung gehabt hat.

Inmitten des Platzes fanden wir gar nichts, aber der Graben umher war von unten bis oben gefüllt mit verschiedenartigen Brandschichten, und aus diesen Schichten glauben wir nun doch noch ablesen zu können, was auf dem Platze gestanden hat, und wie es zugrunde gegangen ist.

Zu unterst liegt eine ganz harte schwarze Schicht von verbranntem Holzwerk. In ihr finden sich eine Masse feiner Terra sigillata-Scherben, Bronze- und Eisensachen. Dann folgt, bald schwächer, bald stärker, eine eingeschwemmte Schicht unreinen Sandes, hie und da auch wieder von Brandstreifen durchzogen; und dann eine dicke, aber ziemlich lockere Brandschicht, die fast unmerklich in den natürlichen Humus übergeht. Aus dieser oberen dicken Brandschicht wurde durch einen merkwürdigen Zufall die Aufklärung für das Ganze gewonnen.

Es war etwa die Hälfte des Dreiecks freigelegt, als das Osterfest (1900) eine Pause gebot. Für die Feiertage mußten wir starken Besuch erwarten und hatten deshalb eine Wache bestellt, damit nicht unsre schönsten Grabenprofile und Pfostenlöcher unter die Füße der Wißbegierigen gerieten. Aber es regnete in den Festtagen unaufhörlich, und der brave westfälische Bauer, der die Aufsicht führte, ging gelangweilt in unsern langen Grabenschnitten auf und ab, ohne einen andern Zeitvertreib, als an den hohen Wänden dieser Schnitte hinaufzugucken. Da sah er denn, je schärfer der Regen die Wände wusch, erst vereinzelt, dann immer mehr und schließlich zu Tausenden kleine Weizenkörner ihren Körper aus der schwarzen Sandwand herausstrecken. Als wir am dritten Ostertage die Arbeit wieder aufnehmen wollten, lag die Erklärung schon fertig vor: ein Kornspeicher hatte in der Mitte gestanden und beim Verbrennen seine Reste in die Gräben abgelagert.

Aber auch wie er gebaut war und wie seine Teile nacheinander in die Gräben rutschten, glaubten wir nun erkennen zu können. Es wird ein zweigeschossiger Holzbau gewesen sein, in dem zu ebener Erde das schwere Korn lagerte, oben aber feines Tongeschirr und sonstige Luxusgegenstände für die Offiziere. Wir wissen, daß die horrea, die Kornspeicher, oft im Obergeschoß zu solchen Zwecken verwendet wurden.

Nun brannte dieser Bau ab. Zuerst stürzten die brennenden Wände und mit ihnen der Inhalt des Obergeschosses in die Gräben. Das bildet die unterste hartkohlige Schicht mit den schönen Funden. Das Korn, das zu ebener

Erde lag, blieb angeschwelt als großer Haufen noch eine Weile an seinem Platze. Erst rieselte vom Rande der Gräben viel halbreines Material herein und lieferte die unregelmäßige Sandschicht. Dann ergriff die Bewegung auch den Getreidehaufen, Wasser und Wind spülten davon nach und nach in die Gräben, und die völlige Einebnung wird schließlich die Menschenhand besorgt haben.

Beim Großen Lager ist bisher außer der Umfassung kaum etwas Sicheres festgestellt. Es scheint in seiner Bauart dem Uferkastell eng verwandt, das wir durch weit eingehendere Grabung sehr gut kennen. Die Bauart des Walles bietet hier ein Novum. Er ist nicht bloß vorn, sondern auch hinten durch Hölzer befestigt gewesen, und zwar scheinen diese auch hinten — wenigstens vielfach — eine steile Wand zu bilden, denn dicht an jene hinteren Wallpfosten treten schon die Spuren von Baracken mit ihren Pfostensetzungen. Wir lernen also hier einen „Wall“ kennen, der eine beiderseits steile Wand war, aus Holz und Erde, von etwa 3 Meter Stärke, eine Bauart, die, so neu sie für das Römertum ist, doch für unsre einheimischen Germanenfestungen, und zwar bis zur Franken- und Sachsenzeit hin, vielfach vorkommt.

Bei dieser Konstruktion des Walles, die sich also in zwei Reihen starker Pfostenlöcher markiert, war es leicht, die Aufeinanderfolge der Perioden des Uferkastells festzustellen. Wo die Wallpfosten der einen Anlage in den zugefüllten Gräben der andern standen, mußte notwendig der zugefüllte Graben der früheren Anlage und die darin stehenden Pfosten der späteren angehören. So ergaben sich die verschiedenen Perioden: eine ganz kleine halbrunde, eine große rechteckige, eine verkürzte dreieckige und wieder eine große rechteckige.

Der auffällige Umstand, daß man einen so kleinen Platz so vielfach neu befestigte, und daß die Tore der verschiedenen Perioden in einer Achse liegen, deutet darauf, daß das „Uferkastell“, wie wir es unverbindlich genannt haben, ein Brückenkopf war. Die Suche nach der Brücke selbst, die dann angestellt ist, hat zwar noch zu keinem Ergebnis geführt, da sie sich auf das Ueberschwemmungsgebiet zwischen der alten und der neuen Lippe beschränkt hat. Erst nächsten Sommer soll das Bett der alten Lippe und das hohe südliche Ufer bei Bossendorf in Angriff genommen werden. Einstweilen dient zum Troste wieder eine germanische Beobachtung. Im Westen des Uferkastells sind viele karolingische Scherben zutage gekommen, und die Stätte dort heißt Hovestadt. Das deutet auf eine curtis Karls des Großen. Gegenüber im Dorfe Bossendorf aber, wo man dieselben Scherben gefunden hat, ist die Umwallung des Königshofes als Viereck von 100 : 150 Metern noch deutlich vorhanden. Zwei curtes so einander gegenüber beweisen den Uebergang einer wichtigen karolingischen Straße. Die karolingischen Straßen aber lagen fast überall noch auf den Linien der römischen.

Bieten uns die vielseitigen Anlagen bei Haltern nach Grundriß und Aufbau viel des Eigenartigen und Neuen, so ist um so wertvoller die Aufklärung, die die in ihnen gemachten Einzelfunde hinzubringen.

Zweierlei ist das Charakteristikum für die Gesamtheit der Funde: sie zeigen durch das starke Auftreten von Waffen überall, daß alle Anlagen militärischen

Charakters sind, und sie zeigen weiter, daß sie alle der augusteischen Zeit entstammen und nur in dieser benutzt worden sind. Es sind also militärische Anlagen aus den großen Römerkriegen zwischen Drusus und Germanikus.

An Münzen sind jetzt gegen 80 Stück vorhanden, die vom Jahre 200 v. Chr. bis in die Zeit des Augustus reichen.

Auf der Schulter einer Amphora steht der Rest einer Inschrift, der nur Ne]rone II., das ist Tiberio Claudio Nerone II. consule, „unter dem zweiten Konsulat des Tiberius", gelesen werden kann und damit das Jahr 7 v. Chr. bezeichnet.

Weitere zeitliche Urkunden liefert das feine leuchtend rote Tongeschirr, die Terra sigillata, das regelmäßig unter dem Boden den Fabrikantenstempel hat. Gegen 90 verschiedene solche Stempel haben wir in Haltern aufgelesen. Wir wissen aus italischen und rheinischen Funden, welche Fabrikanten da und dort zu der und der Zeit ihre Fabriken gehabt haben und können danach aus der Halterner Liste erkennen, daß es sich durchaus um augusteische Ware handelt, die zum Teil in Italien, zum Teil in Südfrankreich hergestellt ist.

Die weiteren Funde: von Bronze Amulette, Glöckchen, Fibeln; von Glas die Stücke von feinsten Millefiorischälchen; ein geschnittener Stein: alles zeigt die frühe vornehme Kaiserzeit an.

Diese Geschlossenheit der Funde hat eine Bedeutung, die weit über den Bereich von Haltern hinausgeht. Wir lernen hier an einer Fülle von Material, welche Formen von Waffen, von Schmucksachen, von Gefäßen in der kurzen Spanne Zeit von 11 vor bis 16 n. Chr. herrschend gewesen sind, und können danach eine Menge andern Materials in allen möglichen Teilen der antiken Welt bestimmen. Von allen Seiten, aus dem Rheinlande, aus Frankreich und England, kommen denn auch schon die Forscher nach Haltern, um die dortigen Erfahrungen für ihre heimischen Dinge zu verwerten.

Von besonderem Interesse sind einige Waffenfunde, zunächst das aus den Schriftenstellern wohlbekannte, aber auf den Fundstätten doch so seltene pilum, der Wurfspeer, bei dem ein 1/2 Meter langer dünner Eisenschaft mit vierkantiger Spitze auf einem 1 Meter langen Holzschaft sitzt; und sodann der noch seltenere Geschützpfeil, von dem 3000 Exemplare im großen Lager auf einen Schlag gefunden sind.

Er ist von stärkerem Kaliber als das pilum und wird gleich unterhalb der Spitze von einem Holzmantel umschlossen, in den er mit einem dünnen Dorn eingreift. Dieser Holzmantel hat sich deshalb erkennbar erhalten, weil er mit dem ausschwitzenden Rost des Dornes sich zu einer steinharten Masse verbunden hat. Er endigt unten mit einem dreiteiligen Zapfen, der in den hölzernen Langschaft eingreifen sollte. Von diesen Schäften hat sich in Haltern aber keine Spur gefunden. Es sind also nur die Eisenspitzen mit ihrem Mantel von Rom oder Gallien ausgesandt worden, die zugehörigen Holzschäfte sollten erst an Ort und Stelle angefertigt werden.

Die Funde sind sämtlich in Haltern verblieben und werden von dem dortigen

Altertumsverein sehr sorgfältig und sachverständig verwaltet. Er hat sie bisher freilich nur notdürftig in der Rektorschule unterbringen können, beabsichtigt jetzt aber, einen besonderen Bau als wirkliches „Museum" zu errichten, und hat einen Aufruf zur Zusammenbringung der Mittel erlassen, der in Anbetracht der Wichtigkeit des Zweckes hoffentlich raschen und guten Erfolg haben wird.

Ueberblicken wir nun die gesamten Halterner Anlagen: das Annabergkastell auf der Höhe, den Anlege- und Magazinplatz an der Lippe, das Große Lager und den vermutlichen Brückenkopf mit seinen vier bis fünf Perioden, so ist völlig klar, daß wir es nicht mit einem gewöhnlichen römischen Feldlager zu tun haben und auch nicht mit einer gewöhnlichen Etappe an einer römischen Heerstraße. Haltern ist ohne Frage ein Standlager für Legionen gewesen mit allen Einrichtungen für den Nachschub von Truppen und Proviant.

Und was so die Ausgrabungen an die Hand geben, bestätigt und bestärkt die ganze Lage des Platzes.

Bei Haltern, genauer beim Annaberge, bilden die von Nord und Süd an den Fluß herantretenden letzten westfälischen Höhen ein Tor, das man mit Recht die westliche Porta Westfalica genannt hat. Wer es besitzt, hat vom Rheine her den Schlüssel zum ganzen Brukterer- und Sigambrerlande.

Dies Zusammentreten der Höhen bietet auch die Gelegenheit zu einem Flußübergang, wie sie weiter aufwärts, wo die Lippe immer ein weites Ueberschwemmungsgebiet hat, so günstig kaum je wiederkehrt.

Letzt und best ist die Lippe nur bis Haltern zu allen Jahreszeiten schiffbar. Noch im Mittelalter haben die westfälischen Mönche sich ihren Rhein- und Moselwein regelmäßig bis Haltern zu Wasser und von da weiter zu Wagen kommen lassen. Das alles zeigt, warum die Römer bei Haltern diese vielen großen und verschiedenartigen Einrichtungen getroffen haben. Sie mußten hier sich den Eintritt in das ganze innere Germanien sichern, hier ihren Sammel- und Umschlagplatz anlegen für den Truppen- und Proviantransport.

Damit aber gewinnt Haltern archäologisch genau die Rolle, die literarisch in den Römerkriegen eine bestimmte Anlage an der Lippe spielt, die einzige, die uns überhaupt mit Namen genannt wird: Aliso.

Dreimal, immer bei sehr markanten Gelegenheiten, tritt uns dieser Name im Verlauf der Feldzüge entgegen, unter Drusus, unter Varus, unter Germanikus; und aus der ruhigen Betrachtung dieser Gelegenheiten wird sich uns die Entscheidung ergeben, was die römische Station bei Haltern zu bedeuten hat.

Drusus unterwirft im Jahre 11 v. Chr. die Tenkterer und Usipeter, die dicht am Rheine wohnen, und schlägt dann eine Brücke über die Lippe, um in das Land der Sigambrer einzubrechen. Da die Sigambrer sich verzogen haben, gelangt er ungehindert durch ihr ganzes Gebiet bis zu den Cheruskern an die Weser. Auf seinem Rückwege aber treten die Sigambrer ihm entgegen und mit ihnen die Brukterer und Cherusker. Drusus wird hart bedrängt und in einem Gebirgspaß (Arbalo) fast vernichtet. Die Feinde haben schon im voraus die Beute verteilt: die Sigambrer sollen die Menschen, die Brukterer die Pferde,

die Cherusker das Gold und Silber haben. Gerade wegen dieser voreiligen Siegesgewißheit aber gelingt es dem Drusus, sich durchzuschlagen, und nun baut er „den Feinden zum Trotz" da, wo der Elison in die Lippe fließt, das Kastell Aliso ihnen vor die Nase.

Diese Feinde sind in erster Linie die Sigambrer gewesen. In ihr Land brach Drusus zuerst ein, ihnen sollte der Löwenanteil an der Beute zufallen, die Menschen. Es sind die gleichen Sigambrer, gegen die schon Cäsar zweimal über den Rhein gezogen war, und aus denen, weit nach ihm und Drusus, noch Tiberius 40 000 wegführen mußte, um endlich Ruhe zu schaffen.

Die Sigambrer sind nur durch den schmalen Streifen der Usipeter und Ubier vom Rhein getrennt, sie wohnen gleich südlich der Lippe bis über die Sieg hinaus. Deshalb ist immer schon gesagt worden, daß Drusus seine Brücke nicht wohl weiter aufwärts als Haltern geschlagen haben könne, weil er sonst die Sigambrer im Rücken gehabt hätte, und von militärischer Seite ist betont, daß er auf dem Rückwege an der gleichen Stelle das Kastell angelegt haben werde, wo er auf dem Hinwege die Brücke geschlagen hatte.

Nach der Teutoburger Schlacht ist Aliso die einzige Stätte gewesen, die den Trümmern der Varianischen Legionen Rettung bot; alle andern festen Plätze fielen den Germanen sofort in die Hände. In Aliso aber haben die Flüchtigen dann noch eine schwere und langwierige Belagerung ausgehalten, von der wir verschiedene Einzelheiten erfahren.

Die Germanen, heißt es, konnten nichts ausrichten, weil sie sich aufs Belagern nicht verstanden und schon durch die Bogenschützen, die in der Festung waren, ferngehalten wurden.

Eines Tages bemerkte der Kommandant, daß sehr viel Holz vor den Wällen umherlag. Er fürchtete, daß die Germanen es an den Wall herantragen und die Feste in Brand stecken könnten. Deshalb schickte er Leute aus, von dem Holze zu sammeln, als ob man es im Kastell nötig habe. Der Erfolg war, daß sofort die Germanen selbst die ganze Masse aufrafften und weit wegschleppten. Das steht in einem Buch über Kriegslisten.

Schließlich fing der Kommandant, um das Gerücht, die Festung litte Hunger, zum Schweigen zu bringen, einige Germanen ein, führte sie von Kornspeicher zu Kornspeicher und ließ sie dann mit abgehauenen Händen laufen.

Diese Geschichten zeigen, daß Aliso gut gelegen, aus Holz gebaut und stark verproviantiert war.

Die Belagerten sind am Ende, als sie wirklich nichts mehr zu essen hatten, in einer dunkeln, stürmischen Nacht ausgebrochen. An den ersten Wachtposten der Germanen kamen sie unbemerkt vorbei, beim dritten verriet sie das Geschrei der Weiber und Kinder, es entspann sich ein Kampf, viele wurden niedergemacht, aber alle die Kräftigeren gelangten glücklich an den Rhein.

Auch diese letzte Episode deutet darauf, daß Aliso am Unterlauf der Lippe gelegen hat. Wie hätten sich die Römer sonst, wenn es sechs Tagemärsche waren, bis zum Rheine durchschlagen sollen?

Am deutlichsten aber spricht in dieser Beziehung das Verfahren des Germanikus im Jahre 16 n. Chr. Tacitus berichtet darüber: Bei den Vorbereitungen zu einer großen Expedition gegen die Cherusker hört der Feldherr, daß das Lippekastell belagert werde. Er zieht mit sechs Legionen hin, um es zu entsetzen. Die Belagerer entweichen, und dem Germanikus bleibt nur übrig, die Verbindungen Alisos mit dem Rheine neu zu sichern. Dann — und das ist das Wichtigste — bringt er die sechs Legionen an den Rhein zurück, setzt sie mit den zwei übrigen auf Schiffe und führt sie den Rhein hinunter, über die Nordsee, die Ems hinauf in die Gegend von Minden!

Wäre das denkbar, wenn Aliso, wie bisher fast allgemein angenommen, bei Paderborn an den Quellen der Lippe gelegen hätte? Dann hätte Germanikus nur 70 Kilometer bis Minden gehabt und hätte statt dieser kurzen direkten Linie den zwölffachen Umweg von 850 Kilometern gewählt. Sein Verfahren ist allein verständlich, wenn er von Aliso zum Rheine nur eine geringe Strecke hatte, etwa so wie von Haltern bis Xanten.

Das sind die drei Gelegenheiten, bei denen Aliso in der antiken Ueberlieferung auftritt. Ich denke, sie stimmen so sehr zu unsern Ausgrabungsergebnissen, daß zum Beweise Alisos bei Haltern nur noch eines fehlt: der Nachklang des alten Namens. Und auch der scheint jetzt leise vernehmbar. Denn wenn auch der Name Haltern selbst, der frühmittelalterlich Halostron lautet, sich mit Aliso noch nicht sicher zusammenbringen läßt, so haften doch am Oberlaufe eines Nebenflusses der Stever, nämlich des Heubaches, die Namen Alappe und Allerbach, die mit Alison eines Stammes sind. Der Heubach aber kann sehr wohl in antiker Auffassung als der direkte Nebenfluß der Lippe gegolten haben, da in seiner Richtung und nicht in der der Stever der Einfluß der vereinigten Gewässer in die Lippe erfolgt.

Wenn wir somit vertrauen dürfen, Aliso gefunden zu haben, so drängt sich wohl jedem die Frage auf die Lippen, ob damit nicht auch ein neues Hilfsmittel gewonnen sei, um die andre, noch berühmtere Stätte der Römerkriege, die Varusschlacht, zu bestimmen. Die Antwort muß leider lauten: nein! Aliso und die Varusschlacht hängen nur dadurch miteinander zusammen, daß die Reste des Heeres sich nach Aliso gerettet haben; wie weit sie dabei aber zu laufen hatten, wird nirgend gesagt.

Die Frage nach der Oertlichkeit der Varusschlacht ist von andrer Seite her zu lösen, ist aber in den letzten Jahren kaum minder gefördert worden als Aliso. Wir haben nur eine Ortsangabe für die Varusschlacht, nämlich in der Erzählung des Tacitus, wie Germanikus das Schlachtfeld besucht: Er hat das ganze Gebiet zwischen Ems und Lippe verwüstet und ist so bis in die letzte Ecke des Bruktererlandes (ad ultimos Bructerorum) gekommen. Da befindet er sich ganz nahe bei der Stätte, wo im saltus Teutoburgiensis die Gebeine des Varus und seiner Legionen noch unbestattet bleichen, und beschließt sie aufzusuchen.

Saltus Teutoburgiensis, „Teutoburger Wald", kann nur bedeuten den Wald um die Teutoburg, und die Teutoburg kann nur sein eine große Volksburg

mit einem Herrenhof in der Nähe. Diesen Typus haben uns die letzten Jahre gebracht. Ueberall in Altsachsen liegen die Beispiele: die Eresburg mit dem Hofe Horhusen, die Hohensyburg mit Westhoven, die Skidroburg mit Schieder, die Brunsburg mit Höxter u. s. w. Ueberall sind diese Höfe von Karl dem Großen zuerst als Krongut eingezogen, und auf Höxter ist so das erste große Kloster in Sachsen, Corvey, errichtet worden, von dem die christliche Kulturarbeit nach allen Richtungen hin ausging. Ich habe diese Gesichtspunkte weiter verfolgen können — mit den von Seiner Exzellenz dem Herrn Kultusminister und der Königlichen Akademie der Wissenschaften gütigst bewilligten Mitteln — in Neusachsen, in England, und wenn auch auf diesem Gebiete noch sehr viel zu tun ist, wenn die Forschung hier erst in den Anfängen steht, so kann ich doch so viel sagen, daß ich die Teutoburg zu kennen glaube.

Die Grotenburg bei Detmold, in deren Mitte das Hermannsdenkmal steht, ist der Rest eines uralten großen Ringwalles — daher der Name Grotenburg. Der Berg, auf dem sie liegt, heißt noch im ganzen Mittelalter „der Teut", und an ihrem Fuße liegt noch heute der große alte „Tötehof" oder „Tötemeyershof".

Was soll also die Burg oben anders sein als die Teutoburg?

Als man daran ging, die Varusschlacht im Osnabrücker Lande zu suchen, ließ man sich von kleineren Spuren, die nicht beweisend sein können, leiten und hatte die eigentliche Bedeutung des Saltus Teutoburgiensis aus den Augen verloren, weil man mit einer Teutoburg nichts anzufangen wußte. Heute ist klar, daß man in erster Linie nach der Teutoburg suchen muß, wenn man das Varianische Schlachtfeld finden will. Und wenn man sie hat, kann das Schlachtfeld nicht weit sein, denn Teutoburger Wald ist ein engerer Begriff als Thüringer Wald, weil die Teutoburg ein Punkt ist, Thüringen aber ein ganzes Land.

Aliso bei Haltern, die Varusschlacht bei Detmold werfen uns nun aber doch ein neues Licht auf die Römerkriege.

Früher war die Kühnheit des Drusus, gleich seine erste Festung sechs Tagemärsche weit in Feindesland vorzuschieben, so allgemein anerkannt, daß sie als Charakteristikum der römischen Kriegführung galt, die das scheinbar Unmögliche möglich machte.

Jetzt sehen wir, daß Drusus im Gegenteil mit aller Vorsicht das Kastell nur zwei Tagemärsche vom Rhein angelegt hat, und daß auch keiner seiner Nachfolger diesen Ausgangs- und Stützpunkt weiter vorgeschoben hat.

Und ferner das Verhältnis Alisos zur Varusschlacht: nicht weil Aliso dem Schlachtfelde nahe lag, sind die Flüchtlinge dorthin gelaufen, sondern weil es die einzige große und widerstandsfähige Festung auf dem Wege zum Rheine war, — das Lippekastell, wie Tacitus sagt. Gerade daß es so weit vom Schlachtfelde lag, macht erst verständlich, warum die Katastrophe so furchtbar geworden ist, warum von dem großen Heere so wenige entkommen sind.



Vierzig ungedruckte Briefe Leopold v. Rankes.

Herausgegeben von seinem Sohne

Friduhelm v. Ranke.

(Fortsetzung.)

Auch im Herbste 1863 war Ranke des Königs Gast in Partenkirchen und hier am 12. Oktober Zeuge der Feier des Allerhöchsten Namenstages. Am 2. März 1864 meldete er dem König die an diesem Tage erfolgte Verlobung seiner Tochter, des Patenkindes Seiner Majestät. Als er nun mit dem jungen Paare am Abend des 10. März sich in einem Konzert befand, traf ihn die Nachricht von dem Tode des Königs „wie ein Schlag aus heiterm Himmel". Am folgenden Morgen schrieb er an die Königin-Witwe den bereits veröffentlichten Brief.[1]) Königin Marie antwortete eigenhändig:

München, 8. April 1864.

„Mein lieber Staatsrat!

Wie wohl tat mir Ihr lieber Brief und Ihre treue Teilnahme an unserm tiefen Schmerz und schweren Verlust: ich hatte nicht daran gezweifelt, aber Ihre Worte darüber taten mir doch sehr wohl! Sie hatten Gelegenheit gehabt, unser häusliches Glück zu sehen und auch das des Landesvaters, wie er überall, wohin er kam, so angesehen wurde, wie wahrhaft lieb man ihn überall hatte, in der Stadt wie auch auf dem Lande! Ja, nicht nur meine armen Kinder, das ganze Land hat seinen Vater verloren! Von mir will ich gar nicht sprechen! Gott gibt mir Kraft und Trost ins Herz! Und die große Liebe, die man meinem Könige und uns beweist, hebt und trägt mich über viel Schweres hinweg. Welch schweres Amt in der jetzigen Zeit meinem Sohne ward, können Sie am besten ermessen; Gott gebe ihm Kraft und Gesundheit dazu, einen guten Willen bringt er mit. Meine Söhne lassen Sie sehr grüßen. — Welch schöner, sanfter und christlicher Tod meinem Könige ward, das haben Sie gewiß gehört. Ja, wie schön und froh feierten wir unsern 20. Hochzeitstag in Partenkirchen, wovon Sie Zeuge waren! Nun nochmals tausend Dank für Ihre liebevolle Teilnahme! Ich bleibe Ihre

Freundin

Marie."

Durch den Tod König Maximilians II. wurde die Existenz der historischen Kommission in Frage gestellt. Hierüber schrieb Wilhelm v. Giesebrecht, damals der Sekretär, am 11. Juli 1864 an Ranke, ihren Präsidenten: „Der König hat von unsern Arbeiten gar keine Vorstellung; einige Mitglieder der Kommission sind ihm verdächtigt, deshalb hat er auch kein Interesse für dieselbe; übrigens

[1]) S. 53. und 54. Band der Sämtlichen Werke Leopold v. Rankes S. 426.

glaubt er in seiner Unschuld, daß alles in leidlicher Ordnung ist. Die Beamten im Kabinett finden, daß das Ding viel Geld kostet und man diese kostspielige Liebhaberei des verstorbenen Königs mit möglichst guter Manier beseitigen muß. Daß die Kavaliere in unserm gelehrten Treiben nur etwas Entbehrliches sehen, liegt auf der Hand. Wüßte man nur, wie man mit Ehren aus den einmal übernommenen Verpflichtungen herauskäme, ich bin überzeugt, daß man dem König längst angeraten hätte, mit einem Strich die Kommission zu tilgen. Aber so scheut man doch vor einem Schritt zurück, der nicht nur üble Nachrede wecken, sondern auch viel Geld kosten kann. Man tut lieber nichts und hält vorläufig das Geld zurück.

Der Minister[1]) tut, was er vermag, für die Sache; nur scheint er manches nicht zu vermögen. Döllinger ist sehr eifrig und hat alles für uns versucht, aber an den König selbst kommt er nicht. Löher hat einen Versuch gemacht, gelegentlich mit dem Könige von der Kommission zu reden; der König wich aus mit den Worten, daß ja alles schon in Ordnung gebracht sei. Von Maurer und Spruner ist nichts zu erwarten; sie werden der Kommission nicht das Grab graben, aber ruhig zusehen, wenn andre es tun. Cornelius ist eifrig für unsre Sache, aber kann für dieselbe noch weniger als ich tun. Sie sehen, daß es wahrlich keine Freude ist, jetzt die Geschäfte der Kommission hier zu besorgen und sich in fruchtlosen Eingaben müde zu schreiben. Hielte ich nicht für meine Pflicht, gerade diese Krisis zu überdauern, so hätte ich längst mich nach Wegen umgesehen, um dieses leidige Sekretariat von mir zu wälzen. Ich habe ohnehin mehr als genug Arbeit hier, die, Gott sei Dank, freudenreicher ist."

Am nämlichen Tage, an dem Leopold Ranke diesen Brief erhalten hatte, wandte er sich persönlich an König Ludwig II.:

18.

„Eure Königliche Majestät

erinnern sich vielleicht, daß ich den Landaufenthalt des Königlichen Hofes in Berchtesgaden teilend Allerhöchst Ihnen vorgestellt zu werden und zuweilen zu begegnen, das Glück gehabt habe. Wie haben sich seitdem die Zeiten geändert! Eurer Majestät erlauchter Vater, dessen Vertrauen mich glücklich machte, der mich dahin beschieden hatte, ist nicht mehr. In weiten deutschen Gauen ist wohl niemand, den sein plötzlicher Hintritt tiefer betroffen hätte, als mich. Vieles, worin er mit mir zu sprechen, mir die Gnade erwiesen hatte, war unternommen und eingeleitet; manches andre war noch im Werke. Mit seinem teuren Leben schien das alles abgerissen, zerstört zu sein. Aber Eure Majestät kennen den Spruch des altloyalen Frankreichs: Der König ist tot: es lebe der König! Der König stirbt nicht.

Vergeben mir Eure Majestät, wenn ich die Bitte und Hoffnung ausspreche,

[1]) Staatsminister für Kirchen- und Schulangelegenheiten war noch Herr v. Zwehl bis 1. August 1866.

daß Eure Majestät geruhen mögen, auch in dieser Beziehung die Verlassenschaft Allerhöchst Ihres verewigten Vaters anzutreten.

Vielleicht könnte jemand einwenden, daß diese Verlassenschaft onerös sei und nur auf der persönlichen Vorliebe des Höchstseligen Herrn für die historischen Wissenschaften beruhe. Und niemand kann weniger als ich in Abrede stellen wollen, daß von den regierenden Herren ein jeder in Dingen persönlicher Förderung und Begünstigung der verschiedenen Zweige geistiger Tätigkeit seinem eignen Genius zu folgen habe. Allein in dem vorliegenden Falle hing die Vorliebe auch mit einem politischen Gedanken zusammen, der dem König Maximilian aus seiner Stellung als König entsprang. Wenn er die wissenschaftliche Kultur überhaupt förderte, so geschah es in der Absicht, sein Land, seine Hauptstadt in dieser Beziehung auf die Höhe andrer deutscher Länder und Hauptstädte zu erheben. Wenn er besonders die historischen Wissenschaften begünstigte, so zog er dabei in Betracht, daß das Königreich Bayern aus verschiedenen Stämmen und Konfessionen besteht, deren Antipathien er zu beruhigen und in eine allgemeine Einheit aufzulösen wünschte. Dazu schienen ihm die historischen Studien besonders geeignet, die ihren Standpunkt in der allgemeinen Geschichte haben und dabei doch der Besonderheit ihr Recht angedeihen lassen. Daher die Stiftung der historischen Kommission, deren Arbeiten im besten Zuge sind und nicht wenig dazu beigetragen haben, dem hochseligen Herrn in ganz Deutschland einen gefeierten Namen und Popularität zu verschaffen.

Möchten auch Eure Majestät sich bewogen fühlen, der Protektor der historischen Wissenschaften zu werden und der historischen Kommission an der Königlichen Akademie der Wissenschaften Ihre Gnade zu schenken. Möchte es mir vergönnt sein, über die Arbeiten derselben Eurer Majestät ebenfalls einmal Vortrag zu halten.

Eurer Königlichen Majestät

alleruntertänigster

Berlin, den 13. Juli 1864. Leopold Ranke."

Eine Antwort erfolgte hierauf nicht, wie das Ranke an Sybel am 1. September 1864 schrieb. Indessen sah er Anfang Oktober den jungen König und vermochte persönlich für das definitive Fortbestehen der historischen Kommission einzutreten. Noch bevor obiger Brief eingetroffen, war nämlich, wie das Giesebrecht Ranke am 15. Juli mitteilte, folgende Allerhöchste Entscheidung getroffen: „Ich genehmige die Abhaltung der regelmäßigen Plenarsitzung der historischen Kommission und deren Eröffnung am 28. September. Jedoch will Ich hiermit eine Genehmigung des Fortbestandes der historischen Kommission selbst nach den bisherigen Statuten nicht ausgesprochen haben. Ich beabsichtige vielmehr eine durchgreifende Veränderung der letzteren und somit auch eine Aenderung der Kommission selbst vornehmen zu lassen."

Zu einer solchen Umgestaltung ist es indessen nicht gekommen, ja die Kommission blieb sogar von den Ereignissen von 1866 ziemlich unberührt. Am

28. August sprach Ranke Giesebrecht gegenüber [1]) seine Bereitwilligkeit aus, auch in diesem Jahre zur Plenarsitzung nach München zu kommen. In seiner Antwort vom 18. September aus Staudach bei Westerham schreibt nun Giesebrecht, daß eine solche ausfallen werde, aber er hält an der Ueberzeugung fest, daß die Kommission fortbestehen werde. Er schreibt:

„Ihr letztes Schreiben ist mir eine rechte Stärkung gewesen, deren ich bedurfte, um nicht ganz mißmutig zu werden. Vor dem fanatischen Nativismus flüchtete ich aus München nach diesem einsamen Gut am Fuße der Alpen — aber kam aus dem Regen in die Traufe. Die oberbayrischen Bauernburschen haben mit dem König von Preußen noch nicht Frieden geschlossen und beschießen nächtlicherweile die Wohnungen der Preußen und streuen ihnen Brandbriefe und Morddrohungen in den Weg. In das Zimmer, wo ich schreibe, wurden am 12. Juli 21 Kugeln geschossen, und mein Stiefsohn, der in demselben schlief, entging nur wie durch ein Wunder dem Tode. Unserm nächsten Nachbarn ist zweimal während meiner hiesigen Anwesenheit das Haus förmlich belagert und stundenlang beschossen worden. Gehen die Dinge so fort, so werden wir unsern Brigantaggio haben wie Italien.

Auch ich bin überzeugt, daß König Max die Entwicklung der Dinge verhütet hätte, unter der gerade wir Deutschgesinnten in den Kleinstaaten augenblicklich schwer leiden. Und doch ist es recht gut, daß er sie nicht mehr hat hindern können. Es mußte sich zeigen, daß Deutschlands Heil allein in Preußen ist, und deutlicher als es geschehen, konnte es nie an den Tag treten. Der Moment war günstig, und Preußen hatte den Mann, welcher die Gelegenheit beim Schopfe ergriff. Da so Großes erreicht ist, wollen wir unsre persönlichen Beschwerden in Geduld tragen; nur wird man dem ein leises Murren nicht verargen, der bessere Zeiten gesehen hat und sie noch haben könnte. Schon um der historischen Kommission willen muß ich ausharren. Sie kann und sie wird nicht untergehen, denn sie ist ein Bedürfnis für unsre Wissenschaft, und ich meine auch für die Nation; sie ist augenblicklich vielleicht das einzige Institut, in welchem Deutsche aller Stämme lebendig zusammenwirken. Sie hat manches geleistet und wird größeres leisten, denn die Organisation ist vortrefflich. Kein lästiger, leerer Apparat bindet sie, wie die Akademien ihn im Laufe der Zeit gewonnen haben. Es ist möglich, daß die Kommission einst eine andre Stätte und andre Hilfsmittel findet; vorläufig ist sie an München gebunden und damit auch ich."

Seit 1867 haben dann die Plenarversammlungen der historischen Kommission Jahr für Jahr stattgefunden. Im Herbste 1870 richtete sie eine Adresse an König Ludwig II., in der der Dank dafür ausgesprochen wurde, daß er den Casus foederis anerkannt hatte. Am 19. Dezember dieses Jahres schrieb Giesebrecht darüber an Ranke: „Auf Ihre schöne Adresse [2]) habe ich keine Antwort erhalten; vielleicht ist Ihnen eine solche zugegangen. Der König hat sich nach

[1]) S. Zur eignen Lebensgeschichte Leopold v. Rankes Brief 238.

[2]) S. Leopold v. Rankes sämtliche Werke, 51. und 52. Band, S. 565.



Ihrer Abreise erkundigen lassen, ob Sie über München zurückkehrten." Ranke war indessen von Wien aus, wohin ihn seine Studien geführt hatten, direkt nach Berlin zurückgekehrt. Ueber seinen Aufenthalt in der österreichischen Hauptstadt schrieb er Anfang November 1870 an den General von Manteuffel, der damals die Erste Armee kommandierte und dann die französische Nordarmee am 27. November bei Amiens und am 23. Dezember an der Hallue schlug.

19.

„Ihren letzten Brief noch von St. Barbe las ich nicht ohne die Rührung, die eine so herzliche und selbst zärtliche Freundschaft, wie Sie, mein hochverehrter und geliebter Freund mir bewiesen, selbst auf einen so alten und halb versteinerten Mann, wie ich bin, hervorbringen muß: ich erwidere sie mit so innigem Gefühl, als ich überhaupt empfinden kann und mit warmer Teilnahme für Ihre persönlichen Begegnisse, den Beinbruch, vor allem die Tapferkeit, mit der Sie dann im Gipsverband Ihre Pflicht erfüllt haben und einer ärztlichen Verwarnung zum Trotz zu Pferde gestiegen sind. Es war mir recht, daß weder militärische noch politische Reflexionen und Nachrichten, obgleich ich sie sonst liebe, dazwischen kamen; um so reiner traten mir die rein persönlichen Beziehungen hervor. Aber ich kann diese Grenze doch nicht einhalten. Wie soll ich Ihrer Tätigkeit vor Metz, die nach meiner Auffassung zur Entscheidung des großen Kampfes wesentlich beigetragen hatte — denn was wäre daraus geworden, wenn Sie sich von Bazaine hätten über den Haufen werfen lassen? — meine Huldigung versagen: wie soll ich meine Freude darüber bergen, daß Sie nun in eine Ihrer vollkommen würdige Stellung an der Spitze einer ganzen Armee gelangt sind. Da kann doch auch die individuelle Begabung und Einsicht im Einklang mit der allgemeinen Bewegung des Feldzuges sich Raum verschaffen. War es nicht eine Stellung wie diese, welche Ihnen vorschwebte, als Sie sich entschlossen, auf den Zivildienst Verzicht zu leisten und sich dem Militärdienst zu widmen? Etwas ähnliches haben Sie mir wohl einmal gesagt. Glück auf, mein Freund!

Von mir melde ich nun, daß sich meine historische Expedition nach München, nach der Sie sich selbst unter einigem Geldaufwand erkundigt haben, glücklich vollzogen hat. Mein Uebel hat sich zwar auf der Fahrt von Leipzig nach München wieder gemeldet, aber ich habe mich überzeugt, daß es mit einiger Fürsorge auch bei langen Eisenbahnfahrten, selbst in kalten Nächten, vermieden werden kann; die Reise von München nach Wien und die noch anstrengendere von Wien nach Berlin habe ich ohne alle Beschwerde gemacht. Denn auch nach Wien führten mich die Studien; man hat mir da wirklich für die Geschichte des Ursprungs des Siebenjährigen Krieges das Archiv geöffnet, und ich werde ein merkwürdiges Stück preußisch-österreichischer Geschichte aufdecken können. Da war aber auch von Ihnen die Rede bei Graf Beust, dem ich aus Dankbarkeit für die Archiveröffnung einen Besuch machte; er führte mich zu seiner Frau und Tochter, nicht ohne Ihrer zu gedenken, — — und noch mehr bei dem preußischen Gesandten, der mir ganz der Mann für seine Stelle zu sein scheint,

und bei einer zufälligen Erwähnung des Namens mir zeigte, daß er einen Begriff von Ihren Verdiensten hat.

Aber das Merkwürdigste war, daß ich zufällig in demselben Gasthof Wohnung nahm, wo den andern Tag Thiers, von Petersburg kommend, eintraf. Ich besuchte ihn sogleich und habe dann ein paar Abende mit ihm und seiner Gesellschaft verkehrt. Auf den Wunsch von Schweinitz habe ich das einigermaßen Bedeutende, was dabei vorkam, diktiert, und es ist in den Bericht, der an das Hauptquartier gehen sollte, mit aufgenommen worden. Mein Eindruck war, daß man eine Abtretung der deutschredenden Provinzen, wie sehr sie sich auch dagegen sträuben möchten, doch vielleicht mit ihrem guten Willen erreichen könne, etwas weiteres aber nicht, wenigstens nicht ohne offenen Zwang wie einst in Grodno.[1] Aber wird der Gang der Ereignisse nicht unvermeidlich dahin führen?

Welch ein Tor bin ich, über diese Dinge so fern vom Mittelpunkt, wo alle Notizen sich konzentrieren, welche ein begründetes Urteil möglich machen, mit Ihnen zu diskutieren, der Sie der Sache so nahe stehen.

In der Frage aber des Kaisertums treffe ich wahrscheinlich mit Ihren Gedanken zusammen. Man soll dafür sorgen, daß es von Fürsten angeboten wird, denen es doch eigentlich gehört; aber sie sollen es völlig konstituieren.

Ich schweige aber. Ich wollte Ihnen nur sagen, daß ich bin und bleibe, wie Sie mich kennen,

Ihr treuer, tief ergebener Freund

L. R."

Die Frage des deutschen Kaisertums wird auch in einem Briefe berührt, mit dem Ranke oben erwähntes Schreiben Giesebrechts vom 19. Dezember 1870 beantwortete. Daß sie inzwischen ihre Lösung gefunden, war bereits an die Oeffentlichkeit gedrungen, und gerade die neuesten Forschungen beweisen, wie begründet die Rankesche Auffassung hier ist[2]: König Ludwig II. hat den entscheidenden Schritt allen Anstrengungen der Gegenpartei zum Trotz und unter Ueberwindung eines ihm als dem Sprossen eines alten Kaisergeschlechts natürlichen Widerwillens aus persönlichster Entschließung getan.

Die Worte, die Ranke an seinen Freund in einem schon früher veröffentlichten Briefe (Seite 495 des 53. 54. Bandes der Sämtlichen Werke) richtet, lauten: „Auch mir hat der König auf unsre Adresse nicht geantwortet, er hat aber mehr getan: er hat sich indessen eine neue verdient. Es grenzt an das Wunderbare, daß dieser junge Fürst, der an den öffentlichen Angelegenheiten keinen Anteil zu nehmen schien, dennoch in den beiden größten Fragen, welche vorkommen konnten, die Initiative zugunsten der großen deutschen Idee ergriffen

[1] Die polnischen Reichsstände unterschrieben 1793 in Grodno nach langem Sträuben die zweite Teilung Polens, und hier legte 1795 Stanislaus August seine Krone nieder.

[2] Vergleiche: Ottokar Lorenz. Kaiser Wilhelm und die Begründung des Reichs 1866 bis 1871. Jena 1902. S. 412 ff.

hat. Nachdem er erst den Casus foederis in dem entscheidenden Moment freudig anerkannt hat, hebt er die Notwendigkeit dieser Anerkennung für die Zukunft selber auf. Das ist das Wesentliche an der Sache, alles andre mehr äußerer Schmuck und von zufälligem Werte. Ich wundere mich nicht, daß das bei Ihnen Opposition findet, aber, wie früher, so wird sie auch jetzt sich fügen müssen oder untergehen."

Dann heißt es weiter:

„Auch mir ist die Fickersche Widerrede, auf die wir nicht gefaßt waren, obgleich wir es doch hätten besorgen können, sehr unangenehm. Ich habe darüber einen Brief geschrieben, den ich Ihnen mitschicke. Senden Sie ihn ab, wenn Sie ihn billigen."

Mit der „Fickerschen Widerrede" verhielt es sich so: Schon 1863 hatte man in der historischen Kommission daran gedacht, den Innsbrucker Historiker Julius Ficker zum Mitgliede zu wählen, aber mit Rücksicht auf Heinrich v. Sybel darauf verzichtet, da es zwischen beiden Gelehrten zu einem lebhaften wissenschaftlichen Streit gekommen war. Aber im Herbste 1870 meinte man, daß darüber hinreichend Gras gewachsen sei, und so wurde Ficker gewählt. Erst nach der Allerhöchsten Bestätigung der Wahl erklärte er aber, die Wahl ablehnen zu müssen. Von der Verlegenheit, in die er hierdurch geriet, machte Giesebrecht meinem Vater in seinem Briefe vom 19. Dezember 1870 Mitteilung, und dieser richtete ein längeres Schreiben an Ficker, in dem es u. a. heißt: „Sie bedenken leicht, daß das persönliche Mißverhältnis, welches Ihr Bedenken motiviert, schon bei Ihrer Wahl zur Sprache gekommen ist. Aber Ihr früherer Gegner stand doch um der Sache von seinem Widerspruch ab. Die Sache ist nämlich diese:

Für die allgemein deutsche Geschichte gestiftet, sucht die historische Kommission schon in ihrer Zusammensetzung möglichst das gesamte Deutschland in seinen vornehmsten Besonderheiten zu vereinigen: sie fühlt sich durch die heutige Gestaltung des deutschen Gemeinwesens nicht auf dessen Grenzen beschränkt. Hauptsächlich liegt ihr daran, das deutsch-österreichische Element, das in der Gesamtheit der Nation ein so höchst wesentliches Moment bildet, noch stärker als bisher in ihrem Schoße repräsentiert zu sehen."

Für Ficker war es nun außerordentlich peinlich, wie er unterm 3. Januar 1871 an Ranke schrieb, das erstemal, wo es ihm vergönnt war, „mit dem Meister auf dem Gebiete seiner Wissenschaft in unmittelbaren Verkehr zu treten, ein Ersuchen desselben nicht in gewünschter Weise erfüllen zu können". Er sei doch von Sybel so schwer verletzt, daß er unmöglich mit ihm in München zusammenkommen könne. Er wolle aber trotzdem die Mitgliedschaft nunmehr annehmen, wenn er von der Verpflichtung, den Plenarversammlungen beizuwohnen, befreit werde. Demgemäß scheint dann auch verfahren zu sein, wenigstens tut Giesebrecht des Falles in seinem folgenden Briefe vom 5. Mai 1871 keine Erwähnung.

Noch im Jahre 1873 war es Ranke vergönnt, der Plenarversammlung der historischen Kommission beizuwohnen, aber 1874 zwang ihn eine Erkältung,

darauf zu verzichten. Er nahm sich damals vor, im nächsten Jahre allen Unfällen zu trotzen und nach München zu kommen, um sein Präsidium niederzulegen und mit Würde Abschied zu nehmen. Indessen kam es dazu nicht. Ende September schrieb er an Wilhelm v. Giesebrecht:

20.

„Hochverehrter Herr und Freund!

Es ist nun doch so gekommen, wie ich bereits vor einem Jahre besorgte. Gesundheitsrücksichten verbieten mir, auch in diesem Jahre nach München zu kommen und mich des Beisammenseins der historischen Kommission zu erfreuen. Ein akutes Leiden ist es nicht gerade, welches mich von der Reise abhält, aber chronische Unpäßlichkeiten, welche die Besorgnis hervorbringen, daß eine kaum zu vermeidende Erkältung beschwerliche und selbst gefährliche Folgen haben dürfte, wie es bei mir vor zwei Jahren der Fall war. Alles hat seine Zeit, auch das Reisen. Wenn man nahe daran ist, sein achtzigstes Lebensjahr zu vollenden, so hat man allen Grund, die Unbequemlichkeiten einer weiten Reise zu vermeiden. Dieses Mal kommt noch hinzu, daß mein teurer Bruder, Oberkonsistorialrat Heinrich Ranke, dessen goldene Hochzeit ich jetzt zu feiern hoffte, von einer schweren Krankheit, die sein Leben gefährdet, heimgesucht ist. Wenn ich jetzt nach München käme, so würde ich nur das Leiden der Familie teilen, ohne das mindeste sie trösten oder ihr behilflich sein zu können. Ich würde meine Heiterkeit und selbst meine Arbeitslust verlieren und würde der Kommission nichts nütze sein.

Es bleibt mir nun nichts übrig, wie ich das schon vor einem Jahre andeutete, als auf meinen Vorsitz in der Kommission Verzicht zu leisten: ich lege denselben hiermit förmlich nieder.

Es wird mir schwer ums Herz, wenn ich diesen Entschluß der Kommission mitteile und sie bitte, denselben zu genehmigen. Ich überlasse es der Kommission, darüber zu berichten, aber ich behalte mir auch selbst vor, Seiner Majestät davon Nachricht zu geben und um Enthebung von der mir obliegenden ehrenvollen Pflicht zu bitten. Besser ist doch, daß ich meine Verbindung mit der Kommission allmählich löse, als daß sie durch den Tod plötzlich abgebrochen wird. Niemand in der Welt kann an den Arbeiten der Kommission regeren Anteil nehmen als ich selbst. Sie sind im besten Gange: mögen sie glücklich zu Ende geführt werden.

Mit herzlicher Verehrung von Herzen der Ihre

L. v. Ranke."

Die Kommission sandte damals sofort nach ihrem Zusammentritt die telegraphische Bitte an Ranke, diesen Entschluß zurückzuziehen und richtete in gleichem Sinne eine Adresse an ihn, die sämtliche Mitglieder mit Ausnahme Giesebrechts unterzeichneten, der sie zwar abgefaßt hatte, aber zu unterschreiben vergaß. Dadurch wurde der offizielle Rücktritt wohl vermieden, aber an der Sache selbst konnte nichts geändert werden.

Am 7. Mai wandte sich François Mignet — bekannt als Verfasser der 1824 erschienenen Histoire de la Révolution Française, noch bekannter als Thiers' lebenslänglicher vertrauter Freund — an Ranke mit einer Bitte. Er solle demnächst in einer öffentlichen Sitzung der Pariser Akademie eine Gedächtnisrede auf Savigny halten, da möge ihm Ranke möglichst reiches Material über diesen zukommen lassen. Etwa Mitte Juni antwortete mein Vater: [1])

21.

„Mein lieber und hochverehrter Freund:

Sie zürnen mir, ich weiß es, daß ich Ihren Brief so lange unbeantwortet gelassen habe. Ich fürchte, Sie werden sich noch mehr darüber beklagen, wie geringen Nutzen Sie aus dem ziehen können, was ich Ihnen darbiete. Ich mußte mehrere alte Schüler und Kollegen über die Punkte zu Rate ziehen, welche Sie nennen; aber der Hauptsache nach mußte ich doch meinem eignen Gefühl folgen. Sie kennen den Artikel Guinoux' über Savigny: er enthält das Wesentliche, und zwei Männer von großem Verdienste, Präsident Götze und Professor Rudorff, welche die Vorlesungen Savignys, der eine 1812, der andre 1824, besucht haben, bestätigen alles, was darin über seine Unterrichtsmethode gesagt ist. Rudorff, der ebenfalls einen sehr lehrreichen Artikel über Savigny geschrieben hat, hat einen tiefen Eindruck von seiner persönlichen Würde, seinem vornehmen Wesen, seinem mit männlicher und klangreicher Stimme gesprochenen und stets korrekten Vortrage: er nennt ihn den Repräsentanten der Majestät des Rechts. Götze gedenkt des unmittelbaren Verkehrs, in den Savigny mit seinen Schülern zu treten liebte. Auf seine Aufforderung im Hörsaal meldeten sich ein Dutzend, welche ihre Plätze zu seiner Seite erhielten, denen er ab und zu während der Vorlesung mündliche Fragen vorlegte, Stellen zum Interpretieren gab und mit denen er dann kurze Diskussionen hielt. So erregte er unter den jungen Leuten Lust zum Studium und lebhaften Wetteifer, und davon spricht Götze noch heute mit Dankbarkeit und Bewunderung.

Man kann sagen, Savigny war ein geborener Professor, wie die „poetae nascuntur". Er verband allgemeines, festes, präzises und allezeit gegenwärtiges Wissen mit einer natürlichen und eigentümlichen Lehrgabe, die man auch aus seiner Unterhaltung heraushören konnte, ohne daß er dabei überhebend gewesen wäre. Von seiner Jugend an hatte er das reife und sichere Urteil höheren Alters. Seine Schüler waren davon überzeugt, daß sich die Sache so verhielt, wie der Lehrer sagte, und nicht anders sein konnte. Sie waren davon durchdrungen, etwas für immer erworben zu haben, wenn sie den Hörsaal verließen. Die Wirkung war nicht bloß eine wissenschaftliche, sondern auch eine moralische, religiöse. Es gibt Leute, die ihr Leben der Lehre gemäß geregelt haben, die er als Einleitung zu dem Kapitel über Eherecht aussprach.

[1]) Der französisch geschriebene Brief ist von mir übersetzt.

Noch an einem andern Grunde lag die große Wirkung, die er ausübte in seiner wissenschaftlichen Stellung. Sie wissen, unsre Universitäten sind eine lebendige Werkstatt der Wissenschaften. Dort herrscht immer ein Streben nach dem Besseren, an dem die Jugend Anteil nimmt. Nun, gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts machte die Rechtswissenschaft nicht die Fortschritte aller andern Wissenschaften mit. Das System, das man lehrte, war ein chaotischer Haufen der heterogensten Elemente, die dem römischen Rechte aufgepfropft waren. Man verstand seine Terminologie nicht mehr in ihrem ursprünglichen und charakteristischen Sinne; man legte ihr eine vielleicht mehr philosophische, aber willkürliche Bedeutung unter. Savigny war nicht der erste, der dagegen Front machte, aber seine Werke waren von entscheidender Bedeutung. Es war die Zeit, in der die klassischen Studien eine gründliche Erneuerung erfuhren. Savigny wandte die neue Methode beim Studium der Urquellen des Rechts an. Er vertiefte sich völlig in den Text der Pandekten; dort fand man den wahren Sinn der Ausdrücke, die man augenblicklich mißbrauchte. Es war zugleich die Zeit, wo unsre nationale Literatur einen großen Aufschwung nahm. Savigny war sozusagen eine klassische Natur; er beherrschte die deutsche Sprache vollkommen. Während andre in eine Art Barbarei verfielen, drückte er sich mit bewunderungswürdiger Korrektheit aus. Einfache und elegante Formen gesellten sich zum gehaltvollen Inhalt. Darin liegt das Geheimnis seiner Wirksamkeit auf den Universitäten und im öffentlichen Leben.

Das wissenschaftliche Verdienst Savignys beruht auf zwei großen Werken, seiner „Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter" und seinem „System des heutigen römischen Rechts". Ich beabsichtige nicht, mich des weiteren über beide auszulassen, sondern will nur sagen, daß beide von der gleichen Idee beherrscht werden. In ersterem war es seine Absicht, die Wissenschaft klarzulegen und den Wert alles dessen zu bestimmen, was im Laufe der Jahrhunderte dem römischen Rechte hinzugefügt ist. In dem letzteren beabsichtigt er, das noch Brauchbare von dem zu scheiden, was tot ist und vernachlässigt zu werden verdient. Sein allgemeiner Zweck war überall, daß die Wissenschaft die Praxis beherrschte, selbst aber auch von ihr neu belebt wurde. Mitten in dieser großen Unternehmung vernahm er den verworrenen Ruf nach Gesetzsammlungen. Die einen wollten Gesetzbücher für die deutschen Länder, wie sie aus den Krisen der Revolution und des Krieges hervorgegangen waren, die andern wollten einen nationalen Kodex. Savigny stellte sich beiden Wünschen entgegen — dem ersteren mit einer bei ihm ungewöhnlichen Schärfe, dem letzteren auf Grund der wissenschaftlichen Ueberzeugung, daß noch nicht die Zeit für ein Werk gekommen sei, das Aussicht auf Annahme von seiten der Fürsten hätte. Er fürchtete, daß ein neues Gesetzbuch nicht von allen Staaten angenommen werden würde, und daß weder Preußen noch Oesterreich ihre besonderen Gesetzbücher aufgeben würden. Man hat bei ihm — auch in Frankreich — eine Zuneigung zur Absonderung, ja selbst zur Zerstückelung vermutet; gerade das Gegenteil ist der Fall: aber er war der Meinung, daß die Nation mehr durch die regelmäßige Entwicklung der Wissen-

schaft, als durch die Versuche einer selbstverständlich sehr unvollkommenen Kodifikation gewinnen würde.

Ausführbar erschien eine allmähliche Verbesserung der fehlerhaften Punkte unsrer Gesetzgebung, sobald eine unbestreitbare Notwendigkeit dafür vorlag. Und das versuchte er als Mitglied des Staatsrats zu tun, des damals bei uns wichtigsten Organs der Gesetzgebung. Hier war er sehr beschäftigt, hier glänzte er durch klare und graziöse Darlegung; er war zweifellos der beste Redner dieser Bürgerschaft, die alle Koryphäen des Staates zu ihren Mitgliedern zählte. Man kann jetzt unmöglich alle die Gegenstände nennen, bei denen sein Einfluß entscheidend war. Um sich der Revision der Gesetze noch gründlicher widmen zu können, übernahm er das ihm angebotene Justizministerium. Als Minister hat er besonders das Kriminalrecht gefördert: er hat daraus die von dem Geiste des Jahrhunderts verpönten Strafen entfernt; sein Wechselrecht ist mit einigen Ausnahmen von den meisten Staaten des Deutschen Bundes angenommen worden; er hat sich sehr viel mit der Verbesserung des Eherechtes abgegeben, ist aber nicht damit zu Ende gekommen: dennoch war es eine bedeutsame Arbeit, die für uns nicht verloren gegangen ist."

Schluß des Briefes fehlt. (Fortsetzung folgt.)



Plaudereien mit einem japanischen Staatsmanne über den Krieg.

Von

O. Eltzbacher, London.

Japanische Staatsmänner, Diplomaten und andre hohe Beamte haben alle einen gemeinsamen Zug: sie sind überaus vorsichtig und zurückhaltend in ihren Ansichten, wenn man mit ihnen über die großen Erfolge spricht, die ihr Vaterland errungen hat. Als ich verschiedene hochgestellte Japaner sofort nach dem Bekanntwerden der ersten Seesiege besuchte, um ihnen zu gratulieren, fand ich bei ihnen nicht den Enthusiasmus vor, den ich erwartet hatte, sondern eine äußerliche Ruhe, die selbst die kühle Ruhe des phlegmatischsten Engländers tief in den Schatten stellt. Die Herren waren auf die Waffentaten ihrer Landsleute im Innern stolz, aber sie trugen ihre Begeisterung nicht zur Schau, ließen ihrer Zunge nicht die Zügel schießen, und berauschten sich nicht mit Worten. Statt dessen beschäftigten sie sich mit bewunderungswürdiger Nüchternheit und Klarheit mit den nächstliegenden Aufgaben ihres Vaterlandes.

Da der klare Blick des Japaners, seine objektive Auffassung der Verhältnisse trotz der bereits errungenen Erfolge nicht im geringsten beeinträchtigt zu sein scheint, so ist es besonders interessant, die Ansicht eines erfahrenen und angesehenen japanischen Staatsmannes über den Krieg zu vernehmen. Ich hatte letzthin mehrere Unterredungen mit Baron Suyematsu, dem Schwiegersohne des berühmten Marquis Ito, der nicht selten der „Bismarck von Japan" genannt wird, da Japans Reform, Fortschritt und Größe ihm mehr als irgend einem andern Staatsmanne zuzuschreiben sind. Baron Suyematsu war Minister des Verkehrswesens und des Innern, und mit seiner Erlaubnis gebe ich hiermit seine Ansichten über die militärische Lage wieder:

Niemand war über die ersten Seeerfolge und über die absolute Passivität des russischen Widerstandes zur See mehr überrascht als der japanische Generalstab und die Admiralität. Die japanischen Behörden besaßen vor dem Ausbruche des Krieges das feste Vertrauen auf den Erfolg ihrer Waffen, aber sie hatten auf eine größere Energie der russischen Flotte gerechnet. Sie waren überzeugt, daß ihre Flotte, wenn auch vielleicht mit Schwierigkeit, die Seeherrschaft erringen würde. Man war darauf vorbereitet, daß der Kampf bis zur Klärung der See von russischen Schiffen einen Monat dauern, und daß die Hälfte der japanischen Seemacht in diesem Kampfe zerstört werden würde. Niemand hätte es für möglich gehalten, daß die russischen Schiffe tatenlos im Hafen liegen bleiben würden als Zielscheiben für die japanischen Geschütze und Torpedos. Die Landoperationen waren vom japanischen Generalstabe im Hinblicke darauf entworfen worden, daß die Sicherheit der Meere für die Truppen erst einen Monat nach dem Ausbruche des Krieges eintreten würde. Bei dem Entwurf des strategischen Aufmarsches hatte man nicht auf den sofortigen Zusammenbruch der russischen Flotte gerechnet, und infolgedessen verlor die japanische Armee den Monat, den man der Flotte für die Zerstörung der russischen Seemacht eingeräumt hatte.

Die augenblickliche Lage im Seekriege erinnert an die Lage vor 10 Jahren, im japanisch-chinesischen Kriege. Damals vernichtete Japan die ungefähr ebenso starke chinesische Flotte, ohne selbst ein Schiff zu verlieren. Jetzt, am 15. April, ist ein großer Teil der russischen Flotte außer Gefecht gesetzt, während die japanische Flotte noch kein Schiff eingebüßt hat. Es wäre zu wünschen, daß Japan nach Beendigung des Krieges seine Flotte nicht zu erneuern brauchte. Man sagt in offiziellen Kreisen, eine große Flotte werde im Sommer von Rußland nach Ostasien in See gehen, aber diese Eventualität scheint nicht wahrscheinlich zu sein.

Die japanische Heeresleitung verfährt mit der größten Umsicht und vermeidet jede Ueberstürzung. Man hatte vom Anfang des Krieges an nicht darauf gerechnet, daß eine Schlacht vor Mitte April geliefert werden würde. Die häufig gehörte Behauptung, daß eine unvorhergesehene Verzögerung in der Entwicklung des Landkrieges eingetreten sei, scheint daher unbegründet.

Was die Ursache des Krieges betrifft, so hat man hier und da gelesen, daß

eine Kriegspartei in Japan den Krieg mit Rußland vom Zaune gebrochen hätte. Das ist aber nicht die Ansicht hervorragender Japaner.

Als Japan die Verhandlungen schließlich nach beinahe halbjähriger Unterhandlung abbrach, hatte Baron Suyematsu eine Unterredung mit dem Premierminister, Grafen Katsura. Dieser war froh, daß die scheinbar endlose Krise nun zu Ende war, und erzählte, daß die vollkommenste Ordnung, Bereitschaft und Disziplin in Heer und Marine herrschten. Während der langen Zeit der aufreibendsten Spannung in den Verhandlungen, während die Zeitungen und das Volk in geradezu hysterischer Weise den Krieg verlangten, wäre kein Offizier der Armee und Marine zu ihm gekommen, um zum Losschlagen zu raten, oder sonst auf die Politik einzuwirken. Das beweist, daß die vielgenannte Militärpartei, die zum Kriege gedrängt haben soll, nur in der Phantasie gewisser Journalisten bestanden hat.

Vor 10 Jahren führte Japan Krieg mit China um die Unabhängigkeit Koreas. Die Seestreitkräfte beider Mächte waren ziemlich ebenbürtig, und die Widerstandsfähigkeit Chinas war eine unbekannte Größe. Daher war dieser Krieg ein Kampf, der für Japan das Risiko nationaler Vernichtung in sich trug. Es war ein schweres Ringen im Hinblick auf die damals existierenden japanischen Streitkräfte. Japan siegte, respektierte die Unabhängigkeit von Korea und erhielt beim Friedensschluß von China die Halbinsel Liaotung mit Port Arthur.

Unter dem Vorwande, daß Japan die Integrität von Korea antaste und den Frieden im fernen Osten gefährde, wurde es auf Rußlands Betreiben veranlaßt, seine Eroberung aufzugeben. Kaum hatte Japan das eroberte und ihm abgetretene Gebiet an China zurückgegeben, als Rußland nicht nur die Halbinsel Liaotung, sondern auch die ganze Mandschurei an sich riß, und es erfüllte diese Wendung der Dinge Japan — das so große Opfer gebracht hatte — mit berechtigter Bitterkeit.

Nichtsdestoweniger waren die leitenden Politiker und die Elite Japans bestrebt, Böses nicht mit Bösem zu vergelten, und die Japaner unterdrückten ihre natürlichen Gefühle. Sie sahen ein, daß ein Krieg mit Rußland ein Kampf um Leben und Tod für ihr Land sein würde, und daß nur die eiserne Not, nicht aber der Wunsch nach Vergeltung Japan dazu berechtige, seine nationale Existenz aufs Spiel zu setzen. Daher boten die leitenden Kreise des Reiches alles auf, um die Erniedrigung ihres Landes durch Rußland in Vergessenheit zu bringen und um Eintracht zwischen den beiden Nationen zu stiften, koste es was es wolle. Daher war auch die Stimmung in Japan eine durchaus friedliche.

Die Gegenwart einer starken, ehrgeizigen und aggressiven Macht in Korea ist eine ständige Gefahr für Japan infolge der Nähe Koreas, seiner zahlreichen Häfen und der vielen Inseln, die bequeme Etappenstationen zwischen dem Inselreiche und dem Festlande bilden. Folglich mußte Japan für die Unabhängigkeit Koreas kämpfen, gerade wie England im Interesse seiner Freiheit für die Unabhängigkeit der ähnlich gelegenen Niederlande gekämpft hat.

Daher sah Japan mit wachsender Besorgnis, daß Rußland nicht nur die

Mandschurei und Port Arthur mit einer gewaltigen, stets wachsenden Armee besetzte, sondern außerdem seine Streitkräfte nach Korea vorschob und dadurch das Inselreich selbst direkt bedrohte. Die Unabhängigkeit von Korea war für Japan gleichbedeutend mit der Unabhängigkeit des eignen Landes, und da Rußland die Unabhängigkeit Koreas trotz aller Verhandlungen nicht anerkennen wollte, mußte es zum Kriege kommen, es sei denn, daß Japan gewillt war, seinen Untergang durch eigne Tatenlosigkeit selbst herbeizuführen und zu besiegeln.

Der Zweck des gegenwärtigen Krieges ist, Rußland so weit als möglich von der Nachbarschaft Japans zurückzudrängen und der russischen Lawine auf dem asiatischen Festlande einen starken Damm entgegenzusetzen. Deshalb sucht Japan Korea so sehr als möglich und in jeder Richtung zu kräftigen. Jedenfalls sollte es nicht schwer halten, den Norden von Korea zu verteidigen, da die Gestaltung des Landes für die Defensive sehr günstig ist.

Ob es Japan gelingen wird, Rußland aus der Mandschurei herauszudrängen, muß dahingestellt bleiben. Für Japan ist Rußlands Okkupation der Mandschurei eine politische und für Europa eine ökonomische Gefahr. Falls es Japan gelingen sollte, die Mandschurei für China zurückzuerobern, so würde der europäische Export dort ein freies und wertvolles Feld finden. In Rußlands Besitz würde der natürliche Reichtum des Landes durch unüberwindliche Zollschranken ausschließlich dem Zarenreich zugute kommen. Daher kämpft Japan nicht nur für seine eigne Existenz, sondern gleichzeitig für China und für den Welthandel, gerade wie Preußen vor beinahe hundert Jahren nicht nur für seine Unabhängigkeit, sondern für die Unabhängigkeit von ganz Europa gegen den großen Napoleon gefochten hat.

Japan hat weder die Absicht, Korea einzuverleiben, noch den Wunsch, China sich zu unterwerfen, und die Leute, die glauben, daß es, von maßlosem Ehrgeize beseelt, den Krieg erklärt habe, um seine Eroberungsgelüste auf dem Festlande von Asien zu befriedigen, kennen die asiatischen Verhältnisse nicht. Japan hat den Drang, sich friedlich zu entwickeln, nicht aber Kriege zur Befriedigung der eignen Eitelkeit zu führen, und möchte gerne dem benachbarten Korea Ordnung, Frieden und Zivilisation bringen, dieses Reich stärken und das eigne Land sichern. Japan kann einen dauernden Frieden nur dann genießen, wenn in Korea Ruhe und Ordnung herrscht.

Japan ist kommerziell und industriell in einem Uebergangsstadium begriffen. Seine dringendsten Bedürfnisse sind Frieden und offene Märkte für den Absatz seiner Industrieerzeugnisse. Korea und China sind Japans beste Kunden, und Japan kann keinen größeren Vorteil aus diesen Ländern ziehen, als mit ihnen im regsten und freiesten Geschäftsverkehre zu stehen.

Selbst die reichste und mächtigste europäische Nation dürfte es für die Dauer unmöglich finden, einen großen Teil von China besetzt zu halten. Daher würde Japan sicherlich finanziell nicht imstande sein, einen Teil von China zu verwalten. Außerdem würde ein solcher Schritt das gesamte Europa gegen Japan aufbringen. Wenn Japan China als ein Geschenk angeboten bekommen

sollte, so würde es dieses nicht annehmen, denn Japans Handel mit China würde durch den Besitz chinesischer Territorien sich kaum vergrößern. Dagegen würde deren Verwaltung Japan alljährlich einen großen Verlust verursachen. Aus diesen Gründen würde es für Japan unlogisch und töricht sein, Erwerbungen von Land auf dem Festlande von Asien auch nur ins Auge zu fassen.

Man hat von der gelben Gefahr gesprochen und hat prophezeit, daß die chinesischen Millionen unter japanischer Leitung eine Gefahr für Europa bilden würden, aber solche Ansichten können nur von denjenigen ausgesprochen werden, die die unüberbrückbare Kluft nicht kennen, die Japan von China trennt. Die Vereinigung einer kriegerischen, fortschrittlichen und zentralisierten Nation wie Japan mit einem Volke, das den Militärstand verachtet, den Begriff eines Staates nicht kennt, keinerlei Zusammengehörigkeit oder Patriotismns besitzt und ausschließlich in der Vergangenheit lebt, scheint nicht möglich, und die Lethargie Chinas hat den Sturm und Drang zu vieler Jahrhunderte überdauert, um im Handumdrehen wegreformiert werden zu können.

Japan hofft, am Ende siegreich aus seinem schweren Kampfe hervorzugehen, aber es ist natürlich unmöglich, Veranschlagungen über die Dauer und den Ausgang des Krieges zu geben. Jedenfalls weiß Japan, daß es auf Tod und Leben kämpft, und die ganze Nation wird, im Bewußtsein, worum es sich handelt, ihr Gut und Blut daransetzen, um ihre Existenz oder wenigstens ihre Ehre zu retten. Daher blickt Japan vertrauensvoll in die Zukunft im Bewußtsein seiner guten Sache.



Der Tierdienst bei Hellenen und andern Völkern.

Von

Karl Blind.

I.

Die Frage, was in altgriechischer Dichtung mit den Worten „glaukopis Athene“ (Minerva) und „boopis Here“ (Juno) eigentlich gemeint sei, ist unlängst in der deutschen Presse wieder erörtert worden. Es wurde dabei erwähnt, daß eine große Anzahl Völker in der Urzeit nicht bloß Göttern, sondern auch Tieren religiöse Verehrung widmete; von Fetischen, von Steinen, Bäumen und dergleichen zu geschweigen.

Nahe liegt daher der Schluß, daß auch die eulenäugige oder vielmehr eulengesichtige, eulenköpfige (glaukopis) Athene und die ochsenäugige, ochsen- oder kuhköpfige (boopis) Here, wie sie bei Homer heißen, ursprünglich in Tiergestalt verehrt wurden. Bei dem allmählichen Uebergange zur vermenschlichenden Gestalt erhielt sich zuerst nur der Eulen- oder Kuhkopf; zuletzt bloß

das glitzernde Auge des Nachtvogels und der große, weitgeöffnete Blick des gehörnten Tieres. Oder es blieben die Eule und die Kuh nur noch als geheiligte Tiere und als Sinnbilder der Göttinnen übrig. „Ops", das braucht kaum gesagt zu werden, bedeutet im Griechischen sowohl das Antlitz als auch den Blick.[1])

In Tiryns und Mykene, die nicht fern von dem der Hera geweihten Heiligtume lagen, hat Dr. Schliemann bekanntlich eine Unmasse Kuhköpfe in gebranntem Ton, in Gold und in Silber, auch Hunderte weiblicher Götterbilder, an denen Hörner angebracht waren, zutage gefördert. Er grub sie auf, nachdem der bis dahin zweifelnde Professor Max Müller erklärt hatte: „Er wolle die Ansicht von der Eulenköpfigkeit der Athene und der Kuhköpfigkeit der Here annehmen, wenn tatsächliche Beweise geliefert würden." Da stach Schliemann mit dem Spaten in die Erde und fand die Beweise! Die eulengesichtigen Gefäße, die er in so großer Menge aufgrub, dienten als weitere Bekräftigung.

Mykene selbst trägt, wie Schliemann schon früher bemerkt hatte, offenbar seinen Namen von dem griechischen Worte für das Muhen der Kuh („mykan" bei Homer). Der Zusammenhang der Beinamen der Here mit der Kuh ergibt sich aus zahlreichen Stellen bei Lukian, Pausanias und andern Schriftstellern oder Dichtern. In Schliemanns „Ilios" findet sich darüber die Hülle und Fülle.

Als im Kampfe zwischen den Göttern und den Riesen die ersteren die Gestalt von Tieren annahmen, verwandelt sich Here in eine weiße Kuh. Ein Kuhkopf ziert die Münzen des Eilandes Samos, das für den ältesten Tempel dieser Göttin berühmt war. Euboia, sozusagen die gute Kuh, hieß eine Amme der Here und die Insel, in der die Göttin aufwuchs; so auch der Berg, an dessen Fuß das Heraion-Heiligtum stand.

Bounaia, ein Wort, in dem wieder die Ochsen- oder Kuhgestalt hervortritt, war ein Beiname der Here in Korinth. Kühe wurden ihr geopfert. Auf einem von Ochsen gezogenen Wagen fuhr die Priesterin in Argos zum Tempel der Göttin. Jo, die Priesterin der Here, wurde in Kuhgestalt verwandelt. Die der Sage nach in Argos geborene, ägyptische Isis, die man der Jo gleich erachtete, erscheint im Nillande mit Kuhhörnern. Selbst in klassischer Zeit ist Jo noch häufig als Kuh dargestellt.

Doch diese wenigen Andeutungen mögen genügen. Forscher wie François Lenormant haben damals Schliemann ihre Zustimmung vollauf kundgegeben. Sogar Gladstone konnte sich der schlagenden Kraft dieser Beweise nicht entziehen. Er sei indessen nur nebenbei erwähnt; denn seine mehrbändigen

---

[1]) „Glaux" heißt im Griechischen die Eule, „Bous" der Ochse. Voß übersetzt: die blauäugige und die hoheitblickende, da ihm die Begriffe von älterem Tierdienst fernlagen. Mich erinnert dies aus der Jugendzeit an Professor Süpfle, unsern Lehrer des Griechischen auf dem Lyzeum zu Karlsruhe, der mit der Uebersetzung „blauäugig" nicht recht zufrieden und wohl von dem Hinweise auf die Eule etwas beunruhigt war. Er schlug daher das Wort „glauäugig" vor, das auf gut deutsch den scharfen, hellen Blick bedeutet, wie ihn die Eule zur Nachtzeit hat. Glau hat Anklang an gleißen, glitzern, Glanz.



sogenannten „Homerischen Studien", die er früher veröffentlicht hatte, taugen wahrlich wenig. Sie enthalten — wie ich vor Jahren in der „National Review" nachwies — die auffallendsten Irrtümer über Stellen in Homer und sind überdies von einer theologischen Voreingenommenheit durchtränkt, die bei wissenschaftlichen Fragen der nötigen unparteiischen Einsicht schlimme Streiche spielt. Wollte doch der hochkirchliche, halb römelnde englische Staatsmann, der gegen Huxley die Richtigkeit des Ausfahrens der Teufel in die Säue zu Gadara verteidigte, die bei mancherlei Religionen vorkommende oberste Götter-Dreizahl als eine absichtlich von der Vorsehung besorgte Einlage betrachten, durch die die alt-heidnischen Völker auf die christliche Dreieinigkeit vorbereitet werden sollten!

II.

Nicht bloß Urvölker haben dem Tierdienst gehuldigt. Noch zur Zeit ihrer hohen Bildung waren die Griechen der Schlangenverehrung ergeben. Als die Perser Athen einnahmen, retteten die fliehenden Bürger ihre heiligen Schlangen aus dem Erechtheion vor den Feinden. Schlangenverehrung war einst ein weitverbreiteter religiöser Brauch, wie zum Beispiel in James Fergussons großem, auf englische Regierungskosten erschienenen Werke: „Baum- und Schlangendienst" nachgewiesen ist.

Bei den nordgermanischen Völkern, zumal in Schweden, war die Schlangenverehrung einst Brauch. Schlänglein, die man als geheiligt betrachtete, wurden regelmäßig in den Häusern mit Milch gefüttert. An der nordischen Welt-Esche liegen Ofnir (vergl. das griechische Ophis, das heißt Schlange) und Swafnir, die von des Baumes Wurzeln zehren. Odin nennt, im eddischen „Liede von Grimnir", Ofnir und Swafnir (auch dies Wort bedeutet Schlange) unter den ihm selbst zukommenden Beinamen. Wie er Welt-Odem, Schlachtenlenker, Wassergott (Nikor und Nikuder) und als solcher Nixenvater war, so erscheint er da auch in Schlangengestalt.

Der stürmische Wind wurde einst (siehe Mannhardts „Die Götter der deutschen und nordischen Völker") bei unsern heidnischen Vorfahren als ein erdaufwühlender Eber angeschaut, dann in einen bösen Geist in Ebergestalt umgewandelt und schließlich mit menschlichem Körper, dem ein Eberschwanz beigemessen wurde, gedacht. Auch als Adler faßte man den Sturm auf. Dem Odin als Sturmgott schrieb man daher in manchen Gegenden des Nordens einen Adlerkopf zu. „Adlerhäuptig" (Arnhöfdi) ist da sein Beiname.

Unsre Perchta, die sich einigermaßen mit der griechischen Here berührt, erscheint in einer Kuhhaut; die nordische Hulda mit einem Kuhschwanz. In Norwegen sprach man von einer Anführerin des wütenden Heeres — jenes nächtlichen Leichenzuges, dessen Bezeichnung bei uns aus Wodans Namen entstanden ist — als mit einem Stutenschweife versehen. Sie hieß daher Ryssarofa.

Der „Roßhaarbärtige" (Hrosshársgrani) wurde Odin im Norden genannt. Dieser Name deutet, zufolge Mannhardt, darauf hin, daß Odin wie als Adler, so einmal auch als Roß gedacht worden ist. Er fügt hinzu: „Diese Vorstellung

muß einst auch von Wodan bestanden haben, denn die anerkannt mythischen Stammväter der Angelsachsen, Hengist und Horsa (Hengst und Roß) erscheinen nach den angelsächsischen Königsregistern als bloße Hypostasen Wodans, in denen eine Seite seines Wesens sich wiederholt."

Beiläufig gesagt: hier irrt Mannhardt. Die Häuptlingsnamen Hengist und Horsa sind sicherlich nicht „mythisch", wie Mannhardt sogar durch Sperrschrift hervorhebt, sondern, gleich dem in den Stammbäumen der deutschen Eroberer Britanniens vorkommenden Wodan, die Namen von wirklichen Häuptlingen. Wie ich früher einmal nachgewiesen habe, waren Namen wie Thor und Wodan (Thor sogar als ein Vorfahr Wodans, während in der Götterlehre der Donnergott ein Sohn des Allvaters ist) im Norden und unter Angelsachsen als Fürstennamen üblich. Weibliche Götternamen, wie Freyja, sind ebenfalls nachweisbar als Bezeichnungen für wirkliche Frauen. Manche skandinavische und deutsche Ortsnamen mit anscheinender Beziehung auf den Asen-Kreis mögen daher einfach auf Häuptlinge zurückzuführen sein, die solche Namen trugen, wie ja noch heute unter Katholiken die Namen Jesus und Maria als Vornamen gebräuchlich sind.

Doch dies nur nebenbei.

Nicht bloß der Roßhaarbärtige oder Mähnige hieß einst Odin, sondern auch Grani. So hieß ebenfalls das Roß Sigurds, unsers Siegfried, das von Odins Pferd Sleipnir abstammte. Granne, ein Wort, das noch heute vom Pflanzenbart, wie beim Korn, gebraucht wird, bedeutete in unsrer älteren Sprache auch das menschliche Haar. Daß Odin und Sigurds Roß den gleichen Namen trugen, bestätigt wiederum den Hinweis auf Odins Roßgestalt, also auf ehemaligen Tierdienst.

Im eddischen Liede von Wieland dem Schmied („Völundarkhwida") sagt dieser, der von Nordmännern aus Deutschland als Gefangener weggeführt und nach Schweden gebracht worden war: er könne da oben nicht so viele Kostbarkeiten zuwege bringen wie in der Heimat:

Hier war kein Gold wie auf Granis Wege;
Fern ist dies Land den Felsen des Rheins.
Mehr der Kleinode mochten wir haben,
Da wir heil daheim in der Heimat saßen.

„Granis Weg" ist ohne Zweifel eine dichterische Umschreibung des deutschen Stromes. Als Flußgott, was ja Odin oder Wodan, der Nixenvater, war, reitet er wohl ein Wasserroß, wie er als „Schimmelreiter" in den Lüften bei Tag oder bei Nacht einherzieht. Oder er ist das Roß selbst, und heißt daher Grani, der Mähnige.

Zauberhafte, halbgöttliche Wasserrosse kommen in germanischen Mären bis nach Schetland und Schottland hinauf in zahlreichen Gestalten vor. Die bezüglichen Sagen sind so reichhaltig wie nur möglich. Der nordische „Nuggle"- (sprich: Nuggel) Name dieses wunderbaren Tieres hat klaren sprachlichen Zusammenhang mit unsern Nickeln und Nixen und mit Odins Nikor- und Nikuder-

Namen. Auch in Wales und Irland, wohin germanische Eroberer drangen, finden sich verwandte Sagen über dies zauberhafte Tier.

III.

In noch üblichen deutschen Weihnachtsbräuchen erscheinen der Schimmel, der Klapperbock, der Bär, die Steingeiß, die Habergeiß, die Advent-Sau, die auch Christ-Schwein heißt, neben dem Schimmelreiter, dem Hafer-Bräutigam, dem Hans Trapp, dem Knecht Ruprecht, dem Pelz-Nickel, dem Christkindel und andern vermummten Gestalten. In ihnen sind die alten, einst in den Wolken thronenden Götter und Göttinnen — Wodan, Donar, Freia u. s. w. — noch erkennbar. Tier- und vergöttlichte Menschen- oder vermenschlichte Göttergestalten gehen da bunt nebeneinander her.

Einige Proben dieses alten Götterspukes habe ich noch als kleiner Knabe in meiner Heimatstadt Mannheim kurz vor dem Weihnachtstage gesehen. Dem auf die Winter-Sonnenwende gepfropften christlichen Feste gingen da die Erinnerungen an den Naturdienst der Heidenzeit voran. Das sogenannte Christkindel war aber kein Knabe, sondern ein erwachsenes Mädchen, ganz in Weiß gekleidet: also unsre ehemalige Liebes- und Sonnengöttin Freia-Holda.

Wie in Indien, wo elefantenhäuptige Götterbilder und der göttliche Affe Hanuman, der zwar ursprünglich gewiß ein Häuptling der Ur-Eingeborenen war; wie in Aegypten, wo kuh-, widder-, hunds-, sperber- und sonstige tierköpfige Götter; in Judäa, wo Cherubim in Tiergestalt mit Menschenantlitz; in Griechenland, wo Sirenen geflügelt und mit Vogelbeinen, auch allerhand halbtierische Wassergestalten, desgleichen der Höllenhund Kerberos und die Sphinx erscheinen, die beiden letzteren teils aus dem thrakischen, teils aus dem ägyptischen Religionskreise übernommen: so findet sich auch im germanischen Norden die gleiche Spur von uraltem Tierdienst.

Die Urvölker standen dem Tierleben beobachtend weit näher als wir. Man kann das noch heute bei Wilden und Halbwilden sehen. Ihnen muß man nicht mit der törichten Meinung kommen, das Tier handle lediglich aus „Instinkt", sozusagen mechanisch, unbewußt. Sie kennen den Geist der Tiere sehr gut und wissen, daß sie, gleich den Menschen, Gedanken haben, Pläne machen, von Liebe, Haß, Eifersucht, Neid, Eitelkeit bewegt sind, als Eltern oft Tapferkeit und Selbstaufopferung in der Verteidigung ihrer Jungen zeigen, kurz, dem Menschen vielfach nahe stehen. Von den Affen glauben manche Halbwilde, sie sprächen nur nicht, um nicht zur Arbeit gezwungen zu werden. Daß aber der Affe, der Elefant, der Hund und andre Tiere allerhand Arbeit für den Menschen recht verständig und mit gutem Bedacht tun können, ist ja allbekannt.

Vom Tier hat der Mensch mancherlei gelernt, sogar in der Arzneikunde. Die gewiß vorhandenen Tiersprachen zu ergründen, ist dem Menschen bis jetzt noch nicht gelungen. Insofern befindet er sich vor einem Geheimnis, das im roheren Zustande der Völker leicht zu einer Art Anbetung führt.

Später, bei etwas höherer Bildung, stellt der Mensch sich die Götter nur

noch in seiner eignen Gestalt vor. Und zwar — wie schon Xenophanes vor 2500 Jahren sagte — sogar mit der Haar- und Augenfarbe seines besonderen Volksstammes. Die Thraker, bemerkt der griechische Weltweise, bilden daher ihre Götter mit rotblonden Haaren und blauen Augen; die Aethiopier die ihrigen schwarz und plattnäsig. Oder wie Schiller sagt: „In seinen Göttern malt sich der Mensch."

Manchen dieser Götter aber bleibt noch ein Anhängsel aus der Zeit des religiösen Tierdienstes. Das war bei den Hellenen gerade so wie bei andern Völkern. Sie sprangen ja nicht mit gleichen Beinen und mit einem Satz als geborene Künstler in die Weltgeschichte, sondern entwickelten sich ganz allmählich. Ueber den Sturm, der anfänglich sich erhob, als die eulenköpfige Athene und die kuhhäuptige Here erwähnt wurden, schrieb François Lenormant mit Fug, „es gehe nicht an, solche Nachweise wie eine Art Hochverratsverbrechen gegen das Hellenentum zu bezeichnen".

In den hellenischen Glaubenslehren lassen sich thrakische, ägyptische, phönikische und hochnordische Bestandteile nachweisen. Wer auf Grund der späteren hohen Kunstentwicklung der Griechen so einfache Wahrheiten nicht annehmen will, der ist zum Urteil in solchen Dingen schlecht befähigt.



Die Studentin.

Von

Ludmilla v. Rehren.

Die beiden Studentinnen saßen in dem kleinen Zimmer Serafimas und tranken Tee. — Es war sehr gemütlich, dieses kleine Zimmer, obgleich es nichts weniger als elegant darin aussah. Der Samowar kochte und der Duft frisch aufgegossenen Tees, vermischt mit Zigarettenduft, durchzog es so angenehm. Draußen schneite es, und der Wind heulte im Schornstein. Manchmal hörte man auch das Klingeln der Schlittenglocken auf der Straße unten.

Serafima Babinkow lag halb auf dem schmalen Sofa und rauchte. Große, kunstgerechte Rauchringel ließ sie emporsteigen, und ihre Augen folgten ihnen träumerisch bis zur Decke. Anjutta Lëwschin trank währenddessen eine Tasse Tee nach der andern, mit sehr viel Rum darin; ohne Rum ging es bei ihr nun einmal nicht ab. Sie war erst kürzlich gekommen, und es fröstelte sie noch; denn es war so kalt draußen, wie es nur im Monat Februar in Petersburg sein kann.

Im Zimmer nebenan lernte eine Kursistin, die sich zum Examen vorbereitete, mit lauter, eintöniger Stimme. Dann hörte man wieder irgendwo in der Nähe ein lautes Lachen oder eine Strophe eines russischen Liedes, die von irgend jemand gesungen wurde.

Es war ein richtiges Studentenheim, dieses Haus. Oben und unten — bis zum Dach hinauf —, überall wimmelte es von Studenten beiderlei Geschlechtes.

„Ist Iwan Alexandrowitsch schon zu Hause?“ fragte Anjutta plötzlich.

„Nein, er wollte aber später noch zu mir hereinkommen,“ antwortete Serafima mit halber Stimme. Und nach einer Pause — „warum?“

„Ach, nur so —“ Anjutta füllte eben zum vierten Male ihr Glas. „Weißt du, Serafima — ich glaube, unser Freund Iwan interessiert sich für Anna Simënow. Ob er nicht wieder dort ist?“

Serafima setzte sich mit einem Ruck gerade hin und sah Anjutta starr an. Dann lachte sie laut, aber etwas gezwungen auf.

„Unsinn, was dir nicht einfällt ... Iwan Alexandrowitsch und Anna, meine Cousine Anna? Nein, Anjutta, da kennst du ihn doch schlecht. Iwan sollte sich in Anna verliebt haben, von der er immer sagt: ‚Ja, hübsch ist sie wohl, aber doch nur ein Gänschen.‘ Ich will nichts über Anna sagen, aber ich meine, wenn Iwan sich einmal in jemand verliebt — das Mädchen müßte denn doch anders sein.“

Serafima war ganz erregt geworden bei der Verteidigung von Iwan Alexandrowitsch' Geschmack. Er war freilich ihr nächster Zimmernachbar und spezieller Freund, und so war die Sache erklärlich. Mit etwas zitternder Hand nahm sie die Streichholzschachtel und zündete sich eine neue Zigarette an. Auf ihren sonst bleichen Wangen brannten dabei zwei rote Flecken.

„Ein süßes, kleines Gänschen, sagte er,“ widersprach Anjutta. „Das ist im Munde der meisten Männer ein Lob. Das größte Gänschen erscheint ihnen eben gleich süß, wenn es sie mit einem Augenaufschlage anzusehen weiß, der angenehm auf ihre Sinne wirkt. Aber mir kann's gleich sein — es fiel mir auch nur so ein.“

„Nein, wirklich, ich glaube, du täuschest dich doch,“ sagte Serafima noch einmal. Ihre Stimme zitterte dabei ein wenig, und sie sah die Freundin fast böse an. Wie kam Anjutta nur dazu, in diesem Sinne von den beiden zu sprechen?

„Nun ja, ich sagte ja schon: ich meinte nur so —“ Anjutta langte sich ein Stück Brot, langsam, wie es ihre Art war, und fing ebenso langsam an, es mit Butter zu bestreichen. „Ich meinte ja nur so, weil er neulich auf dem Balle sich so viel mit ihr abgab. Geld hat sie auch, also ...“

„Iwan wird niemals auf Geld sehen — er braucht's auch nicht,“ ereiferte sich Serafima. „Und auf dem Balle — das war nur Höflichkeit gegen die Tochter des Hauses. Als er mich später nach Hause brachte, gähnte er und sagte: ‚Ach mein Gott, wie langweilig ist doch solch ein Ball, und was für dummes Zeug man da schwatzen muß.‘“

„Er schien sich aber sehr gut zu amüsieren,“ lachte Anjutta. „Die Männer sind eben alle gleich. Ein bißchen rosiges Fleisch, das aus weißen Spitzen hervorguckt, und ein paar schöne Augen lassen sie gleich vergessen, welchen Kohl die roten Lippen schwatzen. Später freilich, wenn sie verheiratet sind, merken sie es wieder, aber dann ... Nun, mir sind alle gleichgültig — meinetwegen brauchte kein einziger Mann da zu sein, und was sie für Dummheiten machen, darum kümmere ich mich erst recht nicht,“ schloß sie ihre philosophischen Betrachtungen.

Jeder würde es ihr auch ohne weiteres geglaubt haben. Anjutta Lëwschin war nicht im geringsten hübsch, was aber nicht hinderte, daß alle, auch ihre männlichen Kollegen sie gern hatten, freilich nur wie einen guten Kameraden. Sie hatte ein gutmütiges, derbes Gesicht, einen starken Ansatz von Schnurrbart auf der Oberlippe, und ihre Augen blitzten hinter der Brille klug und scharf hervor. Die schlanke, nervöse Serafima sah neben ihr ganz zerbrechlich aus.

Serafima antwortete auf die letzte Bemerkung nichts. Sie zerbröckelte emsig und nervös ein Brotstückchen, und ihre Finger formten daraus kleine Kügelchen. Ihr Gesicht war sehr rot geworden.

An der Entreetür klingelte es.

„Wer mag das sein?“ fragte Anjutta. „Vielleicht zu dir?“

„Ich habe keine Ahnung — es ist möglich, daß Iwan ...“

Die Tür öffnete sich, und ein junges Mädchen trat rasch ein. Ein Strom frischer, kalter Winterluft wehte mit ihr zur Tür herein.

„Guten Abend,“ rief sie lachend und mit einer hohen, hellen Stimme. „Guten Abend, Serafima. Ich komme direkt von der Schlittschuhbahn und möchte mich bei dir ein wenig erwärmen, sonst erfriere ich noch auf dem langen Wege nach Hause. Hu, ist das eine Kälte! Aber schön war's doch! Kann ich eine Tasse Tee bekommen?“

„Anna, du —“ sagte Serafima, ohne sonderliche Freude im Tone. „Natürlich kannst du Tee bekommen, wenn er dir nur schmeckt. Er ist nicht so gut, wie du ihn zu trinken gewöhnt bist.“

„Wenn er nur heiß ist!“ Anna warf ihren Muff auf einen Stuhl, die Schlittschuhe hinterdrein und fing dann an sich das Jackett auszuziehen. „Das Kostüm habe ich jetzt erst von Papascha bekommen,“ schwatzte sie dabei. „Es kostet 150 Rubel — alles echtes Pelzwerk, der Besatz. Sieh es doch mal an — ist es nicht hübsch? — Ach, Anjutta Petrowna — da sind Sie ja auch — und so versteckt hinter dem Samowar, daß man Sie gar nicht sieht. Guten Abend.“ Sie reichte Anjutta ihre kleine, kalte Hand und setzte sich neben sie.

„War das heute herrlich auf dem Eise,“ plauderte sie weiter. „Die Bahn war spiegelglatt, und so viel Menschen trotz der Kälte. Nächstens hole ich dich einmal ab, Serafima.“

„Ich habe jetzt keine Zeit,“ sagte diese kurz. Sie wußte ganz genau, daß ihre Cousine sie nicht aus Liebe besuchte, sondern nur um ihr neues Kostüm zu zeigen, und wer weiß aus welchen verborgenen sonstigen Gründen noch.

„Keine Zeit? —" Anna rümpfte ihr Näschen. „Nun ja, du liegst ja ewig über deinen Büchern — sogar auf dem Teetisch hast du sie neben dir..." Sie tippte mit dem Zeigefinger auf ein Buch, das neben Serafima lag.

Serafimas Studium war der ganzen Familie ein Dorn im Auge. — Als die Waise, müde des Lebens, das sie als geduldete, arme Verwandte im Hause des reichen Onkels führte, davon sprach, sich dem Studium der Medizin zu widmen, hatte es einen harten Kampf gegeben. Sie war aber doch Siegerin geblieben. — „Nun gut," hatte der Onkel schließlich gesagt, — „studiere also, wenn du es durchaus willst, aber bei mir bleibst du dann nicht. Ich bin meinem Väterchen Zar zu sehr ergeben, um Studentinnen mit kurz abgeschnittenem Haar und Studenten in meinem Hause herumlaufen zu lassen. — Sie sind doch alle Nihilisten, die meinem Väterchen Zar ans Leben wollen. — Fünfzig Rubel gebe ich dir im Monat, mehr nicht, und wenn du willst, kannst du ja damit studieren, aber fort mußt du."

Und Serafima ging fort, mietete sich ein Stübchen und lebte ganz still für sich. Manchmal, wenn es ein Fest gab, oder man sie zu etwas brauchte, wurde sie in das Haus der Verwandten gerufen.

„Ja, wirklich, es ist schrecklich mit deinen Büchern," sagte Anna noch einmal. „Und wie du jetzt aussiehst! Bei uns kleidetest du dich wenigstens noch einigermaßen, aber jetzt — wenn das Studieren ein Mädchen so häßlich macht, dann danke ich dafür." Sie trat dabei vor den kleinen Spiegel, der über dem Waschtisch hing und besah ihr hübsches Gesicht angelegentlich darin, zupfte die Löckchen zurecht, die etwas zerzaust aussahen, und schließlich zog sie eine kleine Puderquaste hervor und betupfte damit ihre vom Frost geröteten Wangen.

Anna liebte es, über Serafimas Studium zu spotten. Sie mochte die Cousine nicht leiden; denn sie fühlte instinktiv deren geistige Ueberlegenheit, obgleich sie das niemals zugegeben hätte, und haßte sie deshalb.

Es klingelte wieder.

„Gott, bekommst du noch Besuch?" Anna fragte es ganz erschrocken. „Und wie sehe ich aus — abscheulich!" Ein böser Zug legte sich um die roten Lippen. „Nicht einmal eine Lockenschere kann man bei dir bekommen," schmollte sie, und die Löckchen wurden aufs neue zurechtgezupft.

Serafima war bei dem Klingeln zusammengezuckt. Sie wußte ganz genau, wer draußen stand, und hätte ihn jetzt am liebsten weit fort gewünscht.

Es klopfte, und auf das Herein trat Iwan Maximow ins Zimmer.

„Ach, Iwan Alexandrowitsch," rief Anna vergnügt. — Sie war jetzt plötzlich die Liebenswürdigkeit selbst. Der böse Ausdruck verschwand aus den kindlich weichen Zügen und machte einem freundlichen Lächeln Platz.

Auch der junge Mann schien freudig überrascht, als er das reizende Gesicht so unerwartet vor sich sah. „Sie hier, Anna Romanowna? Welch ein angenehmer Zufall," sagte er und küßte die kleine Hand, die sie ihm reichte.

„Eine Tasse Tee gefällig?" fragte Serafima hastig und hob die Kanne

vom Samowar. Dabei sah sie ihre Cousine feindselig an. Sie hätte sie in diesem Augenblicke schlagen können.

„Wenn Sie so gut sein wollen —“ Er setzte sich und rieb sich die Hände.

„Sie sind wohl gar heute Schlittschuh gelaufen?“ fragte er Anna, als er die Schlittschuhe auf dem Stuhle liegen sah.

„Ja, natürlich!“ Anna setzte sich in sehr vertrauliche Nähe neben ihn und schlürfte ihr Glas Tee in kleinen Zügen. Sie hatte den feindseligen Blick Serafimas sehr wohl bemerkt und beschloß, diese jetzt möglichst zu ärgern. — Was sich diese Serafima eigentlich einbildete — als ob Iwan Alexandrowitsch nur für sie da wäre! Und er war noch überdies ein sehr hübscher Mensch, dieser Iwan Alexandrowitsch. Die kleidsame dunkle Studentenuniform mit den blitzenden Knöpfen stand ihm so gut, es lohnte sich also wirklich, mit ihm zu kokettieren.

„Es ist leichtsinnig, bei dieser Kälte auf die Eisbahn zu gehen,“ tadelte Iwan.

„O, die schadet mir nichts — ich war nur so allein —, meine Freundin ging so früh fort.“

„Wenn Sie mir nächstens erlauben, Sie zu begleiten, so werde ich es sehr gern tun,“ sagte Iwan Alexandrowitsch eifrig.

Anna warf einen triumphierenden Blick auf ihre Cousine.

„Wenn es Ihnen angenehm ist,“ sagte sie kokett lächelnd. „Ich bat Serafima schon darum, aber die — die ist ja nicht von ihren Büchern fortzubringen, von den gräßlichen Büchern mit den zersetzten Menschen drin. Hu! Sie träumt gewiß auch in der Nacht davon. Wie kann man nur beständig über Büchern sitzen, man wird dadurch doch nur langweilig für andre Leute!“

„Jedenfalls aber ist es verdienstvoller, als den ganzen Tag vor dem Spiegel zu stehen,“ sagte Anjutta scharf. Sie ärgerte sich über die Arroganz Annas.

Serafima sprach nichts. Sie saß in ihrem Stuhle, die Arme verschränkt, und sah vor sich hin. Daß sich ihre Nägel in den Stoff ihres Kleides krallten und daß sie die Zähne zusammenbiß, bemerkte niemand.

Anna runzelte leicht die Stirn. „Wer weiß, wer weiß, ob es verdienstvoller ist,“ sagte sie dann mit ihrem kindlich harmlosen Lächeln. „Papaschinka sagt immer: ‚Ein Mädchen muß vor allen Dingen lernen zu gefallen.‘ Er mag auch gar nicht, daß Serafima studiert. Was sagen Sie zu dem Studium der Frauen, Iwan Alexandrowitsch?“

Iwan Alexandrowitsch hüstelte verlegen. „Das ist eine schwer zu beantwortende Frage,“ antwortete er mit einem Seitenblick auf Serafima. „Ich meine aber doch, wer Neigung zum Studium hat, sollte dieser Neigung unbedingt folgen.“

„Aber es ist doch unweiblich,“ beharrte Anna, den gewöhnlichen Einwand des Mädchens vorbringend, das nichts sein will und nichts kann. Sie war böse, daß Iwan Alexandrowitsch ihr nicht sofort und ohne weiteres beistimmte, und ihr geleertes Glas beiseite schiebend, stand sie auf und erklärte:

„Ich muß jetzt fort — man wird mich zu Hause erwarten. Adieu, Serafima. Kommst du nicht bald einmal zu uns?"

Serafima versuchte es gar nicht, die Cousine zu halten. Sie ließ sich geduldig von ihr nach russischer Sitte dreimal küssen und antwortete müde:

„Vielleicht — ich weiß es nicht." Ihr Herz war so voll von Bitterkeit — sie hätte weinen mögen.

„Sie wollen schon so früh fort?" bedauerte Iwan Alexandrowitsch, indem er Anna ins Jackett half.

„Ja," sagte Anna schnippisch und ohne ihn anzusehen. Sie wollte ihm zeigen, daß sie böse war.

„Darf ich Sie begleiten?" bat er.

„Ich weiß nicht — es ist so weit," zierte sie sich, schon halb versöhnt ihn anlächelnd.

„Wir nehmen eben einfach einen Iswoschtschik," sagte er. „Leben Sie wohl Serafima Michailowna, wenn Sie erlauben, komme ich später noch ein wenig herein." Etwas Warmes, Lebhaftes leuchtete in seinen Augen, als er Serafima die Hand reichte; aber er begegnete ihrem Blicke nicht, sondern sah nur zerstreut an ihr vorbei und ging dann rasch Anna nach, zur Tür hinaus.

Anjutta lachte.

„Nun, sagte ich nicht — es ist richtig!"

„Ach bitte, laß das ..." Serafima fühlte, wie ihre Knie zitterten, und warf sich schwer auf das Sofa. Ihre Stimme hatte einen fremden, heiseren Klang. Anjutta sah sie überrascht an. Sie hatte sonst nicht viel Verständnis für dergleichen, aber jetzt verstand sie doch, was in Serafima vorging, und daß es besser wäre, sie jetzt allein zu lassen.

„Du bist bleich," sagte sie aufstehend in möglichst harmlosem Tone. „Ich glaube, du gehst jetzt am besten gleich zu Bette. Hast du nicht Fieber? Deine Hand ist so heiß. Ich werde auch lieber nach Hause gehen."

Sie warf ihren Pelz über die Schultern, schüttelte Serafima kräftig die Hand und ging dann auch fort.

Serafima blieb allein.

Langsam, ganz mechanisch räumte sie den Tisch ab und rief das Mädchen, um die Teemaschine hinaustragen zu lassen. Immer nur der eine Gedanke ging ihr im Kopfe herum:

‚War es denn wirklich wahr, was Anjutta vorhin gesagt hatte, daß Iwan, ihr Iwan ...‘

Sie setzte sich an den Tisch, zündete sich eine Zigarette an und dachte nach. War Iwan wirklich auch so wie andre Männer, denen ein hübsches Gesicht genügte, um sich zu verlieben, denen es genügte, nur mit ihren Sinnen zu lieben, und die um Geld ...

Nein, er war nicht so! Er war viel, viel ernster als all die andern Studenten, viel größer angelegt. Nun ja, er war Anna gegenüber immer sehr liebenswürdig gewesen, aber zu Serafima war er doch noch ganz anders.

Warum sollte er nicht auch gegen Anna freundlich sein, wenn sie so ersichtlich mit ihm kokettierte? Er konnte sich doch nicht unhöflich gegen sie benehmen! Und daß er sie heute abend nach Hause begleitete, das war eben Höflichkeit. Iwan hatte ja ein so gutes Herz. Und er wollte ja wieder zu ihr zurückkommen, noch heute abend.

Serafima lächelte.

Wie verstanden sie sich nicht beide, Iwan und sie?

Er hatte ihr wohl niemals gesagt, daß er sie liebe, aber konnte man wohl so miteinander sprechen, sich so verstehen, ohne sich gegenseitig zu lieben? Sie sah ihn vor sich, wie er abends bei ihr saß, auf dem kleinen, harten Sofa, und zu ihr sprach, mit leuchtenden Augen sprach, von seinen Wünschen, seinen Hoffnungen und Plänen für die Zukunft. Eine heiße Sehnsucht nach ihm wallte in ihr auf, und sie streckte die Arme aus in die Luft und flüsterte:

„Mein Iwan!"

Ihr zuliebe aß er mit in dem kleinen, einfachen Restaurant, wo sie täglich ein Mittagbrot für 35 Kopeken bekam, obgleich er es viel besser hätte haben können. Da er auch Medizin studierte, hatten sie sich schnell kennen gelernt, und ihr zuliebe hatte er das kleine Zimmer neben ihr bezogen. Jawohl — ihr zuliebe, um mit ihr öfter zusammen sein zu können.

O, sie kannte ihn so genau, so ganz genau, ihren Iwan, mit seinem großen, guten Herzen, seinem glühenden Ehrgeiz und seiner Begeisterung für alles Gute und Edle. Wann hatte er wohl je so zu Anna gesprochen, wie zu ihr? Und wenn er es auch versucht hätte, Anna würde ihn doch nie verstanden haben.

Nein, es war Unsinn, wie hatte sie auch nur einen Augenblick fürchten können ...

Gestern abend noch war er so lieb gewesen. Sie waren zusammen spazieren gegangen, hatten dann einen Iswoschtschik genommen und waren auf die Inseln gefahren. Wie war das so herrlich gewesen! Seite an Seite glitten sie pfeilschnell über den Schnee hinweg, der Winterhimmel streute weiße Flocken aus die auf dem Kragen des Pelzes liegen blieben und angenehm die erhitzten Wangen kühlten, und dann, als er sie aus dem Schlitten heraushob, hatte er sie lachend geküßt.

Das war gestern gewesen, und heute, heute fuhr er mit Anna.

Ob er sie wohl auch küßte?

O nein, das tat er gewiß nicht!

Die Uhr schlug plötzlich elf. Serafima fuhr empor. So spät war es geworden, und er war noch nicht da. Ueberhaupt noch nicht nach Hause gekommen. Nun, vielleicht hatte er jemand getroffen, der ihn aufhielt.

Aber ihr Herz wurde doch wieder beklommen.

Sie nahm die Lampe, ging zu dem kleinen Spiegel und sah ihr Gesicht lange und aufmerksam an. Ja, es war wahr, Anna war entschieden hübscher. Serafima war braun und unansehnlich, nur die Augen waren schön, dunkel, von langen Wimpern verschleiert, und hatten einen klugen Blick, und die Zähne

schimmerten weiß und gesund zwischen den roten Lippen, wenn sie lachte. Aber sie konnte doch nicht immer lachen, um ihre Zähne zu zeigen! Anna dagegen hatte die frische Schönheit der Gutsbesitzerstochter, die noch nicht lange in Petersburg gelebt hat, und den blendenden Teint der echten Russin. In den Adern Serafimas floß auch französisches Blut von ihrer Mutter her, und die Heftigkeit ihres Temperamentes und sorgenvolle Gedanken hatten manche scharfe Linie in ihr Gesicht gezogen. Sie seufzte doch leise, während sie sich so mit der zarten Schönheit Annas verglich.

Aber schließlich, etwas andres war sie doch als diese Anna! Mit einer stolzen Bewegung warf sie den Kopf zurück, trat vom Spiegel fort und stellte die Lampe auf den Schreibtisch. Dort stand auch das Bild Iwans. Sie nahm es in die Hand und strich mit einer zärtlichen Bewegung darüber hin.

„Nicht wahr, du hast mich lieb?“ fragte sie leise, in das Bild hinein. Lange sah sie es an. Dann stellte sie es behutsam wieder hin, löschte die Lampe und entkleidete sich.

Lange lag sie noch wach. Endlich hörte sie, wie er die Tür aufschloß, o, sie kannte seine Art ganz genau! Vorsichtig auftretend ging er in sein Zimmer. Sie richtete sich halb auf. Am liebsten hätte sie ihm noch etwas zugerufen, gleichviel was, um nur noch seine antwortende Stimme zu hören. Durch die dünne Wand hätte er es sicher schon gehört. Aber was sie sonst ohne weiteres getan hätte, brachte sie heute nicht fertig. Er war aber wenigstens wieder da. Beruhigt schlief sie endlich ein.

*

Als das Stubenmädchen am andern Morgen den Samowar hereintrug, brachte sie auch ein Telegramm mit, das eben für Serafima abgegeben worden war. Serafima legte es gleichgültig neben ihre Tasse hin. Es kam gewiß von den Siménows, sonst hatte sie niemand in der Welt, von dem sie ein Telegramm hätte erwarten können, aber Anna telegraphierte sehr oft. Bald sollte sie ihr ein Buch besorgen, bald einen Gang zum Gostinnyj-Dwor [1]) machen, oder man brauchte ihre Hilfe bei einer Festlichkeit. Zu erfahren, was Anna wollte, eilte ihr durchaus nicht. Sie horchte zu Iwan Alexandrowitsch herüber. Sonst klopfte er immer schon ganz früh an ihre Tür, wünschte ihr einen guten Morgen, und nachdem sie beide ihren Tee getrunken, gingen sie zusammen wie zwei gute Kameraden ins Kolleg.

Er ging in seinem Zimmer auf und ab und pfiff leise vor sich hin, was sie als ein Zeichen guter Laune bei ihm kannte. Weshalb kam er aber nicht?

In einem Gefühl plötzlicher Beunruhigung erfaßte sie das Telegramm und öffnete es. Da stand:

„Habe mich gestern mit Iwan Alexandrowitsch verlobt, Papascha einverstanden, heute abend große Verlobungsfeier en famille, bitte komme. Anna.“

---

[1]) Der Kaufhof, die Pulsader des geschäftlichen Lebens in Petersburg.

Ganz erstarrt sah Serafima auf das Telegramm in ihrer Hand nieder. Etwas Eisigkaltes schien von oben herabzufließen durch ihre Glieder. Langsam sank die Hand, die das Telegramm hielt, herab. Mit einem starren, verständnislosen Blicke sah sie umher. Sie bemerkte, daß oben an der Decke ein Spinngewebe hing, es war fast lächerlich, nie hätte sie sonst darauf geachtet, aber jetzt bemerkte sie ganz deutlich, wie der dicke Leib der Spinne sich darin bewegte, und sie mußte aufmerksam und starr diese Bewegungen verfolgen.

Also gestern abend, während sie so sehnsüchtig an ihn dachte ...

Es durchzuckte sie wie ein großer Zorn. Gewiß, gewiß, sie wollte hingehen heute, und niemand sollte etwas merken, niemand.

Sie hörte, wie er wieder hin und her ging, jede Bewegung konnte sie verfolgen, wie oft hatte sie danach hingehorcht. Langsam, ganz unbewußt rollten Tränen über ihre Wangen.

Jetzt, jetzt zog er sich an, dann würde er hinaustreten, und dann — vielleicht kam er dann in ihr Zimmer, wie alle Morgen.

Nur jetzt ihn nicht sehen, nur jetzt nicht!

Hastig sprang sie auf, schlüpfte in ihr Pelzjackett, drückte das Barett aufs Haar, und so, die Augen noch voll Tränen, das Jackett halb offen, lief sie wie gehetzt die Treppen hinunter in den kalten Wintermorgen hinein.

Berichte aus allen Wissenschaften.

Psychologie.

Religion und Wahnsinn.

Die Franzosen haben sich mit Vorliebe von jeher mit der pathologischen Seite der seelischen Phänomene beschäftigt. Indem sie ein und dasselbe Phänomen bald mit diesen, bald mit jenen Ausfallserscheinungen behaftet betrachteten, erhielten sie in jedem Einzelfalle eine Uebersicht über eine größere Anzahl von Formen und erlangten somit eine tiefere Einsicht in das Wesen des Phänomens selbst. Allerdings besteht bei dieser Forschungsrichtung die Gefahr, daß bisweilen Elemente ins Pathologische hineingezogen werden, die in Wirklichkeit nicht hineingehören.

So hat Santenoise neuerdings bezüglich der Religion behauptet, daß diese pathologische Elemente enthalte. Er beruft sich dabei darauf, daß der religiöse Glaube Ideen enthält, die man auch unter den bei Irrsinnigen vorkommenden Wahnideen antrifft. Solche Ideen sind erstens die Idee der Größe, wie man sie im Priesterstande findet, zweitens die der Demut, die der Masse der Gläubigen eingepflanzt wird, indem die Religion ihnen predigt, daß das Leben voller Tränen und Elend sei; drittens die Idee der Verfolgung durch den Teufel. Auch erzeuge die Religion im Gläubigen allmählich Gefühllosigkeit, da sie ihn zwinge, Jesu zuliebe auf Vater, Mutter, Kinder u. s. w. sowie auf die Freuden des Lebens

zu verzichten. Demgegenüber ist zu bemerken, daß die genannten Ideen und die genannte Tendenz an und für sich nichts Pathologisches besitzen, und daß sie nur dann ausarten, d. h. zu pathologischen werden können, falls im Individuum selbst ein pathologischer Zustand Platz greift. Allerdings kann ein zur Geisteskrankheit neigender Mensch auch eine religiöse Idee zu seiner Wahnidee erheben, aber ebensogut auch jede andre Idee. Es gibt jedoch viele Beispiele von tief religiösen Männern und Frauen, die nichts Pathologisches an sich hatten.

Freilich können wir nicht leugnen, daß es zwischen Religion und Wahnsinn Berührungspunkte gibt. Sie wurzeln in der Richtung auf das Ueberschwengliche, die wir in gleicher Weise in der Religion wie bei einzelnen Formen von Geisteskrankheit finden. Um diese Hingabe im vollsten Maße zu erzielen, dienen den orientalischen Völkern ihre religiösen Tänze, während deren sie sich künstlich in einen ekstatischen Zustand versetzen. Auf umgekehrtem Wege erreichen dies die asketischen Uebungen der Mystiker, die den Zweck haben, durch Schwächung des Körpers die perversen Bilder in der Seele des Gläubigen zu unterdrücken, damit die Idee Gottes sich mehr und mehr darin befestigen könne. Der Zustand, in den die Mystiker geraten, ist anfangs von allgemein pathologischer Natur und wird erst im zweiten Stadium zu einem psychopathischen.

Zwei interessante Studien über die Mystiker verdanken wir Murisier, dem wir folgendes entnehmen:

Der Mystiker befindet sich in fortwährenden Disharmonien. In seinem Körper herrschen Neuralgien und Schwäche, hervorgerufen durch Enthaltsamkeit von Nahrung und Schlaf, durch das Erzeugen von häufigen und heftigen Blutergüssen u. s. w. Zu dieser physischen Schwäche kommt eine moralische, die ihn verhindert, seine Persönlichkeit der Außenwelt anzupassen. Er schwebt fortgesetzt in Gefahr, in eine Anzahl verschiedenartiger Empfindungen, unzusammenhängender Bilder und entgegengesetzter Wünsche auseinanderzugehen. Fortgesetzte Umwandlungen vollziehen sich in seinem Innern und bewirken eine Art Verdoppelung der Persönlichkeit ...

Die Richtung auf Gott befreit ihn jedoch von seiner inneren Zerrissenheit. Die Religion dient also dem Mystiker dazu, den inneren Frieden wieder zu erlangen. Die Irrenärzte haben nun eine Aehnlichkeit herausgesucht zwischen der bei mystischen Naturen durch die Religion erlangten Erleichterung und der durch den Hypnotismus bei Somnambulen hergestellten Beruhigung. Die Somnambulen befinden sich einige Zeit nach der Hypnose wohl: die hysterischen Krisen, die fixen Ideen entschwinden, die angenehmen Gefühle bekommen die Oberhand. Unglücklicherweise aber erscheinen nach Ablauf einer bestimmten Zeit die pathologischen Erscheinungen wieder mit den Gefühlen der Unruhe und Verzweiflung. Der Kranke verlangt dann nach seinem Hypnotiseur, und zwar nach dem, der ihn am häufigsten eingeschläfert hatte. Offenbar entspricht die hypnotische Periode des Somnambulen der Periode der Ruhe beim Mystiker, die er besitzt, solange er sich dem Gefühle der Abhängigkeit von Gott hingibt. Auch bezüglich des Abhängigkeitsverhältnisses besteht für beide Arten von abnormen Zuständen eine gewisse Analogie. Während der Periode der hypnotischen Beeinflussung denken nämlich die Kranken, wie Janet erforscht hat, fortgesetzt an ihren Hypnotiseur, gewöhnlich mit dem Gefühle der Verehrung und Liebe, dem sich auch ein Anflug von Furcht beimischt. Sie vergegenwärtigen sich ihn durch entsprechende Halluzinationen, ja sie beschäftigen sich sogar unbewußterweise mit ihm, sie schreiben seinen Namen automatisch nieder und erblicken seine Person in spiegelnden Gegenständen. Murisier faßt daher das religiöse Gefühl nur als speziellen Fall des allgemeinen Gefühls der Lenkung durch ein andres Wesen, mag dieses menschlich oder übermenschlich, sichtbar oder unsichtbar sein.

Ursprünglich verhilft also die religiöse Richtung dem Mystiker zur Wiedererlangung seines inneren Gleichgewichts, die Religion dient ihm als Heilmittel. Durch weitere Konzentrierung auf die religiöse Idee tritt jedoch ein höherer ekstatischer Zustand ein, in dem

Erscheinungen auftreten, die als psychiatrische bezeichnet werden müssen. Der Mystiker wählt sich einen Heiligen als Ideal und sucht sich mehr und mehr mit diesem Ideal zu identifizieren. Er erlebt alle affektiven Zustände, die er der Person zuerteilt, deren Bild seine Seele erfüllt. Allmählich treten bei ihm Visionen und Halluzinationen des Gesichts, Gehörs und Geruchs auf, sie verstärken das Gefühl der Realität, wodurch die religiöse Idee eine unwiderstehliche Gewalt über ihn erlangt. Schließlich erreicht die Ekstase ein noch höheres Stadium, das des Quietismus. Hier verschwinden alle Bilder und Visionen. Die Seele ist nichts weiter als Liebesglut. Wir hätten demnach in diesen Zuständen des Mystikers wirkliche Berührungspunkte zwischen Religion und Wahnsinn.

Glücklicherweise jedoch arten mystisch angelegte Naturen meist nicht in dieser Weise aus, sondern das Abnorme ihrer Richtung gibt sich nur in Gestalt des religiösen Fanatismus kund. Der Fanatiker sucht inneren Frieden in einer Gesellschaft Gleichgesinnter, in einem sozialen Medium, in dem er dieselben Glaubenssätze, dieselben Gefühle, dieselbe Lebensführung wiederfindet. Er kämpft von da aus gegen Häresien, d. h. gegen alle religiösen Anschauungen, die innerhalb seines Mediums Unterschiede herbeiführen könnten. Beim Fanatiker wird also die religiöse Idee nur zu einer sozialen Kraft, die jedoch einseitig ausartet.

Doch müssen wir gerecht sein und den Anfeindungen gegenüber, die die Religion zu erdulden hat, hervorheben, daß die Religion imstande ist, den Menschen zu einem hohen Grade sittlicher Reinheit zu führen. In den Zeiten der Irreligiosität sank der Mensch von seiner moralischen Höhe. Der religiöse Glaube gehört als integrierender Bestandteil zur menschlichen Vernunft, aus der er ohne Beeinträchtigung der inneren Harmonie des Menschen nicht entfernt werden kann. Gott ist nach Kant ein Postulat der Vernunft. Ja, man kann sogar behaupten, daß ein gesunder Mystizismus für den höherstehenden Menschen ein Bedürfnis ist. Auch derjenige Mensch, der den Glauben an die Wunder und an die Offenbarung aufgegeben hat, ist nach nicht am Ende seiner religiösen Krisis. Er hat nach Dugas nur ihre intellektuelle Phase überschritten. Meist beherrscht im Hintergrunde der religiöse Glaube die Seele nach weiter. Namentlich bei höherer Intelligenz fällt die Loslösung von der Religion um so schwerer. Gänzliches Fehlen eines Glaubensideals würde eine Volk ruinieren. Mindestens müßte nach Dugas die Achtung vor der großen historischen Figur Christi die Anbetung ersetzen. Christus müßte von neuem erfaßt werden als höchstes Symbol des Göttlichen.

Dr. Carl Max Gießler



Sprachwissenschaft.

Der nationale Geist in der Sprache.

„Die Geisteseigentümlichkeit und die Sprachgestaltung eines Volkes stehen in solcher Innigkeit der Verschmelzung ineinander, daß, wenn die eine gegeben wäre, die andre müßte vollständig aus ihr abgeleitet werden können." Was Wilhelm v. Humboldt in diesen Worten ausgesprochen hat, das wiederholte er noch in mehreren Variationen. Er faßte diese Erkenntnis beispielsweise an anderm Orte in die Form zusammen: „Unter allen Aeußerungen, an denen Geist und Charakter eines Volkes erkennbar sind, ist die Sprache die geeignetste, beide bis in ihre geheimsten Gänge und Falten darzulegen." Und dann heißt es wieder: „Die Sprache ist gleichsam die äußerliche Erscheinung des Geistes der Völker: ihre Sprache ist ihr Geist, und ihr Geist ist ihre Sprache. Man kann sich beide nicht identisch genug denken."

In dieser unbedingten Form ist die Gleichung von Geisteseigentümlichkeit und

Sprachgestaltung von der späteren Forschung nicht angenommen worden. Den polaren Gegensatz zu Humboldts Behauptung bildet ein Wort des bekannten Sprachforschers Hugo Schuchardt,[1]) der eingehend darlegt, daß ein Volk die größten geistigen Umwälzungen durchmachen kann, ohne daß irgend ein wesentlicher und bezeichnender Zug seiner Sprache sich ändert. „Die heutigen Magyaren unterscheiden sich, wenigstens der großen Mehrzahl nach, von denen, die das Land in Besitz nahmen, nicht nur kulturell, sondern auch anthropologisch weit mehr als von den umwohnenden Völkern; die Sprache aber ist in ihren Grundfesten die gleiche geblieben." In der Mitte dieser beiden gegensätzlichen Aufstellungen mag, wie dies auch anderwärts der Fall ist, wohl die Wahrheit liegen. Im allgemeinen aber sei vorweg bemerkt, daß die Forschung im Laufe der Zeit seit Humboldt viel vorsichtiger und zurückhaltender in ihren diesbezüglichen Behauptungen geworden ist. Das ist verständlich, wenn man einen Blick auf die Geschichte der Sprachwissenschaft tut. In jenem Frühling der vergleichenden Sprachforschung, in dem einige geniale Köpfe der staunenden Mitwelt einen unverhofften Ausblick auf ganz neue Gefilde eröffneten, hat der Ueberschwang der ersten Freude zu manchen Uebertreibungen, zur Aufstellung mancher Axiome verleitet, die vor der ruhigen, besonnenen Erwägung nicht standhalten konnten. Dahin gehören auch die Ansichten über den Zusammenhang von Nationalität und Sprache. Mehr als auf andern Gebieten ist hier der Boden schwankend und schlüpfrig, und das Rößlein der subjektivsten Kombinationen wurde hier jahrelang fröhlich hin und her getummelt. Man bezog die oberflächlichsten Erwägungen in den Kalkul ein, konstruierte aus ganz zufälligen Erscheinungen gewichtige Gesetze, und was das Schlimmste war: der nationale Chauvinismus fand durch ein Hinterpförtchen wiederholt in die wissenschaftliche Diskussion Eingang und schrieb dem eignen Volke ganze Berge von Vorzügen in Sprache und Nationalcharakter, den andern Völkern aber ebensoviel Mängel und Entwicklungsdefekte zu. Die Unzuverlässigkeit der gewonnenen Ergebnisse ward anderseits schon dadurch charakterisiert, daß wiederholt dieselben Erscheinungen von Gelehrten in ganz entgegengesetztem Sinne gedeutet wurden.

Gewiß ist die Sprache in einem viel weiteren Sinne berufen, den Spiegel der geistigen Entwicklung eines Volkes abzugeben, als andre Aeußerungen des nationalen Geistes, wie es z. B. die Kunst ist. Denn die Kunst ist und bleibt immer nur das Betätigungsgebiet einiger weniger Auserlesener. Die Sprache aber ist Gemeingut aller.

Es liegt nun nahe, bei der Erwägung, in welchen sprachlichen Erscheinungen sich der nationale Charakter besonders offenbart, mit den kleinsten Elementen, nämlich mit den Lauten zu beginnen. Aber gerade hier wird es sich schon zeigen, wie willkürlich Schlüsse ausfallen müssen, die aus dem Vorwiegen der Konsonanten oder der Vokale auf die nationale Eigenart gezogen worden sind. Die Unsicherheit des Kalkuls beginnt schon dort, wo überhaupt Vokalismus und Konsonantismus an und für sich, ohne Beziehung auf die Sprechenden gedeutet werden. Wenn Friedrich Schlegel den Charakter und den Körper der Sprache in den Konsonanten, in den Vokalen aber den musikalischen Bestandteil oder die Seele der Sprache findet, Heyse die Vokale die „Aeußerungen der empfindenden Seele", die Konsonanten aber die Aeußerungen des freien, denkenden Geistes nennt, und in dem Fortschreiten von Vokalismus zu Konsonantismus „das Entwickeln aus dunkeln Gefühlen zu klaren Vorstellungen" erkennen will, so genügt das, um die phantastische Willkür in der Ausbeutung der Laute zu charakterisieren. Auf diesem unsicheren Boden bewegen sich denn nun auch die Schlüsse aus dem Lautbestande auf den Nationalcharakter. Ganz im Geiste der oben zitierten Heyseschen Behauptung, daß die Vokale die empfindende Seele, die Konsonanten den freien, denkenden Geist repräsentieren, behauptet ein Forscher,[2]) daß der starke Konsonantismus der germanischen und slawischen Sprachen im Gegensatz zum starken

[1]) Weltsprache und Weltsprachen. Straßburg 1894, S. 24.

[2]) Stehlich, Die Sprache in ihrer Beziehung zum Nationalcharakter. Kassel 1881. S. 207.

Vokalismus der romanischen Sprachen einen tiefen nationalen Unterschied involviere. Ganz willkürlich wird Vokalreichtum zu „Formenschönheit" in unmittelbare Beziehung gerückt und daraus für die Romanen ein besonders entwickelter „Formsinn" abgeleitet. Im Besitze dieses „Formsinns" „lebt und strebt der Romane mehr für die Dinge der Außenwelt und versenkt sich seltener in die Welt des Innern..." Dagegen bekunden angeblich Germanen und Slawen wegen ihrer Konsonantenfülle einen minder starken Formsinn. Und diese in dem rauhen Klang der Konsonantenfülle sich betätigende „Vernachlässigung der Form entspringt der Anschauung, daß diese (die Form) etwas Nebensächliches, der Inhalt dagegen die Hauptsache sei". So wird in einem höchst merkwürdigen Gespann der Germane und der Slawe gegen die Romanen als „Inhaltsmensch" gegen die „Formenmenschen" ausgespielt. Kann die Oberflächlichkeit eines in immer tiefere Irrwege führenden Räsonnements weiter gehen? Auf derselben Höhe unwissenschaftlicher Behauptungen steht die Deduktion eines andern Forschers,[1]) der auf Grund statistischer Zählungen der Vokale und Konsonanten im Deutschen und Italienischen zu folgender Konklusion gelangt: „Während sonach die italienische Sprache dem musikalischen Klange und dem Wohllaute die Bedeutung (?) opfert und daher auch Konsonanten, die ihr hart und rauh klingen, ohne weiteres auflöst, verändert oder ausstößt (più—plus, piacere—placere), hält die deutsche Sprache selbst auf Kosten des Wohllauts das Prinzip der geistigen Bedeutsamkeit (?) fest." Ein jeder erkennt sofort den Widersinn dieser Behauptungen. Weil die Italiener — aus ganz bestimmten lautphysiologischen Gründen — aus placere piacere machen, versündigen sie sich nach der Ansicht dieses Gelehrten an der „Bedeutung". Er fühlt sich offenbar als beeideter Hüter des Lateinischen, dessen intakte „Bedeutung" gegen alle andern späteren Stadien der Lautentwicklung er bewahren zu müssen glaubt.

Mit gleicher Willkür hat man auch für das Lateinische aus dem überwiegenden Konsonantismus Schlüsse auf den Nationalcharakter gezogen. F. A. Wolf sagte, die lateinische Sprache sei eine Soldatenform, hart und majestätisch. „Die vielen Konsonanten und wenigen Vokale geben ihr ein hartes Aussehen und charakterisieren die Nation." Und Wilhelm v. Humboldt meint, „der männlichere, ernstere und viel mehr auf die Wirklichkeit gerichtete Sinn des Volkes gestattete wohl kein so üppiges und freies Aufsprießen der Laute". Sehr treffend hat gerade in jüngster Zeit ein besonnener Forscher[2]) all diesen Phantastereien die lapidaren Worte entgegengehalten: „Das Lateinische klingt so gravitätisch und ernst, das Griechische so weich und lieblich, das Französische so vornehm und elegant. Aber wenn wir beginnen wollen, dies im einzelnen nachzuweisen und bestimmte Laute mit gewissen Charakterzügen eines Volkes in Verbindung zu bringen, so würden wir zu sonderbaren Resultaten gelangen. Gerade diese Seite der Sprache liegt so tief, daß wir beim Versuch einer Erklärung uns nur zu leicht in subjektive Auffassungen verstriden."

Nicht weniger willkürlich als die Schlüsse aus dem Lautbestand auf die Charaktereigenschaften sind diejenigen Konklusionen, die man aus der Verwendung des grammatischen Geschlechtes gezogen hat. Bekanntlich gibt es Völker, die den Sachbegriffen männliches oder weibliches Geschlecht beilegen, und solche, die das nicht tun. (Die Semiten haben für die Dinge nur ein männliches und weibliches Geschlecht, die Indogermanen haben noch eine dritte Form, das Neutrum, herausgebildet.) Nach der Logik müßten allerdings alle Sachen sächliches Geschlecht haben: die Engländer führen dieses Prinzip konsequent durch. Die Franzosen verschmähen das Neutrum und geben jedem Ding männliches oder weibliches Geschlecht. Aber es ist nichts als ein ganz oberflächliches Räsonnement, daraufhin gleich vom „Individualismus" der Franzosen zu sprechen! Mit dem hat die Verwendung

[1]) Webewer, Ueber die Wichtigkeit und Bedeutung der Sprache für das tiefere Verständnis des Volkscharakters. Frankfurt a. M. 1859, S. 15.

[2]) Stöcklein, Betrachtungen über den Zusammenhang zwischen Sprache und Volkscharakter, Bl. f. d. bayr. Gymnasialschulwesen XXX, S. 347.

des Geschlechtes für Sachen gar nichts zu tun, sondern es liegt nichts andres vor, als daß die Phantasie der Namenschöpfer auf Grund irgendwelcher äußerer oder innerer Analogien auch in dem Leblosen irgend einen Geschlechtscharakter entdeckte. Die Gefühle, die diesen Analogien zu Grunde lagen, sind im Laufe der Zeit in Vergessenheit geraten. Es ist also auch nicht wahr, daß die Franzosen „alle Dinge in ihrer Phantasie zu lebenden Wesen umbilden“. Nein! Denn jener Phantasietätigkeit, die bei der Namenschöpfung wirksam war, ist sich heute niemand mehr bewußt. Nicht minder gewagt scheint der Versuch, das grammatische Geschlecht gewisser Wörter auf lokal-klimatische Voraussetzungen [1] zurückzuführen. Weil den Griechen und Römern die Sonne als ein strenger, Todespfeile sendender Herrscher erschienen sei, sei die Bezeichnung derselben männlich ausgefallen (ἥλιος, sol), der Mond dagegen erschien ihnen als sanfte Frau (luna, σελήνη), die allen Menschen in Not und Bedrängnis beistand. Den alten Germanen wiederum sei die Sonne eine gütige Göttin gewesen, die die Blumen aus dem Winterschlafe erweckte, der Mond aber habe sie an die eisige Kälte unbewölkter Winternächte gemahnt. So sei in den germanischen Sprachen das Femininum „Sonne“ und das Maskulinum „Mond“ zu erklären.

Das durchaus Eigenmächtige und Willkürliche dieser Erklärung muß jedem Unbefangenen sofort in die Augen fallen. Aber abgesehen von diesen Umdeutungen ist erst eine andre prinzipielle Frage zu entscheiden: Sind Sprachen, die ein grammatisches Geschlecht besitzen, respektive Völker, die diese Sprachen sprechen, als kulturell höher stehend zu betrachten im Vergleich zu solchen, die ein solches nicht besitzen und alte unbelebten Dinge als Neutra betrachten? Diese Frage wird von den hervorragendsten Forschern ebenso lebhaft bejaht als verneint. Pott z. B., der berühmte Sprachforscher, sagt wörtlich, das grammatische Geschlecht sei eine der „Hauptschönheiten der flexivischen Sprachen“, und behauptet, die Engländer hätten sich durch das „Verlassen dieser, auch tote Begriffe und Sachen verlebendigenden Ausdrucksweise“ in ihrer phantasielosen Nüchternheit eines wirklichen und wertvollen Schmuckes beraubt. Nun höre man aber die Stimme eines nicht weniger bedeutenden Gelehrten. Sayce sagt: „Unbelebten Dingen ein Geschlecht beizulegen, ist bloß eines wilden und unvernünftigen Zeitalters würdig, und wo die Geschlechtsbezeichnungen wie im Neuhochdeutschen jeden Bezug auf ihre ursprüngliche Bedeutung verloren haben, erscheinen sie nur als ein Ueberbleibsel der Barbarei.“ Wenn also noch nicht einmal entschieden ist, ob das grammatische Geschlecht ein „Schmuck“ oder eine „Barbarei“ sei, wie will man dann aus seinem Vorhandensein oder Nichtvorhandensein auf den nationalen Charakter eines Volkes schließen?

Sicherer und sichtbarer als im Lautbestand und in der Verwendung des grammatischen Geschlechtes mag sich ein spezifisch Nationales im Satzbau der Sprachen verkünden. Hier sind von der Forschung gewisse Wahrheiten aus stilistischen Beobachtungen richtig erschlossen worden, aber auch hier hat man sich vor Uebertreibungen nicht genug in acht genommen. Es ist richtig, daß der Grundzug des lateinischen Satzes die Subordination ist und daß diese auch das markanteste Merkmal des römischen Staatsganzen ist. Strenge Energie, ein schneidiger Zug unerbittlicher, logischer Beharrlichkeit charakterisiert zweifellos das lateinische Satzgefüge; aber es ist schon kindliche Uebertreibung, wenn es von den lateinischen Perioden heißt, daß sie würdig und gemessen, markig und wuchtvoll dahinschreiten, wie der römische Legionssoldat. „Ihre ganze Färbung gemahnt an sein wettergebräuntes Antlitz (?), ihr stattlicher Gang an seine stolze und gebieterische Haltung.[2] Und besonders wird wieder mit Zwang und Uebertreibung die Antithese zu dem griechischen Satzbau hergestellt. Von der griechischen Periode heißt es, sie sei ein „buntes Bild von Gegensätzen“, sie erinnere an das zerrissene und zerklüftete Land, das ebensoviele vollständige Staaten als Städte zähle. Sie offenbare den „Zug der Freiheit“, der überall in Hellas wehe, u. s. w. u. s. w. Es

[1]) Weise, Unsre Muttersprache. Leipzig 1902. S. 204 f.

[2]) Weise, Charakteristik der lateinischen Sprache. Leipzig 1899. S. 31.

sollte nun aber jemand, der alle diese phantastischen Details aus einem Satzgefüge herausdeuten will, gezwungen werden, an einem demosthenischen Satz den Beweis zu erbringen! Da würde es schwer fallen, „das zerklüftete Land“ und dann wieder den „Zug der Freiheit“ aus einer und derselben Periode herauszudeduzieren.[1]) Ebenso abenteuerlich wie zwischen lateinischem und griechischem Satzbau fällt die Antithese zwischen der französischen und deutschen Periode aus. Aus der Tatsache, daß der Franzose in der Satzbildung Kürze und Klarheit bevorzugt, wird hämisch geschlossen auf Ungeduld und Flüchtigkeit im Volkscharakter. Da ein „zu mächtiger Bissen“ (nämlich ein größeres Satzgefüge) die Ungeduld des Franzosen reize, „hilft ihm die Sprache und gibt ihm die Sache teelöffelweise“. Ist das wissenschaftliche Argumentation? Die deutsche Periode dagegen übertreffe die lateinische an freierer „Geistesherrschaft“ und habe vor der französischen den Vorteil voraus, „das Nachdenken zu vergrößern und im gleichzeitigen Zusammenfall mehrerer Gedanken einen Gesamtgedanken zu erzeugen, dessen der Franzose entbehrt“.[2])

Also weder der Lautbestand, noch auch das grammatische Geschlecht, noch auch der Satzbau können ohne Zwang auf die Aeußerungen des nationalen Geistes bezogen werden. Gibt es demnach in der Sprache irgend ein Gebiet, das dem spezifisch Nationalen zum Ausdruck verhilft? Wir glauben, nur der Wortschatz kann diese Funktion versehen. Denn dieser deckt sich genau mit der Höhe der intellektuellen Entwicklung, die dem Volke eigen ist. Je weiter der geistige Fortschritt reicht, desto weiter ist die Begriffssphäre, desto größer der Wortreichtum. Das ist eine Behauptung, an der kein wie immer gearteter Einwand rütteln kann. Freilich gilt auch hier nicht ganz brutal und mechanisch das Prinzip der Zahl: es gibt wilde Völker, die für gewisse, ihnen besonders wichtige Gegenstände eine Masse von Namen haben: die Lappländer besitzen 30 Wörter für „Renntier“, die Madagassen 20 Ausdrücke für „Ochsenhörner“. Deshalb wird nun niemand die madagassische oder lappländische Sprache für höher entwickelt halten als die Kultursprachen, die sich mit einem oder zwei Ausdrücken für diese Gegenstände begnügen. Jener Reichtum ist vielmehr der Beweis einer noch im Kindheitsstadium befindlichen sprachlichen Organisation, wo die einzelnen willkürlich ein Ding nach dem gerade ihnen wichtig erscheinenden Merkmale immer wieder neu tauften, trotzdem schon soundsoviel Benennungen vorhanden waren. Diesem Kindheitszustand macht Handel und Verkehr ein jähes Ende: die Notwendigkeit, sich mit einem Anderssprachigen zu verständigen, wirkt zentralisierend, vereinfachend; und die passendste aller Bezeichnungen wird in dem Konkurrenzkampfe die überlebende sein. Also dies ist ein Fall, der zeigt, daß nicht der Wortreichtum an und für sich für das kulturelle Niveau ausschlaggebend ist: im Gegenteil weist in diesem einen Falle Wortarmut auf die höhere Zivilisation. Im übrigen aber hängt der Wortschatz von den Beschäftigungen des Volkes ab, dem er gehört. Jägervölker, Fischervölker, Hirtenvölker entwickeln auf dem Gebiete ihrer Lieblingsbeschäftigung eine besonders reiche Wortschöpfung. Ein Forscher beleuchtet diese Tatsache mit den Worten: „Ein Volk, das viele Wörter für irgend eine sinnliche oder geistige Vorstellung hat, muß sie durch mancherlei Seiten hin entwickelt und nuanciert haben.“ So

---

[1]) Fast dieselbe Antithese, die hier zwischen Latein und Griechisch konstruiert wird, findet Weise, Unsre Muttersprache, S. 256, merkwürdigerweise zwischen Latein und Deutsch. Dort heißt es: „Auch ist es nicht Zufall, daß die lateinische Periode gleich dem römischen Staate fest geschlossen ist, das deutsche Satzgefüge dagegen wie das Staatswesen unsers Vaterlandes mehr ein Nebeneinander gleichberechtigter Glieder als strenge Unterordnung aufweist.“ Ist sich in Wahrheit jemals ein Deutscher dieser Analogie zwischen Politik und Grammatik bewußt geworden?

[2]) Derselbe Chauvinismus bestreitet der französischen Sprache die Befähigung zur Poesie! Sie hat, nach Wedewer, a. a. O. S. 20, infolge ihrer Beschränktheit und Dürftigkeit in Worten und Wendungen, ihres gänzlichen Mangels an malerischer Kraft, ihrer unbeweglichen Wortfolge und ihrer Bilderscheu, die sie zum Werkzeug der Phantasie und der Leidenschaft gleich unbequem machen, unter allen Sprachen der gebildeten Nationen die kümmerlichsten Anlagen zur Poesie.

ist für die Römer eine Fülle von Ausdrücken auf dem Felde der militärischen und der agrikolen Beschäftigung charakteristisch. Und selbstverständlich greift diese Tendenz aus der Sphäre des eigentlichen Ausdrucks in die der Metapher über. „In der Wahl des metaphorischen Ausdrucks," sagt Hermann Paul,[1] „prägt sich die individuelle Verschiedenheit des Interesses aus, und an der Gesamtheit der in einer Sprache usuell gewordenen Metaphern erkennt man, welche Interessen in dem Volke besonders mächtig gewesen sind." Der griechische Nationalgeist z. B. betätigte sich unter dem Zwang lokaler und geschichtlicher Faktoren besonders auf maritimem Gebiete: so wird die Metapher, die sich auf Schiffbau und Seewesen bezieht, geradezu zum Kriterium für ein Stück griechischer Geschichte. Zu Homers Zeiten steckt der Schiffbau — wie die Geschichte von Iphigenie in Aulis beweist — noch in rudimentären Stadien. Daher finden wir Bilder und Metaphern aus dieser Sphäre nur spärlich. Bei Aeschylus gibt es 30, bei Sophokles 11, bei Euripides 36 metaphorische Wendungen aus dem Seewesen. So spiegelt, wie ein Forscher richtig deutet, Aeschylus die Zeit der Perserkriege, Sophokles die perikleische Epoche, Euripides die demagogische Periode. Mit der Zeit, da sich Griechenland zu einem Handelsstaat auswächst, werden die Bilder aus der nautischen Sphäre so alltäglich, daß ihr metaphorischer Sinn ganz verblaßt.

Im Sprachschatz also, in der Fülle der eigentlichen und der uneigentlichen Ausdrücke spiegelt sich nicht nur die Kultur eines Volkes: er ist nicht nur der Gradmesser seiner Intelligenz, sondern in ihm allein webt greifbar und nachweisbar auch jener spezifische nationale Geist, den die irregehende Forschung in eine Reihe indifferenter Spracherscheinungen gewaltsam hineindeuten wollte.

Eugen Holzner.

Literarische Berichte.

Uarda. Roman aus dem alten Aegypten von Georg Ebers. Mit Bildern von Richard Mahn. 2 Bände. 330 und 328 S. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlags-Anstalt 1904.

Seit dem ersten Erscheinen von Ebers' historischen Romanen sind drei Jahrzehnte verflossen, und noch immer bewähren die Schriften des feinsinnigen Gelehrten und phantasievollen Erzählers ihre siegreiche Anziehungskraft. Mit besonderer Freude vertieft sich der Mann in die Lektüre seiner Jugendjahre, zumal, wenn ein Werk in illustrierter Ausgabe durch reichen künstlerischen Schmuck sich so vorteilhaft empfiehlt wie diese „Uarda". Heute wird man auch mehr als damals den warmen Idealismus zu schätzen wissen, der in diesem Buch alles mit sonnigem Hauch durchzieht, man wird überhaupt diejenigen Vorzüge der alten Schule erst recht würdigen, die die naturalistische Periode unsrer Belletristik so gründlich vermissen ließ.

„Uarda" ist mit der „Königstochter" dasjenige Buch, das Land und Leute des alten Pharaonenreichs spielend kennen lehrt, indem sie die entschwundenen Zeiten historisch gerecht und doch poetisch verklärt vor Augen führt. Bei der Beurteilung ist der Aufbau des Romans und was dazu gehört von der Benutzung und Wiedergabe des geschichtlichen Materials zu unterscheiden. In bezug auf letzteres ist Ebers ja längst anerkannt und hat durch andre Werke (z. B. Aegypten in Bild und Wort) seine Meisterschaft glänzend dokumentiert. Als Dichter hat der Verfasser verschiedene Beurteilung erfahren, aber wenn man die geschickte Schürzung und sichere Lösung des Knotens in der vielverschlungenen Handlung des vorliegenden Werkes erwägt oder für die glückliche, bis auf kleine Züge hinaus sorgfältige Schilderung der Helden

[1] Prinzipien der Sprachgeschichte. III, S. 86.

(besonders Pentaur, Bent-Anat) ein Auge hat, so wird man Ebers auch in dieser Beziehung den Rang zuweisen, der ihm gebührt. Bei der Hochflut von Neuerscheinungen auf dem Büchermarkt muß je und je auf das bewährte Alte hingewiesen werden, an dem festzuhalten gewiß keinen Schaden bringt.

—ck.

Eduard Mörikes Briefe. Ausgewählt und herausgegeben von Karl Fischer und Rudolf Krauß, I. Band (1816 bis 1840). Von Rudolf Krauß. Mit Mörikes Jugendbildnis nach J. G. Schreiner. Berlin, O. Elsner.

Nachdem Eduard Mörike bei Lebzeiten nur von einer kleinen Gemeinde treuer Freunde und Verehrer ganz verstanden und seinem vollen Werte nach gewürdigt worden war, ist sein Ruhm in neuerer Zeit rasch gestiegen; heute ist er allgemein als einer der größten — wenn nicht sogar als der größte Lyriker nach Goethe anerkannt. Diese von zwei Berufenen uns dargebotene Sammlung von Mörike-Briefen bietet einen Genuß reinster und edelster Art und erinnert in würdigster Weise daran, daß in diesem Jahr der hundertste Geburtstag des schwäbischen Dichters begangen wird. Die im ersten, von dem Stuttgarter Archivrat Dr. R. Krauß, der sich längst als Literarhistoriker einen Namen gemacht hat, musterhaft bearbeiteten Bande enthaltenen Briefe enden mit der Idylle des Pfarrhauses zu Kleversulzbach. Etwas von dem unbeschreiblichen Zauber, der aus Mörikes Versen auf uns wirkt, ist auch über diese zwischen Schwermut und Humor wechselnden Briefe ausgegossen; ihre Krone stellen die Briefe an die Braut Luise Rau dar. Das Verlöbnis mit ihr wurde bekanntlich nach vierjährigem glücklichen Brautstand wieder gelöst, weil der vermögenslose Mörike trotz qualvollen Ringens keine Möglichkeit sah, der Geliebten eine erträgliche Existenz bieten zu können. Ein zweiter Band soll die Sammlung abschließen.

Fr. R.

Die Stella Polare im Eismeer. Erste italienische Nordpolexpedition 1899 bis 1900. Von Ludwig Amadeus von Savoyen, Herzog der Abruzzen. Mit Beiträgen von Kapitänleutnant Cagni und Oberstabsarzt Cavalli Molinelli, 166 Abbildungen im Texte, 28 Separatbildern, zwei Panoramen und zwei Karten. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Obwohl in den letzten Jahren die antarktische Forschung einen Aufschwung genommen hat wie nie zuvor, ist trotzdem das Interesse für die Erforschung der Gebiete um den Nordpol dadurch nicht herabgemindert worden. Deswegen wird auch der in diesem, mit der Wiedergabe zahlreicher photographischer Aufnahmen, Karten u. s. w. schön ausgestatteten Werke niedergelegte Bericht des Herzogs der Abruzzen über seine Polarexpedition gern willkommen geheißen werden. Der Herzog, den sein berühmter Vorgänger Nansen in jeder Weise durch praktische Ratschläge unterstützte, erwarb in Norwegen einen für die Robbenjagd bestimmten Dampfer, den er Stella Polare nannte. Die Expedition begab sich von Archangel, wo 120 Zughunde an Bord genommen wurden, nach dem Kaiser Franz Joseph-Archipel und ging dann in der Teplitz-Bai der am meisten nach Norden liegenden wüsten Insel Kronprinz Rudolf-Land unter 81° 47′ 26″ nördl. Breite vor Anker. Dann wurde an Land eine Zelthütte erbaut und der Winter verbracht. Von hier aus hoffte der Herzog den Nordpol mittels einer Schlittenexpedition zu erreichen, die am 11. März 1900 mit 13 Schlitten und 102 Hunden aufbrach. Da dem Herzog zwei erfrorene Finger amputiert werden mußten, so konnte er selbst nicht an diesem Zuge teilnehmen; an seine Stelle trat als erster Führer Korvettenkapitän Cagni, dessen Bericht über die bestandenen Gefahren und namenlosen Mühsale den Höhepunkt der Darstellung bildet. Trotz der unerhörtesten Anstrengungen wurde der Nordpol nicht erreicht, wohl aber gelangte Cagni mit drei italienischen Bergführern unter 86° 34′ bis zu einem Punkte, der noch weit über jenem hinausliegt, bis zu dem Nansen vorgedrungen war. Am 23. Juni erreichten sie die Teplitz-Bai glücklich wieder; dagegen kehrten Leutnant zur See Graf Querini, Stöllen und Olivier nicht zurück, und es war auch später nicht zu ermitteln, was aus ihnen geworden ist.

Die Erziehung Viktor Emanuels III. Erinnerungen von Luigi Morandi. Ins Deutsche übersetzt von Dr. Fr. Noack. Rom, Verlag von Loescher & Co. (Bretschneider und Rechenberg).

Trotz der unerläßlichen Abzüge, die man von dieser so gut wie von jeder andern höfischen Schilderung machen muß, bleibt von dem Inhalt des Buches genug bestehen, um uns ein äußerst sympathisches Bild von der Knaben- und ersten Jünglingszeit des jetzigen Königs von Italien erkennen zu lassen. Morandi unterrichtete den damaligen Prinzen von Neapel fünf Jahre lang, vom November 1881 bis Ende 1886 in der italienischen Sprache und Literatur (wöchentlich fünf Stunden). Man erhält aus der Schilderung den Eindruck, daß der Prinz ein sehr gelehriger und geweckter Schüler war und sich tüchtige Kenntnisse nicht nur in den von Morandi gelehrten Fächern, sondern auch in allen andern erworben hat. Der Unterricht war durchaus keine Spielerei, sondern wurde mit allem Ernst und aller Strenge erteilt, und der

Zögling fügte sich willig. — Dem Buche sind zahlreiche Porträts des Prinzen aus verschiedenen Lebensjahren beigegeben (das Titelbild stellt ihn als König in der Uniform seines preußischen Husarenregiments dar), ebenso zwei Landschaften (eine Zeichnung und eine vom Prinzen aufgenommene Photographie) und ein Faksimile seiner Handschrift.
Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Le Gouverneur d'un prince. Frédéric César de Laharpe et Alexandre Ier de Russie. D'après les manuscrits inédits de F. C. de Laharpe et les sources russes les plus récentes. Lausanne, Georges Bridel; Paris, Librairie Fischbacher; Fribourg en Brisgau, C. Troemer (Ernst Harms).

Laharpe (1754—1838) wurde im Jahre 1783 von Katharina I. als Lehrer der französischen Sprache für ihre beiden Enkel, die Großfürsten Alexander (den nachmaligen Kaiser Alexander I.) und Konstantin, nach Petersburg berufen und später auch mit dem Unterricht in Geschichte und Naturwissenschaften betraut. Er war glühender Republikaner sowie Anhänger der Aufklärungsphilosophie, und in seinen hier zum erstenmal veröffentlichten „Leçons d'histoire romaine", die er seinem Unterricht zugrunde legte, ist der Einfluß Lockes, Montesquieus, Gibbons und Rousseaus unverkennbar. Er wollte den künftigen Herrscher nicht zu einem Gelehrten erziehen, wohl aber zu einem ehrenhaften Mann und aufgeklärten Bürger (honnête homme et citoyen éclairé), wie es in seiner der Kaiserin übergebenen Denkschrift heißt. — Alexander I. bewahrte seinem früheren Lehrer lange Zeit die lebhafteste Dankbarkeit (noch im Jahre 1814 verlieh er ihm den Großkordon des Andreasordens), und Laharpes Einflusse sind die Reformen zu danken, die der Kaiser in der ersten Periode seiner Regierung einführte, die Verbesserung der Verwaltung, die Errichtung von Schulen und Universitäten, die Aufhebung der Leibeigenschaft in den Ostseeprovinzen und die Gewährung einer Verfassung für Polen. Eine auf authentische Quellen gestützte Darstellung des Wirkens Laharpes, wie die vorliegende, kann daher auf allgemeine Teilnahme rechnen.
Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Rechtsprechung 1903 zum B. G. B., E. G. z. B. G. B., C. P. O., K. O., G. B. O., R. F. G. u. Zw. V. G. nach der Reihenfolge der Gesetzesparagraphen bearbeitet von Dr. Hs. Th. Soergel. 4. Jahrgang. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 5.20.

Der bekannte Herausgeber des „Rechtes", der führenden juristischen Fachzeitschrift, hat soeben den neuen Jahrgang dieser Sammlung erscheinen lassen, die als unerschöpfliche Fundgrube für die Rechtsanwendung und als unentbehrlicher Berater für jeden Juristen längst allgemein anerkannt ist. Gleich den früheren Jahrgängen, von denen z. B. der vorige binnen kurzer Zeit fünf Auflagen erlebte, bringt auch dieser neue Band vollständig die ganze oberstrichterliche Rechtsprechung des Vorjahres zum B. G. B. und seinen Nebengesetzen. Sie wurde nicht bloß aus den offiziellen Sammlungen, sondern auch aus sämtlichen in Frage kommenden Fachzeitschriften herangezogen. Dabei sind die einzelnen Rechtssätze so zweckentsprechend gefaßt, daß sie eine durchaus genügende Information gewähren und das Nachlesen der ganzen Entscheidung zur Not unterbleiben kann, wodurch besonders der Gebrauch der Sammlung während der Sitzungen erleichtert und ermöglicht wird. Mit gutem Grunde hat der Verfasser keine sogenannte kritische Auswahl getroffen, sondern die Entscheidungen vollzählig gebracht. In Fachkreisen ist der hohe Wert des Soergelschen Buches zur Genüge bekannt, und für sie genügt es, das Erscheinen des neuesten Jahrganges der handlichen und wie immer außerordentlich klar gedruckten Sammlung anzukündigen. Ihre Bedeutung geht jedoch über die Juristenkreise weit hinaus, und Soergels „Rechtsprechung" ist auch für Großkaufleute, Industrielle, Bankiers, Versicherungsgesellschaften, Hausbesitzer u. s. w. ein ungemein lehrreiches und wertvolles Werk, worauf an dieser Stelle besonders hingewiesen werden soll.
Fr. R.

Lexikon des deutschen Strafrechts nach den Entscheidungen des Reichsgerichts zum Strafgesetzbuche. Zusammengestellt und herausgegeben von Dr. M. Stenglein, Reichsgerichtsrat a. D. Zwei Bände. Berlin, Otto Liebmann.

Nachdem ich das Werk längere Zeit selbst benutzt habe, kann ich es als ein sehr wertvolles Hilfsmittel dringend empfehlen, nicht nur für Juristen, sondern auch für Unternehmer größerer landwirtschaftlicher oder industrieller Betriebe, bei denen auch die Erörterung strafrechtlicher Fragen nie ganz zu vermeiden ist. Die Benutzung des Wörterbuches macht die Einsicht der Originalsammlungen zwar nicht in allen, aber doch in vielen Fällen entbehrlich und erleichtert sie immer, weil das Zusammenhängende im wesentlichen beieinander steht. Die Anordnung kann nicht absolut logisch und systematisch sein, weil dann die Urteile in zu kleine einzelne Teile zerrissen würden, aber sie genügt dem praktischen Bedürfnis, besonders für den, der sich mehr in das

Werk eingearbeitet hat. Wer sich z. B. darüber orientieren will, ob eine „Verhaftung“ rechtmäßig ist, muß das Stichwort: „Amtshandlung“ nachschlagen, und wer das richtige Stichwort gefunden hat, findet alle Entscheidungen in ununterbrochener Folge vor sich, ohne dazwischenliegende Urteile andern Inhalts, durch die so oft das Auge und die Aufmerksamkeit abgelenkt werden.

Einzelne kleine Verbesserungen ließen sich noch vornehmen. In den Fällen, wo eine Entscheidung sich auf ein früheres Urteil beruft, könnte angegeben werden, ob und wo auch jenes in der Sammlung abgedruckt ist; bei den Zitaten aus der Zivilprozeßordnung und der Konkursordnung ist die Paragraphennummer in der gegenwärtig gültigen Fassung zum Teil (in eckigen Klammern) angegeben, aber nicht überall; antiquierte Vorschriften, wie z. B. der Eingang S. 253 Nr. 23 hätten weggelassen werden können. Aber diese Ausstellungen betreffen nur Kleinigkeiten, und anderseits ist anerkennend hervorzuheben, daß die wichtigsten Entscheidungen an mehreren Stellen, für die sie in Betracht kommen, abgedruckt sind, z. B. S. 43 Nr. 9 und S. 371 Nr. 54. Das Buch enthält keine sogenannten Rechtsgrundsätze, sondern die vollständigen Gründe und das Wesentliche des Tatbestandes.

K. F.

Handels- und Gewerbeadreßbuch für Württemberg und Hohenzollern. Im Auftrag des Württembergischen Handelskammertags herausgegeben von Prof. Dr. F. C. Huber. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt.

Bereits seit Jahren wurde in der Geschäftswelt ein dem neuesten Stand entsprechendes Handelsadreßbuch der oben bezeichneten Gebiete vermißt. Diesem Mangel wird nun durch dies zuverlässige, vollständige und übersichtliche Nachschlagebuch abgeholfen, das 14 000 Firmen Württembergs und Hohenzollerns enthält, darunter alle im Handelsregister eingetragenen; von den nichtregistrierten Gewerbetreibenden, deren weitere 30 000 in Betracht kommen, haben wenigstens die namhafteren Aufnahme gefunden. Besondere Sorgfalt verwandte der Verfasser, der als Professor der Nationalökonomie an der Stuttgarter Technischen Hochschule und Sekretär der Stuttgarter Handelskammer die zur Herausgabe eines solchen Werkes geeignetste Persönlichkeit ist, darauf, über die einzelnen Gewerbezweige und Bezugsquellen eine eingehende Uebersicht auszuarbeiten. Dadurch ist das Branchenverzeichnis zu einem anschaulichen Bilde aller Spezialitäten der württembergischen Industrie sowie der Produktiv- und Handelskraft Württembergs und Hohenzollerns ausgestattet worden. Allen Interessenten wird dies Adreßbuch wertvolle Dienste leisten.

Fr. R.

Das Verhältnis Ungarns zu „Oesterreich“. Von Alfred Freiherr v. Offermann. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller.

Seit 1867 hat sich Ungarn in immer steigendem Maße der Führerrolle in der habsburgischen Gesamtmonarchie bemächtigt — dank der Entschiedenheit, mit der hier alle Fragen allein nach den nationalen Interessen beurteilt werden, gegenüber der Zerfahrenheit diesseits der Leitha, der traurigen Folge des herrschenden Nationalitätenhaders. Nach Ansicht des Verfassers hindert die gegenwärtige Verbindung des nationalen Ungarn mit den „im Reichsrate vertretenen Königreichen und Ländern“ die diesseitigen Völker an der Ausübung ihrer staatlichen Lebensfunktionen, und er hat es sich daher zur Aufgabe gemacht, nicht nur die nationalen Interessengegensätze, sondern auch den großen inneren Unterschied zwischen den beiden Reichshälften aufzudecken. Die einzige verbindende Institution ist noch die Krone, und sie muß nach Ansicht des Verfassers ihre Prärogative auf das zäheste verteidigen und besonders das rasche Vordringen des ungarischen Konstitutionalismus zu dem rein parlamentarischen Regime zu verhindern suchen, soll die Real- und Personalunion aufrecht erhalten werden.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Deva-Roman-Sammlung, Band 36 bis 45. Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin—Stuttgart—Leipzig, o. J.

Die auf das laufende Jahr neuerschienenen Bändchen dieses Unternehmens enthalten neben hübschen, aber nicht außergewöhnlichen Gaben einige Glanznummern, die lebhafteres Interesse beanspruchen. Obenan steht Richard Voß, dessen ‚Juliane‘ (Bd. 36) ganz die düsteren Züge der schwermütigen Art des berühmten Erzählers trägt. Henri de Régnier hat seine ‚Seltsamen Liebschaften‘ (Bd. 37) in das Kulturmilieu vergangener Tage gestellt und versteht es besonders gut, seine Leser in das schönheits- und liebetrunkene Reich des goldenen Venedig zu entrücken. Adam Szymànski weiß hochinteressante ‚Sibirische Novellen‘ (Bd. 41) zu erzählen und verfügt über eine Kraft der Sprache und Anschaulichkeit der Schilderung, die an seinen großen polnischen Landsmann gemahnen. Zwei vorzügliche Humoristen, Paul Oskar Höcker und Leo v. Torn, bieten je eine Sammlung knapper Skizzen, wie sie stets willkommen sind, ob nun der eine ‚Närrische Käuze‘ (Bd. 39) mit realistischem Stift zeichnet oder der andre in

‚Der Garnisonsschreck und andere Militärhumoresken' (Bd. 44) heitere Soldatentypen entwirft. Sie teilen den Humor mit **Karl Herold**, dessen neckische Liebesabenteuer — ‚Die Orden des Prinzen Riza. Fatum' (Bd. 42) — im Orient spielen.

Von den übrigen Nummern sei noch der Roman aus der Gesellschaft von **Agnes Harder**, betitelt ‚Unter goldenem Joch' (Bd. 38) erwähnt, und die Novellen der **Lotte Gubalke** unter dem Sammelnamen ‚Von seltsamen Leuten' (Bd. 40). Beide geben Ausschnitte aus dem Bilderbuch des Lebens, die mit anerkennenswertem Geschick ausgewählt sind. —ck.

Multatuli. Auswahl aus seinen Werken in Uebersetzung aus dem Holländischen eingeleitet durch eine Charakteristik seines Lebens, seiner Persönlichkeit und seines Schaffens von **Wilhelm Spohr.** Zweite Auflage. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag 1902. — **Multatuli,** Liebesbriefe. Uebertragen aus dem Holländischen von **Wilhelm Spohr.** Zweite Auflage. Ebendaselbst 1902.

Von Spohrs großer Multatuliausgabe liegen bereits drei Bände, außer den beiden obengenannten noch „Max Havelaar", in zweiter Auflage vor. In den letzten Jahren ist die großartige literarische und sozialethische Wirksamkeit des unglücklichen holländischen Denkers auch in Deutschland allgemein bekannt geworden. Sein warmherziger, vor keinem Opfer zurückschreckender Idealismus, sein unversöhnlicher Haß gegen die Unterdrückung des Schwachen durch den Starken, die Universalität seines Geistes, die frische Unmittelbarkeit seines aus dem Innersten seines Wesens hervorquellenden Stils: all dies vereint sich, um Multatuli-Dekker seine Stellung unter den führenden Geistern der Menschheit zu sichern.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Baudelaires Werke in deutscher Ausgabe von **Max u. Margarete Bruns.** 4 Bände. Minden in Westfalen, J. C. C. Bruns' Verlag. (Keine Gesamtausgabe.)

Außer den Arbeiten über Edgar Poe, den Baudelaire ins Französische übersetzte, und einigen andern Essays enthält der uns vorliegende **dritte Band** die vielzitierte Abhandlung über Wagner und den Tannhäuser in Paris, samt dem Nachwort nach den skandalösen Aufführungen. Die Uebersetzung liest sich klar und flüssig. Leider hat Max Bruns Baudelaires Eintreten für Wagner möglichst abzuschwächen gesucht, indem er die Kunst des Musikdramatikers in jener modern-intoleranten Weise verurteilt, die wir an den unreifen Nietzsche-Nachbetern gewohnt sind. Wagner bleibe stets innerhalb der Sphäre der Geschlechtlichkeit, und was dergleichen Bekenntnisse mehr sind. Baudelaires unglücklicher Lebenswandel gibt Bruns nicht das Recht, gerade die Hinneigung zu Wagner als krankhaft zu brandmarken; der Franzose verehrte auch Weber und Beethoven, und überdies steht in der Ankündigung der Ausgabe selbst, Baudelaire sei „ein Erzieher zur Schönheit", er habe „klaren Blick, keusche Auffassung, sittliche Größe"! Dr. K. Gr.



Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Anthes, Otto, Dichter und Schulmeister. Von der Behandlung dichterischer Kunstwerke in der Schule. Leipzig, R. Voigtländers Verlag. 80 Pf.

Auerbach, Mathias, Einfälle und Betrachtungen. Philosophische und weltliche Gedanken. Dresden, Carl Reißner.

Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 7. Bändchen: Das deutsche Volkslied. Ueber Werden und Wesen des deutschen Volksgesanges. Von Privatdozent Dr. J. W. Bruinier. 51. Bändchen: Das deutsche Drama des 19. Jahrhunderts in seiner Entwicklung dargestellt von Professor Dr. G. Witkowski. Leipzig, B. G. Teubner. Gebunden M. 1.25.

Basch, Victor, L'invidualisme anarchiste, Max Stirner. Paris, Félix Alcan. Cart. Frs. 6.—.

Blum, Hans, Neue Novellen. (Aus dem Leben). Berlin, Gebrüder Paetel. M. 3.—.

Ginestet, Habert de, Erlebnisse eines Franzosen in Deutschland 1870/71. Ins Deutsche übertragen von Otto Köhler. Naumburg, A. Köhlers Verlag. M. 1.50.

Goethes Sämtliche Werke. Jubiläums-Ausgabe in vierzig Bänden. Herausgegeben von Eduard von der Hellen. Band 25. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. Preis des Bandes geheftet M. 1.20, in Leinwand gebunden M. 2.—, in Halbfranz M. 3.—.

Graevenitz, G. v., Goethe, unser Reisebegleiter in Italien. Mit acht Abbildungen. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. M. 2.80.

Hübner, Max, Eine Pforte zum schwarzen Erdteil. Die Gestade, Steppen und Wüsten Französisch-Nordafrikas. Moderne Wanderziele zwischen Marokkos Ostgrenze und Tripolitanien. Mit zahlreichen Abbildungen, farbigen Tafeln und einer Karte. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke. Gebunden M. 7.—.

Idelberger, H. A., Die Entwicklung der kindlichen Sprache. Berlin, Hermann Walther. M. 2.—.

Jerusalem, Prof. Dr. W., Kants Bedeutung für die Gegenwart. Gedenkrede zum 12. Februar 1904. Wien, W. Braumüller. M. 1.—.

Kalinowski, W. E. v., Hauptmann a. D., Der Krieg zwischen Rußland und Japan. Mit Karten und Skizzen. 1. Heft. M. 1.20. Berlin, Militärverlag der Liebelschen Buchhandlung.

Kühl, Thusnelda, Der Lehnsmann von Bröfum. Roman. Jena, Herm. Costenoble. M. 4.—.

Kunsterziehung. Ergebnisse und Anregungen des zweiten Kunsterziehungstages in Weimar, am 9., 10., 11. Oktober 1903. Deutsche Sprache und Dichtung. Leipzig, R. Voigtländers Verlag. M. 1.25.

Langer, Edmund, Die Anfänge der Geschichte der Familie Thun. Wien, Karl Gerolds Sohn. M. 1.50.

Martin, Marie, Die Psychologie der Frau. Vortrag auf der Generalversammlung des deutsch-evangelischen Frauenbundes zu Bonn. Leipzig, B. G. Teubner. 60 Pf.

Meredith, George, Richard Feverels Prüfung. Die Geschichte eines Vaters und eines Sohnes. Deutsch von F. P. Greve. I. Band. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. M. 4.—.

Müller, Prof. Dr. Hugo, Das höhere Schulwesen Deutschlands am Anfang des 20. Jahrhunderts. Stuttgart, Chr. Belsersche Verlagsbuchhandlung. M. 2.—.

Pädagogische Reform. Eine Vierteljahrsschrift, herausgegeben von der Lehrervereinigung zur Pflege der künstlerischen Bildung. Heft 1. Hamburg 19, Verlag der Pädagogischen Reform. Jährlich M. 3.—, Einzelheft 80 Pf.

Régnier, Henri de, In doppelten Banden (La double Maitresse). Roman. Aus dem Französischen übersetzt von F. v. Oppeln-Bronikowski. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 4.50.

Roda, Roda, Dieser Schurk', der Matkowitsch! Wien, Oesterreichische Verlagsanstalt.

Rothenbücher, Dr. Adolf, Geschichte der Philosophie. Leitfaden für Gebildete und Studierende. Berlin, Hermann Walther. M. 2.50.

Schär, Joh. Friedr., Die Pflege der Handelswissenschaften an der Universität Zürich. Antrittsrede. Zürich, Art. Institut Orell Füssli. M. 1.—.

Schiemann, Theodor, Geschichte Russlands unter Kaiser Nikolaus I. Band I: Kaiser Alexander I. und die Ergebnisse seiner Lebensarbeit. Berlin, Georg Reimer. M. 14.—.

Schillers Sämtliche Werke. Säkular-Ausgabe in sechzehn Bänden. Herausgegeben von Eduard von der Hellen. Band 7. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. Preis des Bandes geheftet M. 1.20, in Leinwand gebunden M. 2.—.

Schmid, Dr. Max, Kunstgeschichte; nebst einem kurzen Abriß der Geschichte der Musik und Oper von Dr. Clarence Sherwood. Mit 411 Abbildungen im Text und 10 Tafeln. Neudamm, J. Neumann. Gebunden M. 7.50.

Schubart, Dr. P., Die Verfassung und Verwaltung des Deutschen Reiches und des Preußischen Staates in gedrängter Darstellung. 18., neu durchgesehene Auflage. Breslau, W. G. Korn. Gebunden M. 1.60.

Schulte, Dr. Aloys, Die Fugger in Rom 1495—1523. Mit Studien zur Geschichte des Kirchlichen Finanzwesens jener Zeit. I. Band: Darstellung mit einer Lichtdrucktafel. II. Band: Urkunden mit zwei Lichtdrucktafeln. Leipzig, Duncker & Humblot.

Stilgebauer, Edward, Götz Krafft. Die Geschichte einer Jugend. I. Band: Mit tausend Masten. Berlin, Richard Bong. M. 4.—.

Wirth, Dr. Albrecht, Geschichte Asiens und Osteuropas. Lieferung 1. (Vollständig in 8 bis 10 Lieferungen mit Karten.) Halle a. S., Gebauer-Schwetschke. 80 Pf.

Zander, Carl, In die neue Welt. Roman aus unserer Zeit. Mit Illustrationen. Berlin, Verlag Gabelsberger. M. 4.—.

═ **Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.** ═

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

...wortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart. – Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstr. 121 23.

Diesem Hefte sind Prospekte der Verlagsbuchhandlung Schuster & Löffler und der Aktien-...schaft für Anilin-Fabrikation in Berlin beigegeben, die gefl. Beachtung empfohlen werden.

title page

Neunundzwanzigster Jahrgang | Juni 1904 | Preis viertelj. 6 Mark
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis | Seite

Stuttgart Deutsche Verlags-Anstalt Leipzig
1904
Preis des Jahrganges 24 Mark

Der russisch-japanische Krieg.

Betrachtungen über den Landkrieg.

Von

v. Lignitz,

General der Infanterie z. D., Chef des Füsilier-Regiments von Steinmetz.

Den Japanern ist es mit der Besetzung von Korea gelungen, sich auf dem asiatischen Kontinent eine Basis zu schaffen, in der Größe von zwei Dritteln ihres eignen Landes und in einer günstigen Form, mit mehreren guten Häfen, mit Kommunikationen, die nach europäischen Begriffen zwar nicht gut sind, aber im allgemeinen in günstiger Richtung liegen. Die Japaner sind eifrig bemüht, diese ihnen vom Kriege her bekannten Kommunikationen zu verbessern sowie durch Eisenbahn- und Feldbahnbau zu ergänzen.

Von dem an der Ostküste entlang streichenden, im Süden 600, im Nordosten 2000 Meter hohen Gebirge ziehen mehrere Höhenzüge 300 bis 400 Meter hoch zur Westküste, in westlicher und südwestlicher Richtung, dazwischen Flußläufe, von denen aber nur der die Grenze gegen die Mandschurei bildende Yalu bedeutend ist.

Es werden mithin den Japanern brauchbare Stellungen zur Verfügung stehen, wenn sie vielleicht später vor russischer Ueberlegenheit in südlicher Richtung zurückgehen müßten.

Unter der für die Russen günstigsten Annahme, daß es ihnen gelingt, nach Eintreffen bedeutender Verstärkungen in der Mandschurei einen entscheidenden Schlachterfolg zu erringen, der ihnen ihrerseits die Ueberschreitung des Yalu und demnächst die Invasion von Korea gestattet, so würden sie doch in Korea selbst bald in eine schwierige Lage geraten. Ohne Beherrschung der See, und da das arme Land nur wenig Verpflegung bieten wird, ist den Russen ein schneller Vormarsch bis zu den befestigten Häfen Fusan und Masampho an der Südküste nicht möglich. Die Japaner werden die in der Flanke des Vormarsches liegenden Häfen Tschemulpo und Gensan an der West- und Ostküste gewiß ausreichend befestigen und besetzen, so daß die Russen hier starke Streitkräfte zurücklassen müßten. Japan würde jedenfalls Zeit haben, die letzten Streitkräfte nach

Korea heranzuziehen, und eine dritte Macht, zu intervenieren. Eine schnelle Beendigung des Krieges ist auch bei einer so russophilen Annahme nicht zu erwarten.

Im allgemeinen muß man den Japanern günstigere Chancen zuerkennen, wegen der größeren Nähe ihres Landes mit seinen reichen Hilfsmitteln für den Krieg, wegen Beherrschung der See und auch wegen ihrer schon bewiesenen militärischen Tüchtigkeit in Führern und Truppen, die derjenigen der Russen durchaus nicht nachzustehen scheint. Der Erfolg am Yalu darf allerdings nicht überschätzt werden, denn hier fochten die Japaner drei gegen einen, und dies Verhältnis könnte sich später umkehren.

Bei den Russen ist das Massengefühl psychologisch sehr wirksam, man tröstet sich leicht über Verluste — bei den Japanern steht wohl das einzelne Individuum in Zähigkeit, Intelligenz und Kriegseifer höher, dank der soldatisch-ritterlichen Tradition des alten Feudalstaates und der aufstrebenden Richtung im Volke, einer Kraftmasse von 47 Millionen, die einheitlich denken und ein starkes Staatsgefühl[1]) haben. Die Japaner sind bis in die unteren Schichten der Bevölkerung intelligent[2]) genug, um zu wissen, daß es sich in dem gegenwärtigen Konflikt um die ganze wirtschaftliche und politische Zukunft ihres Landes handelt, während von den Russen eine recht exzentrische Leistung gefordert wird und die Durchführung von Ideen, die nur den oberen Zehntausend ausreichend verständlich und auch diesen nicht durchweg sympathisch sind. Zum Beispiel ist den Panslavisten die Verwirklichung ihrer Hoffnungen und Träume jetzt in weite Ferne gerückt.

Es muß auch in Betracht gezogen werden, daß die Japaner eifrig bestrebt sind, alle Erfahrungen und Fortschritte des militärischen Europa sich zu eigen zu machen und zu verwerten, während die Russen in ihrem alten Hochmut ihre neuen Feinde anfänglich geringschätzten[3]) und ihnen wohl nicht zutrauten, daß sie die modernen Waffen und Kriegsmittel mit solcher Virtuosität würden anwenden können. Der russische Hochmut basiert allerdings auf der wertvollen Tradition, daß die russische Zähigkeit und Masse wiederholt schwere Lagen überwunden hat.

Es ist wohl noch selten einem Oberkommandierenden von vornherein so viel Vertrauen entgegengebracht worden, wie dem General Kuropatkin, und auch mit Recht. Er ist durchaus ein Selfmademan von sehr gründlicher Bildung und besonders reicher Kriegserfahrung. Er begann seine Karriere in einem turkestanischen Linienbataillon. Die Armeeoffiziere und die russisch-asiatischen Truppen haben das Gefühl: er ist einer von den Unsern und kennt unsre Eigenart. Er begründete sein Renommee im türkischen Kriege als Stabschef des Generals Skobelew. Bei großer persönlicher Verschiedenheit war er eine sehr passende

[1]) Ohne ein solches hätte im Jahre 1871 das seit 800 Jahren bestandene Feudalsystem nicht so leicht beseitigt werden können.

[2]) Seit 1000 Jahren soll in Japan ein gewisser Schulzwang bestehen, der durch das Gesetz vom Jahre 1872 verallgemeinert wurde.

[3]) Es hieß, man werde die „kleinen Affen" mit den Papachs (sibirischen Pelzmützen) zudecken, ebenso wie man früher die „Türken mit Mützen" totschlagen wollte.

Ergänzung zu ihm. Der genialen Kühnheit und fast leichtsinnigen Tapferkeit seines brillanten Generals gewährte er in kühler Berechnung, Voraussicht und taktischer Bescheidenheit die richtige und auch notwendige Basis. Skobelew war zu klug, um sich nicht oft die Einsprache dieses innerlich so tüchtigen Mannes gefallen zu lassen.

Eine besondere Eigenschaft des Generals Kuropatkin ist seine Wahrheitsliebe, er hält nichts von der militärischen Phrase, die schon so viel Torheiten und Mißerfolge gezeitigt hat. In dem Vorwort seines im Jahre 1885 erschienenen Buches über die Tätigkeit der Detachements des Generals Skobelew sagte er: „Ich schrieb nicht, um die Führer und die Teilnehmer an den Gefechten abzuurteilen, vielmehr um die schwachen und starken Seiten unsrer Truppen, wie sie sich bei Lowtscha und Plewna gezeigt haben, aufzuklären und zu untersuchen. Fest davon überzeugt, daß unsre Mängel bei unserm sonst so hohen Wert verbesserungsfähig sind, fürchtete ich nicht, einzelne von ihnen nachzuweisen, denn das Studium dieser Mängel kann die Mittel liefern zur Verbesserung schon in Friedenszeiten."

Einer solchen Offenheit in der russischen Militärliteratur war ich bis dahin noch nicht begegnet. Es gereicht der russischen Armee zur Ehre, daß ein so aufrichtiger Kritiker eine außerordentliche Karriere machen und die oberste Stelle erreichen konnte.

Ueber die japanischen Führer in ausreichendem Maße zu urteilen, ist bis jetzt kaum möglich. Der Krieg gegen China hat ihnen Gelegenheit gegeben, ihre gründliche wissenschaftliche Ausbildung durch die Praxis zu ergänzen, so wenig schwierig der Gegner war. Der kürzlich sehr hervorgetretene General Kuroki führte im chinesischen Kriege eine Division. Seine umsichtige Führung am Yalu wurde gestützt durch eine vortreffliche Artillerie, [1]) durch zweifellose Tapferkeit der Truppen und auch durch Ueberlegenheit an Zahl, in Mannschaften und Geschützen.

Unter den japanischen Soldaten soll es eine große Zahl kleiner und schwächlicher Leute geben, die infolge der fast ausschließlichen Reisnahrung körperlich nicht genügend entwickelt sind. Diese kleinen Leute sollen aber sehr zähe und anspruchslos sein. Im Kriege gegen China verloren die Japaner etwa 4000 Mann in Gefechten, 10000 bis 12000 durch Krankheiten, namentlich durch Dysenterie. Dies ungünstige Verhältnis wird sich voraussichtlich wiederholen, während die russischen Soldaten aus Sibirien kräftiger sind und widerstandsfähiger sein werden. In den aus früheren Verbrecheransiedlungen entstandenen Dörfern östlich des Ural fand ich vor 28 Jahren Hünengestalten, auch unter den Frauen. Verbrecher sind in der Regel körperlich starke und gesunde Leute; diese Eigenschaften haben sich in den sibirischen Bauern weiter vererbt. Die Soldaten aus dem eigentlichen Rußland, soweit sie nicht besonders ausgewählt sind, haben im allgemeinen solche guten körperlichen Eigenschaften

[1]) Darunter vier Batterien schwerer Geschütze (12 Zentimeter).

nicht mehr. Der wirtschaftliche Rückgang der Bauern, die Verseuchung, die von den jetzt zahlreichen Fabriken ausgeht, haben in den letzten 30 Jahren das Rekrutenmaterial sehr verschlechtert. Im türkischen Kriege waren die Verluste durch Krankheiten so bedeutend, daß schließlich vor Konstantinopel der Enderfolg in Frage gestellt war.

In den im allgemeinen besseren Pferden wird eine Ueberlegenheit der Russen zur Wirkung kommen, namentlich bei der Artilleriebespannung, und besonders, wenn große Gefechte in der Ebene stattfinden sollten.

Mit der Verpflegung werden es die Japaner im allgemeinen leichter haben, da sie die See beherrschen und für die kurzen Landstrecken die schon im chinesischen Kriege bewährten Kulitransporte [1]) ausreichen werden. Die südliche Mandschurei ist reich an Getreide, namentlich Hirse, und auch an Vieh, Korea ist hierin viel ärmer. Die Mandschurei kann aber für die Russen nicht mehr als sichere Basis gelten, seit die Tschungusen [2]) in so feindseliger Weise auftreten und auch gut geleitet zu sein scheinen.

Das Gefecht der Russen am Yalu gegen so bedeutende Ueberlegenheit kann als ebenso unnütz und für das Prestige schädlich bezeichnet werden, wie das Gefecht der Franzosen 1870 bei Weißenburg. Sobald die Ueberlegenheit des Angreifers zweifellos erkannt war, mußte die Infanterie abmarschieren, während die Artillerie unter Bedeckung der Kosakenbrigade noch eine Zeitlang kanonieren konnte. Möglich ist allerdings, daß die unsichere Haltung der Chinesen das Wagnis veranlaßt hat. Am 1. Mai, dem entscheidenden Gefechtstage, konferierte General Kuropatkin mit den in Mukden immer noch funktionierenden chinesischen Zivilbehörden.

Es ist wahrscheinlich, daß General Kuropatkin jetzt seine Streitkräfte bei Mukden konzentriert, denn diese politisch so wichtige Stadt [3]) kann er ohne Schwertstreich nicht gut räumen. Südlich Mukden liegen zwei, östlich eine Höhenposition, die, nach der Karte zu urteilen, als Verteidigungsstellungen brauchbar, wenigstens so lange zu halten sind, bis alle in der Mandschurei, im östlichen Sibirien verfügbaren, sowie in Wladiwostok entbehrlichen Truppen herangezogen sind. [4])

---

[1]) In Japan gibt es 2 Millionen Kulis, die im Karrenziehen und -schieben sehr viel leisten.

[2]) Die Bezeichnung der Tschungusen als chinesische Räuberbanden ist wohl nicht ausreichend, es scheinen aufständische mongolische Bauern des Mandschustammes zu sein, die sich der russischen Herrschaft nicht so leicht unterwerfen werden.

[3]) In Mukden liegen die Grabstätten der in China herrschenden Mandschudynastie; es gilt als heilige Stadt. Auch viele hervorragende Mandarinen sind Mandschus. Es würde für die inneren Verhältnisse Chinas recht bedenklich sein, die Mandschurei aufzugeben. Die mongolischen Mandschus waren der Sauerteig in der inerten Millionenmasse der Chinesen, ebenso wie es einige mohammedanische Stämme unter den 200 Millionen schlaffer Inder waren.

[4]) Zu einer großen Offensive scheinen die Russen nicht genügend stark zu sein, eine solche hätte gegen die noch nicht vereinigten sechs japanischen Divisionen Erfolg haben

Wenn man von der am Yalu geschlagenen Division absieht sowie je eine Division für Port Arthur und Wladiwostok rechnet, blieben noch 3 frische ostsibirische Divisionen [1]) und die aus Rußland eingetroffene 9. Infanteriedivision. Es wären dies etwa 50000 Mann Infanterie und Artillerie, ohne annähernd 6000 Kosaken, deren geringe Verwendbarkeit im rangierten Gefecht am Yalu von neuem in die Erscheinung getreten ist.

Die über den Yalu gekommenen drei japanischen Divisionen können bald durch drei andre gelandete verstärkt werden, während zur Abschließung von Port Arthur an der Enge bei Kintschou [2]) eine Infanteriebrigade genügen wird. In einem Kampfe südlich Mukden in etwa drei Wochen [3]) würden beide Gegner annähernd gleich stark sein.

Auf russischer Seite könnte etwa alle vierzehn Tage aus Rußland eine frische Infanteriedivision eintreffen, auf der japanischen sehr bald noch drei Divisionen und wohl einen Monat später die letzten aktiven vier Divisionen. [4]) Nach aller Wahrscheinlichkeit ist anzunehmen, daß in dem Landkriege die Erfolge wechselnd sein werden. Bei der Räumigkeit des Kriegsschauplatzes werden die Friktionen durch Entfernungen und Zeit sehr bedeutend sein und den Krieg in die Länge ziehen.

Nachdem von beiden Seiten große Opfer gebracht, ist es wohl möglich, daß die Ansicht durchbricht: Keiner kann den andern endgültig besiegen, die Japaner können nicht nach Sibirien hineinmarschieren, und die Russen können das Inselreich selbst nicht wirksam bedrohen. Es ist denkbar, daß die Russen und die Japaner, nachdem sie durch längeren Krieg finanziell und wirtschaftlich erschöpft, die Lösung finden, sich auf Kosten Chinas zu einigen, daß Rußland die Mandschurei, Japan Korea behält. Diese Lösung wäre allerdings nur möglich, wenn China müßiger Zuschauer eines Kampfes bleiben sollte, der um seinen Besitz, die Mandschurei, geführt wird.

können. Die Nebenoffensive mit Kosaken und Grenztruppen nach Korea hinein verliert dadurch an Bedeutung, daß die Kommunikationen der Japaner über See nicht gestört werden können.

[1]) Unter diesen befinden sich eine große Anzahl Neuformationen, die den Japanern gegenüber als vollgültig noch nicht gerechnet werden können.

[2]) Nur 5 Kilometer breit, beherrscht von der Höhe südöstlich Kintschou.

[3]) Vom 8. Mai ab gerechnet.

[4]) Mehrere bereits aufgetretene japanische Reserve-Infanterie-Brigaden werden erst in einiger Zeit vollwertig sein.



Erinnerungen eines Diplomaten in St. Petersburg 1864 bis 1868.

Von

Friedrich Graf Revertera.[1])

III.

Napoleon III., dessen politisches Kaleidoskop der Welt die überraschendsten Bilder vorzauberte, fand im Februar 1867 ein probates Mittel, die orientalische Frage zu lösen, in der Abtretung von Kreta, Epirus und Thessalien an Griechenland, wogegen die Mächte der Türkei den Rest ihrer Besitzungen und eine Anleihe zu garantieren hätten. Marquis Moustier ließ in Wien und St. Petersburg zugleich anfragen, und ich war, von beiden Seiten unterrichtet, nicht im geringsten Zweifel, daß der Vorschlag keine Aussicht hatte, angenommen zu werden. Gortschakow verlangte vor allem nähere Aufklärungen, die Moustier baldigst zu liefern versprach. Die Unsicherheit der französischen Politik war aber darin zu erkennen, daß der Botschafter Bouré in Konstantinopel, nach Berichten des Generals Ignatieff, das Projekt als bereits aufgegeben bezeichnete, während Talleyrand noch immer bemüht war, das russische Kabinett dafür zu gewinnen. Gortschakow äußerte sich darüber sehr ungehalten und sagte mir, daß, wenn Napoleon Griechenland vergrößern wollte, um es zum Stützpunkte seiner Orientpolitik zu machen, Rußland eine Bevorzugung der Griechen vor den Slawen des türkischen Reiches niemals zugeben, vielmehr alle Christen, ohne Unterschied der Nationalität, unter seinen Schutz nehmen würde. Von irgendeiner der Türkei zu bietenden Garantie wollte er nichts wissen.

Ich ließ mir die Gelegenheit nicht entgehen, Gortschakow zu fragen, wie er selbst sich die Befriedigung der Christen denke, bevor ihre volle politische Selbständigkeit im Bereiche der Möglichkeit liege.

Das erste, sagte er, wäre eine sehr ausgedehnte Verwaltungsautonomie.

Worin hätte diese zu bestehen?

Das ließe sich erst sagen, wenn die Konsuln um ihre Meinung befragt und die Mächte über die Bedürfnisse der Bevölkerung genau unterrichtet wären.

Zugegeben, daß es sich zunächst nur um die Aufstellung eines Prinzips handeln würde, dessen Anwendung reifliche Vorstudien erheischte, wünschte ich

---

[1]) Der ehem. österreichisch-ungarische Botschafter Graf Revertera ist während des Erscheinens seiner Petersburger Erinnerungen verstorben. Die diplomatische Welt verliert in ihm einen ihrer hervorragendsten Vertreter, und die Teilnahme, die die gesamte Presse für den verstorbenen Staatsmann zum Ausdruck gebracht hat, ist ein Zeichen der allgemeinen Verehrung für ihn. Wir hoffen, daß es noch möglich sein wird, weitere Veröffentlichungen zum Andenken an den um sein Vaterland hochverdienten Diplomaten in der Deutschen Revue zu veranstalten. Die Redaktion.

doch zu wissen, wie Gortschakow den Begriff der Autonomie auffaßte und welchen Inhalt er dem Worte zu geben gedächte.

Ich meine, erwiderte er beiläufig, die Christen müßten das Recht haben, die Steuern unter sich nach einem gerechten Schlüssel zu verteilen. Sie brauchen nationale Rechtsprechung und die gesicherte Freiheit der Fortentwicklung in intellektueller, materieller und moralischer Beziehung.

Die an die Türkei abzuführende fixe Steuersumme wäre also eigentlich ein Tribut, wie ihn in neuerer Zeit die Donaufürstentümer bezahlen?

Gewiß. Im allgemeinen könnte das Verhältnis der letzteren zur Türkei auch für die den andern zu gewährende Autonomie als Vorbild dienen.

Auf welche der türkischen Provinzen würde eine derartige Autonomie Anwendung finden?

Auf alle diejenigen, wo die Christen den Hauptbestandteil der Bevölkerung bilden.

Auf Bulgarien und Makedonien? Das wäre die Liquidierung der Türkei in Europa. Die Pforte bliebe sozusagen nur ein Steuereinnehmer mit königlichen Ehren? Das gab der Fürst zu, ohne daran Anstoß zu nehmen.

Heute, [1]) wo Rumänien ein unabhängiges Königreich, Bulgarien mit Ostrumelien ein Vasallenstaat, fast ohne Zusammenhang mit der suzeränen Macht geworden und ganz Makedonien im bewaffneten Aufstande begriffen ist, haben die vorstehend zitierten Aeußerungen des Fürsten Gortschakow mehr als ein retrospektives Interesse.

Die Zeit zu so tief einschneidenden Veränderungen war noch nicht gekommen. Es mußte mir aber auffallen, daß in der Umgebung des Fürsten Gortschakow unablässig von der Notwendigkeit gesprochen wurde, den christlichen Völkerschaften der europäischen Türkei eine weitgehende Autonomie zu gewähren. Einer der ersten Beamten des Auswärtigen Amtes erzählte mir im Vertrauen, er habe sich damit einverstanden erklärt, so daß eigentlich der Ausführung nichts im Wege stände, als der Widerspruch Oesterreichs. Eine aus so kompetenter Quelle erhaltene Information konnte ich nicht unbeachtet lassen. Ich beeilte mich, davon Freiherrn v. Beust in Kenntnis zu setzen, mit der Bitte, von dieser Mitteilung den vorsichtigsten Gebrauch zu machen, bis er in unauffälliger Weise ihre Richtigkeit zu ergründen vermöchte. Es bestand nämlich zwischen ihm und Marquis Moustier seit der Salzburger Begegnung das Uebereinkommen, in Fragen des Orients nichts zu tun ohne gegenseitige Verständigung. Damit aber schienen mir die Aeußerungen Talleyrands, wenn er dazu ermächtigt war, kaum verträglich.

Die Antwort des Ministers blieb nicht lange aus und bereitete mir eine große Ueberraschung. Ich wurde umgehend aufgefordert, den Gewährsmann zu nennen, von dem ich die besagte Nachricht erhalten hatte, indem der Duc de Gramont sie durchaus in Abrede stelle. Das war nicht allein eine Bloß-

[1]) September 1903.

stellung meiner Person, sondern es beraubte mich, wie ich Herrn v. Beust zu bemerken ersuchte, der Möglichkeit, in vertraulichem Wege Mitteilungen zu erhalten, deren Bekanntwerden dritten Personen Verlegenheiten bereiten konnte. Die Enthüllungen französischer Diplomaten aus der Zeit des zweiten Kaiserreiches haben seither zur öffentlichen Kenntnis gebracht, daß Napoleon III. nach verschiedenen Richtungen widersprechende Instruktionen zu erteilen pflegte. Es war daher nicht ausgeschlossen, daß, sowie Bouré in Konstantinopel anders sprach als Talleyrand in St. Petersburg, letzterer auch bona fide nach einer andern Weisung vorgehen konnte als Gramont in Wien. Baron Beust hielt sich aber Frankreichs für versichert und ließ einen solchen Verdacht nicht aufkommen. Erst nach dem Sturze des Kaiserreiches wurde es offenkundig, daß Moustier versucht hatte, sich mit Rußland über die Anwendung „heroischer Mittel“ im Orient zu verständigen.

Die von Moustier verheißenen Aufklärungen trafen mittlerweile in Form eines Memoires ein, das Fürst Gortschakow als ein Rückzug erschien, und worüber er seine Unzufriedenheit nicht verbergen konnte. Was Napoleon jetzt will, äußerte er gegen mich, ist nichts als eine Umschreibung des unglücklichen Hat Humajum, der ein ebensolcher Mißgriff war wie die Errichtung der Vilajets nach europäischer Schablone, für die der Orient kein Verständnis hat. Die Lage der Christen ist dadurch, anstatt gebessert zu werden, noch schlechter geworden. Die Ohnmacht der Pforte, hatte er soeben dem türkischen Geschäftsträger gesagt, der gekommen war, ihm eine schriftliche Mitteilung zu machen, offenbart sich am besten in ihren schön geschriebenen Depeschen neben dem Elende ihrer Administration. Die großen Sultane waren Barbaren, allein sie verstanden ihren Vorteil und wußten zu handeln. Im Verkehr mit Europa hat der Diwan nichts als die Kunst gelernt, viel zu schreiben, um seine Untätigkeit zu verdecken. Die Anarchie bereitet der türkischen Herrschaft den Untergang.

Beiläufig in diesem Sinne setzte der Vizekanzler dem französischen Memoire ein Gegenmemoire entgegen, das, wie er mir sagte, vielleicht keine Beachtung finden, seinerzeit aber zum Beweise dienen werde, daß er die Lage am richtigsten beurteilte.

Kaiser Napoleon bereitete der Welt eine neue Ueberraschung. Um Frankreich für die preußischen Siege, die er als eine Niederlage empfand, schadlos zu halten, war er, in Ermanglung ausgiebigerer Kompensationen, darauf verfallen, Luxemburg zu annektieren, und es war ihm gelungen, den König von Holland zur Abtretung des Großherzogtums zu vermögen. Baron Talleyrand überreichte am 9. April die offizielle Notifikation des Vertrages, wonach Frankreich das Land in Besitz nehme, mit allen daraus sich ergebenden Folgen. Das gleiche meldete Baron Budberg aus Paris.

Die Folgen konnten sehr ernste sein. Die ehemalige Bundesfestung Luxemburg hatte nämlich, obwohl der Deutsche Bund zu bestehen aufgehört hatte, noch eine preußische Besatzung. Die Verhandlungen über die völkerrechtliche Stellung des Großherzogtums, seine etwaige Neutralisierung u. dergl. waren noch nicht

abgeschlossen, als Napoleon die Hand darauf legte, wonach, wenn dagegen keine Einsprache erhoben wurde, Preußen ihm die Festung übergeben mußte. Daß es einer solchen Aufforderung nicht Folge leisten würde, war vorauszusehen. Fürst Gortschakow zweifelte daran so wenig, daß er an die feststehende Absicht Napoleons glaubte, einen Kriegsfall zu provozieren.

„Warum," interpellierte er den französischen Botschafter, „sucht der Kaiser einen solchen Vorwand, wenn er den Krieg haben will? Ist ihm Preußen zu groß geworden, so trägt er daran selbst die Schuld. Niemand hat zu dessen Erfolgen von 1866 mehr beigetragen als er selbst. Hat nicht Herr Benedetti in Nikolsburg alle preußischen Forderungen unterstützt? Daß Kaiser Napoleon die Einnahme von Wien verhindert habe, ist eine Fabel. Ich (Gortschakow) weiß es, daß König Wilhelm sie nicht wollte, weil er einen Volksaufstand in den Provinzen befürchtete. Sie erleichterten es Herrn Thiers, in einer nächsten Sitzung des Corps législatif zu sagen: ‚Ich war kürzlich der Meinung, es gebe keinen Fehler, der nicht schon begangen worden wäre. Das war ein Irrtum. Ein Fehler blieb noch übrig, und die Regierung beeilt sich, ihn nachzuholen.'"

Erschreckt durch die in Deutschland entstandene Aufregung, zog sich der König von Holland aus der Schlinge, indem er auf die Erfüllung des Verlangens verzichtete. Die luxemburgische Frage blieb demnach ungelöst und konnte, wenn Preußen die Garnison nicht zurückzog, den Krieg mit Frankreich unvermeidlich machen. Da trat Baron Beust als Vermittler auf den Plan.

„Wir haben," telegraphierte er mir, „vertraulich Frankreich und Preußen unsre guten Dienste angetragen, daß Luxemburg mit Belgien vereinigt werde, wogegen Belgien diejenigen Gebietsteile an Frankreich abzutreten hätte, die durch den Vertrag von 1814 bei Frankreich belassen und erst durch den Vertrag von 1815 mit den Niederlanden vereinigt wurden. Man hat in Berlin unsern Vorschlag günstig aufgenommen. Es würde dem Friedensinteresse wesentlich nützen, wenn Rußland ihn durch Herrn v. Oubril (Gesandten in Berlin) unterstützen lassen wollte."

„Ohne aus der Zurückhaltung hervorzutreten," schrieb er mir dann am 16. April, „die wir uns in der Luxemburger Frage zur Pflicht gemacht haben, glauben wir doch mit Nutzen den zwei daran unmittelbar beteiligten Mächten unsre Vermittlung anbieten zu können. Wir schlagen zweierlei vor:

1. Frankreich verzichtet auf jede Vergrößerung, Preußen auf sein Garnisonsrecht, die Festung werde geschleift und Luxemburg neutral erklärt; oder 2. Frankreich erhalte die Gebietsteile des früheren Bistums Lüttich und des Herzogtums Bouillon zusamt den Enklaven von Philippeville und Marienberg, die erst nach Artikel 1 des Pariser Protokolls vom 3. November 1815 mit dem Königreiche der Niederlande vereinigt wurden. Frankreich und Belgien entschädigen dafür den König von Holland und die Eigentümer der Festungswerke."

Mr. de Moustier betont, daß Frankreich keine Vermittlung verlangt, daß es auf den Erwerb von Luxemburg nur verzichtet, wenn Preußen die Festung

räumt, daß er Nr. 2 vorziehen würde, was aber wahrscheinlich, auf preußischen Widerspruch stoßend, von Holland abgelehnt würde.

„Diese Befürchtung scheint glücklicherweise nicht zuzutreffen. Graf Bismarck hat sich sogar für die zweite Alternative günstig ausgesprochen. Er bezeichnet sie als einen glücklichen Gedanken, wenn er ausführbar ist, ohne die öffentliche Meinung Deutschlands aufzuregen und ohne Rußland und England zu verletzen. Das allein würde genügen zu dem Versuche, uns der Zustimmung Rußlands und seiner Unterstützung zu versichern, selbst wenn es nicht Mitunterzeichner des Vertrages von 1839 wäre."

Gortschakow war nicht zu vermögen, die Vermittlerrolle mit Beust zu teilen. Er zog es vor, wie ich am 23. April berichtete, seinerseits eine Konferenz der Signatarmächte vorzuschlagen, und zwar in London, um England dafür zu gewinnen, und weil er glaubte, daß Frankreich und Preußen dagegen nichts einzuwenden haben würden. Die Konferenz sollte alle Vorschläge, auch diejenigen des Grafen von Beust, prüfen, die Neutralität von Luxemburg unter Garantie gestellt werden.

Der Konferenzvorschlag fand allgemeine Billigung. Nur England machte den Vorbehalt, daß die Einladungen vom König von Holland auszugehen hätten. Und das geschah auf ein an ihn vom Kaiser Alexander gerichtetes Ansuchen. So kam am 11. Mai der Vertrag zustande, der die unmittelbare Kriegsgefahr beseitigte, im Herzen Napoleons aber einen Stachel zurückließ und seinem Ansehen in Frankreich einen neuen Stoß versetzte.

Mißgönnte Gortschakow Herrn v. Beust die in der Luxemburger Frage ambitionierte Vermittlung, so verweigerte dieser ihm die Teilnahme an einem von Rußland angeregten Kollektivschritte in Konstantinopel zum Zwecke der Abtretung von Kandia an Griechenland. Die Gereiztheit der beiden Minister gegeneinander fand aber den prägnantesten Ausdruck in einer auf nationalem und konfessionellem Boden geführten Fehde, die ich zur Kennzeichnung der Situation nicht mit Stillschweigen übergehen kann.

Das Interesse, das Baron Beust für die Polen an den Tag legte, wurde in Rußland übel gedeutet. Gerüchte von einer in Galizien vorbereiteten Bewegung und von Ansammlung polnischer Emigranten in der Moldau, die die österreichische Regierung angeblich ruhig geschehen ließ, steigerten das Mißtrauen des Fürsten Gortschakow, dem immer die Möglichkeit einer von Napoleon inspirierten Aufwärmung der polnischen Frage vor Augen stand.

Der Argwohn gegen Napoleon war eben seit der polnischen Erhebung bei ihm unbezwingbar; zwar konnte er seinen Lockungen in einzelnen Fällen, namentlich in Betracht der Türkei, sein Ohr nicht ganz verschließen, jedoch war Gortschakow von seiner einstigen Vorliebe für Napoleon gründlich geheilt und hielt ihn, in Uebereinstimmung mit seinem kaiserlichen Gebieter, für einen Unruhstifter, dem eine Gelegenheit, im Trüben zu fischen, jederzeit willkommen wäre.

Vorstellungen, die ab und zu nicht ohne Bitterkeit an die österreichische Regierung gerichtet wurden, beantwortete Beust mit Reklamationen wegen russischer

Umtriebe in Galizien, Oberungarn, Böhmen und sogar auch unter den Südslawen der Monarchie. Die Klagen waren nicht unbegründet. Der bekannte Rubel auf Reisen war überall nachzuweisen, nicht aber seine Provenienz, und darüber entspann sich zwischen den Kabinetten eine Polemik, die nichts andres bewirken konnte als eine zunehmende Verbitterung der Gemüter. Die russische Regierung wusch sich die Hände in Unschuld, indem sie sagte, man möge Agenten, die auf ungesetzlichen Wegen ertappt würden, ohne weiteres vor Gericht stellen. Sie wollte sie nicht schützen, aber auch für ihr Gebaren jede Verantwortung von sich ablehnen. Ohne Zweifel, wenn der Wille dazu vorhanden gewesen wäre, hatte die Regierung die Macht in Händen, den slawophilen Vereinen, von denen die Propaganda ausging, das Handwerk zu legen. Die Neigung dazu war aber nicht vorhanden und wurde durch die immer dringender werdenden Reklamationen keineswegs gefördert, denen eine völkerrechtliche Begründung so lange fehlte, als eine Verbindung der an diesen Umtrieben beteiligten Personen mit der Regierung nicht zu erweisen war.

Am bedenklichsten war die von reichen Geldmitteln unterstützte schismatische Propaganda unter den Unierten ruthenischer Nationalität. Es gelang, mehrere Priester zum Abfalle von der katholischen Kirche zu verleiten, und da zu allen Zeiten im Schoße der unierten Diözesen eine Abfallbewegung leicht zu erregen war, so fand das gegebene Beispiel manche Nachahmung auf seiten der durch materielle Vorteile geköderten Ruthenen. Der Antagonismus der Kirchen ging mit der nationalen Bewegung Hand in Hand. Katholizismus und Polentum in einen Begriff zusammenfassend, schreckte die russische Regierung vor keiner Maßregel zurück, um die Unierten in Polen und Rußland, trotz des verzweifelten Widerstandes vieler Gemeinden, zum Uebertritte zu zwingen. Der darüber entstandene Konflikt führte zum Abbruch der diplomatischen Beziehungen mit Rom.

Im Januar 1867 veröffentlichte die Kurie eine Zusammenstellung von Tatsachen, um zu beweisen, daß sie an dem Bruche mit Rußland keine Schuld trage. Gortschakow sah sich dadurch veranlaßt, den fremden Regierungen durch die bei ihnen beglaubigten Vertreter ein weitläufiges Exposé zukommen zu lassen, an dessen Spitze zu lesen war: „Das Prinzip religiöser Toleranz liegt in den Traditionen der russischen Regierung wie in den Sitten des russischen Volkes.“ Leider war eben dazumal von dieser Toleranz wenig zu verspüren. Keiner Regierung kam jedoch die Berechtigung zu, darüber ein offizielles Urteil abzugeben. Am vorsichtigsten aber mußte in Wien jede provokatorische Aeußerung vermieden werden, wenn man nicht entschlossen war, daraus vorkommendenfalls die äußersten Konsequenzen zu ziehen. Baron Beust verlangte, daß die russische Regierung die von panslawistischen Emissären in Oesterreich betriebene Agitation offiziell mißbillige und offen erkläre, ihr nach Möglichkeit Einhalt tun zu wollen. Das verweigerte Gortschakow ebenso schroff, wie es begehrt worden war. Die Gegensätze verschärften sich immer mehr, denn Geist und Streitlust waren bei beiden leitenden Staatsmännern in gleichem Maße vorhanden. Das politische Verhältnis der zwei Kaiserreiche gewann dadurch den Charakter per-

sönlicher Ranküne, und wäre nicht die Notwendigkeit, sich zu vertragen, namentlich durch die Frage des Orients wiederholt in Erinnerung gebracht worden, so hätte der fröhliche Federkrieg leicht zu einer wirklichen Gefährdung des Friedens ausarten können. Diese Politik der Nadelstiche widerstrebte meiner Natur und meiner Ueberzeugung. Ich suchte zu beruhigen, fand aber dazu auf keiner Seite die nötige Stimmung. Die Nutzlosigkeit meiner Bemühungen brachte dann endlich bei mir den Entschluß zur Reife, zu demissionieren.

Als bezeichnend für die Schwierigkeiten, die mich umgaben, will ich zweier Zwischenfälle gedenken, die zeitlich miteinander zusammentrafen.

Im Monate Mai sollte in Moskau eine ethnographische Ausstellung eröffnet werden, zu der das Organisationskomitee Einladungen nach allen slawischen Ländern verschickt hatte. In der Absicht der Veranstalter lag wohl ziemlich unverhohlen eine politische Demonstration, die Regierung aber war daran unbeteiligt und zeigte das Bestreben, zu verhüten, daß dadurch im Auslande Unzufriedenheit erregt werde. Auf meine Anfrage, wie ich mich zu der Sache zu verhalten hätte, schrieb mir Baron Beust: „Wir haben der Reise österreichischer Untertanen kein Hindernis in den Weg gelegt und sind der Meinung, daß die russische Regierung jede Verantwortung für eine Zusammenkunft von Privatpersonen auf ihrem Staatsgebiete von der Hand weisen könnte." Dieser ruhigen und sachgemäßen Aeußerung setzte er hinzu, daß, wenn Polen sich in Galizien in gleicher Weise begegneten, sie daran ebensowenig gehindert werden könnten, und ein Poststriptum stellte es meinem Takte anheim, die Depesche dem Herrn Vizekanzler mitzuteilen, in diesem Falle aber es in einer mehr freundschaftlichen als offiziellen Form zu tun.

Ich hielt den Moment nicht für geeignet, von der mir erteilten Erlaubnis Gebrauch zu machen, weil mit Sicherheit vorauszusehen war, daß die auf Polen bezügliche Stelle dem Zwecke der Verhütung von national-politischen Demonstrationen nicht förderlich sein konnte. Allerdings wußte ich nicht, daß die Depesche gleichzeitig mehreren unsrer Vertretungen mitgeteilt und zur Kenntnis der englischen und französischen Regierung gebracht worden war. Ich beeilte mich nun auch meinerseits mit Vorlesung der Depesche, die Fürst Gortschakow als eine überflüssige Drohung bezeichnete und mit einigen witzigen Bemerkungen von der Hand wies. In der offiziösen Presse beging man die Ungeschicklichkeit, die Moskaupilger aus Oesterreich Hochverräter zu nennen. Es wurde aber, als sie nach Hause zurückkehrten, keiner von allen zur Verantwortung gezogen.

Das historische und wissenschaftliche Interesse der ethnographischen Ausstellung rechtfertigte zum Teile die Anwesenheit von Männern, die als Gelehrte in wohlverdientem Ansehen standen. Sie und andre, die sich im politischen Leben um Kaiser und Reich verdient gemacht hatten, durften mit einer Schar zusammengewürfelter Elemente, die sich als angebliche Deputationen ihr Mandat selbst verliehen hatten, nicht mit dem gleichen Maße gemessen werden. Notabilitäten, die darauf Anspruch hatten, stellte ich dem Vizekanzler vor, der sie dann zur Audienz in Vormerkung nahm. Die übrigen erhielten, ohne mein Zutun, an

einem nächsten Sonntage in den Sälen von Zarskoje Selo Gelegenheit, den Kirchgang des Kaisers mit anzusehen. Als das geschah, war ich nach Antritt meines gewöhnlichen Sommerurlaubs nicht mehr in St. Petersburg, mußte aber doch den Vorwurf des Barons Beust über mich ergehen lassen, es nicht verhindert zu haben.

Um diese Zeit geschah es, daß ein anglikanischer Clergyman, Rev. Mr. Douglas, sich mit einem Empfehlungsschreiben des Ministers v. Beust bei mir einführte. Ich fragte nach seinem Begehr und erfuhr zu meiner nicht geringen Verwunderung, er habe es sich zur Aufgabe gemacht, einer österreichisch-russischen Allianz gegen Preußen den Boden zu ebnen. Das Hindernis liege in den fortwährenden Reibungen, die sofort aufhören würden, wenn die beiden Staaten, räumlich getrennt, an ihren Grenzen keine kollidierenden Interessen zu verteidigen hätten. Diesem Uebelstande ließe sich vorbeugen durch die Bildung einer neutralen Zone, indem die Regierungen sich darüber einigten, alle Wohnsitze bis auf eine gewisse Entfernung nach innen zu verlegen. Ich beglückwünschte Mr. Douglas zu diesem genialen Gedanken, bat ihn aber zugleich, mich bei den von ihm in Aussicht genommenen Schritten niemals als Mitwisser zu nennen, weil ich, wenn das geschähe, genötigt wäre, ihn entschieden zu desavouieren.

Die offizielle Diplomatie ist immer umschwärmt von sogenannten Konfidenten, die, unter dem Vorgeben geheimer Verbindungen, berufsmäßig für gutes Geld schlechte Nachrichten überbringen. Ein wahrer Meister dieser Kunst war der seinerzeit wohlbekannte Klindworth, der durch ein halbes Jahrhundert alle europäischen Kabinette hinters Licht führte, bis ihm endlich überall die Türe gewiesen wurde. Rev. Mr. Douglas schien mir nicht zu dieser Rasse zu gehören. Er machte auf mich den Eindruck eines politischen Schwärmers, es blieb mir aber durchaus unverständlich, wie es ihm gelungen war, das Vertrauen des Herrn v. Beust für sich zu gewinnen, so daß er durch ihn meiner besonderen Berücksichtigung und Unterstützung empfohlen wurde. Er versuchte es nun, an verschiedenen Orten anzuknüpfen, suchte in Moskau mit Herrn Katkoff, dem publizistischen Vertreter der altrussischen Adelspartei, Verbindungen herzustellen, kehrte jedoch von dort entmutigt wieder zurück und verschwand von der Bildfläche.

Als ich nach Wien kam, wollte es der Zufall, daß ich von Sr. Majestät zur Audienz befohlen wurde, noch bevor ich Gelegenheit gehabt hatte, mit Beust zu sprechen. Ich bat den Kaiser, mich allergnädigst von meinem Posten entheben zu wollen. Um die Ursache befragt, nannte ich Familienangelegenheiten, vermied es aber, die mit dem Minister des Aeußern bestehenden Differenzen zu erwähnen, denn ich hielt es für zwecklos, Se. Majestät zu beunruhigen, dessen Vertrauen zu Beust noch unerschüttert feststand. Als ich letzterem das Geschehene mitteilte, suchte er mich von meinem Entschlusse abzubringen, begnügte sich aber schließlich damit, daß ich versprach, bis zum nächsten Jahre auszuharren, damit er Zeit habe, mir einen passenden Nachfolger zu erwählen.

Der Sommer 1867 brachte mir traurige Erlebnisse. Ich verlor meinen hochbetagten Vater, und fast gleichzeitig starb in Wiesbaden, wo er Heilung

suchte, auch mein Schwiegervater. Die Geburt eines Töchterchens, unsers dritten Kindes, das wir nicht dem strengen russischen Winter aussetzen wollten und bei meiner Mutter zurückließen, war eine freudige Unterbrechung der tiefen Trauer unsrer Herzen. Wir kehrten so, von den verschiedensten Eindrücken begleitet, im Oktober zum letzten Male zurück nach St. Petersburg.

Zu den gekrönten und ungekrönten Besuchern der Pariser Weltausstellung des Jahres 1867 gesellte sich auch Baron Beust. Um den Argwohn zu zerstreuen, den seine dortige Anwesenheit, wie er meinte, zu erregen vermochte, schrieb er am 1. November eine beruhigende Depesche, die ich mit der Versicherung beantworten konnte, daß man in Rußland dem k. k. Kabinette nicht die Absicht unterstelle, Europa in seiner friedlichen Entwicklung zu stören. „Baron Beust sieht gewiß," sagte mir Gortschakow, „daß Frankreich nicht mehr ist, was es zur Zeit des Krimkrieges und des Krieges in Italien war. Innerlich gespalten, würde es jeden enttäuschen, der in ihm eine Stütze suchen, sich mit ihm in gewagte Unternehmungen einlassen wollte." — „Der Glanz des Napoleonischen Kaisertums," fügte ich hinzu, „von dem man in Rußland so sehr geblendet war, ist in letzter Zeit sehr verdunkelt." — Beust setzte bekanntlich doch noch große Hoffnungen auf Frankreich, wie zu eignem Schaden auch Gramont auf ihn.

Nach Beendigung seines Aufenthaltes in Paris fuhr Baron Beust nach London und hatte dort eine eingehende Unterredung mit dem russischen Botschafter Baron Brunow, der darüber ausführlich nach St. Petersburg berichtete. Graf Stakelberg wurde ermächtigt, diesen Bericht Herrn v. Beust mitzuteilen. In einer an mich gerichteten Depesche vom 30. November äußerte er sich darüber, wie folgt: „Herr v. Brunow hebt nicht genug hervor, wie ich mich in Paris über die Deklaration der vier Mächte in Konstantinopel geäußert hatte. Ich machte Herrn v. Brunow aufmerksam, daß nach der in Salzburg getroffenen Verabredung wir berechtigt gewesen wären, vom französischen Kabinett zu verlangen, daß es den mit Rußland verabredeten Schritt nicht ohne uns unternehme. Wir haben es jedoch vorgezogen, von diesem Rechte keinen Gebrauch zu machen, um alles zu vermeiden, was die Gereiztheit der russischen Regierung steigern und unsre Beziehungen ohne Not verbittern könnte." ... „Mein Verhältnis zu Graf Stakelberg ist äußerlich ein gutes. Nur ein Gegenstand bildet fortwährend das Thema unsrer Konversation: die russischen Umtriebe, die mit immer gesteigertem Eifer in einigen Provinzen unsers Reiches vor sich gehen, wie in Galizien, Böhmen, Mähren, Kroatien u. s. w. ..."

Das Mittel, diesen Umtrieben Einhalt zu tun, schien mir nicht in der Fortsetzung der bis dahin beliebten Rekriminationen zu liegen. Ich hätte gewünscht, daß in andern Fragen ein Einvernehmen hergestellt und dadurch die Bereitwilligkeit gezeitigt würde, den nationalen Reibungen in den Grenzländern ein Ende zu machen. Die Nichtbeteiligung Oesterreichs an der von Rußland, Frankreich, Deutschland und Italien vereinbarten Erklärung an die Pforte hatte Gortschakow neuerdings verstimmt. Beust hatte die Erklärung zu aggressiv gefunden und mich beauftragt, nachdem der Entwurf durch Baron Talleyrand in

Petersburg bereits mitgeteilt war, eine Aenderung zu verabreden, die ihn für Oesterreich annehmbar machen würde. Das war, wie ich am 25. Oktober berichtete, zu spät. Der Entwurf war bereits angenommen. Es handelte sich um Kandia. Die Vorstellungen der vier Mächte, ohne Oesterreich und England, scheiterten an dem passiven Widerstande der Pforte. Mir ist nur erinnerlich, daß Gortschakow, nachdem es ihm gelungen war, Bismarck zur Beteiligung an dem mit Frankreich und Italien vereinbarten Kollektivschritte, der Ueberreichung einer neuen, verschärften Deklaration, heranzuziehen, den Gleichmut, womit die Pforte sich dazu verhielt, eben dem Umstande zuschrieb, daß Oesterreich nicht mit dabei war. Ich weiß nicht zu sagen, warum die Erhaltung der türkischen Herrschaft in Kandia Herrn v. Beust wichtiger erschien als die von Gortschakow angestrebte Verständigung. Jedenfalls mußte es ihn einige Ueberwindung kosten einzugestehen, daß Moustier, unbeirrt von der mit ihm getroffenen Abrede, sich hinter seinem Rücken dem russischen Kabinett verpflichtet hatte.

Die Deklaration ohne Oesterreich und England versprach keinen Erfolg. Gortschakow wußte es wohl und berief die Botschafter Budberg und Ignatieff, um über das Weitere ihren Rat zu vernehmen. Sie waren beide der Meinung, daß jeder neue Kollektivschritt die Teilnahme Oesterreichs zur notwendigen Voraussetzung haben müsse, „car tout ce qu'on fait en Orient sans l'Autriche est boiteux“. Im Ministerium kamen verschiedene Ansichten zur Geltung. Stremankhow, der Chef des Asiatischen Departements, in dem alle orientalischen Fragen bearbeitet wurden, sowie Catacazi, einer der Beamten, denen der Vizekanzler am meisten vertraute, inspirierten die Zeitungen gegen Oesterreich, Jomini im entgegengesetzten Sinne, obwohl mit großer Vorsicht, gegen Frankreich. Die Beratungen blieben erfolglos. „Nous battons les buissons,“ sagte Gortschakow zu Talleyrand, „sans trouver sur quoi nous entendre,“ mit andern Worten: Es war ein Herumtappen im Finstern. Die Botschafter kehrten auf ihren Posten zurück. Das von ihnen so genannte zweite Ministerium Stremankhow-Jomini war nicht aus dem Felde geschlagen, aber doch weder einig, noch einflußreich genug, um der Politik eine bestimmte Richtung zu geben.

Ich berichtete über diese Vorgänge mit der Ueberzeugung, daß davon eine Störung des Weltfriedens nicht zu befürchten, aber auch seine Befestigung nicht zu erwarten war. „Der Friede sitzt an der Oberfläche, aber nicht in den Herzen,“ schrieb ich, „denn alle sind unzufrieden und sprechen von einer Beruhigung, die sie selbst nicht empfinden.“ Ignatieff suchte den in ihren Erwartungen getäuschten Christen Geduld einzuflößen, während in Kandia der Kampf gegen die Insurgenten, unter den Augen der europäischen Flotten, von den Türken in gewohnter Weise fortgeführt wurde.

Im ersten Viertel des Jahres 1868 blieb ich fast ohne Mitteilung aus Wien. Das Erscheinen des ersten Rotbuches, in dem angeblich ein Gesamtbild der auswärtigen Politik Oesterreichs geliefert wurde, veranlaßte Herrn v. Beust, zu der Anfrage, welchen Eindruck es in Rußland gemacht und welche Beurteilung es gefunden habe. Um wahr zu sein, mußte ich bekennen, daß Gor-

tschakow sich mit Verwunderung über die Kleinheit des Raumes äußerte, der darin Rußland zugewiesen war. Baron Beust schien ihm dafür weniger Interesse zu haben als beispielsweise für Deutschland und Italien, wo man glaubte, sich über das Zuviel seiner Mitteilungen beklagen zu können, während seine Beziehungen zu Rußland im Rotbuche kaum gestreift würden. Mir war es willkommen, daß die bedauerlichen Nergeleien mit Gortschakow nicht an die große Glocke gehängt wurden.

Einiges Aufsehen erregte eine im Monat März entsendete Spezialmission des nunmehrigen Fürsten Karl von Rumänien zum Zwecke der feierlichen Notifizierung seines Regierungsantrittes. Ich erhielt den Besuch des Gesandten Fürst Cantacuzene und von ihm sowie von Gortschakow die Versicherung, daß die Mission nichts andres bezwecke als die Erweisung einer dem Kaiserhofe schuldigen Höflichkeit. Zu verwundern sei nur, sagte der Vizekanzler, daß daran so spät gedacht worden sei, denn schreibe sich Frankreich das Verdienst zu, Rumänien gemacht zu haben, so habe es doch tatsächlich seine Existenz den russischen Waffen zu verdanken. Dennoch habe Fürst Karl die andern großen Höfe früher beschickt als den russischen. Die Wünsche, die Fürst Cantacuzene bei dieser Gelegenheit auszusprechen gehabt habe, wären im wesentlichen identisch mit den in Wien und Paris bereits bekannten, bis auf einiges, was besonders Rußland angehe: die Kapitulationen und das Verhältnis zum Patriarchate.

Abgesehen von so geringfügigen Unterbrechungen, lagerte sich über die Kabinette von Wien und St. Petersburg um diese Zeit eine unheimliche Ruhe. Man stritt sich nicht, aber man hatte sich, nachdem man die Türkei Türkei sein ließ, auch nichts zu sagen. Unter normalen Verhältnissen erleidet zwar der Gedankenaustausch befreundeter Regierungen keine so vollständige Ellipse. Allein im politischen Verkehre, sowie im Privatleben, fällt es oft schwer, das nach unangenehmen Auseinandersetzungen eingetretene Schweigen zu brechen. Baron Beust machte dazu den ersten Versuch in einer Unterredung mit Grafen Stakelberg. Er beklagte sich über dessen Zurückhaltung gegen ihn und über die Verschlossenheit des Fürsten Gortschakow, die in meinen Berichten gleichfalls zum Ausdrucke käme. Infolge des darüber durch Stakelberg erstatteten Berichtes kam die Sache auch zwischen dem Vizekanzler und mir zur Erörterung. Seine Worte, die ich so getreu als möglich wiederzugeben versuchte, lauteten beiläufig: „Wenn die Regierungen einander nichts mitzuteilen haben, so sind ihre Vertreter genötigt zu einer gewissen Zurückhaltung. Die Erkaltung unsrer Beziehungen ist eine Folge der vom österreichischen Kabinette verfolgten Handlungsweise. Nachdem dieses die russischen Vorschläge in Betracht des Orients abgelehnt und so das Einvernehmen der Mächte gestört hatte,[1]) enthielt es sich jeder Betätigung seines guten Willens, das Vertrauen in seine Absichten wieder zu be-

[1]) Dazu machte Baron Beust auf meinem Berichte die Randbemerkung: „Das ist stark. Der Vorschlag bestand darin, der Türkei einen Teil ihres Territoriums zu rauben. Wenn man sich weigert, jemandem das Seine zu nehmen, ist man der Störenfried."



festigen. An Oesterreich war es, einen neuen konfidentiellen Gedankenaustausch einzuleiten.[1]) Solange aber die offenbar beabsichtigte Rückhältigkeit des Barons Beust andauert, hat auch die russische Regierung keine Veranlassung zu zwecklosen Herzensergießungen."

Die Lage blieb auch nach dieser Auseinandersetzung unverändert. Gortschakow und Beust waren einander so abgeneigt, daß ein vertrauensvolleres Verhältnis zwischen ihnen durchaus nicht aufkommen konnte. Die Gegensätze traten, anstatt sich zu mildern, bei jeder Gelegenheit mit unveränderter Schärfe wieder hervor. Das zeigte sich bald wieder in folgender Weise:

Offiziere, die in Dalmatien geodätische Aufnahmen zu machen hatten, mußten zu diesem Zwecke über die türkische Grenze hinübergreifen. Die Pforte war damit einverstanden, Fürst Gortschakow aber ließ es sich nicht nehmen, darin die vorbereitenden Schritte zu einer Okkupation zu wittern und brachte sie in Zusammenhang mit der Weigerung des Herrn v. Beust, sich explizite zum Prinzipe der Nichtintervention zu bekennen. Das war insofern überflüssig, als die Signatäre des Pariser Vertrages von 1856 sich ohnedies jeden einseitigen Eingriff untersagt hatten, und der Türkei eine Sicherstellung gegen revolutionäre Umtriebe doch nicht geboten werden konnte.

Der Streit darüber fand neue Nahrung darin, daß eine Anzahl russischer Offiziere mit türkischer Ermächtigung den Balkan durchstreiften und ihre angeblich wissenschaftlichen Studien bis zum Archipel fortzusetzen gedachten. Baron Beust benutzte den Anlaß zu einer Retorsion der gegen Oesterreich erhobenen Vorwürfe. Ich weiß wohl, erwiderte Gortschakow, als ich ihm darüber eine Vorstellung zu machen hatte, daß Baron Prokesch bemüht war, in Konstantinopel aufmerksam zu machen, wie gefährlich es sei, uns Russen die kartographische Aufnahme der Balkanübergänge zu gestatten; Fuad Pascha aber war so verständig, zu antworten, die Russen hätten den Weg nach Adrianopel ohnehin schon gefunden, und würden sie sich der Aufgabe unterziehen, gute Karten anzufertigen, an denen die Türkei vollständigen Mangel leide, so würde er bitten, daß sie ihr ausgeteilt werden."

Das gleiche, gab ich dem Vizekanzler zu bedenken, dürfte wohl den türkischen Generalstab veranlaßt haben, den österreichischen Offizieren ihre Aufgabe zu erleichtern, doch wollte der Fürst das nur gelten lassen, wenn Baron Beust es nicht so hartnäckig verweigern würde, eine Erklärung im Sinne der Nichtintervention abzugeben. „Das ist," fügte er hinzu, „der einzige schwarze Punkt am friedlichen Horizonte Europas." Von dieser Aeußerung machte Baron Beust Gebrauch, um in einer Unterredung mit dem Gesandten Grafen Stakelberg scherzhaft hinzuwerfen, er wolle es sich versagen, den schwarzen Punkt des Fürsten Gortschakow als ein Seitenstück zum Napoleonischen Neujahrsgruße von 1859 anzusehen.

---

[1]) Randbemerkung: „Tatsächlich bin ich (Beust) gegen Stakelberg immer mitteilsam gewesen, während Revertera von Gortschakow wenig mehr in Erfahrung bringen konnte."

Dieser nach meiner Auffassung bedauerliche Kampf gegen Windmühlen war noch in vollem Zuge, als ich endlich, nach wiederholtem Drängen, die Erlaubnis erhielt, mein Abberufungsschreiben zu überreichen. Wie im Jahre 1863 beim Rücktritte des Grafen Thun, wurde auch diesmal kein Gesandter ernannt, und ich hatte einen provisorischen Geschäftsträger zum unmittelbaren Nachfolger. Kaiser Alexander verabschiedete mich in huldvoller Weise, mit dem Ausdrucke des Bedauerns über die noch nicht beglichenen Differenzen, deren persönlichen Hintergrund er hervorhob, mir aber zugleich die Anerkennung aussprach, ihre Beseitigung unablässig angestrebt zu haben. So verließ ich St. Petersburg mit der Ueberzeugung, daß eine Wendung zum Besseren in den Beziehungen der beiden so vielfach aufeinander angewiesenen Nachbarstaaten unter Umständen werde eintreten müssen, über die zu gebieten nicht in meiner Macht lag. Baron Beust mißbilligte meinen Rücktritt und machte mir freundliche Anerbietungen, die ich glaubte aus Gründen der Inkompatibilität dankend ablehnen zu sollen. Es vergingen lange Jahre, bevor sich mir durch die Berufung auf den Botschafterposten beim Heiligen Stuhle ein neuer diplomatischer Wirkungskreis eröffnete.



Monroe-Doktrin und Weltfrieden.

Skizze von

Vizeadmiral z. D. Valois.

Einleitung.

Fürst Bismarck sagte einst, daß die Völker oft die Fensterscheiben bezahlen müßten, die die Presse ihres Landes eingeworfen hätte, und wer dies für richtig hält, muß sich hüten — wenn er zur Feder greift —, neues Material zur Bekräftigung dieses Ausspruches zu liefern. Ebensowenig aber darf man ins andre Extrem verfallen und es stillschweigend hingehen lassen, wenn eigne Interessen gefährdet oder Anschauungen aufgestellt werden, die früher oder später zu Konflikten führen können. Von offizieller Seite wird — ganz besondere Fälle ausgenommen — nur sehr selten Stellung genommen werden, so daß es Sache unabhängiger Federn ist, in ruhiger, sachgemäßer Weise den gegenseitigen Standpunkt zu vertreten.

Stellt eine Nation ein Dogma auf, das die Ausübung der Souveränitätsrechte andrer Völker beschränken will, so muß sie auch erwarten, Meinungsäußerungen zu hören, die sich darüber und dagegen aussprechen. Ein solches Dogma haben die Vereinigten Staaten von Nordamerika der übrigen Welt mit der Monroe-Doktrin beschert, die vor kurzer Zeit, während der letzten Venezuela-

Differenz, die beteiligten Länder in Erregung versetzt hat. Die Angelegenheit ist zwar erledigt, aber ohne daß auch nur eine der dabei beteiligten Parteien mit besonderer Befriedigung darauf zurückblicken kann. Präsident Castro glaubte — im Hinblick auf die Monroe-Doktrin — den fremden Mächten gegenüber schroff ablehnend entgegentreten zu können, und ist durch das Versagen des vermeintlichen Schutzmittels herbe enttäuscht worden. —

Eine große Partei in den Vereinigten Staaten vermeinte in dem Vorgehen Englands, Deutschlands und Italiens einen Verstoß gegen die Doktrin zu erblicken, und nur der Ruhe und Einsicht des Präsidenten Roosevelt ist es zuzuschreiben, daß der Friede bewahrt blieb. Die europäischen Mächte aber mußten demgegenüber Rücksichten nehmen und sich Beschränkungen auferlegen, die souveräne Staaten böswilligen Schuldnern gegenüber in der Regel nicht für notwendig halten.

Kurz und gut — die Regelung erfolgte unter sichtbarer Spannung von allen Seiten, und keine Partei hat eine ungetrübte Genugtuung dabei empfunden. — In betreff der Presse der verschiedenen Länder sei hervorzuheben, daß viele große amerikanische Zeitungen sich in maßlosen Angriffen ergingen — sozusagen bemüht waren, „die Scheiben einzuschlagen“. Besonders heftig wurde Deutschland angegriffen; man war der Ansicht, daß England in Erinnerung der bitteren Venezuela-Pille von 1896 sich nicht allein zu einem solchen Vorgehen entschlossen haben würde, und daß Deutschland der böse Bube wäre, dem die Anregung dazu auf Rechnung gesetzt werden müßte. [1])

In Deutschland wurde eine durchaus ruhige Haltung bewahrt, obgleich eine Erregung in eigner Sache erklärlicher gewesen wäre, als wie die zeitweise alles Maß überschreitenden Ausfälle gegen England während des südafrikanischen Krieges.

Einen merkwürdig unverständlichen und unverständigen Standpunkt aber vertraten verschiedene englische Zeitungen und Zeitschriften; in vorderster Linie die National Review. Diese Zeitschrift ist von einer so intensiven Feindschaft gegen Deutschland erfüllt, daß die ruhige Ueberlegung der Leitung dadurch gelitten zu haben scheint. Es ist interessant, die ganze Nummer vom Februar 1903 zu lesen, da der größte Teil des Inhalts gegen Deutschland gerichtet ist. Als Motto der National Review könnte dem Inhalt gemäß gewählt werden: „Ceterum censeo Germaniam esse delendam.“ Die englische Regierung wurde wegen des Zusammengehens mit Deutschland aufs heftigste angegriffen, während doch nur mäßige Ueberlegung dazu gehörte, um einzusehen, daß die Vereinigung ein gemeinsames Ziel erstrebte, dessen Erreichung dem einzelnen auf friedlichem Wege voraussichtlich nicht möglich gewesen wäre. Es war keine Verbindung aus Neigung, sondern aus praktischen Rücksichten.

Die Erregung hat sich inzwischen gelegt, mag nun die Erwägung Platz greifen.

---

[1]) Artikel wie Build a mighty navy and begin it at once — Among hostile Indians you need guns — waren direkt gegen Deutschland gerichtet.

Entstehung der Monroe-Doktrin.

Stellung des Präsidenten: Der Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika hat, wie vielleicht nicht allgemein bekannt ist, eine einflußreichere Stimme in der Regierung seines Landes, besonders aber bei Leitung der auswärtigen Politik, als viele Herrscher Europas. Die Herrscher und Präsidenten einiger Länder sollen sich konstitutionell jeder direkten Einmischung in Regierungsangelegenheiten enthalten, während ihre Minister oder Staatssekretäre von der Majorität der Kammern abhängig sind. In Nordamerika aber werden diese vom Präsidenten berufen, sie kommen und gehen nicht je nach den Abstimmungen des Kongresses, sondern sind gewissermaßen die Sekretäre des Präsidenten.

In den meisten europäischen Staaten ist die absolute Majorität der Parlamente zur Beschlußfassung über Gesetze ausreichend, in Nordamerika aber steht dem Präsidenten dagegen das Recht des Vetos zu. In diesem Falle erlangt das Gesetz erst Rechtsgültigkeit, wenn bei einer nochmaligen Abstimmung eine Majorität von Zweidrittel der Stimmen sich dafür ausspricht.

Viele Präsidenten haben von diesem Veto wiederholt Gebrauch gemacht, z. B. Präsident Cleveland während der ersten Amtsperiode innerhalb von vier Jahren dreihundertundeinmal. Es handelte sich hierbei in der großen Mehrheit aller Fälle um Mißbräuche der Pensionsbewilligungen, die auf die Zeit des Bürgerkrieges zurückgeführt wurden. Während des Bestehens der Republik ist es nur siebenmal vorgekommen, daß Beschlüsse, die der Präsident mit dem Veto belegt hatte, bei nochmaliger Beratung die erforderliche Zweidrittelsmajorität erhielten. Zwar kann der Präsident in Anklagezustand versetzt werden, wenn zwei Drittel der Senatoren dafür stimmen. Dieser Fall hat sich indessen nur einmal ereignet und betraf den Präsidenten Jackson im Jahre 1865, dessen Maßnahmen zur Versöhnung der Gegensätze zwischen Nord und Süd als zu weitgehend angegriffen wurden. Die Untersuchung endete mit der Freisprechung des Präsidenten.

Die Gewalt des Präsidenten reicht zwar nicht aus, um ohne Uebereinstimmung mit beiden Kammern Gesetze zu erlassen, dies ist aber in allen nicht absoluten Staaten ebenso — sie ist indessen stärker als wie die monarchische Gewalt in konstitutionell und parlamentarisch regierten Ländern, weil die mit einfacher Majorität gefaßten Beschlüsse für den Staatschef Nordamerikas nicht bindend sind. Eine starke Einwirkung in allen öffentlichen Angelegenheiten ist dem Präsidenten durch den Satz der Konstitution zugesichert:

> „Der Präsident wird von Zeit zu Zeit dem Kongreß Mitteilungen über die allgemeine Lage der Union machen und hierbei Vorschläge unterbreiten, die er für nützlich oder notwendig hält.

Ein geschickter und energischer Charakter wird hierdurch in den Stand gesetzt, tatsächlich die Regierung nach seiner Auffassung zu leiten. Die Präsidenten haben demgemäß von Zeit zu Zeit in Form der Botschaften ihre Ansichten kundgegeben, es stand ihnen frei, hierbei die wichtigsten Fragen auf allen Ge-

bieten zu behandeln. Diese Botschaften haben wiederholt eine Bedeutung gehabt und den Hinweis auf kommende Ereignisse enthalten, wie seinerzeit die Neujahrsreden Napoleons III. während der Periode seines Glanzes. So erblickten denn auch die Grundsätze, nach denen in Zukunft die Politik der Vereinigten Staaten geleitet werden sollte und die man mit dem Namen der Monroe-Doktrin zu bezeichnen pflegt, anläßlich der Botschaft des Präsidenten Monroe am 2. Dezember 1823 das Licht der Welt.

Inhalt der Doktrin.

Die in Frage kommenden Sätze der Botschaft, dem kurzen Inhalt nach, ohne die sehr ausführlichen Gründe, lauteten:

§ 7.

Daß kein Teil Amerikas fernerhin von irgend einer europäischen Macht als Kolonisationsobjekt betrachtet werden dürfe.

§ 48 und 49.

Daß kein Versuch der Einmischung in die Angelegenheiten amerikanischer Staaten durch die Mächte Europas, unter welcher Form es auch geschehen möge, von den Vereinigten Staaten mit Gleichgültigkeit (indifference) betrachtet werden könne. —

Die Veranlassung zu dieser Stellungnahme wurde durch die politische Lage am Anfange des 19. Jahrhunderts hervorgerufen, die daher in Kürze nachstehend erwähnt werden muß. Während der wichtigste Teil der Botschaft, § 48 und 49, hierbei zum erstenmal der Welt zur Kenntnis gebracht wurde, war der andre Teil (§ 7) nur die Wiederholung eines bereits früher zum Ausdruck gebrachten Standpunktes. Die Doktrin kann demgemäß als aus zwei Teilen bestehend betrachtet werden, dem älteren, zurzeit bereits ganz bedeutungslosen, über Noncolonisation (§ 7), und dem zweiten, der auch zurzeit noch von der weitesttragenden Bedeutung ist, über Nonintervention.

Noncolonisation.

Anfangs des 19. Jahrhunderts versuchte Rußland von der unwirtlichen Küste von Alaska aus seine Besitzungen weiter nach Süden auszudehnen. Die Küsten, nominell unter mexikanischer Herrschaft stehend, waren in Wirklichkeit kaum bewohnt, und jedenfalls wurde gegen russische Ausdehnungsversuche von seiten Mexikos nicht protestiert, so daß tatsächlich einige russische Handelsposten bis zum Golden Gate herunterreichten und dort, wo jetzt San Francisco liegt, einst Kosaken ihre Rosse getummelt haben.

Durch diese Ausdehnung Rußlands nach Süden glaubten die Vereinigten Staaten und auch England ihre Interessen geschädigt. England fürchtete, daß bei einer späteren Ausdehnung Kanadas nach Westen diesen Teilen der Zugang zum freien Meere versperrt werden würde.

Für Nordamerika schien damals noch wenig Aussicht vorhanden zu sein, die Küsten des Stillen Ozeans zu erreichen, denn die Territorien des Westens standen unter mexikanischer Herrschaft, und von den zurzeit bestehenden zweiundfünfzig Staaten, Territorien und Distrikten hatten sich bis zum Jahre 1820 erst dreiundzwanzig gebildet.

Der weitausschauenden Politik amerikanischer Staatsmänner schien es indessen ratsam, dafür zu sorgen, bei späterer Gebietsausdehnung nicht mit Rußland in Konflikt zu kommen, da mit Mexiko[1]) derartige Angelegenheiten leichter zu erledigen sein würden.

So vereinigten sich denn beide Nationen zu gemeinschaftlichen Vorstellungen an Rußland. Staatssekretär John Quincy Adams, während der zweiten Präsidentschaftsperiode von Monroe, übergab am 17. Juli 1823 dem russischen Gesandten Baron Tuyl eine Note mit der Erklärung, daß die Vereinigten Staaten gegen die unerwartete Ausdehnung russischen Einflusses und der Anlage von Kolonien Verwahrung einlegten und eventuell Widerstand leisten würden. Dieser Note wurde durch die am 2. Dezember 1823 veröffentlichte Botschaft besonderer Ausdruck verliehen. Am 17. April 1824 fügte sich Rußland der Forderung und beschränkte seine Niederlassungen am Stillen Ozean auf die ursprünglichen Grenzen.

Hatte England auch direkt mitgewirkt, so war es doch nunmehr höchst erstaunt, daß dieser Satz allgemeine Anwendung finden sollte, und Lord Canning sah sich veranlaßt, formell dagegen zu protestieren. Weder England noch andre Länder beachteten zunächst den § 7 der Botschaft, und wenn Nordamerika auch den Protest Englands nicht berücksichtigte, so schritt es auch nicht in Fällen ein,[2]) in denen der § 7 hätte Anwendung finden können. Durch die inzwischen schnell zunehmende, genaue Festlegung aller Grenzen und Feststellung aller Besitztitel ist der § 7 gegenstandslos geworden, es gibt kein Terrain mehr in ganz Amerika, das als herrenlos für koloniale Unternehmungen in Frage kommen könnte.

Wenden wir uns nun den §§ 48 und 49 zu, die ebenfalls wie der § 7 unter Mitwirkung Englands ins Leben gerufen wurden, letzterem Lande aber schließlich unbequemer geworden sind als der mit Protest belegte § 7.

---

[1]) Im Frieden von Guadalupe, 2. Februar 1848, mußte Mexiko an Nordamerika Texas, Kalifornien u. s. w., in Summa 1650000 Quadratkilometer abtreten, ein Terrain dreimal so groß wie das Deutsche Reich.

[2]) England dehnte 1835 die Grenzen seines Besitzes von Honduras auf Kosten von Guatemala aus, letzteres protestierte und wandte sich unter Bezugnahme auf die Monroe-Doktrin an Nordamerika. Präsident Jackson lehnte aber das Gesuch ab.

Die Falklandsinseln waren im Jahre 1765 vorübergehend von England besetzt, aber 1774 wieder aufgegeben worden. Argentinien, als Nachfolger Spaniens, verpachtete diese an den Hamburger Kaufmann Luis Vernet (Anfang des 19. Jahrhunderts), dessen Leute aber infolge eines Streites mit amerikanischen Robbenschlägern durch ein amerikanisches Kriegsschiff gezwungen wurden, die Inseln zu verlassen. 1835 ergriff England von neuem Besitz unter Berufung auf die frühere Besiedelung, ohne die Proteste Argentiniens zu beachten und ohne daß Nordamerika Einsprache erhob.

Nonintervention.

Die kurze Herrlichkeit Napoleons I. hatte nicht nur die Alte Welt, sondern auch das ganze romanische Amerika in einen Zustand heillosester Verwirrung gestürzt. Im Anfange des 19. Jahrhunderts befand sich ganz Mittel- und Südamerika — mit Ausnahme von Guyana und Brasilien — unter der Herrschaft der spanischen Krone, auch in den jetzigen Golf- und Pazifik-Staaten der Union wehte die spanische Flagge. Von Florida an der Ostküste entlang bis zum Kap Horn und hinauf bis zu den russischen Besitzungen in Alaska dehnte sich Spaniens Machtbereich aus — in Rücksicht des anbaufähigen und bewohnbaren Landes das größte Reich, das jemals existiert hat.[1]) In allen spanischen Kolonien aber herrschte seit langer Zeit große Unzufriedenheit, da das Mutterland in ihnen nichts weiter erblickte als eine Quelle der Bereicherung und sie dazu benutzte, um möglichst viel Sinekuren für Günstlinge zu schaffen. Der Handel war aufs äußerste beschränkt, der Bau gewisser Produkte verboten oder eingeschränkt, und jeder Versuch der Kolonisten, in der Regierung oder Verwaltung mitzuwirken, wurde schroff zurückgewiesen.

Als daher Napoleon I. im Jahre 1808 in die inneren Angelegenheiten des Mutterlandes gewalttätig eingriff und seinen Bruder Josef als König von Spanien einsetzte, kamen zu den Gründen wirtschaftlicher Unzufriedenheit auch noch politische Motive hinzu. — Alle Kolonien erhoben sich gegen die oktroyierte Regierung. Es herrschte eine unglaubliche Anarchie, denn in fast allen Teilen des spanischen Amerika bildeten sich mehrere Parteien. Die Mehrheit wollte die völlige Unabhängigkeit erreichen, ein Teil strebte nur nach Zugeständnissen politischer und wirtschaftlicher Natur unter Beibehaltung der alten Monarchie, andre wollten dasselbe unter der neuen Dynastie erreichen. Die Gouverneure und Beamten, die selbständig keine Konzessionen machen konnten und wohl auch nicht machen wollten, waren auch in verschiedene Parteien gespalten — für Ferdinand VII. und für Josef. Mag nun die spanische Wirtschaft durch ihre Fehler nichts andres als wie den Untergang verdient haben, so entfaltete sich doch ein Schauspiel von tragischer Großartigkeit, wie die geringe Zahl der Getreuen zuerst völlig abgeschnitten von der Heimat und auch später mit unzureichender Unterstützung den Kampf für Turm und Löwen von Kastilien und Leon weiterführte.

Bei klugem Einlenken der heimischen Regierung wäre es nach dem Sturze Napoleons bestimmt möglich gewesen, durch angemessene Konzessionen einen großen Teil der Kolonien der spanischen Krone zu erhalten. In starrem Hochmute aber wurde nur Unzureichendes geboten, so daß nunmehr alle Kolonien zielbewußt auf die gänzliche Losreißung hinarbeiteten und dies auch schließlich nach langen, mit wechselndem Glücke geführten Kämpfen erreichten. Den letzten Besitz auf dem amerikanischen Kontinente — das Fort St. Jean d'Ulloa vor Veracruz — verlor Spanien sogar erst nach der Botschaft des Präsidenten Monroe am 19. November 1825.

[1]) Etwa 15 Millionen Quadratkilometer allein auf amerikanischem Boden.

Es war durchaus erklärlich, daß man in Nordamerika, in Erinnerung der eignen Vergangenheit, den um die Unabhängigkeit kämpfenden Kolonien die lebhafteste Sympathie entgegenbrachte. Direkte Einmischung wurde indessen vermieden, es wurde sogar hervorgehoben, daß einer freiwilligen Einigung der Kolonien mit dem Mutterlande nichts in den Weg gelegt werden würde. — Ferdinand VII. war inzwischen zu der Ueberzeugung gekommen, daß Spanien ohne fremde Hilfe die Kolonien nicht zur Unterwerfung zwingen könnte, und da er durch die Erhebung unter Riëgo veranlaßt worden war, die Konstitution von 1812 wieder in Kraft zu setzen, so wurde die Heilige Allianz um Hilfe ersucht zur Unterwerfung der Kolonie und zur Beseitigung der erzwungenen Konstitution.

Die Heilige Allianz, von den Herrschern Rußlands, Oesterreichs und Preußens am 26. September 1815 in Paris vereinbart (als formeller Vertrag konnte sie nicht angesehen werden), hatte es sich zur Aufgabe gemacht, für Wiederherstellung und Aufrechterhaltung der alten monarchischen Verhältnisse einzutreten. Fast alle Herrscher Europas waren ihr nach und nach beigetreten; Talleyrands geschickter Politik war es sogar gelungen zu erreichen, daß Frankreich bei dem Kongresse zu Aachen (1818) zugelassen wurde, obgleich die Spitze des Bundes ursprünglich gegen Frankreich gerichtet gewesen war. Nur England hatte unter Berufung auf seine parlamentarischen Verhältnisse den formellen Beitritt abgelehnt, sich aber die Vertretung bei den abzuhaltenden Kongressen durch einen Gesandten ausbedungen.

Auf die Tätigkeit der Heiligen Allianz soll nur soweit eingegangen werden, wie dies für den angezogenen Fall notwendig erscheint. Dem dritten zu Verona vom Oktober bis Dezember 1822 tagenden Kongresse der Heiligen Allianz wurde das Gesuch Ferdinand VII. durch einen besonderen Gesandten vorgelegt. Der Kongreß beschäftigte sich zunächst mit der näher liegenden Aufgabe der Herstellung der alten Ordnung in Spanien, und Frankreich erhielt im Einverständnis mit seinen Wünschen, das weiße Banner der Bourbonen nach der ruhmreichen Trikolore wieder auf dem Schlachtfelde wehen zu lassen, das Mandat, in Spanien einzurücken und die Konstitution von 1812 zu beseitigen.

Der Herzog von Angoulème überschritt mit einem französischen Heere im Frühjahr 1823 die Pyrenäen, zog nach Ueberwindung des nur geringen Widerstandes am 24. Mai in Madrid ein und zwang durch die Belagerung von Cadix die dorthin geflüchtete Landesvertretung, die Cortes, die König Ferdinand mit sich geführt hatten, am 28. September 1823, dem Könige die absolute Gewalt zurückzugeben.

Nicht alle Teilnehmer des Kongresses waren mit dem Beschlusse einverstanden gewesen, und noch weniger herrschte Einverständnis in bezug der über die spanischen Kolonien zu treffenden Maßregeln. England erklärte klipp und klar, daß es keinen Beschlüssen beitreten würde, um die Kolonien mit Waffengewalt wieder unter Spaniens Herrschaft zurückzuführen, ließ sogar durchblicken, daß es derartige Maßregeln nicht dulden würde. Es kam daher auf dem Kon-

gresse zu Verona zu keinem Beschlusse über den zweiten Teil des spanischen Antrages.

England hatte die spanischen Kolonien bisher noch nicht anerkannt, weil es durch diesen Schritt eine Trennung von der Heiligen Allianz herbeizuführen fürchtete, und dies seinen europäischen Interessen damals noch hätte schädlich sein können. Im geheimen aber wurden sie unterstützt, es waren englische Agenten dort tätig, und der englische Handel hatte sich unbelästigt von den früheren spanischen Prohibitivmaßregeln in lebhaftester Weise ausgedehnt. Auch konnte sicher angenommen werden, daß nach souveräner Konstituierung der früheren Kolonien der Handel sich noch erheblich vergrößern, durch Wiederherstellung der spanischen Herrschaft aber auf ein Minimalmaß verringern würde. Lord Canning erklärte daher, daß es Spanien überlassen werden müßte, mit den Kolonien fertig zu werden, und daß England gegen Maßregeln Einsprache erheben würde, die Kolonien mit fremder Hilfe zur Unterwerfung zu zwingen. So hatten denn die Engländer, wie Beaumarchais schreibt,[1] wieder einmal das seltene Glück, daß sich ihre eigensten Interessen mit der Vertretung der um Recht und Freiheit kämpfenden Völker deckten und sie sich in den Augen der Welt als die uninteressierten Verteidiger der allgemeinen Menschenrechte hinstellen konnten. Nach Frankreichs erfolgreicher Intervention in Spanien hegte man in London wie in Washington die Befürchtung, daß als Anerkennung hierfür die Uebergabe der Insel Kuba an die obengenannte Macht in Frage kommen könnte. Der amerikanische Gesandte in London, M. Rush, versuchte daher die englische Regierung zur formellen Anerkennung der Unabhängigkeit der Kolonien zu veranlassen; Lord Canning lehnte dies aber aus den bereits früher angeführten Gründen ab. Die Berichte, die M. Rush nach Washington sandte — über die in England gegen jede bewaffnete Einmischung zugunsten Spaniens herrschende Stimmung — veranlaßten die Staatsmänner Nordamerikas zu der Stellungnahme, die bald darauf in der Monroe-Doktrin ihren Ausdruck fand.

Die Seestreitkräfte der Heiligen Allianz wären schon bei völliger Neutralität Englands kaum imstande gewesen, gegen den Willen Nordamerikas ein derartiges Unternehmen durchzuführen, nach der Stellungnahme Englands aber lag die absolute Unmöglichkeit klar zutage. So konnte denn Präsident Monroe, unterstützt von den beiden hervorragenden Staatsmännern und früheren Präsidenten Jefferson und Madison, ohne Besorgnis, sein Land in kriegerische Unternehmungen zu stürzen, in seiner Botschaft vom 2. Dezember 1823 sich gegen jede Einmischung europäischer Staaten in die amerikanischen Angelegenheiten aussprechen. Jefferson, von Monroe zu Rate gezogen, erklärte: Großbritannien ist dasjenige Land, das uns von allen Ländern am meisten schaden kann; im Einverständnis mit ihm brauchen wir die ganze übrige Welt nicht zu fürchten.

Zieht man in Betracht, daß damals die Vereinigten Staaten nur etwa 10 Millionen Einwohner hatten, so scheint die Annahme berechtigt, daß ohne

[1]) Doctrin de Monroe, S. 6.

Englands wohlwollende Haltung die Monroe-Doktrin — damals wenigstens — sehr geringe Aussicht auf Beachtung und Erfolg gehabt haben würde.

Anmerkung. Reddaway, The Monroe Doctrin. Vorwort. Die Monroe-Doktrin ist allerdings in Amerika aufgestellt worden, indessen Staatsmänner wie Schriftsteller haben die Urheberschaft öfters England zugeschrieben.

Lord Cannings Worte bei der Anerkennung der früheren spanischen Kolonie im Jahre 1825 lauteten:

I called the new world into existence, to redress the balance of the old. I resolved that, if France had Spain, it should not be Spain with the Indies.

Uebersetzung. Ich rief die Neue Welt ins Leben, um das Gleichgewicht der Alten wiederherzustellen. Ich beschloß, daß wenn Frankreich auch Spanien besitzen, es nicht das Spanien mit seinen Kolonien besitzen sollte.

So wurde denn die Erklärung in England mit ebensolchem Beifalle aufgenommen wie in Nordamerika. Die Aussicht auf den freien, unbeschränkten Handel mit den neuentstandenen jungen Staaten trübte den Blick für die späteren Konsequenzen.

Aufnahme und Wirkung.

Als die nächste Folge der Botschaft ergab sich, daß Spaniens Gesuch kein Entgegenkommen fand, und da das Mutterland nicht imstande war, die Kolonien wieder zum Gehorsam zu zwingen, so erreichten diese mit Ausnahme der Inseln die völlige Selbständigkeit.

Die neuen Staaten begrüßten die Doktrin nicht nur mit dem größten Jubel, sondern wollten diese noch weiter ausbauen, resp. in festere Formen einkleiden. Auf dem von Bolivar zum 22. Juni 1826 nach Panama einberufenen Kongresse aller früheren spanischen Kolonien sollte darüber verhandelt werden und wurde deshalb Nordamerika eingeladen, daran teilzunehmen.

Dort war indessen — gegenüber der Verantwortlichkeit, die durch die Monroe-Doktrin erwachsen konnte — eine erheblich kühlere Auffassung der Sachlage eingetreten. Statt die Anregung mit Freuden zu begrüßen, nahm der Kongreß eine ablehnende Haltung an. Schon unmittelbar nach der Botschaft war der Antrag des Staatssekretärs M. Clay (vom 20. Januar 1824), der Doktrin die gesetzliche Anerkennung zu erteilen, im Senat wie im Kongreß so unfreundlich aufgenommen worden, daß Clay ihn am 26. Januar wieder zurückzog. Um so weniger war man daher in Washington geneigt, sich durch die Verhandlungen des Kongresses zu Panama für die Zukunft vielleicht lästige Verpflichtungen auferlegen zu lassen. Da aber Ablehnung in der Richtung, die von Nordamerika kürzlich erst angegeben worden war, den Nimbus der Botschaft schädigen mußte, zogen sich die Beratungen über die Ernennung von Delegierten und über deren Instruktion so lange hin (5 Monate), bis der Kongreß zu Panama sich aufgelöst hatte.

Die Verhandlungen sollten in Taculaya fortgesetzt werden, wohin sich die beiden Delegierten auf den Weg machten. Der eine starb unterwegs, und wenn auch der andre dort eintraf, so kam es doch aus Mangel an Teilnehmern zu keiner Beratung, womit das Kabinett von Washington durchaus zufrieden war.

Präsident M. Adams hatte nämlich kurz vorher erklärt, der § 7 der Botschaft wäre so aufzufassen, daß jeder Staat sich durch eigne Kraft gegen fremde Kolonisationsversuche schützen sollte, während es im Programm des Kongresses lag, einen Bund zur gegenseitigen Unterstützung abzuschließen. Bald darauf erkannten die romanischen Republiken, daß die Monroe-Doktrin zwar Europa hindern sollte, neue Erwerbungen in Amerika zu machen, für die Vereinigten Staaten aber selbst nicht bindend wäre, denn wie oben schon erwähnt, mußte Mexiko[1]) im Frieden von Guadelupe (2. Februar 1848) Territorien von 1 650 000 Quadratkilometern Größe abtreten.

Die Doktrin ist seit ihrem Bestehen der Gegenstand vieler Debatten und Erläuterungen gewesen, nicht alle Präsidenten und Staatsmänner waren betreffs der Anwendung und Tragweite gleicher Ansicht. Doch kann hierauf nicht im einzelnen eingegangen werden, nur einige Fälle mögen Erwähnung finden.

Kanal von Panama.

In betreff Anlegung eines Kanals zwischen Pacific und Atlantic war seinerzeit von England und Nordamerika im Jahre 1850 der Clayton-Bulwer Vertrag (so genannt nach den Bevollmächtigten) abgeschlossen worden; der Kanal sollte neutral erklärt werden. Garfield und sein Staatssekretär Blaine erklärten 1881, daß Amerika die Kontrolle ausüben und ihn befestigen würde. Cleveland ließ diese Ansprüche als unberechtigt fallen. Zurzeit sind wieder die Ansichten Garfields aufgenommen, und England hat den Clayton-Bulwer Vertrag aufgegeben. (Schluß folgt.)



Franz v. Lenbach.

Von

Heinrich v. Poschinger.

Der „Fürst unter unsern Malern" ist dahingegangen. Die deutsche wie die ausländische Presse haben den großen Künstler, den großen Menschen in ihren Nachrufen gefeiert. Die Umrisse seines Lebens, die Stellung, die er in der Geschichte der Kunst einnimmt, die Würdigung seines Werkes sind in zahllosen Artikeln festgelegt worden. Unter welchem Gesichtswinkel man ihn auch betrachten

---

[1]) General Grant — after retiring from public life, maintained that the war with Mexico was an unjust war. (Mahan, War with Spain, S. 283.)

Uebersetzung. Nachdem General Grant sich vom öffentlichen Leben zurückgezogen hatte, sprach er seine Ansicht darüber aus, daß der Krieg gegen Mexiko ein ungerechter Krieg gewesen wäre.

mag, immer liegt der Schwerpunkt dieser Betrachtungen in dem einen: in seinem Zusammentreffen mit Bismarck. Als Lenbach den Zenit seines Könnens erreichte, fand er ein ungemein günstiges Feld für seine künstlerischen Bestrebungen. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts hätte er lange nicht die Männer vorgefunden, die er brauchte, um auch populär zu werden, einen Richard Wagner, Liszt, Döllinger, Moltke, Kaiser Wilhelm und endlich Bismarck. Man kann sich denken, wie sehr sich Lenbach gerade für den Gründer des Deutschen Reichs interessierte, dessen Kopf für ihn ganz geschaffen zu sein schien, und dessen Bild von Meister Lenbachs Hand zu besitzen natürlich der sehnsüchtige Wunsch zahlreicher Galerien und Privater war. Aber Bismarck galt noch 1870 als unnahbar. Schon wenn er einem Photographen auf ein paar Minuten sitzen sollte, war die Sache mit den größten Schwierigkeiten verbunden; nun erst gar von einem Maler seine kostbaren Stunden sich rauben lassen, das wäre gerade nach seinem Geschmacke gewesen. Die Politik absorbierte ihn bis dahin vollständig; dazu kam, daß ihn im Jahre 1866 die Bildhauerin Elisabeth Ney unverantwortlich gequält hatte. Seitdem erklärte er bei jeder Zumutung nach dieser Richtung, daß ihm das Sitzen gräßlich sei.

Lenbach wurde bei Bismarck im Jahre 1874 in Kissingen durch mehrere ihm befreundete Damen eingeführt, darunter Donna Laura Minghetti. Es war kurz nach dem Kullmannschen Attentat. Infolge der Bismarck durch die Verwundung auferlegten Ruhe und Schonung erfolgte damals weder eine Einladung Lenbachs noch der Donna Minghetti zu Tisch.

Ueber den Anlaß zu seiner ersten Einladung bei Bismarck in Gastein, zwischen dem 24. August und 15. September 1878, erzählt Lenbach:[1]) „Ich besuchte in Gastein eine Familie, die im oberen Stockwerke des Hauses wohnte, dessen unteres Bismarck mit seiner Familie innehatte. Als ich zu meinen Freunden im oberen Stockwerk emporsteigen wollte, sah ich unten die Fürstin, die mich so grüßte, wie man Bekannte zu grüßen pflegt. Bei meinen Freunden oben angelangt, erzählte ich ihnen von dieser Begegnung, und sie erklärten mir darauf, ich müsse nun auf alle Fälle bei Bismarcks einen Besuch machen. Ich weigerte mich und sagte, dazu hätte ich nicht das geringste Recht. Man drang aber in mich und sagte mir, ich müsse wenigstens meine Karte abgeben. Das tat ich denn auch und ging dann zum Essen. Als ich darauf wieder aus dem Hotel kam, begegnete ich dem Fürsten, der mich sehr freundlich grüßte und mir sagte, er sei eben im Begriff gewesen, mir einen Gegenbesuch zu machen. ‚Da muß ein Irrtum vorliegen,‘ sagte ich; ‚Durchlaucht müssen mich da mit dem seligen Rubens verwechselt haben.‘ Der Fürst fragte mich, ob ich schon gegessen habe, und ich hatte die Geistesgegenwart, nein zu sagen, obwohl ich noch mein Dessert in den Zähnen spürte. Bismarck sagte nun: ‚Ah, da kommen Sie mit mir; ich esse heute allein.‘ Er war in einer schreck-

[1]) Entnommen dem Aufsatze von Dr. W. Wyl in München: Gespräche mit Franz v. Lenbach, in der „Deutschen Revue“, Januarheft 1896.



lichen Stimmung. Eine Anzahl von Geheimräten hatte den großen Mann mächtig aufgeregt, und der Fürst machte seinem Ingrimme gegen diese ohne Umstände Luft. Auch sagte er, er sei in der Stimmung, jeden für einen Spitzbuben zu halten, der ihm nicht klar und deutlich das Gegenteil beweise. Darauf sagte ich: ‚Da möchte ich Eure Durchlaucht nur bitten, mich recht oft einzuladen, damit ich Ihnen für meine Person das Gegenteil beweisen kann.'"

Und dieser scherzhaft geäußerte Wunsch Lenbachs ist denn auch in reichster Weise in Erfüllung gegangen.

Es erging ihm wie den meisten Besuchern des Fürsten Bismarck: sie machten mit dem Erzählen ihrer Friedrichsruher oder Varziner Erlebnisse häufig schlechte Erfahrungen. Was sie Interessantes zu berichten hatten, ging von Mund zu Mund und erschien dann vielleicht aus fünfter oder gar zehnter Hand in einer Zeitung unter der vertrauenerweckenden Ueberschrift: „Von einem gelegentlichen Besucher des Fürsten Bismarck wird uns mitgeteilt."

Am 17. August 1882, wenige Tage, nachdem sich Lenbach von Bismarck in Varzin verabschiedet hatte, wo er mehrere Tage der Gast des Fürsten gewesen, wurden Gespräche bekannt, die der Kanzler mit dem berühmten Maler über die schönen Künste gepflogen haben sollte. Bismarck soll — so hieß es — seine Stellung dazu eines Abends nach Tisch bei der Pfeife wie folgt skizziert haben: Er wie seine Kinder seien durchaus unmusikalisch. Er habe niemals, wie sich dessen jeder Gymnasiast aus guter Familie rühmen könne, Klavierspielen gelernt. Kurze Zeit habe er wohl Unterricht gehabt, aber nichts dabei profitiert, da er kein Interesse dafür gehabt habe. Ihm seien beim Lesen der Noten stets die Tränen in die Augen getreten, und während er als neugebackener Quartaner vermöge seines guten Gedächtnisses das griechische Alphabet in einer halben Stunde kapiert habe, sei es ihm immer sehr sauer geworden, die schwarzen Köpfe mit den Strichen und Vorzeichen voneinander zu unterscheiden. Kurzum, er habe kein musikalisches Gehör und auch keinen Sinn dafür. Am liebsten habe er stets eine gute italienische Drehorgel gehört; auch eine Handharmonika, wie sie die jungen Burschen abends auf dem Lande spielen, klinge ihm sehr angenehm. Oper und Singakademie seien ihm unbekannte Aufenthaltsorte. Wenn er sie auch besuchen wollte, so habe er doch keine Zeit dazu. Sehr gern höre er auch das der menschlichen Stimme am meisten ähnliche Cello. Er habe einmal die Oper „Troubadour" gehört; es sei ihm unbegreiflich, daß so ein junger Mann, wie der „Manrico", ein Don Juan sein könne, er sei überhaupt kein Freund der Tenoristen, wohl aber finde er an einer guten Posse und einem gesunden Kalauer Gefallen. Dieser Neigung entspreche es, daß er einmal Helmerding zum Diner geladen habe. Auch sein Sohn Bill sei ein großer Verehrer Helmerdings. Musikalisch sei in seiner Familie nur die Fürstin. Auf Lenbachs Kunst übergehend, erklärte Bismarck freimütig, daß er darin zu wenig geschult sei. Er ließe sich von seiner Familie stets über die Nationalgalerie erzählen, betrachte auch jedes Bild — aber nur in der Photographie; er habe keine Zeit und sei auch schon zu alt, um sein Kunstverständnis zu bilden. — Die „Frankfurter Zeitung"

erhielt daraufhin folgende Zuschrift: „München, 9. September 1882. Verehrte Redaktion! In der ‚Frankfurter Zeitung‘ stand am 1. d. Mts. ein Artikel aus dem ‚Berliner Tageblatt‘ abgedruckt, überschrieben: ‚Fürst Bismarck und die schönen Künste.‘ Der Inhalt desselben sind weitläufige Gespräche über Musik, Oper, Helmerding, Don Juan, Singakademie und Nationalgalerie, welche in meiner Gegenwart in Varzin stattgefunden haben sollen. Nun ist an der ganzen Erzählung nicht ein wahres Wort, und ich bitte Sie deshalb, von diesen Zeilen in Ihrem geschätzten Blatte Notiz nehmen zu wollen. Hochachtungsvoll ergebenst F. Lenbach.“ —

Am 16. April 1889, an welchem Tage Lenbach bei dem Reichskanzler zu Mittag speiste, wollte der Fürst sich selbst überzeugen, wie sich seine seit Anfang April in Berlin anwesende Tochter und deren Mann, Graf Rantzau, im Reichskanzlerpalais häuslich eingerichtet hatten. Beim Besuche schnappte der Reichshund nach dem Meerschweinchen, das sich die Gräfin aus München mitgebracht hatte, und weg war es! Darob großer Schmerz; die Gräfin in Tränen, der Fürst niedergeschlagen wegen des seinem Kinde angetanen Schmerzes. Lenbach mußte alle seine Ueberredungskünste anwenden, um die trübe Stimmung zu verscheuchen, was ihm schließlich auch gelang. Er malte darauf den Fürsten und die Fürstin. Am folgenden Tage war Lenbach wieder in der Wilhelmstraße 77 Tischgast. „Wann werden Durchlaucht nach Varzin gehen?“ fragte Lenbach. — „Sobald ich irgend kann und so lange es angeht. Ach, könnte ich ganz dort bleiben.“

Ueber die Entstehung einer Skizze zu dem in der Berliner Nationalgalerie befindlichen Porträt Bismarcks von Lenbach erzählte der Fürst einmal Moritz Busch, dem Verfasser von „Graf Bismarck und seine Leute“: „Wir waren hier in Friedrichsruh im Gespräch begriffen, und ich blickte eben nach einem Zuge von Vögeln auf; da sagte Lenbach: ‚Halt! so ist's gut, jetzt stille halten!‘ und dann entwarf er die Skizze.“ Auch mit Crispi unterhielt sich Bismarck bei Gelegenheit seines Besuches in Friedrichsruh am 22. August 1888 über Lenbach: „Gegenwärtig ist er in München, er verdient so viel er nur will.“

Vor vielen Jahren verhalf Lenbach dem Professor Begas zu einer Tischeinladung, als dieser Künstler von Bleichröder den Auftrag zur Herstellung einer Büste des Reichskanzlers erhalten hatte. Begas hatte seine damals bereits fertige Büste mitgebracht und genoß das Glück, daß Fürst Bismarck nach Tisch ihm etwa eine halbe Stunde lang saß. Als nach ihrem Verlauf der Fürst sich die Statue besah, machte er noch eine kleine Ausstellung, die dem Künstler die Gunst zutrug, daß Bismarck noch einmal sich in Positur setzte. Begas, der in fieberhafter Tätigkeit jede Sekunde ausnutzte, war besonders durch das Auge des Fürsten hingerissen. „Nein, dieses Auge,“ bemerkte er, zu Lenbach gewandt, „sehen Sie nur, wie es über alles hinwegsieht!“ „Sie machen mir da,“ erwiderte der Kanzler, „ein sehr zweifelhaftes Kompliment.“

Lenbach besaß einen Witz und eine Schlagfertigkeit, wie ich sie nur selten bei jemand kennen gelernt habe. Als einst auf dem Oberst v. Goldammerschen Jagdschlößchen im Sachsenwalde alles zum Frühstück unter einer mächtigen Eiche

versammelt war, machte sich die Jugend mit einem Schafe zu tun, das einen Dachshund, der es verfolgte, sehr deutlich und kräftig abwehrte und dann immer wieder zur Tafelrunde zurückkehrte. In dem Augenblicke, da es sehnsüchtig die Blicke nach den Süßigkeiten erhob, kam der bekannte Reisende Eugen Wolf auf die Tischgesellschaft zu, worauf Lenbach unter ihrer schallenden Heiterkeit bemerkte: „Der Wolf und das Schaf."

Bismarck sagte einmal zu Lenbach: „Sie können zu mir kommen, so oft Sie wollen; jedesmal sind Sie mir willkommen." Nach und nach machte es sich, daß bis 1896 keine Weihnachten, kein Neujahr und kein 1. April verging, da Lenbach nicht der Gast des Fürsten Bismarck gewesen wäre. Lenbach besitzt eine große Sammlung von goldenen und silbernen Krügen, die ihm Bismarck immer zu Weihnachten zum Geschenk gemacht. In verschiedene Krüge schrieb Bismarck mit einem Nagel seinen Namen ein.

Beim Frühstück in Kissingen erzählte Bismarck am 16. August 1890, daß er Lenbach zweimal zu seinem im Duisburger Rathause befindlichen Porträt gesessen und wie Lenbach ihn dabei gezwungen habe, den großen Roten Adler-Orden anzulegen. Lenbach erscheine mitunter plötzlich bei ihm, mache Skizzen, stecke die gelungenen ein und werfe die andern in die Ecke, so daß der Fürst habe anordnen müssen, die letzteren zu zerstören, damit kein Mißbrauch damit getrieben werde.

Wie diplomatisch wußte doch Lenbach dem Dichter Adolf Wilbrandt zu einer Einladung zu verhelfen. In den letzten Tagen des Dezember 1890 in Friedrichsruh zu Gast, warf Lenbach beim Diner über den Tisch hin: „Der Wilbrandt kommt von Rostock, um mich zu besuchen. — Er bringt auch seinen Buben mit. — Er möcht' auch gern Durchlaucht kennen lernen. Wie machen wir das, Durchlaucht?" — „Wir laden sie zum Essen ein," antwortete der Fürst, und am 30. Dezember war Wilbrandts sehnsüchtigster Wunsch erfüllt. In einer Schilderung seines Aufenthalts in Friedrichsruh erzählt Wilbrandt unter anderm auch folgende Episode. Nach Aufhebung der Tafel habe er mit der Gräfin Wilhelm Bismarck und Lenbach die Skizzen betrachtet, die Lenbach in den letzten Tagen nach dem Reichskanzler und den jüngeren Mitgliedern der Familie entworfen hatte: „Wir scherzten dann hinüber und herüber. Plötzlich stand die hohe Gestalt des Fürsten da. Er hatte wohl eine Weile zugehört. Sein ruhig schalkhaftes Auge hatte einen stummen Frageblick. ‚Er mißbraucht gern seine geistige Ueberlegenheit, Durchlaucht,' sagte ich zur Erklärung, auf Lenbach deutend. Mit einem Ausdrucke männlicher Anmut, der diesem großen Gesicht ganz eigen und nicht wohl zu beschreiben ist, lächelte der Fürst ein wenig; dann erwiderte er in seiner langsam formenden, doch immer behaglich sicheren Art: ‚Er mißbraucht sie auch dazu, von den Leuten Karikaturen zu machen,' indem er auf die alten und neuen Skizzen blickte. Ich erfuhr sonach, daß es sozusagen ein Hausbrauch war, die Lenbachschen Bismarckbilder Karikaturen zu nennen. Im Ernst wird man sie wohl nirgends höher schätzen als dort; wer hätte denn auch, außer Bismarck selbst, so viel dafür getan, ihn der Welt bekannt zu machen, als der Altbayer

aus Schrobenhausen, den ein gleichsam symbolisches Schicksal mit dem Altmärker verband! Die Genialität des Malers, durch leidenschaftlich bewundernde Liebe verklärt, grub sich in das Genie des Staatsmannes bis in den Kern seiner Form hinein; wie sie auch das große Moltke-Problem der schaffenden Natur künstlerisch aufzulösen wußte. Die beiden norddeutschen Helden haben ihm vor allem dadurch gedankt, daß sie an seinem nie versagenden süddeutschen Humor reinste Freude fanden, sich daran ‚ergänzten'. Lenbach ist in Friedrichsruh wie ein Kind des Hauses, und wenn er in den achtziger Jahren sein Malzelt in Berlin aufschlug, wie oft tauchte dann der lange, hagere Moltke zwischen den Leinwänden auf, um — etwa vor einer saftlos theoretischen Reichstagsrede fliehend — sich an Lenbachs Urfrische und Mutterwitz zu erquicken."

Wenn Lenbach in Friedrichsruh zu einer Zeit ankam, wo der Fürst bereits an der Tafel saß, so konnte man diesen sich erheben und beide Männer sich herzlich umarmen sehen. Beim Abschiednehmen küßte Bismarck Lenbach jedesmal auf die Wange.

Nachdem Lenbach Ende Juni 1892 in Wien an den Festlichkeiten aus Anlaß der Vermählung des Grafen Herbert teilgenommen, hatte er das seltene Glück, den Fürsten auf seiner Reise nach Kissingen in München als Gast bei sich aufnehmen zu dürfen.

In der Nacht vom 23. zum 24. Juni erwartete Lenbach mit vielen Künstlern, dem Bürgermeister und den Gemeinderäten, als Empfangskomitee, den Altreichskanzler, während auf dem Bahnhofsplatze die Feuerwehr Aufstellung genommen hatte und die Vereine und Studierenden Kopf an Kopf mit Fackeln bis zur Wohnung des Fürsten, Lenbachs Villa, Spalier bildeten.

Um 2 Uhr fuhr der Extrazug in die Halle, und die Musikkorps intonierten einen Marsch und dann die „Wacht am Rhein". Als der Fürst auf die enthusiastischen Begrüßungen hin freundlich grüßend den Hut zog und ausstieg, brach ein Jubel aus, der alles mit fortriß. Der Vorstand des Komitees v. Miller, Lenbach und andre begrüßten den Fürsten mit Händedruck, und mehrere anwesende Damen überreichten ihm und seiner Gemahlin kostbare Blumensträuße. Das Publikum drängte mit unbeschreiblichem Jubel an den Fürsten und begleitete ihn unter stetem Hochrufen und Hüteschwenken zu dem offenen Wagen im Hofe. Der Fürst nahm mit seiner Gemahlin im ersten, blumenübersäten Wagen Platz. Lenbach und das Gefolge schlossen sich an, und unter stets sich erneuerndem Jubel fuhr der Fürst in seine mit Fahnen geschmückte Wohnung. Dort in der herrlich beleuchteten, mit Kunstwerken ersten Ranges gefüllten Villa und in der großartigen Umgebung der Propyläen, der Glyptothek und des Kunstausstellungsgebäudes wurden die hohen Gäste mit Fanfaren begrüßt. Der Fürst dankte ununterbrochen auf das freundlichste und begab sich sodann in seine Gemächer, sechs an der Zahl. Im Mittelsaale befindet sich ein Balkon, von dem aus der Fürst wiederholt für die Ovationen dankte. Das Publikum sang die „Wacht am Rhein" und patriotische Lieder und entfernte sich hierauf mit Hurrarufen auf die gefeierten Gäste.

Am andern Morgen umstanden von früher Stunde an zahlreiche Gruppen die Villa Lenbach, um beim Ansichtigwerden Bismarcks stets in stürmische Hochrufe auszubrechen. Im Verlaufe des Vormittags sprachen einzelne Bekannte des Fürsten vor, und um 11 Uhr brachte der Akademische Gesangverein ihm eine Huldigung dar, die der Fürst vom Balkon des Hauses anhörte.

Lenbach machte den ganzen folgenden Tag (24. Juni) in ausgesucht liebenswürdiger Weise dem Fürsten Bismarck die Honneurs; er begleitete ihn zum Frühstück zu dem Oberststallmeister Grafen Holnstein, auf der Rundfahrt durch die Stadt und ins Hofbräuhaus. Das Diner nahm die fürstliche Familie bei Lenbach ein. Geladen waren noch: Landtagsabgeordneter Dr. v. Schauß, Erzgießer Ferdinand v. Miller und Bürgermeister Dr. v. Widenmayer. Nach dem Diner fand in dem an die Terrasse anstoßenden Saal der Villa eine ungezwungene gesellige Vereinigung statt.

Nach 8 Uhr abends stellten sich die Studierenden zum Fackelzuge auf; eine Stunde später erreichte das erste Musikkorps des 1600 Fackeln zählenden Zuges die Lenbachsche Villa; und nun entwickelte sich eine großartige Huldigung der Studenten und auch der Einwohnerschaft, die sich zu Tausenden eingefunden hatten. Unter Hochrufen, die Chargierten in Wichs, zogen die sämtlichen Korps mit je einem Musikkorps vorüber, den Fürsten begrüßend, dessen gewaltige Gestalt manchmal durch den Rauch der Fackeln hindurch sichtbar wurde. Dieser war auf das tiefste gerührt über die ihm bereiteten Ovationen, trug aber mit seltener Frische und jugendlicher Kraft bis zu später Stunde die Kosten der Unterhaltung, wobei er von Zeit zu Zeit wieder seine lange Pfeife anzündete.

Am darauffolgenden Tage (25. Juni) erfolgte von 12 Uhr ab zunächst der Besuch des Münchener Rathauses, sodann der der Kunstausstellung, und um 5 Uhr begleitete Lenbach den Fürsten bei seinem Besuche im Kneipzimmer der Allotria.

In Erinnerung ist wohl noch die gelungene Photographie, die das fürstliche Paar, die Grafen Herbert und Wilhelm und den Grafen Rantzau nebst Gemahlinnen, Dr. Chrysander, Dr. Schweninger, den Wirt und die Wirtin an der Lenbachschen Tafel darstellt. Am Sonntag den 26. Juni, mittags zwölf Uhr, erfolgte die Abreise nach Augsburg unter einem Enthusiasmus, der jeder Beschreibung spottet.

Vom 11. bis 18. Februar 1896 war Lenbach in Friedrichsruh, um im Auftrage des Kaisers für das Reichskanzlerpalais ein Porträt des Fürsten Bismarck anzufertigen.

Am 1. April 1896 treffen wir Lenbach bereits wieder unter den Geburtstagsgästen, von dem Fürsten mit „Guten Morgen, Apelles!" begrüßt. Daran reiht sich ein letzter Aufenthalt vom 3. bis 6. Juni 1896.

Ueber ein Bismarck-Porträt, wozu Lenbach wohl zu dieser Zeit seine Vorstudien gemacht hat, wurde der „Neuen Freien Presse" geschrieben: „Es dürfte

wohl die Mitteilung interessieren, daß Lenbach vom kranken Bismarck ein außerordentlich ergreifendes Bild geschaffen hat, das hoffentlich der Oeffentlichkeit auch nicht vorenthalten bleiben wird. Ich habe dieses Bild auf des Meisters Staffelei in seinem Münchner Atelier neben einem andern Bismarckbild, Kniestück, gesehen. Lenbach hat hier Bismarck in der Zeit nach dem Diner gemalt, wo er in den letzten Lebensjahren sich schon recht müde auf seine Chaiselongue auszustrecken liebte, um zu ruhen. Nicht bloß die Spuren des hohen Alters, sondern auch die der Krankheit sind auf dem halb und halb schlummernden Antlitz des Fürsten zu sehen, zu fühlen — mit einer Macht, daß mich eine mächtige Erschütterung vor diesem merkwürdigsten aller Bismarck-Porträts erfaßte. Der Meister, dies sehend, fügte nun auch einige erklärende Worte zu diesem Bilde hinzu und bestätigte, was man ja wußte, daß der Fürst in seinen letzten Lebensjahren manche schwermütige Stunde hatte, in der sich seine herbe Weltanschauung ohne Rückhalt äußerte. An dem Lenbachschen Gemälde tritt indes mehr die Müdigkeit als die Verbitterung hervor. Es darf als Gegenstück zu seinem berühmten Porträt Kaiser Wilhelms I. im neunzigsten Lebensjahre gelten, das im Leipziger Stadtmuseum hängt."

Häufig traf Lenbach mit L. Bucher in Friedrichsruh und Varzin zusammen, und dieser andern gegenüber so einsilbige Mann wurde in seiner Gesellschaft so mitteilsam, daß er sich sogar über die Bismarck-Memoiren ausließ — ein Thema, das sonst von Bismarcks Umgebung immer mit der größten Reserve behandelt zu werden pflegte. Lenbach-Porträts besitzen wir von der Fürstin Bismarck, den Grafen Herbert und Wilhelm und vom Grafen und der Gräfin Rantzau.

(Schluß folgt.)



Rußland und Japan.

Von

Sir C. C. P. Fitzgerald, Vizeadmiral.

In dem letzten Artikel, den ich für die „Deutsche Revue" über die Flottenlage im fernen Osten zu schreiben die Ehre hatte, beschränkte ich mich fast lediglich auf die Beschreibung der Schiffe der beiden Mächte, die damals im Begriffe standen, in den Kampf um die Oberherrschaft in dem Gelben Meere und den ihm benachbarten Gewässern einzutreten.

Ich war damals allerdings so kühn, in meiner Vorhersage so weit zu gehen,

daß ich darauf hindeutete, die überaus große Aufmerksamkeit, die die Japaner so lange Jahre schon auf die Ausbildung der Offiziere und Mannschaften ihrer Flotte in den Künsten des modernen Seekriegs verwandt hätten, dürfte ihnen aller Wahrscheinlichkeit nach ein entschiedenes Uebergewicht über ihre Gegner geben, die mehr darauf bedacht gewesen seien und mehr Mittel dafür ausgegeben hätten, die Anzahl ihrer Schiffe zu vermehren, als ihre Leute weiter auszubilden; und die Leser mögen nun beurteilen, ob ich mit meinem Blick in die Zukunft recht gehabt habe oder nicht.

Es mag sein, daß Rußland ganz besonderes Unglück gehabt hat, aber selbst wenn wir in dem, was dem Mißgeschick zuzuschreiben ist, soweit wie irgend möglich gehen, sind wir, glaube ich, doch auch auf dem richtigen Wege, wenn wir zu dem Schlusse gelangen, daß die Hauptursache für den Erfolg, den die Japaner zur See errungen haben, in der überlegenen Handhabung ihrer Waffen beruht.

Das russische Geschwader im fernen Osten war bei dem Ausbruche des Krieges ein glänzendes, sowohl bezüglich der Schlachtschiffe wie der Kreuzer; sie waren modern und entsprachen durchaus den neuesten Anforderungen der Technik. In den Schiffen verkörperte sich das Genie der Schiffsbaumeister von Frankreich, Deutschland, den Vereinigten Staaten und Rußland. Die japanische Flotte war dagegen fast ausschließlich in England gebaut; doch würde es absurd sein, wenn man behaupten wollte, der japanische Erfolg habe irgendwie die Ueberlegenheit der in England gebauten Schiffe dargetan, da es absolut zu keiner Entscheidung darüber gekommen ist, was unter gleichen Bedingungen Schiff gegen Schiff oder Geschwader gegen Geschwader hätte leisten können.

Von denjenigen, die mit Rußland sympathisieren, ist behauptet worden, die Japaner hätten größere Verluste erlitten, doch hätten sie diese verheimlicht, allein ich glaube nicht, daß das der Fall sein kann. Es mag der Eigenliebe der Russen schmeicheln, wenn etwas derartiges gesagt wird, doch bin ich der Ueberzeugung, daß es, wenn irgend eines der japanischen Schiffe verlorengegangen oder ernstlich beschädigt worden wäre, unmöglich gewesen sein würde, das geheimzuhalten.

Die Japaner haben sich als Meister in der Kunst des modernen Seekriegs erwiesen, und ihre Strategie und ihre Taktik im großen wie im kleinen ist, wenn nicht über alles Lob erhaben, immerhin doch äußerst geschickt gewesen. Wenn es ihnen bisher nicht gelungen ist, den Eingang zu Port Arthur zu sperren und so das russische Geschwader zu versiegeln, ist das nicht durch den Mangel an Geschick oder Kühnheit verschuldet worden, und man wird sich jedenfalls daran erinnern, daß das Genie und die Hilfsmittel der Flotte der Vereinigten Staaten nicht imstande waren, eine ähnliche Absicht bei Santiago de Cuba auszuführen. Tatsächlich ist es ein Unternehmen von außerordentlicher Schwierigkeit und erfordert nicht nur absolut kaltblütigen und nicht zu erschütternden Mut und umständliche und sorgfältige Vorbereitung aller Einzelheiten, sondern auch Glück. Es ist ein Schuß ins Dunkle, und auf einen Treffer muß man eine ganze Menge Fehlschläge rechnen. Ein flüchtiger Blick auf die Karte des Hafens von Port Arthur wird zeigen, was für ein besonders guter und glücklicher Schuß dazu gehört,

wenn genau diejenige Stelle getroffen werden soll, die den Kork in den Flaschenhals treiben und das Geschwader im Inneren des Hafens für den Rest des Krieges unschädlich machen soll; und wenn man bedenkt, daß dies zur Nachtzeit geschehen muß, unter heftigem Feuer und dem blendenden und verwirrenden Einflusse einer ganzen Menge von Scheinwerfern, so wird man vielleicht einen Begriff von der Schwierigkeit des Unternehmens bekommen; jedenfalls wird diese demjenigen klar werden, der einmal das blendende Licht eines Scheinwerfers gegen sich gehabt hat, wenn er einen bestimmten Punkt erreichen wollte, wenn auch nur bei einem Manöver zu Friedenszeiten, bei dem lediglich blinde Schüsse gegen ihn abgefeuert wurden.

Es ist nicht meine Absicht, im einzelnen die verschiedenen Angriffe zu verfolgen, die Admiral Togo gegen Port Arthur gerichtet hat; eine derartige Darstellung würde sehr eintönig ausfallen, da die Angriffe sich alle sehr ähnlich gesehen haben und sämtlich „zurückgewiesen" worden sind, wie die Russen sich ausdrücken, wenn das Wort sich auch kaum auf Beschießungen aus weiter Ferne anwenden läßt, die augenscheinlich mehr zu dem Zwecke unternommen wurden, eine Diversion herbeizuführen und die Nerven der Garnison zu erschüttern, als zu dem, wirkliche Treffer zu erzielen und die Festung unhaltbar zu machen oder ihre Uebergabe vorzubereiten. Zudem wurden diese Beschießungen gewöhnlich in Verbindung mit andern Operationen mehr ernstlicher Natur ausgeführt, entweder mit dem Versuch, den Eingang dadurch zu versperren, daß man mit Steinen beladene Schiffe an seiner engsten Stelle versenkte, oder mit der Legung von selbsttätigen Unterwasserminen in der weiten Wasserrinne, die nach dem Flaschenhalse leitet; und das tragische Geschick des „Petropawlowsk" hat die entsetzliche Wirkung dieser schrecklichen Waffen dargetan, deren eine, die in der vorhergehenden Nacht von den Japanern zur Teilausführung eines geschickt und sorgfältig vorbereiteten Anschlags versenkt worden war, von ihm angerannt worden sein muß, wie es auch gewiß scheint, daß die Mine unglücklicherweise (für die Russen) unmittelbar unter oder doch ganz in der Nähe der Angriffsstelle eines seiner zahlreichen Magazine in Brand gesetzt und in die Luft gesprengt hat, da sonst sein Mißgeschick nicht ein so vollständiges und so plötzliches hätte sein können.

Admiral Togos Pläne scheinen viele Aehnlichkeit mit dem gehabt zu haben, was man in England einen „Booby trass" (eine Uebertölpelung) nennt. Außerdem hatte er zwei Sehnen an seinem Bogen. Zunächst sandte er bei Nacht seine kleinen Fahrzeuge aus, um die selbsttätigen Minen in der Nähe des Eingangs zum Hafen zu legen, wobei die Wassertiefe sich als zu diesem Zwecke auf eine lange Strecke vor dem eigentlichen Eingange geeignet erwies. Darauf entsandte er bei Tage ein schwaches Kreuzergeschwader, das die Rolle von Lockenten spielen und die stärkeren russischen Schiffe dazu anreizen sollte, sich auf die offene See zu begeben und sie zu verfolgen. Die Russen fielen auf die Kriegslist herein und entsandten ein aus drei Schlachtschiffen und verschiedenen Kreuzern bestehendes Geschwader, wahrscheinlich alles, worüber sie verfüge

konnten. Sie scheinen keine Ahnung davon gehabt zu haben, daß die Japaner in der Nacht zuvor Minen in der Nähe des Hafeneinganges gelegt hatten, auch wußten und vermuteten sie nicht, daß Admiral Togo mit seinem Hauptschlachtgeschwader sich in der Nähe befand, daß er in drahtloser Verbindung mit seinen Lockenten stand und nur darauf wartete, bis die Russen sich weit genug aus dem Schutze ihrer Batterien befänden, um es ihm zu ermöglichen, sie durch eine Flankenbewegung abzuschneiden, sich zwischen sie und ihren Hafen zu werfen und sie in Aktion mit einer weit überlegenen Macht zu bringen. Dieser Teil des Planes schlug fehl. Wahrscheinlich schöpften die Russen Verdacht und machten gerade noch rechtzeitig genug kehrt, um der Wegnahme durch die japanische Flotte zu entgehen, allein bei der heißen Eile, mit der sie in den Hafen zurückkehrten, stieß der „Petropawlowsk" auf eine Mine und versank binnen wenigen Minuten, den tapferen Makarow und den größten Teil der Mannschaft mit sich in die Tiefe nehmend. Der Verlust eines erstklassigen Schlachtschiffs ist bedenklich, allein die moralische Wirkung einer derartigen Katastrophe im Angesicht all der andern Schiffe des Geschwaders muß noch viel bedenklicher sein. Die stärksten Nerven und die festesten und gleichgültigsten Naturen selbst unter den tapferen und unbeugsamen Slawen können kaum unerschüttert geblieben sein, nachdem sie einer Szene von der Art des plötzlichen und unerwarteten Untergang des „Petropawlowsk" beigewohnt hatten.

Der begabte und wohlbekannte Flottenhistoriker, Kapitän Mahan von der Flotte der Vereinigten Staaten, hat kürzlich in der Londoner „Times" einen langen und sehr interessanten Artikel unter dem Titel „Würdigung der Bedingungen in dem russisch-japanischen Konflikt" veröffentlicht. Da sein Nachdruck verboten ist, kann ich keine Stellen daraus anführen, doch mag es mir gestattet sein, zu erwähnen, daß Kapitän Mahan der Ansicht ist, die russische Schlachtflotte könne sich noch als einen Faktor in dem Kampfe über die Oberherrschaft zur See in den Gewässern des fernen Ostens erweisen. Zu dieser Ansicht wage ich mich in absoluten Gegensatz zu setzen. Zunächst glaube ich nicht, daß die Russen je ihre baltische Flotte auf den gegenwärtigen Kriegsschauplatz schaffen werden, und wenn sie es unternehmen, sie dorthin zu dirigieren, so bin ich der Ansicht, daß jene Flotte lediglich ihrer Vernichtung entgegengehen und keinen Einfluß auf den zu Wasser sich abspielenden Teil des Krieges ausüben wird. Tatsächlich neige ich mich sehr stark der Anschauung zu, daß die Drohung, sie dorthin zu senden, nur auf ein „Verblüffen" hinauslaufen soll, und die Russen nicht geneigt sind, mit ihrer Drohung Ernst zu machen. Ich halte sie für zu klug dazu.

Es ist möglich, daß die Frage der Kohlenversorgung des baltischen Geschwaders auf seinem Wege nach dem fernen Osten sich nicht als ein unüberwindliches Hindernis erweist, obgleich sie gewiß nicht leicht sein wird: allein, selbst wenn wir, um uns auf unnötige Streitereien nicht einzulassen, zugeben wollen, die Russen könnten es durch Anspannung aller Kräfte fertigbringen, im kommenden Juli oder August sechs erstklassige Schlachtschiffe, dieselbe Anzahl von Kreuzern und vielleicht ein Dutzend Torpedozerstörer an Ort und Stelle zu

schaffen, und wenn wir weiter nicht bestreiten wollen, daß die Kohlenschwierigkeit zu überwinden ist und das Geschwader unversehrt bis zum Gelben Meer gelangen kann — was für Aussichten auf Erfolg, frage ich, würde es dann in dem Kampfe mit den Veteranen der japanischen Flotte haben, die das Prestige des Sieges für sich haben und die ganze glänzende Schulung, die sie sich bis dahin durch die gegenwärtigen kriegerischen Operationen erworben haben werden? Die Frage stellen, heißt sie gleich auch beantworten. Die Russen haben keine geschulte Mannschaft, um ein derartiges Geschwader auszurüsten. Es ist seit Jahren schon ein offenes Geheimnis, daß Rußland die Auslese seines Flottenpersonals sowohl an Offizieren als an Mannschaft auf seinen Schiffen im fernen Osten hat, da dieses die einzige Gegend ist, für die die Wahrscheinlichkeit vorlag, daß man in ihr einen Kampf zu bestehen haben werde. Wenn daher die Elite seiner Flotte nichts Besseres ausrichten kann, als das was sie bisher geleistet hat, was kann man dann von seiner Reserve erwarten?

Kapitän Mahan meint, daß es zu einer Kooperation des Geschwaders von Port Arthur (oder dem, was davon übriggeblieben ist) und dem aus der Ostsee anlangenden kommen werde; aber, so leid es mir auch tut, andrer Meinung als eine so hohe Autorität wie Kapitän Mahan zu sein, muß ich doch bekennen, daß ich nicht einsehe, wie das möglich sein soll. Man darf allerdings nicht vergessen, daß die Russen, seit Kapitän Mahan den fraglichen Artikel geschrieben hat, herbe und schwere Verluste erlitten haben, und möglicherweise hat er inzwischen seine Ansichten über den Gegenstand geändert. Allein ich meine, die Japaner waren, auch noch ehe Rußland den „Petropawlowsk" einbüßte, in einer derart überlegenen Lage, daß sie alles, was einer Kooperation zwischen den beiden russischen Geschwadern ähnlich gesehen hätte, zuschanden gemacht haben würden, genau so, wie sie nie eine Kooperation zwischen dem Geschwader von Wladiwostok und dem von Port Arthur geduldet haben.

Gerade jetzt, da ich dieses niederschreibe, ist Japan, wie es scheint in allen seinen Operationen, zu Wasser und zu Land, von vollem Erfolg gekrönt und wird in rascher Folge Herr der Situation und fähig werden, seinem Feinde die Strategie vorzuschreiben, die er zu befolgen hat, wenn er noch schlimmere Uebel, als ihn bereits befallen haben, vermeiden will. Die Japaner haben die Russen am Yalu geschlagen und sie aus einer Stellung vertrieben, die sie sich sorgfältig auserlesen hatten. Japan hat seine Truppen auf der Liautung-Halbinsel gelandet, die Eisenbahn zerstört, es hätte beinahe den Admiral Alexejew gefangen genommen, und es hat Port Arthur auf der Landseite vollständig eingeschlossen, und da diese Festung von der Seeseite von Anfang des Krieges an gänzlich von aller Kommunikation abgeschlossen war, ist sie jetzt isoliert und wird eine Belagerung auszuhalten haben. Die Russen versichern, Port Arthur besitze Lebensmittel und Vorräte auf ein Jahr, und da es weder von der Land- noch von der Seeseite einnehmbar sein soll, nimmt man an, es könne sich mindestens ein Jahr lang halten, bevor die Garnison durch Aushungerung gezwungen werde, sich zu ergeben. Russische Versicherungen haben sich allerdings in andern

Fällen als nicht ganz zuverlässig erwiesen, und so muß man denn abwarten, ob das sich nicht wieder als einen „bluff“ ergeben wird, ein Spiel, auf das sie, wie es scheint, immer noch großes Vertrauen setzen. Viele Leute werden überrascht sein, wenn Port Arthur so viele Vorräte besitzt, daß seine gegenwärtige Garnison sich sechs Monate davon erhalten kann, und da die Lage der letzteren viele Aehnlichkeit mit der von Ratten in einer Falle haben wird, rings von Feinden umgeben, die sie bombardieren, so oft ihnen das gut dünkt, und die mit ihrer Munition haushälterisch umgehen können, so wird ihre Situation keine beneidenswerte sein. Zudem hat sich nach den zuletzt (am 10. Mai) eingelaufenen Nachrichten Admiral Togos jüngster Versuch, den Hafeneingang zu sperren, erfolgreicher als irgendeiner der vorhergehenden erwiesen; er wurde bei heftigem Sturmwetter mit verwegenster Kühnheit unternommen und ist leider mit schwereren Verlusten verknüpft gewesen als irgendeiner der früheren.

Port Arthur kann als das Gibraltar des fernen Ostens gelten. Wenn es nicht wieder einmal von den Japanern genommen und an China zurückgegeben wird, wird es im Besitze derjenigen Macht bleiben, die das Gelbe Meer beherrscht; und da jetzt die größte Wahrscheinlichkeit dafür spricht, daß die Japaner es entweder durch Sturm oder durch Aushungerung nehmen werden, und da die internationalen Verhältnisse ganz verschieden von denjenigen sind, die vor zehn Jahren vorhanden waren, als Japan auf die Bitten Rußlands, Deutschlands und Frankreichs hin gezwungen wurde, den Früchten seiner glänzenden Siege über China zu entsagen, so wird es aller Wahrscheinlichkeit nach beim Schlusse des Kriegs in den Händen Japans verbleiben. Admiral Togo und seine Seeleute dürften deswegen wohl nicht im unklaren darüber geblieben sein, daß es ihre Aufgabe einmal sein wird, die Schiffahrtshindernisse wegzuräumen, die sie jetzt mit so viel Mühe und Not in dem Hafeneingange und dessen Umgebung versenken. Erwägungen dieser Art werden sie jedoch nicht davon abhalten, einen Plan auszuführen, der wesentlich für die Vollführung ihrer hauptsächlichsten strategischen Maßnahmen ist, damit sie sicher und unbehelligt die japanischen Armeen an allen den Punkten der mandschurischen Küste landen können, die sie sich dafür auswählen.

Verschiedene Flottenkritiker des gegenwärtigen Krieges haben wieder einmal ein Schreckbild aufleben lassen, das man wohl als „Torpedofurcht“ bezeichnen kann. Es ist ein alter Bekannter, und die Franzosen litten vor einigen Jahren einmal in schlimmer Weise daran, obwohl sie mit ihrer gewöhnlichen Klugheit und ihrem gewöhnlichen gesunden Menschenverstand ihm keinen wesentlichen Einfluß auf die Grundzüge ihrer Schiffbaupolitik verstattet haben.

Die „Torpedophobie“ will uns dartun, daß die Tage der Schlachtschiffe gezählt seien und daß der Nation, die die größte, stärkste und am besten organisierte Torpedoflottille (einschließlich der Unterseeboote) besitze, gegebenenfalls die Oberherrschaft zur See zufallen werde; wir sollen uns nach ihr von der Ueberzeugung durchdringen lassen, daß, weil ein Torpedoboot — unter gewissen Umständen — ein Schlachtschiff, das mehr als eine Million Pfund Sterling

gekostet hat, vernichten kann, darum eine Nation, wenn sie es sich angelegen sein läßt, eine hinreichende Anzahl von Torpedobooten von geringem Tonnengehalt und verhältnismäßig wohlfeiler Herstellungsart zu bauen, eventuell die Schlachtschiffe ihrer Gegner von der See wegfegen und Herrin der Situation bleiben wird; und die jüngsten von den Japanern mit Torpedos erzielten Erfolge werden von diesen Kritikern als Belege für die Richtigkeit ihrer Ansicht angeführt. Sie scheinen zu vergessen oder ziehen doch nicht in Betracht, daß es ungewöhnliche Bedingungen waren, unter denen die japanischen Torpedoboote ihre ersten Angriffe auf das russische Geschwader in der exponierten Position auf der Außenreede von Port Arthur machten, noch ehe der Krieg offiziell erklärt worden war. Dieser Angriff scheint mir denjenigen, der von taktischen Dingen etwas versteht, nichts zu lehren, was er nicht vorher schon gewußt hat. Wir wußten vor vielen Jahren schon, daß ein Torpedo ein Schlachtschiff zum Sinken bringen oder gefechtsunfähig machen kann. Von dem Stich eines Moskito war es bekannt, daß er einen Menschen töten könne, aber ihre beiderseitige Machtstellung auf Erden ist dadurch nicht wesentlich geändert worden. Unzweifelhaft wird die vernünftige Verwendung von Torpedobooten als von Waffen, die verstohlen und überraschend wirken, einen Faktor der zukünftigen Seetaktik bilden; aber es sind Admiral Togos Schlachtschiffe und nicht seine Torpedoflottille, die jetzt das Gelbe Meer beherrschen und ihn zum Herrn der Situation machen, wenn auch die Torpedoboote nützliche und wichtige Hilfskräfte sind.

Der Löwe bleibt König des Waldes, wenn unter dem Unterholz auch todbringende Vipern lauern.



Erinnerungen an Carl v. Holtei.

Von

Rudolf v. Gottschall.

Als ich Carl v. Holtei kennen lernte, hatte er bereits ein bewegtes und abenteuerliches Leben hinter sich. Er zehrte von seinen Erinnerungen, und das war ein unerschöpflicher Fonds. Jahrelang wohnte er in Breslau in dem alten Hotel zu den drei Bergen, und man mußte drei Treppen zu ihm emporklettern wie zu dem gefeierten Wiener Dichter der „Sapphon“ und „Medea“, wenn man ihn in seiner Wohnung in der engen Spiegelgasse besuchte. Freilich, Holtei war kein Klassiker wie Grillparzer, den Heinrich Laube in seinen Festreden neben Goethe und Schiller stellte; dafür war ein Besuch in den „drei Bergen“ aber auch viel amüsanter als ein Besuch in der Spiegelgasse,

denn Grillparzer war nicht bloß ein Klassiker, sondern auch ein österreichischer Beamter aus der Metternichschen Zeit, und diese waren zurückhaltend in ihren Herzensergüssen. Holtei aber war ein lustiger Plauderer, der aus seinem Herzen keine Mördergrube machte, sondern alles heraussprach, was ihm gerade durch den Kopf ging. Und ihm ging immer sehr vieles durch den Kopf, Altes und Neues, und er gab sich auch nicht die Mühe, es sorgfältig zu sortieren.

Wer die „Stimmen des Waldes" gelesen hatte, in denen so viel Waldluft und Waldlust atmet, den mußte es doch befremden, daß der Dichter sich so heimisch fühlte in diesen „drei Bergen", mitten in der inneren Stadt und ihrem Häuserlabyrinth, wo auch der dritte Stock keinen Fernblick, keinen Blick ins Grüne hatte und auf der Straße das Gewerbe herumrasselte und -rollte. Auch ein Hotel schien für einen an grüne Einsiedeleien gewöhnten Poeten kein geeigneter Aufenthalt. Gleichwohl fühlte sich Holtei hier zu Hause, und als er einmal eine Wohnung in einem eleganten Hause der ruhigen Tauenzienstraße bezogen hatte, da hielt er es gar nicht lange aus, ihm fehlte die süße Gewohnheit des Daseins und Wirkens und er kehrte nach kurzer Zeit wieder in die „drei Berge" zurück. Hier gab er dann wieder den Fremden und Durchreisenden Audienz. Er wurde damals häufig von Fremden besucht; er hatte in dem letzten Jahrzehnt durch seine Romane „Die Vagabunden" und „Christian Lammfeld" einen neuen und dauerhafteren Ruhm erworben, als früher durch seine Dramen und Trauerspiele, und es wollten viele von Angesicht zu Angesicht den Verfasser der „Vagabunden" sehen, der ja auch lange Jahre hindurch ein literarischer und theatralischer Vagabund gewesen war.

Freilich, er hatte nichts von der klassischen Ruhe des weimarischen Olympiers, die seinen Bewunderern imponierte, dazu war er zu beweglich, zu haltungslos; er war eine Berühmtheit, die dem Beobachter nicht standhielt. Wenn er durch die Straßen schritt, den Kopf mit dem schwarzseidenen Tuch umbunden, das er stets wegen eines der Schonung und Pflege bedürftigen Kopfleidens trug, hatte er in seinem Gang nichts Gemessenes und Würdevolles; es war der Gang eines Bummlers, der mit leichtem Gepäck durch das Leben wandert. Doch durfte man nicht an den saloppen Gang eines Heinrich Heine denken, der, die Hände in den Hosentaschen, auf den Pariser Boulevards wie in den Straßen seiner mit poetischen Stinkblumen beworfenen Hammonia flanierte. Holtei hatte nichts von dieser die Welt herausfordernden Selbstgefälligkeit, die über alles, was ihr begegnet, im stillen ihre Witze macht; er hatte zwar auch die „lachende Träne im Wappen", doch er kokettierte nicht damit; er hatte ein offenes Auge und ein warmes Herz für die Dinge dieser Welt, an denen sein Weg ihn vorüberführte.

Ich bin kein Eckermann und habe niemals Talent für die Aufzeichnung von Gesprächen besessen, mochten sie auch noch so interessant sein. Ich habe Holtei häufig besucht; ebenso oft besuchte er mich; doch ich habe nur noch den Gesamteindruck unsers geistigen Verkehrs im Gedächtnis behalten. Wir waren himmelweit verschiedene Naturen und gehörten auch ganz verschiedenen literarischen

Epochen an. Er war von Kopf zu Fuß ein Pseudoromantiker, talentvoller als die ganze Dresdner Kolonie, die uns neuerdings mit so lebhaftem Kolorit von Hermann Anders Krüger [1]) vorgeführt worden ist; ein politisch Lied war ihm ein garstig Lied; die ganze Politik existierte gar nicht für ihn, ebensowenig wie die Philosophie; ich dagegen war als politischer Lyriker schon in meinen jungen Jahren aufgetreten, und das Zipfelchen von Ruhm, das ich zu erhaschen vermochte, wurde mir von der Dame Politik in die Hand gedrückt. Ich war ein Jung-Hegelianer und gehörte einer Richtung an, die gegen die Romantik geharnischte Fehdebriefe schrieb. Und doch vertrugen wir uns beide sehr gut; in den fünfziger Jahren war die Politik zurückgetreten; es war eine naßkalte Epoche der Reaktion, wo sich jeder, so gut es gehen wollte, in seinen Mantel hüllte und man seine Gedanken nicht austauschte, weil bei solchem Austausch niemand etwas gewinnen konnte. So schied man diesen Gesprächsstoff schmerzlos aus. Sonst hatten wir auch genug Berührungspunkte; wir hatten einen gemeinsamen Verleger, Eduard Treuert, und auf den Verlagsanzeigen des tüchtigen Mannes standen unsre Werke nebeneinander, und uns beiden gemeinsam war die Vorliebe für das Theater. Freilich, in jener Zeit war Holteis körperliches Befinden so wenig günstig, daß er den Besuch der Theater aufgeben mußte. Desto mehr sprudelte der Quell der Erinnerungen an seine Vergangenheit. Dem Theater gehörten Jahrzehnte seines Lebens an, wo er Schauspieler gewesen, Theaterdichter, Theatersekretär, Theaterdirektor und nacheinander der Gatte zweier beliebter Schauspielerinnen. Als Schauspieler hatte er schon 1819 in Breslau den Mortimer gespielt. Holtei als Mortimer war eine Lieblingserinnerung meines Vaters, der damals als Artillerieoffizier in Breslau in Garnison stand. So unvergeßlich war der Eindruck, den er von dieser künstlerischen Leistung erhalten, daß er noch Jahrzehnte nachher nachahmend den Ton zu treffen wußte, womit dieser Mortimer der Königin Maria Stuart seine glühende Liebe bekannte. Holtei sah selber ein, daß er kein Talent zum Schauspieler habe, und hat später nur noch einmal kurze Zeit auf der Bühne sein Glück versucht. Jener Mortimer hätte eher als sein Freund Okelly nötig gehabt, sich in des Nordens Wäldern zu verbergen; auch die wohlwollende Kritik seines Freundes Carl Schall ließ darüber keinen Zweifel übrig. Mit dieser Kritik hatte es eine eigentümliche Bewandtnis. Der dicke Rezensent und Lustspieldichter Carl Schall, ein Eßkünstler ersten Ranges, dessen Porträt Heinrich Laube so glücklich getroffen, pflegte aus Bequemlichkeit seine Kritiken zu diktieren. Sein junger Freund Holtei mußte sich dazu hergeben, diese Diktate niederzuschreiben. Das tat er nun gewissenhaft, selbst wenn es ihm an den Hals und Kragen ging. Auch persönliche Anspielungen liefen da mit unter. Schall tadelte das wenig elegante Spiel Holteis in der Rolle eines Jünglings, eines Wiesel, und diktierte ihm dann die doppeldeutige Mahnung in die Feder: „Und so bessere er nächst seinem leichtfertigen Lebenswandel auch seine Garderobe.“ Das erzählte Holtei gern allen Schauspielern, die von der Kritik

[1]) Pseudoromantik, H. Hässels Verlag, Leipzig.

gegeißelt wurden, aber so sein eigner Flagellant zu sein, wie Holtei — dies Los war nur wenigen beschieden.

Holtei hatte stets eine Vorliebe für das fahrende Volk, für die Leistungen der Artisten, für den Reiterzirkus, er abenteuerte ja eine Zeitlang mit solchen Gesellschaften herum. Sein Hauptroman „Die Vagabunden" verdankt dieser Vorliebe und diesen Lebenserfahrungen seinen Wert und seinen Erfolg. Hin und wieder tauchte in seiner Unterhaltung eine Erinnerung an sein Wanderleben und seine Berührung mit diesen Lebenskreisen auf. Einmal führte seine Liebe zu den künstlerischen Vagabunden eine Katastrophe in seinem eignen Leben herbei. Er hatte eben geheiratet; seine junge Frau war als jugendliche Liebhaberin am Breslauer Theater engagiert, er ebenfalls als Theatersekretär und Theaterdichter. Obschon er eine liebenswürdige Gattin besaß, machte er gleichzeitig einer schönen Zirkusreiterin den Hof; er wollte diese in einer Spektakelpantomime auf die Bühne bringen, hatte schon die Einwilligung der Direktion, aber die Schauspieler streikten, und so scheiterte sein Plan. Darüber entrüstet schrieb er in Carl Schalls Zeitung einen fulminanten Artikel, worin er die Behauptung aufstellte, ein guter Seiltänzer sei mehr wert als ein schlechter Schauspieler. Die Mitglieder der Bühne waren aufs äußerste empört, sie reichten eine Klage gegen ihn ein, er schrieb eine Verteidigungsschrift, in der es an Injurien nicht fehlte; „zur Erhaltung der notwendigen Ordnung" wurde er sofort entlassen. Mit seiner Frau sprach kein andres Mitglied der Bühne mehr; auch sie kam um ihre Entlassung ein. Nun begann ein Theaterskandal, an dem sich vorzugsweise die Studenten und Offiziere beteiligten; jede Debütantin, die an die Stelle der Frau v. Holtei treten wollte, wurde ausgezischt und ausgepfiffen. Das änderte nichts daran, daß der Dichter und seine Frau eine sichere Stellung eingebüßt hatten und zu einem unsteten Wanderleben verurteilt waren. So gefährlich ist es, eine Zirkusdame zu lieben, und so gerecht war die Strafe für eine Untreue, die sich indes der Dichter selbst nicht sehr zu Herzen nahm; leider wurde die Gattin mit ihm dafür bestraft!

Wenn sich Holtei meistens im Kreise der literarischen dei minorum gentium bewegte, wie Carl Schall, Saphir, mit dem er in feindliche Polemik geraten war und andre um das Theater sich gruppierende Tagesgrößen, so wußte er doch auch von den bedeutenderen Dichtern zu erzählen, die er persönlich hatte kennen lernen, wie Goethe und Tieck. Bei seiner Wertmessung dichterischer Bedeutung war er indes lange Zeit in eine Sackgasse geraten, denn in seiner Jugend galt ihm Kotzebue als ein ebenso großer Dichter wie Schiller, und er deklamierte mit gleicher Begeisterung die Johanna v. Montfaucon, wie die Jungfrau von Orleans. Sehr übel durfte man ihm das nicht nehmen; denn auch viele hochgelehrte Männer jener Zeit waren sich über den Unterschied der beiden Dichter nicht recht klar, und Kotzebue wurde ja zum Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften ernannt, eine Ehre, die Schiller nie zuteil geworden. Später hat Holtei diesen Unterschied viel besser herausgefunden, obschon etwas Kotzebue in seinen eignen dramatischen Dichtungen spukt. Der

Olympier Goethe hatte dem jungen, etwas zerfahrenen Literaten sehr imponiert; das Umgekehrte wird wohl weniger der Fall gewesen sein, obgleich Holteis Naturell etwas Frisches und Ungeniertes hatte, was dem alten in steife Formen eingefrorenen Herrn seine Jugend ins Gedächtnis zurückrufen mochte. Holtei hat sich von Goethes Tafelreden viel behalten und in seiner Selbstbiographie mitgeteilt, im persönlichen Gespräch hat er diese Mitteilungen noch ergänzt; mit vieler Wärme sprach er stets von Goethes Sohn August, zu dem ihn eine freundschaftliche Zuneigung hinzog. In der Regel weiß man nur etwas von seiner Trunksucht und er ist die bête noire unsrer Literaturgeschichten geworden; indes er hatte vorzügliche Eigenschaften des Geistes und Herzens, und diese hervorgehoben zu haben, ist Holteis Verdienst. Doch nicht bloß als zweiter Eckermann hat Holtei Aufzeichnungen über seinen Besuch im Goethehause gemacht; er hat dort auch Anregungen erhalten, die für sein theatralisches Wirken und dichterisches Schaffen bestimmend wurden. Er hat als der erste in Deutschland, noch vor Ludwig Tieck, eine Faust-Bearbeitung versucht, der es an Kühnheit nicht fehlte, denn er stopfte die ganze Gretchentragödie in einen einzigen Akt zusammen, wobei durch eine szenische Einrichtung von seiner Erfindung jede Verwandlung vermieden war. Goethe selbst hatte anfangs ein freundliches Wort für diese Bühneneinrichtung; später lehnte er sie indes ab und brachte sie nicht zur Aufführung, wie er anfangs beabsichtigte. Da begab sich das Unerhörte, der Bearbeiter wurde zum Konkurrenten, und Holtei dichtete selbst ein Drama „Doktor Johannes Faust", das auch am Königstädter Theater in Berlin gegeben wurde. Holtei war aber keine Faustnatur, das Stück, in dem die schöne Helena nicht fehlte, war mehr ein szenisches Spektakelstück geworden; es fand nur geteilten Beifall und keine Dauer.

Noch größeren Einfluß auf Holteis Entwicklung hatte eine andre Größe des deutschen Parnasses, Ludwig Tieck in Dresden, der die Pseudoromantiker an der Elbe um Haupteslänge überragte und ihnen gerade deshalb unbequem genug wurde. Tieck war ein ausgezeichneter Vorleser, und er las mit Vorliebe Shakespearesche Dramen. In seinem Salon versammelte er stets eine andächtige Gemeinde, auch der durchreisende Holtei fehlte nicht darin. Die Meisterschaft des Vorlesers entzückte ihn und trieb ihn zur Nacheiferung an; er wurde selbst ein hervorragender Vorleser Shakespearescher Dramen und hatte viel von dem alten Maestro, dem lahmen Romantiker mit den feurigen Augen, gelernt, dem er zeitlebens ein pietätvolles Gedenken wahrte. Hat er doch auch den Ludwig Tieckschen Briefwechsel in vier Bänden herausgegeben.

In dem Musiksaale der Breslauer Universität hatte Holtei wiederholt Vorlesungen veranstaltet, denen ich beiwohnte; er las vorzugsweise Shakespearesche Dramen vor. Holtei als Vorleser war in vieler Hinsicht als ein Jünger Ludwig Tiecks zu betrachten; ja, er hatte den Mut, zuerst in Dresden aufzutreten; freilich, wie er selbst in den „Vierzig Jahren" sagt, es wäre dem Meister Ludwig gegenüber, von dem er bewundernd gelernt, Frechheit gewesen, dort ein Publikum für seine Vorträge zu versammeln, doch Tieck war ja nicht mehr in Dresden. „Er hatte seine unbestrittene geistige Herrschaft, wie er sie ein Viertel-

jahrhundert in jenem geistigen Eckzimmer ausgeübt, seinen kissenumpolsterten Thron vor dem klassischen Teetisch, sein mild waltendes, deshalb nicht minder strenges Königtum vertauscht gegen ein Potsdamer oder Berliner Dasein, bald geräuschvoll im Strudel des Hoflebens, bald einsam im Gewirre der großen Stadt, die wenig nach ihm fragte." Doch hatte Holtei als Vorleser in Dresden einen überraschenden Erfolg. Ich habe viele Shakespeare-Vorleser gehört, doch keiner hat wohl Holtei übertroffen. Mit Recht konnte er von sich sagen, daß Natürlichkeit, von manirierter Affektion frei, der Grundton seiner künstlerischen Bestrebungen sei, und volle Zustimmung verdient, was jene geistreiche Bonner Dame ihm schrieb: „Woher die wunderbare Macht, die Ihnen verliehen ward, uns alles zum Verständnis zu bringen, was der Dichter gewollt hat? Ohne äußere Hilfsmittel, nur durch die Gewalt der reinen, melodiereichen Stimme, wissen Sie die feinsten Fasern menschlicher Seelenzustände vor uns zu enthüllen, die Gewalt der Leidenschaft in ihren Abstufungen, den liebenswürdigsten Humor in seinen Uebergängen, Witz, durch anmutige Schelmerei hervorgehoben, das alles steht Ihnen zu Gebote in der unbegreiflichsten Weise." Wie sehr Holtei bei seinen Vorlesungen sich in die Gestalten des Dichters hineinlebte, wie er mit seinem ganzen Wesen in ihnen aufging, das merkte ihm der aufmerksame Beobachter wohl an, das bekannte er auch selbst in einem Bericht über die Vorlesung des „Uriel Acosta" in Hannover. Er zitiert einen Ausspruch Ifflands über den Schauspieler. „Nur das Aufgebot aller seiner Kräfte gibt seinem Kunstwerke Vollendung; jedes reißt ihn früher in das Grab. Das zeigt nach jeder Darstellung die keuchende Brust, das sagen seine klopfenden Pulse und das erschütterte Nervensystem." Dann fährt er fort, „er könne mit allen diesen Dingen reichlich dienen, wenn er ein großes Werk vorgetragen habe und um so reichlicher, wenn außer der geistigen und körperlichen Anstrengung auch noch die Erschütterung des Gefühls, die Beengung des Herzens mitwirke." Bei Gutzkows „Uriel Acosta" wurden die Bilder unter seinen Händen zu Fleisch und Blut; er fühlte die Gestaltung wachsen, stützte sich auf sie und wurde von ihr getragen. Ich hatte besonders den Eindruck, daß er für die humoristischen Figuren Shakespeares stets den rechten Ton fand, sie scharf zu charakterisieren und zu unterscheiden wußte und sich gerade in diesen freien Spielen der Laune und des Humors wie in seinem eigentlichen Elemente bewegte.

Im Jahre 1860 machte Holtei eine Rundreise durch Schlesien und las in allen größeren Städten, auch in Breslau, eigne Gedichte vor, namentlich die schlesischen, die unbedingt zu seinen hervorragendsten literarischen Leistungen gehören — war er doch von Kopf zu Fuß ein echter Schlesier, ein Typus des schlesischen Volkscharakters, beweglich, behaglich, phantasievoll, oft voll derben Humors, aber auch wandelbar und leichtsinnig. Wer die Autobiographie Holteis liest, der wird ein solches Bild erhalten, ohne daß irgend einer dieser Züge verwischt wäre, um so mehr, als der Dichter von einer Offenherzigkeit war, die alle Verirrungen eingestand, selbst solche, die fast strafrechtlicher Natur waren. Das war nicht bloß eine Renommage seiner Wahrheitsliebe, sondern die Folge davon,

daß die sittlichen Parolebefehle, die der kategorische Imperativ Kants ausgab, bei ihm kein allzu lebhaftes Echo fanden, er stand ein wenig jenseits von gut und böse, nicht als tiefsinniger Philosoph wie später der Naumburger Zarathustra, sondern als naives Naturkind, das sein Lebensschifflein nicht mit dem Ballast von Moralbegriffen beschwert hatte. In den schlesischen Gedichten, die er zum Vortrag brachte, konnte er sein ganzes Naturell ohne jede ängstliche Beschränkung wiedergeben. Die schlesische Gemütlichkeit kam zu ihrem vollen Recht, ebenso die lustige Anekdote, und diese zündete bei den Vorlesungen am meisten. Holtei war ja auch ein amüsanter hochdeutscher Plauderer; diese Versplaudereien in schlesischen Dialekt hoben allerlei Pointen noch schärfer hervor: waren sie auch bisweilen breitspurig, sie erweckten bei der Hörerschaft vollstes Behagen. Außerdem las er Kapitel aus seinen Romanen vor. Das war damals etwas Neues, jetzt ist man daran gewöhnt, da auch hervorragende Romandichter wie Spielhagen bisweilen solche Vorlesungen veranstaltet haben und heutzutage in den literarischen Vereinen Berlins die Romandichter und Romandichterinnen oft genug das Katheder besteigen, um einige fliegende Blätter aus ihren Romanen unter das andächtige Publikum auszustreuen. Freilich, so gute Vorleser wie Holtei finden sich nicht unter ihnen, vielleicht bessere Dichter, doch darüber sub judice lis est.

War ich nun ein aufmerksamer Hörer der Holteischen Vorlesungen, so war auch das Umgekehrte der Fall, denn auch ich trug damals im Musiksaale der Breslauer Universität Gedichte vor, und da befand sich Holtei unter meinen Zuhörern. Was Holtei selbst hierüber schreibt in seinem Anhang zu den „Vierzig Jahren": „Noch ein Jahr in Schlesien", will ich hier mitteilen, obschon es einiges Lob für mich enthält; doch es wirft ein Licht auf unsre gegenseitigen Beziehungen und stellt dem Charakter Holteis ein schönes Zeugnis aus. „Die zweite Vorlesung Gottschalls hatte ich versäumen müssen. Der heutigen dritten und letzten beizuwohnen, durfte ich mich durch kein Hindernis abhalten lassen, und ich machte mich gegen 7 Uhr auf den Weg, obwohl mit großer Bangigkeit, denn es ist sehr peinlich, in demselben Saale als Zuhörer zu sitzen, in dem man erst kürzlich als Vorleser auftrat und nächster Tage wieder auftreten wird, um so peinlicher, da Gottschall eben auch seine eignen Dichtungen vorträgt, Vergleiche zwischen ihm und mir gemacht werden und ich folglich, wenn ich mich noch so still und bescheiden verhalte, schon durch meine Gegenwart die Aufmerksamkeit errege. Ich suchte mir ein Plätzchen auf der allerletzten Bank im äußersten Winkel des Saals, um so wenig als möglich in die Augen zu fallen und gab mich mit offenem Gehör und Gemüt dem Dichter hin. Abgeschmackte Ziererei wäre es, wenn ich mich darüber täuschen wollte, daß ich mich für einen besseren Deklamator halte. Wer durch dreißig Jahre in vielen Städten Deutschlands als Vorleser öffentlich aufgetreten ist, wer daraus ein Studium gemacht und an künstlerische Ausbildung seiner Sprechweise das ganze Leben gesetzt hat, dem dankt es der Teufel, wenn er darin mehr leistet wie gewöhnlich und wie von einem Dichter verlangt wird, der eben nur seine Dichtungen vor einem

größeren Hörerkreise ins Leben zu rufen wünscht. Daß ich durch mein Erscheinen in Schlesien Herrn Dr. Rudolf Gottschall zu seinem Unternehmen den eigentlichen Anstoß gegeben habe, ist offenbar und ebenso begreiflich. Sein Vorrat an epischen, lyrischen, dramatischen Poesien übertrifft den meinigen an Reichtum des Stoffes, wie an Vollendung der Formen auf jede Weise. Er braucht nur hineinzugreifen, um einiges herauszunehmen, was sich zu solchem Vortrage eignet. Ich habe das heute bewundert, und wahrlich ohne kleinlichen Neid, denn erstens kenne ich, wie schon oft von mir gesagt worden ist, wirklich diese scheußliche Empfindung nicht, zweitens bewegen sich meine bescheidenen Versuche auf einem ganz andern Felde, daß kein vernünftiger Mensch Vergleichungen zwischen uns anstellen könnte. Meine Arbeiten, auch die in gebundener Rede, halten sich unten auf dem Boden realen Alltagslebens, bleiben mehr oder weniger individuell, sind im besten Fall Gelegenheitsgedichte nach dem Zuschnitt altschlesischer Schule. Gottschall ist der eigentliche Poet, der sich auf mächtigen Schwingen zu idealem Flug erhebt. Das mag ihn denn auch verführen, einen allzu pathetischen Ton beim Vortrage anzustimmen, wodurch stellenweise eine vorwaltende Einförmigkeit entsteht. Ich bin entschlossen, ihm darüber aufrichtig meine Meinung zu sagen, und hoffe, er wird's nicht übelnehmen, eben deshalb nicht, weil er's leichtlich ändern kann. Ich habe mich übrigens gefreut, Gottschall einige Male laut applaudieren zu hören, das ist doch ein Zeichen, daß meine lieben Vaterstädtler sich auch im Universitäts-Musiksaale regen können, wenn sie sonst wollen."

Holtei war zu seinen Vorlesungen in Schlesien diesmal aus Graz herübergekommen, wohin er zu seiner dort verheirateten Tochter übergesiedelt war. Dorthin wollte er auch zurückkehren; die Breslauer beschlossen deshalb, ihm ein Abschiedsfest zu geben. Er selber berichtet darüber: „Mehr als hundert Männer von allen Ständen und Parteien hatten sich eingefunden. Wohin ich blickte, traten Erinnerungen an vergangene Tage hervor; sie reichten bis in die früheste Jugendzeit zurück, und wo jüngstverstorbene Väter fehlten, begrüßten mich deren Söhne."

Ich brachte den ersten Toast aus:

Scheiden will von uns ein Wandrer,
Der uns viel und Schönes gab,
Dem ein ganzer Liederfrühling
Sproßt um seinen Wanderstab.
Ja, dem graugelockten Sänger
Rufen wir den Scheidegruß;
Blumen aus der Heimat Erde
Weckte dieses Wandrers Fuß.
Wachgerufen in den Städten,
In den Städtchen überall
Hat der Dichtung fromme Stimme
Langvermißten Widerhall.
Wie die alten Sänger zogen
Mit der Lyra in der Hand,

Zog der Spender holder Gaben
Durch das heimatliche Land.
Dem bescheidnen Wort der Hütten,
Das im Reich der Musen schwieg,
Lieh er eine Dichterschwinge,
Gab er einen Dichtersieg.
Schalkhaft lächelt seine Muse
Als ein Kind des Rübezahl,
Dem sie Perlen seiner Krone,
Seine muntern Schwänke stahl.
Doch mit ihren ernsten Worten
Rührt sie Herzen still und mild,
Immer schwebt vor ihren Augen
Der geliebten Heimat Bild.

In seiner Erwiderung hob Holtei hervor, daß er zwar nicht der Mann sei, den man gleich berühmten Leuten feiern dürfe; doch er sei und bleibe freilich ein schon etwas verwittertes Stück Alt-Breslau, und da der Umschwung der Zeit jetzt aus seiner Vaterstadt ein Neu-Breslau gemacht habe, da die provinziellen und lokalen Eigentümlichkeiten von Tag zu Tag mehr verschwänden, die Erinnerungen an diese jedoch nicht ohne wehmütige An- und Nachklänge in mancher Brust fortlebten, so würde er begrüßt wie eine Erinnerung an ihre Jugendzeit oder an die Erzählungen ihrer Eltern. Durch seine Treue für Schlesien habe er sich ein Recht erworben! auf herzlichen Empfang in der Heimat und auf liebevollen Abschied.

Holtei kehrte damals nach Graz zurück, doch als die Verstimmungen zwischen Preußen und Oesterreich sich steigerten, als der später ausbrechende Krieg in der Luft lag, da fühlte er sich nicht wohl hinter den schwarz-gelben Grenzpfählen. Er kehrte später wieder in seine Vaterstadt zurück, der er dann bis zu seinem Tode treu blieb.

Holtei hatte zahlreiche Beziehungen zu hohen gesellschaftlichen Kreisen der österreichischen Kaiserstadt. Davon konnte ich mich überzeugen, als ich mich 1864 nach Wien begab, um dort poetische und literarhistorische Vorlesungen zu halten; er gab mir auf meinen Wunsch Empfehlungsbriefe mit, die überall respektiert wurden. Ich fand dadurch in Wien allerorten offene Türen. Es waren Briefe an Minister und Feldmarschälle dabei, auch an namhafte Dichter, wie Anastasius Grün, bei dem ich das freundlichste Entgegenkommen fand; ebenso an den Fürsten Auersperg, der damals die oberste Leitung der Hoftheater hatte. Hier, wo liebenswürdige Damen die Honneurs machten, wurde ich am meisten heimisch. Zu dieser Zeit fand auch die Erstaufführung meines Lustspiels „Pitt und Fox“ am Wiener Hofburgtheater statt, wo es einen schönen Erfolg hatte und sich bis auf den heutigen Tag behauptet hat. Dadurch wurde ich in Wien beliebt, denn das Burgtheater bildete damals den Mittelpunkt der gesellschaftlichen Unterhaltungen in allen Kreisen. Was aber meine Vorlesungen betrifft, so waren sie doch nicht nach dem Geschmack vieler Herrschaften, an die mich Holtei empfohlen hatte. So erregte meine Vorlesung über Heinrich Heine Anstoß bei den

streng kirchlichen Zuhörern, wie Graf Thun und seine Gesinnungsgenossen. Damals hatte ja die edle Kaiserin Elisabeth dem Pariser Aristophanes noch nicht auf Korfu ein Denkmal setzen lassen.

In den späteren Jahren habe ich Holtei nicht wiedergesehen. Lange Zeit lebte er wieder in den „drei Bergen", doch von mancherlei Beschwerden des Alters und der Krankheit heimgesucht. Als seine Leiden zunahmen, zog er sich in das Kloster der barmherzigen Brüder zurück, wo ihm die liebevollste Pflege zuteil wurde. Verehrer und Verehrerinnen besuchten ihn dort; denn groß war die Zahl derjenigen, die dem alten Schlesier eine treue Anhänglichkeit wahrten. Das zeigte sich auch bei seinem Begräbnis. Er war am 12. Februar 1880 gestorben und etwas älter als der Weimarer Olympier geworden. Wenn seine Leichenfeier auch nicht so glänzend war wie die eines Klopstock und Grillparzer, so beteiligten sich doch alle Stände daran, Offiziere und Studenten, Bürger und Beamte. Seine Vaterstadt Breslau nannte eine Straße nach seinem Namen, und die frühere Ziegelbastion wurde in Holteihöhe umgetauft und mit dem Bildnis des Dichters geschmückt. Er lebte in den Erinnerungen an eine vergangene Epoche, in der man nur für Theatergrößen schwärmte, in der man eine Sontag, in die er selbst verliebt war, vergötterte. Fremdartig gemahnte ihn alles, was einer neuen Zeit, der Zeit der geschichtlichen Taten, angehörte; sie warfen einen bedenklichen Feuerschein in die „mondbeglänzte Zaubernacht" der Romantik, von deren Fahne er nie desertiert war, der er als einer der letzten Nachzügler folgte. Und doch hatte er nicht bloß provinzielle Bedeutung, so sehr er mit dem schönen Schlesierlande verwachsen war; seine Lieder, Gedichte und besseren Romane dürfen den Anspruch auf dauernde Bedeutung erheben.

Die deutsche Nationalpartei im Jahre 1813.[1]

Von

Godefroy Cavaignac (Paris).

Die Ereignisse des 19. Jahrhunderts haben der Partei der Vaterlandsfreunde von 1813 nachträglich den höchsten Ruhm eingetragen; zu ihren Lebzeiten jedoch sind sie nur Isolierte und Vorläufer gewesen. Sie haben die Theorie des Nationalgefühles in einem Lande, das nichts von ihm wußte, wieder aufgestellt, und darauf beruht trotz allerlei Unklarheiten zugleich ihre Originalität, ihre isolierte Stellung und ihr enger Zusammenschluß.

[1] Dieser Artikel bildet einen Abschnitt des III. Bandes von Cavaignacs „Formation de la Prusse contemporaine", der in Jahresfrist etwa erscheinen wird.

In Frankreich hatte das Nationalgefühl seit langer Zeit die tiefsten Schichten der Nation durchdrungen. Es hatte sich zum ersten Male im 14. Jahrhundert in dem Heroismus und den lapidaren Worten eines Mädchens aus dem Volke, der Jungfrau von Orleans, geäußert.

In Deutschland erscheint es zu Anfang des 19. Jahrhunderts. Seine drei ersten Denkmäler sind Fichtes „Reden an die deutsche Nation", die Predigten Schleiermachers und der „Geist der Zeit" Arndts — das heißt die Vorlesungen eines sächsischen Professors in Berlin über abstrakte Philosophie, die zugleich philosophischen und politischen Predigten eines schlesischen Theologen, die feurigen Schriften eines auf — damals noch — schwedischem Boden geborenen Publizisten. Diese Aeußerungen intellektueller Kraft, diese theoretische und vorläufige Begründung einer sozialen Evolution, die sich später vollenden sollte, bekamen durch die Umstände, unter denen sie auftraten, einen Charakter von äußerster Heftigkeit.

Der erste Ausbruch fällt ins Jahr 1808, in die Zeit des Ministeriums Stein. Von diesem Jahre sind die Reden Fichtes an die deutsche Nation datiert. Seine transzendentale Philosophie ist dem französischen Genius nahezu unzugänglich. Aber sie ist es selbst dem durchdringenden deutschen Verstande, denn es ist sehr wahrscheinlich, daß Arndt an Fichte denkt, wenn er sich beklagt, daß die größten Denker Deutschlands Vergnügen daran zu finden schienen, sich sogar ihren Landsleuten unverständlich zu machen.

Wenn man die Theorie des Nationalgefühles von dieser abstrakten Metaphysik, so wie sie dort formuliert ist, loszumachen sucht, so stellt sie sich ungefähr folgendermaßen dar.

Die Sprache wird als das dominierende, beinahe einzige Element der Nationalität bezeichnet. Die moralischen Ideen, von denen ein Volk lebt, kristallisieren sich um die Worte seiner Sprache, übertragen sich von einer Generation auf die andre und bilden die moralische Kontinuität und Einheit der Nation. Man findet hier unter einer andern Form den später von Auguste Comte ausgesprochenen Gedanken wieder, daß „die Menschheit sich in jedem Augenblick ihres Bestehens viel mehr aus Toten als aus Lebenden zusammensetzt".

Nun haben von den germanischen Stämmen, die die erste Grundlage der europäischen Zivilisation sind, allein die Deutschen die ursprüngliche Sprache beibehalten. Sie haben sich weniger als alle andern mit der lateinischen Zivilisation gemischt. Sie haben allein die ursprüngliche Integrität, die Reinheit der Sprache, der Sprache par excellence, der lebendigen Sprache bewahrt.

Die andern Stämme, die neoromanischen, sind mit der lateinischen Zivilisation verschmolzen, haben ihre Individualität nicht zu bewahren gewußt, haben sich der romanischen Welt unterworfen und ihre Sprache der romanischen einverleibt. Sie sind höchstens fähig, sich in die glänzenden, verfeinerten Formen einer alten Zivilisation zu hüllen, ohne sie mit Leben, mit der Echtheit eines eignen, individuellen und kraftvollen Gedankens zu erfüllen.

Es sind das die Völker einer toten Sprache, die toten Völker, die ohne Initiative und ohne Echtheit sind.

Das deutsche Volk ist allein ein Volk mit lebendiger Sprache, ein lebendiges Volk; es ist die Nation par excellence; sie allein ist fähig, die Idee der Nationalität und des Patriotismus zu erfassen.

Will man sagen, daß Fichte eine Ausnahme ist, einer der seltenen Deutschen, die einige Verwandtschaft mit dem Radikalismus der französischen Jakobiner aufweisen? Man findet einige Jahre später dasselbe theoretische Ungestüm in den Gedanken eines ganz anders gearteten, viel mehr durch den englischen Liberalismus als den französischen Radikalismus beeinflußten Gehirns wieder.

Niebuhr trat im Jahre 1814 als Publizist auf, um die Rechte Preußens Sachsen gegenüber zu verteidigen, das es zu unterdrücken und sich einzuverleiben wünschte.

Er begründet das Recht Preußens damit, daß Sachsen der deutschen Nationalität untreu gewesen ist. Die Theorie von den Nationalitäten beherrscht hier das ganze internationale Recht.

Wenn eine Nationalität aus Elementen zusammengesetzt ist, die nur ein föderatives Band vereint, so erkennt Niebuhr dem Bunde oder seinem Haupt das Recht zu, den Staat, der der Nationalität untreu wird, der sie verrät, der sich mit dem Ausland verbündet, zu depossedieren. Es ist für das Bestehen dieses Rechtes nicht einmal notwendig, daß es in einem Vertrag niedergelegt sei; es ist nicht einmal notwendig, daß ein Band zwischen den einzelnen Gliedern der großen nationalen Einheit existiert. Was dieses Recht bedingt, sind nicht Verträge, sondern die bloße Tatsache des gemeinschaftlichen nationalen Ursprungs.

Doch damit begnügt sich die Kasuistik des deutschen Patrioten nicht. Denn er spricht, kurz gesagt, im Namen Preußens, um Anspruch auf Sachsen zu erheben, und man könnte ihn an die Bündnisse Friedrichs II. mit Frankreich erinnern; sie lagen damals nicht allzu weit zurück.

Diese Erinnerung geht ihm durch den Sinn, und er unterscheidet: Das Bündnis, das die Franzosen vor 60 Jahren in das Herz Hannovers geführt hat, war ohne Zweifel ein großes Unglück; aber da der französische Minister damals keinerlei Eroberung in Deutschland beabsichtigte, so war ein derartiges Bündnis unter Ludwig XV. weit davon entfernt, denselben Charakter zu haben, wie zu Zeiten Ludwigs XIV. und Napoleons. So entgeht das Andenken Friedrichs II. retrospektiv der Absetzung, die 1814 den unglücklichen König Friedrich August von Sachsen bedroht.

Dieses theoretische Ungestüm der ersten nationalen Kundgebungen veranlaßte Heine zu der Bemerkung, daß die französische Revolution nur ein Kinderspiel sei im Vergleich zu der Revolution, die sich in Deutschland vorbereite.

Nur sind alle diese ungestümen Ausbrüche rein intellektuell. Sie bleiben in den Köpfen verschlossen, weit entfernt von allen Verhältnissen der Wirklichkeit.

Dieselben rein idealistischen Tendenzen führen die deutschen Patrioten dahin, in der philosophischen Analyse des deutschen Charakters und seiner Schwächen die Ursachen zu suchen, die ihn schutzlos den Einflüssen von auswärts preisgegeben haben.

Und ebenso sind es wiederum vor allem rein moralische Heilmittel, die sie für das moralische Uebel suchen, das sie analysieren.

So ist die nationale Partei zu allererst eine Partei innerer Reformen gewesen. Sie wollte die Nation zur Führung ihrer Angelegenheiten zusammenscharen', sie wollte durch die Wohltat der Reformen einen neuen moralischen Zustand bei den Deutschen schaffen und sie auf diesem Wege zu Energieentfaltung und für die Opfer vorbereiten, die zur Erlangung der Unabhängigkeit notwendig waren.

Die inneren Reformen sind nicht die Verwirklichung eines politischen oder sozialen Programms; sie sind viel weniger ein Zweck als ein Mittel, ein Prozeß zur Schaffung neuer moralischer Faktoren. Alle Ideen innerer Reform werden dem Streben nach der nationalen Wiedergeburt untergeordnet.

So empfiehlt wiederum Fichte als Panacee ein neues System nationaler Erziehung: der Unterricht soll Staatsmonopol sein. Man muß die Kinder den Eltern entziehen. Man muß einen moralischen Zustand schaffen, verschieden von dem, der die Unterjochung Deutschlands möglich gemacht hat; jeder Kontakt zwischen den verderbten Generationen der Vergangenheit und den neuen Generationen, die die Zukunft vorbereiten, muß aufgehoben werden.

Die Ursache dieser Unterjochung in der mangelhaften Organisation zu suchen, die die deutsche Nationalität in eine Unzahl zerstreuter Staaten zerstückelt, zu untersuchen, welches materiell die Bedingungen der nationalen Einheit, die politischen Garantien, die sie befestigen, sind, die Gestalt der künftigen Konstitution der deutschen Nation zu erörtern — wie wenige denken daran!

Wenn es sich darum handelt, Deutschland politisch wieder aufzubauen, so schwirren die seltsamsten Vorstellungen durch ihre Köpfe. Gneisenau, der erste unter den obersten Heerführern, zögerte nicht, bei den geheim betriebenen internationalen Verhandlungen für immer jeden Gedanken an eine deutsche Einheit preiszugeben. Er schlug dem König von England vor, sich ein großes hannoverisches Königreich im Herzen Deutschlands zu errichten, weil er ihn auf diese Weise zu bestimmen hoffte, mit seinem Geld und seinen Truppen zum Sturz der napoleonischen Herrschaft in Deutschland beizutragen.

Dabei feiert Fichte in denselben Reden an die deutsche Nation, in denen er mit so großer Entschiedenheit die Rechte der Nationalität betont, die Wohltaten der politischen Zersplitterung Deutschlands. Auch er möchte darin, ganz wie die Lobredner der westfälischen Friedensverträge und des Rheinbundes, ganz wie die Theoretiker der nationalen Anarchie, beinahe eine Garantie für die germanische Freiheit erblicken.

Unter den deutschen Patrioten ist Stein vielleicht der einzige, bei dem wir positive politische Ansichten und Bestrebungen finden.

Die Patrioten treten leidenschaftlich für die Rechte der Nation ein. Die politische Reorganisation Deutschlands, die politische Einheit und die positiven Bedingungen ihrer Verwirklichung blieben fast durchweg außerhalb ihres Gesichtskreises.

*

Indessen war das Gewicht der wachsenden Unterdrückung, unter der sie litten, etwas sehr Reales, das sie aus den Wolken wieder auf die Erde führte. Das platonische Erwachen des Nationalgefühles macht ihnen das Demütigende einer Knechtschaft fühlbarer, deren täglich sich vermehrendes Gewicht die äußeren Ereignisse sie zu gleicher Zeit schwerer empfinden lassen.

Die Ungeduldigsten unter ihnen fühlen das Bedürfnis zu handeln, um ihren neuen Theorien positivere Befriedigung zu verschaffen. Aber sie beschränken sich anfangs auf ein Streben nach sofortiger Befreiung, ohne sich viel um eine künftige Reorganisation zu kümmern, und selbst wenn sie sich auf die Erringung der Unabhängigkeit, auf die materielle Vorbereitung des nationalen Aufschwungs beschränken, wird ihre praktische Unfähigkeit nicht weniger offenbar.

In den Jahren 1808, 1809, 1811 und 1812 sehen die Patrioten mit gläubigen Augen die deutsche Nation vermöge des Nationalgefühls sich erheben zur Wiedererringung ihrer Unabhängigkeit. Eine Art Intimität führt ihre Gedanken unaufhörlich zu den Völkern, die dasselbe Streben gehabt haben, das sie von Deutschland verlangen, zum spanischen Aufstand, zu den Vendéekriegen und dem Tiroler Aufstand. Und zwischendrin entschlüpft ihnen, wenn sie nicht acht geben, ein Schrei der Bewunderung für das nationale Werk des Konvents.

Wenn die Berufsoffiziere unter ihnen eine Art Organisation entwerfen, schwebt ihnen die neu zu schaffende Armee in der Gestalt eines Massenaufgebots vor. Das ist ganz die Gestalt, die der Landsturm in Clausewitz' oder Gneisenaus ersten Entwürfen annimmt.

Die kindliche Art, mit der sie sich die Gründung der geheimen Gesellschaften, die Organisation der anarchistischen Scharen Gruners angelegen sein ließen, findet sich bei ihren ersten Versuchen von 1813 wieder.

Kaum daß ihnen einmal ein Zweifel in den Sinn kommt. Im Februar 1813 schreibt Stägemann an Wißmann: „Die aufgeregte Kraft der Einwohner, den brennenden Haß gegen die Franzosen, bringt er (der König) als zu poetisch entweder gar nicht oder nachteilig in Anschlag, und freilich kann diese Waffe nur dann von wirksamem Erfolge sein, wenn sie durch Truppen sekundiert wird, obwohl es überhaupt, wenn man in Deutschland vorgeht, gewiß ratsamer sein möchte, statt die Nation zu insurgieren, eine deutsche Armee durch Aushebungen zu bilden, wozu der allgemeine Haß und die Rache vortreffliche Cadres hergeben würden."

Doch das ist nur ein vereinzelter und schüchterner Vorbehalt. In dem Augenblick, in dem diese preußische Armee, diese preußische Landwehr, die eines der wesentlichsten Werkzeuge zur Erreichung der Erfolge des Herbstfeldzuges waren, sich zu organisieren beginnen, scheint eine ganze Anzahl von Patrioten nur Sorge und Vorliebe für den totgeborenen Embryo jener Deutschen Legion zu haben, an deren Errichtung sie seit dem Beginn des russischen Feldzugs arbeiten.

Die Deutsche Legion ist gleichsam das äußere Zeichen ihrer Illusionen, und ihr Scheitern erscheint wie das Symbol ihres Wahns.

In ihren Augen war sie die Armee Deutschlands, die außerhalb jedes organisierten Staates gebildet werden sollte, die Armee des idealen Vaterlandes, aus Deutschen rekrutiert, die den vier Himmelsgegenden der Nation entstammten.

Am 2. Februar 1813 schreibt Arndt an Gneisenau: „Freilich ist die Teutsche Legion nur wenige Tausende stark, aber viele von diesen Tausenden sind treffliche Männer, und in ihrem Namen und in der ursprünglichen Bedeutung dieses Namens, auch in den idealen Führern, welche ganz Deutschland sich an ihrer Spitze dachte, liegt ein Zauber und eine Stärke, die dieses Häuflein sehr bedeutend machen, und die, sobald es auf teutschem Boden weiter vorgeht, ihm unwillkürlich alles Freie und Hochgesinnte aus allen Gränzen Teutschlands zugesellen und zuführen werden, welchen das gewöhnliche verknöcherte Soldatenwesen ein Gräuel ist. Es ist ein sehr Großes um den Namen Teutsche Legion, der einmal ausgesprochen ist; es ist etwas Größeres um die Idee teutscher Allgemeinheit, die denn doch schon die Religion der meisten Offiziere und Gemeinen dieses Häufleins geworden ist."

Den Freikorps gehört ebenso die ganze Vorliebe der Patrioten. Beinahe ein Jahrhundert lang haben sie in den Augen des patriotischen Idealismus als das Edelste, Größte, Reinste gegolten, das es bei der nationalen Erhebung gab.

Vor allem das Korps der Lützowschen Jäger. Nach der Auffassung der Patrioten hat es den Anschein, als hätte sich ein gut Teil der nationalen Bewegung auf Breslau, auf die kleine Herberge konzentriert, wo Lützow Soldaten für sein Freikorps anwarb. Es waren die Lützowschen Jäger, die die schwarze, roteingefaßte Uniform trugen, auf der zum erstenmal die deutschen Nationalfarben erschienen. Die intellektuellen Elemente, die davor zurückscheuten, sich den strengen Reglements der militärischen Organisation zu beugen, strömten ihnen zu. Der Tod des Dichters Körner, des Helden von „Leier und Schwert", fügte zur Poesie noch die Heldensage.

*

Vielleicht hat man in diesen Fehlgriffen und diesen Illusionen nicht bloß eine Offenbarung jenes sentimentalen und phantasiereichen Idealismus zu sehen, in dem wir Franzosen lange gewöhnt waren, das Wesen des deutschen Genius zu erblicken. Man könnte ohne große Mühe selbst in diesen Verirrungen der deutschen Patrioten noch eine Form des französischen Einflusses nachweisen.

Es ist dies vielleicht einer der schlagendsten Beweise für die Wirkung, die das Schauspiel der französischen Revolution auf ganz Europa und sogar auf ihre erbittertsten Gegner ausgeübt hat. Man kann sagen, daß die deutschen Patrioten von 1813 und ihre Nachfolger ein halbes Jahrhundert lang durch die Entwicklung der Revolution hypnotisiert waren.

Europa hatte während des 18. Jahrhunderts einer rein intellektuellen Bewegung beigewohnt, die eine neue politische Doktrin, die Lehre vom Gesellschaftsvertrag, die Lehre vom Naturrecht und der Volkssouveränität zur Geltung gebracht hatte.

Von heute auf morgen war diese Doktrin, ohne sichtbare Anstrengung, wenn auch nicht ohne Gewaltsamkeit, fast widerstandslos aus den Köpfen in die Tat übergegangen. Ihr erster Anprall hatte das traditionelle Gebäude der französischen Monarchie in Staub zerfallen lassen. Sie hatte in Frankreich nur schwache Hindernisse zu überwinden. Wenn sie auch auf den Widerstand von ganz Europa gestoßen war, so hatte sie ihn gebrochen. Im Laufe einiger Jahre schien sie das ganze Bild der alten Welt verändert zu haben.

Wie hätten da die Denker dieser Zeit nicht einen unbegrenzten Glauben an die Macht der Ideen haben sollen? Wie hätten sie nicht glauben sollen, daß eine Idee sich ihrer eignen Vernunft nur aufzunötigen brauche, um die Welt umzustürzen? Daß sie das materielle Instrument ihres Sieges bereitzustellen, zu schaffen, zu organisieren habe, — wer hätte wohl daran gedacht? Es schien, als müsse sich das von selbst machen. Verblendete Zeugen der französischen Revolution, mußten die deutschen Patrioten glauben und glaubten, daß das deutsche Nationalgefühl eine Umwälzung in Deutschland hervorbringen und die Macht Napoleons zertrümmern würde, wie die Lehre vom Gesellschaftsvertrag eine Umwälzung in Europa hervorgebracht und die französische Monarchie zertrümmert hatte.

*

Doch als sie die Folgerungen, die sich aus dem Schauspiel der französischen Revolution ziehen ließen, auf Deutschland anwandten, verkannten die Patrioten die fundamentalen Unterschiede, die den französischen Genius von dem deutschen trennen.

Eine lange geistige und soziale Propaganda hatte die Aktion der französischen Revolutionäre vorbereitet. Die Ideen vom Naturrecht, die das philosophische Fundament ihrer durch den französischen Genius vereinfachten und erklärten Lehren waren, hatten sich der Geister bemächtigt. Sie waren in der Seele unsers Volkes, die so sehr die Fähigkeit besitzt, sich die allgemeinen Ideen in ihrer einfachsten und zugleich absolutesten Form anzueignen, Triebfedern zum Handeln und Hebel zur Empörung geworden.

Das deutsche Volk war nicht ebenso vorbereitet, die nationale Idee aufzunehmen, und schon unter den Zeitgenossen selbst erkannten die hellsehendsten Geister das fundamentale Hindernis, auf das die Führer der nationalen Partei stoßen mußten.

Frau von Staël hatte von den Deutschen sagen hören und es ihnen auf französisch wiederholt, daß ihnen die Fähigkeit fehle, von der Idee zur Tat überzugehen.

Wir wissen, daß Stein, nachdem er diese Aeußerung aus dem Munde der zu St. Petersburg im Exil lebenden Französin gehört hatte, sie sich hatte abschreiben lassen und wie ein Vademekum bei sich trug.

Denselben Gedanken sprach Kleist in einer seiner kleineren Schriften, in einem jener ersten Propagandaversuche, die die nationale Partei wagte, in seinem Katechismus der Deutschen, aus.

In einem etwas gekünstelten Dialoge warnt ein Vater seinen Sohn vor den augenscheinlichen Schwächen des nationalen Charakters:

Frage: „Von welcher Unart habe ich dir zuweilen gesprochen?"

Antwort: „Von einer Unart?"

Frage: „Ja; die dem lebenden Geschlecht anklebt."

Antwort: „Der Verstand der Deutschen, hast du mir gesagt, habe durch einige scharfsinnige Lehrer einen Ueberwitz bekommen; sie reflektieren, wo sie empfinden oder handeln sollten, meinten alles durch ihren Witz bewerkstelligen zu können und gäben nichts mehr auf die alte geheimnisvolle Kraft der Herzen."

Und auch sonst kommt Kleist, wenn er in seinem eignen Namen spricht, beständig auf denselben Gedanken zurück: „Die Ueberlegung scheint nur die zum Handeln nötige Kraft zu verwirren, zu hemmen und zu unterdrücken." Und ebenso sagt er: „Es ist besser zu handeln, als zu wissen."

Es ist nicht zu übersehen, daß diese Konstatierungen, diese kritischen Bemerkungen über die positive Unfähigkeit und die intellektuellen Lieblingsneigungen Deutschlands aus der Feder eines preußischen Offiziers kommen, der seine Entlassung genommen hatte, um Publizist zu werden. Es ist offenkundig, daß die meisten Männer der nationalen Partei selbst von dem Uebel ergriffen sind, das sie beklagen.

Sie erschöpfen sich in vergeblichen Bemühungen, eine geistige Atmosphäre, die sie selbst atmen und die sie vergiftet, zu verändern. Sie sterben fast alle ernüchtert und enttäuscht; Kleist, am tiefsten von allen entmutigt — denn er starb vor 1813 — und niedergedrückt zugleich durch den scheinbaren Mißerfolg der Ideen, denen er nachging, und durch den Mißerfolg seiner eignen Laufbahn. Er hat einige Dramen hinterlassen, die heutigentages literarische Denkmäler des erwachenden Nationalgeistes sind, wie „Die Hermannsschlacht" oder „Der Prinz von Homburg"; aber wenn es ihm auch gelungen ist, sich in seinen literarischen Schöpfungen mehr als ein Jahrhundert zu überleben, so war es ihm doch bei Lebzeiten ganz unmöglich, auch nur eine davon auf die Bühne zu bringen.

Das westliche und südliche Deutschland unterwarf sich der Herrschaft Napoleons. Es zog 1806 mit ihm gegen Preußen, 1809 gegen Oesterreich, 1812 gegen Rußland. Es folgte ihm bis Moskau, indem es sein Gewissen durch eine rein innerliche Auflehnung beruhigte und seine Gedanken durch eine Art melancholischer Träumerei einwiegte.

Ein späterer preußischer General, der damals in der Großen Armee als Kapitän in der Weichsel-Legion diente, Heinrich von Brandt, schildert uns eine Episode aus diesem Auszug der Völker Europas, die durch die Steppen Rußlands bis an die Schwelle der heiligen Stadt der Russen geführt wurden.

In der Nacht, die dem blutigsten Kampf der Neuzeit vorherging, tauschen während der Nachtwache an der Moskwa Brandt und seine Gefährten dort an den Grenzen der zivilisierten Welt, um das Biwakfeuer gelagert, Erinnerungen und Eindrücke aus, denen die Größe und Seltsamkeit des Dramas, in das sie

hineingezogen sind, gewissermaßen einen feierlichen Charakter verleiht. Dann verstummen sie und schließen die Augen. Einige Stunden noch — dann weckt sie gegen Mitternacht die Kälte, die Feuchtigkeit des Bodens aus ihrem ersten Schlaf. Sie regen sich und stehen auf. „Es mochte darüber 3 Uhr geworden sein," schreibt Brandt. „Hinter unserm Lager marschierten lange Züge Kavallerie auf dem rechten Flügel; es waren Franzosen, Deutsche und Polen. Vor einem Regiment sang eine sonore, schöne Stimme Schillers Reiterlied; ein nicht übler, aber schwacher Chor wiederholte den Refrain jeder Strophe.

Aus der Welt die Freiheit verschwunden ist,
Man sieht nur Herren und Knechte,

schallte es zu uns herüber, gerade als sie unserm Regiment gegenüber waren. Ich ließ fragen, was dies für Truppen, und erfuhr, daß es Preußen wären."

Ergreifendes Symbol eines ohnmächtigen Idealismus: die große Maschine, die Europa zermalmte, der Herrscherwille, der eine Völkerwanderung an die Grenzen Asiens führte, vermochte nicht, ein melancholisches Lied auf den Lippen der deutschen Soldaten zurückzuhalten; aber gerade diese zwei Verse Schillers, zu dieser Stunde und an diesem Orte gesungen, brachten die resignierte Ohnmacht der deutschen Auflehnung mit voller Deutlichkeit zum Ausdruck.

*

Selbst die Katastrophe von Moskau, das dramatische, erschütternde Schauspiel des Rückzugs aus Rußland und die furchtbaren Zustände in den deutschen Hospitälern, in denen der Hospitalbrand herrschte, der Anblick der vom russischen Winter erschöpften Marschälle von Frankreich und der neue, die schwachen Naturen stärkende Gedanke, daß der Erfolg näher und leichter war, — selbst das alles hatte weder in einigen Wochen noch in einigen Monaten den moralischen Zustand des napoleonischen Deutschlands umgestalten können.

Im März und April 1813, in der auf die Katastrophe in Rußland, das Einrücken der Russen in Deutschland und den Abfall Preußens folgenden Periode der Unentschiedenheit, als die Verbündeten schon die Herren Deutschlands bis zur Elbe waren, als man die Wunder von Tatkraft noch nicht kannte, durch die die französische Armee wiederhergestellt worden war, benutzte Deutschland den günstigen Augenblick nicht, um sich zu erheben.

Kaum, daß sich auf dem unbestimmten Grenzgebiet, das die anrückenden Kosaken von den französischen Streitkräften längs der Elblinie trennte, einige Spuren eines selbständigen Vorgehens der deutschen Völker gegen die französische Okkupation zeigten.

Hamburg hatte mit Hilfe nur einer kleinen Anzahl von Kosaken Carra St. Cyr gezwungen, sein Gebiet zu räumen. In den hannoverischen Dörfern trieb eine Volksbewegung die Bauern, mit Piken und Sensen bewaffnet, den französischen Bataillonen entgegen.

Aber von dieser vereinzelten Erhebung an den Mündungen der Elbe und der Weser abgesehen, war es nur zu klar, daß der Gedanke, sich durch ein

spontanes Vorgehen ohne Mitwirkung einer Regierung und einer geregelten Organisation zu befreien, den Deutschen nicht in den Kopf wollte.

Der württembergische Pastor Pahl, der ehemalige Herausgeber der Nationalchronik der Deutschen, schreibt, als er zu den Ereignissen von 1813 kommt, naiv: „... und wenn auch die Lust und der Vorsatz, sich für Teutschlands Unabhängigkeit zu erheben, vorhanden war, so mußte erst ein bedeutender Waffenerfolg der Verbündeten oder ein entscheidendes Ereignis abgewartet werden, ehe man eine offene Partie nehmen konnte, weil die südwestlichen Länder Teutschlands, unmittelbar vor den Toren Frankreichs gelegen, jeden Augenblick der Rache Frankreichs preisgegeben waren."

Als im Jahre 1813 König Jérôme und sein französischer Hof auf die unbestimmten Nachrichten hin, die die bevorstehende Erhebung ankündigten, in Angst gerieten, übernahmen es die Deutschen, sie zu beruhigen. Sie wurden nicht müde zu wiederholen, daß kein vernünftiger Mensch in Kassel die Deutschen für fähig halten könne, sich anders als durch die positive und materielle Hilfe einer fremden Armee zu befreien.

Ebenso konnte der württembergische Gesandte in Paris, Graf Wintzingerode, die Angst nicht begreifen, in der man vor einer Empörung im Herzen des Rheinbundes war. Er lächelte, während er seine Depeschen schrieb, über den Gedanken, daß ein in Stuttgart gedruckter Zeitungsartikel eine Erhebung im Großherzogtum Berg hervorrufen könne.

Sachsen war während der paar Wochen, die dem Frühjahrsfeldzuge vorausgingen, materiell befreit gewesen, aber es hatte mit seiner wiedereroberten Freiheit nichts anzufangen gewußt.

Sowie Napoleon wieder erschien, ließ es sich ohne offenen Widerstand seine Ketten von neuem anlegen. Niebuhr wunderte sich darüber, und doch war Niebuhr ein Optimist, der von Enthusiasmus erfüllt war und sich leicht Illusionen machte. Er war es, der im Jahre 1813 das Urteil aussprach, daß der preußische Soldat der größte „Gentleman" unter den europäischen Soldaten sei, und daß die Kosaken sich musterhaft benähmen.

Er konnte sich eines Gefühls der Entmutigung nicht erwehren, als er, nachdem er die aufgeregten Regionen des Berliner Patriotismus verlassen hatte, bei seiner Ankunft in Dresden die eisige Dusche der sächsischen Zweideutigkeit bekam. „In Dresden," schreibt er, „war man von der Nation und ihrem vortrefflichsten Teil, der Armee, geschieden und in einen Zirkel fremder Weltleute, höchstens einiger unsrer Geschäftsmänner versetzt. Hier sah man nun ebenso ungemischt, als bei uns zu Hause das Schöne und Gute, so hier das Alltäglichste. Die wenigen Vorzüglichsten waren wenigstens in Harmonie mit mir ... Und von durchdachten Entwürfen, von schaffenden Ideen, von Begeisterung und Liebe sah ich keine Spur."

Stein war noch schärfer als Niebuhr. Er hatte sich, als Dresden nach der Flucht des Königs von den Russen und Preußen besetzt worden war, dort niedergelassen. Am 11. April schrieb er an Nesselrode, die Verbündeten könnten

mit Sachsen machen, was sie wollten; sie hätten keinen Widerstand zu befürchten. Und für seine Person von Verachtung für die Unterwerfung erfüllt, auf die er rechnete, hob er mit Geringschätzung die sächsische Apathie hervor: „Die große Volksmasse," schreibt er, „ist dem König von Sachsen ergeben und verlangt seine Rückkehr, jedoch hat man nicht zu erwarten, daß diese ihrem Eigentum anhängenden weichen Wortkrämer zu einem Aufstande oder zum Widerstand fähig sein werden."

Schon waren die Soldaten des Rheinbundes in den Reihen der französischen Armee selbst, in die sie ihre schlechte Stimmung und ihre auf Verrat gerichteten Pläne mitbrachten, reif für die Desertion, zu der es im Herbstfeldzug kommen sollte; aber die Entschlossensten begnügten sich damit, sie seit dem Frühjahr anzukündigen.

Der Mißerfolg der Deutschen Legion, auf die sich alle Hoffnungen der Patrioten konzentriert hatten, machte übrigens den Umfang ihrer Illusionen völlig offenbar.

Sie hatten darauf gerechnet, die Legion aus Freiwilligen zu bilden, die ihre Propaganda ohne jeden Zweifel aus allen Gegenden Deutschlands in Scharen herbeiziehen würde. In Wirklichkeit bildeten sie sie aus den kläglichen Ueberresten der Truppenkontingente des Rheinbundes, die die Desertion ihnen aus den dezimierten Reihen der französischen Armee zuführte.

Sie hatten sich an ihrer Spitze einen deutschen Diktator gedacht, vielleicht Gneisenau selbst. Doch die Russen schickten sie nach Finnland und ließen sie weit von jeder Gelegenheit zu wirklicher Betätigung, weit, sehr weit von Deutschland entfernt vegetieren.

Selbst hier in den Reihen der Legion hatten einige von den Söhnen jener kräftigen positiven und praktischen Rasse der preußischen Offiziere, die das preußische Heer und die Landwehr organisieren und zum Siege führen sollten, ein Gefühl für das Chimärische der Vorstellungen und Träumereien, die zur Schaffung der Legion geführt hatten. „Ich halte," schrieb einer von ihnen, „die russisch-deutsche Legion für ein Fehlgebäude, was ich aber weniger unsern Tugendbündlern zur Last lege, als den allgemeinen hierauf influierenden Einwirkungen der kriegerischen Ereignisse der jüngsten Zeit, ferner unvorsichtigen Schwätzereien, tugendbündlerischen Exaltationen von Militärs und Nichtmilitärs, z. B. eines Herrn Arndt."

„Seine Drucksachen werden Sie erhalten haben," schreibt ein andrer; „man überschwemmt uns damit; grob und ungezogen sind sie und ohne alle Form und Manier."

„Daher ist auch eine gewisse gereizte Stimmung dieser Klasse von Offizieren gegen die Tugendbündler — wie sie spottweise genannt werden — nicht zu verkennen."

Schließlich kam die Legion unter den Befehl eines von England ernannten Führers, des Grafen v. Wallmoden. Statt die deutschen Farben zu tragen, von denen Arndt träumte, sollte sie die rote Uniform Englands tragen, die mit den Hilfsgeldern Englands bezahlt wurde.

Nachdem die Verwirrung und Desorganisation, die anfangs in der Legion geherrscht hatte, beseitigt worden war, wurde die Truppe zu nebensächlichen Aufgaben verwendet. Man verwies sie, wahrscheinlich mit einem gewissen mißtrauischen Hintergedanken, auf ein Operationsfeld zweiten Ranges, wo sie unter dem Befehl Wallmodens Hamburg gegenüber an der Mündung der Elbe kämpfen sollte.

Uebrigens ging es mit den Freikorps wie mit der Deutschen Legion. Bei genauerem Zusehen entdeckt die Geschichte heute, daß die Lützowschen Jäger, die aus sehr gemischten Elementen zusammengesetzt und sehr mittelmäßig organisiert waren, in Wirklichkeit kein glänzenderes Los gehabt haben, als die Deutsche Legion. In dem Augenblick, da sie die größten Dienste hätten leisten können, in dem Augenblick der Unentschiedenheit, da die französische Herrschaft ins Wanken geriet, und dann während der tragischen Wendung der Frühjahrskampagne, zogen sie aufs Geratewohl vom Saaletal in die Umgebung Berlins, ohne sich je im günstigen Augenblick da zu befinden, wo sie sich hätten nützlich machen können. Schließlich fanden sie während des Waffenstillstands infolge ihrer Ungeschicklichkeit einen kläglichen Untergang.

Nur mit großer Mühe konnte man ihre Trümmer reorganisieren, um sie im Herbst in das Korps Wallmodens einzureihen, das dazu bestimmt zu sein schien, alle derartigen Ueberreste aufzunehmen. Dort setzten sie fern von dem Schauplatz, auf dem die großen tragischen Ereignisse das Schicksal Europas und auch das Deutschlands entscheiden sollten, ihre Laufbahn fort.

(Schluß folgt.)



Aus der Zeit des Frankfurter Parlaments.

Aufzeichnungen aus dem Nachlasse des Abgeordneten Dr. Kolb.

Die Pariser Februarrevolution von 1848 überkam Europa wie ein gewaltiger Donnerschlag bei scheinbar heiterstem Himmel. Noch am Neujahrstage hatte der schlaue preußische Gesandte Radowitz von Paris an seine Regierung geschrieben: „Nie stand der Thron Ludwig Philipps fester als jetzt!“ und das pfiffige Berliner Kabinett hatte nicht im entferntesten an der Richtigkeit dieser Ansicht gezweifelt.

Die Opposition in Frankreich führte zunächst das Losungswort: „Wahlreform“. Das Verlangen danach schien nicht tief in die Bevölkerung gedrungen zu sein, sondern sich nur auf der Oberfläche zu bewegen, und das von der Linken der Kammer in der letzten Zeit projektierte „Reformbankett“ wurde für eine Spielerei gehalten, von der die Veranstalter auf ein ergangenes Verbot

hin selbst abstanden, sich nur Anträge gegen die Minister auf parlamentarischem Gebiete, also „Redeübungen" vorbehaltend. Ludwig Philipp scheint eigentlich eine Vermehrung der landständischen Wählerzahl nicht besonders gefürchtet zu haben; glaubte er doch, die Fäden in seinen Händen zu halten, aus denen man parlamentarische Mehrheiten spinne. Aber er meinte, eine solche an sich unschädliche Wahlreform wolle er wie eine Sparkasse für seinen Enkel aufbewahren, der einst die Franzosen damit enthusiasmieren könne. In diesem Sinne hatte er sich schon etwas vor 1848 gegen den gewandten und geistvollen Fürsten Ludwig von Oettingen-Wallerstein, den damaligen bayrischen Gesandten in Paris, wiederholt ausgesprochen, aus dessen Munde ich das Faktum öfters vernahm.

Aber der so lange Zeit wegen seiner ausgezeichneten Klugheit in ganz Europa von allen Fürsten und Staatsmännern gepriesene König hatte nicht geahnt, daß sein System der Bestechung und allgemeinen Korruption, seine Maxime des „enrichissez-vous" eine innere Fäulnis im Staatskörper erzeugte, die zu dem unerwarteten Aufbruch einer Art Pestbeule führen mußte. Indes will ich nicht bei diesen, nach dem Sturze der Orleans, aber auch in Wirklichkeit erst nach diesem Ereignis vielfach besprochenen Dingen verweilen (fast jedermann legte sich hintennach die Weisheit bei, die nun eingetretene Gestaltung vorher gesehen zu haben). Was seit langer Zeit zu oft wiederholten Malen eingetreten war, wiederholte sich jetzt aufs neue: die freiheitliche Bewegung in Frankreich brachte sofort eine allgemeine und gewaltige Rückwirkung durch ganz Europa hervor. Gleichsam alle Völker, die der physischen und moralischen Kraft ermangelt hatten, einfach aus eigner Initiative den auf ihnen lastenden Druck abzuschütteln, rührten sich nun, im Vertrauen darauf, daß die Furcht vor einem freien Frankreich ihre Bedränger lähmen werde. Es war ähnlich wie 1830, nur in größerem Umfange und mit intensiverer Stärke.

Kam die Februarrevolution auch in Wirklichkeit jedermann unerwartet, so beschränkte sich die Ueberraschung doch nur auf Zeit und unmittelbare Veranlassung des Ausbruchs. Denn darüber, daß die Verhältnisse viel zu gespannt seien, um so bleiben zu können, mochten sich wohl sehr wenige täuschen. (Ich hatte dies, trotz der drückenden Zensur, in dem Neujahrsartikel der Speyerer Zeitung, 1. Januar 1848, schon ausgesprochen und seit Dezennien zum erstenmal das neue Jahr hoffnungsvoll begrüßt.)

In allen Gegenden Europas hatte eine kopflose Reaktion Brandstoff angehäuft; jeder Funke konnte eine gewaltige Feuersbrunst hervorrufen. Weit mehr als in Frankreich gärte es in Italien; in der Schweiz war der Kampf der sich widerstrebenden politischen Prinzipien sogar schon zur Entscheidung gekommen, indem die freigesinnten Kantone und Bürger, ungeschreckt durch die perfide Haltung und die Drohungen aller kontinentalen Großstaaten, den jesuitischen Sonderbund bereits mit solcher Raschheit und Kraft niedergeworfen hatten, daß die pfiffigen Staatsmänner von Wien, Berlin, Paris und Turin plötzlich einer vollendeten Tatsache gegenüberstanden. Allerdings war es ihre

ernste Absicht, die Erfolge der Eidgenossen durch diplomatische Intervention, unterstützt, wenn nötig, durch militärische Absperrung des Alpenlandes, möglichst illusorisch zu machen; auch läßt es sich keineswegs absehen, wie die Sache geendigt haben würde, wenn nicht die Revolution zu Paris mit ihren gewaltigen Nachwirkungen in ganz Mitteleuropa den despotischen Gelüsten dauernd Einhalt geboten und bei dieser Gelegenheit gleich auch das naturgemäß schweizerische Neuenburg von der hohenzollernschen Fürstenherrschaft befreit hätte.

Ganz besonders wichtig und folgenreich zeigten sich die Rückwirkungen der Pariser Revolution in Deutschland. Hier hatten die Fürsten und Regierungen längst alle im Jahre 1830 gemachten Versprechungen und Erinnerungen widerrufen und zunichte gemacht. Allenthalben ward nach jener Maxime gehandelt worden, die der verhaßte bayrische Minister Abel sogar frech in der Abgeordnetenkammer enthüllte und die, beseitigt man einige Phrasen, geradezu dahin lautete: jetzt haben wir Zeiten, in denen sich die Regierungen im vollen Besitz der Macht befinden, da werden keine Konzessionen gewährt; die früher eingeräumten aber waren den Herrschern abgenötigt, sie sind darum nichtig. Also keine Zugeständnisse in ruhigen Zeiten und Wortbruch, wenn es sich um Versprechungen aus bewegten Perioden handelt.

Minister Abel wähnte, jedem freiheitlichen Verlangen offen höhnend die sich sonach von selbst ergebende Alternative ins Angesicht schleudern zu dürfen: nur in revolutionären Zeiten erlangt ihr Versprechungen, — erfüllt werden sie aber nur, wenn ihr die Macht, sie durchzusetzen, für immer an euch bringt! — Andre, etwas nüchternere, wenn auch nicht ehrlichere Staatsmänner als Abel, hatten für sich den Trost des (nach der Julirevolution verstorbenen) Gentz: „Mich und den Metternich hält's noch aus!" — einen Trost, der nun freilich zum zweitenmal zuschanden werden sollte.

Ich unterlasse jede eingehende Schilderung des damaligen Zustands von Deutschland. Genug, Oesterreich und Preußen dominierten vermittelst des Bundestags und duldeten nicht einmal jenen matten Schein konstitutioneller Volksfreiheiten, den einzuräumen hie und da selbst einer oder der andre Landesfürst für ungefährlich erachtete. Die Regierungen waren allenthalben mehr oder minder absolutistisch-despotisch. Die Konstitutiönchen, deren übrigens die Großmächte (Preußen bis 1847) nicht einmal eines zum Scheine besaßen, hinderten nirgends die Willkür. Sie waren schon bei ihrer Abfassung danach eingerichtet. Zeigte sich indes für die Gewalthaber dennoch irgendein Hindernis, nun, so beriefen sie sich auf den angeblichen „Geist" der Verfassungsurkunde, wenn der Buchstabe doch allzu deutlich für ein Verlangen der „Stände" sprach, und hinwider zitierten sie den beliebig gedrehten „Buchstaben" der Konstitution, falls über den Geist sich nicht streiten ließ. War der Mißbrauch der Regierungsgewalt in beiden Beziehungen zu evident, riefen die Landtage (wie z. B. der Hannoversche) den Bund an, so erklärte sich dieser einfach „inkompetent", während er hinwider, wo irgend eine freiheitliche Entwicklung zu erfolgen drohte, durch diktatorische Bundesbeschlüsse, wie die Karlsbader von 1819 und die Frankfurter von 1832,



diese im Keime vernichtete, immer sich stützend auf die brutale Militärgewalt Preußens und Oesterreichs.

Zu den allgemeinen politischen Gründen des Mißbehagens und der Unzufriedenheit kamen noch besondere Veranlassungen in den einzelnen Ländern. So hatte namentlich in Bayern das Verhältnis des alten Königs Ludwig zu der spanischen Tänzerin Lola Montez schon vor den Tagen des Pariser Aufstands in München zu offenen Ruhestörungen geführt, in denen die Polizei und die autokratische Laune des Fürsten den kürzeren zogen. Der Sinn für Anstand und Schicklichkeit auf der einen, die Hetzereien des Jesuitismus, zu dessen Werkzeug die Courtisane nicht dienen wollte, und des durch ihre Erhebung zur Gräfin in seinem Stolze beleidigten Adels auf der andern Seite führten zu neuen, heftigeren Ausbrüchen, bei denen die Majestät selbst nicht besonders geschont wurde.

So war denn der Boden durch die Fürsten und Regierungen selbst in Deutschland revolutionär vorbereitet, als die Kunde von der Verjagung Ludwig Philipps eintraf. In dem an Frankreich angrenzenden Baden erfolgten sofort die ersten Manifestationen; man verlangte vor allem Preßfreiheit und Vertretung der Gesamtnation beim Bunde; zahllose Einzelwünsche reihten sich in täglich vergrößerter Anzahl daran. Der Bewegung folgten unverzüglich Württemberg, Bayern, Hessen-Darmstadt, Nassau, Kurhessen, Sachsen und eine Menge der Kleinstaaten. In Berlin und Wien wurde man aufgeschreckt, hoffte aber, durch rasche Anwendung diplomatischer Kräfte den Sturm beschwören zu können.

Schon am 1. März erließ der allgemein verhaßte und verachtete Bundestag als „das gesetzliche Organ der nationalen und politischen Einheit Deutschlands“ eine Proklamation, worin er die Deutschen mit drohenden Gefahren von auswärts zu schrecken suchte, um ihnen darzutun, daß es jetzt nichts Nötigeres gebe, als das „einmütigste Zusammenwirken der Regierungen und Völker“. Bis dahin hatten die Regierungen alles allein besorgt und ein Mittaten der Völker und ihres „gemeinen Untertanenverstandes“ stets höhnend zurückgewiesen. Kaum, daß am Schlusse der Proklamation noch geäußert ward, „der Bundestag werde, außer für die Sicherheit nach außen, auch für die Förderung der nationalen Interessen und des nationalen Lebens im Innern sorgen.“

Eine solche Ansprache in solcher Zeit konnte nur Hohn und Verachtung hervorrufen. Daß diese Wirkung augenblicklich sich kundgab, darüber konnten sich sogar die Reaktionäre des Bundestags kaum einen Augenblick täuschen. Schon am 3. März verkündeten sie daher, um die Gemüter zu beruhigen, einen weiteren Beschluß, durch den es jedem Bundesstaate freigestellt wurde, die Zensur aufzuheben, jedoch unter eigner Haftung gegenüber den andern Bundesstaaten! Es war jetzt ein lächerliches Zugeständnis.

Als gefährlich ward allenthalben im Volke ein weiteres Projekt aufgenommen: die Regierungen von Berlin und Wien planten einen Fürsten- und Diplomatenkongreß, der, nach den letzten Präpositionen, am 25. März zu Dresden eröffnet werden sollte. Gleichzeitig berief die preußische Regierung den Vereinigten

Landtag — auf den 27. April; also in acht Wochen sollte er zusammentreten, — in acht Wochen, während jeder Tag ereignisvoll war. Doch diese Pfiffigkeit diente nur zur Steigerung der Erbitterung; sie goß Oel in die Flammen. Die Bevölkerung der beiden Großmachtshauptstädte vereitelte diese Pläne.

In Oesterreich hatten „Kaiser Franz und Metternich" (beide von Hormayr in der unter diesem Titel anonym erschienenen Schrift mit kennzeichnenden Zügen geschildert) ihr möglichstes getan, das Volk fern von politischen Ideen, in Unwissenheit, Dummheit und pfäffischem, wie bureaukratischem, blindem Gehorsam zu halten. Der Kaiser selbst, höchst beschränkten Geistes und voll boshafter Neigungen', ließ die nach irgendwelchen Verbesserungen in den staatlichen Zuständen Strebenden aufs unbarmherzigste verfolgen. Unter dem kranken und geistesschwachen Sohne und Nachfolger von Franz, Kaiser Ferdinand, ward das System durch den für unentbehrlich gehaltenen Metternich fortgesetzt. Daß die Wiener einen politischen Aufstand unternehmen würden, mochte in ganz Deutschland als undenkbar gelten. Und doch trat der Fall ein. Nachdem, besonders vom 10. März an, unter den Einwohnern, vor allen den Studenten, eine täglich steigende Gärung sich eingestellt, gab es am 13. größere Aufläufe. Da wollte der Erzherzog Albrecht seine Gewalt zeigen und Furcht einflößen: er kommandierte Feuer, — eine Anzahl Menschen fiel; allein gerade damit war das Signal zum allgemeinen Aufstande gegeben. Es ist unnötig, die Einzelheiten hier zu schildern, genug, der Kaiser oder diejenigen, die in seinem Namen das Regiment führten, wurden am 13. und 14. zu immer weiter gehenden Zugeständnissen gedrängt; Metternich mußte seine so lange innegehabte Stelle niederlegen und, geschützt durch eine Abteilung Kavallerie, eilends aus Wien in die Verbannung fliehen (er zog nach England); der Erzherzog Albrecht verlor sein Kommando; die Berufung einer allgemeinen Volksvertretung mit Budgetrecht ward versprochen, die Bildung einer Nationalgarde angeordnet, Preßfreiheit sofort proklamiert. Die Reaktion in Oesterreich war gebrochen.

Die schon längst heftig gärenden Besitzungen in Italien erhoben sich; es erfolgte namentlich ein gewaltiger Aufstand in Mailand; fünf Tage lang ward blutig gekämpft; der greise Feldmarschall Radetzky äußerte in einem seiner Berichte: „Man kennt gar nicht mehr diese Bevölkerung; sie ist eine ganz andre geworden, als sie war." Am 23. März mußte Radetzky die italienische Hauptstadt räumen und sich fluchtartig nach dem festen Verona zurückziehen. Der piemontesische König Karl Albert, der schon 1821 als Prinz Carignan den Freisinnigen gespielt, um später seine carbonaristischen Genossen zu verraten und sie, nachdem er zur Regierung gelangt, einkerkern oder gar hinrichten zu lassen, — er hielt die Gelegenheit zur Erweiterung seiner Fürstenmacht günstig und schickte sich an, mit seinem Heere in die Lombardei einzufallen, um die Früchte der Tapferkeit und des Opfermuts der Mailänder für sich und seine Dynastie zu eskamotieren. — Gleichzeitig gärte es heftiger als je in dem nicht nur seiner Selbständigkeit, sondern jeder politischen Freiheit beraubten Ungarn.

Nachdem zum allgemeinen Erstaunen der Welt die vermeintliche Phäaken-

stadt Wien heldenmütig vorangegangen, konnte Berlin nicht zurückbleiben. Die dortige Bevölkerung wollte ihre Verlangen in Adressen aussprechen. Die Bureaukratie, im ersten Momente etwas betäubt, suchte sich wieder aufzuraffen; in dem Polizeiwahne, sie dürfe nur recht stramm auftreten, begann sie strenge Maßnahmen gegen die Wiederkehr von Volksversammlungen anzuordnen, öffentliche Anreden zu verbieten, gegen die bisherigen Redner Untersuchungen einzuleiten und jene Adressen wegzunehmen. Am Abend des 13. März wurde eine gewaltige Militärmacht entfaltet. Plötzlich brach Kavallerie auf die nichts ahnende, wehrlose Menge ein; die Leute sahen sich von allen Seiten umzingelt, so daß sie keinen Ausweg finden konnten, und so fielen denn viele, durch scharfe Hiebe niedergehauen oder unter den Hufen der Pferde zertreten. Noch erfolgte kein Widerstand. Am Abend des 14. wiederholten sich die Zusammenläufe. Das Militär nahm wieder eine drohende Haltung an. Da erfolgten einige Steinwürfe auf die Truppen von Gassenjungen. Darauf neues Einhauen der Reiterei. Am 15. bekam man die ersten Nachrichten über die Vorfälle in Wien. Die Behörden verkündeten die Drohung: „von jetzt an werde man der Strenge des Gesetzes überall seinen Lauf lassen." Erst am 18., nachdem man den Sieg des Wiener Volkes erfahren, erfolgte auch in der preußischen Hauptstadt ein ernster Kampf. Einige Barrikaden wurden erbaut, und nun hieb nicht bloß die Kavallerie ein, sondern es gab auch die Infanterie Feuer; es donnerten die Kanonen. Viele, nicht nur beteiligte, sondern ebenso ganz unschuldige Leute fielen. Die Volkserbitterung brach in weiteren Kreisen los; es begann endlich ein ausgedehnter Kampf. Wo die Truppen standen, waren sie im allgemeinen im Vorteil. Aber der Aufstand breitete sich immer weiter fort; den Soldaten drohte Erschöpfung, denn schon seit 14 Stunden waren sie in Anspruch genommen. Der Kommandant Möllendorf ward von den Insurgenten gefangen; selbst um das Schloß her tobte der Aufruhr. Am Hofe herrschte Kopf- und Ratlosigkeit. Am Nachmittag des 18. verhießen große Plakate endlich Preßfreiheit und Einberufung des Vereinigten Landtags auf den 2. April. Dann erfolgte in der Frühe des 19. eine königliche Proklamation, überschrieben „An meine lieben Berliner" (!), worin von einer „Rotte von Bösewichtern, meist aus Fremden bestehend" (überall sollten Fremde die Missetäter sein!), geredet und weiter lächerlicherweise angegeben ward, der Schloßplatz habe gesäubert werden müssen, was durch Kavallerie im Schritt und mit eingesteckter Waffe geschehen sei, und dabei hätten sich Gewehre von selbst entladen, gottlob ohne jemand zu treffen (!). Allein diese Täuschung ließ sich nicht lange fortsetzen; Deputationen, die den Fürsten über den Stand der Dinge aufklärten, konnten nicht ferner zurückgewiesen werden; einige Kugeln flogen bereits in die königlichen Gemächer. Da mußte der gebrochene Herrscher nachgeben. Ein „Mißverständnis" sollte alle Schuld tragen. Der Prinz von Preußen (nachmalige Deutsche Kaiser), den man als die Seele der Reaktion und als Haupturheber des Blutvergießens ansah, mußte aus Berlin fliehen (auch er suchte ein Asyl im freien England); sein Palais wurde als Eigentum der Nation erklärt; nur dadurch ließ sich dessen Zerstörung abwenden.

Gegen Mittag des 19. gab es beim Schlosse eine wahrhaft tragische Szene. In einem langen Trauerzuge brachte das Volk einen Teil der gefallenen Volkskämpfer vor die Residenz. Die neuen Minister Arnim und Schwerin suchten die Menge zu beschwichtigen und zum Auseinandergehen zu veranlassen. Allein laut und lauter erscholl der Ruf, der König selbst müsse herbei, er solle seine Werke selbst sehen. Er erschien, die Königin am Arme, die Mütze auf dem Haupte im Schloßhofe. „Mütze ab!“ rief es, und tausendfach wiederholte sich der Ruf. Entblößten Hauptes mußte der bisher stolze Selbstherrscher die Leichen begrüßen, die an ihm vorübergetragen, ihm unter das Angesicht gehalten wurden.

„Die Kugel mitten in der Brust,
Den Schädel weit gespalten,
So habt ihr uns auf blut'gem Brett
Hoch in die Luft gehalten.“

(Freiligrath.)

Beseitigung des verhaßten Ministeriums, wie des Prinzen von Preußen, Amnestie, Preßfreiheit und Abzug aller Truppen aus der Hauptstadt, — dies waren die nächsten und wichtigsten Ergebnisse der blutigen Kämpfe. Am 22., zufällig am Geburtstage des Prinzen von Preußen, fand die feierliche Beerdigung der meisten Gefallenen in dem Friedrichshaine statt; es war ein Leichenzug, wie Berlin noch nie einen solchen gesehen, um so ergreifender, als die 187 einzelnen Särge nicht gefahren, sondern alle getragen wurden; Zehntausende von Menschen folgten. 42 andre Umgekommene waren schon zuvor in Familiengräbern beigesetzt; die gefallenen Soldaten, deren Zahl nicht bekannt geworden, (eine Zeitungsnotiz redete von nicht weniger als 1105 gefallenen Militärs, worunter 74 Offiziere, welche Zahlen jedoch sehr übertrieben sein dürften), hatte man die Nacht zuvor in Kähnen nach Spandau gebracht und dort vor den Toren beerdigt.

Mittlerweile hatte sich ein eigentümliches Schauspiel abgespielt. Am Morgen des 21. März erschienen zur allgemeinen Ueberraschung zwei königliche Proklamationen: „An die deutsche Nation“ und „An mein Volk und die deutsche Nation,“ worin Friedrich Wilhelm IV. sich als „Führer des gesamten deutschen Volkes, als den neuen König der freien, wiedergeborenen deutschen Nation“ aufwarf! Und nicht genug mit solchen Worten, erfolgte auch noch die Ankündigung, der Herrscher werde sogleich zu Pferd und mit der schwarz-rot-goldenen deutschen Fahne einen Umzug halten! Und dieser erfolgte wirklich. Die Berliner Bevölkerung, namentlich auch die Studenten, für die der phantastische Fürst eine eigne Ansprache vorbereitet hatte, besaßen indes Schicklichkeitsgefühl genug, sich im allgemeinen fernzuhalten. Manche Berliner murrten, in Süddeutschland aber gab sich vielfach eine wahre Entrüstung kund über diese Art, auf Kosten der deutschen Nation Vorteile für die Dynastie Hohenzollern auf die Seite zu bringen; in manchen Städten kam es vor, daß als Antwort das Bild des preußischen Königs öffentlich verbrannt wurde.

Ich will diesen Teil meiner Aufzeichnungen nicht schließen, ohne noch eines Vorfalls zu gedenken, der in jenen stürmischen Tagen keine weitere Beachtung fand. Was ich erzähle, habe ich in der Zeit des Fünfzigerausschusses, also ganz kurz nach dem Vorfalle, erst aus dem Munde des Geheimrats Abegg, dann einige Wochen später aus dem von Heinrich Simon, beide aus Breslau und Kollegen von mir, vollkommen übereinstimmend vernommen. In Breslau war früher als in Berlin eine Volksbewegung erfolgt, aber sogleich blutig durch das Militär niedergeschmettert worden (irre ich nicht, so wurden etliche fünfzig Zivilpersonen niedergemetzelt). Natürlich steigerte das brutale Verfahren die allgemeine Erbitterung, und da die Bewegung sich allenthalben mächtig weiter entwickelte, so konnte die Sache mit dem lokalen Erfolge der Soldateska nicht abgetan sein. Es wurde die Absendung einer Deputation an den König beschlossen, die Beschwerde über das unmenschliche Vorangehen erheben und die Annahme einer andern, freisinnigen Politik nach allen Beziehungen fordern sollte. Zur Deputation wurden u. a. gewählt: Abegg, Heinrich Simon und ein seiner politischen Haltung nach als äußerst gemäßigt bekannter schlichter Kaufmann, dessen Name mir im Laufe der Jahre leider entfallen ist. Als diese Deputation zu Berlin eintraf, wütete daselbst der furchtbare Straßenkampf. Bei seinem Beginn hatten die Höflinge jeden, von dem sie vermuteten, er wolle dem Könige unangenehme Mitteilungen machen, zurückgewiesen; sogar Freiherr v. Vincke soll im Vorzimmer des Fürsten haben hören müssen, diese Unordnungen habe er durch seine aufreizenden Reden verschuldet. Jetzt waren die Dinge jedoch dahin gekommen, daß man den Abgesandten aus Breslau die verlangte Audienz nicht mehr zu verweigern wagte. Der um das Schloß tosende Kampf hatte eben aufgehört. (Simon erzählte, er habe im Audienzzimmer eine von einer Kugel zerschmetterte Fensterscheibe und auf der entgegengesetzten Wandseite damit korrespondierend ein von der Kugel durchbohrtes Gemälde wahrgenommen.) Man kann sich denken, daß die Abgesandten, von denen ohnehin mehrere als Männer entschiedensten Freisinns bekannt waren, rückhaltlos und ohne Scheu die Beschwerden ihrer Vollmachtgeber und das Verlangen des ganzen Volkes dem Könige mit möglichster Bestimmtheit vortrugen. Dies taten denn sowohl Abegg, als Simon, und sie glaubten, daß dem von ihnen Gesagten wohl kaum noch irgend etwas beizusetzen sein dürfte. Da nahm indes, als sie geendigt, auch noch jener schlichte Kaufmann das Wort. Er rekapitulierte kurz die Wünsche und das Verlangen; dann fügte er bei: „Und wenn nun Eure Majestät alles dieses gewährt haben, dann, — dann wird Ihnen das Volk — vielleicht verzeihen.“ Der Eindruck dieser Worte auf den König war ein sichtlich tief erschütternder. Er schluckte, wie wenn er einen bitteren Tropfen die Kehle hinabdrücken wollte, und trat unwillkürlich einen Schritt zurück.

Nachschrift. Um den Namen des gedachten Breslauer Kaufmanns, wenn noch möglich, wieder zu erfahren, wendete ich mich (1880) an meinen alten Freund Temme. Ihm war nichts darüber erinnerlich. Indes hatte er die Freundlichkeit, den Dr. Stein in Breslau, 1848 Abgeordneter zur preußischen

Nationalversammlung, seitdem Redakteur der Breslauer Zeitung, desfalls anzugehen, sich mit mir zu benehmen. Nachdem ich Stein die Worte des Kaufmanns, wie sie oben stehen, mitgeteilt, erhielt ich unterm 3. Januar 1881 folgende interessante Notiz von Stein: „Die Tatsache ist richtig; die Worte sind wörtlich so, wie Sie mir mitteilen, gesprochen worden, und zwar von dem hiesigen, jetzt verstorbenen, sehr geachteten, gut königlich gesinnten Manne, Kaufmann G. Kopisch, dessen Sohn hier ebenfalls hochgeachteter Kaufmann, Mitglied der Fortschrittspartei ist. Die Deputation bestand aus 12 hiesigen Bürgern; die Führer und Hauptredner der von beiden städtischen Behörden gewählten Deputation waren Abegg und Heinrich Simon. Am 22. März 1848, vormittags 10 Uhr, war die Audienz beim König. Nach Abegg und Simon sprach Kopisch und gab eine erschütternde Schilderung der Zustände in Breslau, an deren Schluß die bekannten Worte mit Tränen in den Augen. Mir kam der König selbst erschüttert vor; er äußerte jedoch sofort, daß er sich freue, die populärsten Männer Breslaus vor sich zu sehen; sie sollten nur ihren Mitbürgern sagen, daß er — der König — alles freiwillig gewährt habe; ‚ich wiederhole Ihnen freiwillig' (er betonte dieses Wort sehr stark) u. s. w. Kopisch war dem König dem Namen nach bekannt, er war nämlich der Bruder des Malers und Dichters Kopisch, der oft am Hofe war."

Die erfolgreichen Aufstände von Wien und Berlin hatten das alte, allgemein verhaßte politische System für jetzt gebrochen; die Gewaltdiktate von früher konnten nirgends mehr zur Anwendung gebracht werden; ja es wagten nur vereinzelte bornierte Bureaukraten schüchterne und vergebliche Versuche, der Volksbewegung irgend Schranken zu setzen. (Fortsetzung folgt.)

Kultur- und Literaturparallelen zwischen Japan und Mitteleuropa.

Von

Otto Hauser.

Wer jemals eine größere Reihe von Völkern in den Kreis seines Studiums gezogen hat, wird sich der Erkenntnis nicht haben verschließen können, daß in der Aufeinanderfolge verschiedener Kulturerscheinungen ein gewisser Parallelismus herrscht, der um so auffälliger ist, je ferner die Völker einander scheinbar stehn. Und doch wird sich gerade bei diesen jene Wahrnehmung entweder bestätigen müssen oder als hinfällig erkannt werden. Es gab eine Zeit in der Geschichtsauffassung, da man die klimatischen Verhältnisse als Grundlage der Kulturentwicklung betrachtete und ihnen weit größere Bedeutung zuschrieb als den

jeweiligen äußeren Einflüssen, und wieder eine Zeit, da es die Rasse war, in der man die Ursache des Aufschwunges oder des Stillstandes sah. Die Synthese lautet: Rasse und Milieu. Dies sind die beiden Faktoren, die eine Kultur bedingen. Es ist nun ganz natürlich, daß unter den nämlichen Verhältnissen die nämlichen Erscheinungen zutage treten und, wie sie in ihrer Aufeinanderfolge immer eine die andern bedingen, sich zu einer Kette schließen werden, jede Reihe für sich und jede doch mit denselben Gliedern an derselben Stelle. Das Klima wird in der Tat die Grundlage bilden. Denn nicht nur werden die einzelnen Völker eben dort ihre Heimstatt gefunden haben, wo sich ihnen Verhältnisse darboten, die ihrem Wesen am besten entsprachen, sie werden dort auch am besten ihre Fähigkeiten haben ausbilden können. Der Mensch ist weit mehr mit seinem Heimatboden verwachsen, als man nach dem modernen Globetrottertum vermuten möchte. Wie Antäus muß er auf der Mutter Erde stehn, um Kraft zu haben. Die neueste Urforschung hat denn auch den Mären von wahrhaften Völkerwanderungen, wie es jene der Arier aus dem Stammlande nach Osten und Süden gewesen sein soll, ein Ende gemacht und erwiesen, wie es sich immer nur um kleinere Stämme handelte, die ihre Wohnsitze verließen, wie die Urbevölkerung aber noch nach Jahrtausenden in ihren wesentlichen Eigenschaften dieselbe blieb. Die Kraniologie hat hier der Geschichte unverhoffte Dienste geleistet. Wäre dies nicht der Fall, so stünden wir vor einem Gewirre von durcheinanderlaufenden Fäden, die niemand zu verfolgen vermöchte, vor lauter Einzelfällen, in denen keine Entwicklung wäre. Es gäbe keine Geschichte der Menschheit, nur eine Geschichte von Menschen. Damit ist die Blutmischung in ihrer Bedeutung durchaus nicht verkannt; ganz im Gegenteil. Auch heute bleibt Gobineaus geistreiche Rassentheorie zu Recht bestehn, nur daß man die Erscheinungen, die sie hervorhebt, in einen höheren Plan einfügen wird.

Ich möchte nun in der Alten Welt, die allein hier in Betracht kommt, zwei Hauptzonen unterscheiden: eine südliche, die jenen ältesten Kulturgürtel von Indien bis an das Mittelmeer umfaßt, und eine nördliche mit Japan und Mitteleuropa als ihrem Gebiet.

Was jetzt Gemeingut aller Gebildeten ist: daß wir nicht das biblische Volk als den einzigen Kulturträger des vorhellenischen Altertums betrachten dürfen, war auch schon vor Delitzsch, dessen Verdienst in dieser Hinsicht ein großes ist, in der Wissenschaft fast unbestritten anerkannt. Man hatte gelernt, das alte Eran mit Indien und Aegypten, Paläſtina und Phönizien unter dem Gesichtspunkte einer großen Gesamtkultur zu betrachten, und je mehr das Dunkel, das über jenen fernen Zeiten gebreitet lag, aufgehellt wurde, um so mehr erkannte man das. Die Religionsgeschichte, als die eigentliche Kulturgeschichte der Urzeit, umfaßte nach und nach alle Völker jener Welt, und Israel war nur ein Teil des Ganzen. Immer deutlicher sah man in Mesopotamien das Ursprungsland der Kultur Aegyptens wie Palästinas, und der biblische Bericht selbst, der Abraham aus Ur gekommen sein ließ, war damit in Einklang zu bringen. Ebenso lernte man das Christentum frei historisch betrachten. Nicht plötzlich oder nur vor-

bereitet durch Johannes den Täufer war der Sohn Gottes auf Erden erschienen, sondern weit zurück bis zum Parsismus reichte seine Lehre; mit ihm deckte sie sich fast und in solcher Weise, daß man die Hypothese aufstellen konnte, Jesus sei selbst in Indien oder doch in Persien gewesen. Wenn die Kirchenväter von einem λόγος σπερματικός sprachen, davon, daß schon erleuchtete Männer des Altertums von dem künftigen Messias gewußt hatten, so war nun ihre Ansicht bestätigt. Jesus war nicht mehr der absolute Ausgangspunkt der Bewegung, die für alle Zeiten seinen Namen trägt, ebensowenig wie Buddha. Mag man nun auch für gewisse Berichte der Evangelien in Buddha selbst das direkte Vorbild Christi sehen und dies damit begründen, daß im „jonischen Alexandrien", also in Aegypten, der Buddhismus seine Sendboten zu jener Zeit gehabt habe, wie aus indischen Nachrichten hervorgehe, so ist das doch nur ein äußerliches Argument. Nicht um die Gestalten der Religionsstifter handelt es sich, sondern um die Bewegung, die an ihren Namen anknüpfte oder in ihnen ihren bedeutsamen Ausdruck sah. Und da werden Christentum und Buddhismus völlig zu Parallelerscheinungen. Erst um die Zeit Christi beginnt der Buddhismus über sein ursprüngliches Gebiet sich auszubreiten, seine heiligen Bücher reichen nicht weiter hinauf als die Bibel in ihren eigentlich messianischen Teilen, und gewiß nicht um vieles früher ist die Gestalt Buddhas so mit Legenden umkleidet worden, daß der anfängliche Atheist zum Gotte ward. Buddhismus und Parsismus mögen der Zeit nach, in der ihre angeblichen Stifter lebten, Buddha und Zarathustra, gleichzeitig entstanden sein und ebenso gleichzeitig erreichen beide jene Phase der Entwicklung, da sie auf andre Völker überzugreifen beginnen. Im 2. Jahrhundert n. Chr. werden die ersten buddhistischen Schriften ins Chinesische übersetzt, und zur selben Zeit ringt sich in Griechenland und Rom das Christentum zu immer größerer Bedeutung durch, um wieder gleichzeitig mit dem Buddhismus in China im 4. und 5. Jahrhundert die Hauptmacht einer neuen Kultur zu werden. Aber in China hatte sich gleichzeitig mit den eleatischen Philosophen in Griechenland eine Gruppe von Denkern um Konfuzius gesammelt und war der Ausgangspunkt einer andern Kulturmacht geworden, die, seit sie mit jener ersten zusammentraf, in wechselvollem Geschick bald siegen und bald unterliegen sollte. Der Kampf zwischen Religion und Philosophie, zwischen der ideologischen und der rationalistischen Weltanschauung, zwischen Glauben und Wissen bildet den Inhalt der neueren Geschichte im Osten wie im Westen. In dieser möchte ich nun die Parallelen aufzeigen, und da ein Literat doch nie sein Sondergebiet verleugnen kann, mit besonderer Berücksichtigung der Literatur, in der ja die Kultur eines Volkes ihren höchsten Ausdruck findet.

Die griechische Kultur unterwarf sich Rom, die chinesische Korea, beide in ihrem Sinne Barbarenländer und doch dazu prädestiniert, jenes Vermittler zwischen Griechenland und den Keltogermanen, dieses zwischen China und den ebenso aus zwei Völkerschaften hervorgegangenen Japanern zu werden. Die Beziehungen zwischen den Germanen und Rom beginnen mit dem Eindringen einzelner Völkerstämme, der Cimbern und Teutonen, der Goten und Langobarden, bis schließ-

lich Italien ein germanisches Reich ist. Zur selben Zeit war Korea ein Teil des japanischen Reiches, nachdem bereits seit Jahrhunderten Eroberungszüge in das benachbarte Land unternommen wurden, dieses von Japan ebenso durch ein stürmisches Meer getrennt wie Germanien von Italien durch das Gletschermeer der Alpen. Aber die Kultur der Unterworfenen soll Sieger werden und die Sieger besiegen, die gräko-italische die Germanen, die chinesisch-koreanische die Japaner. Schritt für Schritt geht diese Unterwerfung in gleicher Weise vor sich. Sie beginnt damit, daß der Barbar die Söhne seiner Edelinge in das Kulturland sendet, um sich dort die Blüte der Bildung anzueignen, und endet mit der Annahme der fremden Schrift und Sprache bis fast an die Grenze des Aufgehens in dem fremden Volke. Die ersten Aussendlinge kommen in Italien noch in die Zeit der griechisch-römischen Philosophie, in Korea noch in jene der konfuzianischen Lehre. Bald aber dringen umgekehrt Glaubensboten des Christentums wie anderseits des Buddhismus in ihr eignes Land, Mönche mit heiligen Schriften, die Klöster gründen und mit ihren Glocken — auch der Buddhismus kennt die Glocken — die neuen Bekenner zur Andacht rufen, hier wie dort im Namen eines Gottmenschen, von dem sie die Wunder einer jungfräulichen Geburt und der Präexistenz im Himmel berichteten, und dessen Lehre sie den „rechten Weg" nannten. Sie erst bringen die Kunde von Himmel und Hölle[1]) mit dem Fegefeuer dazwischen für jene, die nicht ganz gut, aber auch nicht ganz böse sind. Sie lehren von einer Seele, die sich hier auf Erden läutern müsse, daß sie ganz rein in den Himmel eingehe, und wie hier das Symbol dieser Reinheit die Lilie ist, so ist es dort der heilige Lotos; sie lehren Liebe zum Nächsten und Mitleid mit der Kreatur. Vor diesem neuen Glauben mit seinem Wunderbaren, das die Phantasie mit Bildern, das Gemüt mit geheimnisvollen Schauern erfüllt, muß der alte einfache Götterkult verblassen. Er wird in Japan nicht ausgerottet, aber er sinkt zur Unbedeutendheit herab, genau so wie auch in germanischen Landen noch manche alte Bräuche erhalten bleiben, nur daß sie hier äußerlich christliches Gepräge annehmen. Gleichzeitig mit dieser Aufnahme der neuen Religion geht die Annahme der fremden Schrift und Sprache vor sich. Es trifft sich nun eigentümlich, daß sowohl die Runen als auch die angebliche Götterschrift der Japaner als abhängig nachgewiesen sind. Bevor die Germanen die gräko-italische Schrift, die Japaner die chinesische kennen lernten, hatten sie offenbar noch keine eigne, und dies nur erklärt, daß die Uebernahme so völlig ohne Widerstand und so ausschließlich geschah. Zugleich mit der Schrift aber übernahm man auch die Sprache, in Germanien das Lateinische, in Japan das Chinesische, als die Sprache des Staates, der Gelehrsamkeit, der Religion und der Kunst. Urkunden wurden in der fremden Sprache abgefaßt, Chroniken in ihr geschrieben und in ihr unzählige Gedichte gemacht. Aber nach der Zeit der

[1]) Ich möchte hier darauf aufmerksam machen, daß das nachbiblische Gehenna nichts andres ist als das indische Dschahana, „der Abgrund"; die hebräische Etymologie, wonach es nach dem Tale Hinnon (Ge-Hinnon) entstanden sei, ist im besten Falle Volksetymologie, aber sonst unbefriedigend.

völligen Hingabe an das Ausland, dem man so viel verdankte und darum zu Dank verpflichtet war, tritt eine Reaktion ein: die Besten ihres Volkes empfinden, daß es mit seiner Sprache, in der es sich selbst hat, einen Schatz vergrabe, um sich mit Flittern zu begnügen, die es nach dem Muster fremder Schätze verfertigt. Karl der Große läßt deutsche Lieder aus alter Zeit sammeln, der Heliand entsteht, und Otfried schreibt seine Evangelienharmonie, in der er die Franken als den Römern ebenbürtig preist (Sie sint so sáma kuani selb so thie Románi) und meint, daß man selbst nicht sagen dürfe, die Griechen seien ihnen überlegen. Und auch in den Geschichtswerken eines Warnefried und Einhard, obwohl lateinisch verfaßt, offenbart sich ein nationaler Geist. In demselben 8. Jahrhundert beginnt auch die japanische Geschichtsschreibung mit dem Kojiki, „Geschichte des Altertums", und dem Nihongi „Japanische Annalen", beide in chinesischen Ideogrammen niedergeschrieben, die man allerdings mit Einfügung der japanischen Flexionen und Hilfsworte auch japanisch lesen kann, was eben die Natur der Zeichenschrift ermöglicht. Wie Einhard und Warnefried Karl dem Großen nahe standen, so ging auch die Aufzeichnung der alten Ueberlieferungen Japans vom Hofe aus, der ein Interesse daran haben mochte, auf sein Volk stolz sein zu können. Zahlreiche alte Lieder, teilweise Kaisern und kaiserlichen Prinzen und Prinzessinnen in den Mund gelegt, durchsetzen die Prosa und sind die ersten Zeugnisse der japanischen Sprache. Indessen aber blühte auch eine nationale Dichtkunst auf, deren schönste Hervorbringungen das Manyoshu, „Die Sammlung der zehntausend Blätter", von Yakamochi (gestorben 785) zusammengestellt, uns erhalten hat.

Aber das sollten vorderhand Ansätze bleiben. Der Hof bediente sich in Japan ausschließlich des Chinesischen, in Deutschland ausschließlich des Lateinischen, auch die deutschesten Kaiser, die Ottonen. Und Otto III., das miraculum mundi, dieser deutsche Knabe mit einer Welt von Sehnsucht im Herzen, wollte, wie bitter immer getäuscht, nicht ablassen von der schönen Buhlerin Italia. Langsam indessen entsteht das deutsche Minnelied. Es sind ursprünglich fremde „Töne", zu denen sie ihre Weisen dichten, aber einige Dichter verstehen sie so zu meistern, sie so ganz mit eignem Geiste zu erfüllen, daß man sagen kann, die deutsche Seele schlummere in ihnen wie die volle Rose in der Knospe. Die Provence hat zuerst die Melodien vorgesungen, und nun schallt es ringsum in allen Landen von Kanzonen und Kanzonetten, Liedern und Weisen, alle nach derselben Strophenform mit Ober- und Untersatz gedichtet, die zuletzt im Meistergesang zur Handwerksmäßigkeit ausarten sollte, bis die Lyrik zu jener nichtigen Wortspielerei wurde, die von den französischen, englischen und deutschen Pseudoanakreontikern des 17. und 18. Jahrhunderts für Poesie gehalten wurde. Wie nun die Gräko-Italer unter dem Einschlage des Christentums in der Provence, von Griechen wie Römern besiedelt, noch einmal die Kulturhöhe erreichten und mit ihrer nun entstehenden Lyrik die moderne Literatur des Westens inaugurierten, ebenso das alte China, dessen Philosophen gleichzeitig mit jenen Griechenlands gelebt, durch den Buddhismus. Aber auch China sollte nur Vorbild bleiben,

nach dem kurzen Aufblühen in der Zeit der Tang-Dynastie, die ihm seine ersten wahrhaften Lyriker gab, unter ihnen Tusu und Litaipe, seine größten Dichter für die ganze Folgezeit, verfiel es immer mehr, in sich und unter dem Ansturm der Barbaren. Die japanische Poesie geht, wie der Minnesang auf die Provence, so auf die chinesische Dichtung des Tang-Zeitalters zurück, und wie diese ist sie fast ohne Ausnahme Lyrik.[1]) Aber auch hier wurde eine ausschließlich gepflegte Form zum Hemmnis, zu der Ursache des Verfalls. Nur in entgegengesetzter Weise. War man in Deutschland darauf bedacht, immer neue Arten, Abarten und Unterarten der Strophen mit ihren Stollen und ihrem Abgesang zu erfinden, und mußte man in dieser Sucht endlich zu jenen ungefügen Gebilden eines Frauenlob und Rosenplüt gelangen, so beschränkte man sich im Japanischen, das der Natur der Sprache nach nur ein Silbenmaß, nicht aber den Reim kennt, auf eine bestimmte Strophenform, das Tanka, das aus einem Obersatz von 17 Silben und aus einem Untersatz von 14 Silben besteht, und kam in der Zeit des Verfalles dazu, dieses Minimum noch um den Untersatz zu verkürzen, so daß von den 31 Silben des Tanka-Uta nur noch 17 Silben blieben, das Haikai; und jede dieser Strophen war ein Gedicht für sich. Dabei hatte die japanische Lyrik mit einer ebenso anmutigen Dichtung von Lenz und Liebe begonnen, wie die unsers Mittelalters war, ebenso zart und höfisch in ihren Ausdrücken, ebenso konventionell in ihrer Diktion, ebenso wenig individuell, mit seltenen Ausnahmen. Das Kokinshu, „Alte und neue Gedichte“, im Anfang des 10. Jahrhunderts zusammengestellt, leitet diese Periode des Minnesanges in Japan ein und gilt selbst als klassisch. Zur gleichen Zeit aber blühte in Mitteleuropa der höfische Roman in Prosa und in Versen. In unendlicher Breite erzählte man unendliche Abenteuer, Fahrten in ferne Länder, Kämpfe mit Ungeheuern und den Sieg der Rittertugend. Was man auch erzählen mochte, man schilderte nur die eigne Gegenwart. Japan hatte zur selben Zeit sein höfisches Zeitalter. Die Beziehungen zu Korea und China waren äußerst rege, kriegerische und friedliche. Aber was Italien für die Deutschen, das war China für die Japaner. Schon der patriotische Dichter und Diplomat Michigane (845 bis 903) warnte seinen Kaiser vor China, wo alles im Argen läge und für Japan nur mehr Schlechtes zu lernen sei. Die hohe Blüte, die die chinesische Kultur in der Tang-Zeit erreicht hatte, jener romanischen in der Provence vergleichbar und ebenso fast ganz auf die Lyrik beschränkt, nicht anders auch das Vorbild des japanischen Minnesanges, — sie trug schon damals die Anzeichen des Verfalls. Nichtsdestoweniger war auch Michiganes Wahlspruch: „Japanischer Geist, chinesisches Wissen.“ Er ist bis heute in Japan in Geltung geblieben, wie auch der Germane noch stets an der griechisch-römischen Kultur hängt, die seinen Geist zur Entfaltung brachte. Man

---

[1]) Ich möchte hier auf meine „Japanische Dichtung“ verweisen, die demnächst in der von Georg Brandes herausgegebenen Sammlung von Monographien „Die Literatur“ erscheint. (Berlin, Verlag von Bard, Marquardt & Co.)

lernte in Japan nationalstolz werden, aber ging doch immer wieder bei den Chinesen in die Schule. Michiganes Warnung fruchtete nur kurze Zeit. Nach wie vor bezog man seine Kultur aus China und nicht zum geringsten Teil auch die Abenteuergeschichten, die nun in reicher Zahl entstanden. Dasselbe, was für uns die Entwicklung unsrer Landessprachen auch für den Gebrauch in längeren Erzählungen war, dasselbe bedeutete für Japan die Erfindung der Silbenschrift, des Katakana und Hiragana. Nun erst konnte man frisch von der Seele weg niederschreiben, was man zu fabulieren hatte, ohne daß man erst Tausende von chinesischen Zeichen und die chinesische Grammatik und Syntax dazu lernen mußte. Freilich ebenso wie die Gelehrsamkeit von Mitteleuropa nicht von ihrem Latein lassen wollte, so schämte sich auch in Japan ein Mann von Bildung, im Kana zu schreiben. Selbst Tsurayuki, der Kompilator des Kokinshu und bekannt als ausgezeichneter Kenner des Chinesischen, gab seinen Versuch, das Kana auch in die Prosa einzuführen, als das Werk einer Dame aus. Und in der Tat hieß auch das Kana und der Stil, zu dem man sich seiner bediente, „Frauenschrift". In der Zeit, als Marie de France fabulierte und auch in Deutschland und England manche Frau des Schreibens kundig war, schrieb Murasaki Shikibu ihr Genji Monogatari, ein Werk in 54 Bänden, mit dem sie als die Ahnherrin aller Scudérys, Luise Mühlbachs, Madame Staëls und Marie Corellis gepriesen werden kann. So ausgiebig allerdings erzählten unsre Frauen im Mittelalter nicht. Und neben ihr werden aus dem 11. und 12. Jahrhundert noch zwanzig schriftstellernde Damen genannt. Aber auch Männer schrieben Erzählungen, und zweifellos ist das Ise Monogatari, der erste japanische Roman und noch vor dem Genji Monogatari verfaßt, von einem Manne geschrieben; es erzählt von dem schönen Dichter Narihira, der Günstling einer Kaiserin und doch Weltschmerzler war, ein Tristan des ritterlichen Japan und wie jener um seiner Liebe willen in den fernen unwirtlichen Osten des Landes verbannt. Und während so die Romane in den stillen Zimmern zu den Augen sprachen, zogen Sänger im Lande umher und sangen aus dem Heike Monogatari, das auf Geheiß eines Mönches in Versen gedichtet war, und spielten dazu auf der Biwa eine eintönige Begleitung. Es erzählte von vielen Kämpfen, aber gab auch gute Lehren über Duldsamkeit und Pflicht, Demut und Edelsinn. Das war im 13. Jahrhundert, während in Deutschland von den Nibelungen und dem Mönch Ilsan, König Rother und seinen Gesellen und Herzog Ernst gesungen und gesagt wurde; während England und Frankreich nicht müde ward, immer aufs neue von den Rittern der Tafelrunde und des heiligen Grals zu hören. Liebe und Ritterlichkeit beherrschte das japanische Leben dieser Zeit. Der Hof stand in seinem Mittelpunkte und gab das Beispiel aller Pracht. Aber schon bereiteten sich die Zeiten vor, da der Kaiser nur ein Schemen sein sollte, der fast vergessen in seinem Palaste immer noch seinen Titel trug, ohne Herrscher zu sein, ein lebendig begrabener Kaiser Rotbart; während die mächtigen Großen einander die Zügel der Herrschaft aus den Händen rissen, wie jener, der sie hielt, schwach ward. Auch die mitteleuropäische Kaiseridee hatte mit dem großzügigen Friedrich II.

ihr Ende gefunden, und er war ja ursprünglich jener Kaiser, der im Kyffhäuser schlafen sollte. Die Herrschaft ging in Japan an die Shogune über, in Deutschland an Wahlkönige, die Habsburger, die Luxemburger, dazwischen eingesprengt Fürsten aus andern Häusern. Und so feil war die deutsche Krone geworden, daß ein Richard von Kornwall sie kaufen konnte. Die Zeit der unendlichen Wirren begann.

Jetzt nun war es in Mitteleuropa das Christentum und in Japan der Buddhismus, die alle bedeutenden Geister an sich zogen. Die Unbeständigkeit des Irdischen mußte die Sehnsucht nach dem Ewigen erwecken, aus dem Kriegstreiben flüchtete man in die stillen Klöster, und wo man alles verlieren konnte, gab man es selbst willig hin, um ganz nur den unverlierbaren Gütern nachzustreben. Zugleich wurden diese Geister die Träger der Kultur, deren Gepräge nun ein religiöses ward. Aber nicht minder lag in der einseitigen Betonung des Religiösen der Keim zu dem späteren Kampfe zwischen Glauben und Wissen. Noch gab es nur einzelne Zweifler, aber nicht stand Richtung gegen Richtung. Man las in Japan die konfuzianischen Schriften, in Mitteleuropa Aristoteles, aber man las sie mit gläubigem Geiste, ohne den Widerspruch zwischen ihnen und den Dogmen der Kirche zu empfinden. Ja, auf ihnen basierte die christliche wie die buddhistische Scholastik. Nun ward das jedoch anders. Der Glaube ward Herzenssache. Man kann Zwiesprache mit Christus oder Buddha halten und fühlt sich eins mit der ganzen Welt. Der heilige Franziskus nennt Sonne und Mond, den Wind, die Vögel und alles, was lebt, seine Brüder und Schwestern. Kenko-Hoshi versteht die Sprache der Vögel und der ganzen Natur, sein ganzes Wesen ist Liebe und Milde. Aber auch auf religiösem Gebiete blieb die Verwilderung, die über das ganze Land hereingebrochen war, nicht aus. Landfahriges Volk aller Art suchte in den Klöstern Zuflucht, und nicht anders als die Raubritter von ihren Burgen, befehdeten sich bald auch die Klöster mit ihren Reisigen. Aebte und Bischöfe ziehen zu Felde. Und unterdessen verarmt das Volk immer mehr, liegt das Land wüste. Man kann vielleicht sagen, daß zu viele Kraft vorhanden ist, die, zur Untätigkeit nach außen gezwungen, unter sich selbst in Streit liegt. Oder auch, daß erst dann eine Aenderung der Wirren eintritt, als die vielen Einzelfehden in einer großen Bewegung gesammelt werden. Wie sich nun bisher gezeigt hat, ging in Japan alles nur en miniature vor sich; das Gebiet der Kelto-Germanen ist an und für sich schon ein viel größeres und auch mannigfaltigeres, wie sich ja auch das große Festlandsdreieck Asien-Europa nach dieser Seite hin weit mannigfaltiger gestaltet hat. Noch mehr als in geistigen Bewegungen wird sich das in kriegerischen Unternehmungen offenbaren, so untergeordnet sonst die Jahreszahlen von Schlachten für den Gang der Kulturgeschichte sind. Aber es gibt doch große Strömungen, die nur in ihnen ihren Ausdruck finden. Auch Japan hatte seinen Mongolensturm abzuwehren, aber während China, das Vorland seiner Kultur, ebenso wie Griechenland den Türken, den Mandschu unterlag, blieb Japan siegreich und frei. Dann auf lange Kriege im Innern folgte in Europa das Zeitalter der Entdeckungen

mit seinen Hauptfahrten um die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts. Was nun in Europa in die Breite ging, mußte sich in Japan zum Keile zuspitzen, und während die Europäer, doppelt stark durch ihre Schießwaffen, den Eingeborenen der fremden Länder, die sie aufsuchten, auch in geringer Zahl überlegen waren, hatte Japan keine andre Macht als die seiner Völkerscharen. Der Starke kann einzeln einen Kampf wagen, der Schwache muß in Massen auftreten. Unter diesem Gesichtspunkt der verschiedenen natürlichen Verhältnisse ist der große Zug Toyotomi Hideyoshis nach Korea im Jahre 1592 mit 150000 Mann eine Parallelerscheinung zu den Entdeckungs- und Eroberungsfahrten der Spanier und Portugiesen in derselben Zeit. Es offenbart sich nur dieselbe Verschiedenheit bei der gleichen Tendenz, die in Europa wie in Japan zum Verfalle der Lyrik geführt hatte: hier Konzentration auf einen Punkt mit unendlichen Massen, dort die Gefahr, die darin besteht, daß die Kraft in die Breite vergeudet wird.

Aber in dieser Zeit greift zum erstenmal die mitteleuropäische Kultur nach Japan hinüber. Um 1549, während der größten Anarchie, waren die Jesuiten nach Japan gekommen, und bereits 1582 soll es über 600000 Christen gegeben haben. Es mag für den ersten Augenblick befremden, wenn ich das Christentum in Japan mit dem gleichzeitig auftretenden Protestantismus in Deutschland, England und Frankreich in Parallele stelle, zumal da den Japanern das Christentum durch die Jesuiten gebracht wurde. Vor allem ist der Protestantismus autochthon, während das Christentum in Japan deutlich als importiert erscheint. Aber man muß bedenken, daß der Protestantismus ebensowenig im Volke hätte Wurzel schlagen können wie das Christentum in Japan, wenn nicht eben in Japan wie in Mitteleuropa die Zeit gekommen oder, wie es in der Bibel heißt, erfüllet worden war, da eine neue Lehre auftreten sollte. Und ferner darf man nicht vergessen, daß die Jesuiten nicht wie die ersten protestantischen Missionare als Fremde zu den Völkern kamen, die sie dem Christentum gewinnen wollten, sondern ganz im Gegenteil so viel wie möglich sich ihren Anschauungen anpaßten, wie es der Große mit dem Kinde tun muß. Bekanntlich hat gerade diese Methode den Konflikt mit den Dominikanern heraufgeführt, die den Jesuiten eine Verleugnung des Christentums zum Vorwurfe machten. Der Streit, der am heftigsten in China entbrannt war, endete mit der Ausweisung beider Parteien und überaus blutigen Christenverfolgungen. Gleichzeitig wie Protestantismus und japanisches Christentum an Ausbreitung und Macht gewonnen hatten, trat auch ihr Verfall ein. In Europa freilich wurde der Protestantismus offiziell durch die Gegenreformation nur beschränkt, scheinbar durch die Religionskriege sogar in seinem eigentlichen Gebiete gefestigt, während in Japan das Christentum völlig ausgerottet und 1639 das Land allen Europäern — ausgenommen die Holländer, die sich die größten Demütigungen gefallen ließen — versperrt wurde. Aber man braucht sich nur etwas in der Theologie des Protestantismus umgesehen zu haben, um deutlich zu erkennen, wie weit die Orthodoxie, die lutherischer sein wollte als Luther selbst gewesen, davon entfernt ist, mit dem ursprünglichen

Protestantismus identisch zu sein. Im eignen Lager brach dieselbe Reaktion herein, die außerhalb den Namen Gegenreformation trägt.

Das Zeitalter Luthers ist aber auch das Raffaels und Michelangelos; neben den Gottesstreitern leben die großen Heiden, die in der Erde nach vergrabenen und verschütteten Götterbildern suchen und ihren Geist nicht satt trinken können an der goldenen Klarheit der wiedergeborenen griechischen Philosophie. Selbst verruchte Gewaltmenschen wie Cesare Borgia und seine Condottieri lieben die Musik und schreiben zärtliche oder geistreiche Sonette. Nicht anders veranstaltete Hideyoshi, der Bezwinger so vieler mächtiger Daimios im Lande und Sieger im Kampfe gegen Korea, der selbst den Plan trug, China zu unterwerfen, ein Liederwettspiel nach der Art der alten Uta-Awase und beteiligte sich selbst daran. Der Sinn für Poesie erwacht wieder. Während man in Europa allenthalben Sonette und Epigramme schmiedet, erlebt Japan seine Haikai-Periode. Hier wie dort aber ist die Beschäftigung mit der Lyrik nur eine spielerische; sie ist nicht mehr der eigentliche Ausdruck der Zeit wie im Mittelalter, sondern nur eine Nebenerscheinung. Das Neue, das diese bringt, ist die neue Philosophie auf Grundlage der alten griechischen resp. konfuzianischen, zu der jene Schöngeisterei der Renaissance nur das Vorspiel war, und das Drama.

Nun erst erhält Japan wie Mitteleuropa seine Weltanschauung. Selbständige Geister treten auf, die in Widerspruch mit der herrschenden Religion treten, Kritik wagen und mit Hohn und Spott bekämpfen, was ihnen mit der Autorität des Altüberlieferten entgegentritt. Das Mittelalter und selbst die Reformationszeit hatte die alten heidnischen Weltweisen nur gelesen und als Behelfe der Sprachwissenschaft betrachtet, im besten Falle sie bewundert und gepriesen. Noch ein Melanchthon konnte neben seinen theologischen Vorlesungen auch solche über Aristoteles halten. In Japan las ein Henjo ebenso eifrig die konfuzianischen Schriften wie die buddhistischen, und von vereinzelten Skeptikern und ihrem Anhang, wie man sie auch im gleichzeitigen Mitteleuropa findet, abgesehen, bleibt der Buddhismus in seiner Machtstellung unangegriffen. Mit Iyeyasu aber, dem Nachfolger Hideyoshis im Shogunat, wird ein ernstliches Studium der alten chinesischen Weisen begründet und führt in der Folgezeit zu einer als Neokonfuzianismus bezeichneten Richtung in der japanischen Philosophie. Genau so wie in Europa auf die Kompromißphilosophie eines Descartes der Rationalismus der Enzyklopädisten folgte und auf diesen wieder die „Vernünftigkeit" Christian Wolffs in ihrer ganzen Seichte, bis endlich der moderne Materialismus eine Zeit heraufführt, die man im wesentlichen als eine atheistische bezeichnen kann — genau so folgt in Japan auf den Neokonfuzianismus die Aufklärung und endlich jener Indifferentismus allem Religiösen gegenüber, um dessen willen die Japaner in den Verruf der Gottlosigkeit gekommen sind, ohne daß wir darum von den Besten unsers Volkes, die wir zu seinen Lehrern berufen, den Schwur auf das Dogma verlangen. Die Reihe wäre nicht vollständig, wenn dem Wiederaufleben der Gläubigkeit bei uns während des letzten Jahrzehnts nicht auch ein Neuerwachen des Buddhismus in Japan entspräche, das ebenso wie bei uns

nicht von der Kirche ausgeht, sondern von einzelnen Dichtern. In Mitteleuropa mag man die Namen Verlaine, Huysmans, Jörgensen nennen, in Japan schreibt Koda Rohan, eines seiner größten Talente, im Dienste der buddhistischen Idee.

Bei Betrachtung des Dramas ist vor allem zu bemerken, daß es sowohl in Japan wie in Mitteleuropa in den religiösen Mysterien und Moralitäten mit ihren komischen Zwischenspielen ihren Ursprung hat, diese selbst aber nicht von dem neuen Glauben eingeführt worden sind, sondern auf die volkstümlichen Tänze zu den heiligen Festzeiten der alten Götter zurückgehen. Nicht etwa in den Stammlanden des Christentums hat das mitteleuropäische Drama seine Wiege, sondern in den kelto-germanischen Ländern, und ebenso hat es anfänglich nichts zu tun mit den lateinischen Tragödien und Komödien, die in den Schulen gelesen und wohl auch aufgeführt wurden. Sein Charakter ist ein durchaus autochthoner. Das alles kann hier nur angedeutet werden, Einzelheiten würden zu weit führen. Auch das japanische Drama ist aus religiösen Tänzen der alten Götterreligion hervorgegangen, und der Unterschied ist nur, daß diese auch dem Namen nach erhalten blieb, während unsre Götter nur unter den Namen der Heiligen des neuen Glaubens im Volke fortleben. Wie es aber ein Drama im höheren Sinne vor der gewaltigen Zeit Shakespeares in Europa nicht gibt, wie erst dann die große Dramenepoche anbricht, der Corneille, Racine und Molière angehören, so setzt auch das japanische Drama erst mit dem 17. Jahrhundert ein und erhält in Chikamatsu Monzaimon (1653—1724) seinen größten Vertreter, zugleich Shakespeare und Molière für sein Volk, Begründer der heroischen Tragödie und des bürgerlichen Schauspiels, des Sewamono. Gleichzeitig mit ihm schaffen eine ganze Reihe von Dramendichtern, so daß man auch in Japan von einer wahrhaften Dramenepoche in dieser Zeit sprechen kann. Das Drama hat vor allem die Gunst der Großen, die, wenn sie zu Felde ziehen, ihre eigne Schauspielertruppe mit sich führen, ganz wie man in Europa seine Privattheater hielt. Nichtsdestoweniger ist hier wie dort der Stand, dem man so viele Anregung und so viel Vergnügen verdankt, verachtet und zuweilen geradezu geächtet. Es gibt Zeiten, wo der Schauspieler in Japan außerhalb der Gasse, in die man die Theater verbannt hat, wie man es mit den Yoshiwaras tat, nur mit einem großen Hute sich zeigen darf, der sein ganzes Gesicht bedeckt. Hier wie dort auch erstarrt die Kunst in dem Bestreben, die Ueberlieferungen zu bewahren, völlig zur Unnatur, mit der erst die allerjüngste Zeit wirklich im Ernste zu brechen wagte. Was für uns die realistische Darstellungsweise der Moderne, das bedeutet für Japan das „lebendige Spiel“, das Katsu-gekki Kavakamis und Sada Yakkos, die man beide auf ihrer europäischen Tournee viel bestaunt und bewundert hat. Vier bis fünf Theater haben sich bereits seiner Spielweise angeschlossen, und zugleich wird auch dadurch, daß sich der Schauspieler künstlerische Aufgaben stellt, sein Stand gehoben. Es soll auch bei uns noch nicht gar lange her sein, daß man in der Gesellschaft einen Stuhl, auf dem ein Schauspieler gesessen, erst abwischte, ehe man selbst sich niederließ. Die neue Zeit mag auch wieder in Europa wie in Japan einen neuen Shakespeare heraufführen; unsern

Tagen fehlt er noch, und nicht das Drama, sondern der Roman beherrscht seit dem Ende des 18. Jahrhunderts das Feld.

Der moderne Roman, ganz verschieden von den romans und romaunts am Ausgange des Mittelalters, nimmt seinen Anfang fast zugleich mit dem modernen Drama. Es ist im Grunde genommen eine ziemlich faule Zeit, in der er sich zu entfalten beginnt, eine Zeit des Uebergangs mit den brutalen Scheußlichkeiten des Dreißigjährigen Kriegs und der japanischen Christengemetzel von 1614 bis 1639 und den galanten A la mode-Allüren der Bel-Esprits. In Mitteleuropa bevorzugt die vornehme Welt den gezierten, ganz mit Fremdworten durchsetzten Stil, der unter den Namen Marinismus, Gongorismus und Euphuismus genugsam bekannt ist, und von dem sich in Shakespeare und Moscherosch leicht die Proben finden lassen, in Japan ist Saikaku (1642—1693) der Hauptvertreter einer ganz ähnlichen Richtung. Er liebte es, seine Sprache ganz mit japanischen und chinesischen Wortspielen zu durchsetzen und die Sätze unaufhörlich ineinanderzuziehen, so daß der Leser nie zu Atem kam. Der Inhalt seiner Erzählungen war ebenso ein abenteuerlich-erotischer wie jener unsers galanten Zeitalters. Aber Saikaku sollte nur den Uebergang zu dem modernen Roman Japans bilden und dieser selbst aus den moralischen Tendenzen der neokonfuzianischen Aufklärung entstehen wie der unsre auf der Grundlage der englischen Moralphilosophie. Von Richardson bis Walter Scott sind die Engländer tonangebend im modernen Roman; sie finden überall Bewunderung und Nachahmer, eine ganze Romanflut geht von ihnen aus und droht die ganze Literatur zu überschwemmen und zu ersäufen. Jetzt entstehen diese vielbändigen Riesenwerke, gegen die unsre mittelalterlichen Epen fast Pygmäen sind, und ist dann so ein Werk zu Ende, so droht noch eine Fortsetzung aus der Feder des Dichters selbst oder auch eines andern. Das ist die Zeit, da in Japan ein Bakin (1767—1848) seine dreihundert Romane schreibt, zahlreiche davon in mehr als fünfzig Büchern. Mit fünfzehn Jahren begann Bakin zu schreiben, und erst der Tod nahm ihm den Pinsel aus der Hand. In mehr als einer Beziehung kann man ihn den japanischen Walter Scott nennen. Auch er ist abenteuerlich, romantisch bis zum Entzücken aller jungen Mädchen, liebt die Tugend und läßt sie moralisch siegen, auch wenn sie zum Schlusse einen allgemeinen Harakiri begeht, das Laster dagegen muß unterliegen; und mag er auch noch so romantisch tun, ein Schulschmäcklein ist doch immer dabei, und seine Helden und Heldinnen sind mehr Papier und Tusche als Fleisch und Blut. Heute noch gilt Bakin als der Größte auf dem Gebiet des historischen Romans. Was nach ihm kam, war fast nur Professionsware, die einzig dem Publikum zu Gefallen geschrieben war und das Ethos, das Bakin doch immerhin weit über das Niveau eines gewöhnlichen Kolportage-Romanschreibers gehoben hatte, ganz vermissen ließ. Die Zeit von 1814 bis 1830 wird von japanischen Historikern selbst eine seichte genannt, und sie deckt sich gut mit der Zeit vom Wiener Kongreß bis zur Pariser Julirevolution mit all der Heuchelei ihrer heiligen Allianz, ihrem Mucker- und Delatorentum. Und damit auch ein besonderes Merkmal nicht fehle, zeigt sich

hüben wie drüben die Tätigkeit der Zensur in ganz ähnlicher Weise. Bereits zu der Zeit, da ein Christian Wolff bei Strafe des Stranges aus Halle verwiesen wurde und ein Schubart auf dem Hohenasperg gefangen saß, hatte man in Japan einen Kyoden mehrere Wochen lang in Handschellen gehen lassen, um ihn so von seiner Vorliebe für die Schilderungen aus dem Yoshiwara zu kurieren, und hatte tatsächlich den Erfolg erzielt, daß Kyoden fortan tugendhaft schrieb und sogar eine „Sittenlehre für Jünglinge" verfaßte. Jetzt wieder holte man bei Shunsui und andern das Besserungsverfahren, allerdings mit weniger Erfolg.

Aber von 1850 datiert die neue Geschichte Japans. Während das Frankfurter Parlament dem König von Preußen die Kaiserkrone anbot, wirkten in Japan die Besten des Volkes dafür, daß nicht den Shogunen die Herrschaft gebühre, sondern dem alten Kaiserhause, dessen gegenwärtiger Mikado in seiner Residenz zu Kioto ganz vergessen lebte und so arm war, daß er nicht einmal das schadhafte Dach seines Palastes ausbessern lassen konnte. Aber erst nach schweren Kämpfen mit den Gegnern und mancher Wandlung im eignen Lager siegte die alte Kaiseridee und konnte sich Mutsuhito, der neue Mikado, als alleiniger und wahrhafter Herrscher proklamieren (am 7. Dezember 1867). Drei Jahre später ging auch der Traum Deutschlands in Erfüllung; der 18. Januar 1871 gab ihm seinen Kaiser wieder. Japan erschloß sich nun zum zweiten Male der europäischen Kultur, und wenn es sich diese auch jetzt wieder so rasch zu eigen machen konnte, so lag das daran, daß es, obwohl gänzlich von seinen Einflüssen abgeschlossen, in seiner inneren Kulturbewegung auf derselben Stufe angelangt war. Auch hier aber ist zu bemerken, daß es sich nicht um Aeußerlichkeiten handelt. Daß ein Volk die technischen Errungenschaften eines andern übernimmt, bezeugt noch nicht, daß es auch in der Kultur mit ihm in der gleichen Entwicklungsphase steht. Es kann sich Kanonen und Elektromotoren kaufen, so sind sie sein. Aber seine Literatur, seine Weltanschauung im besonderen müssen organisch aus ihm selbst herauswachsen, wenn man sie sein nennen soll. Ich zeigte, wie Japan in der Tat Schritt für Schritt sich in gleicher Weise entwickelte wie Mitteleuropa, vertreten in seinen Kulturträgern, vor allem Deutschland und England. Es ist zwar erst eine kurze Spanne Zeit her, seit wieder der Westen zum Osten kam, und manche möchten hier abbrechen, weil notwendig der historische Ueberblick fehlen müsse. Ich möchte aber dennoch auch noch an einzelnen Erscheinungen dieser jüngsten Zeit zeigen, wie Japan tatsächlich mit Europa Schritt hält, womit ich natürlich nicht behaupten will, seine Hervorbringungen seien den unsern völlig gleich zu werten. Japan ist uns gegenüber zu sehr im Nachteil; wo bei uns fast ein Dutzend Völker auf den Plan treten, die alle im Sinne derselben Kultur schaffen, ist es in Japan nur das eine Volk, das notgedrungen die so außerordentlich anregende Wechselwirkung entbehrt. Dies aber sei hervorgehoben: Die moderne Bewegung Japans hob ebenso wie die unsre gleichzeitig mit der Wiedergeburt der Lyrik und des realistischen Romanes an, die beide mit der Konvention brachen und die Sprache der Wirklichkeit redeten. Wie man in

Europa auf die Realisten der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zurückgriff, auf Balzac im Gegensatze zu Walter Scott, so inaugurierte Tsubo-uchi Yuzo eine neue japanische Romankunst auf der Grundlage des Realisten Shunsui im Gegensatze zu Bakin. Der Naturalismus, der auf den Realismus folgte, fand in Japan in Yamada seinen Hauptvertreter, und dieser auch näherte sich in seiner Sprache am meisten der Sprache des Umgangs. Die Reaktion blieb nicht aus. Wie man in Europa dann wieder, in den rein literarischen Kreisen zumal, einen etwas preziösen Stil bevorzugte, in dem man ein Wiederaufleben des estilo culto des 17. Jahrhunderts sehen muß, so war es in Japan Okazi, der Yamada aus seiner ersten Stelle in die zweite zurückdrängte, indem er auf Saikaku, den japanischen Euphuisten des 17. Jahrhunderts zurückging und für seine im Grunde genommen noch weit mehr realistischen Erzählungen dessen gezierte, blumenreiche Redeweise übernahm. Die jüngste Zeit brachte dann einen neuen buddhistischen Dichter, den schon erwähnten Koda Rohan.

Dabei ist allerdings auch zu berücksichtigen, daß in Japan seit 1880, mit welchem Jahre man seine moderne Bewegung beginnen lassen kann, eine ganze Reihe von europäischen Werken, Romane und Dramen, in Uebersetzung bekannt gemacht wurden. Aber es sind nicht etwa Maupassant, Zola und Huysmans, die man vielleicht heute noch nicht näher kennt, sondern Bulwer, Victor Hugo, Goethe und Shakespeare. Also sind auch diese neuesten Strömungen als auf gleicher Grundlage in gleicher Weise entstanden zu betrachten. Beeinflussung im einzelnen ist natürlich nicht hinwegzuleugnen, aber man darf dabei nicht übersehen, daß sich auch in Europa hinwieder der Einfluß Japans geltend machte, nur daß das Gebiet ein andres war. In der Literatur hatte uns Japan nichts zu geben, das wir nicht selbst besaßen, wohl aber in seiner ganz ihm eigentümlichen Zeichenkunst und im Kunstgewerbe. Der Name Japonismus bezeichnet allein schon eine ganze Richtung, und vor allem Whistler verdankt viel von den intimsten Eigenheiten seiner „Harmonien" und „Symphonien" in Farben und seiner Radierungen einem Hokusai und Hiroshige — auch sie nicht die Neuesten, sondern Zeitgenossen Goethes — und hat es offen bekannt. Wahrhaft abhängig von Europa sind die Japaner nur in der Oelmalerei, für die ihnen die Voraussetzungen fehlten und in der es wohl nicht über die ersten Versuche hinauskommen wird. Der Geist Japans liebt zu sehr das Zarte, Flüchtige, Linienhafte, wie ihn auch Motoori Norinaga, der geistreiche Kritiker und Patriot des 18. Jahrhunderts, für alle Zeiten definierte:

> Wem wohl der Geist Yamatos
> Mag zu vergleichen sein?
> Dem Duft der Kirschenblüte
> Im Sonnenaufgangsschein.

Was ihm nicht in seiner Wesenheit entspricht, das vermag er nicht zu assimilieren, und immer wieder, nachdem er sich scheinbar ganz willenlos fremden Einflüssen hingegeben, ringt er sich zu sich selber durch.

Mit einem Rückblick auf meine Darlegungen möchte ich als ihren Grund-

gedanken hervorheben, daß, wie in der Ebenmäßigkeit der Ausbildung unsers Kontinentes selbst, in der Gesetzmäßigkeit der Aufeinanderfolge der verschiedenen Vegetationsperioden, so auch in der Kulturentwicklung ein Parallelismus herrscht, wonach sich zwei Völkergruppen, von den gleichen Grundlagen aus, ob auch voneinander durch den halben Erdumfang geschieden, in gleicher Weise entfalten. So sehr ist der Mensch nur ein Teil seiner Mutter Erde.



Gift und Heilmittel.

Von

Prof. Dr. Ed. Schaer (Straßburg).

Wie sehr auch diese beiden Worte des Titels in der Meinung des Laien ihrem Begriffe nach sich gegenseitig auszuschließen scheinen, so sind sie doch in den Augen der wissenschaftlichen Fachmänner, d. h. der Vertreter der Giftlehre (Toxikologie) und der Arzneimittellehre (Pharmakologie) durch die mannigfachsten Berührungspunkte verbunden, ja in ihrer tiefern Bedeutung geradezu enge miteinander verknüpft, so daß die Vorstellung des einen dieser Begriffe fast unmittelbar diejenige des andern hervorruft. Es mag deshalb vielleicht angemessen und nicht ohne alles Interesse erscheinen, in einer kürzern Darlegung auf jene Verwandtschaft spezieller hinzuweisen und einige der wichtigsten historischen Beziehungen der beiden Dinge anzudeuten, wobei weder die Gifte den Ruf ihrer Gefährlichkeit noch die Arzneistoffe den ihrer Heilkraft einzubüßen haben werden.

Nichts ist zunächst geeigneter, den nahen Zusammenhang jener beiden in die ersten historischen Zeiten zurückgehenden Gruppen von Naturobjekten zu beweisen, als die einfache Betrachtung der sprachlichen Verhältnisse, die freilich an diesem Orte nur in wenigen Sätzen berührt werden können. In die Literatur des klassischen Altertums gehen zwei zur Benennung von Giften und Heilmitteln dienende Ausdrücke zurück, nämlich die griechischen Namen „Toxikon" und „Pharmakon", die in späteren Perioden zunächst latinisiert wurden und sodann in zahlreiche europäische Sprachen als Fremdwörter, hauptsächlich in Form abgeleiteter Bezeichnungen, übergegangen sind. Während der erstgenannte Ausdruck „Toxikon" (vermutlich von „Toxon", der Pfeil, abstammend und daher ursprünglich wohl für Pfeilgifte verwendet) die Bedeutung von „Gift" als einer ungemein schädlichen Substanz von alters her bis in unsre Tage in allen davon herzuleitenden Wörtern beibehalten hat, zeigt dagegen der zweite Ausdruck

„Pharmakon“ nicht allein periodische, d. h. durch bestimmte Zeiträume einigermaßen abgegrenzte, sondern auch innerhalb derselben Zeitepoche zu beobachtende Schwankungen, insofern er bald als ein Synonym der Bezeichnung „Toxikon“ auftritt, bald, und zwar vorwiegend, dem Begriffe „Arzneistoff, Heilmittel“ entspricht, — eine Bedeutung, wie sie heute den modernen abgeleiteten Benennungen: Pharmazie, Pharmakologie, Pharmakognosie u. s. w. ausschließlich innewohnt. Ob in jenen früheren Zeiten bei der Benutzung des Wortes „Pharmakon“ der Begriff des „Heilmittels“ oder des „Giftes“ der vorwiegende, vielfach auch allein existierende war, hing wohl zweifellos nicht nur von dem Sprachgebrauche bestimmter Zeitperioden, sondern noch mehr von andern Umständen ab, so u. a. von dem Charakter der Berufsarten, zu deren Bezeichnung mancherlei aus „pharmakon“ gebildete Benennungen dienten (pharmacotribae, pharmacopolae, pharmacopoei, pharmaceutae etc.), sodann von der Natur und dem Gegenstande der Schriften, in denen die betreffenden Ausdrücke Verwendung fanden, von der prosaischen oder poetischen Redeweise und einigen andern Faktoren, die hier nicht weiter zu erörtern sind.

Daß dem Worte „pharmakon“ eine weit allgemeinere oder richtiger ausgedehntere Bedeutung als dem Ausdrucke „toxikon“ zukam, läßt sich für eine längere Epoche der Kulturgeschichte deutlich verfolgen; es erinnern die mit diesem Namen verknüpften feineren, nicht immer an der Oberfläche liegenden Wandlungen in mancher Richtung an andre eigentümliche Uebergänge, wie etwa denjenigen des lateinischen Ausdruckes „pigmentum“ von der Bezeichnung des „Farbstoffs“ zu dem Begriff des „Gewürzes“ oder der „Spezerei“, und endlich zu den neusprachlich-romanischen Benennungen für das spezielle Gewürz „Pfeffer“ (piment, pieument, pimiento, pimenta, pimentão) u. s. w.

Aus der Geschichte der Medizin, insbesondere der Pharmakologie, ist bekannt, daß die Aerzte des Altertums der arzneilichen Verwendung notorischer Gifte im allgemeinen keineswegs zugetan waren, und daß erst in späteren Perioden, im Mittelalter, zum Teil erst in der neuen Zeit, zunächst zögernd, später in mehr und mehr systematischer Weise, die allmähliche Beiziehung von Giftpflanzen, wie auch von giftigen mineralischen Stoffen zu Heilzwecken stattgefunden hat. Aber erst der neuen wissenschaftlichen Medizin in ihren biologischen Zweigen blieb es vorbehalten, jene ältere Definition des Begriffes „Gift“ zu erweitern, nach der jede sobenannte Substanz unter allen Umständen giftige, wenn nicht tödliche Wirkungen äußern mußte, und den Beweis zu leisten, daß die Mehrzahl der toxischen Stoffe unter rationell gewählten Bedingungen heilkräftig zu wirken vermag, wie umgekehrt zahlreiche anscheinend unschädliche Arzneistoffe sich unter bestimmten Umständen als Gifte verhalten können. So haben wir unter den Händen der experimentellen Pathologie und Physiologie zusehends die Schranken zwischen dem „Pharmakon“ und dem „Toxikon“ fallen sehen; die aus alter Zeit übernommenen Ausdrücke sind in einem tiefern Sinne synonym geworden, und die heutige Pharmakologie, die naturgemäß die Toxikologie als angewandte Disziplin in sich schließt, ist die Lehre von den physiologisch wirk-

samen anorganischen und organischen Substanzen und von den durch sie bewirkten Veränderungen im lebenden Körper.

Es ist vielleicht nicht ohne historisches Interesse daran zu erinnern, daß jene zunächst schrittweise beginnende, später bald in langsamerem, bald in rascherem Tempo fortschreitende Einbeziehung mineralischer, pflanzlicher und tierischer giftiger Stoffe in die Dienste der Heilkunde schon im frühen Mittelalter, d. h. in der Uebergangszeit der sogenannten byzantinischen Medizin anhebt und, wie aus den Arzneibüchern und kulturgeschichtlichen Daten besonders des 11., 12. und 13. Jahrhunderts ersichtlich, vorwiegend mit dem Gebrauch und der nähern Kenntnis jener „Zaubermittel" verknüpft ist, auf die wohl die Bezeichnung „Pharmaka" zuerst angewendet wurde.

So finden wir beispielsweise in den der Natur- und Heilkunde gewidmeten Schriften der berühmten Aebtissin Hildegard in Ruprechtsberg bei Bingen sowie in andern Arzneibüchern des 12. Jahrhunderts mancherlei Angaben über die arzneiliche äußerliche Verwendung des Schierlings (Conium maculatum), des im alten Griechenland bei Todesurteilen gebrauchten „Koneion", wobei nicht ohne Humor geschlagene Körperteile als den heilkräftigen Wirkungen dieses Giftkrautes besonders zugänglich geschildert werden. Diejenige Pflanze aber, an die sich während einer Periode von vielen Jahrhunderten die interessantesten kulturhistorischen Traditionen knüpfen, die vor allem als Bestandteil der Liebes- und Zaubertränke, sowie in den verschiedensten Manipulationen der Zauberei und Schwarzkunst, nicht weniger aber als Hilfsmittel der Giftmischer (bei den sogenannten „schleichenden Giften"), endlich auch, in passend dosierter Form, neben andern verwandten Gewächsen wie Bilsenkraut, Stechapfel und Belladonna als Heilmittel eine hervorragende Rolle gespielt hat, — ist der Alraun, die Mandragora der Mittelmeerländer. Von dieser Pflanze, deren Spuren uns bekanntlich in den Dramen unsrer größten Dichter begegnen, und deren erschöpfende Geschichte und Monographie wohl mehrere Bände zu füllen vermöchte, läßt sich vielleicht behaupten, daß ihr in höherem Maße als der Mehrzahl der bei uns bekannten physiologisch wirksamen Arznei- und Giftgewächse die gemeinsame Bedeutung eines „Pharmakon" und „Toxikon" im ursprünglichen wirklichen Sinne dieser Namen zukommt.

Aber auch für die mineralischen chemischen Stoffe, unter denen mancherlei Metallverbindungen, wie z. B. des Eisens, Kupfers, Bleis, Zinks u. s. w., schon im Zeitalter der hippokratischen Medizin und der alten Heilkunde der Indier und Ostasiaten verbreitete arzneiliche Verwendung fanden, kam die Zeit, in der auch die giftiger wirkenden Substanzen, so u. a. die Salze und sonstigen Verbindungen des Quecksilbers und Silbers, des Arsens und Antimons, durch die hartnäckigen Bemühungen der „Jatrochemiker" des 16. und 17. Jahrhunderts, besonders eines Paracelsus, Sylvius, Boyle, Quercetanus, Sala, Turquet de Mayerne u. s. w., zu einer mehr und mehr systematischen Anwendung sowohl als äußerliche, wie als innerliche Heilmittel gelangten, ob auch die eigentliche medizinische Bedeutung einzelner dieser

Stoffe, wie z. B. des Arseniks, erst im 19. Jahrhundert vollständig erschlossen worden ist.

Während sich für manche, unter gewissen Voraussetzungen giftig wirkende Metallpräparate, wie z. B. für einzelne Zink- und Bleiverbindungen schon im Altertum, für andre, so unter anderm für das Quecksilberoxyd oder für gewisse Goldsalze, im spätern Mittelalter eine arzneiliche Verwendung nachweisen läßt, fällt, wie schon angedeutet, die Einführung einer größeren Zahl als giftig betrachteter Metallsalze, die wie Bleizucker, Quecksilbersublimat, Silbernitrat, Brechweinstein u. s. w. auch in den neuesten Arzneibüchern oder „Pharmakopoeen" nicht fehlen, in eine etwas spätere Zeit, ja zum Teil erst in das 18. Jahrhundert. Sie bahnte einen allmählichen Umschwung der teilweise noch sehr unklaren Ansichten über die Beziehungen des Giftes zum Heilmittel an; und als im Laufe dieses selben Jahrhunderts der Arzt Anton Störck (1731 bis 1803), der Nachfolger van Swietens in Wien, durch seine trefflichen klinischen Beobachtungen über die arzneilichen Wirkungen mehrerer sogenannten Giftpflanzen, besonders des Stechapfels, des Bilsenkrautes, des Schierlings, der Herbstzeitlose und des Sturmhutes den Beweis zu erbringen suchte, daß diese so lange Zeit hindurch mit berechtigter Scheu betrachteten Pflanzen bei rationeller, auf wissenschaftlich-pharmakologischer Grundlage beruhender Anwendung und Dosierung bei vielen Affektionen unschätzbare Dienste zu leisten vermögen, mußte endlich die so lange gehegte, wenn auch früher schon wiederholt bekämpfte Annahme eines kategorischen, gewissermaßen in den inneren Qualitäten der Körper begründeten Unterschiedes zwischen Heilmitteln und Giften, zwischen toxisch und arzneilich wirkenden Substanzen mehr und mehr besserer Einsicht weichen. So bereitete sich die neueste Periode des 19. Jahrhunderts vor, die durch eine engere Verbindung der Pharmakologie und der Toxikologie charakterisiert ist, — eine Verbindung, die auf der Ueberzeugung ruht, daß zwischen den wichtigsten Medikamenten und den gewöhnlich als Gifte bezeichneten Stoffen vielfach nur graduelle Unterschiede bestehen. Bei beiden Kategorien handelt es sich um bestimmte physiologische Wirkungen; ein und dieselbe Substanz wird deshalb unter gewissen Bedingungen ein heilsames Arzneimittel, unter andern Umständen ein gefährdendes Gift darstellen können, und es ist Aufgabe der wissenschaftlich begründeten Medizin, jene physiologischen Wirkungen zu erkennen und durch rationelle Anwendung und Dosierung der Arzneistoffe für die Zwecke der Heilkunde nutzbar zu machen.

Auf dem Boden solcher neuerer Anschauungen ist denn auch im Verlaufe des 19. Jahrhunderts eine Neuerung möglich geworden, die sich zweifellos weiter fortsetzen wird und besser und deutlicher als alle theoretischen Erörterungen die angedeuteten engen Beziehungen zwischen der Heilmittel- und Giftlehre darlegt. Wir meinen die allmähliche und dauernde Einführung einer Anzahl von Giften der Naturvölker in den Arzneischatz, sei es zur Verwendung als Medikamente, sei es zur Benutzung als sogenannte „Antidote" oder Gegengifte.

Es ist eine der bemerkenswertesten, kulturgeschichtlich interessantesten Tat-

sachen, daß die Naturvölker aus dem oft fast übergroßen Reichtum der sie umgebenden Pflanzen-, Tier- und Mineralwelt auf Grund unzähliger, durch Tradition stets weiter befestigter Erfahrungen mit feiner, ihren scharf ausgebildeten Sinnen entsprechender Beobachtung — fast darf man sagen, mit eigentümlichem, naturwissenschaftlichem Takte und Instinkte — zahlreiche Naturprodukte ausgewählt haben, die ihnen als Nahrungsstoffe, als Genußmittel, als Arzneistoffe, als Gifte u. s. w. zu dienen hatten, und die aus der Mannigfaltigkeit der vegetabilischen, animalischen und mineralischen Produkte zweckentsprechender herauszufinden selbst dem genialsten modernen Europäer in manchen Fällen kaum gelingen dürfte!

Unter den auf solche Weise von den Eingebornen verschiedenster Ländergebiete der Alten und Neuen Welt auf dem Wege fortgesetzter Beobachtungen und Erfahrungen aufgefundenen Giften lassen sich namentlich drei Gruppen hervorheben, die der neueren Medizin manchen wertvollen Heilstoff, aber auch der neueren Physiologie mehr als ein unentbehrlich gewordenes Hilfsmittel geliefert haben.

Zu einer ersten Kategorie sind die in den letzten Dezennien in sehr erheblicher Zahl bekannt gewordenen Pfeilgifte zu zählen, die zur Vergiftung von Pfeilen und andern Waffen in der verschiedensten Weise verwendet, auf dem ganzen Erdenrunde getroffen werden und, meist von pflanzlicher, öfters auch von tierischer Provenienz, mannigfaltige, wenn auch vielfach sehr analoge chemische Beschaffenheit aufweisen. Das am längsten bekannte dieser Pfeilgifte, das, aus der nördlichen Hälfte Südamerikas stammend, unter den Namen Curare, Wurari u. s. w. beschrieben worden ist, hat nicht allein früher arzneiliche Verwendung bei gewissen Affektionen sowie als Antidot bei Vergiftungen mit strychninhaltigen Giftstoffen gefunden, sondern wird wegen seiner sehr eigentümlichen und wissenschaftlich bemerkenswerten Wirkungen in den physiologischen und pharmakologischen Laboratorien in nutzbringender Weise verwertet. Ungleich wichtiger als Medikament ist die in zahlreichen Arten in West-, Ost- und Südafrika verbreitete Strophanthuspflanze, deren Samen und daraus hergestellte Präparate neben der altbekannten Digitalis und andern sogenannten Herzmitteln seit geraumer Zeit mit unbestrittenem Erfolge bei verschiedenen Leiden arzneiliche Verwendung finden. Die erste sichere Erkenntnis ihrer Brauchbarkeit in letzterer Richtung knüpft aber an die seinerzeit zuerst von dem Edinburger Gelehrten Dr. Th. Fraser vorgenommene gründliche Untersuchung mehrerer aus Strophanthusarten bereiteten afrikanischen Pfeilgifte an, deren Stammpflanzen er im Verein mit einigen englischen Botanikern zuerst erkannte. Man wird sich kaum in der Annahme täuschen, daß im Laufe der Zeit neben den indirekt durch das Pfeilgift bekannt gewordenen Strophanthussamen, die in allen neueren staatlichen Arzneibüchern Aufnahme als Arzneimittel gefunden haben, noch andre Pfeilgifte zur Einführung arzneilich brauchbarer Pflanzenstoffe, ja vielleicht selbst animalischer Substanzen führen werden. Und nicht ohne Interesse mag es sein, darauf hinzuweisen, daß auch verschiedene andre physiologisch äußerst wirksame, meist fremde

Pflanzen, deren Wurzeln, Samen oder Milchsäfte nach Anleitung unsrer Pharmakopöen längst zu arzneilichen Zwecken dienen, wie z. B. Aconitum-, Strychnos- und Euphorbiaarten in ihren Heimatländern zur Bereitung von Pfeilgiften für Krieg und Jagd benutzt werden.

Nicht weniger interessanter Art sind die einer zweiten Gruppe angehörigen „Gottesurteilsgifte“ oder „Ordalgifte“, die sich in einer hier nicht näher zu erörternden Weise mit jenen kulturgeschichtlich so bedeutsamen Formen von Rechtsprechung und Verurteilung verknüpft zeigen, die als Gottesurteile bekannt und wiederholt von Archäologen, Rechtshistorikern und Philologen zum Gegenstand ihrer Studien gemacht worden sind. Diese in unsern zivilisierten Staaten längst — mancherorts vielleicht später als erwartet werden möchte — verlassene Art der Beurteilung von Verbrechern oder eines Verbrechens Verdächtigen findet sich bei verschiedenen Naturvölkern namentlich der Alten Welt noch in neuerer Zeit in Gebrauch, und auch aus der Reihe der zu solchen Zwecken verwendeten Giftpflanzen ist eine wenn auch bis jetzt nicht sehr erhebliche Zahl in ihren physiologischen Wirkungen sorgfältig geprüft und sodann in die „Series medicaminum“, obwohl nicht immer in die offiziellen Arzneibücher aufgenommen werden. Es mag genügen, hier an die vor Jahren wegen ihrer auffallenden Gegenwirkungen gegen die atropinhaltigen Drogen viel besprochene Kalabarbohne, den Samen eines westafrikanischen Schmetterlingsblütlers, oder an die ebenfalls afrikanische Sassyrinde zu erinnern, um von andern, für den Arzneischatz außereuropäischer Länder in Frage kommenden Pflanzenstoffen ganz abzusehen.

Und endlich ist noch einer dritten Serie von Giften Erwähnung zu tun, die zwar in einzelnen Beispielen schon seit Jahrhunderten bekannt, doch erst durch emsige Nachforschungen der letzten zehn Jahre, namentlich durch eine größere monographische Arbeit des holländischen Gelehrten Dr. M. Greshoff, Direktor des Kolonialmuseums in Haarlem, in die richtige Beleuchtung gerückt und zu eingehenderer Beachtung gelangt ist. Es handelt sich um die Gruppe der Fischfanggifte, d. h. um eine ungeahnt große Zahl von Pflanzenstoffen aus den verschiedensten Familien, die bei den verschiedensten Völkern der Welt seit Jahrhunderten, teilweise wohl seit Jahrtausenden in ähnlich rätselhafter Weise wie die Pfeil- und Ordalgifte aufgefunden und zur Betäubung der Fische beim Fange eingeführt worden sind. In einer vor mehreren Jahren veröffentlichten Abhandlung hat der Verfasser dieses Aufsatzes nachgewiesen, daß sich unter den zahlreichen, seit kürzerer oder längerer Zeit bekannten Arzneipflanzen auch Fischfangpflanzen in nicht geringer Zahl befinden, was nur so erklärt werden kann, daß manche physiologisch wirksame Substanzen, die in den fischbetäubenden Pflanzen vorkommen und den verschiedensten Klassen chemischer Verbindungen angehören, unter günstigen Bedingungen, d. h. bei rationeller Verwendung, unzweifelhafte Heilwirkungen zu äußern vermögen. Es gilt dies vielleicht in erster Linie von denjenigen ungewöhnlich zahlreich vertretenen Fischfanggiften, die als wirksame Bestandteile Körper aus der Gruppe der physikalisch und chemisch

gleich merkwürdigen, aber auch physiologisch interessanten Saponinstoffe enthalten, Substanzen, von denen ältere und neueste Untersuchungen dargetan haben, daß sie als arzneilich wirksame Bestandteile zahlreicher altbekannter und neuerer Medizinalpflanzen der Gattungen Smilax, Polygala, Guajacum, Cyclamen, Saponaria, Verbascum, Bassia, Schima, Balanites u. s. w. zu betrachten sind.

So haben sich aus den vorstehenden Betrachtungen manche unleugbare engere Beziehungen zwischen den gemeiniglich als Gift bezeichneten Substanzen und den Arzneistoffen ergeben, wenn auch in vielen Fällen die tiefere Erkenntnis und vollständige Klarstellung solcher Beziehungen noch keineswegs erreicht sein mag. Und wenn wir uns zum Schlusse dieser Erörterungen daran erinnern, daß von manchen Gegnern einer wissenschaftlichen Heilkunde, unter anderm von Vertretern der sogenannten Naturmedizin, den Aerzten entgegengehalten wird, daß sie „Gifte" als „Heilmittel" verwenden, so mag ein solcher Vorwurf bei oberflächlicher Betrachtung und angesichts eines traditionellen Sprachgebrauches scheinbar berechtigt erscheinen; er hält aber einer tiefergehenden Prüfung und Erwägung nicht stand, und den Verächtern der auf dem Boden mühevoller Untersuchungen und wissenschaftlicher Beobachtungen stehenden Heilkunst — und wären sie dies auch aus ehrlicher Ueberzeugung — muß zugerufen werden: „Studiert Geschichte der Medizin!"



Der Torpedo im modernen Kriege.

Von

Edwin Emerson,

Spezial-Kriegskorrespondent im fernen Osten.

Der erste große Krieg des zwanzigsten Jahrhunderts ist in angemessener Weise mit der Erprobung der todbringendsten aller modernen Kriegswerkzeuge eröffnet worden, — nicht mit endgültiger Bewährung, wohlverstanden; denn so paradox es auch erscheinen mag: auch die brillanten Kriegstaten der Japaner vor Port Arthur haben trotzdem noch keineswegs den Schlußbeweis erbracht, der uns in die Lage versetzen würde, den tatsächlichen Kampfwert des Whitehead-Torpedos mit Sicherheit festzustellen. Und dennoch, wenn die jüngsten Ereignisse uns auch noch immer nicht all das lehrten, was wir zu erforschen begierig sind, so haben sie doch dem, was wir der Geschichte der großen Seetreffen des vorigen Jahrhunderts entnommen, kraftvollen Nachdruck verliehen. Der Torpedo ist, weil das modernste, naturgemäß das tödlichste Instrument der neuen Taktik. Es kennt keine halben Maßregeln. Das Schiff, gegen das sein Angriff gerichtet wird, ent-

rinnt entweder unbeschädigt oder wird gänzlich zerstört. Kein Panzergürtel kann ihm widerstehen. Der „Zäsarewitsch", eines der besten Schlachtschiffe moderner Konstruktion, erlag dem Torpedo, trotz der inwendigen Panzerverschläge und Schotten, womit er versehen war, um einer eventuellen Torpedoexplosion standhalten zu können, und trotz seines besonderen Panzergürtels über dem gewöhnlichen Gürtel an der Wasserlinie.

Schon in Friedenszeiten ist der Torpedodienst nicht ohne große Gefahren. Kaiser Wilhelm sowie auch sein Bruder Prinz Heinrich hatten Gelegenheit, Folgerungen zu ziehen, daß das Leben des Kommandeurs eines Torpedobootes nichts weniger als gefeit sei. Sein erstes Kommando führte Prinz Heinrich auf einem Torpedoboot, wobei er seine Veranlagung zum Seehandwerk bei folgender charakteristischen Gelegenheit bewies.

Anläßlich der ersten Jubiläumsfeier der Königin Viktoria hatte die deutsche Torpedoflottille Befehl erhalten, sich nach Spithead zu verfügen. Der damalige Kronprinz Wilhelm gab seinem Bruder das Geleit an Bord des winzigen Flaggschiffes. In elfter Stunde drohte ein heftiger Sturm den englischen Kanal für die kleinen Fahrzeuge unpassierbar zu machen. Fürchtend, daß der Abfahrtsbefehl im letzten Augenblicke noch widerrufen werden könnte, dampften die beiden Prinzen in ihrem schwachen Fahrzeuge frisch drauflos, dem Sturme ins Angesicht. Natürlicherweise folgten die übrigen Boote des Miniaturgeschwaders dem Anführer. Zuerst wurden alle im Sturme zerstreut und litten auch ganz erklecklich von der hochgehenden See; doch gelang es den Anführern, die hin und her geworfenen Fahrzeuge in Formation zu bringen, und man dampfte in geschlossener Aufstellung, zur festgesetzten Stunde, die Themse hinauf. Auch die britischen Seeleute begrüßten diesen Erfolg als eine kühne Erhärtung der Seetüchtigkeit und der Geschwindigkeit der Torpedoboote unter sehr ungünstigen Umständen.

Moderne Kriegsführung besteht im besten Falle im Einandergegenüberstellen der gegenseitigen Kriegsmaschinen. Geschütze werden mathematisch gerichtet, mechanisch geladen, elektrisch abgefeuert. Das Malerische der alten, Raasegel führenden Fregatte, mit seinen Möglichkeiten des Enterns und des Handgemenges, ist von modernen, mastlosen Kriegsschiffen wie weggeblasen.

Der Torpedodienst bietet jedoch dem jungen Seeoffizier eine jener seltenen Gelegenheiten, seiner Unternehmungslust und seiner Kühnheit freien Lauf zu lassen, da dieser Dienst stets die höchste Bravour und die best geschulten moralischen und intellektuellen Vorzüge erheischt und bedingt. Durch persönlichen Wagemut führt eine Torpedoexpedition zu raschem Ruhme; noch ist da hoher Lohn zu erringen. Selbst im Falle des größten Erfolges mag jedoch ein sicherer Tod winken, der aber dem Helden durch den vorangehenden Vollgenuß der Siegesfreude wettgemacht wird.

Die Berichte über den ersten Ansturm der japanischen Torpedoflotte entbehren keineswegs des Anstrichs einer derartigen Romantik. Vor allem lauerte doch da die stets zu gewärtigende Gefahr in den unterseeischen Minen, die

von den Russen in fliegender Hast kurz vor Ausbruch der Feindseligkeiten gelegt wurden; ferner eine Bomben und Geschosse speiende Kette von Befestigungen in dominierenden Höhen und schließlich eine Flotte, aus den furchtbarsten Exemplaren der heutigen nautischen Technik bestehend. Eine Hafensperrkette war allmählich über den Eingang zum inneren Hafen gezogen worden. Jedoch die Japaner dampften mit einer Kaltblütigkeit, die uns an Dewey vor Manila denken läßt, über die Minen, und die Sperrkette schloß den Eingang nicht vollständig. Die Torpedoboote glitten unter dem Schutzmantel der Dunkelheit hinein, versenkten, bevor die Russen auch nur eine Ahnung von der Anwesenheit des Feindes hatten, zwei Schlachtschiffe und einen Kreuzer. Die russische Flotte lag hinter einer Landspitze, unter dem Namen „Tigerschwanz" bekannt, in drei Reihen vor Anker. In der äußeren Reihe lagen die schweren Schiffe; die äußere Reihe erlitt die größten Verluste. Das Entrinnen war für die Japaner noch viel schwieriger als der Angriff. Unter den grellen Strahlen der Reflektoren ergoß sich ein wahrer Hagel von Geschossen aus den Schnellfeuergeschützen auf die waghalsige Flottille. Daß diese es überhaupt zuwege brachte, sich wieder mit ihrem Geschwader zu vereinigen, muß uns heute wie ein wahres Wunder vorkommen. Der Schlag war ein so jäher und zermalmender, daß es den Russen nicht übelzunehmen ist, wie sie es sich nicht recht vorstellen konnten, was eigentlich vorgefallen sei, bis die angreifenden Boote verschwunden waren. Die Forts und unbeschädigten Schiffe setzten ihr Geschützfeuer noch lange fort, nachdem der Feind schon längst von der Finsternis geborgen war. Man muß bezweifeln, ob die Russen die japanischen Boote trotz der Reflektoren überhaupt gesehen haben. Wahr ist zwar, daß viele der See- und auch der Festungsoffiziere sich zurzeit bei einer (armseligen) Zirkusvorstellung befanden, die gerade damals die Hauptattraktion der Stadt bildete. Aber auch das erklärt noch nicht, warum es den Russen nicht gelang, den Angriff zurückzuschlagen. Auf den Admiral Alexejeff muß dieser japanische Erfolg ganz besonders niederschmetternd gewirkt haben. Nur wenige Wochen zuvor hatte er in seinem offiziellen Organ, dem „Novi Krai", das in Port Arthur erscheint, behauptet, „daß die russische Flotte einer Torpedoattacke gegenüber immun sei, und daß die Japaner es seien, die von den, mit tapferen russischen Seeleuten bemannten Torpedobooten überwältigt werden würden."

Die Ereignisse, die dem Seegefecht von Tschemulpo unmittelbar vorausgegangen, sind, vom strategischen Standpunkte aus betrachtet, von ungemein höherer Wichtigkeit als der Angriff auf Port Arthur. Der „Korjez" war von Tschemulpo nach Port Arthur kommandiert worden. Als er hinausdampfte, kamen ihm sechs japanische Kreuzer und acht Torpedoboote entgegen, umzingelten ihn und schossen drei Torpedos auf ihn ab, die weit vom Ziele gingen. Bei dieser Gelegenheit wurde zum erstenmal ein Schiff in einer Seeschlacht, in der von nautischen Strategen als orthodox vorgeschriebenen Art, angegriffen; und das Ergebnis war ein eklatanter Mißerfolg, insofern es sich um den Torpedo handelte. Es scheint ein fast hoffnungsloses Unternehmen zu sein, ein sich bewegendes Fahrzeug mit einem Torpedo zu treffen.

Der Angriff auf Port Arthur und der Kampf vor Tschemulpo ähneln in mannigfacher Weise den Zusammenstößen während des chinesisch-japanischen Krieges, in denen die Wirksamkeit des Torpedos bemerkenswert ist. Ein kurzer Rückblick auf die bedeutenderen Ereignisse jenes Feldzuges, bei denen auch der Torpedo beteiligt war, wird dazu dienen, uns zu vergegenwärtigen, daß die damaligen Erfahrungen der Japaner im gegenwärtigen Kriege zunutze gemacht wurden, und auch, daß, wie früher erwähnt, der Torpedo bis auf den heutigen Tag noch immer nicht auf seinen eigentlichen Wert erprobt ist. Die Schlacht am Yalu, oder wie die japanischen offiziellen Schriftstücke sie nennen, bei Haiyang, ist schon deshalb denkwürdig, weil dies die erste Schlacht war, in der sich moderne Torpedos, moderne Torpedoboote und zwei Flotten moderner Kriegsschiffe auf hoher See gegenüberstanden. Nautische Strategen prophezeiten schon vor geraumer Zeit als für die moderne Seeschlacht charakteristisch, daß darin eine Flottille von Torpedobooten vereint auf ein beliebiges feindliches Kriegsschiff zustürzen und mehrere Torpedos gegen dieses losfeuern werde, in der sicheren Voraussetzung, daß wenigstens einer davon das Objekt auch träfe, und weiter als Tatsache annehmend, daß nicht alle Angreifenden zusammen zerstört werden könnten. Nichts derartiges ereignete sich bei Haiyang. Die Torpedoboote machten zwar einige flüchtige Anstürme, aber solch einmütige Handlung, wie in der Theorie vorausgesetzt, war nicht zu verzeichnen. Trotzdem sich auf chinesischer Seite 44 und auf japanischer Seite 32 Torpedorohre befanden, geschah nichts Nennenswertes. Anstatt ihre Whiteheads wirkungsvoll zu gebrauchen, trachteten die Chinesen, sowie die feindlichen Geschosse herüberzuregnen begannen, die gefährlichen Instrumente loszuwerden. Diese Aengstlichkeit kann allerdings damit einigermaßen gerechtfertigt werden, wenn man erfährt, daß die Chinesen sich mit geladenen Ueberwasserrohren und auf den Verdecken herumliegenden Torpedos ins Treffen begeben hatten. Das chinesische Schiff „Chen Yuen" entging mit knapper Not der Zerstörung durch sein eignes Hecktorpedo, das aber zufällig wenige Momente, bevor der Zylinder von einem feindlichen Geschosse getroffen wurde, abgefeuert worden war. Tatsächlich war also die Seeschlacht bei Haiyang nichts weniger als eine großartige Bewährung des Torpedos. Die chinesischen Torpedoboote manövrierten ohne Zweck und Ziel, und die japanischen waren auch nicht besser. Der einzige Beweis, der erbracht wurde, schien der zu sein, daß der Torpedo einem sich bewegenden Objekte gegenüber machtlos sei. Merkwürdigerweise ist in den Annalen der modernen Kriegsgeschichte kein einziger Fall angeführt, in dem ein nicht vor Anker liegendes Schiff einem Torpedoangriff zum Opfer gefallen wäre.

Nach der niederschmetternden Niederlage am Yalu und der nachfolgenden Einnahme von Port Arthur durch eine Flotte von zehn japanischen Torpedobooten verblieb den Chinesen bloß der einzige Hafen Wei-hai-wei. Hier wurden die Ueberreste der chinesischen Flotte zusammengezogen. Die japanische Armee besiegte die chinesische Landmacht, und Admiral Ito beschloß, einen Hauptangriff auf die feindlichen Schiffe zu machen. Zu wiederholten Malen entsandte er die

Torpedoflottille mit der Weisung, den feindlichen Schiffen den Garaus zu machen; alle Attacken wurden aber zurückgeworfen. Es war ein hoffnungsloses Unterfangen. Die Einförmigkeit der japanischen Mißerfolge wurde aber schließlich durch ein Ereignis unterbrochen, das geeignet ist, die Gefahren des Torpedodienstes ins grellste Licht zu stellen. Zwölf chinesische Torpedoboote machten einen verzweifelten Entrinnungsversuch, indem sie aus dem Hafen an der Blockadeflotte vorbei zu entweichen versuchten. Die Japaner eröffneten sofort Feuer. Fast kein einziges der Boote entkam. Was nicht unterging, wurde genommen. Auf diesen Erfolg folgte wieder ein Fehlschlag; Admiral Ito war aber entschlossen, auszuharren.

In einer bitter kalten Nacht — es war der 5. Februar 1895 — entsandte er seine letzte Expedition. Die Torpedoboote sausten an die Chinesen hinan, bevor sie überhaupt bemerkt wurden. Der Feind bot fast keinen Widerstand.

Rechts und links glitten Torpedos durch die Flut. Zwei Schiffe wurden getroffen, der „Laiyuen“ und der „Tingyuen“. Ein englischer Offizier an Bord des „Tingyuen“ gebrauchte die Vorsichtsmaßregel, die wasserdichten Pforten schließen zu lassen, was zur Folge hatte, daß das Schiff sich vierundzwanzig Stunden nach der Explosion über Wasser halten konnte, bevor es schließlich sank. Die Bemannung des „Laiyuen“ kam auf jämmerliche Weise um. Das Schiff sank nämlich nicht, sondern schlug um. Die Mannschaft befand sich in einem eisernen Sarge. Tagelang konnte man weithin vernehmen, wie die armen Eingekerkerten an die Wandung des Schiffes schlugen, wie sie in wildester Verzweiflung um Hilfe schrien. Erst nach mehreren Tagen gelang es einer Rettungsmannschaft nach übermenschlicher Arbeit, die Schiffswandung zu durchschneiden; man fand aber bloß Leichen. Nur ein einziges Boot der Angreifer blieb unbeschädigt. Das Torpedoboot, das den „Tingyuen“ in die Luft sprengte, wurde am folgenden Tage, ganz verlassen im Hafen hin und her treibend, aufgefunden. Es war von chinesischen Geschossen fast zertrümmert. Seine Bemannung verließ es in einem kleinen Boot und wurde tags darauf aufgelesen — aber alle waren erfroren. Im ganzen chinesisch-japanischen Kriege war dies der einzige Erfolg, der direkt dem Torpedo zuzuschreiben wäre.

Der spanisch-amerikanische Krieg bewies noch weniger zugunsten des Torpedos. Obzwar sowohl die spanischen, als auch die amerikanischen Schiffe mit Torpedozylindern versehen waren, machte doch weder Montojo, noch Dewey irgendwelchen Gebrauch von ihnen, der Spanier schon aus dem einfachen Grunde, weil er keine Torpedos besaß, und der Amerikaner, weil seine Kanonade wirkungsvoll genug war.

Im Kampfe vor Santiago wurden ebenfalls keine Torpedos verwendet. Trotzdem wurde während dieses Treffens wieder nachgewiesen, daß die über der Wasserlinie befindlichen Torpedorohre von höchster Gefahr für das eigne Schiff werden können. Die Lektion wurde den Chinesen bei Haiyang erteilt, hier wiederholte sie sich mit blutigem Nachdruck. Ein amerikanisches Geschoß explodierte mit unheilbringender Wirkung am Heck des „Oquendo“ und brachte einen vierzehn-

zölligen Torpedo daselbst zur Explosion, den Hinterteil des Schiffes vollständig zerschmetternd. Man kann mit gutem Grunde annehmen, daß die „Vizcaya“ in ähnlicher Weise durch das Getroffenwerden von einem Torpedo beschädigt wurde. Die Gefahren des Torpedodienstes wurden gelegentlich der Zerstörung der Torpedeboote „Pluton“ und „Furor“ auch wieder einmal illustriert. Niemals vorher wurden Schnellfeuergeschütze mit durchschlagenderem Erfolge gehandhabt als gerade damals von Leutnant Wainwright an Bord der „Gloucester“. Es wird erzählt, daß das Wasser um die dem Untergang geweihten Boote von den amerikanischen Kugeln zu Schaum gepeitscht wurde.

Die andern Seetreffen während des kubanischen Krieges, in denen Torpedoboote eine Rolle spielten, sind hauptsächlich deshalb bemerkens- und erwähnenswert, weil die Kaltblütigkeit und der Wagemut der amerikanischen Mannschaft so schön zum Ausdruck kamen. Typisch ist die Geschichte der „Winslow“ in der Bai von Cardenas. Während man damit beschäftigt war, die Kabel zu durchschneiden, kam der Angriff der Spanier. Ueber eine Stunde hagelten die spanischen Kugeln über das kleine Boot. Fähnrich Bagley und zwei andre wurden getötet, während die Totalziffer der Verluste, Gefallene und Verwundete, zehn betrug. Wenn man bedenkt, daß die gesamte Bemannung bloß aus fünfundzwanzig Leuten bestand und daß die „Winslow“ arg mitgenommen war, muß man zugeben, daß die Spanier bei dieser Gelegenheit ziemlich gut geschossen haben müssen.

Während des 19. Jahrhunderts fehlte es nicht an Gelegenheiten, bei denen die tödliche Wirksamkeit des Torpedos konstatiert werden konnte. Die meisten haben eine eigentümliche, genaue Aehnlichkeit mit den jüngsten Ereignissen vor Port Arthur. Während der chilenischen Revolution im Jahre 1891 wurde das Schiff „Blanco Encalada“ von zwei Torpedobooten, die selbst schwere Schrammen davontrugen, zum Sinken gebracht. Während der vom Admiral Mello angestifteten brasilianischen Insurrektion wurde dem Rebellenschiff „Aquidaban“ ein ähnliches Schicksal durch einen Torpedoangriff zur Nachtzeit zuteil.

In all den bisher aufgezählten Fällen wurde der moderne Whitehead- oder selbstpropellierende Torpedo zur Verwendung gebracht. Wenn wir weiter zurückgreifen, finden wir den gemischten Gebrauch von Whitehead- und Sparren-Torpedos. Zu jener Zeit war der Whitehead-Torpedo eine verhältnismäßig neue Waffe, und alle Erfolge waren vermittelst des Sparren-Torpedos errungen worden. Deshalb hatte z. B. im französisch-chinesischen Krieg (1884 bis 1885) der Sparren-Torpedo die hervorragendere Rolle. Bei Foo Chow, brachen auf ein von einer Hotchkiß-Kanone abgegebenes Signal drei französische Torpedoboote, kurz nach Beginn eines heißen Treffens, plötzlich vor, und entluden ihre Sparren-Torpedos gegen zwei verankerte chinesische Schiffe. Beide sanken. Die Affäre Shei-poo, während desselben Krieges, gab wieder Gelegenheit zur Funktion des Torpedos, wobei wieder ein chinesisches Schiff unterging. Dieses Treffen brachte den Franzosen einen lächerlich leichten Sieg über einen hoffnungslos bestürzten Feind.

Im russisch-türkischen Kriege (1877) wurden sowohl der alte Sparren-Torpedo sowie auch der moderne Whitehead-Torpedo von den Russen ver-

wendet. Die damals ausgeführten Angriffe sind noch bis auf den heutigen Tag von einem gewissen Interesse, da deren Pläne von Admiral Makarow, dem inzwischen mit dem „Petropawlowsk“ untergegangenen Kommandeur der russischen Flotte im Stillen Ozean, der damals Leutnant und etwas später Kapitän war, entworfen wurden. Er war derjenige, der das heutige System des Kollektivangriffs einer Torpedoflottille auf ein einzelnes Kriegsschiff inaugurierte.

Sein ist das Verdienst, das Torpedoboot zum ersten Male zielbewußt im Kriege nutzbar gemacht zu haben. Der bestbekannte Flottenexperte F. T. Jane führt mit Recht an: „Wenn Farragut füglich der Nelson der Panzerschiffe genannt zu werden verdient, gebührt dem russischen Admiral Makarow ein ähnlicher Name mit Bezug auf das Kriegswerk des Torpedos.“ Die erste erfolgreiche Whitehead-Torpedoattacke aller Zeiten wurde während des russisch-türkischen Krieges ausgeführt, und Makarow war es, der sie plante. Das Resultat war der Untergang des türkischen Monitors „Seifé“, an der Donaumündung. Uebrigens war diese Waffentat auch schon deshalb bewunderungswürdig, weil alle vier angreifenden Boote unversehrt entkamen. Die beiden letzten Torpedounternehmungen jenes Krieges sind deshalb erinnerungswert, weil der Whitehead-Torpedo bei dieser Gelegenheit zum ersten Male mit Erfolg verwendet wurde; wenigstens bei der letzten. Im ersten Falle explodierte der Torpedo vorzeitig, die letzte Expedition aber war ein vollständiger Erfolg. Zwei Whiteheads wurden gegen ein türkisches Wachschiff abgefeuert und explodierten mit einer furchtbaren Detonation. Eine Minute später sank das türkische Schiff zum Meeresgrunde. Zum ersten Male hatte man Gelegenheit, sich von der fürchterlichen Leistungsfähigkeit des Whitehead-Torpedos zu überzeugen.

Während der Gesamtdauer des russisch-türkischen Krieges wurden Torpedos bei sieben Anlässen verwertet, es gelang jedoch bloß gelegentlich der beiden oben angeführten Angriffe, die feindlichen Schiffe zu vernichten. Obgleich der Enderfolg jeder einzelnen Attacke ein andrer war, herrschte doch stets dasselbe taktische Vorgehen vor. Die Russen schlichen zur Nachtzeit, meistens unbemerkt, bis an den Feind heran. Wenn sie schon einmal beobachtet wurden, hatten die Türken nie das gute Glück, etwas zu treffen. Es ist daher leicht erklärlich, weshalb die Russen in all diesen Expeditionen zusammen bloß einen einzigen Mann verloren.

Obgleich der Whitehead-Torpedo zum ersten Male mit Erfolg während des russisch-türkischen Krieges angewendet wurde, hatte er doch schon früher, wenn auch erfolglos, in einem Seetreffen figuriert. Zur Zeit der Revolution in Peru, im Jahre 1877, erachtete es der britische Admiral H. De Horsey für notwendig, der Piratenkarriere des peruanischen Rebellenturmschiffes „Huascar“ ein gewaltsames Ende zu machen, da sein Befehlshaber auf eigne Faust die britischen Handelsinteressen bedroht hatte. Während eines Engagements mit dem „Huascar“ feuerte das eine der zur Verfolgung des Freibeuters ausgesandten britischen Schiffe, der „Shah“, einen Whitehead-Torpedo ab, den ersten, der je im Kriege verwendet worden. Das Projektil kam nicht einmal in die Nähe des peruanischen Schiffes. Es hatte weder die Distanz noch die Ge-

schwindigkeit. Mit einbrechendem Dunkel gelang es dem „Huascar“ zu entfliehen, um später, im Jahre 1879, am peruanisch-chilenischen Krieg teilzunehmen. In der Zwischenzeit war er mit lenkbaren Torpedos versehen worden, die er gerade gegen das chilenische Kriegsschiff „Abtar“ verwenden wollte. Eine Kleinigkeit, und der „Huascar“ wäre seinem eignen Torpedo zum Opfer gefallen. Der Torpedo drehte sich, sowie es ins Wasser glitt, und kam aufs eigne Schiff zu. Ein tapferer Leutnant, namens Canseco, sprang ins Wasser, veränderte durch einen Stoß die Richtung der Waffe, und errettete den „Huascar“ vom unabwendlich scheinenden Untergang.

Wenn wir bedenken, daß die Vereinigten Staaten eigentlich am wenigsten für die Entwicklung des Torpedos getan haben, so muß es doch eigentlich recht überraschend wirken, daß das Sparren-Torpedo während des amerikanischen Bürgerkrieges sein Debüt machte. Der Süden erteilte die erste Lektion in seiner Anwendung. Er wurde erst gegen das Ende des Krieges eingeführt, und bloß deshalb, weil er das einzige richtige Mittel schien, um die Monitore des Nordens zu bezwingen. Man konstruierte gleich vom Anfang an besondere Boote zur Handhabung des Torpedos. Das erste für diesen Zweck gebaute Boot war der „David“. Veteranen des Bürgerkrieges können sich wahrscheinlich noch dieser „Davids“, es waren mehrere, entsinnen; lange, zigarrenförmige Fahrzeuge, vermittelst Schrauben bewegt, die, wenn klar zum Gefechte, fast eben mit der Wasserfläche lagen. Sie führten bloß Sparren-Torpedos; jedoch mag man sie mit Fug und Recht als die Urbilder unsrer modernsten Unterseeboote ansehen. Diese „Davids“ erreichten nicht besonders viel; in einem Falle jedoch gelang es einem solchen schwimmenden Grabe (diese Boote führten keinen Vorrat von Luft) das Unionschiff „Housatonic“ zum Sinken zu bringen. Doch sie bezahlten teuer ihr Wagnis, denn das Boot der Südländer versank auch mit Mann und Maus. Zwei Jahre später wurde es von Tauchern, unweit des Wrackes des „Housatonic“ aufgefunden. Jeder Mann befand sich an seinem Posten. Während des Bürgerkrieges war es auch, daß eine Heldentat ausgeführt wurde, die in den Annalen der Geschichte des Torpedos als weitaus die kühnste ihrer Art dasteht.

Monatelang bildete das Panzerschiff „Albemarle“ der Konföderierten den Gegenstand fortwährenden Schreckens für die Unionflotte. Ihr Panzer machte sie so widerstandskräftig, daß sie den gewöhnlichen Kanonenkugeln einfach Hohn bot. Sie hatte mit einer ihre Feinde zur hellen Verzweiflung treibenden Leichtigkeit schon mehrere Schiffe der Union zum Meeresgrunde gerammt. Es blieb bloß ein Weg übrig, den Roanokefluß dieses Schreckens ledig zu machen: der Torpedo. Man ließ aus New York eine speziell zu diesem Zweck entworfene Dampfschaluppe kommen, die außer einer Zwölfpfünder-Haubitze einen langen Sparren führte, der ausgezogen und mit Torpedos versehen werden konnte. Leutnant Cushing, damals erst 21 Jahre alt, wurde mit diesem gefährlichen Kommando betraut. Der erste Versuch, die „Albemarle“ in die Luft zu sprengen, mißlang. Der zweite Versuch wurde in einer dunkeln Nacht unternommen; die

Dunkelheit war von jeher zum Gelingen einer Torpedoattacke unumgänglich notwendig. Beinahe wäre Cushing unbemerkt an den Wachfeuern des Feindes vorübergeglitten. Da ertönte das Gebell eines Hundes und alarmierte die Wachen. Die Feuer machten die Schaluppe zu einer ausgezeichneten Zielscheibe für die Flinten der Konföderierten. Kugeln pfiffen ringsumher. Cushings Kleidung wurde durchlöchert. „Mit vollem Dampf, voraus," kommandierte Cushing, und die federleichte Schaluppe setzte über die um die „Albemarle" placierten Holzstämme, die man zum Zwecke der Abwehr eines derartigen Ueberfalls bereit hatte, senkte sein Torpedo, bis er den Schiffskörper tatsächlich berührte, und zog die Leine. Die Explosion war eine fürchterliche. Als die „Albemarle" sich auf die Seite legte, öffnete sich eine Stückpforte, und aus deren gähnendem Schlunde entstürzte eine Kartätschenladung aus einem Hundertpfünder. Die Ladung flog über die Schaluppe hinweg. Nach unbeschreiblichen Mühen gelang es Cushing, seine Flotte zu erreichen. Die Schaluppe war verloren, und zwei seiner Leute fanden ihren Tod durch Ertrinken. Die Kaltblütigkeit und Gewandtheit, die Cushing bei dieser Gelegenheit an den Tag legte, sind im höchsten Grade bemerkenswert. Er hatte vier Schnüre an seine Hände und Füße gebunden, und hätte er auch nur eine im unrichtigen Augenblicke angezogen, wäre es das Ende der Expedition gewesen.

Dieser kurze Ueberblick über die Geschichte des Torpedos rechtfertigt wohl die eingangs aufgestellte Behauptung, daß der Ueberfall der Russen bei Port Arthur uns nichts Neues betreffs des Whitehead-Torpedos lehrt. Wenn wir die Geschichte des Torpedos von der Zeit des amerikanischen Sezessionskrieges bis auf den heutigen Tag verfolgen, und seine Erfolge gegen die Mißerfolge auf die Wagschale legen, müssen wir vor allem bekennen, daß wir von seinem Vollwerte in offener Schlacht auch heute noch so viel wie nichts wissen. Die Vernichtung von Rebellenschiffen in südamerikanischen Revolutionen, die Zerstörung türkischer Schiffe im russisch-türkischen Krieg, der vereinzelte japanische Ueberfall zu Wei-hai-wei nach so vielen fruchtlosen Versuchen, sind, wir müssen es wohl zugeben, einander sehr ähnlich. In fast all diesen Fällen finden wir einen entschlossenen Ansturm zur Nachtzeit gegen einen ahnungslosen Feind, eine Ueberrumpelung. Wessen der Torpedo und das Torpedoboot im offenen Treffen bei Tageslicht fähig sind oder sein sollen, bleibt vorläufig eine Sache der Mutmaßung. Die Torpedoattacke in der Schlacht am Yalu war ein Fiasko. Vielleicht aber werden sich während des gegenwärtigen Krieges die Prophezeiungen der Erfinder und Verbesserer, der plötzliche Kollektivansturm auf ein vereinzeltes Schiff, die Zersplitterung des Verteidigungsfeuers und Senkung mit minimaler Selbstgefahr, bewahrheiten; aber das überleichte Entrinnen des „Korjez" bei Tschemulpo vor einer ganzen Flottille von Torpedobooten ist wahrlich nicht das, was ein sanguinischer Stratege ein vielversprechendes Zeichen nennen würde.

Neuere demotische Literatur.

Von

Prof. J. Krall.

Fernab vom Kulturlande Aegyptens führt uns der Weg in die Libysche Wüste an das Nordufer des Birket el Kerûn, des verkümmerten Restes des sagenberühmten Moirissees. Wo jetzt alles Leben erstorben ist und nur gelegentlich zeltende Beduinen hausen, bestand vor rund zweitausend Jahren ein blühendes Gemeinwesen. Die Ruinenstätte, die den altägyptischen Namen Dime bewahrt hat, ragt auf einem Hügel aus der Ebene empor, in alter Zeit war es eine Insel in dem Moirissee, der weit über Dime hinaus bis an die Berge reichte. Ein Steindamm führte vom Landungsplatze am Südufer der Insel mitten durch die Ortschaft zum Tempel, in dem als Hauptgottheit eine lokale Form des krokodilköpfigen Gottes Sochos, der Soknopaios verehrt wurde, danach hießen Insel und Ortschaft Soknopaiu Nesos (Insel des Soknopaios).

Hier hat man vor etwa zwei Dezennien reiche demotische und griechische Papyrusschätze gehoben. Die griechischen wurden nach Berlin, Wien, London, Oxford, Dublin, Genf, Kairo, Chicago verstreut, die demotischen kamen zum größeren Teile nach Wien in die Sammlung der Papyri Erzherzog Rainer. Aus den ersteren ersehen wir, daß die Siedelung in Soknopaiu Nesos in die erste Hälfte des 2. Jahrhunderts v. Chr. hinaufreicht, die letzteren führen uns bis in die Zeit des Königs Ptolemaios Euergetes II., der durch Reformen in allen Zweigen der ägyptischen Verwaltung bemüht war, dem Verfalle des Lagidenreiches zu steuern. Von da an können wir namentlich an der Hand der griechischen Urkunden die Geschicke dieses Gemeinwesens bis in das 3. Jahrhundert n. Chr. verfolgen. Das ganze Getriebe in dieser entlegenen Ortschaft mit den kleinen Mühen und Sorgen des Tages liegt offen vor unsern Augen, wir lernen alle wichtigeren Persönlichkeiten des Ortes kennen, von vielen darunter erhalten wir dort, wo sie als Zeugen fungierten, genaue Personbeschreibungen, von einzelnen haben sich auch Statuen in Dime vorgefunden, die nun in den Museen von Kairo und Alexandrien sowie in Privatsammlungen aufbewahrt werden. Die Sprache der Verwaltung war die griechische, das Gros der Bevölkerung gehörte jedoch dem ägyptischen Volksstamme an, so kommt es, daß unter den gefundenen demotischen Papyri viele literarischen Inhalts sind und wir aus ihnen eine ganz ungewöhnliche Bereicherung unsrer Kenntnisse des demotischen Schriftwesens erhalten.

Demotisch nennen wir die ägyptische Sprache, die man seit dem 7. Jahrhundert v. Chr. bis in die Mitte des 5. Jahrhunderts n. Chr. sprach und schrieb. Früher als an den hieroglyphischen hat man sich an den demotischen Text der berühmten dreisprachigen Inschrift von Rosette mit Erfolg gewagt.

Trotz dieses Vorsprungs hat die Erforschung des Demotischen sich nicht so gleichmäßig weiter entwickelt wie jene des Hieroglyphischen und Hieratischen, weil die Anzahl der in demotischer Schrift vorliegenden Texte eine geringe und ihr Inhalt — es handelt sich zum großen Teil um Rechtsurkunden und Zaubersprüche — ein spröder und trockener war. Nur vereinzelte Stücke boten ein größeres Interesse dar, so der Sethon-Roman (jetzt in Kairo), der von den Abenteuern des Prinzen Sethon-Chamois, des Sohnes Ramses' II., handelte. Sethon gelangte als eine Art ägyptischer Doktor Faustus durch magische Künste in den Besitz eines Buches, das ihm übermenschliche Kräfte verlieh. Das Buch brachte seinem Besitzer Unglück, er verfiel in Liebesraserei zu einer schönen Priesterin der Göttin Bast, die ihn schließlich nötigte, seine Kinder zu töten. Auf das Drängen seines Vaters hin beeilte sich Sethon, das gefährliche Buch zurückzustellen. Wir nennen ferner den Sang vom Harfenspieler (jetzt in Wien), die Tiergespräche, in denen merkwürdige Fügungen der Schicksalsgottheit Schay besprochen werden (jetzt in Leiden), die demotische Chronik (jetzt in Paris).

Die neuen literarischen Stücke aus Soknopaiu Nesos stellen allem Anscheine nach die Reste der Bibliothek des dortigen Sochostempels dar. Sie liegen uns leider nur in größeren oder kleineren Fragmenten vor, die jedoch eine große Mannigfaltigkeit des Inhalts zeigen. Neben Hymnen zu Ehren des Hauptgottes Sochos und Ritualbüchern, die sich auf seinen Dienst beziehen, finden wir Texte astrologischen, geographischen, didaktischen, medizinischen Inhalts. Am zahlreichsten sind die Ueberreste der Erzählungsliteratur vertreten. Da las man von der Fahrt des Prinzen Petchonsu nach dem fernen Lande Indien, wo die Lotosblume als Herrin des ganzen Landes thronte; aber am meisten bevorzugte man jene Erzählungen, in denen die alten Könige des Landes auftreten. Die Persönlichkeiten der großen Könige der Vorzeit, da sich Aegypten der Selbständigkeit erfreute und der Kult der heimischen Götter der allein herrschende war, beschäftigten die Phantasie des Volkes auf das lebhafteste. Der Kult der ältesten Könige lebte in dieser spätesten Zeit wieder auf. Wir wissen jetzt, daß die Darstellung ägyptischer Geschichte im zweiten Buche Herodots auf diese volkstümlichen Erzählungen zurückgeht, die der Vater der Geschichte als geschichtliche Berichte gläubig hinnahm.

Eines der größten literarischen Fragmente des Soknopaiosfundes behandelt eine Episode der Regierung des Königs Petubastis aus dem 8. Jahrhundert.[1]) Der Panzer des Fürsten Ejorhorerou war nach dessen Tode von dem Heerführer des Nomos von Mendes Kaamenophis durch List in eine seiner Festungen entführt worden. Dies war im verlorenen Anfange des Papyrus erzählt. Wiederholt erscheinen die Häupter der Sippe des Ejorhorerou, der Fürst des Ostens Pekrur und Pimai von Heliopolis; vor dem Könige Petu-

[1]) Krall, Demotische Lesestücke II, und Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes XVII, 1 ff.

bastis, der in Tanis residierte. Auf den Gefilden dieser wichtigsten Stadt des östlichen Delta hatte Moses nach Psalm 78, 12 und 43 seine Wunder vor Pharao vollbracht. Innerlich ist König Petubastis auf seiten des Kaamenophis, will es aber mit der mächtigen Sippe des Fürsten Pekrur nicht verderben. So verspricht er vorerst, selbst die Rückgabe des Panzers von Kaamenophis erwirken zu wollen. Dieser weigerte sich, dem Befehle des Königs zu gehorchen. So muß der Kampf entscheiden. Um ihn auszutragen, versammeln sich die beiderseitigen Parteigänger in Gegenwart Pharaos am Gazellensee, der im östlichen Delta zu suchen ist. Die Anhänger des Kaamenophis sind zuerst zur Stelle, während die Anhänger Pimais, die zum Teile aus Oberägypten kommen, später eintreffen. Die für ihn günstige Situation sucht Kaamenophis durch einen Angriff auf Pimai auszunutzen, der jedoch mißlingt. Als die Fürsten Aegyptens mit ihrem Gefolge am Gazellensee versammelt sind, da erweist sich die Sippe des Ejorhorerou als die stärkere. „Wer sah den Teich vor den Vögeln, das Meer vor den Fischen?“ drückt sich der Papyrus aus, „wer sah den Gazellensee vor der Sippe des Ejorhorerou?“ Für den König und die versammelten Großen werden Tribünen errichtet. Sie sind als Zuschauer gedacht, während Kaamenophis und Pimai mit ihrem Gefolge den Kampf ausfechten. Während der Kampf fortgeht, sehen wir Monthbaal, einen aus dem Syrerlande angekommenen Anhänger der Sippe des Ejorhorerou, auftauchen, den ein Traumgesicht nach Aegypten zu ziehen veranlaßt hatte. Trotz des Verbotes des Königs war der Kampf allmählich ein allgemeiner geworden. Auch Monthbaal hat in ihn eingegriffen, sehr zum Nachteile der Sache des Kaamenophis. König Petubastis fordert Monthbaal auf, seinem Wüten und Morden Einhalt zu tun, und erneuert das Versprechen, das er bereits in Tanis gegeben hatte, er werde den Panzer zurückstellen lassen, „indem die Freude vor ihm, der Jubel hinter ihm sei“. Auch Kaamenophis ist im Kampfe mit Pimai unterlegen, am schlechtesten ergeht es jedoch Onchhor, dem Sohne des Königs, mit seinem Gegner. Erst jetzt entschließt sich der König zur Rückgabe des Panzers, gegen die er trotz seiner wiederholten Versicherungen im geheimen Widerstand geleistet hatte. Hierin erinnert er an den Pharao des Auszugs, der trotz der Plagen Moses hinhält, bis sein Erstgeborener dahingerafft wird.

Zu einem andern Fürsten des 8. Jahrhunderts führt uns ein Papyrus aus Soknopaiu Nesos, der von dem weisen Bokchoris handelt.[1]) König Bokchoris wird bei den klassischen Autoren als Gesetzgeber Aegyptens gerühmt. Er soll unansehnlichen Körpers, aber an Scharfsinn seinen Vorgängern überlegen gewesen sein. Einige seiner Urteilssprüche sind uns erhalten. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die 1879 in Rom in einem Hause aus augusteischer Zeit entdeckten Wandgemälde uns König Bokchoris als Richter vorführen. In einer Reihe von Szenen fällt ein Richter von Wachen umgeben in Gegenwart der Kläger sein Urteil. In einer Nebenszene, die durch eine Mauer oder Tür von der

[1]) Vergl. Festgaben zu Ehren Max Büdingers, 1 ff.

Hauptszene getrennt ist, wird der Vorgang, der zu der Klage Anlaß gegeben hat, vorgeführt. Unter König Bokchoris, so berichtet die ägyptische Ueberlieferung ferner, soll ein Lamm gesprochen haben, das Aelian beschreibt: es hatte acht Füße, zwei Köpfe und vier Hörner. Die Bedeutung des Lammes in der apokalyptischen Literatur ist bekannt. In unserm Papyrus erhalten wir die Prophezeiungen oder besser die Verwünschungen des Lammes. Unheil, so verkündet es, werde Aegypten treffen. Es ist die Zeit, in der von Süden her die Aethiopen, von Nordosten die Assyrer gegen Aegypten vordringen, Bokchoris selbst wurde von dem Aethiopenfürsten Sabakon gefangen und lebendig verbrannt. Die „Verwünschungen des Lammes“ eröffnen jedoch zum Schlusse einen Ausblick in eine glückliche Zeit. Nach Ablauf eines langen Zeitraumes, wie es scheint von 900 Jahren, würden die in die Fremde, nach Syrien verschleppten Götterbilder nach Aegypten zurückkehren. Die Erfüllung dieses Zeitraumes mochte man für das 2. Jahrhundert n. Chr. erwarten. Geschrieben war unser Papyrus im 34. Jahre des Kaisers Augustus von einem Schreiber, dem wir nachweislich auch die Niederschrift eines andern Stückes des Fundes verdanken, dem Priester Satabus, dem Sohne des Erieus des Aelteren und der Satabus. Wir kennen diesen Priester des Gottes Soknopaios auch sonst, aus den griechisch-demotischen Akten eines gegen ihn gerichteten Prozesses.[1]) Diese Akten gestatten uns einen tiefen Einblick in die Abgründe ägyptischer Kanzleiwirtschaft. Satabus wurde nach langjährigen Verhandlungen schließlich von der römischen Behörde zu der empfindlichen Strafe von 500 Drachmen verurteilt. Wir können uns vorstellen, wie gerne Satabus aus der unerquicklichen Gegenwart in die nationalägyptische Vergangenheit flüchtete und von dem kommenden goldenen Zeitalter träumte.

Ueberblickt man unsre flüchtige Uebersicht der literarischen Funde von Soknopaiu Nesos, des exponierten Postens am Rande der Libyschen Wüste, so kann man sich vergegenwärtigen, wie reich die literarischen Schätze sein mußten, die sich in den großen Tempelbibliotheken, namentlich in Memphis, aufhäuften. Das meiste davon ist unrettbar verloren. Die Quelle, die jedoch so lange versiegte, beginnt reichlicher zu fließen, und es ist kein Zweifel, daß in nicht ferner Zeit die demotische Literatur der älteren Stufe, der hieratischen, als ebenbürtig an die Seite gestellt werden dürfte. In Luxor kam vor wenigen Jahren ein großer, guterhaltener demotischer Papyrus didaktischen Inhalts auf den Markt, der inzwischen von dem Leidener Aegyptischen Museum erworben wurde. Aus Gebelein, dem alten Krokodilopolis in Oberägypten, stammt ein andrer demotischer Papyrus aus dem 1. Jahrhundert n. Chr.,[2]) der von dem bereits erwähnten Prinzen Sethon handelt.

Sethon wird ein Sohn geboren, der nach einer im Traume erhaltenen Weisung den Namen Siosiris (Osirissohn) erhält. Siosiris war geistig und

[1]) Wessely, Papyrorum scripturae graecae specimina isagogica.

[2]) Griffith, Stories of the High Priests of Memphis.

körperlich früh entwickelt, mit zwölf Jahren ist er seinen Lehrern an Weisheit überlegen. Ein Erlebnis in den Straßen von Memphis, wo ein Reicher mit großem Pompe zu Grabe getragen wurde, während ein Armer von allen verlassen und unbeachtet verstarb, veranlaßte Siosiris, den Vater in die Unterwelt zu führen, um ihm zu zeigen, wie verschieden das Los des Reichen, der auf Erden ein arger Sünder war, von jenem des Armen sich gestaltete, der durch gerechten Lebenswandel sich ausgezeichnet hatte. Hier erhalten wir zum ersten Male eine Schilderung der Strafen der Sünder und der Seligkeiten der Gerechten in der Unterwelt. Die Fortsetzung finden wir in der griechischen Petrusapokalypse, den Höhepunkt in Dantes Divina Commedia. Die Angeln der Tür der fünften Halle drehen sich in dem Auge eines Mannes, der bei ihr hingestreckt liegt, es ist der reiche Sünder, während der arme Gerechte strahlend neben Osiris steht. Hier begegnen wir derselben, dem Reichtume feindseligen Anschauung, der auch Christus in den Worten Ausdruck gegeben hat: „Es ist leichter, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher ins Reich Gottes komme" (Mark. 10, 25). Später rettet Siosiris Aegypten vor einer großen von Aethiopien her drohenden Gefahr. Es zeigte sich, daß Siosiris in Wirklichkeit die Inkarnation eines alten Weisen und Zauberers war, der vor 1500 Jahren auf Erden lebte. Er hatte die Gefahr, die Aegypten drohte, vorausgesehen, und zugleich erkannt, daß niemand unter den Lebenden sie zu bannen vermögen würde — es handelte sich darum, eine versiegelte Papyrusrolle zu lesen, ohne das Siegel zu brechen —, so habe er sich entschlossen, nochmals menschliche Formen anzunehmen. Als er seine Aufgabe vollbracht hatte, verschwand er von der Erde. Gleich bei dem Bekanntwerden des Textes hat man auf seine zahlreichen Beziehungen zum Leben Christi, namentlich nach der Schilderung der apokryphen Evangelien, hingewiesen. So auf den Umstand, daß ein Geist auf Erden kommt, um Aegypten zu retten, auf die Namengebung im Traum, auf die ungewöhnliche Begabung des Knaben, auf das Gleichnis vom reichen Manne und dem armen Lazarus (Luk. 16, 19). Man sieht, diese Texte haben neben ihrer speziellen Bedeutung für die ägyptische Forschung auch noch die für weitere Kreise, daß sie uns eines Tages ermöglichen werden, den Einfluß, den die ägyptischen Kulte und Lehren auf die Entwicklung des Christentums gewonnen haben, festzustellen.



Das Völkerrecht Ludwigs XIV.

Von

Prof. Dr. G. Galatti.

Durch die staunenerregenden Erfolge, die der von Frankreich mehr diktierte als geschlossene Friede von Nimwegen gebracht hatte, wuchs der von Natur unersättliche Stolz Ludwigs XIV. vollends ins Maßlose, so daß der Herzog von Saint-Simon von ihm sagen konnte: „sans la crainte du diable que Dieu lui laissa jusque dans ses plus grands désordres, il se serait fait adorer et aurait trouvé des adorateurs“ [1]). Nachdem er Hollands Kraft gebrochen, das Deutsche Reich gedemütigt, Spanien um die Franche-Comté und halb Flandern geschmälert, England zur Neutralität gezwungen, sich nach der Sonne genannt und sie in sein Wappen aufgenommen hatte, galt ihm sein Wille als höchstes Gesetz, indem er sich für die Allmacht des Fürsten an die von den Doktoren des Reichstags von Roncaglia erneuerten juristischen Maximen [2]) der Zeitgenossen Justinians und des Kaisers Theodosius hielt. In seiner krankhaften Gier nach Macht und Größe von der Vision jener Weltmonarchie beherrscht, die, auch ihres hochtrabenden Namens entkleidet und in die Grenzen einer entschiedenen Hegemonie zurückgedrängt, fortwährend eine furchtbare Gefahr für den Frieden und die Freiheit der Welt blieb, schien er Europa als sein Lehen und die einzelnen Souveräne als seine Vasallen zu betrachten. Doch da er von der schwindelerregenden Höhe seines Stolzes herab nur ein ausschließlich aus schmeichlerischen Höflingen und lobrednerischen Schriftstellern zusammengesetztes Menschengeschlecht sah, so ahnte er nicht, daß die machtlosen Unterdrückten von heute, duldend und schweigend im stillen die künftigen Tage der Erhebung vorbereiteten.

Auf Befehl des siegreichen, übermächtigen Monarchen waren unter dem Namen „Königliche Reunionskammern“ bei den verschiedenen Parlamenten oder, wo es solche nicht gab, bei verwandten Behörden Gerichtskollegien ad hoc eingesetzt worden, zu dem ausschließlichen Zweck, die Natur der Gebietsabtretungen zu prüfen, durch die seit dem Westfälischen Frieden (1648) Frankreichs Grenzen sich erweitert hatten, und alle Lehen und Städte, die irgendwie von den abgetretenen Gebieten abhingen, für Frankreich zu reklamieren, worauf er gleichsam als Vollstrecker der Urteilssprüche eines obersten Schiedsgerichtshofes sich mit Gewalt in den Besitz der ihm zugesprochenen Gebiete zu setzen gedachte. Die

[1]) Mémoires complets et authentiques du duc De Saint-Simon. Paris, Hachette & Cie. 1872. T. VIII, p. 89.

[2]) Quod Principi placuit, legis habet vigorem, cum populus et in eum omne suum imperium et potestatem concesserit.

Mitglieder dieser Reunionskammern, die weniger Richter als passive Werkzeuge eines gegen Gehorsamsverletzungen im höchsten Grade empfindlichen Despoten waren, machten es ihm mit ihrer besonderen Art von Rechtsprechung bequem, im tiefsten Frieden größere Gebiete an sich zu reißen, als er vielleicht jemals durch einen glücklichen Krieg hätte erobern können: die Fürstentümer Saarbrücken, Saarwerden und Veldenz, die Grafschaft Montbéliard und eine große Anzahl von Städten, Herrschaften und Lehen in Lothringen, Luxemburg und in den Grenzländern des Reiches wurden nacheinander französisch. Doch was der König mit besonderer Begehrlichkeit wünschte und widerstrebend bis jetzt verschoben hatte, das war die Besetzung Straßburgs. Zwar hatte der Hohe Rat von Alt-Breisach das Urteil abgegeben, daß nach den Paragraphen 73 und 74 des Friedensvertrags von Münster ihm die Souveränität über das ganze Elsaß ohne jede Ausnahme zustehe, doch das rasche, unbekümmerte Verfahren, das ganz am Platze war, wenn es galt, kleine Großherzoge und Markgrafen, Kanonissinnenkapitel, Bischöfe und Aebte ihrer Herrschaft zu entsetzen, konnte nicht in derselben Weise gegen eine der größten und bedeutendsten freien Reichsstädte Deutschlands angewendet werden, deren Unabhängigkeit kraft feierlich sanktionierter Verträge ein intregierender Bestandteil des Staatsrechtes des Deutschen Reiches war. Es bedurfte daher einer umsichtigen, geduldigen Vorbereitung und eines Vorwandes, um das gewaltsame Vorgehen wenigstens einigermaßen zu rechtfertigen. Es wurden daher der Straßburger Senator Grünzer und der Ratsherr Obrecht mit klingender Münze erkauft und gleichzeitig auf höchst geschickte Weise das Elsaß in aller Stille mit kleinen französischen Detachements besetzt, die, solange jedes isoliert war, sich völlig inoffensiv verhielten, aber zu gegebener Zeit durch rasche Konzentration ein richtiges, organisiertes und in jeder Waffengattung kompletes Heer formieren konnten.

Die gewünschte „querelle d'Allemand" lieferte der Graf Mercy, als er sich nach Straßburg begab. Der König von Frankreich tat, als wittere er in ihm einen geheimen Unterhändler in Sachen der bevorstehenden Besetzung Straßburgs durch das Reich, der er, da sie seinen Interessen im höchsten Grade nachteilig sein würde, zuvorkommen müsse, indem er selbst die Stadt besetzte. Es wurde also dem Baron Montelar der streng geheime Befehl erteilt, mit der größten Unauffälligkeit die über das Elsaß verstreuten Truppen zusammenzuziehen. In kurzer Frist befand er sich an der Spitze von 38 Bataillonen Infanterie, 82 Schwadronen Kavallerie und 80 Feuerschlünden, jedoch ohne den Zweck dieser Maßnahme zu kennen. Er erfuhr ihn erst am 15. September durch ein Päckchen, das ihm von dem Generalintendanten La Grange übergeben wurde, nachdem es diesem von zwei Reitern eingehändigt worden war, denen es auf dem Wege von Belfort zwei andere, von Fontainebleau kommende bei einer geheimnisvollen, melodramatischen nächtlichen Zusammenkunft in einem abgelegenen Wirtshause, zwei Meilen vom Kloster Lure in der Franche-Comté entfernt, gegeben hatten. Die Oeffentlichkeit war dabei so schlau irregeführt worden, daß, während der König sich anschickte und Louvois, verkleidet und auf Schleichwegen,

bereits im Begriffe war, sich zu dem wie durch Zauberkraft unvermutet ins Leben gerufenen Heere im Elsaß zu begeben, es von dem einen hieß, daß er mit den Vorbereitungen zu den großen Festen in Marly beschäftigt, von dem andern, daß er in Meudon auf der Wildschweinjagd sei.

Infolge dieser Vorsicht und Heimlichkeit, die dem Unternehmen einen noch ausgesprocheneren räuberischen Beigeschmack gab, hatte kein Mensch in Europa die geringste Ahnung davon, bis in der Nacht vom 27. auf den 28. September drei französische Dragonerregimenter unter dem Befehl des Barons von Asfeld sich plötzlich der vorgeschobenen Posten von Straßburg bemächtigten, die nur von ein paar Mann bewacht wurden, welche nach einigen pro forma abgefeuerten Musketenschüssen sich in die Stadt flüchteten und dort mit der Nachricht von dem Vorgefallenen eine unbeschreibliche Ueberraschung und Verwirrung hervorriefen. Die guten, durch die Sturmglocke jäh aus dem Schlafe geschreckten Bürger, die in ihrem aus der Ordnung geratenen Nachtkopfputz einen grotesken Anblick darboten, stürzten an die Fenster und fragten einander betäubt nach der Ursache dieses Läutens, das man anfangs, aus unvollkommener und wenig verbreiteter Kenntnis des wahren Anlasses, auf alle möglichen andern sonderbaren und absurden Ursachen zurückführte. Die spärlichen, nicht besonders heldenhaften Stadtsoldaten — die Schweizer Söldner waren auf Veranstaltung Grünzers und einiger von ihm zum Verrat angestifteten Kollegen unter dem Vorwand der Sparsamkeit entlassen worden — liefen, von einem Gefühl getrieben, das nichts mit Mut zu tun hatte, wie verrückt die Straßen auf und ab, während die Senatoren, nachdem sie genaue Kunde von dem Vorgefallenen erhalten hatten, sich zu dem französischen Gesandten Fritschmann begaben, um sich von ihm darüber aufklären zu lassen. Doch dieser, der an dem geplanten Handstreich nicht im mindesten beteiligt gewesen war, konnte ihnen nur in der höchsten Bestürzung antworten, daß er noch viel weniger davon wisse als sie selbst. Jetzt erschien ein Trommler, der vom Baron von Asfeld geschickt worden war und von diesem auszurichten hatte, daß er vom Baron von Montelar hierher geschickt worden sei, um sich jener Posten zu bemächtigen, zu deren Besetzung sicheren Nachrichten zufolge die kaiserlichen Truppen im Anmarsch seien. Diese in ihrer Unbestimmtheit nicht allzu beruhigende Erklärung veranlaßte den Stadtmagistrat, eine Botschaft an den Baron von Montelar zu senden, die den Ueberbringern ohne Umschweife und Rückhalt bedeutete, er wünsche, daß der Herr Prätor und die Herren Senatoren ihm einen Abgeordneten schicken möchten, damit er ihm die Absichten des Allerchristlichsten Königs mitteilen könne, der, nachdem ihm die hohe Kammer von Breisach die Souveränität über das ganze Elsaß zuerkannt habe, zu dem Straßburg gehöre, kraft besagten Urteilsspruches verlange, von der Stadt als Schutzherr und Souverän anerkannt zu werden, und zu diesem Verlangen vor allem durch die Gewißheit veranlaßt worden sei, daß Se. kaiserliche Majestät seit einiger Zeit alle Mittel in Bewegung setze, eine Besatzung in ihre Stadt zu legen, worüber erst kürzlich der Graf von Mercy verhandelt habe. „Wenn ihr“ — so verabschiedete Montelar die Ueberbringer der Botschaft —

„euch im guten und sofort damit einverstanden erklärt, so könnt ihr sicher auf die Erhaltung eurer Rechte und Privilegien zählen; wenn ihr euch aber hartnäckig widersetzt und den geringsten feindseligen Akt begeht, so hat der König sofort genügende Truppen, Artillerie und sonstige Erfordernisse zur Hand, um euch zur Vernunft zu bringen." [1])

Dieser Bescheid war klar genug, um dem Senat ein Bild von dem der Stadt beschiedenen Los zu geben, und er entschied sich dafür, es hinzunehmen, in seiner Minderheit aus Sympathie für die Franzosen gern, in seiner Mehrheit nur gezwungen und mit Widerstreben, da er von seiten des Kurfürstenkollegiums oder des Kaisers keine rasche Hilfe erhoffen konnte. Infolgedessen erklärte er dem Baron Montelar, daß, da er sich zu schwach fühle, um einer so großen und furchtbaren Streitmacht, wie es die des Allerchristlichsten Königs sei, Widerstand leisten zu können, und da er auf keine Hilfe und keinen Rat rechnen könne, ihm nichts anders übrigbleibe, als sich in den Willen Gottes zu ergeben und die Bedingungen anzunehmen, die zu stellen dem König gefallen habe. [2])

Hierauf wurden Unterhändler in das französische Lager geschickt, denen der gerade zur rechten Zeit angekommene Louvois leidliche Uebergabebedingungen gewährte, jedoch mit einer peremtorischen Beschränkung der Bedenkzeit, die den Stadtmagistrat zu folgendem Bittgesuch veranlaßte: „Monseigneur! Wir haben durch unsre Abgesandten, die die Ehre gehabt haben, Euer Exzellenz ihre Aufwartung zu machen, den Vorschlag vernommen, den es Ihnen gefallen hat, ihnen im Namen Seiner Allerchristlichsten Majestät zu machen, und wir würden nicht verfehlt haben, Euer Exzellenz die Versicherungen unsers guten Willens hinsichtlich der Souveränität Seiner Majestät zur vorgeschriebenen Zeit zu geben, wenn wir nicht bei der Rückkehr der Abgesandten unsre Bürgerschaft, die den ganzen Tag auf den Bastionen zugebracht hat, in einem solchen Zustand gefunden hätten, daß wir es nicht für angezeigt erachten konnten, sie mit einer Angelegenheit von solcher Wichtigkeit zu befassen; und darum bitten wir Euer Exzellenz, uns bis nach Mittag Frist zu geben, in Anbetracht, daß unsre demokratische Verfassung uns nicht erlaubt, über irgendwelche Sache von Wichtigkeit ohne die Beteiligung der ganzen Bürgerschaft zu beschließen, welche wir dahinzubringen versprechen, daß sie sich unsrer eignen Willensmeinung anschließt, das ist, Euer Exzellenz eine Antwort zu übermitteln, welche Ihnen wohlgefällig wäre." [3])

Nachdem der erbetene Aufschub bewilligt worden war, wurde das Volk von Straßburg mit dem Ernst einer Leichenfeierlichkeit zusammengerufen, um seine eigne Souveränität zu Grabe zu tragen. Von den Korporationen der Hand-

[1]) Oeuvres de Louis XIV. Paris, Treuttel & Würtz 1806. T. IV: Mémoires et Pièces militaires. Lettre du Magistrat de Strasbourg à l'Empereur du 29 septembre 1681. p. 202/203.

[2]) Ebenda p. 203.

[3]) Oeuvres de Louis XIV. T. IV. Le Magistrat de Strasbourg au marquis de Louvois, 30. septembre 1681, p. 206/207.

werker und Gewerbetreibenden sprachen sich einige für sofortige Uebergabe aus, der größte Teil von ihnen jedoch — von dem kaiserlichen Gesandten beeinflußt, der das bevorstehende Eintreffen bedeutender Streitkräfte in Aussicht stellte — für eine energische Verteidigung. „Doch der Magistrat," schrieb Fritschmann an Louvois, „hatte die Vorsicht gebraucht, die Kanonen auf den Bastionen ohne Pulver zu lassen, um solche Toren zu hindern, ein Spiel wieder zu beginnen, das für ihre Stadt hätte schlimm ausgehen können." [1])

So wurde trotz der hochgradigen Aufregung der ganzen Volksmasse und eines großen Teiles der Bürgerschaft, die den Senat, den französischen Gesandten und alle, die für die Uebergabe waren, totzuschlagen drohten, von Louvois und dem Baron de Montelar auf der einen, dem Prätor von Zedlitz und den Senatoren Dietrich, Fröreisen, Schmidt, Richshoffer, Storr, Frantz und Grünzer auf der andern Seite am 30. September 1681 die Kapitulation unterzeichnet, durch die das alte Argentoratum, die deutscheste unter den freien deutschen Reichsstädten, die germanische Wacht am Rhein politisch zu existieren aufhörte, um eine französische Provinzhauptstadt zu werden; sie behielt ihre städtischen Einrichtungen, ihre Zivil- und Kriminaljurisdiktion, ihre Steuerprivilegien, ihren Kultus und ihre religiösen Stätten.

Ludwig XIV., dem für seinen Einzug in die Stadt die kriegerische Theaterpose eines heldenhaften, seinen Weg durch die Bresche nehmenden Eroberers vorgeschwebt hatte, mußte sich auf den friedlichen Effekt der Triumphbogen beschränken, die eine unglaubwürdige Untertanenliebe dem erhabenen Gaste errichtet hatte.

*

An demselben Tage und in derselben Stunde wurde ein ähnlicher Akt politisch-militärischer Räuberei von demselben Monarchen in Italien verübt.

In einer Karnevalsnacht des Jahres 1677 führten in einem der abgelegensten Gäßchen von Venedig zu später Stunde drei Männer mit der geheimnisvollen Vorsicht von Beutelschneidern, die im Begriffe sind, ihre beruflichen Talente zu verwerten, ein Gespräch miteinander. Es handelte sich indessen um eine politische Zusammenkunft — für die Ort und Zeit allerdings anscheinend etwas sonderbar, tatsächlich jedoch wegen der mißtrauischen Wachsamkeit der venezianischen Regierung mit voller Berechtigung gewählt worden waren —, bei der Ferdinando Carlo Gonzaga, Herzog von Mantua, begleitet von seinem Sekretär Graf Mattioli, dem Abbé d'Estrades, französischem Gesandten bei der Durchlauchtigsten Republik, erklärte, daß er sich der Abhängigkeit von Spanien entziehen und von Seiner Allerchristlichsten Majestät in Gnaden aufgenommen werden wolle; gegen den Schutz und das Wohlwollen des Königs verpflichte er sich, eine französische Garnison in Casale, dem Hauptwaffenplatz seines Staates, aufzunehmen. Nachdem der Gesandte ihm versichert hatte, daß er auf die Freundschaft und den mächtigen Schutz des Königs Ludwig vertrauen könne, machte er diesem Mitteilung von

[1]) Ebenda. M. de Fritschmann au marquis de Louvois, p. 205.

der geheimen Unterredung und erhielt als Antwort den bestimmten Befehl, einer so wichtigen Angelegenheit freien Lauf zu lassen. Doch der Herzog von Mantua, der infolge seiner „débauche abandonnée" [1]) — wie der Marquis Pomponne sich ausdrückte — in beständiger Geldverlegenheit und ein schwacher, ein ruhiges Leben liebender Charakter war, hielt es im Gedanken an die sicheren 50000 Scudi, die er für den Unterhalt der Besatzung von Casale jährlich von Spanien erhielt, und an die Unsicherheit des französischen Schutzes, die durch die zu gewärtigenden spanischen Repressalien noch bedenklicher wurde, für nützlich und klug, die nächtliche Unterredung in Venedig als nicht geschehen anzusehen, zumal ihn zu ihr sein sogenannter Sekretär — in Wahrheit sein Lustgenosse und Vermittler in Liebesangelegenheiten —, der Bologneser Graf Mattioli, ein Industrieritter ohnegleichen, veranlaßt hatte. Dieser gedachte im Vertrauen auf seinen unerschöpflichen Geist, seine unglaubliche Frechheit und seine außerordentliche kalligraphische Fälschergeschicklichkeit jene Unterhandlungen, von denen sein Herr nichts mehr wissen wollte, auf eigne Faust zu seinem Vorteil fortzuführen. Er suchte daher und verstand die Meinung zu erwecken, daß er vom Herzog mit Vollmachten ausgestattet sei, und indem er in sehr plausibler Weise das Nichterscheinen seines Herrn bei den weiteren Zusammenkünften bemäntelte, stellte er mit d'Estrades zusammen die Präliminarien eines Vertrages auf, zu dessen endgültigem Abschluß beide es für notwendig hielten, sich nach Frankreich zu begeben. Und tatsächlich begaben sie sich auf entgegengesetzten Wegen dorthin, der eine angeblich, um Instruktionen für seinen neuen Posten als Gesandter in Turin entgegenzunehmen, der andre als Sammler alter Drucke unter dem fingierten Namen Costantino Maggi. Sie wurden in größter Heimlichkeit von Pomponne, dem Minister und Staatssekretär für auswärtige Angelegenheiten, empfangen; und dieser hielt, so vorsichtig, überlegend und mißtrauisch er auch war, Mattioli für einen beglaubigten Unterhändler, so aufrichtig und einleuchtend erschienen ihm seine Worte und in so regelrechter, vollgültiger Form schienen ihm seine Beglaubigungsschreiben und Vollmachten ausgestellt zu sein. „Le roy m'avoit donné charge de l'entendre," schreibt der Minister in seinen Memoiren, „de lui faire connottre ses favorables dispositions pour son mattre et le gré qu'il lui sçauroit en particulier du zèle qu'il lui faisoit parottre pour son service. Il me confirma ce qu'il avoit dit à Venise de l'impatience du duc de Mantoue de quitter l'Espagne, de s'attacher à la France et de déposer Casal entre les mains de Sa Majesté comme un gage de son attachement à ses intérêts. Il me remit une lettre du duc de Mantoue pour le roy en créance sur lui, et un plein pouvoir pour discuter et signer en son nom les conditions du traité. Mais pour une plus grande marque de la sincérité de son procédé, il me communiqua l'instruction qu'il avoit aussi signée du duc

[1]) Mémoires du marquis de Pomponne, ministre et secrétaire d'état au département des affaires étrangères. Publiés d'après un manuscrit inédit de la bibliothèque du Corps législatif par J. Mavidal. Paris, Librairie de Huet 1868. T. I, Etat de l'Europe (1671 à 1680). Mantoue, p. 109.

pour toute la conduite qu'il devoit tenir et me fit remarquer en même temps que toutes ces pièces étoient écrites de sa main, parce que ce prince n'avoit voulu se confier de cette affaire qu'à lui seul et l'avoit chargé de les dresser et de les transcrire. Jamais traité ne fut plus aisément conclu que celui que j'eus ordre du roy de signer avec lui, parceque jamais on ne demanda moins pour un engagement si important. La facilité même des conditions pouvoit, ou faire juger du peu de capacité du maître qui sçavoit si mal ménager ses avantages, ou faire soupçonner de la bonne foi du ministre. Elles se réduisoient à quelques articles généraux des assurances de l'amitié et de la protection de Sa Majesté et à ses offices pour lui faire avoir satisfaction des prétentions qu'il a contre le duc de Savoje. En cas que la guerre se fît en Italie, le duc devoit avoir le commandement de l'armée et les généraux de Sa Majesté devoient lui obéir. Pour le point essentiel qui étoit celui de Casal, le duc promettoit de recevoir dans la ville, le château et la citadelle une garnison françoise qui feroit serment de conserver ces places pour le duc, sous les ordres de Sa Majesté. Un article si important n'étoit compensé que par une somme de 100 000 écus, qui devoient être payés à ce prince. On l'auroit acheté volontiers plus cher; mais le ministre étoit si facile, que si Sa Majesté n'eût été étonnée de la modicité de la somme et qu'elle eût voulu qu'on eût insisté pour la donner moindre, il se seroit vraisemblablement relâché. Il s'obligeoit d'en fournir la ratification dans deux mois. Sa Majesté voulut que je lui promisse pour lui 10 000 écus, lorsque l'affaire seroit achevée, et m'ordonna de lui donner des assurances de plus grandes grâces dans la suite." [1])

Nachdem dieser Vertrag in den üblichen Formen unterzeichnet war, wurde der falsche Bevollmächtigte von Mantua in tiefer Nacht auf Umwegen und durch geheime Korridore von Bontemps, dem ersten Kammerdiener, in die Gemächer der Marquise de Montespan in Versailles geführt, wo ihn der König erwartete. Dieser empfing ihn sehr gnädig, übergab ihm ein eigenhändiges Schreiben für seinen Herrn, den Herzog, und schenkte ihm 200 Scudi.

Casale rentierte sich gut für Mattioli, und als er nach Italien zurückgekehrt war, in der Erwartung, daß sein im höchsten Grade erfinderischer Geist ein Mittel ausfindig machen würde, die Unterschrift Gonzagas zu erlangen und zur bestimmten Zeit in Pinerolo gegen die des Königs von Frankreich auszutauschen, kam er auf den Gedanken, diese großartige Einnahmequelle auch in ihren Wirkungen zweiter Hand noch auszunutzen. Er begab sich nach Turin zur Herzogin von Savoyen, der „Madama Reale", die für ihren Sohn Vittorio Amedeo die Regierung führte, und machte ihr das Anerbieten, ihr für 500 Scudi das Geheimnis der von ihm geführten Unterhandlungen zu verkaufen, indem er als Dokumente den Text des Vertrags, das königliche Handschreiben und ein langes, eingehendes Promemoria von Louvois vorlegte, worin dieser nach seiner

[1]) Mémoires du Marquis de Pomponne. T. I. Etat de l'Europe. Mantoue, p. 114—115.

Gewohnheit die beschlossene Besetzung bis in die kleinsten Einzelheiten anordnete und regelte. Die Herzogin nahm das Anerbieten an, doch die drohende Entstehung eines zweiten Pinerolo im Osten der savoyardischen Besitzungen machte sie andern Sinnes, und da sie nicht die Macht hatte, den Plan zu verhindern, so wollte sie wenigstens die Gefahr verringern, indem sie sich bei demjenigen, der ihn ausführen wollte, in Gunst setzte. Sie machte also sofort durch einen Expreßkurier in Versailles Anzeige von der Treulosigkeit Mattiolis. Ludwig XIV. war, wie man sich leicht vorstellen kann, maßlos gekränkt und aufgebracht; trotzdem unterdrückte er nicht nur seinen Zorn und nahm die Beleidigung scheinbar ruhig hin, sondern er gab auch, um den Treubrüchigen nichts merken zu lassen, den strengen Befehl, daß man unter gesteigerten Zeichen des Vertrauens und Wohlwollens mit ihm korrespondieren solle. Und Mattioli ließ sich ködern. Ebenso verschlagen wie unvorsichtig, hatte er, in der Meinung, daß er die Fürsten und Diplomaten Europas behandeln könne, wie Scapin in den Lustspielen Molières die einfältigen Marquis behandelte, sein Geheimnis von Casale in derselben Weise wie an die Herzogin von Savoyen an den Prinzen von Ligne, Statthalter von Mailand, verhandelt; dann begab er sich nach Turin und verlangte von dem Abbé d'Estrades, der sich seit kurzem als französischer Gesandter dort befand, im Namen des Herzogs von Mantua 10 000 Scudi zur Beschleunigung der Ratifikation, die bis dahin wegen ärgerlicher, unvorhergesehener Zwischenfälle noch nicht habe vollzogen werden können. D'Estrades, der den bestimmten dringenden Befehl hatte, sich seiner zu bemächtigen, sagte ihm, indem er die größte Unbefangenheit und Liebenswürdigkeit heuchelte, daß es zur Erlangung dieser Summe erforderlich sein werde, über die Grenze zu Catinat zu gehen, und brachte ihn auch am nächsten Tage dorthin. Catinat, der in der Nacht benachrichtigt worden war, erwartete ihn in einem einsam gelegenen, schmutzigen und baufälligen Wirtshause, wo er, nachdem er durch falsche redselige Liebenswürdigkeit aus ihm herausgelockt hatte, daß die Dokumente über die Unterhandlungen sich in Bologna bei seiner Frau, der Gräfin, befänden, ihn plötzlich durch vier Dragoner festnehmen, binden und knebeln ließ. Die Tür des Festungsturms von Pinerolo schloß sich hinter ihm wie eine Grabplatte, und das undurchdringlichste Geheimnis umgibt sein Los, von dem sich mit einiger Wahrscheinlichkeit annehmen läßt, daß es nicht gerade das der berühmten „Eisernen Maske" gewesen ist.

Doch wenn auch der Stolz Ludwigs XIV. Mattioli als einen Verräter ansehen konnte, ein beglaubigter Bevollmächtigter blieb er für ihn auf jeden Fall. Einzugestehen, daß er wie ein Molièrescher Gorgibus oder Géronte sich habe zum Narren halten lassen, war unverträglich mit der Majestät des „Roi Soleil". Darum ließ er, sobald er infolge des Friedens von Nimwegen und der darauffolgenden unerschütterlichen Reunionskammern sich als anerkannter Schiedsrichter und gefürchteter Herrscher Europas sah, den Herzog von Mantua daran erinnern, daß zwischen ihnen ein Vertrag bestehe, der seit längerer Zeit auf seine Vollstreckung warte. Mochte nun der Herzog von der Mystifikation seines

Sekretärs, die für diesen einen so schlimmen Ausgang genommen hatte, wirklich nichts wissen, oder mochte er, nachdem er davon erfahren, der Meinung sein, daß sie ihn zu nichts verpflichten könne — genug, er antwortete, indem er tat, als wüßte er von nichts. Doch der Abbé Morel, der nach Mantua geschickt worden war mit dem bestimmten Auftrag, dem Herzog begreiflich zu machen, daß es nicht die Gewohnheit Seiner Allerchristlichsten Majestät sei, Verträge, denen er seine erhabene Sanktion gegeben, unvollstreckt zu lassen, überzeugte ihn, daß er unbedingt aus der Not eine Tugend machen müsse; und so ratifizierte der Herzog am 8. Juli 1681 gegen eine Entschädigung von 100000 Scudi die bevorstehende Besetzung Casales durch die Franzosen.

In derselben Stunde, in der das Heer im Elsaß zusammengezogen wurde, und mit nicht geringerer Präzision und Heimlichkeit versammelte sich ein ähnliches Heer in Pinerolo unter dem Befehl des Marquis de Boufflers. Nachdem dieser pro forma die Herzogin von Savoyen um die Erlaubnis zum Durchmarsch durch Piemont ersucht und die Antwort erhalten hatte, „qu'elle avoit beaucoup de joie que S. M. eût fait une acquisition si importante et qu'elle y prenoit d'autant plus d'intérêt, qu'elle se flattoit que le roi continueroit à lui donner la protection dont il l'avoit honorée jusqu'à présent," [1]) konnte er nach drei Tagen Louvois folgendermaßen die vollzogene Tatsache melden: „Monseigneur! Je suis arrivé ce matin à la porte de la citadelle de Casal, à la pointe du jour. La porte par laquelle je devois entrer avec les troupes du roy n'étant pas encore démurée, je n'ai pu y entrer qu'à deux heures après midi; enfin cela est fini! J'y ai mis les régimens de dragons de Barbezières et de la Lande et j'en ai vu sortir la garnison. Le pauvre marquis de Caurian jetoit des grands soupirs, en lisant l'ordre de M. de Mantoue et voyant sortir la garnison. En vérité ce lieu est un beau poste et bien digne de la grandeur du roy. Je ne puis vous exprimer toutes les honnêtetés que les troupes du roi ont reçues sur les terres de madame de Savoie: cela passe toute imagination. Les peuples venoient au-devant de nous en procession avec tous les rafraîchissemens qu'ils pouvoient nous offrir. Je n'en ai pas moins trouvé sur la terre de M. le duc de Mantoue où les ordres étoient parfaitement bien donnés pour que rien ne nous manquât. Les troupes du roy ont répondu partout à tout cela par une discipline extraordinaire. Leur marche depuis Pignerol jusqu'à Casal a été une des plus belles que l'on puisse voir, tant pour la diligence que par le bon ordre." [1])

Innerhalb eines Tages und ohne Schwertstreich hatte Frankreich sich am Po und am Rhein eine formidable Stellung geschaffen. (Schluß folgt.)

[1]) Oeuvres de Louis XIV. T. IV. L'abbé d'Estrades à Louvois. Turin le 27 septembre 1861, p. 233.

[1]) Oeuvres de Louis XIV. Boufflers à Louvois. A Casal le 30 septembre 1681 p. 234—35.



Der französisch-siamesische Vertrag.

Von einem Diplomaten.

Der neue französisch-siamesische Vertrag hat nicht allgemein befriedigt, weder in Frankreich noch in Indochina, in Saigun, in Hanoi und in Pnôm-Penh wie in Bangkok. In den französischen Besitzungen und in der kolonialen Welt von Paris hätte man gerne mehr gehabt. Es fehlt nicht an Persönlichkeiten, die behaupten, wenn Frankreich mit mehr Festigkeit verlangt hätte, würde Siam ihm die Provinzen Siém-Réap und Battambang abgetreten haben, die nördlich vom großen See liegen und nur unter der Administration ihrer erblichen Gouverneure neutralisiert sind, die allerdings die Repräsentanten des Königs von Siam sind. Es liegt auf der Hand, daß hier wieder einmal wie überall und bei allen Völkern die Kolonisten mit ihren Forderungen weiter gehen als die Bewohner der Hauptstadt. Darüber darf man sich nicht wundern. Der Hauptstadt und den allgemeinen Landesinteressen entrückt, haben sie nichts vor Augen, als diejenigen ihrer speziellen Interessen, in deren Mitte sie sich bewegen. Es dürfte ihnen indes nicht abzustreiten sein, daß sie oft besser als die Bewohner der Hauptstadt und in weit klarerer Erkenntnis das sehen, was eben diese Interessen in ihrer unmittelbaren Umgebung verlangen.

Im gegenwärtigen Falle empfinden die Franzosen in Indochina weit stärker als ihre Stammesangehörigen in Frankreich, wie unumgänglich notwendig die Wiedervereinigung der Provinzen Battambang und Siém-Réap mit Kambodscha für die rationelle Entwicklung derjenigen Länder, die das Protektorat allmählich zu galvanisieren verstanden hat, und des französischen Einflusses in Indochina ist. Sie haben, um dieses Gefühl in ihnen wach zu erhalten, zunächst die Ungeduld des kambodschischen Volkes, des alten Königs von Kambodscha und der kleinen und großen Würdenträger des Königreichs, die seit 35 Jahren darauf warten, daß entweder infolge einer militärischen Aktion oder auf vertragsmäßigem Wege diese beiden Provinzen, die der Mittelpunkt ihres Reiches gewesen sind und von denen eine jetzt noch die imposanten Ruinen ihrer Landeshauptstadt trägt, der Nation wieder zugeführt werden. Es dürfte demnach den Kolonisten kein Vorwurf daraus zu machen sein, daß sie empfindlicher als die Franzosen in Frankreich für den wenigstens zeitweiligen Verlust von Provinzen sind, die lange von ihnen begehrt und unaufhörlich von ihren Schutzbefohlenen reklamiert worden sind. Auch noch ein weiterer Grund hat sie getrieben, mehr zu wollen, als der neue Vertrag gibt, die Besitzergreifungen der Engländer auf der Halbinsel Malakka und ihr letztes Vorgehen in Kalantan, was alles auf Kosten Siams geschehen ist und doch nur den Zweck hat, die ganze Halbinsel ihrem Reiche anzugliedern. Die Franzosen Indochinas machen den Engländern keinen Vorwurf daraus, daß sie möglichst in ihrem Interesse handeln, da die ganze Halbinsel Malakka einen Teil der Einflußsphäre bildet, die das englisch-französische Uebereinkommen von 1897 ihnen zugestanden hat. Sie verübeln es nur der französischen Regierung, daß sie einerseits diese Konvention unterzeichnet hat, die den Waffen, den englischen wie den französischen, den Zugang zu dem Tale von Ménam wehrt, während sie anderseits keinen Gebrauch von den Vorteilen macht, die dieses Abkommen ihr einräumt, um in dem Tale von Mékong, das doch zu ihrer Sphäre gehört, das zu tun, was die Engländer auf der Halbinsel Malakka tun. Sie fürchten, und vielleicht nicht mit Unrecht, daß, wenn die Engländer einmal mehr oder minder offen die kleinen Völker der malakkischen Halbinsel annektiert haben und Frankreich dann noch nicht das ganze Becken von Mékong seinen Besitzungen angegliedert hat, England das Becken von Ménam begehren und ihnen nur das anbieten werde, was sie noch nicht genommen, was es selbst aber genommen haben würde, wenn es an der Stelle Frankreichs gewesen wäre. So schlußfolgern die Franzosen Indochinas, und, wie man sieht, fehlt es ihnen dabei an Logik nicht.

Der Gedanke, daß die Autonomie Siams notwendiger ist als die eines Pufferstaats zwischen den englischen und den französischen Besitzungen — eines unabhängigen, aber auf das eigentliche siamesische Territorium, d. h. das Becken von Ménam beschränkten Siam, ist bei ihnen ein schon alter Gedanke, und sie halten fest an ihm. Die Engländer haben bei dem Abkommen von 1897 kundgegeben, daß dieser Gedanke auch der ihrige sei, aber die Franzosen Indochinas sähen gerne, daß die Aktion ihres Landes in der französischen Sphäre gleich derjenigen der Engländer in der englischen Zone sei, und sie möchten zu gleicher Zeit wie die Engländer zu der nördlichen Grenze ihrer Einflußsphäre, zu der Wasserscheide zwischen dem Becken von Ménam und dem von Mékong gelangen. „Dann," so glauben sie, „aber auch nur dann könnte Frankreich die Engländer daran verhindern, die Unabhängigkeit Siams anzutasten und den Pufferstaat zu annektieren." Die Hoffnungen der Franzosen Indochinas sind heutzutage gegenstandslos; der neue Vertrag verengt durch die Festsetzung der französisch-siamesischen Grenze die Aktionssphäre der Franzosen, ohne ihre Einflußsphäre zu erweitern. Die einigen wenigen Funktionen, die Siam den Franzosen zu Bangkok und in den Provinzen zu geben verspricht, die Ratschläge, die es bei Frankreich einzuholen genötigt sein soll, wenn es seine in Mékong einmündenden Eisenbahnstrecken eröffnen will, die sieben kleinen Plätze, die man ihm auf dem rechten Flußufer geben will, und die es tatsächlich schon besitzt — das alles kann die französischen Kolonisten nicht über den Verlust ihrer Hoffnungen trösten. Und doch läßt dieser Vertrag, so wie er ist und mit den Schwächen, die er in den Augen der Kolonisten hat, an Kambodscha gelangen: zunächst ein Territorium von 35 Quadratkilometern, das 150 Kilometer Küstenland hat, die Seeprovinzen Koh-Kong und Kratt, die die Residenz Pursat vom Meer abschnitten, und sodann ein mindestens noch viermal so großes Territorium zwischen der alten, etwas problematischen Nordgrenze von Kambodscha, dem Mékong im Osten und dem etwas weiter nördlich gelegenen Berge Dangrék. Ferner gibt er dem französischen Laos ein noch viel umfassenderes Territorium auf dem rechten Ufer des Flusses gegenüber den Königreichen von Luang-Prabang. Es ist das im ganzen ein Territorialzuwachs von 53000 Quadratkilometern. Demgegenüber machen die französischen Kolonisten geltend, daß keines dieser drei Territorien zu Siam gehöre, da 1. Siam die Provinzen Koh-Kong und Kratt entgegen dem Vertrage von 1867 inne habe, weil es die um jene Zeit vereinbarte Grenzfestsetzung verhindert und es seine Grenze bis in die Provinz Kompong-Tom erstreckt habe, 2. die Provinzen Melu-Preh und Tonlé-Repu den Siamesen durch Verrat eines kambodschischen Gouverneurs ausgeliefert worden seien, und 3. das angeblich dem Könige von Luang-Prabang ausgelieferte Territorium stets von diesem verwaltet worden sei, trotzdem die Siamesen behauptet hätten, die Oberherren des Landes zu sein. Dann sagen sie noch, alle diese Territorien seien nicht so stark bevölkert, wie man in Europa glaube.

Das Vorteilhafte dieses Vertrages, der gewiß nicht jedem gefällt, liegt darin, daß er einem Stande der Dinge ein Ziel setzt, der für Siam wie für Frankreich gleich lästig war. Er gibt den Siamesen Chantabum zurück, das Frankreich seit 1893 besetzt hielt, und dessen Unterhaltung sehr schwer auf dem Budget Indochinas lastete; er macht der ungeordneten Lage ein Ende, in der sich die Franzosen in Bangkok befanden; er bestimmt und setzt ein- für allemal die Jurisdiktion fest, der künftig die französischen Schützlinge in Siam unterstehen sollen; er sichert die Polizei an der nördlichen Grenze und unterstellt die Provinzen Battambang und Siém-Réap einem weit wirksameren, weil weit weniger bestrittenen Einflusse, weil die Milizen, die sich samt und sonders aus den Kambodschern des Landes rekrutieren, von Franzosen kommandiert werden sollen; er hebt den Unterschlupf von Verbrechern auf, der von den Siamesen in der Provinz Koh-Kong geschaffen worden ist; und er gestattet den Bau der Eisenbahn Pnôm-Penh—Pursat, die später über Thudaumot bis Saïgon fortgesetzt werden soll, er verweist den ganzen Reishandel, der augenblicklich durch Segel- und Dampfschiffe, jedoch nur sechsmal im Jahre, bewerkstelligt wird, auf den Eisenbahntransport durch französische Besitzungen. Kurz, er bringt den Frieden in die fran-

zösisch-siamesischen Beziehungen und wird, wie wir hoffen wollen, das Vertrauen zwischen den französischen Agenten und dem Hofe von Bangkok wieder aufleben lassen und vor allem die Mittel an die Hand geben, um den Grenzvergehen zu steuern, die in der jüngsten Zeit häufiger geworden sind. Das ist immerhin etwas. König Norodom hat seine schönen Provinzen Battambang und Angkor nicht wieder erlangt, er wird in das Grab, dem er immer mehr zustrebt, die Genugtuung nicht mitnehmen, wieder in den Besitz der alten Hauptstadt von Kambodscha gelangt zu sein, aber er kann sich, während seine Vorgänger ihr Königreich sich vermindern und unter ihren Händen verarmen und fast zur Beute der Siamesen im Süden und der Annamiten im Norden geworden sahen, schmeicheln, vor seinem Uebertritte in das Paradies der Déwas, die „Oberfläche der Erde“, die er regiert, um vier Provinzen und ein Landgebiet von 20000 Quadratkilometern vermehrt zu haben und sein Volk reicher zu verlassen, als es bei seinem Regierungsantritte vor 44 Jahren gewesen, das Ackerland besser bebaut, eine Hauptstadt, die ein kleines Wunderwerk ist, und Piasterstücke — etwas, was einst noch unbekannt bei seinem Volke war —, in den Händen aller seiner Untertanen. Er kann in dem beglückenden Gefühle entschlummern, ein Königreich Khmére zu hinterlassen, eine khmérische Nationalität und einen König, der sich eine Krone aufsetzen und die geheiligte Waffe weiterführen kann, die Indra vor nunmehr fast 600 Jahren seiner Familie anvertraut hat.

Was Siam anlangt, so kann es, den Engländern gegenüber, die es augenblicklich zufriedengestellt hat, beruhigt, den Franzosen gegenüber, mit denen es soeben einen Vertrag abgeschlossen hat, in seinen Bewegungen ungehemmt, und da es keinen Krieg zu befürchten und vor Ueberraschungen nicht auf der Hut zu sein hat, die für Bangkok beabsichtigten Assanierungsarbeiten unternehmen, seine Eisenbahnen bis zum Mékong ausdehnen, bis zur westlichen Grenze die Zweigbahn über Oubone bauen, zu der die Engländer ihm geraten haben, und hundert Dinge verbessern, die veraltet sind, die für die neue Regierungsweise nicht mehr passen und von denen ein kleines Volk sich befreien muß, das sich für ein kleines Japan hält, das davon träumt, in dessen Fußstapfen zu treten, und das wie ein zivilisiertes Volk behandelt sein will.

Ich will in einem folgenden Artikel sagen, was man von Siam hoffen kann, wie beschaffen seine gegenwärtige ökonomische Lage ist, wie sie sich in einer nahen Zukunft gestalten kann, wenn seine Regierung klug und vorsichtig ist, und was seine Rolle in Indochina und seine Tätigkeit zwischen Frankreich und England werden kann.



Der treulose Ehemann.

Von

Balduin Groller.

Im Turfklub unterhielten sich einige hochgeborene Herren bei der Zigarre, bevor sie zum Baccarat übergingen. Sie ließen sich Zeit. Zeit hatten sie ja, und sie wußten, daß später von Unterhaltung nicht mehr viel die Rede sein werde, obschon sie — bei ihrem Stande! — und es hätte es nur einer wagen sollen, daran zu zweifeln! — natürlich nur zu ihrer Unterhaltung spielten.

Aber Ehre, dem Ehre gebührt. Im Laufe des Gesprächs erweiterte sich der Gesichtskreis der vornehmen Korona, und sie kamen richtig doch auch auf die Frauen. Man spricht von den Frauen, von denen man spricht. Dieser tiefsinnige Satz wird eher einleuchten als überraschen. Wenn man ihn aber recht erwägt, wird man trotz der scheinbaren glatten Selbstverständlichkeit die Anerkennung seiner Berechtigung nicht ganz abweisen können.

Ein älterer Kavalier mit feierlichen blonden Kotelettes führte das Wort.

„Die Geschichte zwischen der schönen Baronin Meiersbach und dem Grafen Peter scheint also nun doch definitiv zu Ende zu sein. Ich glaube, sie haßt ihn grimmig und muß eine furchtbare Wut haben."

„Im Gegenteil, Exzellenz," erwiderte ein jüngerer Aristokrat, dessen Scheitel sich aber in dem ernsten Kampf ums Dasein doch schon stark gelichtet hatte und der nun genötigt war, durch eine Zwangsanleihe von rechts nach links seine Schande notdürftig zu verdecken. „Der wird auch bald außer Haus frisieren lassen," hatte Seine Exzellenz kürzlich von ihm gesagt, als er gerade nicht dabei war.

„Im Gegenteil, Exzellenz," erwiderte also der Mann mit der Zwangsanleihe, „ich komme gerade von einem Rout bei Arco-Sarcas. Das hat man nur sehen müssen, wie sie ihn mit Liebenswürdigkeiten, ja mit Zärtlichkeiten förmlich überschüttet hat."

„Eben darum," entgegnete der Exzellenzherr ruhig, aber mit Beharrlichkeit. „Ich war nämlich auch dort, lieber Baron, und habe auch gesehen."

„Nun also?!"

„Ich sage Ihnen, die wahre Liebe ist das nicht. War denn früher etwas von Liebenswürdigkeiten und Zärtlichkeiten zu bemerken?"

„Das allerdings nicht."

„In der Oeffentlichkeit wenigstens nicht, wollten Sie sagen, und doch — aber ich will nichts gesagt haben. Sagen Sie mal, lieber Baron, haben Sie in ihrer Nähe nicht auch den blonden Sachsen, den kleinen Witzthum, gesehen?"

„O ja, sie hat ihn aber kaum eines Blickes gewürdigt."

„Nicht? Die Gute! Und doch — Sie sagten soeben doch, lieber Baron, daß sie früher auch dem Grafen Peter öffentlich niemals Avancen gemacht hätte?"

„Ich hatte nichts bemerkt."

„Und jetzt bemerken Sie beim kleinen Witzthum nichts. Wenn Sie einmal was bemerken werden, dann können Sie sicher sein, daß die Geschichte vorbei ist."

„Sie glauben also —?"

„Ich weiß."

„Das ist ja sehr interessant. Ich hätte Gift darauf genommen, daß sie mit Peter ein Verhältnis hat."

„Vor acht Tagen noch hätte Ihnen das Gift vielleicht nicht geschadet."

„Merkwürdig! Und jetzt ist der kleine Sachse Hahn im Korb?"

„Darauf können Sie bei Ihrer besonderen Vorliebe für Giftstoffe schon etwas riskieren."

„Unglaublich! Warum aber die ostentative Liebenswürdigkeit mit Graf Peter?"

„Weil sie ihn haßt; verlassen Sie sich darauf, wild und grimmig haßt."

„Warum aber in aller Welt?! Was hat es denn gegeben?"

„Ja, das weiß ich nicht."

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wir wissen es.

*

„Bist du schläfrig, Moritzl?"

„Nein, und du, mein süßer Isidor?"

„Ich auch nicht."

Die so miteinander sprachen, waren Graf Peter und sein ehelich Gemahl, die Gräfin Geraldine.

Das hatte sich in den Flitterwochen so gemacht. Wenn Peter sich ihr gegenüber über jemand lustig machen wollte, so belegte er ihn mit dem Namen Isidor. Darüber hatte sie gelacht, und wenn sie ihn necken wollte, dann nannte sie ihn selber Isidor. Das fuchste dann ihn gewaltig, und um sich zu rächen, rief er sie immer Moritzl. Aus dem Scherz wurde durch die Gewöhnung Ernst. Die Spitznamen blieben ihnen hängen, und als ihr erstes Mädel, da es zu sprechen begann, einmal sie als Molitzl und ihn als Isidol anrief, da erhielten sie sogar eine heilige Weihe.

Das Abendessen war eingenommen, und als die beiden Lakaien, die sie bedient hatten, abserviert und sich zurückgezogen hatten, machte sich's Gräfin Geraldine in üblicher Weise bequem. Peter schob ihr einen bequemen, mit persischen Eselstaschen montierten Lehnstuhl zurecht. Auf diesem richtete sie sich häuslich ein und legte die Füße auf den Sessel, auf dem sie bei Tische gesessen, so daß sie eigentlich recht behaglich mehr dalag als saß. Sie hatte ein Buch vorgenommen, handlich zum Licht der elektrischen Lampe, um, wie gewohnt, ihrem Manne vorzulesen. Sie wollte es aber noch bequemer haben.

„Sie entschuldigen doch, teurer Isidor?" fragte sie, indem sie das lichte Hauskleid aus japanischer Seide, das ihre schlanke und dabei doch etwas üppige Gestalt umschloß, vorn ein wenig öffnete und dann, ohne ihre Lage zu verändern, so lange nestelte, bis sie das Mieder daruntenweg herausgenestelt hatte. Dann atmete sie tief auf. „Ach, das tut wohl, wenn man so den ganzen Tag geschnürt gewesen ist!" Sie streckte sich behaglich und legte den Kopf zurück, daß das goldblonde Haar im Scheine des elektrischen Lichtes zu schimmern begann.

Da hatte er gefragt, ob sie schläfrig sei. Sie hatte verneint und mit unschuldiger Miene sich angeschickt, das Buch zur Hand zu nehmen. Sie hatte ja schon den ganzen Abend bemerkt, daß ihm etwas durch den Kopf ging und das

Herz bedrückte, aber sie fühlte sich nicht veranlaßt, ihm zu Hilfe zu eilen; er sollte nur 'rankommen.

„Ich hätte dir etwas zu sagen, Moritzl," begann er etwas kleinlaut.

„Ich höre."

„Eigentlich — dich um Rat zu fragen."

„Auch gut; also — los!"

„Die Geschichte ist nicht so einfach."

„Das macht nichts."

„Dir! Aber ich stecke drin. Ich habe eine Dummheit gemacht."

„Pflegt vorzukommen."

„O, ich muß bitten! Nein, wirklich, eine große Dummheit!"

„Ich glaub's ja."

„Und da hab' ich dich bitten wollen — du bist ja die Gescheitere —"

„Jetzt beginnen die Bestechungsversuche."

„Nein, Moritzl, du bist wirklich gescheiter als ich und besser, und viel, viel anständiger."

„Ich danke — aber zur Sache!"

„Nur nicht hitzig werden, wir müssen ruhig bleiben."

„Also lasse dir Zeit."

„Es ist eine furchbar verwuzelte Geschichte. Du mußt mir raten."

„Ich bin ja bereit — wenn ich kann."

„Aber du mußt gescheit sein, Moritzl, sehr gescheit!"

„Du hast ja schon zugestanden, daß ich es bin."

„O, nicht nur gewöhnlich gescheit, sondern ganz besonders und hervorragend gescheit."

„Man wird sich Mühe geben."

„Schau, Moritzl, mit dem Schimpfen allein wird es nicht abgetan sein — zusammengeschimpft habe ich mich schon selber genug —, ich brauche einen guten, einen anständigen Rat. Du versprichst, nicht böse zu werden?"

„Wie kann ich das, bevor —"

„Nein, du mußt. Das Schimpfen undBöswerden würde nämlich gar nichts mehr nützen."

„Also gut, ich werde nicht bös werden. Ich entdecke ja Spuren von Reue, Anzeichen der Besserungsfähigkeit."

„Weißt, Moritzl, es gibt gewisse Dinge —"

„Zwischen Himmel und Erde — ich kenne das."

„Wo es mit dem einfachen Vernunft- und Moralpredigen nicht abgetan ist. Denke dir, ich wäre in eine Duellaffäre verwickelt. Da würde doch alles Schreien und Lamentieren und Predigen nichts nützen."

„Das sehe ich ein. Es ist also keine Duellaffäre?"

„Nein."

„Gott sei Dank! Mit den andern Dummheiten ist doch leichter fertig zu werden."

„Es ist aber etwas Aehnliches. Meine Ehre ist engagiert."

„Ich habe mir's doch gedacht! Es ist gewöhnlich eine Dummheit dabei, wenn die ‚Ehre' engagiert wird. Ist der Betrag sehr groß?"

„Aber nein! Ich habe nicht gespielt! Ich habe dir doch vor Jahr und Tag mein Wort gegeben, daß ich nicht mehr spielen werde, und ich werde doch mein Ehrenwort nicht brechen!"

„Was gibt's aber noch, wobei die Ehre eine so große Rolle spielte?"

„Schau, Moritzl, ich appelliere an deine große, deine enorme Gescheitheit. Schau, du mußt einsehen, wenn es sich um ein Duell handelte, da wäre es doch mit dem bloßen Abreden auch nicht abgetan, und so gibt's noch manches andre, wo man sich über etwas hinwegsetzen muß, weil es nun einmal nicht anders geht. Es handelt sich um eine Frau."

„Ach sooo!"

„Na also, jetzt bist du gleich wieder bös, und wir sind fertig, und ich kann mich umschauen, wo ich mir anderswo einen Rat verschaffe! Hast du mir nicht versprochen, daß du nicht böse werden wirst?"

„Ich habe doch noch kein Wort gesagt!"

„Aber dein Gesicht, Moritzl, — ist das gar nichts."

„Für mein Gesicht kann ich nichts."

„Kannst schon zufrieden sein damit, Moritzl. Also sei wieder lieb. Würde ich mit dir denn so reden, wenn ich dich nicht gar so gern hätte? Das siehst du doch ein?"

„Aber ich weiß doch noch gar nicht, um was es sich handelt."

„Die Hauptsache wäre ja glücklich schon heraus — also um eine Frau. Du wirst mir zugeben, — die Baronin Meiersbach ist eine schöne Frau."

„Sie hat Füße wie ein Dackel."

„Dein altes System! Sowie mir eine Frau gefällt, so weißt du sofort etwas herauszufinden, um sie mir mit einer Bemerkung zu verekeln. Die ganze Welt ist darüber einig, daß sie eine schöne Frau ist!"

„Aber ich bitte — nimm sie dir sie hin, sie sei dein! Ich will weder dir noch der übrigen Menschheit den Geschmack an ihr verderben. Du kannst aber sagen, was du willst, Dachsbeine hat sie doch, und eine Frau mit Dachsbeinen ist bei mir keine schöne Frau."

„Ich darf zu meiner Entschuldigung anführen, daß ich sie nicht gesehen habe."

„Das ist sehr edel von dir, Isidor, ich danke untertänigst."

„Nein, nein, Moritzl, du hast schon recht. Irgend etwas — ich weiß nur nicht was — hat mich doch immer geniert, das hat aber nicht gehindert, daß ich doch in eine große Schlamastik hineingeraten bin. Das war so — aber du wirst nicht böse werden?"

„Rede nur."

„Wie ich hineingesprungen bin, weiß ich eigentlich nicht recht, aber auf einmal hat sie mich gehabt."

„Wirst ihr halt doch ein bissel den Hof gemacht haben."

„Ein bissel schon. Eine schöne Frau ist sie doch — kannst sagen, was du willst. Und — weißt — die Männer sind ja im allgemeinen nicht sehr gescheit, na, und im besonderen —"

„Ich weiß."

„Kurz und gut, und wenn du mich erschlägst, ich weiß nicht, wie's zugegangen ist — ich Esel mache ihr wirklich eine Erklärung."

„Sehr schön, das ist ja recht angenehm zu hören. Und?"

„Und — wie sie mich so weit gehabt hat, da ist sie gleich kolossal schneidig ins Zeug gegangen."

„So?"

„Jawohl, sie ging die Sache sehr scharf an."

„Was sagte sie denn?"

„Wir zwei, sie und ich, sind keine Alltagsmenschen, wir sind Edelmenschen, hat sie gesagt."

„Hat sie gesagt?"

„Jawohl, das hat sie gesagt."

„Schön, und was hat sie noch gesagt?"

„Daß sie doch nicht eine gewöhnliche Liebschaft mit mir entrieren könne."

„Sondern? Eine Edelliebschaft?"

„Ich würde sie doch nicht zu meiner Maitresse erniedrigen wollen. Natürlich schwor ich, daß mir ein so verruchter Gedanke niemals gekommen sei und niemals kommen werde."

„Sondern?"

„Sondern — was weiß ich?! Du hast keine Ahnung, was man so zusammenplauschen kann in der Hitze des Gefechtes."

„Und von mir war gar nicht die Rede?"

„O ja. Sie meinte, daß es auch meiner Hochnatur — Hochnatur hat sie gesagt — nicht entsprechen könne, meine Frau auf ganz ordinäre Art zu betrügen."

„Jetzt bin ich aber neugierig, wie die Sache doch angepackt werden sollte."

„Sehr einfach. Sie meinte, Ausnahmscharaktere müßten zu Ausnahmsmitteln greifen. Wir müßten fliehen."

„Wohin?"

„Habe ich auch gefragt. Einerlei, wohin — hat sie gesagt. Weit weg übers Meer, ein neues Leben anfangen, nur unsrer Liebe leben, und hier soll man nie wieder etwas von uns hören."

„Das wäre allerdings kein gewöhnlicher Betrug, — Edelmenschen müssen immer was Besonderes haben. Und was erwidertest du hierauf?"

„Ich stimmte begeistert zu."

„Bist ein Ehrenmann!"

„Nein, Moritzl, nur ein Vieh. Aber ich bitte dich, wenn man so ins Feuer kommt, da gibt es keine Dummheit auf der Welt, die man nicht begehen, geschweige denn reden würde."

„Die Flucht wurde also beschlossen?"

„Jawohl."

„Und auch schon die Stunde festgestellt?"

„Natürlich!"

„Nun, gar so natürlich hätte ich das doch nicht gefunden. Also — glückliche Reise!"

„Geh, sei gut, Moritzl! Hilf mir, daß ich da mit Ehren herauskomme."

„Ich weiß nicht, was du ‚mit Ehren' nennst. Von mir aus — fahre mit ihr!"

„Aber Kindl, ich bleibe ja tausendmal lieber bei dir. Du wirst doch nicht glauben, daß sie mit dir einen Vergleich aushalten kann!"

„Dann kümmere dich nicht weiter um sie."

„Das geht nicht, Moritzl; ich bin Kavalier, und das geht mir wider die Ehre, eine Frau einfach sitzen zu lassen."

„Bei mir wär's dir aber nicht wider die Ehre gegangen. Mich, die rechtmäßige Frau — ich bin allerdings kein Edelmensch, wie die Baronin —, mich darf man sitzen lassen."

„Hätte ich nie getan!"

„Also du möchtest da ‚mit Ehren' herauskommen. Gilt es ein Duell, wo es ums Leben geht, — die Ehre! Ein Spiel, wo ein Vermögen vergeudet, eine nichtswürdige Liebschaft, durch die ein Familienglück zerstört wird, — die Ehre! Ich glaube, ihr habt die Ehre nur, um sie jeder Dummheit und Schlechtigkeit umzuhängen."

„Da haben wir's; jetzt schimpfst du doch. Ich habe dir gleich gesagt, daß es gewisse Dinge gibt, über die man nicht hinauskommt und wo alles Predigen nichts nützt. Der Vergleich mit dem Duell war ein ganz guter."

„Also bitte: erfülle deine Ehrenpflicht und geh mit ihr durch. Ich halte dich nicht."

„Fällt mir nicht ein."

„So laß sie allein durchgehen."

„Das geht nicht. Man muß etwas erfinden —"

„Warum geht es nicht?"

„Ich habe ihr versprochen —"

„Richtig, die Ehre! Sein Wort muß man halten."

„Natürlich."

„Was du doch für ein großer Ehrenmann bist, mein lieber Isidor! Du wirst niemals dein Wort brechen."

„Gewiß nicht."

„Schön. Du hast ihr versprochen. Du mußt halten. Dabei vergißt du nur eines. Mir hast du auch etwas versprochen, ja sogar vor dem Altar beschworen, aber daraus macht man sich nichts. Fremden Leuten hält man sein Wort, aber die eigne Frau darf man belügen und betrügen nach Herzenslust. Man darf sie auch mit Füßen treten. Das ist eure Ehre!"

„Aber, Moritzl, wenn ich dir schon tausendmal sage, — du bist mir tausend- und millionenmal lieber als jede andre Frau. Es war wirklich nur Dummheit!“

„Hast du mich wirklich und wahrhaftig gern?“

„Frag nicht so dumm.“

„Du mußt mir antworten.“

„Ja, du süßer Schafskopf.“

„Hände weg! Auslassen, sag' ich. Nein, einen Kuß kriegst du jetzt auch nicht. Schön niedersetzen; früher sag' ich kein Wort.“

„Ich bin schon wieder brav.“

„Gut, aber auch brav sitzen bleiben! Also höre meine Meinung.“

„Da bin ich furchtbar neugierig.“

„Es geht nicht anders, — sein Wort muß man halten. Du wirst sie entführen.“

„Bist du verrückt?“

„Du hast ihr's versprochen. Du wirst dich pünktlich am Bahnhof einfinden.“

„Gut, gut!“

„Aber du hast ihr nur versprochen, mich zu betrügen, mich zu verlassen, nicht aber auch deine Kinder.“

„Soll ich vielleicht die Kinder zu der Expedition mitnehmen?“

„Natürlich!“

„Da hört aber doch alles auf!“

„Warum denn? Man muß ja nicht gleich auch ein Rabenvater sein, wenn man schon versprochen hat, ein Rabengatte zu werden. Also die Lorl, die Dorl und der Florl werden mitgenommen. Für den Florl ist die Amme noch unentbehrlich, deshalb dürfen aber die Saugflasche und der Schnellsieder doch nicht vergessen werden.“

„Und das Kinderwagerl?“

„Das selbstverständlich auch nicht. Für die beiden Mädel genügt das Kindermädchen und die Bonne. Wen und was du für dich mitnehmen willst, das ist deine Sache.“

„Und mit Kinderwagen und Saugflasche, mit Amme und Bonne, mit Schnellsieder und einer Kinderschar soll ich am Bahnhof antreten, um eine Frau zu entführen.“

„Wie sonst? Willst du deine Kinder schnöde verlassen? Die Methode ist vielleicht etwas ungewöhnlich, aber wenn man sich schon in Abenteuer einläßt, dann muß man diese wenigstens seinen Verhältnissen anzupassen trachten, oder man läßt sich überhaupt nicht ein. Was vielleicht klüger und anständiger wäre. Nun, was hältst du davon?“

„Du erlaubst schon, daß ich aufstehe. Das muß ich dir ins Ohr sagen.“

„Aber, Isidor, du zerraufst mir die ganze Frisur!“

„Das macht nichts.“

„Isidor, wirst du Ruhe geben? Isidor, was treibst denn? Isidor! Wirst du loslassen?“

„Fällt mir nicht ein."

„Du! Ich schreie. Paß auf, ich schreie, daß das ganze Haus zusammenläuft."

„Geniert mich nicht."

„So sei doch g'scheit, Isidor."

„Bin ich ja."

„Isidor!"

„Ruhig, Moritzl. Das geht dich gar nichts an, wenn ich dich im Triumph herumtrage."

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Na, und natürlich hat dann die Baronin eine riesige Wut gehabt. — —



Literarische Berichte.

Eine Seemanns-Laufbahn. Von Albert I. Fürst von Monaco. Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von Alfred H. Fried. Berlin, Boll und Pickardt.

Schon die Persönlichkeit des Verfassers wird manche Leser gespannt nach diesem Werke greifen lassen, das jedoch auf jeden „succès de curiosité" verzichten kann und durchaus um seiner selbst willen gelesen zu werden verdient. Fürst Albert hat sich bekanntlich um die Tiefseeforschung ungemein verdient gemacht und nicht nur neue und ungemein praktische Hilfsmittel für sie erfunden, sondern auch zahlreiche Fahrten mit bemerkenswerten wissenschaftlichen Ergebnissen ausgeführt. Was er darüber in diesem gut übersetzten und schön ausgestatteten Werke berichtet, ist keineswegs für Fachmänner oder Gelehrte bestimmt, sondern wird jeden Naturfreund mit Interesse erfüllen. Manche Naturschilderungen sind meisterhaft ausgeführt. E. M.

Auch Einer. Eine Reisebekanntschaft von Friedrich Theodor Vischer. Volksausgabe in einem Bande. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt 1904. Gebunden M. 5.—.

Vor nunmehr 25 Jahren erschien zum erstenmal dies humorvoll geistesgewaltige Werk des schwäbischen Aesthetikers, ein Bekenntnisroman, der in seiner Mischung von Phantastik und Realismus und in verschiedenen andern Punkten sich von Vischers Liebling Jean Paul beeinflußt zeigt. „Daneben aber durchdringen" — hebt Richard M. Meyer in seiner deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts hervor — „wie ebensoviele Feuerströme Leidenschaften, die Jean Paul so nie gekannt, dies Buch: ein feuriger Haß gegen Heuchelei, Philistrosität, Unsittlichkeit, Tierquälerei, Unselbständigkeit und andre Flecken des modernen Lebens; eine glühende patriotische Begeisterung; eine feurige Hingabe an die großen Meister der Kunst und Dichtung." Neben der bisherigen zweibändigen Ausgabe dieses Buches, von der die zehnte Ausgabe vorliegt, ist nun eine Volksausgabe in einem einfach aber würdig ausgestatteten Bande zu einem mehr als doppelt niedrigeren Preise erschienen, die sicherlich dazu beitragen wird, das ebenso originelle als bedeutende Buch in immer weiteren Kreisen bekannt zu machen; dies ist aber dringend zu wünschen, denn es ist eine gesunde Lektüre, die befreiend und kräftigend wirkt. Jeder verständnisvolle Leser wird sich von dem tiefsinnigen und — wie z. B. in der Pfahlbaunovelle — oft grotesken Humor erheitert und erquickt fühlen. Daneben aber ergreift und erschüttert uns die düstere Tragik in dem Leben der „Reisebekanntschaft" des Dichters, jenes ernsten und stillen Mannes, dem er zuerst nur aushilfsweise die Bezeichnung „A. E." = Auch

Einer gibt, bis er den richtigen Namen Albert Einhart erfährt. Die Gestalt dieses Kämpfers gegen Heuchelei und Philistertum, den immerfort der Gegensatz zwischen seelischem Aufschwung und physischer Unzulänglichkeit peinigt, ist in ihrer Mischung von Schrullenhaftigkeit und gewaltigem Ernst, von polternder Rauheit und selbstloser Herzensgüte eine der wunderbarsten Schöpfungen unsers neueren Schrifttums. Fr. R.

Histoire des Littératures comparées, des origines au XXe Siècle. Par Frédéric Loliée. Préface de O. Gréard, de l'Académie Française. Paris, Ch. Delagrave. 497 S.

Dies Werk, das uns nach Aegypten, Indien, Europa, Amerika führt, von den Veden bis zu Annunzio, Kipling und Maeterlinck, ist weniger eine literarhistorische Sammlung und Sichtung des ungeheuern Materials als eine psychologische Analyse der geistigen Strömungen, von denen jenes Kunde gibt. Der Verfasser verbindet mit einer erstaunlichen Vielseitigkeit des Wissens Schärfe des Urteils und fesselnde Vortragsweise. In dieser Geschichte und psychologischen Würdigung der Weltliteratur, in der mancher vielleicht diesen und jenen Namen vermissen wird, in der aber sicher alle großen Richtungen und Kulturzusammenhänge berücksichtigt sind, ist das Gemeinsame wie das Trennende dieser Zusammenhänge gleich stark und richtig betont: die internationale, kosmopolitische wie die nationale Seite der Literatur. Wie beide wirksam sind, wie sie sich ergänzen und bekämpfen, wie aus ihnen das Ganze der Literatur wird. Die klare Erörterung dieser Probleme ist ein Hauptverdienst des anregenden und wissenschaftlich wertvollen Werkes. Br.

Sozialpolitische Schriften von Thomas Carlyle. Aus dem Englischen von Friedrich Bremer und Paul Seliger. Zwei Bände. Leipzig, Otto Wigand.

Die Mahnungen des Idealisten Carlyle verdienen in unsrer Zeit, in der man mehr und mehr unter Realpolitik die Uebertragung der materialistischen Geschichtsauffassung auf die Gegenwart versteht, doppelte Beachtung. Wenige haben es gleich ihm verstanden, mit einem ethischen Pathos, das nicht zur Phrase wird, darauf hinzuweisen, daß auch im politischen Leben nicht bloße Machtfragen eine Rolle spielen, sondern sittliche Gesetze bedeutungsvoll und entscheidend sind. Der erste Band der vorzüglich übersetzten Schriften enthält die kleineren sozialpolitischen Aufsätze, u. a. die Abhandlungen über den Chartismus und über die Negerfrage, der zweite Band, die acht Flugschriften, die unter dem Titel „Vom Tage des Gerichts" zusammengefaßt sind. Br.

Die preußische Publizistik im Jahre 1859 unter dem Einfluß des italienischen Krieges. Von Theodor Scheffer, Dr. phil. Leipzig, B. G. Teubner.

Als einen Beitrag zur Geschichte der öffentlichen Meinung in Deutschland bezeichnet der Verfasser seine Abhandlung; sie gibt in der Tat dankenswerten Aufschluß über die Beziehungen zwischen den großen politischen Ereignissen zur Zeit des italienischen Krieges und der Stimmung in weiteren Kreisen, wie sie in zahlreichen Veröffentlichungen zum Ausdruck kam. Ein Thema, das ganz zu durchdringen und nachzuprüfen nur der Historiker vom Fach fähig und geneigt sein wird, das aber wohl auch andern Lesern dadurch zugänglich und zusagend gemacht ist, daß der Verfasser sich nicht auf Erörterungen der einzelnen publizistischen Stimmen beschränkt, sondern eine gut lesbare Darstellung der allgemeinen politischen Lage im Jahre 1859 hinzufügt. Br.

Frédéric Nietzsche. Contribution à l'histoire des idées philosophiques et sociales à la fin du XIXe siècle par Eugène de Roberty. Paris, Félix Alcan.

Roberty will nicht Nietzsches Persönlichkeit, sondern, das, was seine Philosophie an unpersönlichen, objektiven, bleibenden Bestandteilen bietet, erklären und würdigen. Sein Werk zerfällt in eine allgemeine Charakteristik und zwei Spezialabschnitte: Nietzsche als Philosoph und als Soziologe. Das Ganze ist weniger eine umfassende Darstellung und Kritik als eine Sammlung von Betrachtungen über dieses und jenes Problem, zu dem der Verfasser durch Nietzsche angeregt ist. Im allgemeinen erscheint er als ein Bewunderer und Anhänger von Nietzsches Lehre. Das Buch ist elegant geschrieben, bleibt in den ersten beiden Teilen mehr an der Oberfläche haften, enthält aber in dem der Soziologie gewidmeten Abschnitte bemerkenswerte Gesichtspunkte. Die Kapitel über die Entwicklung des Individualismus und über die ästhetische Auffassung der Moral seien besonders hervorgehoben. Br.

Gunhild Kersten. Novelle von Gabriele Reuter. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 2.50.

Die Titelheldin ist eine gefeierte Konzertsängerin, von der im Anfang der Novelle gesagt wird: „Wem es gelingt, menschliche Empfindung ganz wahr, losgelöst von allen gekünstelten Zutaten, in schön vollendeter

Form zum Ausdruck zu bringen, der ist ein großer Künstler. Gunhild Kersten gehörte heute, auf der Höhe ihrer Entwicklung, zu diesen wenigen großen Künstlern." Wie das frühverwaiste Mädchen sich aus der peinigenden Enge kleinstädtischer Verhältnisse zu solcher Höhe emporzuringen vermochte, weiß Gabriele Reuter mit sicherer Gestaltungskraft und in fesselnder Darstellung zu schildern. Die erste Liebe Gunhilds gewinnt Ingenieur Max Langewski, der ihr aber dann Lebewohl sagt, um nach Amerika zu gehen und dort Bahnen zu bauen. Er hat für eine an Komfort gewöhnte Mutter zu sorgen und glaubt erst als reicher und unabhängiger Mann an eine Heirat denken zu dürfen. Er kehrt heim, nachdem sein Ziel erreicht ist, findet Gunhild als berühmte Sängerin wieder, und in beider Herzen erwacht die alte Liebe aufs neue. Mit dem Egoismus des Mannes jedoch fordert Max, daß Gunhild um seinetwillen ihrer Kunst entsage. Weil sie aber deutlich empfindet, daß die selige Schaffenslust ihr Bestes ist, weigert sie sich. Wie nun in Max das rechte Verständnis für das innere Leben der Geliebten erweckt wird, so daß die zwischen ihnen entstandene Kluft sich schließt, das hat Gabriele Reuter in feinster psychologischer Zergliederung ausgeführt.

Fr. R.



Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Achelis, Prof. Dr. Th., Abriss der vergleichenden Religionswissenschaft. 208. Bändchen der „Sammlung Göschen". Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung. Gebunden 80 Pf.

Arnold, Dr. Robert, Die Kultur der Renaissance. Gesittung, Forschung, Dichtung. 189. Bändchen der „Sammlung Göschen". Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. Gebunden 80 Pf.

August, Carl, Die Grundlagen der Naturwissenschaft. Berlin, Hermann Walther Verlagsbuchhandlung. M. 1.50.

Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 41. Bändchen: Die Philosophie der Gegenwart in Deutschland. Zweite Auflage. Von Oswald Külpe. Leipzig, B. G. Teubner. Gebunden M. 1.25.

Bélart, Hans, Nietzsches Metaphysik. Berlin, Franz Wunder. M. 2.—.

Bischoff, Diedrich, Die Logenarbeit und das „Reich Gottes". Betrachtungen über die religiös-sittliche Erziehungsaufgabe der Freimaurerlogen. Leipzig, Max Hesse's Verlag. M. 1.50.

Blum, Hans, Die Ueberbande. Kriminalroman, frei nach den Akten erzählt. Berlin, Gebrüder Paetel. M. 4.—.

Deutsch-Oesterreichische Literaturgeschichte. Herausgegeben von Dr. J. W. Nagl und Professor Jakob Zeidler. 24. und 25. bezw. 7. und 8. Lieferung des Schlußbandes. Wien, Carl Fromme.

Deva-Roman-Sammlung. Band 46: Aus der weltlichen Komödie. Novellen von Balduin Groller. — Band 47: Frau von Röhloff. Novelle von Georg Wasner. — Band 48/49: Margaretes Mission. Roman in zwei Bänden von Gabriele Reuter. — Band 50: Iwan der Schreckliche und sein Hund. Roman von Hans Hoffmann. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Jeder Band 50 Pf., in geschmackvollem Geschenkband 75 Pf.

Dibelius, Prof. Dr. W., Bismarck und die Aufgaben unserer Zeit. Festrede gehalten beim Posener Bismarck-Kommers am 9. April 1904. Posen, Merzbach'sche Verlagsanstalt. 30 Pf.

Ducrocq, Georges, Pauvre et douce Corée. Troisième édition. Paris, H. Champion.

Exports, Die Organisation des. Sonderabdruck einer Artikelreihe der „Deutschen Export-Revue". Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 1.—.

Fischer, Dr. Max, Die Schäden unserer Hotel- und Wirtshausküche für Gesunde und Kranke. Reformvorschläge. München, Seitz & Schauer. M. 1.—.

Frankfurter zeitgemäße Broschüren. Band XXIII, Heft 6: Molitor, P. Raphael, Der gregorianische Choral als Liturgie und Kunst. Heft 7: Der Kampf in der Schule. Gedanken über die geistliche Schulaufsicht. Von einem katholischen Schulmanne. Preis des Bandes (12 Hefte) M. 4.60. Einzelhefte 50 Pf. Hamm i. W., Verlag von Breer & Thiemann.

Grazie, Marie Eugenie delle, Sämtliche Werke. V. Band: Liebe. Erzählungen. Vollständig in 9 Bänden oder 80 wöchentlichen Lieferungen (à M. 1.—). Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Gumppenberg, Hanns v., König Heinrich I. Geschichtliches Schauspiel in einem Vorspiel und fünf Akten. München, Georg D. W. Callwey. M. 2.—.

Gumppenberg, Hanns v., König Konrad I. Geschichtliches Schauspiel in einem Vorspiel und fünf Akten. München, Georg D. W. Callwey. M. 2.—.

Hochland. Monatsschrift für alle Gebiete des Wissens, der Literatur und Kunst. Herausgegeben von Karl Muth. Erster Jahrgang. Siebtes Heft. München und Kempten, Jos. Kösel'sche Buchhandlung. Vierteljährlich M. 4.—

Huberich, Henry Charles, The Trans-Isthmian Canal. A Study in American Diplomatic History (1825—1904). Austin, Texas.

Italienische Unterrichtsbriefe, Original-Methode Toussaint-Langenscheidt. Brief 1. Vollständig in 36 Briefen à M. 1.—. Berlin, Langenscheidtsche Verlagshandlung.

Kalle, Prof. Fritz und Schellenberg, Dr. Gustav, Wie erhält man sich gesund und erwerbsfähig? 226. bis 236. Tausend. Berlin, Verlag der Abegg-Stiftung. 10 Pf.

Koch, Julius, Die Gerechten. Ein Schauspiel in fünf Aufzügen. Bremen, Gustav Winter.

Lennemann, W., Aus Bauernlanden. Gedichte. Iserlohn, Ferd. Bischoff jr. M. 1.—

Levy, Oscar, Das neunzehnte Jahrhundert. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 2.—.

Medizinische Volksbücherei. Laienverständliche Abhandlungen. Herausgegeben von Dr. med. Kurt Witthauer. Heft 2: Die Pflege des Ohres und die Verhütung von Ohrerkrankungen. Von Prof. Dr. K. Grunert. (50 Pf.). — Heft 5: Der Aberglaube in der Krankenstube nach seinem Ursprung betrachtet. Von Felix Freiherrn v. Oefele. (30 Pf.) Halle a. S., Carl Marhold.

Neumann, Luise, Franz Neumann. Erinnerungsblätter von seiner Tochter. Mit Titelbild, Facsimiles und mit Abbildungen im Text. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). M. 6.—.

Petzet, Erich, Paul Heyse als Dramatiker. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. M. 1.50.

Puttkamer, Alberta v., unter Mitwirkung von Staatssekretär a. D. Max v. Puttkamer, Die Aera Manteuffel. Federzeichnungen aus Elsaß-Lothringen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 6.—.

Renner, Gustav, Ahasuer. Eine Dichtung. Gr.-Lichterfelde, E. Th. Förster. M. 3.—.

Renner, Gustav, Gedichte. Gesamtausgabe. Durchgesehen und vermehrt. Gr.-Lichterfelde, E. Th. Förster. M. 3.50.

Revue de Paris, La, 11e Année. No. 8. 15 Avril 1904. Paris, Prix de la livraison Fr. 2.50.

Rheinhard, Dr. W., Schönheit und Liebe. Ein Beitrag zur Erkenntnis menschlichen Seelenlebens. Leipzig, Theod. Thomas. M. 3.—.

Riedberg, Erika, Allerleirauh. Lustiges und Trauriges. Heidelberg, Heidelberger Verlagsanstalt und Druckerei. M. 3.—

Schillers Sämtliche Werke. Säkular-Ausgabe in sechzehn Bänden. Herausgegeben von Eduard von der Hellen. Band 7. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. Preis des Bandes geheftet M. 1.20, in Leinwand gebunden M. 2.—.

Schneiderreit, Max, Heinrich Zschokke. Seine Weltanschauung und Lebensweisheit. Berlin, Ernst Hofmann & Co. M. 4.50.

Schwedische Unterrichtsbriefe, Original-Methode Toussaint-Langenscheidt. Brief 1. Vollständig in 36 Briefen à M. 1.—. Berlin, Langenscheidtsche Verlagshandlung.

Sittenberger, Hans, Grillparzer. Sein Leben und Wirken. Mit Bildnis und Handschrift. Band 46 der Biographien-Sammlung „Geisteshelden". Berlin, Ernst Hofmann & Co. M. 2.40.

Steinhausen, Dr. Georg, Geschichte der Deutschen Kultur. Mit 206 Abbildungen im Text und 22 Tafeln in Kupferätzung und Farbendruck. Lieferung 1. Vollständig in 15 Lieferungen zu je M. 1.—. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Sträter, Edmund, Das Studienheft als Mittel zur Vertiefung der Lektüre. Magdeburg, Creutz'sche Verlagsbuchhandlung. 60 Pf.

Thimme, Friedrich, Die Hannoversche Heeresleitung im Feldzuge 1866. Eine kritische Beleuchtung der Erinnerungen des hannoverschen Generalstabschefs Oberst Cardemann. Hannover, Otto Tobies. M. 1.—.

Vischer, Friedrich Theod., Auch Einer. Eine Reisebekanntschaft. Volksausgabe in einem Bande. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Geheftet M. 4.—; gebunden M. 5.—.

Vogrinec, Anton, Nostra maxima culpa! Die bedrängte Lage der katholischen Kirche, deren Ursachen und Vorschläge zur Besserung. Wien, Carl Fromme. M. 3.40.

Vorträge und Aufsätze aus der Comenius-Gesellschaft. Zwölfter Jahrgang. 3. Stück: Vedânta und Platonismus im Lichte der Kantischen Philosophie. Von Dr. Paul Deussen. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. M. 1.—.

Witkowski, Prof. Dr. Georg, Was sollen wir lesen und wie sollen wir lesen? Vortrag. Leipzig, Max Hesse's Verlag. 20 Pf.

53 Jahre aus einem bewegten Leben. Vom Verfasser der Memoiren eines österreichischen Veteranen. 1. Band. 2. Auflage. Wien, Wilh. Braumüller. M. 5.—.

== Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten. ==

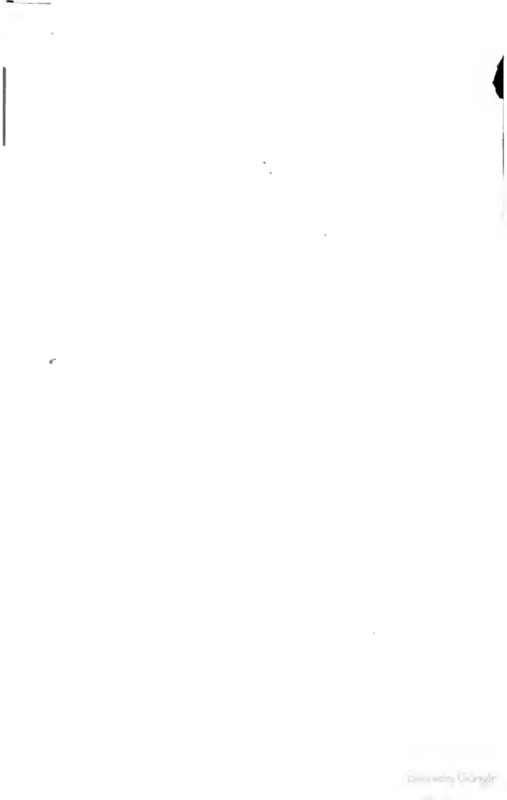
Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

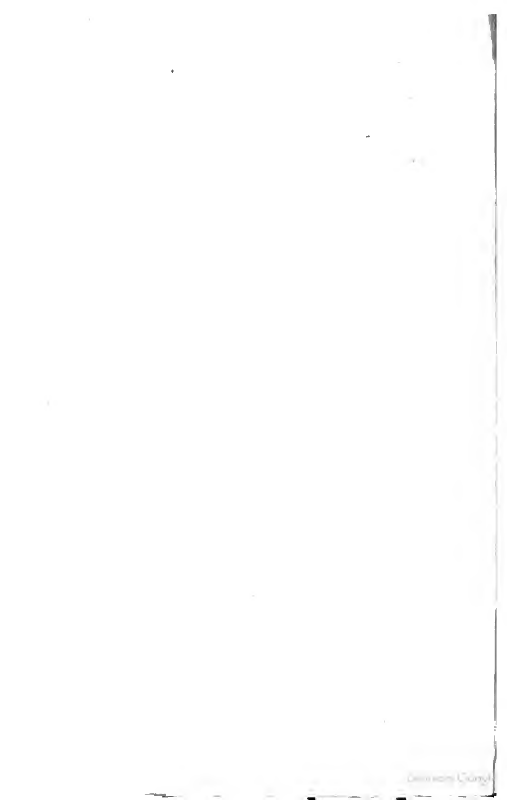
== Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen. ==

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart. — Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstr. 121/23.

Diesem Hefte sind Prospekte der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart und der G. Grote'schen Verlagsbuchhandlung in Berlin beigegeben, die gefl. Beachtung empfohlen werden.






Widener Library
3 2044 098 625 411